3 Bde. T...

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Jahrgang I, 1906 (Doppelheft)

Mit 8 Tafeln in Lichtdruck, Autotypie u. a. und zahlreichen Abbildungen im Text

(Neue Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer, deren alte Folge mit Band IV, 1893/1905 abgeschlossen wurde.)

Mainz 1906, in Kommission bei L. Wilckens

Gedruckt bei Philipp von Zabern, Grossh. Hess. Hofdruckerei, Mainz

1906-1909
(Jahr. 1-4)

I.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz für das Rechnungsjahr April 1903 bis April 1904

DIE Hauptaufgabe des Museums, die im Boden erhaltenen Reste der ältesten Kulturen Deutschlands bis zu den Zeiten Karls des Großen in Nachbildungen und Originalen zu sammeln und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet der archäologischen Forschung wie der Belehrung weiterer Kreise nutzbar zu machen, diese Aufgabe konnte auch im laufenden Jahre nur bei größter Anstrengung aller Kräfte rüstiger gefördert werden.

Die Sammlungen des Römisch-Germanischen Centralmuseums umfassen jetzt *20057 Nachbildungen von Altertümern*, erhielten also einen Zuwachs von 722 Nummern. Diese Zahl setzt sich aus 641 in den Werkstätten des Museums hergestellten Kopien und 81 von auswärts bezogenen Abgüssen zusammen. Die letztgenannte Gruppe besteht aus teils im Austausch, teils als Geschenk von den Museen in Berlin, Wien und Karlsruhe übergebenen Nachbildungen. Dazu kommen 555 durch Ankauf und Schenkung gewonnene *Originalaltertümer*, sodaß sich die gesamte Vermehrung auf 1277 Nummern beziffert. Wenn die Zahl der in den eigenen Werkstätten hergestellten Abformungen auch in diesem Jahre nicht die gewohnte Höhe erreicht, so sind im allgemeinen die gleichen Ursachen wie im vorigen Jahre Veranlassung gewesen. Abgesehen von den durch die Wiederherstellungsarbeiten am kurfürstlichen Schlosse gegebenen Störungen beanspruchten zahlreiche Bestellungen und unabweisbare Arbeiten für auswärtige Museen und Anstalten, namentlich auch die Anfertigung der für das Saalburg-Museum bestimmten Trophäen römischer und fränkischer Waffen, die Abformung der Gigantensäule von Schierstein und anderes, einen kaum geringeren Aufwand an Zeit als die Behandlung der großen Fundkomplexe und zahlreicher einzelner Fundstücke, die namentlich von den Museen in Darmstadt, München, Regensburg, Sigmaringen und Worms zur Reinigung, Ergänzung und konservierenden Behandlung eingesandt wurden.

Bedeutsamere Ergänzungen erfuhr namentlich die Abteilung der Nachbildungen *neolithischer Altertümer*. Die bis jetzt nur ganz ungenügend vertretene Stufe des *Rössener und Bernburger-Typus* Mittel- und Norddeutschlands konnte durch Nachbildung von geschlossenen Gräberfunden von *Rössen* selbst (Prov. Sachsen) und Hindenburg (Altmark) sowie vom Baalberge bei Bernburg und aus der Opperschöner Mark bei Halle zur Anschauung gebracht werden. Ebenso wurden charakteristische Beispiele der neuerdings bei Heidelberg und Friedberg erschlossenen lokalen *Abart des Rössen-Niersteiner-Typus* nachgebildet, ferner Belege für das bei Großgartach-Frankenbach kürzlich beobachtete gleichzeitige Vorkommen von Rössener- und Spiralkeramik. Weitere Gefäße der *Spiralkeramik* kamen hinzu von Flomborn in Rheinhessen, der *Schnurkeramik* von Groß-Ostheim am Main.

Da zeitweilige kurze Zusammenstellungen der in den einzelnen Abteilungen des Museums bis jetzt vorhandenen wichtigeren Gruppen von Nachbildungen nicht unwillkommen sein dürften, sei diesmal ein kurzes Verzeichnis der bemerkenswerteren Nachbildungen aus neolithischen Wohnplätzen und Grabfeldern Deutschlands gegeben.

1. Von dem für Nordwestdeutschland so charakteristischen *Megalith-Typus* besitzt das Museum Nachbildungen sämtlicher Funde aus dem Ganggrabe des Denghoogs auf der Insel Sylt, eine sehr umfängliche Gruppe von Tongefäßen aus den Steinkammergräbern der Gegend von Osnabrück (und Münster), auch einige Beispiele aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und von Rügen.

2. Vom *Rössener-Typus:* a) aus Nord- und Mitteldeutschland das Inventar von Flachgräbern von Rössen und Hindenburg, Wohnstättenfunde von Nauendorf; b) vom entsprechenden *Nierstein-Albsheimer-Typus* Süddeutschlands: Funde aus Wohnplätzen und Gräbern, namentlich zahlreiche Tongefäße von Friedberg, Wiesbaden, Heidelberg, Großgartach, Nierstein, Albsheim und zahlreiche Einzelfunde von verschiedenen Orten.

3. Vom *Hinkelstein-Typus:* Zahlreiche Grabfunde von Monsheim, Worms (Rheingewann), Rheindürkheim, vereinzelte Funde von Alzey, Nierstein und andern Orten Rheinhessens.

4. Von der *Spiral- oder Linear-Keramik:* a) aus Mittel- und Norddeutschland einzelne Gefäße, Scherben, Spondylusschalen usw. aus dem Mansfelder See- und Gebirgskreis, von Bernburg, Wanzleben, Minsleben, der Gegend von Braunschweig; b) aus Süddeutschland meist größere Gruppen von Wiesbaden, von verschiedenen Orten der Wetterau, Höchst, Eichelsbach im Spessart, Wenigumstadt (Flur Wispling) bei Obernburg, aus Starkenburg, von Heidelberg, Großgartach, von Flomborn, Alzey und anderen Orten Rheinhessens.

5. Von dem *Pfahlbauten- oder Michelsberger-Typus:* Nachbildungen und Originale aus den Stationen des Bodensees, vom Michelsberg bei Bruchsal, von verschiedenen Orten Rheinhessens, von Schierstein, einige Materialien auch von Schussenried, ferner von Münchshöfen, dem Auhögl bei Hammerau und der Roseninsel in Oberbayern.

6. Vom *Bernburger-Typus* sind zu nennen: Funde aus Alsleben im Mansfelder Seekreis, aus der Umgegend von Eisleben, von dem Baalberge bei Bernburg, aus der Opperschöner Mark und von Niedleben bei Halle. Von verwandten Erscheinungen sind zu erwähnen: Gräberfunde von Molkenburg (Prov. Sachsen), Kugelamphoren und Begleitgefäße von dem Baalberg bei Bernburg, aus der Gegend von Eisleben und Altenburg, von Langeneichstädt (Kr. Querfurt), Althaldensleben, aus Mecklenburg und Holstein; ferner eine offenbar schon im Übergang zur Bronzezeit stehende Gattung aus der Gegend von Eisleben und aus Schlesien (Jordansmühl, Woischwitz usw.), während andere aus Schlesien stammende Gefäße noch älteren bandkeramischen Charakter verraten.

7. Von der *Schnur-Keramik:* a) Aus Norddeutschland zahlreiche Grabhügelfunde aus den Museen in Jena, Altenburg, Halle, Eisleben, Burgscheidungen, vereinzelte, wenn auch modifizierte Gefäße dieser Gattung aus den Museen

in Hannover, Kiel, Danzig; b) aus Süddeutſchland: von Holzheim in Oberheſſen, Großumſtadt, Heppenheim in Starkenburg, aus dem Frankfurter Stadtwald, Groß-Oſtheim und Goldbach bei Aſchaffenburg, Grafrath in Oberbayern.

8. Von der *Art der Glocken- und Zonenbecher:* a) Aus Norddeutſchland: Funde aus der Gegend von Eisleben, Groß-Oſterhauſen (Kr. Querfurt), Achim und Jerxheim in Braunſchweig, Bolzin in Mecklenburg, Woiſchwitz in Schleſien u. a.; b) aus Süddeutſchland: Stetten a. d. Donau, Hartenek bei Ludwigsburg, Nordheim in Starkenburg, Friedberg, Frankenthal und von zahlreichen Orten in Rheinheſſen.

Über das aus außerdeutſchen Ländern vorliegende Vergleichsmaterial dieſer Zeit werden wir ein andermal berichten.

Sieht man von einigen eigenartigen Erſcheinungen Nordoſtdeutſchlands und des nordalpinen Vorlandes bis zur Donau ab, ſo ſind die Hauptgattungen der neolithiſchen Entwicklungsſtufen Deutſchlands im Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum bereits durch zahlreiche Beiſpiele vertreten, und es dürfte ſich nunmehr darum handeln, zunächſt die angedeuteten Lücken auszufüllen und dann weitere beſonders charakteriſtiſche, geſchloſſene Gräberfunde der verſchiedenen Stufen zu beſchaffen.

Auch die *Abteilung der bronzezeitlichen Funde* Deutſchlands erhielt in dieſem Jahre eine ſchätzenswerte Bereicherung, ſo durch frühbronzezeitliche Funde aus dem großen Grabhügel bei Leubingen (Reg. Bez. Merſeburg): die Klinge eines Schwertſtabs, drei trianguläre Dolche, zwei Äxte mit niedrigen Seitenrändern, drei Bronzemeißel, während eine Säbelnadel, ein Noppenring und der goldne Armring ſchon früher nachgeformt worden waren, das mitgefundene Tongefäß, ein Serpentinhammer und ein Wetzſtein erſt ſpäter nachgebildet werden können. Von einem Grabfund bei Hedersleben (Kr. Aſchersleben) rühren her: ein Meißel aus zinnarmer Bronze, ein Steinhammer mit Schaftloch und ein gehenkeltes Tongefäß; aus dem Schneiderberg bei Baalberge: ein kleiner triangulärer Dolch und ein größerer Dolch, deſſen Griff mit kleinen Scheiben verziert iſt, wie ein ähnliches Exemplar z. B. im Depotfund von Caſtione vorliegt. Auch aus den Grabhügeln von Baierseich in Starkenburg wurden wieder Bronzegeräte und zahlreiche Tongefäße nachgebildet, die der älteren und mittleren Bronzezeit angehören; aus der letzteren Periode auch zahlreiche Funde aus Grabhügeln bei Traiſa bei Darmſtadt und Brunn an der Laaber; unter den Gefäßen von Baierseich und Traiſa zeigen mehrere die eigenartigen Kerbmuſter, wie ſie zuerſt namentlich aus dem Hagenauer-Wald bekannt wurden, neuerdings aber auch anderwärts mehrfach zum Vorſchein kamen. Der jüngſten Bronzezeit bezw. dem Übergang zur Hallſtatt-Periode gehören Fundſtücke aus der Umgebung von Heilbronn (Abſtatt) an: eine Bronzeſchale, Bronzemeſſer, ähnlich dem des Burladinger Fundes, der ſchon im letzten Bericht erwähnt wurde. Während die einzelnen Unterabſchnitte der Bronzezeit im allgemeinen ſich bereits ziemlich deutlich unterſcheiden laſſen, liegt die Übergangszeit von der neolithiſchen zur Bronzezeit namentlich in Süddeutſchland noch ſehr im dunkeln. Deshalb ſollen gerade für dieſe Periode noch weitere geſchloſſene und charakteriſtiſche Gräberinventare aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands gewonnen werden.

Die Übergangszeit von der Bronze- zu der *Hallſtatt-Periode* ſteht durch die zahlreichen Urnenfelder- und Grabhügelfunde namentlich Südweſtdeutſchlands bereits ziemlich deutlich vor Augen, wie auch der Schluß der Hallſtatt-Periode durch die prächtigen Funde Süddeutſchlands; dagegen iſt über die Chronologie der älteren und mittleren Hallſtatt-Periode noch keine volle Sicherheit erzielt. Von Intereſſe ſind deshalb die neuhinzugekommenen Gräberinventare gerade dieſer Zeit von Worms und aus der Lindener Mark bei Gießen, erſtere u. a. mit maſſiven Armringen, wie die von der Koberſtadt, Rappenau uſw., letztere mit Gefäßen von der bis jetzt ſo ſeltenen Art der Gündlinger (Muſeum Karlsruhe). Aus dem Gießener Fund ſind noch beſonders zu erwähnen: die älteren, buntbemalten Gefäße, die in letzter Zeit ähnlich auch bei Wiesloch und in der Koberſtadt und früher ſchon bei Buch im Odenwald, bei Miltenberg und über den Main hinüber bis in die Rhön hinein (Muſeum Jena) zum Vorſchein gekommen ſind. Andere neuere Zugänge der Hallſtatt-Zeit ſtammen aus der Gegend von Sigmaringen, von Neuhäuſel im Weſterwald (Urne mit einer Art Schnurverzierung) und von verſchiedenen bayeriſchen Fundorten.

Von *La Tène-Altertümern* ſind hervorzuheben: Früh-La Tène-Funde von Monsheim in Rheinheſſen (Tonflaſche, Masken- und Tierkopffibel uſw.) und von Gießen (ein Gürtelhaken mit menſchlicher Maske); etwas jüngerer Zeit, aber noch Skelettgräbern gehören an die Funde vom Kriegshübel bei Hirſtein im Hunsrück (Flaſche, große Urne, Schale, alle mit Verzierung, Schwerter, Lanzen, Meſſer); aus dem Beginn der Brandgräberzeit ſtammen: Grabhügelfund von Sötern im Hunsrück mit keſſelförmiger Urne, Napf, verzierter Schale; von Butzbach verſchiedene Tongefäße einer noch nicht ganz ſicher beſtimmten Stufe; aus der Mittel- und Spät-La Tène-Zeit wieder reiche Gräberfunde von Manching, Männer- und Frauengräber mit charakteriſtiſcher Ausſtattung, namentlich auch mit Tongefäßen; aus der Spät-La Tène-Zeit Funde aus der Gegend von Thorn (Muſeum Thorn). Schon jetzt laſſen ſich an der Hand des im Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum vorhandenen Materials in der Früh-La Tène-Zeit, beſonders auf Grund der Gefäßformen, ausgeprägte Lokalgruppen erkennen, ſo eine ſüdöſtliche, das nördliche Bayern und Böhmen umfaſſende, eine ſüdweſtliche, über Württemberg, Baden, Elſaß reichende, eine mittelrheiniſche uſw.; doch bedürfen die vorhandenen Materialien noch ſehr der Ergänzung. Auch für die wichtige Frage des Verhaltens der Spät-Hallſtatt- zur La Tène-Zeit in Mittel- und Norddeutſchland bieten ſie noch wenig ſichere Anhaltspunkte. Deshalb dürfte die Ausgeſtaltung gerade dieſer Abteilung für die nächſte Zeit ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordern, eine nicht ganz leichte Aufgabe, da einerſeits nur wenig deutſche Muſeen brauchbares Material beſitzen und anderſeits gerade dieſe Abteilung ſchon ſeit langer Zeit wegen Raummangels nicht mehr überſichtlich aufgeſtellt werden kann.

In der *römiſchen Abteilung* wurden, um die Chronologie und Entwicklungsgeſchichte der römiſch-provinzialen Keramik zur Anſchauung zu bringen, die vorhandenen Lücken durch Nachbildung geſicherter frührömiſcher Gefäße und Gefäßreſte von Haltern, Nymwegen und Weiſenau, einer Anzahl bemalter Gefäße aus trajaniſch-hadrianiſcher und ſpätrömiſcher Zeit von Friedberg in Oberheſſen und Gondelsheim in Baden ſowie mehrere hervorragende Einzelſtücke verſchiedener Perioden ergänzt. Von Sauſenheim in Rhein-

bayern ſtammt ein Geſamtfund von Bronzegeräten, ähnlich dem von Rheinzabern. Von Intereſſe iſt auch eine Zuſammenſtellung frührömiſcher Beile und Meſſer mit Scheide- und Futteralbeſchlägen, die offenbar von den fabri getragen wurden (vgl. „Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit" V. II. Tafel 10). Von germaniſchen Altertümern der römiſchen Kaiſerzeit wurden weitere Gefäße aus dem Gräberfeld bei Gießen und Grabfunde aus der Gegend von Bromberg nachgebildet. Auch für die römiſche wie frühgermaniſche Abteilung bleiben noch wichtige Aufgaben zu löſen, die aber nur langſam gefördert werden können, weil ſie die Arbeitskräfte der Werkſtätten in beſonders hohem Maße in Anſpruch nehmen: einmal die ſyſtematiſche Ergänzung der für rheiniſche Geſchichte und Kultur wichtigen Steindenkmale, insbeſondere der Militärreliefs, ſodann die Darſtellung der Eigenart römiſcher Keramik in beſtimmten Gebieten, wie ſich jetzt ſchon eine Donaugruppe, eine mittelrheiniſche uſw. ſcheiden läßt. Vor allem aber ſoll der Einfluß der römiſchen Kultur auf die germaniſchen Gebiete außerhalb des Limes mehr zur Anſchauung gebracht werden, als es bis jetzt der Fall iſt, ſowie anderſeits das rein germaniſche Element namentlich durch Beſchaffung wichtiger Materialien aus den Gräberfeldern Norddeutſchlands vom 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. noch mehr zum Ausdruck kommen muß.

Die Vermehrung der Abteilung, welche die *Altertümer der Merowinger- bezw. Karolingerzeit* umfaßt, ſteht in dieſem Jahre hinter dem reichen Zuwachs der übrigen Abteilungen des Muſeums zwar zurück, doch ſind immerhin wertvolle Zugänge zu verzeichnen. Das reiche Inventar des vor drei Jahren bei Gültlingen in Württemberg aufgegedeckten Grabes eines vornehmen Alamannen darf vor allem Beachtung fordern, da es neben den gewohnten, in dieſem Falle z. T. reich ausgeſtatteten Waffen einen Helm barg. Dieſe Schutzwaffe der fränkiſch-alamanniſchen Zeit, bis dahin nur in einem vielumſtrittenen Exemplar, dem ſog. Zu Rhein'ſchen Helm (Muſeum in Petersburg) bekannt, liegt nunmehr in 5 Exemplaren, von welchen 4 aus Gräbern ſtammen, vor. Das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum beſitzt bis jetzt die Nachbildung der Helme von Baldenheim (Muſeum Straßburg i. E.), von Gültlingen (Muſeum Stuttgart) und des in dem Kaiſerlichen Eremitage-Muſeum in Petersburg aufbewahrten Waffenſtücks unbekannten Fundorts. Weitere Reihengräberfunde, hauptſächlich aus Sigmaringen und Baden, dienten namentlich zur Vervollſtändigung des Serienmaterials. Unter ihnen ſind ein Trinkhorn aus Glas, gefunden bei Kirchheim bei Heidelberg, eine Fibula mit merkwürdiger, in Bronzeblech geſtanzter, figuraler Darſtellung aus Dachslanden und Goldbrakteate von Sinsheim, Welſchingen und Weingarten beſonders hervorzuheben.

Die Sammlung der Altertümer der *fränkiſch-alamanniſchen Zeit* enthält jetzt ungefähr 5000 Gegenſtände, eine verhältnismäßig große Zahl, die ſich durch die beſondere Vorliebe, welche dieſer Abteilung ſeit den erſten Jahren des Beſtehens des Muſeums entgegengebracht und lange Zeit bewahrt wurde, erklärt. Das Serienmaterial iſt noch vorherrſchend und umfaßt hauptſächlich Typen von Schmuckgeräten, Waffen, Gefäße von Ton und Metall und Geräte der verſchiedenſten Art aus allen Gegenden Süd- und Weſtdeutſchlands, aber auch aus dem Nordoſten Deutſchlands, ferner aus Frankreich, der Schweiz, Ungarn, dem unteren Donaugebiet, von der Nordküſte des Schwarzen Meeres und vom Kaukaſus. — Die Reihen der Schmuckgeräte geben eine lebendige Anſchauung von dem Werden des germaniſchen Stils, der ſich in der Metallarbeit aus ſpätantiken Grundformen allmählich zur Selbſtändigkeit, namentlich in der Flächendekoration entwickelte. Geſchloſſene Funde ſind, abgeſehen von den großen Goldſchätzen aus den Donauländern, den Funden von Nagy-Szent-Miklos, Szilagy-Somlyo und Pietroaſſa allerdings aus fremden Ländern kaum vertreten, und auch aus Deutſchland ſelbſt ſind Fundkomplexe bis jetzt nur in beſchränkter Zahl, hauptſächlich aus heſſiſchen und bayeriſchen Grabfeldern ſtammend, vorhanden. Das Beſtreben muß deshalb darauf gerichtet bleiben, der Sammlung geſchloſſene Gräberfunde zuzuführen, die für genauere Datierung, die Kenntnis des gleichzeitigen Vorkommens gewiſſer Formen und damit für die Beurteilung des Geſamtcharakters der Kulturerzeugniſſe innerhalb beſtimmter Zeitabſchnitte unbedingt notwendig ſind. Als weitere wichtige Aufgabe erſcheint die Heranziehung einſchlägiger Funde aus den zu wenig oder garnicht vertretenen ausländiſchen Gebieten. In dieſer Hinſicht dürfte neben der Vermehrung des Materials aus Grabfeldern Frankreichs namentlich die eingehende Berückſichtigung der angelſächſiſchen Gräberfunde Englands und der Hinterlaſſenſchaft der Longobarden in Italien in erſter Linie in Betracht zu ziehen ſein. Den Funden aus der frühen Völkerwanderungszeit, die eine eigenartige Miſchung ſpätrömiſcher Kultur und barbariſcher Arbeit zur Schau tragen, iſt im Laufe der letzten Jahre beſondere Berückſichtigung widerfahren, doch bleibt die Vervollſtändigung nach dieſer Richtung ein wichtiges Erfordernis.

Als jüngſte Gruppe ſind die deutſchen *Altertümer der karolingiſchen Zeit* und mit ihnen zugleich die *Kulturreſte ſlaviſcher Stämme auf deutſchem Boden* der fränkiſch-alamanniſchen Abteilung des Muſeums angegliedert worden. Die *karolingiſche* Gruppe bietet bereits eine ſtattliche Reihe von Typen, in welchen ſich die Weiterentwicklung der Waffenformen der merowingiſchen Zeit wie auch der Schmuckgeräte der gleichen Periode erkennen läßt. Auch wichtige Gräberfunde wie der von Gutenſtein bei Sigmaringen und von Staufen im bayeriſchen Schwaben, von Immenſtedt in Schleswig-Holſtein ſind bereits vorhanden. — Die *ſlaviſchen* Altertümer ſind bis jetzt zum Teil durch keramiſche Reſte von den Burgwällen am Randowtal (Vorpommern) und von jenen bei Drenſe und Reetz im Kreis Prenzlau und Angermünde ſowie vom Waldſtein im Fichtelgebirge vertreten, zum Teil liegen ſie vor in den Funden aus den Reihengräberfeldern von Caldus, Kreis Kulm (Weſtpreußen), Grutſchno bei Graudenz, aus der Lauſitz, von Dörfles bei Weismain in Oberfranken, von Biſchleben bei Gotha und von Genthin in der Provinz Sachſen. Aus fremden Gebieten ſind die aus altkroatiſchen Gräbern bei Knin in Dalmatien erhobenen Funde und ſlaviſche Altertümer aus Mähren zu nennen.

Den Abſchluß der Abteilung bildet eine Gruppe von *deutſchen Arbeiten des früheren Mittelalters:* kunſtvolle Elfenbeinſchnitzereien und Schmuckgeräte aus Metall; ſie wird auch künftig inſofern Vervollſtändigung zu erwarten haben, als ihr Werke zugeführt werden ſollen, die eine Weiterbildung oder ein Nachklingen des für die vorausgegangene Periode bezeichnenden Stils erkennen laſſen.

Zuſendungen einzelner Altertümer und ganzer Fundgruppen erfolgten, teils zur Nachbildung, teils zum Zwecke

der Wiederherſtellung und Konſervierung, durch nachſtehende öffentliche Sammlungen:

Das ſtädt. Muſeum in Aſchaffenburg; das Königl. Antiquarium in Berlin; das Muſeum des hiſtor. Vereins Birkenfeld; die Sammlung der deutſchen Geſellſchaft für Kunſt und Wiſſenſchaft in Bromberg; das Großh. Muſeum in Darmſtadt; das Großh. Kabinettsmuſeum in Darmſtadt; das Muſeum in Friedberg (Oberheſſen); das archäolog. Inſtitut der Univerſität in Gießen; das Muſeum des oberheſſ. Geſchichtsvereins in Gießen; das Muſeum für heimatliche Geſchichte und Altertumskunde der Provinz Sachſen in Halle; die Sammlung des Geſchichtsvereins in Hanau; das Provinzial-Muſeum in Hannover; das ſtädt. Muſeum in Heidelberg; die Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in Heilbronn; die Großh. Bad. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe; das Muſeum des hiſtoriſchen Vereins für Niederbayern in Landshut; die Sammlung des Altertumsvereins in Lauingen (Bayern); die prähiſtoriſchen Staatsſammlungen in München; das Provinzial-Muſeum in Poſen; die Sammlung des hiſtoriſchen Vereins für Oberpfalz und Regensburg; das Großh. Muſeum in Schwerin (Mecklenburg); die Königl. Staatsſammlung vaterländ. Altertümer in Stuttgart; die Muſeumsgeſellſchaft in Teplitz; die Sammlung des Copernicusvereins in Thorn; die Sammlung des Harz-Vereins in Wernigerode: das Landesmuſeum naſſauiſcher Altertümer in Wiesbaden; das Paulus-Muſeum in Worms und das Muſeum des hiſtor. Vereins in Dillingen (Bayern).

Auch durch Private gelangten wie alljährlich Zuſendungen an das Muſeum. Im Hinblick darauf, daß die in Privatbeſitz befindlichen Altertümer häufig genug der wiſſenſchaftlichen Verwertung nicht zugänglich ſind, werden ſolche Sendungen ſtets mit beſonderem Intereſſe entgegengenommen.

Auch die Vermehrung des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums an *Originalaltertümern* durch Ankäufe und Geſchenke ergibt wider ein erfreuliches Bild. Sie umfaßt für das Berichtsjahr nicht weniger als 555 Nummern, wobei einzelne Nummern nicht ſelten ganze Gruppen von Gegenſtänden bezeichnen. Beſonders hervorgehoben zu werden verdienen:

Aus *Deutſchland:*

1. *neolithiſche Funde* aus *einer* Wohngrube im Schweifelgraben bei *Großgartach* (Heilbronn), die im Frühjahre ausgegraben wurden (1903); geſchenkt von Herrn Hofrat Dr. *Schlitz*-Heilbronn. Sie beweiſen das gleichzeitige Vorkommen von Scherben der Spiral- oder Linearkeramik und des Röſſen-Großgartacher-Typus in ein und derſelben Wohngrube.

2. *neolithiſche Funde* aus der Gegend von *Braunſchweig*, teils Feuerſteinwerkzeuge, nuclei uſw. aus Werkſtätten, teils Scherben uſw. der Spiralkeramik aus Wohngruben; geſchenkt von Herrn Dr. *Haake*-Braunſchweig.

3. *neolithiſche Funde* des Bernburger-Typus; geſchenkt von Herrn Lehrer *German*-Sargſtedt bei Halberſtadt.

4. Eine intereſſante Zuſammenſtellung von Scherben der *verſchiedenſten Perioden* aus *Schleswig-Holſtein;* geſchenkt von Frl. Prof. *Meſtorf*-Kiel.

5. *Scherben aus einer Hallſtatt-Anſiedelung* am *kleinen Hausberg*, Gemeinde *Nieder-Weiſel* in der Wetterau; geſchenkt von Herrn Geh. Rat *Soldan*-Darmſtadt.

6. *Scherben der Spät-La Tène-Zeit* aus der Ablagerungsſtätte der alten Salzſiederei bei *Nauheim* in der Wetterau; vermittelt durch Herrn Gasdirektor *Vogt*-Nauheim.

In Ausſicht geſtellt ſind weitere Originalfunde von den Muſeen in Bonn, Halle, Heidelberg, Karlsruhe, Metz und Wiesbaden.

Der Bericht über die *Vermehrung der Sammlungen des Altertumsvereins Mainz* von Direktor *Lindenſchmit* iſt in der Muſeographie der „Weſtdeutſchen Zeitſchrift für Geſchichte und Kunſt", 1903, Heft 4, erſchienen.

Aus *nicht deutſchen Ländern* konnte folgendes für die Beurteilung der einheimiſchen Kultur z. T. hochwichtige Vergleichsmaterial erworben werden:

1. aus *Griechenland:*

a) eine Anzahl Gefäße, Idole uſw. des mykeniſchen und Dipylonſtils;

b) eine große Anzahl charakteriſtiſcher Scherben und andere Artefakte der genannten und älterer Stilgattungen von den griechiſchen Inſeln; geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Körber*-Mainz;

2. aus *Kleinaſien:*

a) Tonkanne von Jortan; geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Sauer*-Gießen;

b) mehrere Bronzepfeilſpitzen aus einem Tumulus bei Smyrna; geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Loeſchcke*-Bonn und

c) Proben römiſcher terra ſigillata von Herrn Direktor Prof. Dr. *Dragendorff*-Frankfurt a. M.;

3. aus *Südrußland:* eine Gruppe von Gefäßen helleniſtiſcher Zeit; dabei 2 ſog. megariſche Becher;

4. aus *Ungarn:* verſchiedene Gegenſtände der Bronzezeit und zahlreiche Tongefäße, Gläſer, Bronzeſchmuckſtücke aus einem ſpätrömiſchen Gräberfeld;

5. aus der *Schweiz:* Tongefäße und Bronzen der Hallſtatt- und La Tène-Zeit aus Gräbern bei Caſtaneda im Kant. Graubünden;

6. aus *Italien* iſt die ſchon im letzten Jahresbericht erwähnte hochherzige Schenkung der italieniſchen Regierung, etwa 250 Tongefäße verſchiedenſter Art aus Pompeji, angekommen. Zahlreiche Dubletten konnten an die Muſeen in Bonn, Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe, Würzburg abgegeben werden;

7. aus *Frankreich* wurde der Inhalt eines merowingiſchen Gräberfeldes erworben: zahlreiche Tongefäße, Waffen und Schmuckſtücke;

8. aus *Holland* wurden mehrere frührömiſche Tongefäße geſchenkt von Herrn *G. M. Kam*-Nymwegen.

Auch die Sammlung von *photographiſchen Aufnahmen* wichtiger Denkmale der Vergangenheit, von Grabhügeln, römiſchen und karolingiſchen Bauten uſw. hat ſich wiederum erfreulich vermehrt, ſo durch eine Anzahl wohlgelungener Aufnahmen von lothringiſchen Mardellen, geſchenkt von Herrn Notar *Welcker*-Lörchingen; Aufnahmen von Gräbern in Röſſen, geſchenkt von der Direktion des Völkermuſeums in Berlin; Ausgrabungen bei Worms, Gießen, Metz uſw., die jeweils von den betreffenden Muſeen geſtiftet ſind. Im Vorraum des Muſeums ſind jetzt etwa 150 derartige Aufnahmen ausgeſtellt, die in Verbindung mit den ebenfalls dort befindlichen Modellen namentlich bei Führungen gute Dienſte leiſten. Auch wurde wieder eine Anzahl von *Zeichnungen* hergeſtellt, welche die Fortſchritte der *topographiſchen Forſchung* vorführen ſollen, ſo von den Befeſtigungen bei Haltern und Urmitz, das römiſche Straßennetz von Trier, Worms u. a. mehr.

An eine vollſtändige und überſichtliche *Einordnung der Neuerwerbungen* kann natürlich vorläufig nicht gedacht

werden, da die Reſtaurationsarbeiten an dem zunächſt für die Neuaufſtellung der Sammlungen in Betracht kommenden Teile des Muſeumsgebäudes in vollem Gange ſind und trotz raſcher Förderung auch in den nächſten Jahren noch nicht fertig ſein können.

Neben den Arbeiten zur Vermehrung der Sammlungen, der Wiederherſtellung und Konſervierung zahlreicher altertümlicher Funde beſchäftigte, wie ſchon oben bemerkt, die Werkſtätten des Muſeums die Herſtellung einer größeren Zahl von *Nachbildungen* und *Modellen* für auswärtige Muſeen und Lehranſtalten.

Standbilder des römiſchen und fränkiſchen Kriegers, *Modelle* einzelner Waffenſtücke wie vollſtändige Ausrüſtungen und Nachbildungen anderer Gegenſtände aus Gips und Metall wurden angefertigt für: das Saalburg-Muſeum in Homburg v. d. Höhe; das ſtädt. Muſeum in Frankfurt a. M.; das Landesmuſeum naſſauiſcher Altertümer in Wiesbaden; das archäologiſche Muſeum der Univerſität in Straßburg; die Univerſitätsaugenklinik in Berlin; die Königl. Schloßbauverwaltung in Marienburg (Weſtpreußen); das Lapidarium der Königl. Staatsſammlung in Stuttgart; das Muſeum zu St. Germain; das K. K. naturhiſtoriſche Hofmuſeum in Wien; das Muſeum des hiſtoriſchen Vereins in Neuſtadt a. d. Haardt; das Bismarckgymnaſium in Wilmersdorf-Berlin; das Großherzogliche Gymnaſium in Offenbach a. M.; ferner für die Herren H. Ankert, Stadtarchivar in Leitmeritz; Herm. Peters, Verlagsbuchhändler in Berlin; Theodor Dienſtbach in Bonn; Dr. Paland-Dresden; Dr. Rentſch-Dresden; Dr. Eras. Majewski-Warſchau; Königl. Staatsminiſter Dr. Studt-Berlin; Kam, Kaufmann in Nymwegen.

Führungen mit Vorträgen haben im Muſeum ſehr häufig ſtattgefunden, wobei wir uns der Mitwirkung der Herren Prof. Dr. Körber und Prof. Neeb und des Herrn H. Wallau zu erfreuen hatten; ſo für: 1. den Verbandstag der weſt- und ſüddeutſchen Altertumsvereine; 2. für den heſſiſch-bayeriſchen Gymnaſiallehrer-Kurſus; 3. für den Verein der akademiſchen Lehrer in Frankfurt a. M.; 4. für den Kartelltag der philologiſchen Vereine Deutſchlands; 5. für den deutſchen Ingenieurverein; 6. für den mitteldeutſchen Kunſtgewerbeverein; 7. für den heſſiſchen Landesgewerbeverein; 8. für eine Anzahl Studenten der Univerſitäten Göttingen, Heidelberg; 9. für mehrere Gymnaſialklaſſen von Mainz, Frankfurt, Gießen, Stuttgart uſw. *Vorträge* hielt ferner Direktor *Schumacher* auf dem Anthropologentag in Worms und in den Altertumsvereinen zu Mainz und Gießen.

Die *Feſtſchrift* zur Erinnerung an das 50jährige Beſtehen der Anſtalt wurde ausgegeben, ebenſo das 2. Heft des V. Bandes der „Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit“; Heft 3 iſt im Druck.

K. Schumacher L. Lindenſchmit

II.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz

für das Rechnungsjahr April 1904 bis April 1905

DIE Sammlungen des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums vereinigen jetzt 20580 Nachbildungen von Altertümern aus den verſchiedenen Kulturperioden, die Deutſchland von der früheſten Beſiedlung an bis zum Ende der Völkerwanderungszeit durchlebte. Zu dieſer Zahl treten noch 3486 Originale, die teils im Austauſch gegen Abgüſſe oder durch Ankäufe erworben, teils im Laufe der Jahre als Geſchenke übergeben wurden.

Im verfloſſenen Jahre konnten den Sammlungen 523 Nachbildungen altertümlicher Funde zugeführt werden, von denen 486 in den Werkſtätten des Muſeums hergeſtellt wurden, während 37 auswärtigen Urſprungs ſind. An Originalen wurden 384 *Nummern* eingereiht, die übrigens meiſtens nicht einzelne Gegenſtände, ſondern kleine Fundgruppen bedeuten. Das Berichtsjahr hat demnach im ganzen eine Vermehrung von 907 Nummern aufzuweiſen.

Die ſtattliche Zahl der in den eigenen Werkſtätten hergeſtellten Kopien bildet eine Auswahl aus der Zahl von etwa 1200 Altertümern, die im Laufe des Jahres nach Mainz geſandt wurden; ſie gewinnt an Bedeutung bei Beachtung des Umſtandes, daß vielfach langwierige und mühevolle Arbeiten, die Reinigung, Konſervierung und Ergänzung der dem Muſeum anvertrauten Funde, der Nachbildung vorangehen mußten.

Die oft genug im Zuſtande, wie ſie der Erde enthoben waren, oder infolge unzureichender Konſervierung zerfallend, in unſere Hände gelangten Altertümer wurden auch dann meiſtens koſtenlos einer konſervierenden Behandlung unterzogen, wenn ſie zur Nachbildung für die Sammlungen des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums nicht geeignet erſchienen.

Dieſe Arbeiten kamen einigen größeren Muſeen, wie den prähiſtoriſchen Sammlungen des Staates in München, der Sammlung der Muſeumsgeſellſchaft in Teplitz, der des hiſtoriſchen Vereins für den Netzediſtrikt in Bromberg, der Königlichen Staatsſammlung vaterländiſcher Altertümer in Stuttgart und dem Muſeum in Worms, hauptſächlich aber kleineren Vereinen zugute, und es darf immer wieder betont werden, daß das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum, indem es ſeine eignen Sammlungen durch Nachbildung fremder Originalfunde fördert, zugleich zur Erhaltung weithin zerſtreuter wiſſenſchaftlicher Dokumente in ausgedehntem Maße beizutragen gewohnt iſt.

Zu den wichtigeren, für größere Muſeen geleiſteten Arbeiten dieſer Art zählt die für das Muſeum in Stuttgart bei Gelegenheit der prähiſtoriſchen Ausſtellung daſelbſt ausgeführte Wiederherſtellung zweier in zahlloſe Stücke zerfallenen Bronzegefäße, eines großen Keſſels und gerippten Eimers, die aus dem berühmten Königsgrab im Klein-Aspergle ſtammen. Durch dieſe Rekonſtruktion hat der wichtige Fund auch an wiſſenſchaftlichem Wert bedeutend gewonnen.

Durch Zuſendung von geſchloſſenen Funden und zahlreichem Serienmaterial iſt das Muſeum in dem verfloſſenen Jahr von 28 Muſeen und Vereinsſammlungen in ſeinen Beſtrebungen unterſtützt worden. Es ſind dies: die Sammlungen des hiſtoriſchen Vereins für Schwaben und Neuburg in Augsburg, die Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in

Birkenfeld, des hiſtoriſchen Vereins für den Netzediſtrikt in Bromberg, das Muſeum in Bruchſal, das Provinzialmuſeum in Caſſel, das ſtädtiſche Muſeum in Coblenz, das Großherzogliche Kabinettsmuſeum in Darmſtadt, das Muſeum von Domburg auf Seeland, die Sammlung des Geſchichtsvereins in Friedberg in Oberheſſen, des Altertumsvereins in Freienwalde, des hiſtoriſchen Vereins in Günzburg, das Provinzialmuſeum in Hannover, das Muſeum für Völkerkunde in Hamburg, das ſtädtiſche Muſeum in Heidelberg, das Saalburgmuſeum in Homburg v. d. Höhe, die Großherzoglich Badiſchen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe, das Schleswig-Holſteinſche Muſeum in Kiel, die Sammlung des hiſtoriſchen Vereins für Niederbayern in Landshut, das Muſeum in Mannheim, das Muſeum in Mülhauſen i. E., die prähiſtoriſchen Staatsſammlungen in München, die Sammlungen des hiſtoriſchen Vereins für Oberbayern in München, das Muſeum in Neuſtadt a. d. Haardt, das Muſeum in Oberlahnſtein, die Sammlung des Altertumsvereins in Riedlingen, das Fürſtliche Muſeum in Sigmaringen, die Sammlung vaterländiſcher Kunſt- und Altertumsdenkmale in Stuttgart, die Sammlung der Muſeumsgeſellſchaft in Teplitz, das Naſſauiſche Landesmuſeum in Wiesbaden und das Paulus-Muſeum in Worms.

Neben den obengenannten Arbeiten für die eigenen Sammlungen haben die Werkſtätten des Muſeums noch eine größere Anzahl von Nachbildungen und Modellen aus Gips und Metall, ſowie mehrere Exemplare der bekannten Standbilder für auswärtige Sammlungen und Lehranſtalten angefertigt. Die lebensgroßen Statuen des römiſchen Legionärs und des fränkiſchen Kriegers wurden auf Beſtellung des Belgiſchen Miniſteriums des Innern für die Ausſtellung in Lüttich geliefert, während das Standbild des Franken in das hiſtoriſche Muſeum der Stadt Frankfurt a. M. gelangte. Modelle germaniſcher Waffen aus den Stoffen der Originale erhielt das Gymnaſium in Doberan. Kleine Standbilder des römiſchen Legionärs wurden für das Gymnaſium in Oberlahnſtein und die Auguſtinerſchule in Friedberg in Oberheſſen hergeſtellt. Sieben große Grabmonumente, Inſchrifttafeln uſw. wurden für das Saalburg-Muſeum auf Beſtellung der Stadt Wiesbaden geliefert. Kleinere und größere Gruppen von Nachbildungen erhielten: die Großherzoglich Badiſchen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe, das Schleswig-Holſteinſche Muſeum in Kiel, die prähiſtoriſchen Staatsſammlungen in München, das Muſeum in St. Germain en Laye, die Muſeumsgeſellſchaft in Teplitz, das Fürſtliche Muſeum in Sigmaringen, ferner die Herren Haverfield in Oxford, Sanitätsrat Dr. Florſchütz in Wiesbaden.

1. *Vermehrung der Sammlungen durch Nachbildungen:*

Paläolithiſche Zeit: Die Gipsabgüſſe einiger Fundſtücke mit eingravierten Tierdarſtellungen aus Höhlen Frankreichs im Austauſch mit dem Muſeum in Saint Germain.

Neolithiſche Zeit: Vom *Röſſener Typus* wurden nachgebildet einige charakteriſtiſche Gefäße und verzierte Scherben vom Jägerhaus bei Urmitz (Muſeum Koblenz) und von Monsheim (Muſeum Worms). Vom *Typus der Kugelamphoren* ein intereſſanter geſchloſſener Grabfund von Prosmik in Böhmen, Bezirk Leitmeritz (Muſeum Teplitz), welcher mehrere verzierte Tongefäße und Steinbeile enthielt. Vom *Pfahlbauten- oder Michelsberger-Typus* mehrere Gefäße von Sipplingen am Bodenſee (Muſeum Karlsruhe), deren Formen bisher im Muſeum nicht vertreten waren, ebenſo eine Anzahl Gefäße des *Schuſſenrieder-Typus* aus Schuſſenried (Muſeum Stuttgart), eine Gattung, die bis jetzt im Muſeum ganz fehlte. Von der Schnurkeramik ein geſchloſſener Grabfund von Hoſtomitz (Muſeum Teplitz), ferner mehrere Zonenbecher und ſogenannte Bogen-Armſchutzplatten aus Rheinheſſen (Muſeum Worms).

Bronzezeit: Aus der *älteren Bronzezeit* wurde der ſehr reiche Grabfund von Unterbimbach (Muſeum Caſſel) nachgeformt, welcher Schwert, Dolch, Randaxt, Pfeilſpitze aus Feuerſtein, Armringe, Gürtelhaken uſw. aus Bronze ſowie einen Spiralring aus Gold enthält. Aus der *älteren und mittleren Bronzezeit* ferner geſchloſſene Grabfunde aus Singenbach (Muſeum Schrobenhauſen), vom Högelberg bei Landshut (Muſeum Landshut) und von Erbshauſen (Muſeum München). Aus der *jüngſten Bronzezeit* drei ſogenannte Depotfunde von Billenkamp in Schleswig-Holſtein (Muſeum Hamburg), von Homburg v. d. H. (Saalburg-Muſeum) und Freinberg in Öſterreich (Muſeum Linz). Die beiden letztgenannten Funde, die eine ſehr große Anzahl von Gegenſtänden aufweiſen, führen uns namentlich die verſchiedenen gleichzeitigen Typen der Lappen- und Tüllenäxte, der Meſſer, Sicheln, Ringe uſw. vor, enthalten aber auch einige ganz ſinguläre Formen.

Aus der *Hallſtatt-Periode* kamen neu hinzu: zahlreiche Funde aus einem Brandgräberfeld von Höchſt a. d. Nidda (Muſeum Friedberg), große Eiſenſchwerter, Tongefäße, Schmuckringe uſw., ferner Tongefäße aus Fuſſingen im Weſterwald (Muſeum Wiesbaden), Baierseich (Kabinettsmuſeum Darmſtadt), Seckenheim und Ladenburg (Muſeum Mannheim). Ein größerer Bronzefund von Hader (Muſeum Landshut), der eine Anzahl intereſſanter Schmuckſtücke von Pferdegeſchirr und Wagen enthält, ebenſo eine Anzahl durchbrochener Zierſcheiben von Eſting bei München (Muſeum Hannover und Wiesbaden) und die ſchon oben erwähnten Funde vom Klein-Aspergle bei Ludwigsburg (Muſeum Stuttgart).

Die Abteilung der *La Tène-Zeit* hat dieſes Jahr einen beſonders ſtarken Zuwachs erhalten, weil gerade ſie des Ausbaues noch ſehr bedarf. Beſonders zu erwähnen ſind umfängliche Grabhügelfunde von Sötern und Hirſtein (Muſeum Birkenfeld) aus der *Früh- und Spät-La Tène-Periode,* hauptſächlich mit wichtigem keramiſchen Material; zahlreiche Grabinventare des bekannten Gräberfeldes von Langugeſt in Böhmen (Muſeum Teplitz) ſowie der hoch intereſſante Grabfund der *ſpäten Mittel La Tène-Zeit* von Dühren (Muſeum Karlsruhe), der reichſte Deutſchlands in ſeiner Art, mit Keſſelreſten, Pfanne, Krug, 2 Spiegeln, vielen Fibeln aus Bronze, einem Keſſelgeſtell und Fibeln aus Eiſen, vielen Schmuckſtücken aus Gold, Silber, Bronze, Glas, Bernſtein, einer Silbermünze der Volcae Tectoſages. Aus der gleichen Zeit auch weitere Gräberinventare von Manching (Muſeum München). Ferner *Spät-La Tène*-Funde von Rumpenheim in Starkenburg (Heſſen) und von Ladenburg, beide ſchon aus germaniſchen Brandgräbern.

Aus *griechiſch-helleniſtiſcher Zeit* iſt vor allem Erwähnung zu tun einer wertvollen Schenkung, die das Muſeum durch die Vermittlung Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Heſſen von Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Rußland erhielt: eine Anzahl Gipsabgüſſe von Funden aus den Grabhügeln Südrußlands, deren Originale ſich in der Eremitage in Petersburg befinden, ſo die bekannten Goldfunde griechiſcher Zeit aus dem Kul-Oba-Tumulus, ferner mehrere griechiſche Silbergefäße mit Reliefſchmuck, helleniſtiſche Terrakotten, Tonlampen uſw.

Gegenüber dem reichen Zuwachs, den die vorgeſchichtlichen Altertümer zu verzeichnen haben, erſcheint die Vermehrung der *römiſchen Sammlung* und der die Gegenſtände aus der *merowingiſchen und karolingiſchen Zeit* umfaſſenden Abteilungen in dieſem Jahre nur beſcheiden.

Zu den wichtigeren Gruppen zählen die Funde aus dem der *römiſchen Kaiſerzeit* angehörigen Gräberfelde von Tuczno bei Bromberg, da ſie der noch kleinen Zahl unſerer Altertümer aus dem Nordoſten Deutſchlands willkommene Vermehrung brachten. Sonſt ſind nur einzelne Fundſtücke aus der Umgegend von Worms und Mainz, aus Naſſau, dann aus Günzburg in Bayern und ſchließlich von Hüfingen bei Donaueſchingen zu erwähnen. Dieſe letzteren, Gefäße aus Terra ſigillata aus der erſten Hälfte des I. Jahrh., können deshalb beſonderes Intereſſe in Anſpruch nehmen, weil Gefäße dieſer Art bis jetzt in Baden kaum nachzuweiſen ſein dürften, und die Anlage des Erdkaſtells von Hüfingen, deſſen Errichtung man bisher in die vespaſianiſche Zeit zu verlegen geneigt war, durch dieſe Funde ſich mit Sicherheit ſchon als älter erweiſt.

Für die Abteilung der Altertümer der *merowingiſchen* und *karolingiſchen Zeit* waren einige Funde aus dem Reihengräberfelde von Feudenheim in Baden, aus der Nähe von Bruchſal und beſonders 50 Fibeln aus einem Gräberfelde bei Domburg auf Seeland (Holland) von Bedeutung. Die letztgenannte Gruppe umfaßt neben Typen der *frühen Völkerwanderungszeit* ſolche der entwickelten *merowingiſchen Periode* und der *karolingiſchen Zeit bis ins zehnte Jahrhundert* herab. Auch die Abgüſſe mehrerer ſaſſanidiſcher Silberſchalen mit reichem figürlichem Schmuck, die zu der obenerwähnten Schenkung Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland gehören, ſind an dieſer Stelle zu nennen.

2. Auch die *Vermehrung des Centralmuſeums an Originalaltertümern* durch Kauf und Schenkung iſt wieder eine recht beträchtliche geweſen. Sie umfaßt 384 Nummern, wobei 87 Nummern ganze Gräberinventare bezeichnen.

Aus *Deutſchland:*

1. Einige Tongefäße des *Lauſitzer Typus* aus Schleſien, geſchenkt von Herrn Oberſtleutnant *Röhrig*-Mainz.

2. Sogenannte *Mäanderurne* und *eiſerner Schildbuckel des erſten Jahrhunderts n. Chr.* aus der Provinz Hannover.

3. Eine Anzahl *ſpätrömiſche* Scherben aus dem Kaſtell bei Alzey, überlaſſen von Geheimrat Dr. *Soldan.*

4. Der Inhalt von 87 Gräbern eines *frühfränkiſchen* Reihenfriedhofs des fünften bis ſechſten Jahrhunderts aus Schwarzrheindorf bei Bonn. Von beſonderem Intereſſe ſind eine große Anzahl Gläſer und Tongefäße (Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit, Band V, Tafel 24), die römiſche Technik und Formgebung fortſetzen, auch eine Anzahl Münzen, die nach Prof. Menadiers Mitteilung ein novum bilden.

5. Eine Anzahl Tongefäße und Scherben aus einem *ſpätkarolingiſchen* Töpferofen von Annerod, im Austauſch mit dem oberheſſiſchen Geſchichtsverein in Gießen.

Aus *außerdeutſchen Ländern* wurde folgendes Vergleichsmaterial gewonnen:

1. Aus *Ägypten:* Eine größere Kollektion Tongefäße des mittleren Reichs, meiſt aus den Grabungen J. Garſtangs, und verſchiedene Kleinaltertümer, vermittelt durch Herrn Dr. *Borchart*-Kairo. Von Herrn Prof. Dr. *Wolters*-Würzburg eine Anzahl ägyptiſcher Kleinfunde im Austauſch.

2. Aus *Kleinaſien:* Proben helleniſtiſcher Keramik aus Pergamon, geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Conze*-Berlin.

3. Aus *Griechenland:* Tongefäße des mykeniſchen und geometriſchen Stils.

4. Aus *Ungarn:* Eine Anzahl Altertümer der Bronze- und La Tène-Zeit, namentlich einige intereſſante La Tène-Waffenſtücke und der reiche Inhalt eines ſpätrömiſchen Gräberfeldes.

5. Aus der *Schweiz:* Pfahlbautenfunde, von Herrn Prof. Dr. *Nies*-Mainz.

Die Aufſtellung des im Jahre erfolgten Zuwachſes iſt vorläufig durchaus unmöglich. Nur wenige Gruppen konnten in die Sammlungen, nicht zum Vorteil der bisherigen Anordnung, eingefügt werden.

Die Sammlung von Zeichnungen und photographiſchen Aufnahmen hat ſich gleichfalls erfreulich vermehrt; ſo erhielten wir einen *Plan des alten Coblenz,* mit Eintrag der Fundſtellen, geſchenkt von Herrn Ingenieur *Günther*-Coblenz, zahlreiche *Photographien der römiſchen Ton- und Glasgefäße* der Familie *Baſſermann-Jordan*-Deidesheim, geſchenkt von derſelben; *Pläne von Ringwällen* von Herrn Architekt *Thomas*-Frankfurt, zahlreiche *Photographien römiſcher Denkſteine* von Mainz, Worms uſw. von Herrn Prof. *Neeb*-Mainz, *römiſche Denkmäler* bei Metz, geſchenkt durch Herrn Direktor *Keune; Pläne von Ausgrabungen* im Elſaß von Herrn Rektor *Gutmann*-Mülhauſen i. E.; mehrere Zeichnungen von Funden von der Saalburg durch Herrn Geheimen Baurat Prof. *Jacobi; Plan des römiſchen Trier,* von Herrn Direktor Dr. *Graeven*-Trier.

Führungen und *Vorträge* haben im Muſeum wieder zahlreiche ſtattgefunden, wobei wir uns der Mitwirkung der Herren Prof. Dr. Körber und Prof. Neeb und des Herrn Wallau zu erfreuen hatten; ſo für: 1. mehrere Gruppen von Teilnehmern am Denkmalpflegetag in Mainz; 2. die bei dieſer Gelegenheit verſammelten preußiſchen Provinzialkonſervatoren; 3. den Verein deutſcher Zeichenlehrer; 4. den Verein der Statiſtiker des deutſchen Reiches; 5. eine Anzahl akademiſcher Lehrer in Mainz; 6. eine Anzahl Studenten der Univerſität Heidelberg; 7. mehrere Gymnaſialklaſſen von Mainz, Stuttgart uſw.; 8. die Töchterſchule in Bingen.

Vorträge hielt ferner Herr Direktor Prof. Dr. *Schumacher* in dem Altertumsverein zu Frankfurt und bei Gelegenheit der Sitzung des Geſamtvorſtandes in Mainz. Die Vorträge gelegentlich der Hauptverſammlung ſollen in Zukunft regelmäßig ſtattfinden und dazu die benachbarten Altertumsvereine eingeladen werden. Von dem V. Band der „Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit“ ſind in dieſem Jahre Heft 3 und 4 ausgegeben worden; Heft 5 iſt in Vorbereitung. Ferner hat Herr Direktor *Schumacher* in der „Weſtdeutſchen Zeitſchrift für Geſchichte und Kunſt 1904, Heft IV“, einen Aufſatz über das römiſche Straßennetz und das Beſiedelungsweſen in Rheinheſſen, in den „Mitteilungen der Weſtdeutſchen Kommiſſion“ einen zuſammenfaſſenden Bericht über „Vorgeſchichtliche Funde und Forſchungen 1903 bis 1904, hauptſächlich in Weſtdeutſchland“ gegeben. Von Herrn Direktor *Lindenſchmit* iſt in der „Muſeographie der Weſtdeutſchen Zeitſchrift, 1904“ ein ausführlicher Bericht über die Vermehrung der Sammlungen des Altertumsvereins im vergangenen Jahre erſchienen.

K. Schumacher L. Lindenſchmit

III.

Die Originalaltertümer in den Sammlungen des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz

von Dr. P. Reinecke

In dieſer Zeitſchrift wird in Zukunft dauernd über die Vermehrung der Beſtände an Originalaltertümern des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums zu berichten ſein.

Das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum ſammelt Altertümer im Original nur, ſoweit ſie ihm geſchenkweiſe zugehen, oder in den Fällen, wo die Gipsnachbildung in Bezug auf techniſche Einzelheiten der betreffenden Stücke völlig verſagt oder das Original billiger zu beſchaffen iſt als ein kolorierter Gipsabguß oder eine Metallkopie, was namentlich beim Vergleichsmaterial aus dem Auslande zutrifft.

Schon im erſten Jahrzehnt des Beſtehens des Muſeums waren ſo durch Geſchenk wie Kauf kleine Gruppen von Originalen erworben worden. Später kamen gelegentliche Erwerbungen durch Kauf, Geſchenk oder im Austauſch dazu. Nennenswerte regelmäßige Vermehrungen, unter dieſen eine Reihe wertvoller Zuweiſungen ſeitens der Vorſtände in- wie ausländiſcher Muſeen, erfolgten jedoch erſt ſeit dem Jahre 1896.

Die Materialien, die ſo im Laufe der Jahre dem Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum zugefloſſen ſind, ſind hinſichtlich ihrer chronologiſchen wie topographiſchen Verteilung ſehr ungleichartig, weiter ſind neben reinem Serienmaterial auch Fundgruppen vertreten, die ein gewiſſes topographiſches Intereſſe bieten und für die archäologiſche Fundſtatiſtik der einzelnen Länder wichtig ſind. Neben den zahlloſen Gipsabgüſſen des Muſeums laſſen ſich, zumal bei den durch die Reſtauration des kurfürſtlichen Schloſſes nötig werdenden Umſtellungen der Sammlungen, dieſe Beſtände nicht ohne weiteres überblicken, es erſcheint deshalb angebracht, den in Zukunft alljährlich vorzulegenden Berichten unſeres Muſeums über die Vermehrung an Originalaltertümern zunächſt eine gedrängte Überſicht deſſen, was überhaupt bisher geſammelt wurde, voranzuſchicken. Die Fülle, oder beſſer die Vielſeitigkeit des Vorhandenen verbietet es jedoch, in dieſer kurzen Überſicht jedem Dinge nach ſeiner archäologiſchen Bedeutung gerecht zu werden. Im Zuſammenhang mit der Mitteilung künftiger Neuerwerbungen wird ſich jedoch des öfteren Gelegenheit bieten, auch wichtigere Stücke oder ganze Gruppen dieſer älteren Beſtände etwas ausführlicher zu behandeln.

Die Aufzählung der bisherigen Erwerbungen an Originalaltertümern (abſchließend mit dem Ende des Geſchäftsjahres 1904/1905) erfolgt hier in geographiſcher Anordnung, innerhalb dieſer wieder tunlichſt in chronologiſcher Folge. Hinzugefügt iſt, ſoweit möglich, das Jahr der Erwerbung, und falls ſie durch Austauſch oder Geſchenk erfolgte, auch der Vorbeſitzer der Gegenſtände.

Verzeichnis der im Röm.-Germ. Centralmuseum zu Mainz aufbewahrten Originalaltertümer

(abſchließend mit 1. April 1905)

Deutschland

Nord- und Mitteldeutſchland

Taubach, Verw.-Bez. Weimar, Großh. Sachſen-Weimar. Aus der paläolithiſchen Fundſtelle: mehrere Feuerſteinſtücke, einige davon anſcheinend bearbeitet (1899).

Thiede, Kr. Wolfenbüttel, Braunſchweig. Drei Feuerſteinſplitter (paläolithiſch?) (1903, Dr. Haake-Braunſchweig).

Kirchberg, Kr. Fritzlar, Rgbz. Kaſſel, Heſſen-Naſſau. Vom Wartberg bei Kirchberg: Knocheninſtrumente, Feuerſteinſplitter, Topfſcherben, u. a. Stücke mit Lochmuſter und Tupfenbändern (1899, Reinecke).

Sargſtedt, Kr. Halberſtadt, Provinz Sachſen. Röhrenhenkel eines großen Gefäßes (Bernburger Typus), ein Steinhammer mit Rille (1903, Lehrer German-Sargſtedt).

Äbtiſchrode, Mansfelder Seekreis, Provinz Sachſen. Großer Nucleus und ziemlich langes prismatiſches Meſſer aus Feuerſtein (1900, Prof. Größler-Eisleben).

Erdeborn, Mansfelder Seekreis, Provinz Sachſen. Nucleus und prismatiſches Meſſer aus Feuerſtein (1900, Prof. Größler-Eisleben).

Helfta, Mansfelder Seekreis, Provinz Sachſen. Aus einer neolithiſchen Anſiedlung in der Langelochsbreite: Feuerſteinmeſſer, bandverzierte Scherben (1902, Schumacher).

Ober- und Niedereichſtädt (Langeneichſtädt), Kr. Querfurt, Provinz Sachſen. Aus dem Grabhügel der „Zeckerer- oder Kaninchenhügel“ (Zeitſchr. d. Mainzer Altertumsvereins III, S. 42—44; Altert. unſ. heidn. Vorzeit II, VIII, 1, 7. 9. Beilage): Kugelvaſe, Feuerſteinbeil mit Teilen des Holzſchaftes, ein Feuerſteinmeſſerchen, Perlen aus Bernſtein und Kalkſtein (Muſchel?), ein Kupfer- oder Bronzeröllchen, Tierzähne, Holzreſte (Mainzer Altertumsverein).

Kleinromſtedt, Verw.-Bez. Apolda, Sachſen-Weimar. Angeblich aus einem Grabhügel: eine Tonſchale mit 3 Fortſätzen, anſcheinend neolithiſch, 2 Steinkeile (1899).

Thüringen (Gebiet zwiſchen Harz und Thüringerwald): eine größere Kollektion von Steinbeilen und Steinhämmern von verſchiedenen Fundorten (angegeben ſind: Altenroda, Bargau, Bernſtorf, Burgſcheidungen, Camburg, Dorndorf, Gölbitz, Goltzen, Karſchdorf, Kirchſcheidungen, Kirſchdorf, Laucha, Martinsroda, Nebra, Pretſch, Rudersdorf, Saupach, Schnellroda, Teutleben, Tröbsdorf, Vitzenburg, Weiſchütz, Weißenſchirmbach, Wetzendorf, Wippach, Ziegelroda, — ohne Gewähr für die Richtigkeit), darunter: ein facettierter Hammer und rechteckige Keile der Gruppe

der Schnurkeramik, ein durchbohrter Hammer, Schmalmeißel und Hacken vom Schuhleiſtentypus (Gruppe der Bandkeramik), dreieckige und mehr rechteckige Keile von ovalem Querſchnitt, Reibſteine uſw. (1898, 1899).

Schlierſtedt, Kr. Wolfenbüttel, Braunſchweig. Aus einer Feuerſteinwerkſtätte: Meſſer, Splitter und Nuclei aus Feuerſtein, ein Schleifſtein, eine typiſche Steinhacke (flacher Breitmeißel), bandverzierte Scherben (1903, Dr. Haake-Braunſchweig).

Salzdahlum, Kr. Wolfenbüttel, Braunſchweig. Zwei bandverzierte neolithiſche Scherben (1903, Schumacher).

Wolfenbüttel, Braunſchweig. Aus einer „Berganſiedlung" auf dem Öſel: ein kleiner Schlagſtein, Nuclei, prismatiſche Meſſer, Splitter, alles von Feuerſtein (1903, Dr. Haake).

Querenhorſt, Kr. Helmſtedt, Braunſchweig. Aus einer Feuerſteinwerkſtätte: Feuerſteinſplitter (1903, Dr. Haake).

Trendel am Dorm, Kr. Helmſtedt, Braunſchweig. Feuerſteinſplitter aus einer Feuerſteinwerkſtätte (1903, Dr. Haake).

Ölper, Kr. Braunſchweig. Recente Flintenſteine, als Vergleichsmaterial (1903, Dr. Haake).

Rötgesbüttel, Kr. Gifhorn, Hannover. Aus einer Feuerſteinwerkſtätte: ein Schlagſtein, ein ſehr breiter, großer, prismatiſcher Feuerſteinſpahn (1903, Dr. Haake).

Vollbüttel, Kr. Gifhorn, Hannover. Aus einer Feuerſteinwerkſtätte: eine querſchneidige Pfeilſpitze, eine „Querangel", Splitter, formloſe Abfälle, prismatiſche Meſſer, Nuclei, alles von Feuerſtein, Scherben (1903, Dr. Haake).

Wasbüttel, Kr. Gifhorn, Hannover. Aus einer Feuerſteinwerkſtätte: Nuclei, prismatiſche Meſſer, Abfallſplitter, formloſe Stücke, alles aus Feuerſtein (1903, Dr. Haake).

Schleswig-Holſtein. Eine Gruppe von Feuerſteingeräten: 2 Beile (bez. „Südſchleswig, 10. Juli 1866"), 2 kleine Beile (bez. „Treia 2. 8. 1866, 12. 6. 1867" — Treia, Kr. Schleswig), ein ſchmaler Dolch (bez. „Angeln, Schadilbye [wohl Schallebye] 9. 7. 1867"), ein langer Schmalmeißel (bez. „Arenviol [??] 23. 4. 1870"), ein langes Beil (bez. „Handewitt 15. 1. 1869"), ein breites Beil (bez. „Wolfskrug, 25. 5. 1871"), ein prismatiſches Meſſer (bez. „Kembs, 3. 7. 1869").

Inſel Amrum, Kr. Tondern, Schleswig-Holſtein. Ein prismatiſches Feuerſteinmeſſer, ein Feuerſteinſchaber, 2 Klopf- oder Reibſteine (der eine bez. „Amrum 18. 12. 1870").

Inſel Sylt, Kr. Tondern, Schleswig-Holſtein. *Rotes Kliff bei Wennigſtedt:* ein Meißelfragment, prismatiſche Meſſer oder Schaber, Späne, Entwürfe zu Langſchabern, alles aus Feuerſtein (alter Beſtand; 1899, Prof. Körber-Mainz); — bez. „aus einer Tulbank, Sylt" (Tuul = untermeeriſcher Torf): Fragment eines dicknackigen Flintbeiles.

Eckernförde, Schleswig-Holſtein. Aus einem neolithiſchen Muſchelhaufen: Feuerſteinſplitter, Conchylien (1904, Schumacher).

Oxbüll, Alſen, Schleswig-Holſtein. Neolithiſche Scherben mit Furchenſtichverzierung (1904, Muſ. vaterl. Altertümer in Kiel).

Wuſtrow-Niehagen, Halbinſel Fiſchland (-Dars), D. A. Ribnitz, Mecklenburg-Schwerin. Aus der Feuerſteinwerkſtätte: querſchneidige Pfeilſpitzen, Rundſchaber, Entwürfe zu ſolchen, prismatiſche Meſſer, große breite Meſſer oder Schaber, ein Nucleus, ein roh behauener Keil, fein ausgearbeitete Spitzen, Schlagſteine, angefangene Werkzeuge (?), Abfallſplitter, alles aus Feuerſtein, außerdem Topfſcherben, darunter verzierte, einige davon in neolithiſchem Charakter (Furchenſtich) (1899).

Lietzow auf Jasmund, Inſel Rügen, Vorpommern. Aus dem großen Feuerſteinwerkſtätten-Fund (Zeitſchr. f. Ethnologie XXIX 1897, Verhandl. S. 291 u. f.) eine Anzahl größerer Gegenſtände aus Feuerſtein: ſpanförmige Meſſer, Spalter, Hacken, Bohrer, Lanzenſpitzen (?), Rundſchaber und Schaber mit Stiel (1899, Dr. Schumann-Löcknitz).

Bieſenthal, Kr. Oberbarnim, Brandenburg. Aus einer Feuerſteinwerkſtätte auf dem Heideberg (Zeitſchr. f. Ethnologie XXVIII 1896, Verh. S. 128): querſchneidige Pfeilſpitzen, „Querangeln", kleine Rundſchaber, prismatiſche Meſſer, Nuclei, Abfallſplitter, alles aus Feuerſtein, kleine (uncharakteriſtiſche) Tongefäßſtücke (1898, Reinecke).

Köpenick, Kr. Teltow, Brandenburg. Aus einer Feuerſteinwerkſtätte auf dem Weinberge (rechtes Spreeufer): prismatiſche Meſſer, Abfallſplitter, eine ausgearbeitete Spitze („Querangel"?), alles aus Feuerſtein, kleine unverzierte Topfſcherben (Reinecke).

Buchow-Carpzow, Kr. Oſthavelland, Brandenburg. Vom Windmühlenberg: einige Scherben, darunter ein neolithiſches Henkelſtück und ein Stück mit Furchenſtichmuſter, Schlagſteine aus Granit und Feuerſtein (1898, Reinecke; Muſ. f. Völkerkunde Berlin).

Umgebung von Graudenz, Kr. Graudenz, Weſtpreußen. Aus Feuerſteinwerkſtätten (1900, Hauptm. Mathes-Graudenz): *a. Flötenauer See.* Weſtlich vom See: ein Rundſchaber, 2 Nucleusſtücke, prismatiſche Meſſer und Abfallſpäne von Feuerſtein. — Südweſtlich vom See: prismatiſche Meſſer, Abfallſplitter, ein angefangener kleiner Schaber von Feuerſtein. — Nordoſtecke des Sees: Nucleusfragment und Späne von Feuerſtein, Topfſcherben. — Sandberg an der Nordoſtſpitze: prismatiſche Meſſer und eine ausgearbeitete Spitze von Feuerſtein.

b. Exerzierplatz bei Rudnik. Von der Batteriehöhe: Flintſplitter, Scherben und Knochenreſte. — Auf dem Exerzierplatz ſelbſt gef.: prismatiſche Meſſer und Abfallſplitter von Feuerſtein.

Elbing, Weſtpreußen. Eine lange Knochenſpitze mit ſeitlichen Schlitzen für Feuerſteineinſätze (1894, Baurat Bauer-Magdeburg).

Ottitz, Kr. Ratibor, Oberſchleſien. Aus der Feuerſteinwerkſtätte: prismatiſche Meſſer, Abfallſplitter, bearbeitete formloſe Stücke, Fragmente größerer Flintgeräte, 3 Nuclei aus Feuerſtein, Bruchſtücke von meiſt flachen Beilen aus anderem Steinmaterial, Tongefäßreſte, darunter Proben der neolithiſchen bandkeramiſchen Gruppe, ein Wandbewurfſtück (1900, Muſeum Schleſ. Altertümer, Breslau).

Niederlauſitz. Gefäße und Scherben aus Urnenfeldern der Spätbronzezeit und der älteren Hallſtattſtufen (Urnen, Taſſen, Miniaturgefäße, Kännchen uſw.) (1888, Märkiſches Muſeum Berlin).

Wutſchdorf, Kr. Sorau, Brandenburg. Aus einem „lauſitzer" Urnenfelde: eine hochhalſige Urne, Schalen, Taſſen, Henkelkännchen und andere kleine Gefäße (1888, Märk. Muſeum Berlin).

Haaſel, Kr. Sorau, Brandenburg. Aus einem „lauſitzer" Urnenfelde: eine gelbe Urne, kleine kannelierte gelbtonige Gefäße, Taſſen uſw. (1888, Märk. Muſeum, Berlin).

Schleſien. Eine Gruppe kleine Tongefäße aus „ſchleſiſchen" Urnenfeldern der Hallſtattzeit (Muſeum Schleſiſcher Altertümer, Breslau; 1904, Oberſtleutnant Röhrig-Mainz).

Woiſchwitʒ, Kr. Breslau, Schleſien. Aus dem großen Urnenfelde der Hallſtattzeit: eine größere Anzahl typiſcher Gefäße, wie Urnen der Hallſtattform, doppelkoniſche Urnen, zylindriſche Gefäße, kleine gehenkelte Taſſen, Näpfe, Schälchen uſw. (1892, Muſ. Breslau).

Weidenhof, Kr. Breslau, Schleſien. Aus dem Urnenfelde der Hallſtattzeit: eine große hochhalſige Urne, eine doppelkoniſche Urne, Henkeltaſſen und Schalen, dabei eine graphitierte Vaſe (1900, Muſ. Breslau).

Mondſchütʒ, Kr. Wohlau, Schleſien. Aus dem Urnenfelde der Hallſtattzeit: eine Gruppe von meiſt kleinen typiſchen Gefäßen, eine Kinderklapper, Büchschen, graphitierte Ware (Urnen, Schalen, Taſſen, Näpfchen uſw., meiſt verziert), gröbere braune Ware (Urnen, zylindriſche Gefäße, Schalen, Taſſen) (1902, Kammerherr v. Köckritʒ-Mondſchütʒ).

Kleinjeſeritʒ, Kr. Nimptſch, Schleſien. Aus dem Urnenfelde der Hallſtattzeit: eine größere Kollektion von Gefäßen und Kleinfunden: Nadeln, Toilettegeräte, Ringchen, Armringe, Perlen, alles von Bronze; Bernſtein- und durchſichtige dunkelblaue Glasperlen; eine Tonklapper, ein Tonbüchschen, zahlreiche graphitierte Schalen, Taſſen, Näpfe uſw., zumeiſt verziert, einige bemalte Schalen, gröbere Ware (Hallſtatt- und doppelkoniſche Urnenformen, große Schalen, zylindriſche Gefäße, Henkeltaſſen, Deckel uſw.) (1892).

Schlieben, Kr. Schweinitʒ, Provinz Sachſen. Aus dem Urnenfelde vom Steinhardtsberg: Scherben von Buckelgefäßen, eine älterhallſtättiſche Urne und mehrere größere und kleinere Beigefäße (1898, Amtsrichter Krieg-Schlieben). — Vom Gebiete des Schliebener Burgwalles: Scherben im Charakter der Urnenfelder-Keramik der Hallſtattzeit, Klopfſteine (1898, Reinecke).

Mittleres Elbgebiet (Umgebung von Magdeburg), Prov. Sachſen. Aus Urnenfeldern der Hallſtattzeit: große Urne, Beigefäße, u. a. eine Henkeltaſſe (1895).

Toſterglope, Kr. Bleckede, Hannover. Aus dem Urnenfeld in der Wohld (Müller-Reimers, Vor- und frühgeſch. Altertümer in Hannover, S. 141): Urne (1890, Nachlaß Dr. Hoſtmann-Celle).

Gönnebeck, Kr. Segeberg, *Hummelsbüttel*, Kr. Stormarn, *Inſel Sylt*, Kr. Tondern, Schleswig-Holſtein. Einzelne Scherben von Gefäßen der jüngeren Bronzezeit, reſp. älteren Hallſtattzeit (1904, Muſ. Vaterl. Altertümer in Kiel).

Mittleres Elbgebiet (Umgeb. von Magdeburg), Prov. Sachſen. Aus Urnenfeldern der jüngeren Hälfte der La Tènezeit: eine Anzahl typiſcher Urnen (1895; 1898, Prof. Kübel-Mainz).

Nüdlitʒ, Kr. Bleckede, Hannover. Aus einem Urnenfelde (Müller-Reimers, Vor- und frühgeſch. Altertümer in Hannover, S. 142): kleine Urne mit Falzdeckel (1890, Nachlaß Dr. Hoſtmann-Celle).

Hammoor, Kr. Stormarn, *Haſſelberg*, Kr. Flensburg, *Steinfeld*, Kr. Schleswig, Schleswig-Holſtein. Aus Urnenfeldern der vorrömiſchen Eiſenzeit: Scherben von Tongefäßen, darunter von ſchwarzer Spät-La Tèneware (1904, Muſeum Kiel).

Barsbüttel, Kr. Stormarn, *Bordesholm*, Kr. Kiel, *Borgſtedt*, Kr. Eckernförde, *Nottfeld*, Kr. Schleswig, Schleswig-Holſtein. Aus Urnenfeldern der Kaiſerzeit: Scherben von Tongefäßen, darunter von Buckelware (1904, Muſ. Kiel).

Aſcheffel, Kr. Eckernförde, Schleswig-Holſtein. Aus Wohnſtätten der Kaiſerzeit: einige Scherben (1904, Muſ. Kiel).

Aßhauſen, Kr. Winſen a. d. Luhe, Hannover. Aus einem älterrömiſchen Urnenfriedhof: ſchwarze Mäanderurne, eiſerner Schildbuckel (1904).

Provinz Hannover. Aus Urnengräbern der älteren Kaiſerzeit: ein Bronzekeſſel (etwa wie Soph. Müller, Ordning, Jernalderen 183), vielleicht identiſch mit dem Bronzekeſſel von *Toſterglope* (Müller-Reimers, Vor- und frühgeſch. Altertümer in Hannover, S. 143); eine Urne, Scherben von Urnen, darunter Stücke mit Mäanderornamenten, vielleicht von *Darzau* im Kr. Dannenberg (1890, Nachlaß Dr. Hoſtmann-Celle).

Mittleres Elbgebiet (Umgebung von Magdeburg), Prov. Sachſen. Zwei älterrömiſche Urnen aus braunem Ton (1894).

Rickelshof bei Heide und *Heddinghauſen*, Kr. Norderdithmarſchen, Schleswig-Holſtein. Aus Wohnſtätten der Völkerwanderungszeit (?): Scherben (1904, Muſ. Kiel).

Randowgebiet, Vorpommern. Aus Burgwällen des Randowtales (Schumann, Balt. Studien XXXVII 1886): eine größere Gruppe ſlaviſcher Scherben, meiſt mit Verzierung (1896, Dr. Schumann-Löcknitʒ).

Wollin, Kr. Uſedom-Wollin, Pommern. Vom Silberberg bei Wollin: ſpätſlaviſche Scherben (1901, Amtsgerichtsrat Hahn-Niesky O.-L.).

Lebbin, Kr. Uſedom-Wollin, Pommern. Vom Burgwall und anderen Punkten: ſlaviſche Scherben (1901, Hahn-Niesky).

Quitʒdorf, Kr. Rothenburg, Schleſien. Vom Raubſchloß: mittelalterliche Scherben mit eingeſtempelten Muſtern uſw. (1901, Hahn-Niesky).

Brohna, Kreish. Bautʒen, Kgr. Sachſen. Vom Burgwall: typiſche ſlaviſche Scherben (1901, Hahn-Niesky).

Maltitʒ, Kreish. Bautʒen, Kgr. Sachſen. Vom Schlackenwall Stromberg (Strohmberg): 2 Schlacken (1901, Hahn-Niesky).

Kaldus, Kr. Kulm, Weſtpreußen. Aus dem großen ſlaviſchen Skelettgräberfelde auf dem Lorenzberg: ein- und mehrfarbige Glasperlen, Schläfenringe aus Bronze in verſchiedener Größe, ein kleiner ſilberner Schläfenring, Bronzefingerringe, Eiſenmeſſer, ein Wetʒſtein, ein ſilberner „Wendenpfennig", Tonwirtel, ſlaviſche Scherben (1894, Baurat Bauer-Magdeburg).

Haddebye, Kr. Schleswig-Holſtein. Von der Oldenburg: Späte grobe Gefäßfragmente, bemalte „karolingiſche" Scherben, ein Stück mit eingeſtempelten Muſtern (1904, Muſ. Kiel).

Lübeck. Vom Burgwall Alt-Lübeck: ſpätſlaviſches Topffragment (1904, Muſ. Kiel).

Neuhaus, Kr. Plön, Schleswig-Holſtein. Von der Halbinſel Warderhof im *Selenterſee* (Mitt. anthrop. Verein f. Schleswig-Holſtein XVI 1903, S. 24): ſlaviſche Gefäßfragmente. — Desgl. von der Halbinſel Schwumb im *Behlerſee*, Kr. Ploen, (1904, Muſ. Kiel).

Rheinpreußen, Weſtfalen

Andernach, Kr. Mayen, Rgbz. Koblenz. Aus der paläolithiſchen Fundſtelle auf dem Martinsberg (Bonn. Jahrb. LXXXVI 1888, S. 1 f.): ein „Werktiſch" aus Stein; formloſe Splitter, große und kleine Lamellen (Meſſer), Rundſchaber, ein Nucleus (?), alles aus Feuerſtein; Knochenreſte (1898).

Aus den Feuerſteinwerkſtätten an der *unteren Lippe,* Kr. Rees und Ruhrort, Rgbz. Düſſeldorf (Corrbl. d. deutſch. anthrop. Geſellſchaft 1898, S. 158—160). Von den *Aaperhöfen:* prismatiſche Meſſer, Abfallſplitter, ein angefangener Rundſchaber und ein Nucleusſtück aus Feuerſtein und Topfſcherben. — Von *Vinkel:* prismatiſche Meſſer, Abfallſplitter, eine „Querangel“ (?) aus Feuerſtein. — Von *Benninghof:* prismatiſche Meſſer, Abfallſpäne und ein Nucleusſtück aus Feuerſtein, Topfſcherben, teilweiſe verziert (uncharakteriſtiſch) (1899, Reinecke).

Weis bei Sayn, Kr. und Rgbz. Koblenz. Aus einem Grabhügel im Weiſer Gemeindewald: Hallſtattgefäße (Urne, Näpfe, Becher, Scherben) (1902, Prof. Loeſchcke-Bonn).

Sayn, Kr. Koblenz, Rgbz. Koblenz. Aus einem Grabhügel: Scherben mehrerer Gefäße (1902, Prof. Loeſchcke-Bonn).

Biewer bei Trier, Rgbz. Trier. Aus dem Brandgräberfelde vom Ende der La Tènezeit: 7 Tongefäße (Schalen, Flaſchen) (1900, Provinzialmuſ. Trier).

Trier, Rgbz. Trier. Aus einer römiſchen Töpferei: Gefäße und Scherben (1900, Provinzialmuſ. Trier).

Speicher in der Eifel, Kr. Bitburg, Rgbz. Trier. Aus einer ſpätrömiſchen Töpferei: Gefäße, darunter eine bemalte Kanne, Scherben, eine Lampe von Ton (1900, Provinzialmuſ. Trier).

Haltern, Kr. Koesfeld, Rgbz. Münſter. Vom St. Annaberg: eine kleine Auswahl typiſcher älteſtrömiſcher Scherben (1901, Dr. Conrads-Haltern).

Schwarzrheindorf, Kr. Bonn, Rgbz. Köln. Aus einem merowingiſchen Reihengräberfeld (Altert. u. heidn. Vorzeit V Tafel 24) nahezu vollſtändiger Inhalt von 87 Gräbern: Tongefäße, darunter viele in ſpätrömiſcher Technik, Tonwirtel, Glasperlen, Glas- und Bronzegefäße, Holzeimer mit Bronzebeſchlägen, Ohrringe, Armbänder, Nadeln, Gürtelſchnallen, Gürtelbeſchläge, Anhänger, Spangen- und Scheibenfibeln, Kämme, Scheren, Taſchenbeſchläge, Feuerſteine zum Feuerſchlagen, römiſche und merowingiſche Münzen, Meſſer, Schwerter, Saxe, Lanzen- und Pfeilſpitzen, Äxte, Schildbuckel (1904).

Pingsdorf, Kr. und Rgbz. Köln. Aus einer karolingiſchen Töpferei: Scherben und Gefäße (Kugeltöpfe, z. T. mit Ausguß und Doppelhenkel) aus weißem, gelbem und grauem Ton mit charakteriſtiſcher Bemalung (1902, Provinzialmuſ. Bonn).

Heſſen

Rheinheſſen. Eine Anzahl von Steinbeilen, vornehmlich ſolche vom Schuhleiſtentypus (Hacken, Schmalmeißel) (Mainzer Altertums-Verein).

Mommenheim, Kr. Oppenheim, Rheinheſſen. Aus einer Wohngrube der frühen Hallſtattzeit: Wandbewurfproben (Mainzer Altertums-Verein).

Niederweiſel, Kr. Friedberg, Oberheſſen. Aus einer Hallſtattanſiedlung am Oſtabhange des kleinen Hausberges: frühhallſtättiſche Scherben, darunter ein Näpfchen und die Hälfte einer großen Schüſſel (1902, Geh. Rat Soldan-Darmſtadt).

Nauheim (Bad Nauheim), Kr. Friedberg, Oberheſſen. Aus der Ablagerungsſtätte einer prähiſtoriſchen Salzſiederei (beim ſtädt. Gaswerk): eine Anzahl Randſtücke und andere Scherben von Spät-La Tènegefäßen, weiter einige mittelalterliche (?) Reſte (1903, Schumacher).

Weiſenau, Kr. Mainz, Rheinheſſen. Aus frührömiſchen Abfallgruben: frühe Sigillataſcherben, Terra nigra und rote belgiſche Ware, eine frühe bemalte Scherbe (weißer Überzug mit Orange-Tupfen) (Mainzer Altertums-Verein).

Mainz und Umgebung, Rheinheſſen. Urnen der älteren und mittleren Kaiſerzeit, ſpätrömiſche Keramik (Sigillata, Firnißware, gelbe und grobtonige graue Gefäße), Tonlampen, ein Tonleuchter (Mainzer Altertums-Verein).

Alzei, Kr. Alzei, Rheinheſſen. Aus dem ſpätrömiſchen Kaſtell: Proben ſpätrömiſcher Keramik (Sigillata, Reibſchüſſeln, andere grobe, graue, gelbe und braune Ware) (1904, Schumacher).

Gießen, Oberheſſen. Aus der Sandgrube an der Straße nach Rödgen, vom germaniſchen Urnenfeld der jüngeren Kaiſerzeit (Altert. unſ. heidn. Vorzeit V Tafel 9): einige verzierte Scherben (1904, Schumacher).

Rheinheſſen. Aus Reihengräbern der merowingiſchen Zeit: eine kleine Sammlung typiſcher Glasperlen (Mainzer Altertums-Verein).

Annerode, Kr. Gießen, Oberheſſen. Aus einer frühmittelalterlichen Töpferei: ein karolingiſcher Spitztopf, Bruchſtücke anderer karolingiſcher Gefäße aus grauem und rotbraunem Ton (1904, Oberheſſ. Geſchichtsverein).

Rheinpfalz

Dannenfels, Bz.-A. Kirchheimbolanden. Vom Ringwall auf dem Donnersberg: verglaſte Steinſtücke (1904, Schumacher).

Speier, Bz.-A. Speier. Eine Sammlung jüngerer Terraſigillataſcherben (1901, Schumacher).

Baden

Efringen, A. Lörrach. Aus einer Höhle am Idſteiner Klotz (aus einer Kulturſchicht vorneolithiſchen (?) Alters): prismatiſche Meſſer, Abfallſplitter, formloſe Stücke von Hornſtein, Flußgeſchiebe (1901, Großherz. Altertümerſammlung Karlsruhe).

Untergrombach, A. Bruchſal. Aus der neolithiſchen Wohngrubenanſiedlung auf dem Michelsberg (Karlsruher Altertums-Verein, 1891, S. 38 f.; Veröffentl. d. Karlsruher Sammlungen II 1899, S. 39 f.): verkohltes Getreide (Gerſte), charakteriſtiſche Tongefäße der „Pfahlbautengruppe“, Becher mit ſpitzem Boden, Backteller, Näpfe, bauchige Gefäße, Scherben (1899, 1901, Großherz. Altertümerſammlung Karlsruhe; Schumacher, aus der Sammlung Bonnet).

Bodman am Überlinger See, A. Stockach. Aus dem neolithiſchen Pfahlbau beim Dorf (Veröffentl. d. Karlsruher Sammlungen II 1899, S. 27 u. f.; Tröltſch, Pfahlbauten des Bodenſeegebietes, 1902, S. 218—219): bearbeitetes Hornſtück, Tongefäße, u. a. ein typiſcher Henkelkrug und Tulpenbecher, Topfſcherben, Steinbeile, Pfeilſpitzen und Meſſer aus Hornſtein, Nephritmeißelchen (1901; 1902, z. Teil Rosgartenmuſeum Konſtanz).

Unteruhldingen am Überlinger See, A. Überlingen. Aus den Pfahlbauten (Veröffentl. d. Karlsruher Sammlungen

II 1899, S. 36 f.; Tröltſch, a. a. O., S. 222—224): Pfeilſpitzen aus Hornſtein, Nephritbeilchen, Steinbeile; frühhallſtättiſche Gefäßſcherben (z. T. verziert), Tonwirtel, ein Tonröhrchen; Angelhaken, Nadeln, eine Sichel, Meſſer- und Nadelreſte aus Bronze; eine römiſche Charnierfibel von Bronze, 2 mittelalterliche Eiſenbolzen, Scherben von Renaiſſancegläſern (1901).

Überlingen, A. Überlingen. Aus einem Pfahlbau der weiteren Umgebung (bei Überlingen ſelbſt iſt kein Pfahlbau bekannt, vergl. Tröltſch, Pfahlbauten des Bodenſeegebietes): ein Steinbeilfragment (gef. 1863).

Lützelſtetten am Überlinger See, A. Konſtanz. Aus den Pfahlbauten (Tröltſch, a. a. O. S. 217): Hornſteinſplitter und 6 dicke Steinbeile (alter Beſtand).

Wangen am Unterſee, A. Konſtanz. Aus dem neolithiſchen Pfahlbau (Tröltſch, a. a. O., S. 237—238): Reibplatte aus Stein, Steinbeile, Pfeilſpitzen aus Hornſtein, ein Tonwirtel, ein Holzſchlägel (?), Holzreſte, Geweihſtücke, Topfſcherben, darunter ein Randſtück mit Lochmuſter (alter Beſtand).

Huttenheim, A. Bruchſal. Aus Trichtergruben an der Sandgrube: frühhallſtättiſche Scherben (1901, Schumacher).

Wiesloch, A. Wiesloch. Aus Brandgräbern: einige frühhallſtättiſche Scherben (1901, Schumacher).

Hüfingen, A. Donaueſchingen. Aus der Höhle: eine größere Anzahl Scherben, zumeiſt verziert, einige davon ſicher frühhallſtättiſch (1901, Schumacher).

Riegel, A. Emmendingen. Hallſtattſcherben (1901, Schumacher).

Salem, A. Überlingen. Aus Grabhügeln der Hallſtattzeit (Veröffentl. Großh. Altertumsſamml. Karlsruhe II 1899, S. 55 f.): 2 unverzierte Schälchen, 2 große reich ornamentierte Schüſſeln, 2 große verzierte Hallſtatturnen, typiſche Vertreter der verzierten ſüddeutſchen bunten Hallſtattkeramik (1900, Großh. Altertumsſamml. Karlsruhe).

Nenzingen, A. Stockach. Aus einem Grabhügel: einige Hallſtattſcherben (1901, Schumacher).

Heidelberg. Vom Ringwall Heiligenberg (rechtes Neckarufer): einige Topfſcherben unbeſtimmten Alters aus der vorrömiſchen Metallzeit (1900, Städt. Muſ. Heidelberg).

Handſchuchsheim, Heidelberg. Aus einer Wohngrube unter den fränkiſchen Gräbern am Hainbachsweg: einige La Tèneſcherben (1900, Städt. Muſ. Heidelberg; 1901, Schumacher).

Hockenheim, A. Schwetzingen. Aus Wohngruben der La Tènezeit: einige Scherben, ein halber Wirtel (1901, Schumacher).

Wiesloch, A. Wiesloch. Aus Wohngruben: einige La Tèneſcherben (1901, Schumacher).

Hüfingen, A. Donaueſchingen. Aus dem frührömiſchen Erdkaſtell, z. T. aus ſeinem Graben (vgl. oben S. 7): eine Gruppe frührömiſcher Scherben (1901, 1905, Schumacher, Prof. Rieger-Raſtatt).

Baden-Baden. Eine Kollektion römiſcher Topfſcherben, vornehmlich Sigillata, zumeiſt jüngeren Charakters, außerdem einige ältere Sigillataproben (flaviſcher Zeit) und etwas Terra nigra (1901, Schumacher).

Gondelsheim, A. Bretten. Vom römiſchen Keller am Wolfsbrüchle („am Säuloch"), 2 Km. nordweſtlich (Corrbl. des Geſamt-Vereins d. deutſch. Geſch.- u. Altert.-Vereine 1901, S. 129, Veröffentl. Altertumsſ. Karlsruhe III 1902, S. 41—43): einige jüngerrömiſche bemalte Scherben (1901, Schumacher, aus der Sammlung Bonnet).

Heidelberg. Aus einem fränkiſchen Töpferofen an der Südweſtecke der einſtigen Bergheimer Kirche an der Kirchſtraße (1899 gef.): einige Scherben, z. T. mit eingeſtempelten Muſtern oder Wellenlinien verziert (1900, Städt. Muſ. Heidelberg).

Handſchuchsheim, Heidelberg. Aus dem Reihengräberfeld der merowingiſchen Zeit: 2 Stücke von fränkiſchen Töpfen (1900, Städt. Muſ. Heidelberg).

Württemberg

Schuſſenried, Oberſchwaben, Württemberg. Aus der paläolithiſchen Fundſtelle bei der *Schuſſenquelle:* eine aufgeſägte Renntierſtange (1899, Prof. E. Fraas-Stuttgart). — Aus der neolithiſchen Pfahlbauſtation im *Steinhauſer Ried* (Federſeebecken) nördl. Schuſſenried, Oberſchwaben (Tröltſch, Pfahlbauten des Bodenſeegebietes, 1902, S. 243—245): Proben von Weizen und Gerſte, Tierknochen (Hirſch, Reh, Schwein, Rind), ein Klopfſtein, Topfſcherben, darunter verzierte der charakteriſtiſchen Schuſſenrieder Gattung (1899, 1900, Prof. E. Fraas, Muſ. f. Völk. Berlin).

Großgartach, O.-A. Heilbronn. Aus den neolithiſchen Wohnſtätten der Stufe der Bandkeramik (Schliz, Steinzeitl. Dorf Großgartach, Stuttgart 1901): bandverzierte und „Röſſener" Scherben, Steingeräte (Beil, Flintſplitter), bemalter Wandbewurf, — ohne Angabe des Fundplatzes und von folgenden Fundſtätten: Mühlpfad, oberhalb des Säubrunnens, Mittelpfad, Schweifelgraben (Inhalt einer Wohngrube, darunter linearverzierte und „Röſſener" Scherben) (1901, 1903, Dr. Schliz-Heilbronn, Schumacher).

Großgartach, O.-A. Heilbronn. Vom Kappmannsgrund, aus Wohngruben: frühhallſtättiſche Scherben. — Vom Hipfelhof, aus einer La Tènewohnſtelle: Scherben (1901, Schumacher, aus der Sammlung Bonnet).

Schäftersheim, O.-A. Mergentheim. Gefäßfragmente, Ende der Bronzezeit? (1904, Dekan Schenk-Unterſchüpf).

Neckargartach, O.-A. Leonberg. Aus einer Wohngrube in der Falterhohl: einige Scherben (1901, Schumacher, aus der Sammlung Bonnet).

Bayern

Oberfranken (Corrbl. d. deutſch. anthrop. Geſ. 1905, S. 35). Aus Höhlen der Fränkiſchen Schweiz: 2 Beininſtrumente, Echtheit zweifelhaft (1898, Lehrer Spiegel-Unterſambach).

Eichelsbach im Speſſart, Bz.-A. Obernburg a. Main, Unterfranken. Aus der neolithiſchen Wohngrubenanſiedlung (Beitr. z. Anthrop. u. Urgeſch. Bayerns XII, XIII): Wandbewurf, verzierte und unverzierte Scherben, Gruppe der Bandkeramik (1898, Präh. Staatsſammlg. München).

Heidingsfeld, Bz.-A. Würzburg, Unterfranken. Aus der neolithiſchen Wohngrubenanſiedlung (Beitr. z. Anthrop. u. Urgeſch. Bayerns XIII): Scherben, ein kleines Tongefäß, mit Einſchnitten verziert, Gruppe der Bandkeramik (1898, G. H. Lockner-Würzburg und Lehrer Spiegel-Unterſambach).

Au unweit Hammerau (a. Saalach), B.-A. Laufen, Oberbayern. Aus der großen vorgeſchichtlichen Anſiedlung

auf dem Auhögl (Beitr. z. Anthrop. u. Urgeſch. Bayerns IX, S. 137 f.; X, S. 191 f.; XI, S. 307 f.): neolithiſche Gefäßfragmente mit Tupfenleiſten, Fingereindrücken, Vorſprüngen uſw., Gruppe der Bandkeramik, einige frühmittelalterliche Scherben (1898, Chiemgauverein Traunſtein).

Umgebung von Parsberg, Oberpfalz (Corrbl. d. deutſch. anthrop. Geſ. 1905, S. 35): ſpätbronzezeitliches Bronzemeſſer (1903).

Großoſtheim, Bz.-A. Aſchaffenburg, Unterfranken. Lappenkelt von Bronze, auf der einen Seite mit eingeſchlagenen konzentriſchen Kreiſen (1903) — Erdfund, Provenienz unſicher (Corrbl. d. deutſch. anthrop. Geſ. 1905, S. 35).

Aub, Bz.-A. Ochſenfurt, Unterfranken. Aus einem Flachgrabe mit Leichenbrand der frühen Hallſtattzeit (Altertümer unſ. heidn. Vorzeit V 211; Corrbl. d. deutſch. anthrop. Geſ. 1905, S. 35): 2 blaue Glasringchen, 4 Bronzeringchen, 4 Bronzeſpiralröhrchen, ein Bronzeknöpfchen (1903, Pfarrer Schenk-Unterſchüpf).

Oberfranken. Scherben von Hallſtattgefäßen (Corrbl. d. deutſch. anthrop. Geſ. 1905, S. 35) (1898, Lehrer Spiegel-Unterſambach).

Oberpfalz, Fundort unbekannt: (Corrbl. d. deutſch. anthrop. Geſ. 1905, S. 35): Bronzehalsring der Früh-La Tènezeit (1903).

Weſterndorf, Bz.-A. Roſenheim, Oberbayern. Aus der dortigen Sigillatafabrik der mittleren Kaiſerzeit (Oberbayer. Archiv XXII; Bonn. Jahrb. 96—97, 1895, S. 105 f.): eine Auswahl charakteriſtiſcher Sigillataſcherben (1900, 1904, Hiſt. Verein München).

Faimingen, Bz.-A. Dillingen, Schwaben und Neuburg. Aus der römiſchen Anſiedlung: Scherben, Proben der charakteriſtiſchen Ware des oberen Donaubeckens; ein Gefäß (1900, 1904, Hiſt. Verein Dillingen).

Niederlande

Nimwegen, Provinz Gelderland. Drei frührömiſche Henkelkrüge von weißem pfeifenerdeartigem Ton (wie er ſich vornehmlich am Niederrhein findet) (1903, G. M. Kam-Nimwegen).

Österreich-Ungarn nebst Bosnien

Öſterreich

Předmoſt, Bz.-H. Prerau, Mähren. Aus der paläolithiſchen Fundſtelle (Hoernes, Der diluviale Menſch in Europa, 1903, S. 140 f.): eine Gruppe von größeren und kleineren Schabern, prismatiſchen Meſſern und Splittern, 2 nucleusartige Stücke, alles aus Feuerſtein (1899, 1900).

Mondſee, Oberöſterreich. Aus den neolithiſchen (bandkeramiſchen) Pfahlbauten im Mondſee (Much, Präh. Atlas, XIII, XV—XVII): Gefäßfragmente, z. T. mit typiſcher Verzierung (1898, Dr. M. Much-Wien).

Laibacher Moor, Krain. Aus den neolithiſchen (bandkeramiſchen) Pfahlbauten des Laibacher Moores (Much, Präh. Atlas, X, XI): Gefäßfragmente, z. T. mit typiſcher Verzierung (1898, Landesmuſeum Laibach).

Sankt Kanzian bei Divača, Öſterr. Küſtenland. Aus der Tolminzgrotte in der großen Doline der Reka (Marcheſetti, Boll. d. Soc. Adriatica di scienze naturali, Trieſt, XI 1889): ein Schlagſtein, Handmühlenſtücke, Wetzſteinſtücke, Scherben älterer Gattung (neolithiſch, frühe Metallzeit), darunter verzierte (mit unregelmäßiger Riefelung und Tupfenbändern), Scherben aus römiſcher und nachrömiſcher Zeit (1896, Reinecke).

Butmir bei Ilidže unweit Sarajewo, Bosnien. Aus der großen bandkeramiſchen Station (Hoernes und Radimski, Butmir) eine größere Kollektion: Schlagſteine, Schleifſteine, Steingeräte vom Schuhleiſtentypus, z. T. unfertig, Stücke durchbohrter Steinhämmer, Pfeilſpitzen, Rundſchaber, Schaber mit Stiel, Bohrer, Sägen und prismatiſche Meſſer aus Hornſtein; Tonwirtel; zahlreiche Gefäßfragmente, ausgezeichnete Proben der ſüdoſteuropäiſchen neolithiſchen Bandkeramik, darunter zwei ſpiralverzierte Stücke (1897, Landesmuſeum Sarajewo).

Stillfried a. March, Bz.-H. Groſſenzersdorf, Niederöſterreich. Aus dem Urnenfriedhof der frühen Hallſtattzeit (Much, Präh. Atlas XXXVIII, XXXIX): Tongefäße, Urnen, Schalen und andere Beigefäße (1898, Dr. M. Much-Wien).

St. Lucia bei Tolmein im Iſonzotal, Öſterr. Küſtenland. Aus dem Brandgräberfelde der Hallſtattzeit (Marcheſetti, La necropoli di St. Lucia, 1884, 1893): monochromer Fußbecher, Schale mit Ringfuß (1891, Muſeo civico di ſtoria naturale, Trieſt).

Ungarn

Munkács, Com. Bereg. Vom Gallishégy und der Lovácska bei Munkács (Arch. Értesitö 1901): Topfſcherben mit Tupfenmuſtern, Scherben von geriefter Ware der jüngeren La Tènezeit (1899, Th. v. Lehoczky-Munkács).

Mitrowitz a. Save, Syrmien, Slavonien. Aus den Gräbern der zweiten Hälfte der La Tènezeit: Schwerter, darunter ein Stück mit reich ornamentierter Scheide (Feſtſchr. des R. G. C. Muſeum 1902, S. 86), Lanzenſpitzen, Fibeln vom Mittel-La Tèneſchema, Schildbuckel, Hiebmeſſer, Scheren, alles von Eiſen (ein Teil dieſer Gegenſtände vielleicht nicht aus dieſer Nekropole; vielleicht einige weiter unten genannte Vaſen der jüngeren Hälfte der La Tènezeit auch aus Mitrowitz) (1902, 1904).

Aus Ungarn. Eine große Sammlung von vorgeſchichtlichen Bronzen und Tongefäßen, von römiſchen und nachrömiſchen Altertümern (1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905); für die Gegenſtände ſind vielfach Fundorte angegeben, die aber, weil unzuverläſſig, hier nicht genannt werden:

Jüngere Steinzeit (offenbar Stufe der Bandkeramik): eine große Muſchelperle (Spondylus).

Bronzezeit und frühe Hallſtattzeit (einzelnes jünger): *Aus Kupfer:* Flachbeile ohne Randleiſten (breiter und ſchmaler Form), Hammeräxte, die eine Schneide quergeſtellt, mit mittel- oder endſtändigem Stielloch, eine Axt mit Stielloch. — *Aus Bronze:* Randleiſten- und Abſatzkelte, Lappenbeile älterer Zeit, ein

ſpätes Lappenbeil, ſpäte Hohlkelte, flach und viereckig im Querſchnitt, teilweiſe verziert; Dolche, darunter zwei mit aufgekanteter Griffzunge, ſpäte Lanzenſpitzen, reich verzierter Griff eines Schwertes mit Schalenknauf; ein Bronzehelm von „ungariſch - norddeutſchem Typus"; Sicheln (eine Knopfſichel, viele Sicheln mit Griffzunge; ein zuſammengehörender Fund mit vielen, teilweiſe geſchweiften Knopfſicheln nebſt Drahtſpiralen und ſchlichten Ringen); eine ſchwere Trenſe, außerdem Seitenſtangen von Pferdegebiſſen. Ferner ein (vielleicht nicht mehr frühhallſtättiſcher) Fund, beſtehend aus kreuzförmigen Röhrengebilden, ein größeres davon mit aufgeſetztem hohlem Knauf und eingefügtem Ring mit 3 Vogelprotomen daran, kleine Ringe, Nägel mit großen flachen Scheibenköpfen, Perlen, Schmuckknöpfe (eine durchbrochene Scheibenroſette, ein geflügelter Zierknopf und andere ähnliche Stücke, kleine Schmuckroſetten mit Goldplattierung), alles vom Pferdegeſchirr. — *An Schmuckſachen aus Bronze:* frühbronzezeitliche und jüngere Halsringe, jüngere Armringe, Armſpirale aus Draht, Hängezierat aus Blechſtreifen und Draht (meiſt frühbronzezeitlich); Nadeln, darunter Scheiben-Rudertypen und Spatelnadeln, eine mit verdicktem durchlochtem Hals, Stücke mit großer Kopfſcheibe, ſpätbronzezeitliche mit verdicktem, ſtark gerieftem Hals und Kugelkopf, eine Miniatur-Vaſenkopfnadel; kleine Zierknöpfe und Ringchen, ein Ziergehänge (Vogelprotomen an Ringchen); eine Bogenfibel mit zwei Schleifen, eine Bogenfibel mit geripptem Bügel und einer Schleife (vielleicht nicht ungariſch), eine eingliedrige Fibel mit ovaler verzierter Bügelplatte mit Achterwindungen und großer Fußſpirale. — *Außerdem* goldene „Lockenhalter" mit kahnförmig gehöhlten Enden, ein feines Goldringchen, eine ſteinerne Gußform (Vogelprotome auf Stiel), eine dicke Bronzeſpirale von anderthalb Windungen (jünger, nach Art der Schlangenkopfgewinde von Pilin etc.), Tonwirtel, darunter ein Stück mit Pſeudo-Schnurornament. — *Tongefäße:* „Pannoniſche" Gattung: ein ſehr großes Gefäß (doppelkoniſch, mit ausladendem koniſchem Halſe), feine kleine Becher, Taſſen, Schälchen, Deckelchen. Der „pannoniſchen" Gattung naheſtehend: Urnen vom modif. Villanovatypus, Schalen. Typen von Toszeg: glatte Henkelbecher, Taſſen, entſprechende mit Verzierung. Kannelierte Ware: modif. Villanovatypen, Urnen, weite Schalen, Henkelkrüge uſw. Glatte Ware: modif. Villanovatypen (Urnen, Schalen), außerdem viele feinere und gröbere Gefäße, Becher, Taſſen, Schalen, eine Fußſchale uſw. Mit geritzten Muſtern und Buckeln: große und kleine Henkelkrüge, modif. Villanovatypen. Spiral-Buckelkeramik des mittleren Theißgebietes: eine Henkeltaſſe, ein analoges Stück, jedoch ohne Spiralverzierung.

La Tènezeit: Eiſenſachen (Schwerter, Lanzenſpitzen, Scheren, Schildbuckel uſw.; ſ. oben unter *Mitrowitz a. Save*); Bronzeringe, eiſerne Fibel vom Mittel-La Tèneſchema, ein eiſerner Armring, einfarbige und mehrfarbige Glasringperlen der Spät-La Tèneſtufe (Altert. unſ. heidn. Vorzeit V 246, 247), graue Tongefäße.

Kaiſerzeit: *Figürliches:* ein bärtiger Kopf, Stein, eine Bronzevaſe (Kanne, Boden und Henkel fehlt; weibliche Büſte, ſpätrömiſch. — Abbildung S. 18), eine Bronzelampe (Hahn). — *Schmuckſachen:* älter- und jüngerrömiſche Fibeln (Kniefibeln, Typus mit umgeſchlagenem Fuß, Armbruſtfibeln, meiſt mit Zwiebelknöpfen, das Stück Arch. Érteſitö 1900 S. 167, Tierfibeln, Schnallenfibeln) und Armringe von Bronze, eine Armbruſtfibel von Silber; weiter Glasſchmuck, Bernſteinperlen. — *Ferner* ein frührömiſcher Pfannengriff (Bronze), eiſerne Pfeilſpitzen, ein Bronzehelm, ein Klappſtuhlgeſtell aus Eiſen mit Bronzefüßen, tönernes Oſſuarium und andere Gefäße. — Ferner *eine große jüngerrömiſche Kollektion,* offenbar aus einer einzigen Nekropole in Pannonien (als Fundort angegeben *Dunapentele*) im Typus der Nekropole von Cſàszar im Comitat Komorn (Arch. Érteſitö 1902) uſw.: eine Bronzekanne, eine kleine Bronzeſchale mit 3 Henkeln; glaſierte Tonware (weitbauchige, enghalſige Henkelkannen, zylindriſche zweihenkelige Gefäße, Henkelkrüge, auch mit zwei Henkeln, Becher, eine Lampe), ſpäte Sigillatagefäße, ſchwarzgefirnißte Becher, poröſe graue Ware (Faltenbecher, Henkeltaſſen, Henkelkrüge, oſſuarienähnliche Gefäße), grobtonige rotbraune Ware, dabei einige Geſichtskrüge, Lampen; Glasgefäße (Schalen, viereckige Flaſchen, Näpfchen, Flacons uſw.); Goldohrringe mit grünen Steinen, ein großer goldener Fingerring (Siegelſtein ausgefallen); bunte Glasperlen (meiſt mit Fäden belegt); Schmuckſachen aus Bronze: Armringe (platte, aus Draht gewundene uſw.), Halsringe, Zängchen, Nadeln, Anhänger, Armbruſtfibeln mit Zwiebelknöpfen, Tierfibeln, eine Scheibenfibel mit Emailknopf, Schnallen, darunter ſolche mit Belag von gepreßtem Bronzeblech; außerdem jüngerrömiſche Sporen. — Zweifellos *aus Barbarengebiet,* nicht von provinzialrömiſchem Boden, wohl von der *unteren Theiß:* graue und grauſchwarze Topfware mit Einglättung (zweihenkelige Becher, Henkelkrüge, Henkelkannen, Schalen uſw.).

Nachrömiſche Zeit: Früh: eine Cikadenfibel, Bronze; aus der Zeit der Keszthélygräber: Nadel, Armring, Körbchenohrringe; zwei ſpäte Bronzeohrringe; außerdem Tongefäße von „merowingiſchem" und „ſlaviſchem" Typus, einige mittelalterliche Töpfe.

Schweiz

Ohne Fundortsangabe. Aus einem Pfahlbau: eine Hirſchhornfaſſung für ein Steinbeil (1904, Prof. Nies-Mainz).

Robenhauſen am Pfäffikonſee, Kt. Zürich. Aus den neolithiſchen Pfahlbauten: neolithiſche Gefäßſcherben, z. T. mit Nägel- und Fingereindrücken, Tupfenleiſten, ein Stück mit Schnurlinien; Steinbeile, Hornſteinobjekte, Hirſchhorn- und Knochengeräte; Bruchſtück eines Holzſchöpfers, durchbohrte Holzſcheibchen; Gewebereſte; Früchte; Wandbewurf (Mainzer Altertums-Verein).

Meilen am Züricher See, Kt. Zürich. Aus dem neolithiſchen Pfahlbau: Steinbeile, ein Hornſteinſchaber (alter Beſtand).

Lüſcherz (Locras) am Bieler See, Kt. Bern. Aus dem neolithiſchen Pfahlbau: 2 Hirſchhornhämmer, Hornmeſſerchen, Knochengerät (alter Beſtand; 1904, Prof. Nies-Mainz).

Stäffis (Eſtavayer) am Neuchâteler See, Kt. Freiburg. Aus dem neolithiſchen Pfahlbau: Knochengerät (1904, Prof. Nies-Mainz).

Marin am Neuchâteler See, Kt. Neuchâtel. Von der Untiefe *La Tène:* Schwert und Lanzenſpitze (jüngere La Tène-Formen), Hohlkelte, Fibeln (Mittel-La Tèneſchema), ſchuppenartige Plättchen (Schuppen eines Panzers?), alles von Eiſen (Mainzer Altertums-Verein).

Caſtaneda, Kt. Graubünden. Aus der großen Nekropole der letzten vorrömiſchen Zeit: einige typiſche Tongefäße (u. a. hohe abgeſchnürte Becher und eine Schnabelkanne), Glas- und Bernſteinperlen, Bronzefibeln (Kahntypus, Certoſa- und Früh-La Tèneſchema), raſiermeſſerförmiger Bronzeanhänger, zwei Bronzeſitulae (typiſche Vorbilder für jüngere La Tènevaſen) (1903).

Irgenhauſen bei Pfäffikon, Ct. Zürich. Aus dem ſpätrömiſchen Kaſtell (Mitt. Antiqu. Geſ. Zürich XII, 7): eine Kollektion ſpätrömiſcher Scherben nebſt einigen älteren Stücken (1901, Schumacher).

Frankreich

St.-Acheul bei Amiens, Dep. Somme. Zwei mandelförmige paläolithiſche Feuerſteingeräte (bez. „St. Acheul 1868, 1875") vom Chelles-Typus.

Bavay, Dep. Nord. Aus einem Bronzedepotfund mit zahlreichen analogen Stücken (Altertümer unſ. heidn. Vorzeit I, II, 2, 4.): ein kleiner vierkantiger Hohlkelt (1856, Geſchenk des Grafen Robiano an den Mainzer Altertums-Verein).

Roanne, Dep. Loire. Von der Fundſtelle „Quartier de la Livatte" (Revue archéologique 1895): 3 Bruchſtücke von bemalten Tongefäßen der Spät-La Tène- oder früheſten Kaiſerzeit (1899, Déchelette-Roanne).

Mont Beuvray (Bibracte) bei *St.-Léger-ſous-Beuvray,* Dep. Saône-et-Loire. Vom Quartier „Parc-aux-Chevaux": Gefäßfragmente der Spät-La Tèneſtufe und erſten Kaiſerzeit, u. zw. bemalte Scherben, Sigillata, Terra nigra und Nachahmungen (gerieft, mit Einglättung, Kammornamenten uſw.), weißgelbe und braungelbe Scherben, weiter grobe (z. T. mit Reihen von Eindrücken); Randſtücke von Tonfäſſern; außerdem drei ſcheibenförmig zugeſtutzte Scherben, Schlacken und ein Bronzeknopf mit (jetzt fehlender) Emaileinlage (1899, Déchelette-Roanne).

Ohne Fundortsangabe. Römiſche Bronzegruppe, zwei Löwen, ein Gorgoneion haltend, Beſchläg eines Wagens oder dergl. (1904).

Ohne Fundortsangabe. Eine Sammlung merowingiſcher Schmuckſachen, Tongefäße uſw. aus Nordfrankreich, offenbar aus Lothringen: Goldohrringe, goldner Fingerring mit Niccologemme, röhrenförmige Goldbulla, ſtilusartige Nadel mit Goldblechverkleidung, eine Scheibenfibel; Glasperlen; große verzierte und kleine Bronzegürtelſchnallen mit Verzinnung und ſonſtiger Gürtelbeſatz nebſt Riemenzungen, gleicharmige Bronzefibeln, z. T. verziert, Bronzezängchen, Bronzeohrringe; mehrere Eiſenäxte (Francisca etc.); ein Glasgefäß; eine größere Gruppe von Tongefäßen, kleine henkelloſe Bauchkantentöpfe aus grauſchwarzem, ſeltener gelbem Ton, mit Riefen und eingeſtempelten Muſtern, ein Henkelkrug und ein bauchiges Gefäß aus grauſchwarzem Ton, ein bauchiges Gefäß mit hohem Hals und ſchrägen Rillen am Bauch (abweichender Typ) (1902, 1904).

Grossbritannien und Irland

Feltwell (Shrubhill), Norfolk, England: ein paläolithiſches mandelförmiges Feuerſteingerät (bez. „Shrubhill Feltwell, Norfolk 1866") vom Chelles-Typus.

England. 7 paläolithiſche (?) Feuerſteinmeſſer.

Helperthorp. Ein bearbeitetes Feuerſteinſtück.

Irland. Dreieckiges Steinbeil, kleines dreieckiges Steinbeil (bez. „North of Ireland"), 5 ſchöne Feuerſteinpfeilſpitzen (blattförmig, dreieckig mit Widerhaken, desgl. mit Angel), ein langes Flintmeſſer, ein Rundſchaber aus Feuerſtein, Steinperlen (aus foſſilen Schnecken?).

Toome, Lough Neagh, Ulſter, Nördliches Irland. 5 große Feuerſteinmeſſer (Evans, On ſome discoveries of ſtone implements in Lough Neagh, Archeologia XLI).

England. Ein Nucleus, 2 Schaber von Feuerſtein (neolithiſch).

Yorkſhire Wolds, England. Fünf neolithiſche Feuerſteinobjekte (Meſſer, Rundſchaber).

Skandinavien

Südſchweden und Dänemark. Eine größere Kollektion nordiſcher Steinwerkzeuge, etwa die Hälfte davon aus *Schonen:* ſchmal- und dicknackige Äxte, Hohlmeißel, Schmalmeißel, mondſichelförmige Schaber, Dolche, Lanzenſpitzen, Meſſer, Sägen, Pfeilſpitzen verſchiedener Form, ein Nucleus, alles von Feuerſtein, außerdem durchbohrte und undurchbohrte Steinbeile (1859, Dr. Bruzelius in Lund, Muſeum Nordiſcher Altertümer in Kopenhagen).

Landſchaft Jäderen (Amt Stavanger), Norwegen. Aus Feuerſteinwerkſtätten: Meſſer, Splitter, Pfeilſpitzen, Schaber aus Feuerſtein (1881, Muſ. Bergen).

Norwegen. Aus Funden der Wikingerzeit: ein ſpätes Eiſenſchwert, eine eiſerne Flügellanzenſpitze (Flügel abgebrochen), eine Eiſenaxt, eine Eiſenſcheere, eine einſchalige Ovalfibel von Bronze (1881, Muſ. Bergen).

Russland

Oſſówka, Kr. Stopnica (Polen), Gubernium Kielce. Aus der großen Feuerſteinwerkſtätte (E. Majewski, Przedhiſtoryczne narzedzia krzemiene zebrane kod wsia Ossówka etc., Warſchau 1895): querſchneidige Pfeilſpitzen verſchiedener Größe, dreieckige Pfeilſpitzen (blattförmig, mit Widerhaken und mit Angel und Widerhaken), größere und kleinere Lamellen (Meſſer, Sägen, Schaber), Bohrer, Rundſchaber, Nuclei, formloſe Stücke, alles aus Feuerſtein (1896, 1898, E. Majewski-Warſchau).

Olbia (Stadtgebiet und Umgebung), Südrußland. Eine größere Kollektion von griechiſch-römiſchen Altertümern: helleniſtiſche Goldohrringe, ein Bronzefigürchen, Bronze-

fingerringe, Armring und Knotenring von Bronze, eine römiſche Email-Charnierfibel, griechiſche Ziegel, Amphorenhenkel, Tonlampen, korinthiſcher Skyphos, Vaſen des IV. Jahrhunderts, helleniſtiſche Gefäße, darunter 2 megariſche Becher und ein zweihenkliger Becher mit Barbotineverzierung, Glasgefäße, Emailperlen aus griechiſcher und römiſcher Zeit, darunter eine Geſichtsmaske und ein Widderkopf (1903, 1904).

Südrußland. Glasſchmuck (Geſichtsmaske, Väschen) (1904, D. Reiling-Mainz).

Kaukaſus. Karneolperlen, ein- und mehrfarbige Glasperlen, zumeiſt nachrömiſch (einige ca. VIII.—X. Jahrhundert), 2 Weißmetallſpiegel (Scheiben mit Öhr auf der verzierten Rückſeite) (1891, Geh. Rat Dr. Grempler-Breslau).

Spanien

Granada. „Aus weſtgothiſchen Gräbern": drei ſpäte ſchlanke Henkelkrüge aus braunem und weißlichem Ton, gerieft (alter Beſtand der Sammlung des Mainzer Altertums-Vereins).

Italien

Ohne Fundortsangabe. Eine größere Kollektion „altitaliſcher" Schmuckſachen (der Villanovaperiode), faſt ausſchließlich aus Bronze: etwa 40 Fibeln, u. zw. große und kleine Bogenfibeln, Bogenfibeln mit zwei Schleifen am Bügel, Kahn- und Blutegelfibeln mit kurzem und langem Fuß, Segelfibeln, Bogenfibeln mit langem Fuß (bei einer Knotenbeſatz am Bügel), Schlangenfibeln (eine mit Hörnchen), Spiralbrillenfibeln, Fibeln mit 4 Spiralſcheiben; außerdem ſpäte Bogenfibeln mit langen zylindriſchen Bernſteinperlen am Fuß, zwei entſprechende Stücke aus Silber (die Perle fehlt jedoch). Ferner großes Spiralarmgewinde, Armringe, Fingerringe und kantige Bronzeringe (Fibelſchmuck), Gürtelkrappen aus Bronzedraht, Tierfigürchen und eine Menſchenfigur als Anhänger, Bronzeblechſcheiben mit Buckeln und durchbrochener Verzierung (Altert. unſ. heidn. Vorzeit II, XII, 2, 1. III, VIII, 2, 7.). Außerdem eine Bronzelanzenſpitze (alter Beſtand der Sammlung des Mainzer Altertums-Vereins; 1899, 1900, 1902).

Eſte, Prov. Padua. Aus den vorrömiſchen Nekropolen: einige Scherben ſchwarz-roter Gefäße, monochromer Vaſen mit eingedrückten Kreiſen, eines Tonſchälchens mit Bronzebuckeln; eine Tonſpule, ein Wirtel (1901, Schumacher).

Ohne Fundortsangabe. Keramiſches (für einzelne Vaſen Provenienz vielleicht *Sicilien*): altkorinth. Tonraſſel (Geſichtsmaske), zwei Aryballen; Schwarz- und Rotfiguriges (vgl. auch unter Griechenland): Kylikes, Lekythen, ſchlechte Ware des V.—IV. Jahrhunderts; figürliche Gefäße (Silenkopf, geflügelter Eros); jüngere Ware (brauntonige Gefäße mit Palmettenreihen und Weißmalerei auf Firnißſtreifen), ſpäthelleniſtiſche Vaſen, Schalen, Kannen; ein Täßchen mit Geſichtsdarſtellung aus Unteritalien. — Bronzen: ein altgriechiſcher Bronzekandelaber (z. Z. noch in der Sammlung des Mainzer Altertums-Vereins; 1861, Geſchenk des Kaiſers Napoleon III), ein archaiſcher Kannenhenkel mit Pferdeprotomen, Kannenhenkelfragmente, jüngeretruskiſche Bronzefigürchen, Gürtelkrappen unteritaliſcher Bronzegürtel, Doppelhenkel mit Löwenmasken-Ausguß von einem Bronzeeimer des IV. Jahrhunderts. — Außerdem: 2 archaiſche Terrakotten (ungefähr wie Winter, I, 120, 7), tönerne Votivobjekte (Füße, Bruſt), halber weiblicher Kopf aus Ton; einige ſpäte geſchnittene Steine (Carneol) (alter Beſtand der Vereinsſammlung und ſpätere Erwerbungen des Mainzer Altertums-Vereins; 1899, 1900).

Arezzo, Prov. Arezzo. Stück einer tönernen Formſchüſſel (1903, Prof. Dragendorff-Frankfurt a. M.).

Pompei. Eine Kollektion von etwa 140 Tongefäßen aus Pompei (1903, überwieſen durch das kgl. italieniſche Unterrichts-Miniſterium, vermittelt durch Prof. v. Duhn-Heidelberg): Helleniſtiſche ſchwarzgefirnißte Ware: ein Kännchen, eine Schale, Miniaturgefäßchen. — Schwarzbraune und rot gefirnißte Ware: kleine Becher mit einem und zwei Henkeln, kleine henkelloſe urnenartige Gefäßchen, eines mit Barbotineverzierung, eines mit Geſichtsmaske, ein Lämpchen. Gelbtonige Krüge mit braunen Firnißſtreifen. Ein glaſiertes Krügchen. Weiß- und gelbtonige Ware: kleine Amphoren verſchiedener Typen, Henkelkannen, Henkelkrüge, große zweihenklige Gefäße, Lampen. Gelbtonige geriefte Spitzbecher. Rotbrauntonige Ware: Teller, Henkelkannen, urnenartige Gefäßchen, weite Schalen; desgl. gerieft: Deckel, Fußſchalen, Amphoren, Spitzbecher, Henkelkannen. Außerdem eine tönerne Waſſerleitungsröhre, ein zylindriſcher tönerner Unterſatz, mit Reifen und Eindrücken verziert, eine Sparbüchſe, eine hohe Wanne aus grauem Ton mit 2 Henkeln, ein Seihgefäß mit 2 Henkeln, ein halbzylindriſches Gefäß (?) auf 4 Füßen, mit weiblicher Büſte (hohlziegelartig), ein Tonzylinder, unten mit 3 näpfchenartigen Erweiterungen (Filtrierapparat?).

Aus Pompei ferner ein Sigillata-Gefäßboden (1901, Schumacher).

Rom. Eine Anzahl Sigillataſcherben (Böden mit Stempeln) (1902, Prof. Körber-Mainz).

Sardinien. Ein Tonkrug ungewiſſen Alters (1902, Dr. Deninger-Freiburg i. B.).

Griechenland und Kreta

Phaiſtos, Südkreta. Scherben der Kamares-, altmykeniſchen, jünger- und ſpätmykeniſchen und klaſſiſchen Zeit, ein Tonwirtel, eine jüngermykeniſche Henkelſchale, Proben mykeniſchen Stuckes (1903, Prof. Körber-Mainz).

Agia Triada bei Phaiſtos. Scherben eines großen altmykeniſchen Gefäßes; braun gefirnißtes Horn von einer tönernen (jüngermykeniſchen) Stierfigur (1903, Prof. Körber-Mainz).

Palaekaſtro, Oſtkreta. Kamares- und jüngermykeniſche Scherben, grobtonige Scherben mit Tupfenleiſte, ein grobtoniger Vaſenfuß mit Tupfenleiſte, ein rohes Näpfchen (1903, Prof. Körber-Mainz).

Gurnia, Oſtkreta. Tongewicht (Scheibe, doppelt durchbohrt), Scherben der Kamareszeit (hellgrundige; mit ſchwarzem Firnißgrund), jüngermykeniſche Scherben (1903, Prof. Körber-Mainz).

Knoſſos bei Candia. Kamaresſcherben, zwei rohe Näpfchen (1903, Prof. Körber-Mainz).

Rhodos. Eine bauchige Kanne mit weiter Kleeblattmündung, Henkel geometriſch verziert, vielleicht VII.—VI. Jahrhundert (1904).

Griechiſche Inſeln. Marmoridol vom Kykladentypus (1903).

Amorgos. Aus Gräbern der Inſelkultur: großer Bronzedolch, Marmorſchälchen (1903).

Phylakopi auf Melos. Obſidianmeſſer, ein Nucleus von Obſidian. — Scherben aus vor-jüngermykeniſcher Zeit, darunter einzelne größere Stücke: polierte (braunſchwarz; rot, von einem Schnabelgefäß), helltonige mit Bemalung (u. a. von Schnabelkannen und Schalen); grobe Ware, ein graues Stück. Aus jünger- und ſpätmykeniſcher Zeit: Firnißware, ungefirnißte (poröſe) gelbe und graue Stücke, Pithosreſte (1903, Prof. Körber). — Außerdem einige Obſidianmeſſer (1899, Prof. Bulle-Erlangen).

Aegina. Vom ſog. *Aphroditetempel* bei der *Stadt Aegina:* ein Gefäßfragment altmykeniſcher Mattmalerei II. Gattung (1898, Prof. Loeſchcke-Bonn). — *Ohne beſtimmte Fundangabe:* Fragment einer Schwarzdipylonſchale (1903, Prof. Körber-Mainz).

Mykenae. Ein kleiner koniſcher Tonwirtel, Bruchſtücke mykeniſcher Idole und Tierfiguren; Scherben jüngermykeniſcher Firnißware (meiſt III. Stils), Scherben jüngermykeniſcher monochromer Ware, ein grobtoniges Fragment; ein Bronzeringchen ungewiſſen Alters (1903, Prof. Körber-Mainz).

Tiryns. Scherben jüngermykeniſcher Firnißware, ein geometriſches Henkelſtück (1903, Prof. Körber-Mainz).

Argos. Ein Gefäßfragment altmykeniſcher Mattmalerei II. Gattung, einige jüngermykeniſche Scherben (1903, Prof. Körber-Mainz).

Heraion bei Argos. Scherben von jüngermykeniſchen, geometriſchen und protokorinthiſchen Gefäßen (1903, Prof. Körber-Mainz).

Böotien (?). Glasperlen vom Typus der beim Kabirion bei Theben gefundenen Perlen (1904, Kunſtgeſch. Muſ. der Univerſität Würzburg).

Korinth. Sigillataſcherbe (1903, Prof. Dragendorff-Frankfurt am Main).

Athen. Sigillataſcherben (1903, Prof. Dragendorff-Frankfurt am Main).

Von ungewiſſen Fundorten (1898, Geſch. Prof. Loeſchcke-Bonn; 1899, Austauſch München; 1903, 1904, aus dem Kunſthandel; alte Beſtände der Sammlung des Mainzer Altertums-Vereins): aus jüngermykeniſcher Zeit: Scherben, Idole, kleine Vaſen (dreihenklige Gefäßchen uſw.). — Aus der Übergangsſtufe: ein einhenkliges bauchiges Kännchen mit Ringfuß und engem Hals. — Aus der Haupt-Dipylonzeit(?): Kanne mit Kugelleib und engem Hals mit Kleeblattmündung nach Art der Schwarzdipylongattung, ähnliche kleinere Kanne (Fo. *„Athen“* und *„Böotien“*). — Aus der Spät-Dipylonzeit: Amphora, große enghalſige Kanne mit Kugelleib, Pyxis, auf dem Deckel drei Pferdchen, kleine Hydria (Fo. *„Athen oder Umgebung“* — attiſch-ſpätgeometriſche Stücke), kleines geometriſches Kännchen (Fo. *„Böotien“*), eine böotiſche Tonfigur vom Typus der Papades. — Aus jüngeren Zeiten: korinthiſches Alabaſtron, eine Kleinmeiſterſchale, ſchwarzfigurige Lekythen, ſchwarzfigurige Scherbe, kleine gefirnißte Schalen und Skyphoi des VI.—V. Jahrhunderts, Lampen, ein Glasgefäß, ein weißtoniges Alabaſtron (mit Ausnahme der korinthiſchen Vaſe und einer ſchwarzfigurigen Lekythos vielleicht die Mehrzahl der jüngeren Stücke aus *Italien*).

Vorderasien

(Kleinaſien, Cypern, Syrien uſw.)

Jortan-Kelembo, Myſien. Aus der von P. Gaudin ausgebeuteten vormykeniſchen (vor-jüngermykeniſchen) Nekropole: eine ſchwarztonige Schnabelkanne (mit Spuren von Weißmalerei) vom troiſch-phrygiſchen Typus (1903, Prof. Sauer-Gießen).

Hiſſarlik-Troja, Troas. Eine Kollektion von Gegenſtänden aus den Schliemannſchen Ausgrabungen: aus der I. Anſiedlung: einige Scherben. — Aus der II.—V. Stadt: Gefäße (Amphoren, Henkelkrüge, Doppelhenkelbecher, eine Geſichtsvaſe, Tondeckel mit Hakengriff, Schalen uſw.) und Gefäßreſte. — Aus der VI.—VII. Stadt: einige Scherben. — Außerdem: Marmoridole, Mahlſteine, Klopfſteine, Glättſteine, Steinbeile, Feuerſteinmeſſer, eine Feuerſteinſäge, ein Obſidianmeſſer, Webſtuhlgewichte, doppeltdurchbohrte Anhänger, verzierte und unverzierte Spinnwirtel, kreisrunde Scherben, z. T. durchbohrt, Kugeln und Ringe aus Ton, Getreideproben, Bronzenadeln (1877, H. Schliemann; 1902, Generalverwaltung der Kgl. Muſeen in Berlin). — Einige Scherben der I., II.—V. und VI. Stadt, Wandbewurf (1903, Prof. Körber-Mainz).

Smyrna. „Aus einem Tumulus bei Smyrna“: 6 kleine dreikantige Bronzepfeilſpitzen (1903, Prof. Loeſchcke-Bonn).

Kleinaſien. Altkorinth. Väschen (Sirene) (alter Beſtand der Sammlung des Mainzer Altertums-Vereins).

Pergamon. Aus den Grabungen des Jahres 1904: Proben helleniſtiſcher Keramik (Schwarzgefirnißtes, Rotgefirnißtes, Scherben megariſcher Becher, Stücke mit Weißmalerei, Sigillata) (1905, Prof. Conze-Berlin).

Magneſia am Mäander, Priene, Hierapolis. Sigillataproben (1903, Prof. Dragendorff-Frankfurt am Main).

Cypern. Von unbeſtimmten Fundorten eine größere Kollektion, vornehmlich Gefäße, rund 250 Nummern (1897, Rudolf Virchow-Stiftung; außerdem kleine Erwerbungen 1900, 1904; einzelnes aus dem Beſitz des Mainzer Altertums-Vereins):

Aus älteren (vor-jüngermykeniſchen) Stufen: rottonige, nichtpolierte Ware (Schalen, Schüſſeln, Näpfe), braune und rote polierte unverzierte, geritzte wie plaſtiſch verzierte Schalen und Kugelkannen, darunter eine Schnabelkanne, ſchwarze Ware mit Ritzung (Kännchen), Kugelkanne uſw. mit ſchlechtem ſtumpfem Firnißüberzug, mattbemalte Ware (Kugelkännchen, z. T. mit Schnabelhals, Schalen, Näpfe, Tierleibvaſen). — Aus jünger- und ſpätmykeniſcher Zeit: importierte mykeniſche Firnißware, braun- und rottonige

(nicht polierte) „syrische“ Vasen (Flaschen, Kannen und Kännchen, Schalen), weißgrundige Schalen mit Mattmalerei, „Bucchero“-Vasen. — Aus der Übergangsstufe (?) — oder lokale Nachahmung mykenischer Firnißware: eine Henkelkanne. — Kyprisch-geometrische Ware des VIII. bis VII. Jahrhunderts: Amphoren, Kannen, Schüsseln; rot- und gelbtonige bemalte kyprisch-phönikisch-karthagische Typen des VIII.—VI. Jahrhunderts, darunter eine große Kugelleibkanne mit Ochsenkopf-Ausguß, eine „phönikische“ Lampe. — Lokale Vasen des V.—IV. Jahrhunderts, eine kleine Amphore. — Aus hellenistisch-römischer Zeit: gelb- und rottonige Kannen usw., Tonlampen, geriefte Ware. — Außerdem: Tonwirtel, darunter rotpolierte mit Einritzung, Steinwirtel, Steingeräte (Steinbeil, Keulenknäufe), Bronzedolche, Nadeln (mykenischer Zeit), Pinzette, Rasiermesser aus Bronze, ein silberner Stierkopf, ein silbernes breites gerieftes Armband, Bronzeringelchen und Bronzenägel, Bronzespiegel, Köpfe von archaischen Kalksteinstatuetten.

Vorderasien. Ein altbabylonischer Siegelzylinder (1904).

Masada (Idumaea) am Toten Meer und *Petra*, Provinz Arabia. Von den Reisen von Brünnow und v. Domaszewski eine kleine Scherbensammlung: Sigillata, dünne rottonige Reste, z. T. bemalt, Stücke größerer Gefäße (1901, Schumacher).

Ägypten

Ägypten. Eine kleine Kollektion aus dem Besitz des Mainzer Altertums-Vereins: kleine Glasperlen, Faienceschmuck, Uschebti, Bronzefigürchen (Osiris, Isis mit Horus, Uraeusschlange, Katze, Stiere).

Ägypten. Ohne genauere Fundortsangabe (für einige Vasen als angeblicher Fundort *Tell Amarna und Achmin* genannt): eine größere Kollektion, vornehmlich Gefäße (1904, durch Vermittlung von Dr. Borchardt-Kairo): Ein großes Feuersteinmesser, Feuersteinpfeilspitzen. — Aus der Frühzeit: ein zylindrisches Alabastergefäß, rotbraune Ware, z. T. mit geschmauchten Mündungen (schlanke Gefäße, Schalen), ein schwarzpoliertes enghalsiges Gefäß, bemalte Ware (schlankes, fast zylindrisches Gefäß, bauchige Vasen), ein Tonstopfen. — Aus dem mittleren Reich: rottonige Gefäße mit schwarzen Streifen, grobe poröse Ware, rottonige ringförmige Untersätze. — Aus dem neuen Reich: rottoniges Kännchen, blaubemalte große Gefäße, weißgelbe bemalte und unbemalte Ware. — Aus jüngeren Zeiten: ein bemalter Gesichtskrug, geriefte Ware.

Abusir (Memphis). Aus dem Grabe des Kahotep (V. Dynastie, Grabungen der deutschen Orient-Gesellschaft 1902/03): zwei Alabasterschälchen (1904, Kunstgesch. Mus. der Universität Würzburg).

Abydos: Tondeckel (mittl. Reich?) (1904, Kunstgesch. Mus. Würzburg).

Benihassan. Aus den Grabungen Garstangs (mittleres Reich): Holzsargreste, zahlreiche grobtonige poröse Gefäße, schlank und kugelig, mit rundem und spitzem Boden (1904, Egypt Exploration Fund, vermittelt durch Dr. Borchardt-Kairo; eine Vase überlassen vom Kunstgesch. Mus. Würzburg).

Ramesseum bei Theben und *Abydos.* 4 Uschebti (1904, Kunstgesch. Mus. Würzburg).

Alexandrien. Drei Sigillatascherben (1903, Prof. Dragendorff-Frankfurt am Main).

El Achmim. Aus koptischen Gräbern: eine kleine Kollektion von Stoffproben (1895).



Bronzevase aus Ungarn (S. 14)

IV.

Das römische Mainz

Vortrag, gehalten am 14. März 1905 von K. Schumacher*) (dazu Tafel I)

Um die reichen Schätze des Mainzer Museums immer wieder auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen und das Interesse für die Altertumsstudien zu beleben, faßte der Gesamt-Vorstand des R.-G. C.-Museums in seiner letzten Jahresversammlung den Beschluß, daß in Zukunft anläßlich dieser Sitzungen öffentliche Vorträge stattfinden sollten, welche von den wichtigeren Neuerwerbungen und Unternehmungen des Museums oder von sonst bedeutsameren Fortschritten der Altertumswissenschaft in allgemein verständlicher Weise Kunde geben.

Indem ich diesen ersten Vortrag übernommen habe, möchte ich als das geeignetste Thema für den heutigen Tag einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit des Ortes ansehen, auf dessen Boden unsere Sitzungen stattfinden, aus dessen Schoße die kostbarsten Dokumente unseres Museums stammen. Und so werde ich mir gestatten, Ihnen heute die Ergebnisse älterer und neuerer Forschungen, vor allem aber die Resultate der neueren Ausgrabungen des hiesigen Altertums-Vereins sowie meine eigenen Untersuchungen über die Topographie und geschichtliche Entwicklung der römischen Festung und Stadt Mogontiacum in knappen Zügen vorzutragen.

Zum leichteren Verständnis des Gesagten und zur besseren Anschaulichkeit mögen die zahlreichen Lichtbilder dienen, deren Herstellung und Vorführung wir der stets hilfsbereiten Kunstfertigkeit des Herrn Prof. Neeb verdanken.**)

1. Das Erdkastell des Drusus

Cäsar hatte in heißem Kampf mit Galliern und Germanen die Grenze des imperium Romanum bis an den Rhein vorgeschoben, auch den Rhein selbst zweimal überschritten, doch nur um den rechtsrheinischen Germanen Schrecken einzujagen, nicht um Eroberungen zu machen. Das Gewonnene zu erhalten, war die Hauptaufgabe seiner nächsten Nachfolger, wenn auch Agrippa auf dem rechten Rheinufer zweimal Krieg führte. Anders Augustus. Inzwischen war man zur Einsicht gelangt, daß die blühenden linksrheinischen Gemeinwesen auf die Dauer nur durch eine Vorschiebung der Reichsgrenze nach Osten gesichert werden könnten. So faßte man nach Mommsen die Elblinie als geeignetsten Abschnitt ins Auge, wodurch zugleich eine Erleichterung der Verbindung mit den Donauprovinzen geschaffen war. Jetzt wurde der Rhein durch Drusus zur neuen Operationsbasis gegen die Germanen gemacht, in Xanten (Castra Vetera) gegenüber dem Einfluß der Lippe und in Mainz (Mogontiacum) angesichts der Mainmündung entstanden gewaltige Waffenplätze für je 2 Legionen, und dazwischen wurden mehr als 50 kleinere Kastelle angelegt (Florus 2, 30: [Drusus] in Rheni ripa quinquaginta amplius castella direxit).

Bei Mainz, dem zu allen Zeiten wichtigsten Ein- und Ausfalltor Mittel- und Süddeutschlands, am Zusammenfluß zweier mächtiger Wasseradern, wo die aus Italien kommende, uralte Rheintalstraße gekreuzt wird von jenem nicht minder alten Völkerweg, der aus Böhmen und dem Weser- und Elbgebiet nach dem Innern Galliens führt, hier inmitten einer der fruchtbarsten und von unruhigen Germanenstämmen stark bevölkerten Ebene mag ja schon seit Cäsars oder Agrippas Zeiten eine kleinere Erdbefestigung bestanden haben (vgl. Bergk, Westd. Ztschr. I S. 499), wiewohl weder Schriftstellernachrichten noch Bodenfunde dafür sprechen. Das große Lager für 2 Legionen wurde aber wie bei Xanten sicherlich erst von Drusus angelegt. Von Mainz aus hat Drusus im Jahre 10 und 9 v. Chr. seinen dritten und vierten Feldzug gegen Chatten, Markomannen, Sueben und Cherusker unternommen, hierher wurde sein Leichnam gebracht, als er auf dem letzteren Feldzug an der Saale durch einen Sturz mit dem Pferde sein ruhmreiches Leben verlor.

Wo lag nun dieses große Drususkastell? Welcher Art müssen wir uns dasselbe vorstellen? Das Kastell erhob sich ohne jeden Zweifel auf der etwa 30—40 Meter über der Rheinebene aufsteigenden, diluvialen Uferterrasse des Käatrichs und Linsenbergs, genau der damaligen, jetzt nur durch einen Floßkanal bezeichneten Mainmündung gegenüber, ganz ähnlich wie das Xantener Lager auf dem Fürstenberg gegenüber der damaligen Lippemündung liegt. Die Front des Kastells wird wohl bis zu dem Beginn des steileren Absturzes der Terrasse nach dem Rheintale reichen, also etwa bis zur Stephanskirche unterhalb des Gautors und an den Fuß der Mathildenterrasse. Die linke Flanke hat sicherlich mit der Oberkante des Zahlbachtals abgeschnitten, die beiden anderen Seiten sind durch den frührömischen Friedhof beim Fort Stahlberg (Dekumanseite) bezw. durch den gleichfalls außerhalb des Lagers liegenden Eichelstein ungefähr begrenzt. Innerhalb dieses fast ebenen und das ganze Rhein- und untere Maintal beherrschenden Plateaus, das, namentlich von Süden und Südwesten betrachtet, wie eine gewaltige Bastion vor uns liegt, sind nicht nur an verschiedenen Stellen Abfallgruben augusteischer Zeit gefunden worden, so bei den neuen Kupferberg'schen Kelleranlagen und bei der Ausgrabung der Kastell-Innengebäude in den letzten Jahren durch den Altertums-Verein,[1]) sondern es sind auch bei dem Umbau der in der Nähe der Dekumanseite liegenden Klubbistenschanze 1842[2]) sowie bei der neuerlichen Anlage der Gasleitung vom Gautor nach Zahlbach am obern Ende der „Steige" Anhaltspunkte zutage getreten, daß die Wälle dieses Kastells wie bei dem Halterner durch Aufschütten eines Erddammes zwischen zwei Palissadenwänden hergestellt waren. Von diesem Erdkastell des Drusus ist heute nichts mehr über dem Boden erhalten, doch kann mit Sicherheit erwartet werden,

*) Der Vortrag ist im allgemeinen wiedergegeben, wie er gehalten wurde, nur sind weitere Belege zugefügt.

**) Auf diese Aufnahmen gehen auch die meisten unten folgenden Abbildungen zurück. Für Fig. 1, 5, 8, 9, 20, 21 hat die Verlagshandlung Velhagen & Klasing in Bielefeld die Clichés aus dem Buche F. Koepp, die Römer in Deutschland, 1905, zur Verfügung gestellt, wozu das Museum die Aufnahmen besorgt hatte.

daß in größerem Umfange vorgenommene Ausgrabungen, die allerdings erst nach der Abtragung der jetzigen Festungswälle und Forts möglich sind, noch deutliche Spuren der Palissadenbefestigungen und Gräben, vielleicht auch der Innengebäude zutage fördern werden.

In dem Kastell lagen im Verlaufe der Zeiten folgende Legionen: zunächst die XIV. (Gemina) und XVI. Legion (zuerst erwähnt im Jahre 14 n. Chr., Tacitus ann. 1, 41) bis zum Jahre 43, von 43—70 die IV. Legion (Macedonica) und die XXII. (Primigenia), von 70— ca. 90 (?) die leg. I. (Adiutrix) und XIV. (Gemina Martia Victrix), seit ca. 90 nur die XXII. (Pr. Pia Fidelis). Auch die leg. XXI. (Rapax) scheint im 1. Jahrhundert vorübergehend hier garnisoniert zu haben.

2. Der Eichelstein[3)]

Ist von diesem Bollwerk des Drusus heute nicht mehr viel zu sehen, so ragt umso augenfälliger ein anderes mit seinem Namen verbundenes Werk empor, der Eichelstein, welcher wenigstens in seinem Kern dem Zahne der Zeit und der Verwüstung durch Menschenhand widerstanden hat und heute noch wie ein unerschütterlicher Felsblock von der Höhe der Citadelle auf das Rhein- und Maintal herabblickt, ein trotziges Malzeichen altrömischer Herrschaft.

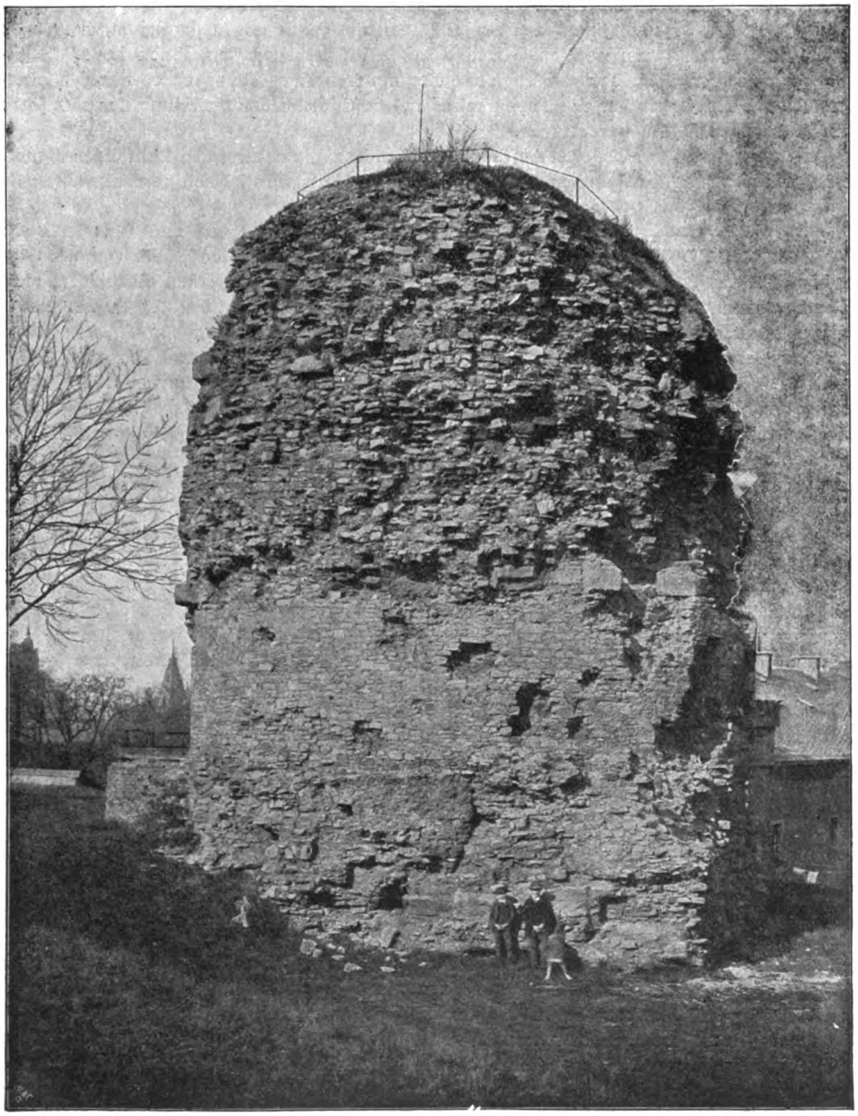


Fig. 1. Eichelstein

Der Eichelstein steht uns jetzt vor Augen als ein gewaltiger cylindrischer Oberbau, der auf einer mächtigen, viereckigen Würfelbasis ruht, alles nur Gußmauerwerk, mit größeren Quaderstücken durchschossen. Eine im Jahr 1880 vom Altertums-Verein vorgenommene Ausgrabung zeigte, daß vom Würfel noch ein gutes Stück im Boden steckt, das aber ebenso wie der obere Teil der Verkleidung beraubt ist. Die bei dieser Gelegenheit festgestellten Maße sind folgende: H. des Würfels von der Fundamentsohle bis zum Ansatz des cylindrischen Teils 11,30 m, L. der Würfelseiten (ohne die ursprüngliche Verkleidung) 12,50 m, D. des Cylinders unten 12,20, oben 11,20 m, H. 10,80 m, Gesamthöhe jetzt also noch ca. 22 m. Besser erhalten zeigt ihn noch ein Bild, welches dem Werke von Huttich, Collectanea antiquitatum in urbe atque agro Moguntino repertarum, 1520, entnommen ist (Fig. 2). Es veranschaulicht noch die obere, etwa 3 m hohe Kappe, die gelegentlich von Kriegswirren im Jahre 1528 abgebrochen wurde. Mit dieser Kappe war das Denkmal ca. 25 m hoch, erreichte also genau die Höhe der Ludwigsäule in Darmstadt, ohne die Bekrönung, die man sich als Figur des Toten, als Pinienzapfen oder Adler gedacht hat, alles ohne genügend sichere Anhaltspunkte.

Das Bauwerk stimmt in der Form ganz überein mit den zahlreichen Grabdenkmälern, die in den verschiedensten Ländern des römischen Weltreichs noch heute unsere Bewunderung hervorrufen. Die größte Ähnlichkeit hat es aber mit einem wenig bekannten Grabdenkmal aus Südfrankreich von Ebéon bei Poitiers (Fig. 3, vgl. Caumont, abécédaire S. 42).

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieser Denkmalsform, die am bekanntesten durch das Grab der Caecilia Metella an der Via Appia bei Rom geworden ist, eingehender zu behandeln. Es sei nur darauf hingewiesen, daß sie ursprünglich die alten Erdtumuli in Steinbau nachzuahmen versuchte und in ihrer Entwicklung namentlich in Kleinasien und in Etrurien zu verfolgen ist bis zu den prächtigen Grabbauten der Römer, dem Turmgrab der Plautier bei Tivoli, dem Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde, der Moles Hadriani und manchen anderen, namentlich auch in Südfrankreich. Ähnliche Gestalt hatten allerdings auch die Tropaea, die Siegesdenkmäler, wie sie heute noch aus hellenistischer Zeit bei Ephesus, aus römischer bei Adamklissi an der Donaumündung, in den Seealpen oberhalb Monaco, wenn auch nur in gewaltigen Trümmern, vor uns stehen. Als ein solches Siegesdenkmal kann indessen unser Drususstein schon deswegen nicht aufgefaßt werden, weil diese im eroberten Feindesland errichtet wurden, von Drusus z. B. an der Elbe und im Chatten-Markomannen-Gebiet, von Germanicus an der Weser, teilweise allerdings nur als Erdaufschüttung (vgl. C. I. L. XIII. S. 297 f.).

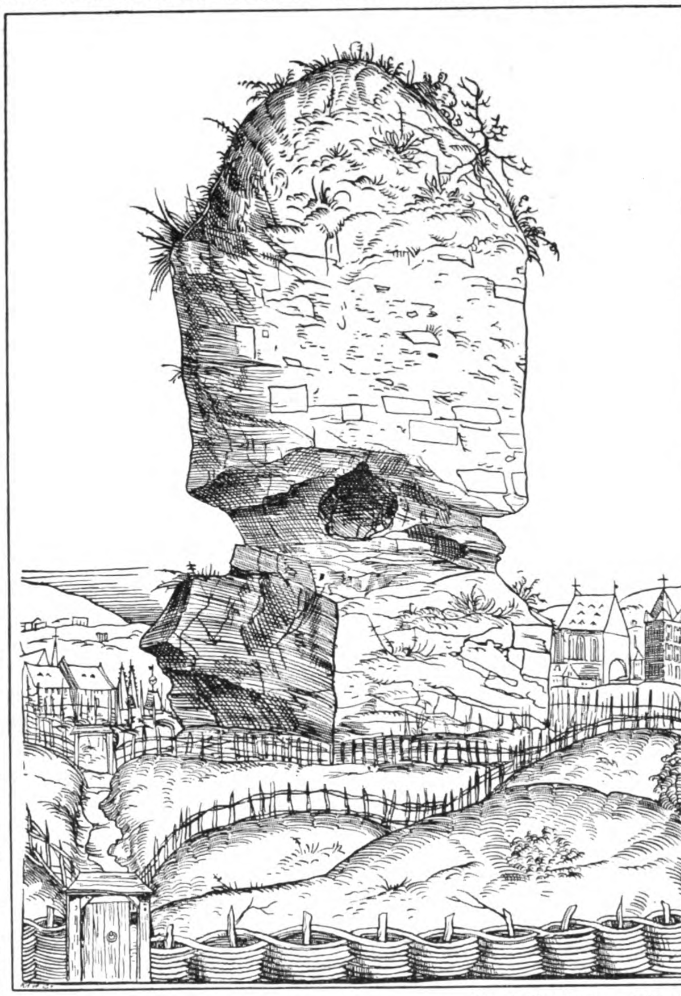


Fig. 2. Eichelstein nach Huttich

Was berechtigt uns nun, das Mainzer Denkmal mit dem Namen des Drusus zu verbinden und als ein Ehrengrab, ein cenotaphium des Drusus anzusehen? Der Leichnam selbst wurde bekanntlich nach den Schriftstellernachrichten in Rom beigesetzt.

Die Tatsache der Errichtung eines solchen Denkmals überliefert Sueton in der Vita Claudii 1: exercitus honorarium ei [Druso] tumulum excitavit, circa quem deinceps stato die quotannis miles decurreret Galliarumque civitates publice supplicarent. Näher bezeichnet den Ort Eutrop. VII, 13: Drusi qui apud Mogontiacum monumentum habet. Von besonderer Wichtigkeit ist aber eine Glosse zum St. Galler Orosius aus dem 10. Jahrhundert: Drusus cuius Mogontie est tumulus i. [idest] Trusileh, weil sie die vermittelnde Tradition des Mittelalters bietet. Auch der 1158 gestorbene Bischof Otto von Freising schreibt (Chronicon III, 4): monstratur adhuc monumentum Drusi Moguntiae per modum pyrae. Danach dürfen wir der Überlieferung vollen Glauben schenken.

In einer Urkunde von 1275 heißt das Denkmal *Eigelstein,* dann seit dem 16. Jahrhundert allgemein *Eichelstein,* offenbar wegen der Ähnlichkeit mit einer Eichel. Velke, der in dem erwähnten Aufsatz den Namen Eigelstein mit dem sagenhaften König Eigel zusammenbringt, ist der Ansicht, daß das Denkmal erst von Kaiser Claudius errichtet wurde, wie andere von demselben Kaiser ob memoriam patris sui gestiftete Erinnerungsmale. Diese letztere Frage wird sich vielleicht noch durch eine genauere Untersuchung der Umgebung des Monuments, die gelegentlich der in Aussicht stehenden Schleifung der Wälle und der Forts vorgenommen werden kann, zur Entscheidung bringen lassen.

3. Das Steinkastell des Vespasian

Als während des Aufstandes des Batavers Civilis im Jahre 69 Mainz von den Chatten hart bedrängt wurde, mochte man das Unzulängliche des bisherigen Erdwerks am klarsten erkannt haben, denn bald darauf wurde von den im Jahre 70 nach Mainz verlegten Legionen, der I. (Adi.) und der XIV. (Gem. Martia Victrix), das Kastell an derselben Stelle vollständig in Stein erneuert, soweit nicht in den vorausgehenden Jahren etwa schon einzelne Innengebäude in Stein errichtet worden waren. Dies beweisen viele Inschriften und Skulpturen, welche schon früher und in dem letzten Jahrzehnt meistens in den Fundamenten der das castrum durchschneidenden, spätrömischen und mittelalterlichen Stadtmauer gefunden wurden: zahlreiche Bauurkunden und Zinnensteine mit den Zeichen der genannten beiden Legionen, Weihinschriften aus den verschiedenen Lagerheiligtümern, eines custos basilicae (Exerzierhalle?) usw. Von den Skulpturen ist der Pilaster-, Säulen- und Balustraden-Schmuck vom Umgang des Binnenhofs des sog. Prätorium (richtiger principia) hervorzuheben. Auf den Eckpilastern sind dargestellt einmal Mars und Fortuna, das andere Mal Minerva (Roma) und Victoria, also die

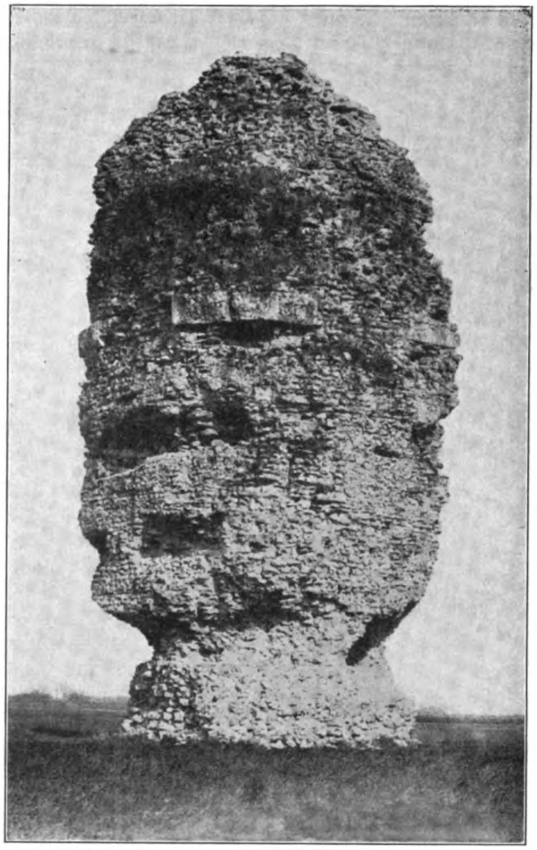


Fig. 3. Grabmal von Ebéon

wichtigsten Soldaten- und Lagergottheiten, deren Kult auf Inschriften immer wieder erwähnt wird (vgl. v. Domaszewski, Westd. Ztschr. XIV (1895) S. 29 f.). Auf den Säulensockeln und den Zwischenplatten der Balustrade ist ein Kampf zwischen Römern und Germanen (wohl Chatten) gebildet (Fig. 4): der Auszug der Legionäre zum Kampf, die Schlacht selbst, Wegführung Germanischer Gefangener; von der Darstellung der Germanen ist leider nur eine trauernde Germanin erhalten, die aber wegen der Seltenheit solcher Bildnisse ein hochwichtiges Dokument bildet (vgl. Altert. uns. heidn. Vorzeit V. Taf. 16 Nr. 288). Alle Skulpturen verraten jenen harten, naturgetreuen Stil des 1. Jahrhunderts.

Von der Umfassungsmauer des Kastells sind bis jetzt nur vereinzelte Spuren gefunden, so an der Frontseite zwischen Stephanskirche und Mathildenterrasse im Jahre 1842, bei Anlage der Straßen an der genannten Terrasse ein 3,75 cm breites Mauerfundament mit Turmverstärkung und vorliegendem Graben,[4]) an der linken Flankenseite an zwei Stellen Parallelmauern, die offenbar unmittelbar hinter der Hauptmauer liegen,[5]) wie ähnliches auch mehrfach bei Carnuntum zu beobachten ist.

Nach diesen und anderen Anhaltspunkten wäre möglich, daß das Kastell, wie das der gleichen Zeit angehörige von Carnuntum eine etwas unregelmäßige Form besessen hat, indem der vordere, dem Flusse zugekehrte Teil des Kastells sich der Oberkante des Talhanges anschließend, eine etwas andere Achsenrichtung hatte als der hintere, auf völlig ebenem Boden gelegene Teil. Im ganzen aber war es, soweit es zwei Legionen als Lager diente, ein Viereck von gegen 1000 Meter im Quadrat. Das große, mit Baderäumen versehene Gebäude, welches der Altertums-Verein in den letzten Jahren systematisch ausgegraben hat, ist offenbar dasselbe Gebäude, welches in dem Lager von Carnuntum unmittelbar hinter dem Praetorium festgestellt ist, und das (wie bei Neuß, wo es allerdings neben dem Praetorium liegt) als die Wohnung des Legaten angesehen wird. Da das Gebäude genau in der Mittelachse des Kastells bezw. in der Fortsetzung der von der decumana ausgehenden Straße liegt, dürfte das Praetorium des Mainzer Lagers wie bei Carnuntum direkt vor diesem Gebäude gestanden haben, also in nächster Nachbarschaft jenes Stückes der Stadtmauer, in welchem die vielen genannten Architektur- und Inschriftsteine zum Vorschein kamen. Durch diese Mittelachse ist aber auch die allgemeine Lage der porta decumana des Praetorium und mancher Innengebäude des Kastells gegeben, sodaß für künftige Grabungen gelegentlich der beabsichtigten Entfestigung wichtige Anhaltspunkte gewonnen sind. Allerdings braucht, wie wir bei Carnuntum sehen, die Verbindungslinie von der Mitte der decumana durch die Mitte der Wohnung des Legaten und des Praetorium nicht die eigentliche Mittelachse des Kastells zu bilden, sodaß die rechte Flankenumfassung des Kastells weiter nach Süden vorgerückt sein könnte, als das reguläre Schema es verlangt. Vom Praetorium dürfte leider nicht mehr viel erhalten sein, da der heutige große Festungsgraben mitten durch dasselbe zieht.



Fig. 4. Skulpturen vom Praetorium

4. Die Wasserleitung bei Zahlbach[6])

Daß ein so stark belegtes Heerlager auch reichlich mit Wasser versehen sein mußte, ist selbstverständlich. Wohl waren am Hange der Erhöhung, auf welcher das Kastell liegt, fließende Quellen vorhanden, auch innerhalb des Kastellterrains sind mehrere Brunnen festgestellt, so an der Mathildenterrasse und bei der Klubbistenschanze, sie genügten aber schwerlich für eine so große Menschenmenge, wie sie zwei Legionen und deren Hilfstruppen darstellen. Deshalb mußte

ſchon ſehr frühe eine eigene Waſſerleitung nach dem Kaſtell geführt werden. Noch heute ſind die Überreſte dieſes Aquädukts bei Zahlbach vorhanden. Ihre Richtung weiſt einerſeits auf die porta decumana des Kaſtells, andererſeits durch das Abdach (früher Attach, ad aquas??) nach dem Quellengebiet des Kemperich zwiſchen Drais und Finthen. Vor der vermutlichen Stelle der porta decumana bei der Klubbiſtenſchanze wurde 1842 der letzte Pfeiler der Waſſerleitung gefunden, an den ſich jedenfalls ein Verteilungsbaſſin, das caſtellum, anſchloß. Die Geſamtlänge dieſer Leitung betrug 4,5 Kilometer. Von dem caput bei Drais durch das leicht abfallende oder faſt ganz ebene Abdachfeld lief das Waſſer in einer unterirdiſchen, mit Deckeln verſehenen Rinne aus rotem Sandſtein von 30 cm B. und 10 cm H. im Lichten.[7]) Erſt von dem Punkt ab, wo ſich das Gelände ſtärker gegen das Zahlbachtälchen ſenkt, beginnt die Pfeilerreihe, auf einem flachen, ſchmalen Rücken dahinziehend, um ein gleichmäßiges Gefälle nach der gegenüberliegenden Höhe des Linſenbergs zu vermitteln, auf dem das Kaſtell liegt. Rechnet man die kleinſten Mauerſtümpfe mit, ſo ſind noch gegen 60 Pfeilerreſte erkennbar, die höchſten gegen 10 Meter, die meiſten nur etwa 4—5 Meter hoch. Die viereckigen Pfeiler folgen in Abſtänden von c. 4—6 Meter. Sie beſtehen im allgemeinen nur noch aus dem Gußkern von kleineren Steinen, die ab und zu von größeren Bindern durchſchoſſen ſind, gelegentlich auch mit eingebackenen, größeren Ziegelbrocken.[7a]) Nur ein Pfeiler etwa in der Mitte der Reihe zeigt auf der Weſtſeite noch ein größeres Stück der Verkleidung aus ſauberen, kleinen Quadern mit ſorgfältig verputzten Fugen und drei kleinen Abſätzen von 6—10 cm Br. in ca. 0,95 cm Abſtand übereinander, welche an die größeren Abtreppungen der römiſchen Waſſerleitung bei Metz und einiger ſpaniſchen erinnern (vgl. auch Fuchs, Geſch. von Mainz I S. 344). Auch bei dem nächſtfolgenden Pfeiler iſt noch ein kleines Stück der Verkleidung erhalten. Die höchſten Pfeiler beim Überſchreiten der Talſohle bei Zahlbach hatten nach Fuchs' Rekonſtruktion eine Höhe von 128 Fuß (ca. 38 Meter), wahrſcheinlicher aber nach Malten nur 87 Fuß (26 Meter), alſo im Vergleich zu dem bekannten Pont du Gard bei Nimes (47 Meter) eine mäßige Höhe, die eine Anordnung der Pfeiler in zwei Etagen übereinander ſchwerlich bedingte, wenn auch bei Zahlbach eine gleichzeitige Straßenüberführung wie bei Nimes nicht undenkbar wäre.



Fig. 5. Wasserleitung bei Zahlbach

Im Abdachfeld mündete wahrſcheinlich in dieſe Leitung eine zweite, die von dem ſagenumwobenen Königsborn bei Finthen kam. Da nach Fuchs' Angaben bei ſeinen Unterſuchungen längs des Draiſer Zugs wie am Königsborn Ziegel der leg. XIV G. M. (V.) gefunden wurden, ſcheinen beide Quellen jedenfalls ſchon in Veſpaſianiſcher Zeit gefaßt und weitergeleitet geweſen zu ſein, doch zeigt der Zweig nach dem Königsborn, wie er jetzt vorliegt, nach glaubwürdiger Ausſage andere Konſtruktion als der nach Drais und ſtimmt mit dem Charakter der in ſpäterer römiſcher Zeit nach Trier und Köln geführten gemauerten Waſſerkanäle überein. Daher dürfte eine am vermutlichen Zuſammenfluß der beiden Leitungen gefundene Inſchrift[8]) darauf hinweiſen, daß der Königsborner Aſt erſt zur Zeit von Alexander Severus in der jetzt vorliegenden Geſtalt erſtellt wurde, während die Zahlbacher Pfeilerleitung ſpäteſtens von Veſpaſian, wahrſcheinlicher aber ſchon in der erſten Hälfte des 1. Jahrhunderts errichtet wurde. Der längs der Pfeilerreihe vorhandene Erddamm, der von keiner Straße herrühren kann (vgl. meine Bemerkungen Weſtd. Ztſchr. XXIII (1904) S. 300) ſowie die Nachricht bei Fuchs I S. 352, daß Eichklötze mit bleiernen Platten in demſelben gefunden ſeien, laſſen ſogar vermuten, daß der ſteinernen Hochleitung eine einfachere in Holzteucheln vorausging. Die Königsborner Zuführung überſchritt den Gonsbach wahrſcheinlich in der Nähe der heutigen Königsmühle auf niederer Hochleitung. Die Bezeichnung der Königsborner Quellnymphen als nymphis Laurentibus auf der erwähnten Inſchrift lehrt, daß die Örtlichkeit längſt ihren Namen hatte, alſo wohl Laurentia oder ähnlich hieß. Tatſächlich ſind auch rings um Finthen (ad fontem??)



Fig. 6. Pfeiler der Wasserleitung

zahlreiche Spuren römischer und vorrömischer Besiedelung zum Vorschein gekommen. Eine eingehendere Untersuchung der beiden Zuleitungen dürfte manchen neuen Aufschluß versprechen.

5. Strassen

Schon Agrippa hatte nach Strabo IV. C. 208 eine Straße von Lugdunum an den Rhein angelegt, wohl über Metz und Trier einerseits nach Köln, andererseits nach Bingen-Mainz, aber ein systematischer Ausbau des Wegenetzes begann sicherlich erst unter Drusus, nachdem die großen Heerlager am Rhein errichtet waren. Jetzt wurden die uralten Handelswege, die bisher in unregelmäßigem Lauf längs des Rheintals und auf den Vorhöhen von Basel über Straßburg-Mainz nach Köln und weiter rheinabwärts den Verkehr mit der Schweiz und Italien vermittelt hatten, zu möglichst geradlinigen Kunststraßen umgebaut.

Da die Ergebnisse der bisherigen Straßenuntersuchung in Rheinhessen bereits in der Westd. Ztschr. 1904 S. 277—309 ausführlicher von mir dargelegt sind, seien hier nur die wichtigsten für Mainz selbst in Betracht kommenden Straßenzüge kurz vorgeführt. Schon jetzt läßt sich deutlich erkennen, daß die älteren Straßenzüge von dem Kastell auf dem Käſtrich und Linsenberg, die jüngeren von der römischen Stadtanlage in der Ebene des Rheintals ausgingen. Durch Grabungen oder sonstige Funde gesichert sind bis jetzt folgende militärische Hauptstraßen:

1. Von der Porta dextra bezw. praetoria des Kastells nach Weisenau-Nackenheim-Worms-Speyer etc. (vgl. Westd. Ztschr. 1904 S. 282 f.). An dieser Straße wurden etwa 1 Kilometer von dem Kastell gegenüber der Schäferei erst neuerdings wieder frührömische Gräber bei der neuen Militärreitbahn entdeckt. Weiterhin stand an dieser Straße, da wo sie beim Weisenauer Cementwerk in das Rheintal herabstieg, der vicus Aresacensis (oder Maresacensis?) mit einem ausgedehnten Gräberfeld bis in die Nähe des jetzigen Weisenauer Friedhofes, der immer wieder neue Funde liefert. Die C. I. L. XIII. 6667 erwähnte Inschrift Bibis tribis quadrubis dürfte an dem Schnittpunkt dieser Straße und einer Verbindung mit Straße Nr. 4 in der Nähe des Eichelsteins gestanden haben. Doch ist auch nicht ausgeschlossen, daß ihr ursprünglicher Standort weiter unten an einem zwischen St. Alban und St. Jakob (Citadelle) von der Stadt auf die Höhe oder längs des Rheins führenden Wege war, den z. B. auch der Merian'sche Stadtplan zeigt (Neeb, Bilder aus dem alten Mainz (1898) Taf. IV).

2. Porta praetoria des Kastells - große Emmeransgasse - Rheinbrücke - Wiesbaden - bezw. Heddernheim - Ladenburg etc. (vgl. a. o. S. 293 f.).

3. Porta sinistra-Finthen-Bingen-Trier bezw. Köln (vgl. a. o. S. 288 f.). Die Straße wurde nach den Meilensteinen von Capellen im Jahre 44 von Kaiser Claudius von Mainz nach Köln angelegt bezw. ausgebaut (vgl. Zangemeister Westd. Ztschr. III S. 307 f.). An dieser Straße lag am „Rondell" bei Finthen ein größeres Merkurheiligtum, in welchem verschiedene auswärtige Kaufleute, die offenbar öfters diese Straße rheinabwärts und nach Trier zogen, so L. Senilius Decimanus q[uaestor] c[urator] c[ivium] R[omanorum] m[anticulariorum] neg[otiatorum] Mog[ontiacensium] c[ivis] T[aunensis] (C. I. L. XIII. 7222) und ein Geschirrhändler [ne]got[iator] arti[s cre]tariae (C. I. L. XIII. 7228) ihre Widmungen niederlegten.

4. Die von der porta decumana bezw. dextra ausgehende Militärstraße über Alzey-Kaiserslautern-Metz bezw. über Stadecken nach Kreuznach ist bis jetzt im Terrain bei Mainz selbst noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen (vgl. a. o. S. 295 f. und 299 f.). In der Nähe dieser Straße erhob sich bei Klein-Winternheim auf weithin sichtbarer Anhöhe ein Tempel des Mars Leucetius und der Nemetona, der nach den dort gefundenen Votiv-Inschriften und Spenden geradezu ein Centralheiligtum der linksrheinischen Germanen gebildet zu haben scheint (vgl. meine Ausführungen Altert. uns. heidn. Vorzeit V. S. 108 f.).

Von dem späteren Stadtgebiet gingen aus, natürlich in Verbindung mit den früheren Straßentracen:

5. Eine Straße, die an dem Friedhof der neuen Anlage vorbeizog und weiterhin in die ältere Militärstraße nach Nackenheim-Worms einmündete bezw. längs des Fußes des Gebirges über Bodenheim-Nackenheim führte (vgl. a. o. S. 283).

6. Der uralte Höhenweg, den schon die Erzhändler der Bronzezeit zogen, den aber auch der römische Verkehr beibehielt, über Hechtsheim-Mommenheim-Monsheim usw. (vgl. a. o. S. 294 f.).

7. Eine Lokalverbindung über Gonsenheim-Heidesheim in der Nähe vom Königsborn vorbei (vgl. a. o. S. 289).

8. Die bedeutendere und gut ausgebaute Straße längs des Gebirgsfußes nach Mombach, vorbei an der Quelle der nymphae C. Sp. (C. I. L. XIII. 7210), weiterhin nach Budenheim-Heidesheim-Bingen, an der sehr zahlreiche römische Ansiedlungen (villae rusticae), namentlich bei Budenheim und Heidesheim, lagen (vgl. a. o. S. 289 f.).

9. Eine Straße von der Stadt (und dem Kastell) nach dem Hafengebiet am Dimesser-Ort (vgl. a. o. S. 293).

Die Richtung der Straßen 1—4 bestätigt vollauf, was wir oben über die Lage des Kastells und dessen Tore angenommen haben, die der Straßen 6—9 gibt uns Fingerzeige, wo die Tore der späteren Stadtummauerung zu suchen sind.

6. Rheinbrücke [9]

Die Besitzergreifung des Mattiakerlandes (Wiesbaden) und des unteren Maintals (Höchst, Hofheim etc.) machte schon in frührömischer Zeit eine ständige Verbindung mit dem rechten Rheinufer notwendig, wenn auch nur durch eine Schiffbrücke, die zu Caligulas Zeit für Mainz bezeugt ist.[10] Da die von der porta praetoria durch die Emmeransstraße nach der späteren stehenden römischen Rheinbrücke führende Straße, wie die im Straßenkörper gemachten Funde lehren, schon in augusteischer Zeit oder bald danach gebaut ist, wird an derselben Stelle schon von augusteischer Zeit an eine Schiffbrücke bestanden haben. Dies bezeugen auch gelegentliche ältere Fundstücke, wie ein Holzhammer der leg. XIV, ein Bleianker der leg. XVI u. a. m. Eine zweite Schiffbrücke für das südmainische Gebiet muß allerdings für frührömische Zeit bei Weisenau angenommen werden (vgl. Altert. uns. heidn. Vorzeit V. S. 119). Die stehende Brücke in der Fortsetzung der Emmeransstraße ist wahrscheinlich erst unter Vespasian gebaut worden, spätestens unter Domitian, für dessen Chattenkriege sie unerläßlich war. Für diese Datierung spricht auch ein bei einem Brückenrost erhobener Baustein der leg. XIV (G. M. V.). Im Verlaufe der Jahrhunderte wurde die Brücke mehrfach beschädigt und wiederhergestellt, wobei wie bei der Errichtung der Stadtmauer auch ältere Inschriftsteine verwendet wurden (C. I. L.

XIII. 6744 etc.). Ihr Aussehen im Jahre 286/87 vergegenwärtigt eine im Jahre 1862 in der Saone bei Lyon gefundene, in der Bibliothèque Nationale in Paris aufbewahrte Bleimedaille, deren Echtheit jetzt wohl allgemein zugegeben wird.[11]) Wir veröffentlichen dieselbe hier nach einem neuen, von der Verwaltung der Bibliothèque Nationale freundlichst zur Verfügung gestellten Gipsabguß, der nach einer galvanoplastischen Kopie hergestellt ist und gegenüber den bisherigen Abbildungen wesentliche Abweichungen zeigt. Links ist dargestellt das von Mauern umgebene und mit Rundtürmen versehene Mogontiacum, von den Fluten des Rheins umspült, der ja gerade bei Mainz seine große Biegung nach Westen macht. Rechts ist angedeutet der gleichfalls mit Mauern und Türmen bewehrte Brückenkopf Castel[lum], mit Toren, einem nach der Brücke und einem landeinwärts; weiter stromabwärts steht ein einzelner Baum. Über den Strom Fl[uvius] Renus führt, beiderseits von 2 turmflankierten Toren ausgehend, eine feststehende Brücke mit zwei Bogenöffnungen, deren Oberbau augenscheinlich aus Holz besteht und ein durchbrochenes Geländer zeigt. Über die Brücke schreiten zwei geflügelte Gestalten (Victorien), zwischen ihnen eine undeutlichere dritte Gestalt (der siegreiche Kaiser?), vorausgeht eine kleinere menschliche. Im oberen Abschnitt sitzen die beiden Kaiser Diocletianus und Maximianus, von Kriegern umgeben. Vor dem Kaiser stehen germanische Männer und Frauen mit ihren Kindern, die um Gnade flehen; einer kniet unmittelbar vor dem Kaiser (vgl. ähnliche Darstellungen auf dem Silberbecher von Boscoreale und auf Münzen). Darüber befindet sich die Umschrift saeculi felicitas. Das Medaillon stellt offenbar eine auf den Germanensieg des Maximian im Jahre 286/87 geschlagene Denkmünze dar, ein Krieg, der von Mainz aus unternommen wurde. Sie bildet durch die Treue der Wiedergabe der Einzelheiten eines der wichtigsten Dokumente für unsere Vorstellungen vom römischen Mainz. Die Zahl der Türme und der Brückenöffnungen ist der künstlerischen Wirkung wegen natürlich geringer wiedergegeben, als sie in Wirklichkeit anzunehmen ist. Die Form der Rundtürme und Tore stimmt überein mit den durch Ausgrabung solcher spätrömischer Befestigungsanlagen gewonnenen Anhaltspunkten.



Fig. 7. Bleimedaille

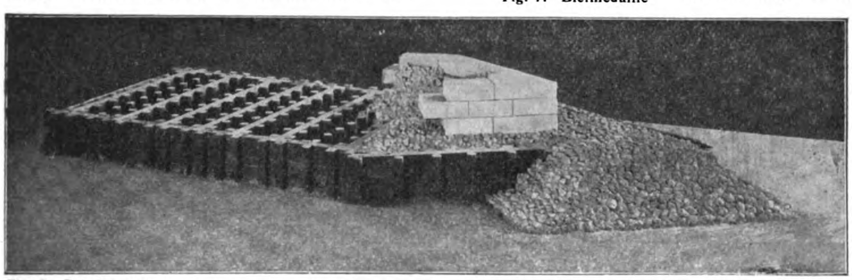


Fig. 8. Brückenrost

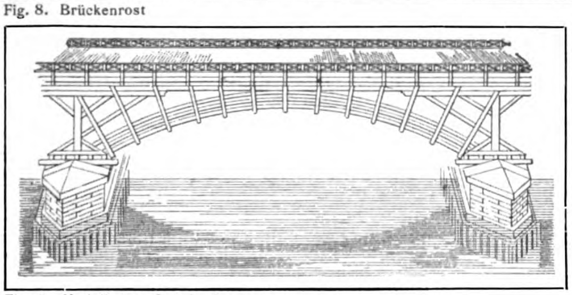


Fig. 9. Modell eines Brückenbogens

Die Überreste der stehenden Brücke wurden in den Jahren 1847, 1854, namentlich aber 1880/82 zur Erleichterung der Schiffahrt beseitigt, wobei sich die Konstruktion der einzelnen Pfeiler aufs eingehendste studieren ließ. Im Strome wurden 14 Pfeiler festgestellt, die Zahl der Landpfeiler ist unbekannt, doch dürften es im ganzen etwa 20 Pfeiler gewesen sein. Die Entfernung der einzelnen Pfahlroste voneinander beträgt 15—30 Meter. Die dadurch bedingte beträchtliche Spannweite und das Fehlen von Gewölbsteinen legt nahe, daß der Oberbau in gleicher Weise wie bei der Donaubrücke Trajans aus einer hölzernen Jochbrücke bestand, wie es das beschriebene Medaillon und das schöne Modell Dr. Cathiaus zeigt. Die Konstruktion der ca. 18,50 Meter langen und 7,15 Meter breiten Pfahlroste, auf welchen sich die steinernen Pfeiler mit den Widerlagern erhoben, ist noch heute an den im Hofe des Museums befindlichen Resten ersichtlich.

7. Bürgerliche Ansiedlung · Stadtmauer

Wo die alteinheimische, gallische Ansiedlung Mogontiacum gelegen hat, ist bis jetzt ebensowenig wie bei Borbetomagus und anderen Rheinstädten ermittelt. Auf dem Boden des heutigen Mainz sind zwar einige wenige zerstreute Funde gemacht worden, welche der La Tène-Zeit zugewiesen werden können. Sie genügen aber nicht, um die Annahme einer größeren, dauernden Ansiedlung an der betreffenden Stelle zu sichern, wie sie schon durch den gallischen Namen Mogontiacum gewährleistet ist, ein Name, der auch nach Eroberung des Ortes durch die Germanen, den Vangionen des Ariovist, sich bei den Römern forterhielt. Mogon, Mogunus (auch dea Mogontia bei Metz) ist bekanntlich eine gallische Bezeichnung des Apollo (vgl. C. I. L. XIII S. 297). Daher dürfte es schwerlich

nur auf Zufall beruhen, daß für Mainz ein vicus Apolline[n]sis überliefert ist. Er begegnet auf einer jetzt verlorenen Inschrift (C. I. L. XIII. 6688), die früher in der St. Auraeus-Kapelle bei Zahlbach aufbewahrt wurde und sicherlich nicht aus der Ferne verschleppt ist (vgl. v. Domaszewski C. I. L. XIII S. 303). Dieser vicus hat demnach längs des Zahlbachtälchens etwa vom Hauptstein bis in die Gegend der Wasserleitung (Römersteine) gelegen, an ihn hätten sich dann nach v. Domaszewski's Ansicht weiterhin bei Zahlbach die canabae legionis angeschlossen, die ja häufig unmittelbar hinter der porta decumana des Kastells liegen. Letztere, nach dem Charakter der Örtlichkeit an und für sich sehr ansprechende Vermutung wird allerdings durch einen neueren Fund, die großartige Widmung der canabari an Jupiter im Gartenfeld in der Nähe des römischen Hafens, etwas in Zweifel gezogen. Durch die bekannten früheren Entdeckungen am Dimesser-Ort, die neuerlichen Funde bei der Anlage der Militärbäckerei sowie die vielen Gräberstätten frührömischer Zeit in der Kurfürsten- und Forsterstraße steht fest, daß am Dimesser-Ort der Hafenplatz für Kastell und Ansiedlung war und daß sich ihm ausgedehnte Gebäulichkeiten, Magazine und zahlreiche Wohnhäuser anschlossen.[12]) Nach der erwähnten Inschrift möchte man allerdings glauben, daß diese von den canabae herrühren, doch muß das hervorragende Monument keineswegs im Gebiet der canabae aufgestellt gewesen sein. Immerhin aber bleibt die Wahrscheinlichkeit bestehen, daß der vicus Apollinensis, die Altstadt des römischen Mainz, längs des fruchtbaren und milden Zahlbachtälchens, nicht in der Ebene des Rheins selbst gelegen hat. Noch heute umfängt den Wanderer, der zur Sommerzeit durch die üppigen Gartenkulturen längs des Zahl- und Gonsbachtälchens schlendert und die sonnengetränkten Rebenhügel und die schönen Umrisse des Taunus und Odenwaldes vor sich sieht, „italienische" Stimmung. Und tauchen erst die altersgrauen Pfeiler der Wasserleitung auf, die malerisch schön aus dem Grün der Bäume hervorragen und sich namentlich am Abendhimmel wunderbar abheben, da steigen all die herrlichen Bilder von den Hängen der Albanerberge oder der Campania felix in der Erinnerung auf, und man versteht, warum sich die Söhne des Südens gerade hier zuerst niederließen.

Von weiteren Quartieren oder Straßen der Stadt werden genannt auf einer am Gutenbergplatz bei der alten Domdechanei gefundenen Weihinschrift an Jupiter und Juno (C. I. L. 6723) die vicani salutares. Die Bezeichnung läßt also einen vicus salutaris oder salutis voraussetzen, wie anderwärts ein vicus honoris, fortunae, pacis etc. begegnet. Heute noch ist die Lage am Hange östlich und südöstlich vom Kastell geschätzt, und heute noch heißt dort eine Straße „zur goldenen Luft". An diesen Hängen dürfen wir vielleicht den vicus salutis annehmen, wenn auch die Salus mit der Gesundheit der Lage nichts zu tun hat. Die Ebene selbst zwischen diesem vicus und dem Rhein nahm der vicus novus ein, der, wie schon sein Name besagt, erst in späterer römischer Zeit entstanden ist, wenn auch vereinzelte Häuser nachgewiesenermaßen schon in frührömischer Zeit dort vorhanden waren. Auch in Kastel (castellum Mattiacorum) gab es schon im Jahre 170 neben dem vicus vetus ein vicus novus Meloniorum (C. I. L. XIII. S. 407 und Nr. 7270) ebenso in Heddernheim im Jahre 230 (ebenda S. 426 und Nr. 7335, 36). Auf einer am alten Kapuzinerkloster in Mainz gefundenen Inschrift, die wahrscheinlich in der Nähe eines dortigen römischen Stadttors stand (C. I. L. 6777), werden die Straßenmeister (plateodanni) des vicus novus genannt, auf einem am Höfchen gefundenen Stein die vicani Mogontiacenses vici novi (C. I. L. 6722). Ferner erwähnt eine vor dem ehemaligem Bischofshofe auf dem Höfchen gefundene Inschrift (C. I. L. 6689) die iuventus vobergensis, eine Bezeichnung, die wohl auch auf einen vicus wie bei 6688 zurückgeht. Die Lage desselben ist aber noch unbekannt. Diese vici hatten eigene Gemeindebeamten, auf den Inschriften werden curatores, quaestores, actores derselben genannt.[13])



Fig. 10. Inschriftstein

Als nach der Preisgabe des Limes bald nach der Mitte des 3. Jahrhunderts der Rhein wieder die Grenze gegen die Germanen bildete, fühlten sich die Rheinstädte sehr gefährdet und umgaben sich mit schützenden Mauern. Auch bei Mainz läßt sich eine solche Stadtmauer nachweisen. Nach den in derselben vermauerten Inschriften C. 6669 und einer erst jüngst gefundenen ist sie nach dem Jahre 231 bezw. 240, nach der Inschrift 6780 (canabenses) wohl erst nach 255 erbaut. Durch das Bleisigill des Diocletian und Maximianus ist sie für das Jahr 287 bezeugt. Vielleicht wurde sie zwischen 276—87 aufgeführt, im Zusammenhang mit der Bildung der civitas, welche in Mainz durch Diocletian entstand (6727 civitas Mogontiacensis). Das im Vergleich zu einigen anderen Städten etwas späte Datum des Mauerbaus ließe sich durch die Anwesenheit der Legion leicht erklären. Übrigens ist ja die „Heidenmauer" bei Wiesbaden erst um 300 n. Chr. erbaut.

Durch Grabung festgestellt ist von der Mauerumgürtung bis jetzt erst der westliche Teil beim Gautor und hinter der Käströchstraße. Schon Fuchs, Geschichte von Mainz I (1771) schreibt darüber: „Gleich neben dem Gautore fängt die alte noch sehr hohe Stadtmauer an, welche beiläufig in der Mitte des 13. Jahrhunderts mag gebaut worden sein. Diese Mauer steht nicht allein auf lauter römischen Fundamenten, sondern auch der ganze untere Teil der Mauer schier durchaus ist von lauter nach römischer Bauart gehauenen Stücken Quadersteinen gebaut und an etlichen Orten sind Grabsteine, Legions- und Compagniesteine, ganze Särge, Götzen-Altäre etc. eingemauert. Ich habe an etlichen Orten hinter dieser Mauer etwa 5 Schuh tief eingraben lassen, so fand ich Quadersteine, auf welchen Triglyphen von der dorischen Säulenordnung regelmäßig eingehauen waren. Solche Steine findet man in dieser Mauer bis herfür an den runden Pulverturm." Seine Angaben sind durch die Grabungen des Altertums-Vereins vollauf bestätigt worden.[14])

Die Mauer hat hier in der Sohle eine Breite von 2,70—2,90 Meter und beſteht wie die ſpätrömiſchen Stadtmauern ſo vieler anderer Städte im Fundament aus mächtigen Quadern von alten Skulptur- und Werkſtücken, im aufgehenden Teil aus dem regelmäßigen, kleinen Schichtenmauerwerk, wie es auch die römiſchen Stadtmauern von Straßburg, Worms, Andernach etc. zeigen. Das als Fundament verwendete ältere Steinmaterial ſtammt für dieſe Strecke in der Hauptſache ohne Zweifel aus den Bauten des Kaſtells, welches von der Stadtmauer durchſchnitten und wenigſtens in ſeinem vorderen, in das neue Stadtgebiet fallenden Teile abgetragen wurde. Denn die Frontmauer des Kaſtells war für den rückwärtigen Abſchluß des Stadtgebietes nicht geeignet, weil ſie auf dem nach dem Rheine geneigten Talhange lag, die Stadtmauer aber die nach Weſten beherrſchende Anhöhe gewinnen mußte. Da dieſe Strecke der mittelalterlichen bezw. römiſchen Stadtmauer zwei Rundtürme zeigte, den Waſſerturm und einen zweiten weiter ſüdöſtlich, während ſämtliche anderen Teile der mittelalterlichen Stadtmauer nach den alten Plänen viereckige Türme hatten, liegt die Vermutung nahe, daß jene auf den Fundamenten römiſcher Rundtürme errichtet wurden. Das aufgehende Mauerwerk des heutigen Waſſerturmes gehört allerdings erſt nachrömiſcher Zeit an.



Fig. 11. Römische Stadtmauer am Gautor

Der Abſchluß gegen Norden dürfte nach der Terrainbeſchaffenheit und dem Funde römiſcher Skulpturen wenigſtens vom Waſſerturm bis zum Münſtertor gleichfalls mit der mittelalterlichen, um 1200 erbauten Stadtmauer zuſammenfallen.[15]) Lehne ſchreibt darüber: „Als das Waſſer des Weihers vor dem Münſtertore abgelaſſen war, bemerkte ich in den Fundamenten der alten Stadtmauer, welche den Weiher durchzieht, große Steine mit Basreliefs und Buchſtaben, und nachdem ich ſie hatte herausnehmen laſſen, fand ich, daß ſie Teile eines großen Denkmals waren.“ Ob die römiſche Mauer auch weiterhin unter der mittelalterlichen liegt, welche hinter der „Hinteren Bleiche“ in geradem Zuge bis an den ehemaligen Raimundi-Garten am Rheine verlief und neuerdings wieder beim Abbruch der Schloßkaſerne aufgefunden wurde, iſt noch nicht geſichert, aber ſehr wahrſcheinlich, da auch in der Nähe der Schießgartenſtraße große Blöcke und römiſche Werkſtücke in den Fundamenten derſelben beobachtet wurden.[16]) Gegen dieſe Annahme ſcheint allerdings der Umſtand zu ſprechen, daß im weſtlichen Teile zwiſchen der „Großen“ und „Hinteren Bleiche“ bis jetzt keine römiſchen Funde gemacht wurden, aber dieſe Gegend war damals offenbar durch die Zeybach ſtark verſumpft und unbewohnbar. Weiter dem Rheine zu ſind bei den Kanaliſationsarbeiten der letzten Jahre in dieſer Richtung überall römiſche Häuſer angeſchnitten worden, ſo an der Nordweſtecke des Schloßplatzes, auf dem Schloßplatz ſelbſt, an der Nordweſtecke des Kurfürſtlichen Schloſſes.

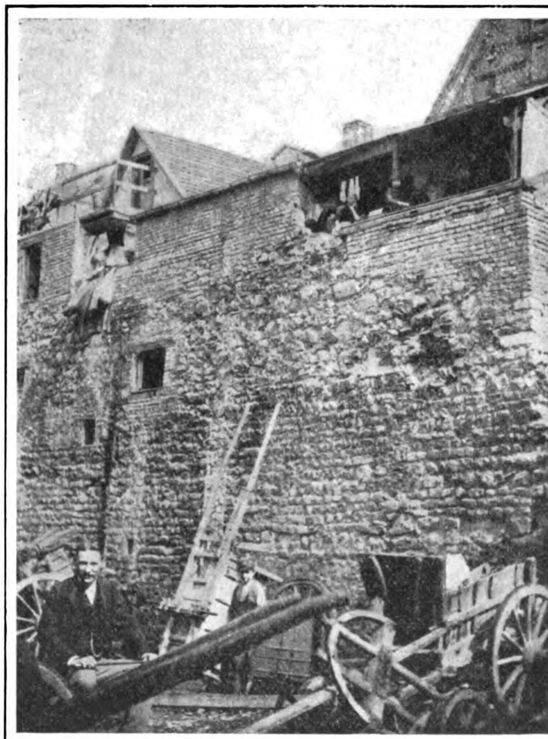


Fig. 12. Mittelalterliche Stadtmauer

Auch auf der Rheinſeite muß die römiſche Stadtmauer unter oder dicht hinter der mittelalterlichen liegen, welche zwiſchen Rheinſtraße und Löhrgaſſe zieht, hart am damaligen Rheinufer entlang, wie es auch bei den römiſchen Stadtmauern in Worms, Xanten etc. der Fall iſt. Die Funde römiſcher Häuſer beim Reiche Klara-Kloſter, in der Bauerngaſſe, Carmelitenſtraße, am Ignatiuskirchhof,[17]) vielleicht auch der gewaltige, gewöhnlich als Brückenkopf erklärte Steinpfeiler beim Zeughaus[18]) laſſen dies als ziemlich geſichert erſcheinen.

Völlig im unklaren ſind wir dagegen über den Mauerring im Weſten. Längs des Eisgrubewegs diente die römiſche Mauer zwar ebenfalls der mittelalterlichen als Subſtruktion, wie ein aufgegrabenes Stück in der Nähe des Gautors mit römiſchen Bauſteinen in den Fundamenten beweiſt. In der ſog. Dagobert-Vorſtadt ſind aber weit über den Zug der mittelalterlichen Stadtmauer hinaus bei Kanalbauten der letzten Jahre römiſche Häuſer zum Vorſchein gekommen, längs der ganzen Neutorſtraße, ſodaß die römiſche Stadtmauer hier eine Ausbuchtung gemacht zu haben ſcheint. Allerdings liegen auch bei Wimpfen, Ladenburg etc. römiſche Gebäulichkeiten unmittelbar vor den Stadttoren. Es iſt eine ſchöne Aufgabe für den Altertums-Verein, die zugleich auch reiche Ausbeute an Skulpturen und Inſchriften verſpricht, in den nächſten Jahren bei gegebenen Gelegenheiten (Hausbauten etc.) durch Grabungen den Zug der Stadt-

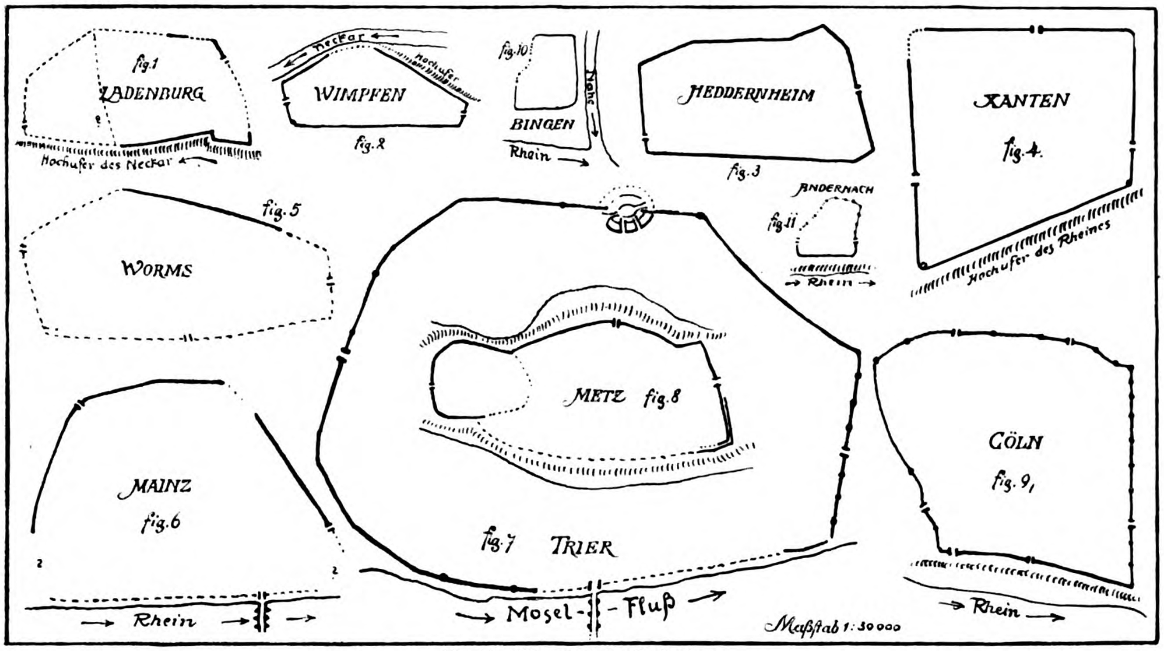


Fig. 13. Pläne römischer Stadtanlagen

mauer im einzelnen genauer festzustellen. Umfang und Form des Mainzer Mauerrings im Vergleich mit dem anderer römischer Städte ergibt sich am deutlichsten aus der obenstehenden Zusammenstellung. Fig. 1—4 führen Städteanlagen aus der Zeit Trajans vor, welche noch mehr die langen, geradlinigen Mauerzüge der gleichzeitigen Kastelle zeigen, Fig. 5—9 veranschaulichen die durch die Berücksichtigung der vorhandenen Bauten schon unregelmäßigeren Anlagen des 3. Jahrhunderts, Fig. 10—11 Anlagen vielleicht noch späterer Zeit.[18a])

Von römischen Straßenzügen innerhalb des Stadtgebietes sind bis jetzt gesichert die Emmeransstraße, wahrscheinlich auch die ihr parallel laufende Rosengasse und eine in gleicher Richtung über den Schloßplatz ziehende, erst jüngst bei Kanalarbeiten gefundene Straße, alle drei in gleichen Abständen voneinander angelegt und — schwerlich nur durch Zufall — alle drei ziemlich parallel zur vermuteten nordwestlichen Stadtmauerstrecke. Gequert wurden diese nach dem Rheine gerichteten Straßen durch eine erst neuerdings östlich der Reichen Klara-Kirche und an der Nordwestecke des Schloßplatzes durch mehrere Einschnitte sicher festgestellte, sehr stattliche Straße, welche parallel zum Rhein über die Wallaustraße, offenbar an der Fundstelle der oben erwähnten Jupitersäule vorbei, nach dem Hafengebiet führte.[19]) Auch für einige andere Teile der Stadt ist durch die bei früheren Kanalarbeiten gemachten Aufzeichnungen die Lage einiger kurzen Straßenstücke und zahlreicher römischer Häuser bekannt. Diese Anhaltspunkte genügen, um schon jetzt das Bild gleichmäßiger quadratischer Einteilung, wenigstens für die Ebene, zu erschließen,

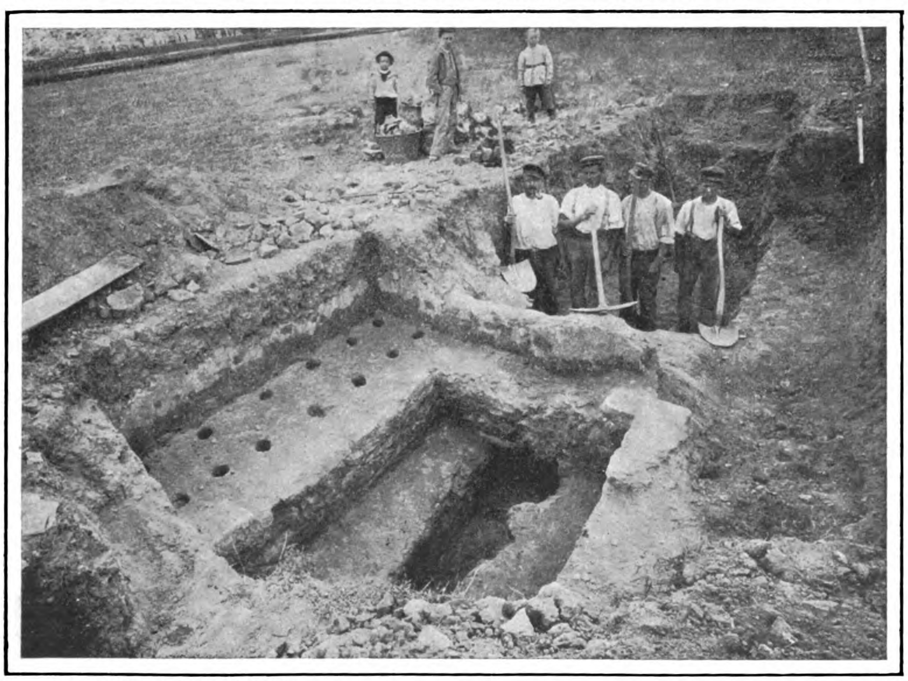


Fig. 14. Römischer Brennofen bei Mainz

wie ſie in ſo trefflicher Weiſe für Worms und Trier durch umfaſſende Grabungen nachgewieſen iſt. Bei Mainz liegen dieſe Stadtſtraßen allerdings in ſehr großer Tiefe, häufig 4—5 Meter tief, ſodaß deren Feſtſtellung mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden iſt. Doch dürfen wir das Vertrauen haben, daß auch dieſe Aufgabe gelöſt werden wird.

Über die Einrichtung der römiſchen Häuſer in Mainz läßt ſich nicht viel neues ſagen, vor allem deswegen nicht, weil bis jeƷt innerhalb der Stadt kein vollſtändiger Hausgrundriß gewonnen werden konnte. Es hängt dies mit der ungemein tiefen Verſchüttung ſeit Römerzeiten ſowie mit der heute hier üblichen Bauweiſe zuſammen. In der Ebene werden nämlich wegen des moorigen Untergrundes keine Gruben in der Größe der Neubauten ausgeſchachtet, ſondern es werden nur einzelne quadratmetergroße Schächte bis auf den gewachſenen Kies abgeteuft, die mit Cementmaſſe ausgefüllt und dann überwölbt werden.

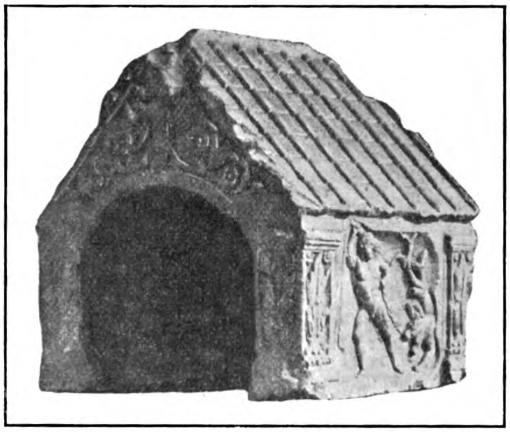


Fig. 15. Grabbehälter in Hausform von Kastel

Dieſe ungünſtigen Untergrundsverhältniſſe machten offenbar ſchon den Römern viel zu ſchaffen. Ihre Häuſer ſtehen deshalb nicht ſelten auf Pfählen oder auf einem Baugrund, der durch Aufſchüttung von Sand, Lehm oder Letten verbeſſert iſt, bisweilen liegen auch mehrere dicke Cementböden unmittelbar übereinander. Das Steinmaterial für den Hausbau beſteht gewöhnlich aus dem hier brechenden Kalkſtein, für profilierte Teile aus Sandſtein, der aus der Maingegend und aus dem Innern Rheinheſſens (Flonheim etc.) beigeſchafft wurde. Das Ziegelmaterial iſt wohl z. T. hier gebrannt (Töpfer- und Ziegelofen? an der Pariſer Straße, Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 343 und Abbildung Fig. 14), in der Hauptſache aber ſtammt es von auswärts, vieles aus der großen Militärziegelei an der Niddamündung bei Höchſt. Die Bauhölzer wurden z. T. den Main heruntergeflößt, da bei Trennfurt und Obernburg eine vexillatio der leg. XXII (Pr. P. F.) agentium in lignari[i]s erwähnt iſt (C. I. L. 6618, 23). Zahlreiche Reſte von Moſaikböden und bemaltem Wandbewurf ſowie Hausrat aller Art laſſen die wohlhabende Einrichtung mancher Häuſer ahnen (vgl. K. Klein, Das römiſche Mainz S. 10f.). Vom Außenverputʒe eines einfacheren Hauſes beſitʒt das Muſeum eine intereſſante Probe, deren Verzierungswerk ſich heute noch nicht ſelten auf dem Lande beobachten läßt, namentlich an Scheuern aus Lehmfachwerk.

8. Umgebung von Mainz

Um eine volksreiche Stadt, wie es Mogontiacum ſchon zur Römerzeit war, entſtanden allmählich ſo gut wie heute eine größere Anzahl von Dörfern, welche die Stadt mit Lebensmitteln etc. verſorgten. Solche weilerartige Anſiedlungen ſind durch den Fund mehrerer Häuſer oder ausgedehnterer Friedhöfe nachzuweiſen bei Zahlbach, Bretʒenheim, Finthen, Weiſenau, weiterhin bei Heidesheim und Klein-Winternheim, auf dem rechten Rheinufer bei Kaſtel und Koſtheim. Außerdem erhoben ſich ringsherum, wo ſich nur ein günſtiges Fleckchen von Acker- und Wieſenland bot, viele einzelſtehenden Meierhöfe, villae ruſticae, die nicht ſelten ausgedienten Soldaten und Offizieren der Mainzer Garniſon gehörten. Um nur einige anzuführen:

1. ſtanden unweit der römiſchen Straße nach Worms in der Nähe des jeʒigen Gutshofes in der Jungenfeld-Aue bei Laubenheim mehrere landwirtſchaftliche Gebäulichkeiten, die einem argentarius (C. I. L. XIII 7247) gehörten, vielleicht auch einem ausgedienten Reiter der leg. XXII (Pr. P. F.) (6963), (vgl. auch Fuchs S. 339, Lehne III S. 130, Mainzer Ztſchr. II S. 146 f., C. I. L. XIII 7089).

2. Desgleichen am „Heiligen Kreuz“ gegen Hechtsheim (vgl. Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1899 S. 83, Weſtd. Ztſchr. 1899 S. 401, C. I. L. XIII 7243—45, wenn dieſe Inſchriften auch zum Teil verſchleppt ſein mögen).

3. Bei Marienborn unmittelbar bei dem Orte und weiterab im Gewann Heidenkeller (vgl. Altert. unſ. heidn. Vorz. V S. 113).

4. Bei Gonſenheim liegen zwei villae ruſticae, eine am Hange des Gleisbergs, wo die Landſtraße Mainz-Gonſenheim den Gonsbach überſchreitet (vgl. den Plan bei Lehne, Geſ. Schriften III), die andere im Käſtrich bei der Station Gonſenheim (vgl. den Plan bei Fuchs I S. 313).

5. Längs des fruchtbaren Tälchens bei Klein-Winternheim mehrere Meierhöfe, von denen einer der Familie eines Centurio der leg. XXII (Pr. P. F.) (7256), ein anderer vielleicht der Familie eines alten Soldaten der leg. XIV (Gem.) gehörte (7255).

6. Bei Budenheim mehrere ländliche Anſiedlungen längs der römiſchen Straße von Mainz nach Heidesheim-Bingen, ſo bei den Steinbrüchen, vor und auf dem Galgenkopf am Leniaforſt (vgl. Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 290).

7. Auch auf dem rechten Rheinufer gegenüber Mainz ſind zahlreiche villae ruſticae feſtgeſtellt, ſo bei der Donnermühle bei Hochheim, bei Amöneburg, Schierſtein (7609, Iovi O. M. . . . .eques leg. XXII (Pr. P. F.) in ſuo poſuit) und viele andere.

Manche dieſer oft recht ausgedehnten Gutshöfe liegen an oder in nächſter Nähe der römiſchen Heerſtraßen, andere aber auch abſeits in fruchtbaren, wieſenreichen Seitentälchen, ſtets aber in der Nähe vorzüglicher Quellen. Leider iſt noch von keiner einzigen dieſer Farmen ein brauchbarer Grundriß gewonnen. Wenn es auch des Koſtenpunkts wegen unmöglich iſt, alle vollſtändig auszugraben, ſo müßte doch ihre Lage genau feſtgeſtellt werden, bevor Pflug und Hacke die leʒten Spuren derſelben unwiederbringlich beſeitigt haben. Nur durch ſolche ſyſtematiſche Ermittelung der villae ruſticae kleinerer Gebiete könnte auch die Frage zur Entſcheidung gebracht werden, wie weit eine planmäßige Ausmeſſung des Landes und Aufteilung desſelben an ausgediente Soldaten ſtatthatte. Die zwei einzigen Meierhöfe, die bis

jetzt in Rheinhessen vollständiger aufgedeckt sind, bei Wachenheim und Dautenheim, zeigen recht verschiedene Grundrisse, jener mehr die Form des städtischen Hauses, dieser den namentlich auf dem rechten Rheinufer häufig festgestellten Typus landwirtschaftlicher Farmen. Es wäre nicht ohne Interesse zu wissen, ob in Rheinhessen in der Nähe der großen Städte Mainz, Worms, Bingen die städtische Form allgemeiner war. Auch hier bleiben also für die wissenschaftliche Landesforschung noch bedeutsame Aufgaben zu lösen.

9. Die Friedhöfe

Haben wir bisher die Wohnplätze der Lebenden behandelt, so wollen wir zum Schlusse noch einen Blick auf die Ruhestätten der Toten werfen. Wie ein Gang durch unsere heutigen Friedhöfe, besonders auch hier in Mainz, dem Geschichtskundigen gar manche Aufschlüsse über die Entwicklung des betreffenden Ortes gibt, so eröffnet auch das Studium der römischen Grabsteine und die Berücksichtigung ihres Fundorts wertvolle Einblicke in die Geschichte des römischen Mainz, ja sie geben geradezu einen Prüfstein ab für die Richtigkeit unserer bisherigen Aufstellungen. Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir die bisher bei Mainz nachgewiesenen römischen Friedhöfe mit ihren einstigen Grabdenkmälern in Kürze betrachten.

1. Der große Soldatenfriedhof bei Zahlbach

beginnt dicht hinter der Dekumanseite des augusteischen Erdkastells, bedeckt die ebene Fläche beiderseits der „Steige" bis zum Rande des Zahlbachtälchens bezw. des Wildgrabens, steigt aber auch längs der alten Steige den Berghang herab und hat seine Fortsetzung jenseits des Zahlbachtälchens in der Nähe der noch erhaltenen Pfeiler der Wasserleitung. Die ältesten Grabinschriften, die der legio XVI und der XIV (Gemina), die nur bis 43 n. Chr. in Mainz lagen, sowie die der ala Hispanorum und der coh. I Ituraeorum sind in nächster Nähe der Dekumanseite des Kastells zutage getreten, nördlich der Steige beim Fort Joseph und der Dalheimer Schanze, bei dem vor wenigen Jahren abgetragenen Blockhaus und im nördlichen Teil der Klubbistenschanze (jetzt Fort Stahlberg). Namentlich die zwischen Blockhaus und Fort Joseph, also dicht bei der porta decumana gefundene Gruppe von Inschriften gehört der frühsten, größtenteils noch augusteischen Zeit an, doch zieht diese Gräbergruppe noch etwas die „Steige" herab längs der römischen Straße von der porta decumana ins Zahlbachtal, die weiter nach Kreuznach bezw. Alzey etc. führte.[20]) Da die Grabsteine der genannten Legionen und Hilfstruppen nebeneinander gefunden werden (vgl. C. I. L. 6921 bezw. 6940, 6941 etc.), ergibt sich, daß keine getrennte Beerdigung nach Truppenteilen statthatte. Die Grabsteine der leg. IV (Macedonica) und der XXII (Primigenia), die zwischen 43—70 n. Chr. in Mainz garnisonierten, kamen zwar vereinzelt noch zwischen den vorigen zum Vorschein (vgl. C. I. L. 6877, 6941, 6954), weitaus die Mehrzahl derselben ist aber südlich von der Steige und der Klubbistenschanze im „Hipperich" oder gegen das untere Ende der Steige entdeckt worden.[21]) Schon Fuchs, Geschichte von Mainz I S. 369 sagt „am Platze Num. 50 (Hipperich) sind nur Steine von Edlen und Offiziers von der IV. Legion gefunden worden." Auch beim Roden von Gärten, welche in den letzten Jahren im Hipperich angelegt wurden (Kaufmann Eberle, Lehrer Reising) wurde eine Anzahl von Brandgräbern aufgedeckt, welche nach den Formen der Graburnen und den mitgefundenen Münzen etwa der Mitte bis Ende des 1. Jahrhunderts angehören.[21a]) Schließlich ganz an der Peripherie dieses Friedhofes standen, wenigstens in der Hauptsache, die Grabsteine der leg. I (Adiutrix) und der leg. XIV (Gemina Martia Victrix), welche im Jahre 70 das Kastell umbauten und zwischen etwa 70—90 (?) die Besatzung desselben bildeten.[22]) Ihre Grabinschriften sind gefunden teils in den südöstlichen Teilen der Klubbistenschanze, an der unteren Steige und in dem jenseits des Tälchens in der Nähe der Wasserleitung festgestellten Friedhofe.

Über die Funde längs der Steige macht Lehne, Ges. Schriften II (1837) S. 74 folgende interessanten Angaben: „Gefunden zu Zahlbach im Jahre 1806 mit mehr als 50 anderen Grabsteinen an der Seite der Heerstraße, die von dem dekumanischen Tore nach Altiaia (Alzey) und in das Innere der Provinz führte. Diese wichtige Entdeckung verdient eine kurze Erörterung, die vielleicht zu ähnlichen führen kann. Nach meinem Wunsche, der Stadt Mainz eine Sammlung der noch in ihrem klassischen Boden verborgenen Schätze des Altertums zu verschaffen, die so lange nur zur Bereicherung fremder Museen entführt wurden, suchte ich mich fürs erste nach dem Laufe der römischen Heerstraßen zu orientieren und nahm besondere Rücksicht auf Orte, wo sie an einem Abhange vorüberliefen, weil es hier wahrscheinlich war, daß die höhere Erde durch Anbau und Regen die an ihrer Seite liegenden Grabsteine überdeckt haben könne. An der Zahlbacher Höhe zeigten sich noch deutliche Spuren des Straßenbaus in den senkrechten Abschnitten des Bodens. Da auch Fuchs in dieser Gegend mehrere Steine gefunden hatte, so fing ich an, daselbst graben zu lassen und entdeckte neun umgestürzte Grabsteine. . . . Als aber der Regen an dem Orte, wo ich hatte graben lassen, die Erde herabflößte, zeigte sich ein noch stehender Grabstein, und es gelang mir, den Herrn Präfekten Jean Bon St. André, der für alles nützliche und wissenschaftliche Sinn hatte, zu bewegen, die Stadtbehörde zur ferneren Nachforschung zu bevollmächtigen. Dadurch kam eine ganze Reihe von etwa fünfzig römischen Steinen zutage, die den Anfang des gegenwärtigen städtischen Museums bildeten."

Außer Soldaten waren auf diesem Friedhofe viele Sklaven und Freigelassene beerdigt,[23]) die namentlich den Reitern und Offizieren als Pferdewärter usw. dienten. Sie sind auch auf verschiedenen Grabsteinen hinter ihren Herren dargestellt (vgl. Fig. 20). Da hier kein einziger Grabstein der leg. XXII (Primigenia Pia Fidelis) gefunden ist, die um 90 das Kastell — und zwar wahrscheinlich allein – bezog, so ergibt sich daraus mit Sicherheit der Schluß, daß dieser Begräbnisplatz als Soldatenfriedhof um das Jahr 90 aufgegeben wurde. Namentlich gegen die Hänge zu lassen sich allerdings auch Gräber von Bürgerlichen aus späterer Zeit nachweisen, die von Soldatenfamilien und Mitgliedern der Zivil-Niederlassung bei Zahlbach herrühren (vgl. die Sarkophage mit Skeletten in der Nähe der Klubbisten- und Zahlbacher-Schanze, Malten, Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen römischer Altertümer in und bei Mainz (Mainz 1842) S. 7, 13 f., 25 f., C. I. L. XIII 6956, 7083, 7118 etc.). Die Soldaten der leg. XXII (Primig. Pia Fid.) wurden, wie wir sehen werden, an einer ganz andern Stelle beigesetzt.

In dem gegenüberliegenden Friedhof bei der Waſſerleitung ſind bis jetzt keine Grabſteine der beiden älteſten Legionen gefunden worden, dagegen ſolche der leg. XXII (Prim.) (C. I. L. XIII, 6980) und der leg. IV (Maced.) (6855), auch von der leg. XXI (Rapax) (6950, 6951), die von 83—90 in Mainz geſtanden haben ſoll (vgl. Körber Nachtrag 1905 Nr. 9), die meiſten aber von der leg. I (Adiutrix) und leg. XIV (Gemina Martia Victrix).[22] Fuchs dürfte mit ſeiner Anſicht wohl im Recht ſein (I S. 315 Nr. 31), daß dieſer Friedhof einen römiſchen Verbindungsweg begleitete, welcher von Zahlbach durch die Waſſerleitung nach dem Hauptſtein führte. Wenn er aber (I S. 370) ſchreibt: „nach den Brandgruben hinter Zahlbach an der Hohl (Nr. 52) habe ich lauter Begräbniſſe von gemeinen Soldaten der Legion IV gefunden, von mehr als 40 roten gebrannten Platten, die alle ganz deutlich die Buchſtaben leg. IV (G. M. V.) hatten", ſo erſcheint mir dieſe Nachricht in mancher Beziehung zweifelhaft, wenigſtens rühren die „Brandgruben" allem Anſchein nach von Wohngruben her, z. T. vielleicht ſogar von vorrömiſchen (vgl. Tafel XXV, eine mit Zugang). Daß dieſer Friedhof auch Angehörige der bürgerlichen Anſiedlung bei Zahlbach barg, zeigt z. B. der Grabſtein 7064; damit mag auch die öftere Auffindung von Glaſurnen zuſammenhängen. Gleichſam eine Fortſetzung dieſes Friedhofes bildete eine Gräbergruppe in der Nähe des von Fuchs genannten Weges im heutigen Friedhofe der Stadt Mainz, wo z. B. der Grabſtein des Cn. Muſius, aquilifer der leg. XIV (Gem.) (C. I. L. 6901) gefunden wurde. Auch in merowingiſcher Zeit wurde hier noch beerdigt, wie die auf dem Platze der ehemaligen Auraeus-Kapelle entdeckten Inſchriften und Gräber zeigen (7201/02). Es iſt deshalb garnicht ausgeſchloſſen, ſogar ziemlich wahrſcheinlich, daß der Grabſtein des Muſius aus dem großen Friedhof hinter der porta decumana für einen ſpätrömiſchen oder fränkiſchen Sargdeckel hierher verſchleppt wurde, wie es ſich für einen andern an dieſer Stelle gefundenen Grabſtein eines Soldaten der XIV. Legion (6894) ſowie andere Inſchriften nachweiſen läßt.

2. Der Soldatenfriedhof an der Südoſtecke des Kaſtells bei St. Alban, der vom Kaſtell durch die porta principalis dextra und die praetoria erreicht wurde, war ſeit den frühſten Zeiten in Benützung, wenn auch zunächſt noch ſeltener als der große Zahlbacher Friedhof. Es fanden ſich hier Grabſteine der leg. XVI (6737, 6939), der leg. XXII (Prim.) (6969), am zahlreichſten aber die Grabdenkmäler der leg. XXII (Pr. P. F.).[24] Da letztere Legion ſeit etwa 90 (?) das Kaſtell allein und zwar ſicherlich den vorderen Teil innehatte, mochte es für ſie bequemer ſein, ihre Toten in der Nähe der porta dextra oder ſiniſtra zu beerdigen. Ein Teil der bei St. Alban bezw. gegen die Anlage erhobenen Steine ſtammt allerdings aus ſpätrömiſchen, fränkiſchen und mittelalterlichen Grabſtätten, doch ſind ſie ſicherlich nicht weit hergeſchleppt. In ſpäterer Zeit wurden auch Bürgerliche, zunächſt Angehörige der Soldaten der XXII. Legion hier beigeſetzt, ſpäter wohl auch die Bewohner des benachbarten vicus ſalutaris. Bei dem Bau des Erholungsheims im Sommer 1905 fanden ſich ſogar Reſte, allerdings ſehr kümmerliche, von großartigen Grabdenkmälern (Schuppenpyramide, Bruchſtücke eines Waffenreliefs). Im Zuſammenhang mit dieſem Friedhof ſtand ohne Zweifel auch das Druſus-Monument und die bei demſelben aufgefundene Gräbergruppe (vgl. Lehne III S. 128). Dieſer Friedhof erſtreckte ſich zunächſt längs der römiſchen Heerſtraße, die von der porta praetoria bezw. der porta dextra gegen Süden nach Weiſenau etc. zieht, dehnte ſich aber ſpäter auch über die nach dem Rheine abfallenden Hänge in der Richtung nach der neuen Anlage aus. An der Verbindung von der porta dextra nach dieſer Straße wurde erſt kürzlich ein frührömiſches Brandgrab beim Bau der neuen Militärreitbahn aufgedeckt (vgl. oben S. 24).



Fig. 17. Skulptur von einem Grabmal



Fig. 18. Skulptur von einem Grabmal

3. Friedhof am Hauptſtein an der Wall- und Mombacherſtraße Daß die leg. XXII (Pr. P. F.) wahrſcheinlich gelegentlich auch vor der porta ſiniſtra beerdigte, iſt ſchon oben erwähnt. Zum Beweiſe kann vielleicht herangezogen werden die Inſchrift Körber, Nachtrag 1905 Nr. 12, welche an der Mombacherſtraße bei dem Neubau des Beamten-Bauvereins als Deckel eines ſpätrömiſchen Sarges gefunden wurde und dem Sklaven eines Centurio der XXII. Legion galt, vielleicht auch 6970, die der Gattin eines cuſtos armorum dieſer Legion gewidmet war und bei der Anlage der neuen Wallſtraße, vielleicht aber auch in einer ſpätrömiſchen oder fränkiſchen Begräbnisſtätte, zum Vorſchein kam. Mit welchen Quartieren der bürgerlichen Siedlung die bekannten Gräbergruppen am Hauptſtein, am Fuße der Gonſenheimer- und Predigerhohle bei der Kgl. Konſervenfabrik[25] in Verbindung zu bringen ſind, entzieht ſich bis jetzt noch unſerer Kenntnis. Doch kommt für den Hauptſtein in erſter Linie der vicus Apollinenſis, für die letztere Gruppe der nordweſtliche Teil des Stadtgebietes und die Anſiedlung im Gartenfeld um den römiſchen Hafen in Betracht. Vielleicht iſt es kein Zufall, daß in den Fundamenten des benachbarten Teils der römiſchen Stadtmauer am Münſtertor die Reſte des Grabmals eines Großhändlers verwendet waren (vgl. oben S. 27 und Anm. 15), welches ſchwerlich in größerer Entfernung von dieſer Stelle geſtanden hatte, vielleicht ſogar durch den neuen Mauerring in das Stadtgebiet einbezogen wurde. Das erhaltene Bruchſtück der Inſchrift läßt außer dem Namen noch deutlich negotiatori erkennen, während



Fig. 19. Skulptur von einem Grabmal

die Lesung Lehnes und anderer in frumento unrichtig ist. Die Skulpturen führen Szenen aus dem Handelsleben vor: ein Sklave schwingt Getreide in einer Wanne, ein anderer trägt das gereinigte hinweg, 4 Sklaven tragen Säcke (mit Frucht?) über eine Landebrücke ans Ufer, 2 Sklaven rollen ein Faß über eine Leiter auf ein Schiff, ein dritter schleppt einen Sack (mit Frucht?) herbei. Ähnlich also wie auf der Igeler Säule der Verkauf von Tüchern, der Transport von Waren zu Schiff, in vierrädrigen Lastwagen, auf dem Rücken von Saumtieren etc. dargestellt ist, so erzählen die Bilder unseres Grabmonuments, auf welche Weise der durch ein so stattliches Denkmal Ausgezeichnete seinen Reichtum erworben hatte. Er war ein Großkaufmann, der ausgedehnte Lagerhäuser mit Vorräten an Getreide etc. am Hafen stehen hatte, der schwer beladene Schiffe rheinauf- und ab sandte; sein Grabmal schaute von den Vorhöhen in der Nähe des heutigen Bahnhofes hinüber nach der Stätte der einstigen Tätigkeit des Verstorbenen im Hafengebiet (vgl. auch die Dedikation der cives Romani manticulari negotiatores, die in nächster Nähe gefunden wurde, C. I. L. XIII. 6797 und oben S. 26).

4. Friedhof an der Kurfürsten- und Forsterstraße

Längs der oben erwähnten Hauptstraße, die bei der Reichen Klara-Kirche die römische Emmeransstraße schneidet, unter dem westlichen Teil der St. Peterskirche durchzieht und wahrscheinlich an der Nordwestecke des Schloßplatzes die römische Stadtumfassung in der Richtung nach dem Hafengebiet verließ, liegt ein ausgedehnter Friedhof, namentlich westlich dieser Straße. Er beginnt in der Nähe der jetzigen Kaiserstraße (die meisten Gräber fanden sich bis jetzt an der Forster- und Kurfürstenstraße) und ist bis über die Josephstraße hinaus nachgewiesen.[26]) Nach seiner Lage und den zahlreichen frührömischen Gräberinventaren, die das Museum erhalten hat, kann der Friedhof weder mit dem Kastell noch dem vicus Apollinensis oder vicus salutaris in Verbindung gebracht werden, sondern einzig und allein mit der bürgerlichen Niederlassung, die sich schon in frührömischer Zeit im Anschluß an den Hafen am Dimesser-Ort entwickelte. Gesicherte Grabsteine sind von dieser Begräbnisstätte nur wenige bekannt, doch fällt vor allem die Inschrift 6951a (Körber, Nachtrag 1905 Nr. 3 gef. 1900 in der Forsterstraße Nr. 20) ins Gewicht, welche einen missicius der leg. XXI nennt, also einen Soldaten, der nach 20jähriger Dienstzeit von gewissen Pflichten des aktiven Dienstes befreit war, aber noch 5 Jahre lang sich zur Verwendung gegen den Feind bereit halten mußte. Auch auf einem der in der unteren Rheinallee bei der Reuleaux'schen Fabrik gefundenen Grabsteine[27]) wird ein miles pecuarius der XXII. Legion erwähnt, ein Aufseher über die Viehherden oder ein Tierarzt, während die übrigen Inschriften die Namen von Privatpersonen enthalten. Diese Tatsachen sowie die Dedikation der canabari an Jupiter, die an der genannten römischen Straße zwischen dem Friedhof und dem Hafen stand, sprechen dafür, daß dieser Friedhof wenigstens in der älteren Zeit zu den canabae gehörte, die sich unmittelbar an den römischen Hafenplatz anschlossen. In späterer römischer Zeit ist sicherlich auch von dem nordöstlichen Teile der neuen Stadt aus in dieser Richtung beerdigt worden. Da ursprünglich auch vom Kastell, sowohl von der porta sinistra wie der praetoria, ein direkter Weg nach dem Hafen geführt haben muß, dürften auch in dieser Richtung römische Gräber anzunehmen sein. Und tatsächlich sind auch schon solche gefunden worden, so der Grabstein des Reiterobersten Cn. Petronius an der Ecke der Walpoden- und Emmerich Josephstraße (C. I. L. 6816, vgl. auch 6809), ferner ein frühes Brandgrab an der großen Langgasse.[28]) Wenn die Spuren derselben nur in sehr geringer Anzahl vorhanden sind, so erklärt sich diese Erscheinung leicht dadurch, daß ein großer Teil dieser Gräber bereits durch die römische Stadtanlage entfernt wurde.

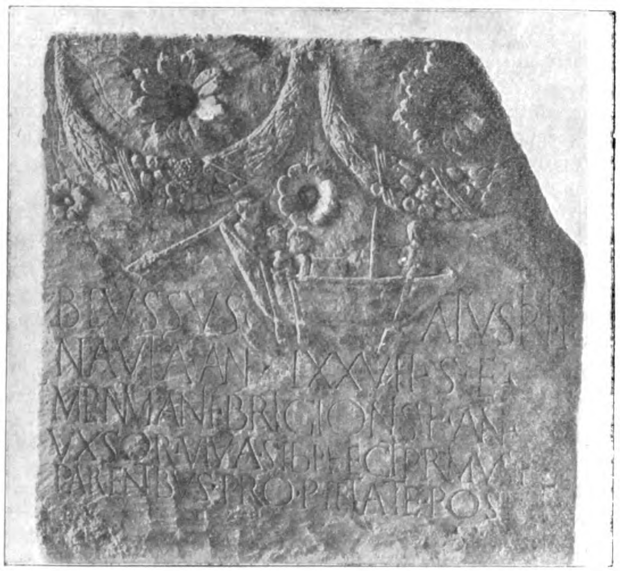


Fig. 20. Grabmal des Blussus

Nicht ohne Interesse ist auch die Auffindung von einigen Germanengräbern spätestens aus der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts, die vor wenigen Jahren beim Bau des Hauses Greiffenklaustraße Nr. 5 zum Vorschein kamen.[29]) Die Fundstelle liegt nur wenige Meter außerhalb der römischen Stadtmauer zwischen der römischen Straße nach dem Hafen und zwischen dem Rhein, also außerhalb des spätrömischen Gräberfeldes dieser Gegend. Die Gräber rühren offenbar von Alamannen oder Burgunden her, die bei den im IV. Jahrhundert so häufigen germanischen Überfällen oder bei der schließlichen Eroberung und Zerstörung der Stadt bald nach 400 beteiligt waren.

5. Friedhof in der neuen Anlage unterhalb des Albansberges

Im Herbst 1883 stieß man bei Verlegung des Weges zur neuen Anlage auf ein ausgedehntes römisches Gräberfeld, das sich den Steigungsverhältnissen des Terrains entsprechend in 2 bis 4 terrassenartigen Etagen übereinander erhob.[30]) Im allgemeinen fanden sich nur Särge aus Stein, Blei und Holz, wobei als Sargdeckel bisweilen ältere Inschriften dienten, nur in der obersten Terrasse einige Brandgräber, die wohl im Zusammenhang mit den S. 31,2 erwähnten älteren Gräbern stehen. Wie Aufschriften und Inhalt der Sarkophage zeigen, war es eine Begräbnisstätte der bürgerlichen Ansiedlung. Bei dem Skelett einer Frau war noch der aus Strängen geflochtene Zopf mit Geweberesten der Haube erhalten, daneben lagen die Überbleibsel eines Schmuckkästchens, welches ein Messer mit Goldreifen, Glasphiolen, Münzen etc. enthielt. Da ältere

Brandgräber ſo gut wie fehlen, werden wir kaum irren, wenn wir den Friedhof mit der Entſtehung des in der Nähe gelegenen ſpätern vicus novus in Verbindung bringen (vgl. S. 26).

Weiter rheinaufwärts hinter dem erſten Hauſe von Weiſenau wurde auf der Höhe, alſo gewiſſermaßen in Fortſetzung des Gräberfeldes der neuen Anlage, im Jahre 1848 der bekannte Grabſtein des Schiffers Bluſſus ausgegraben (Abbildungen von Mainzer Altertümern 1850 Taf. I, II (Klein), C. I. L. Nr. 7067), vielleicht in der Nähe eines römiſchen Weges, der am oberen Rande der Anlage entlang nach Weiſenau geführt zu haben ſcheint. Wenigſtens zeigen die Felder heute noch in dieſer Richtung eine merkwürdige Anſchwellung und römiſche Trümmer- und Scherbenreſte. Bluſſus dürfte wohl auf ſeinem eigenen Anweſen, das vom Rheinufer den Berghang hinaufzog und einen weiten Blick über Rhein- und Maintal gewährte, ſeine letzte Ruheſtätte gefunden haben (vgl. Fig. 20).

* * *

Ich bin am Schluſſe meiner Darlegungen angelangt. Nach den Bodenfunden und Terrainverhältniſſen habe ich Ihnen ein Bild der Topographie der römiſchen Feſtung und Stadt Mogontiacum zu entwerfen verſucht. Freilich ſind es erſt die allgemeineren Umriſſe, die ich zeichnen konnte, aber doch treten ſie ſchon mit ſolcher Klarheit hervor, daß ſie das allmähliche Werden von Mogontiacum in ziemlicher Deutlichkeit erkennen laſſen, jedenfalls weit beſtimmter und detailierter, als es beiſpielsweiſe das neuſte Buch über die Römer in Deutſchland von F. Köpp vermuten läßt. Allerdings verbleiben noch bedeutſame Lücken auszufüllen, namentlich hinſichtlich des Kaſtells. Der unbedingt notwendigen Feſtſtellung des Grundriſſes des Kaſtells und ſeiner wichtigſten Innenbauten gelten die Ausgrabungen, welche ſeit einigen Jahren nach Maßſtab der durch die Stadt gewährten Mittel von ſeiten des Altertums-Vereins unter Leitung von Direktor Lindenſchmit vorgenommen werden und die auch in den nächſten Jahren eifrig weiter geführt werden ſollen. In größerem Umfang können ſie aber erſt nach Beſeitigung der hindernden Feſtungswälle und Forts betrieben werden und dann hoffentlich mit Unterſtützung des Reiches. Die topographiſche Erforſchung der römiſchen Stadt dagegen kann nur wenig durch eigens zu dieſem Zwecke angeſtellte Ausgrabungen gefördert werden. Da müſſen Muſeum, Behörden und Publikum Hand in Hand arbeiten. Was an Mauern- und Straßenreſten ſowie ſonſtigen Spuren römiſcher Beſiedlung bei Kanalarbeiten, Hausbauten und ſonſtigen Erdbewegungen gefunden wird, iſt unverzüglich dem Muſeum zu melden. Nichts iſt unwichtig, denn wie bei einem Moſaikbild ſetzt ſich unſere Arbeit aus kleinſten Steinchen zuſammen.



Fig. 21. Grabmal eines römischen Reiters

Zwei Perioden treten aus der glorreichen Vergangenheit der Stadt Mainz als beſonders eindrucksvoll uns entgegen: die der aurea Moguntia, des goldenen Mainz des Mittelalters mit ſeinem Handelsreichtum und ſeiner Bautenpracht, und das römiſche Mainz in ſeiner Bedeutung als Hauptſtadt Obergermaniens und größter Waffenplatz Deutſchlands. Möchte das topographiſche Bild des römiſchen Mogontiacum durch das verſtändnisvolle Zuſammenarbeiten von Bürgerſchaft und Muſeum bald ebenſo klar vor unſeren Augen erſtehen, wie das der aurea Moguntia des Mittelalters, deren Wurzeln zweifelsohne bis auf die Glanzzeit der römiſchen Stadt zurückreichen.

Anmerkungen

1. Vgl. Lindenſchmit, Weſtd. Ztſchr. XX (1901) S. 347, auch ein Münzſchatzfund von ca. 15 n. Chr. (Körber, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XIX (1900) S. 209 (Kupferberg'ſcher Keller) und Weſtd. Ztſchr. XX S. 349 (Badegebäude), Altert. unſ. heidn. Vorzeit V. S. 154 (Lindenſchmit).
2. Profilzeichnungen von Ingenieur-Leutnant von Wallbrunn (?) bei den Akten des Altertums-Vereins zu Mainz.
3. Vgl. K. G. Bockenheimer, Der Eichelſtein bei Mainz (Mainz 1880) und W. Velke und W. Uſinger, Mainzer Zeitſchrift III. 2 (1883) S. 364—82 „Der Eigelſtein" bei Mainz. Das Denkmal von Ebéon (Fig. 3) zeigt noch mehrere Quader des Geſimſes, von welchem am Mainzer Eichelſtein nur noch einige Reſte erhalten ſind. Über den Namen Eigelſtein auch K. Chriſt, Vom Rhein 1905 S. 75.
4. Vgl. die von mir Weſtd. Ztſchr. XXIII (1904) S. 280 verzeichnete Litteratur.
5. Vgl. Abbildungen von Mainzer Altertümern Heft VI (1855) S. 16 f., 26. Vgl. auch K. Klein, das römiſche Mainz, Programm des Gymnaſiums zu Mainz 1869 S. 5 f. Über die Parallele des Mainzer Kaſtells und des von Carnuntum vgl. auch von Domaszewski, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 25.
6. Vgl. Fuchs, alte Geſchichte von Mainz I (1771) S. 342, Malten, Naſſ. Annalen VI. Heft 2 (1859) S. 355 f., Klein, die römiſchen Denkmäler in und bei Mainz 1861 S. 7 f., Schmidt, Bonn. Jahrb. 31 (1861) S. 141 f.
7. Vgl. Körber, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XIX (1900) S. 105.

7a. Doch wäre noch zu unterſuchen, ob die Verwendung von Ziegeln (einmal auch richtiger Ziegeldurchſchuß) nicht mit einer Reparatur aus ſpäterer römiſcher Zeit zuſammenhängt, da die untern Teile der Pfeiler im allgemeinen kein Ziegelmaterial zeigen.

8. Vgl. C. I. L. XIII. 7212 nymphis Laurentibus pro salute imp. Caesaris Marci Aureli Severi Alexandri pii felicis, Augusti Sextus Catius Clementinus legatus Augusti pro praetore (vgl. C. I. L. XIII S. 303 „ad aquaeductum castrorum refectum aut auctum novo fonte inmisso spectare videtur titulus sub Severo Alexandro positus" 7212).
9. Vgl. W. Heim, Abbildungen von Mainzer Altertümern VI (1855) S. 1—16, J. Grimm, d. röm. Brückenkopf in Kastel bei Mainz und die dortige Römerbrücke (Mainz 1882), Mainzer Zeitschrift III 4 (1887) S. 553—616 (Heim, Velke).
10. Sueton, Caligula c. 51, vgl. A. Hammeran, Westd. Ztschr. III S. 156 f.
11. Litteratur C. I. L. XIII S. 298 Anm. 8.
12. Vgl. Lindenschmit, Westd. Ztschr. XX (1901) S. 341 f. (347). In der Festschrift zur Erinnerung an die Eröffnung des neuen Zoll- und Binnenhafens in Mainz (1887) S. 5 werden zwei Hafenstellen erwähnt, für die Kriegsflotte der Mündung des Maines gegenüber am späteren Bockstor, für die Handelsschiffe am Dimesser-Ort. Die erstere Annahme ist wohl durch die Inschriften C. I. L. XIII. 6712 und 6714 (optio navaliorum) veranlaßt, doch sind die navalia legionis die Ziegelbrennereien (vgl. v. Domaszewski C. I. L. XIII. S. 303 u. III S. 1804 zu 11382). Es mag also dort der Stapelplatz für die Legionsziegelei gewesen sein.
13. Allerdings sind nach J. Zeller (Archiv f. lat. Lexikogr. XIV S. 301—316, Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1905 S. 87 f.) diese vici lediglich sakrale Genossenschaften der Anwohner derselben Straßen ohne jeglichen politischen Charakter und hätten einzig den Kaiserkult zur Aufgabe gehabt. Die erwähnten platiodanni wären die magistri des vicus, nicht die Straßenmeister. Die Fundstelle der Inschrift 6777 bezeichne den Platz, wo der vicus novus sein compitum mit aedicula hatte. Selbst wenn diese Auffassung richtig wäre, was ich keineswegs glaube, bleiben die von uns dargelegten topographischen Beziehungen für das römische Mainz bestehen. Nach v. Domaszewski hat der vicus salutaris vielleicht neben dem Apollinensis gelegen (Salus-Sirona). Der vicus vobergensis könnte, wie schon Malten, Ergebnisse etc. S. 41 vermutet, auf eine germanische Siedelung hinweisen. Brandgräber der frührömischen Periode mit Waffenfunden, die ohne Zweifel von der einheimischen Bevölkerung herrühren, sind bei der evangelischen Kirche in Weisenau zum Vorschein gekommen, dessen Name vicus Are- oder Maresacensis vielleicht auch germanisch ist (vgl. Lindenschmit, Westd. Ztschr. 1897 S. 348, Schumacher Altert. uns. heidn. Vorzeit V. S. 111 Anm.). Ähnliche Brandgräber der einheimischen Bevölkerung aus frührömischer Zeit mit Waffenfunden sind z. B. festgestellt bei Mühlbach a. d. Glan, Groß-Niedesheim, Maxdorf (Mus. Speyer), Morsbach, Hültenhausen, Ober-Valette (Mus. Metz), Wadern, Roden a. d. Saar, Hüttigweiler, Biewer etc. (Mus. Trier) usw. Doch ist die Unterscheidung zwischen gallischen und germanischen Elementen noch schwer.
14. Vgl. F. Schneider, Corr. d. Westd. Ztschr. 1886 S. 196 f., Zangemeister, Westd. Ztschr. 1892 S. 294 f., C. I. L. XIII S. 303, Lindenschmit, Westd. Ztschr. 1897 S. 341, Körber, Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1898 S. 202 f., 1899 S. 148 f., 1900 S. 101 f. Bei der Ausgrabung eines Pfeilers am römischen Stadttore vor dem Gautor im Dezember 1905 wurden in dem Mauerwerk zwei Münzen der Söhne Constantins gefunden. Sie beweisen wohl nur, daß dieser Pfeiler im Verlauf des 4. Jahrhunderts errichtet oder erneuert wurde, geben aber für die Stadtmauer selbst keine Datierung.
15. Skulpturen von dem Grabdenkmal eines Fruchthändlers (?) Lehne II S. 393, Becker S. 75 Nr. 231, C. I. L. XIII. 7068, auch abgebildet Festschr. zur Erinnerung an die Eröffnung des neuen Zoll- und Binnenhafens in Mainz 1887 S. 4, Neeb, Bilder aus dem alten Mainz (1898) Taf. V, h, i. Auch die Inschrift C. I. L. XIII. 6797, welche „1878 beim Kanalbau am Ende der hinteren Bleiche nach dem Münstertore zu" gefunden wurde (Bonn. Jahrb. 67 S. 4), dürfte aus dem Fundament der Stadtmauer herrühren.
16. Vgl. Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1899 S. 85 (Körber), Westd. Ztschr. XVIII S. 407 (Lindenschmit). Es ist garnicht ausgeschlossen, daß der untere aufgehende Teil der mittelalterlichen Stadtmauer an der hinteren Bleiche, welcher dieselben sauberen kleinen Quaderchen zeigte wie die römische Stadtmauer in Worms, wenigstens stellenweise noch römischer Zeit angehörte. Diese Mauerpartie wurde z. T. in den 90er Jahren abgebrochen (vgl. die photographischen Aufnahmen bei E. Neeb, Bilder aus dem alten Mainz (1898) Taf. IX. a, b, Taf. X. g, unsere Abbildung S. 27 und F. Schneider, Corrbl. 1886 S. 197). Auch beim Neubau des Hauses hintere Bleiche Nr. 53 wurde ein Stück der Stadtmauer abgerissen. Dieselbe ruhte hier nach Lindenschmits Beobachtungen auf starken Pfählen, auf deren Köpfe zunächst große Bruchstein-Platten aus Sand- und Kalkstein ohne Mörtelverbindung gelegt waren. Darüber begann das eigentliche Mauerwerk, in dessen unterster Schicht sich zwei interessante römische Architekturstücke fanden (Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1899 S. 85).
17. Die Nachricht, daß erst Erzbischof Hatto (891—913) sie gegen den Fluß hin erweiterte, qui Magontiam ipsam a loco suo antiquo motam propius Rheno statuerat (vgl. C. Hegel, Verfassungsgeschichte von Mainz im Mittelalter (1882) S. 12 Anm. 6), kommt gegenüber diesen neueren Funden nicht mehr in Betracht.
18. Vgl. Mainzer Ztschr. III S. [611] Nachtrag, Wochenblatt für Baukunde 1886 Nr. 73.
18a. Wimpfen (civitas Alisinensis) vgl. O R L Nr. 54/55 Taf. I, II. Ladenburg (civitas Ulpia Sueborum Nicretum, Lopodunum) Mannheimer Geschichtsblätter I (1900) Nr. 4. Heddernheim (civitas Taunensium) Mitt. üb. röm. Funde in Heddernheim II (1898 Taf. IV). Xanten (colonia Traiana) Bonn. Jahrb. LXXXVII (1889) S. 88. Worms (civitas Vangionum, Borbetomagus) nach einem Plan von Dr. Köhl. Metz (Divodurum Mediomatricorum) Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gesch. u. Altsk. XIV (1902) Taf. I. Trier (Augusta Treverorum) Westd. Ztschr. XV (1896) Taf. 12, Die Denkmalpflege VI Nr. 16 S. 127. Köln (Colonia Agrippinensis), Festschrift 1895 Taf. 1. Bingen (Bingium) Ztschr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Gesch. u. Alt. in Mainz I S. 330. Andernach (Antunnacum) Bonn. Jahrb. H. 107 Taf. I.
19. In der Nähe der Kreuzung dieser Straße mit der großen Emmeransstraße ist die Inschrift mit der Erwähnung eines quadrivium (bezw. deabus quadrubis) Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1904 S. 166 gefunden (vgl. auch Westd. Ztschr. 1904 S. 293 Anm. 39). An dasselbe schloß sich wahrscheinlich ein freier Platz an (vgl. auch die Widmung eines beneficiarius consularis C. I. L. XIII. 6665 deabus Aufaniabus et tutelae loci . . .).

20. Von der XVI. Legion sind beim Fort St. Joseph gefunden die Inschriften C. I. L. XIII. 6936, in der Nähe bis zur Klubbistenschanze 6940, 6941, 6945, längs der Steige („Zahlbacher Hohle") 6942/44, 6946, 6947 und Körber 2. Nachtrag Nr. 1, die unmittelbar an der alten römischen Straße hinter dem ersten Hause in Zahlbach gefunden wurde. Von der leg. XIV (Gemina, ohne M. V.) beim Fort St. Joseph 6887, 6899, 6903, am Blockhaus und bei der Klubbistenschanze 6913, 6916, 6919, 6921, längs der Steige 6886, 6888, 6892, 6902, 6906, 6908/10, 6914. Von der ala Hispanorum beim Fort Joseph 7026 (vgl. 7031), von der coh. I Ituraeorum ebenda 7041 (die Angabe Hauptstein ist falsch).

21. Grabsteine der leg. IV (Mac.) sind gefunden bei dem Fort St. Joseph und der Klubbistenschanze C. I. L. XIII. 6856, 6864, 6871, 6874, 6876/77, aber viele davon in dem Teil der Schanze, der südöstlich an den Hipperich grenzt, im Hipperich selbst 6853, 6865, an der Steige 6854, 6857/59, 6862, 6866/70, 6872/73, 6875. Von der leg. XXII (Prim.) in der Klubbistenschanze 6954, im Hipperich 6965, an der Steige mehr als ein Dutzend, 6953, 6958/59, 6964, 6966/67, 6971, 6973/75, 6978/79, 6981/82. Derselben Zeit ist auch der mit einem Grabstein der leg. IV (Mac.) gefundene Cohortenstein 7037 zuzuweisen.

21a. Von 6 sicher im Garten des Herrn Eberle im Hipperich 1904/05 gefundenen Münzen ist nach der Bestimmung Prof. Körbers ein Stück eine barbarische Nachbildung augusteischer Zeit, 3 Stücke gehören neronischer, 2 Stücke domitianischer Zeit an, die späteste, sehr gut erhaltene ist aus dem Jahre 82. Von 10 weiteren Münzen (2 Augustus, 2 Tiberius, 1 Vespasian, 2 Domitian (aus dem Jahre 82), 1 Nerva, 2 aus konstantinischer Zeit) ist die Fundstelle nicht ganz genau bekannt, doch stammt die Mehrzahl ohne Zweifel aus den Brandgräbern jenes Gartens.

22. Grabsteine der leg. I (Adi.) im südlichen Teil der Klubbistenschanze 6833, 6835, im Hipperich 6830, an der unteren Steige 6827/29, 6832, bei der Wasserleitung 6831. Von der leg. XIV (Gem. M. V.) an der unteren Steige 6896, 6898, 6915, 6920, bei der Wasserleitung (6894), 6895, 6905.

23. Sklaven und Freigelassene C. I. L. XIII. 6888, 6954, 7055, 7085, 7104/06, 7119, Körber, 2. Nachtrag Nr. 5 (vgl. auch Text zu Nr. 6) etc.

24. Grabsteine der leg. XXII (Prim. P. F.): C. I. L. XIII 6813 (St. Alban, Frau eines Offiziers), 6817 (Offizier, beim Drusustein), 6952 (St. Alban), 6955 (neue Anlage, als Deckplatte eines Sarkophags verwendet), 6962 (St. Alban), 6968 (St. Stephan, Frau eines Soldaten), 6970 (Wallstraße, Frau), 6977 (Anlage, als Deckplatte verwendet), 6983 (Fort Karl, fränkisches Grab), 6985 (St. Alban). Auch von den auf der Gustavsburg gefundenen Inschriften, die in der Hauptsache ohne Zweifel nach der Nachricht von M. Opitz bei der Anlage der Schwedenschanze dort ausgegraben wurden, könnten einige von St. Alban stammen, da nach M. Merian „St. Alban ann. 1632 durch die Schweden abgebrochen und die Steine an die Gustavsburg gewendet worden" (vgl. Zangemeister C. I. L. XIII. S. 306 und Nr. 7034 und K. Klein, Das römische Mainz S. 14).

25. Vgl. die Litteratur Westd. Ztschr. XXIII (1904) S. 290 Anm. 25 und 26.

26. Vgl. Westd. Ztschr. XXIII (1904) S. 293 Anm. 36, jetzt auch Altert. uns. heidn. Vorzeit V. Taf. 29 Nr. 504.

27. Vgl. Körber, Corrbl. d. Westd. Ztschr. XV (1896) S. 81 f., Zangemeister C. I. L. XIII. 7076, 7077, 7095. Ein Teil der Grabsteine (Sargdeckel) ist allerdings zum zweiten Male verwendet für eine spätrömische und fränkische Gräbergruppe, jedenfalls aber aus der Nähe herbeigeholt. Auch die innerhalb der Stadt gefundenen, in neuerer Zeit verschleppten Grabsteine Petersstraße Nr. 8 (vgl. C. I. L. XIII 6984) dürften von dem Friedhofe an der Forsterstraße stammen. Der 6984 genannte Soldat der leg. XXII (Pr.) hat 30 Dienstjahre, ist also veteranus.

28. Vgl. die Litteratur Westd. Ztschr. 1904 S. 293 Anm. 37 und 38.

29. Lindenschmit, Altert. uns. heidn. Vorzeit. V. Taf. 23 S. 123 f. (vgl. auch Kossinna, Ztschr. f. Ethn. 1905 S. 406).

30. Vgl. Westd. Ztschr. III (1884) S. 181 f., VII S. 296, VIII S. 270 etc., Corrbl. d. Westd. Ztschr. II S. 77 f. — Herrn Prof. v. Domaszewski in Heidelberg bin ich für verschiedenfache Auskunft zu Danke verpflichtet.

V.

Zum Bronzedepotfunde von Wonsheim in Rheinhessen

von Dr. P. Reinecke

IM IV. Bande der „Zeitſchrift des Vereins zur Erforſchung der rheiniſchen Geſchichte und Altertümer in Mainz" (1893—1905), S. 343 f., habe ich für ein nunmehr ſeit faſt einem halben Jahrhundert in der vorgeſchichtlichen Abteilung der Sammlungen des Mainzer Altertums-Vereins aufbewahrtes Bronzedepot Nachweiſe über den Fundort wie die Fundumſtände geben können. Ich konnte damals ausführen, daß die auch in Lindenſchmits „Altertümern unſerer heidniſchen Vorzeit" (I, XI, 1, 3. II, III, 5, 5. 6.) in Abbildung veröffentlichten Bronzen, eine Helmhaube und neun verzierte Näpfchen „altitaliſchen" Typus, bei *Wonsheim* (Kr. Alzei) zum Vorſchein kamen, und zwar auf dem Felde, auf dem der Beller Markt abgehalten wurde (die Beller Kirche liegt auf Eckelsheimer Gemarkung, hart an der Grenze der Wonsheimer Feldmark). Aus dieſem Depotfunde der frühen Hallſtattzeit erhielt der Mainzer Altertums-Verein die Helmhaube und ſechs Bronzenäpfchen; über den Verbleib der drei weiteren Näpfchen war, als die Fundumſtände dem Konſervator der Vereinsſammlungen bekannt wurden, nichts mehr feſtzuſtellen, ſie waren im Kunſthandel zerſtreut worden und ſeitdem nicht mehr zum Vorſchein gekommen. Es iſt mir nun gelungen, von dieſen bisher verſchollenen Stücken wenigſtens zwei nachweiſen zu können.

Beim Zuſammentragen vor- und frühgeſchichtlicher Materialien aus Süddeutſchland in fremden Muſeen fiel mir im Bericht über den internationalen Anthropologen-Kongreß vom Jahre 1869 in Kopenhagen eine Notiz in die Hand, die auf die fehlenden Näpfchen aus unſerem Funde hindeutet. In einer von Waldemar Schmidt verfaßten kurzen Überſicht über die archäologiſchen und ethnographiſchen Muſeen in Kopenhagen heißt es nämlich (Congrès international, Compte-Rendu, Copenhague, S. 447, 14), daß die komparative prähiſtoriſche Sammlung des Nationalmuſeums aus Deutſchland zwei Bronzevaſen aufbewahrt, die, einem Fundorte der Umgegend von Mainz entſtammend, von C. J. Thomſen, dem berühmten däniſchen Begründer des Drei-Periodenſyſtems, im Jahre 1860 angekauft wurden.

Auch ohne die Originale des Muſeums in Kopenhagen zunächſt ſelbſt zu kennen, zweifelte ich keinen Augenblick daran, hier zwei der drei fehlenden Gefäßchen aus dem Wonsheimer Bronzedepot wiedergefunden zu haben. Der Hinweis war zu deutlich. Thomſen hatte im erſten Jahrzehnt des Beſtehens des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums mit Lindenſchmit in regem brieflichem Verkehr geſtanden, war perſönlich in Mainz geweſen und hatte unſerm Muſeum ſelbſt einige Gegenſtände angeblich rheinheſſiſcher Provenienz zur Nachbildung überlaſſen. Eine Anfrage in Kopenhagen (Ende 1901) beſtätigte ſofort meine Vermutung. Die fraglichen Objekte ſind Bronzenäpfchen „altitaliſcher" Fabrik, durchaus Gegenſtücke der ſechs Becher im Beſitz des Mainzer Altertums-Vereins. Beide Gefäße des Kopenhagener Muſeums ſind hier in der Schlußvignette als Figur 1 und 2 nach einer Photographie, die ich Sophus Müllers Güte verdanke, wiedergegeben. Das eine, kleinere, iſt vollſtändig erhalten; bis auf zwei eingravierte Doppellinien iſt es ſchmucklos. Dem größeren Becher fehlt der Boden; verziert iſt er an der Mündung mit einem feinen Wolfszahn-Bande. In den Maßen entſprechen die Stücke ganz den Gefäßen der Vereinsſammlung, die ja auch in der Größe erheblich voneinander abweichen und ebenſo in der Form leicht variieren, indem der Mündungsrand mehr oder minder ausgebogen ist. Bei fünf Wonsheimer Bechern der Vereinsſammlung kehrt auch die nämliche Gravierung wie bei dem größeren Exemplar in Kopenhagen wieder.

Die völlige Übereinſtimmung der Bronzeväschen alſo im Verein mit der Tatſache, daß beide Stücke der Kopenhagener Sammlung im Jahre 1860 im Mainzer Kunſthandel erworben wurden, der Fund ſelbſt 1858 zum Vorſchein kam, während erſt 1862 das Fehlen von drei Näpfchen aus ſeinem Beſtande konſtatiert werden konnte, läßt doch wohl jeden Zweifel ſchwinden, daß ſich hier von den drei verſchollenen Gefäßchen des Bronzedepots von Wonsheim zwei Stücke wieder aufgefunden haben. Ich wüßte wenigſtens nicht, wie man dies Zuſammentreffen noch anders erklären könnte.

Trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht, auch noch den dritten der fehlenden Becher aus Wonsheim ausfindig zu machen. Ich ſuchte ihn bisher vergeblich in den großen Muſeen des Inlandes und des Auslandes, ſoweit ſolche vor- und frühgeſchichtliche Altertümer aus Deutſchland in nennenswerter Zahl beſitzen. Ich fürchte, das Väschen iſt in engliſchen oder amerikaniſchen Privatbeſitz gekommen, der leider das Grab für ſo viele nun verſchollene vor- und frühgeſchichtliche Altertümer unſeres deutſchen Bodens geworden iſt.

Ich benutzte die Gelegenheit, um in Verbindung mit dem Bronzefunde von Wonsheim auf eine Einzelheit der intereſſanten rheinländiſchen Keramik der frühen Hallſtattſtufe hinzuweiſen, für die gerade die Sammlung des Mainzer Altertums-Vereins ein paar gute Proben beſitzt. Daß unſere ſüddeutſche Frühhallſtatt-Keramik ebenſo wie die Topfware der vorangehenden Stufe wie der ſich anſchließenden Abſchnitte der Hallſtatt- und La Tènezeit vielfach ſtark in Form wie Ornament durch Metallvorlagen, und zwar meiſt fremder, ſüdlicher Herkunft beeinflußt iſt, wiſſen wir längſt. Der Gedanke iſt ja auch bereits wiederholt ausgeſprochen worden. Wie eng ſich aber mitunter einzelne Tongefäße an die importierte Metallvorlage anſchließen, können folgende Beiſpiele lehren.

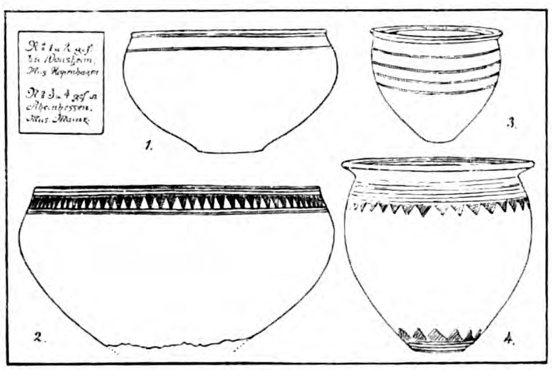
Der hier als Figur 4 abgebildete braune dünnwandige Tonbecher der Vereinsſammlung, leider von unbekanntem rheiniſchem Fundorte (offenbar aus Rheinheſſen), iſt eine gute Replik des im Wonsheimer Depotfunde in neun Exemplaren vertretenen altitalieniſchen Bronzegefäßtyps. Die Eiform lehnt ſich ſichtlich an die Metallvorlage an, wenn auch die Proportionen andere ſind. Sogar der concave Boden und die leicht fußringartige Bildung der Standfläche derartiger Metallgefäße iſt hier in Ton wiederholt. Die Canneluren an der Mündung wie am Fuß entſprechen der Metalltechnik, das gravierte Wolfszahnornament findet ſich ſo häufig auf „altitaliſchen" Bronzevaſen und iſt auf den Wonsheimer Bechern genau ſo angebracht wie hier

in der oberen Zone. Deutlicher kann man sich die Abhängigkeit eines einheimischen keramischen Erzeugnisses von der fremden, importierten Metallvorlage denn doch gar nicht wünschen.

Der zweite hier abgebildete, wesentlich kleinere, schwarzbrauntonige Becher (Fig. 3) der Vereinssammlung, gleichfalls von unbekanntem rheinischem Fundort, hat ein etwas anderes Aussehen, aber auch hier wird niemand eine Anlehnung an ein Metallvorbild des genannten Typs bezweifeln wollen. Der wiederum leicht eingedrückte Boden ist überaus zierlich gebildet, die obere Hälfte des Bechers umziehen feine gravierte Doppellinien, der umgeschlagene Mündungsrand ist durch Canneluren verziert. Von den im Gebiet des Unterlaufes des Maines so häufigen Tonbechern in Gestalt der griechischen bruſtförmigen Väschen (aus der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends), die vielleicht noch in dieser Stufe beginnen und in anschließenden Abschnitten der Hallstattzeit bei uns so reichlich vertreten sind, weicht dieser Typ erheblich ab.

Überhaupt ist, wie bereits oben betont, die heimische Keramik Süddeutschlands in der zweiten Hälfte des II. und dem ganzen Verlauf des I. vorchristlichen Jahrtausends vielfach stark durch Metallarbeiten meist südlicher Herkunft beeinflußt, was jedoch ebenso gut auch von den keramischen Erzeugnissen anderer Gebiete gilt. An dieser Erscheinung hat unsere frühhallstättische Ware den lebhaftesten Anteil. Die Buckelverzierungen, die engen und breiten Canneluren, die Rippen, die feinen Gravierungen, ebenso die scharfen, kräftig gebrochenen Profile, schließlich eine ganze Reihe von Gefäßformen, alle diese Einzelheiten der süddeutschen Keramik der frühen Hallstattstufe sind nicht Erfindungen der heimischen Töpferindustrie, sondern in dieser Ausgestaltung aus fremden, südlichen Anregungen herübergenommen.

Die Fälle, in denen selbst die Gefäßformen sich eng an die Metallvorlagen anlehnen, sind gar nicht selten. So besitzt das Museum in Mannheim eine einhenklige Tontasse, die ziemlich getreu die bekannten „altitalischen" Bronzeblechtassen kopiert. Im Innsbrucker Museum Ferdinandeum liegt aus dem Urnenfelde von Völs im Inntal, das mit dem Ende der reinen Bronzezeit anhebt, ein Bronzeblechgefäß mit doppelkonischem Körper und hohem, fast cylindrischem Halse, meines Wissens ein nur einmalig vertretener Typ „altitalischer" Metallindustrie, der aber in einer Unzahl von Tonnäpfchen (etwa wie Altert. uns. heidn. Vorzeit, V, 520), namentlich am Rhein wiederholt ist. Weiter können auch größere „altitalische" Metallgefäße, etwa der Bronzekessel von Prenzlawitz in Westpreußen oder die großen Bronzeschüsseln aus dem Depotfunde vom Burgfeld bei Ehingen im bayerischen Schwaben, um nur ein paar Proben zu nennen, nur wieder als Beispiele von Metallvorlagen für die einheimische Keramik gelten, die sie sichtlich in den Formen stark beeinflußt hatten. Es würde sich verlohnen, von der aus Abbildungen bisher noch viel zu wenig bekannten süddeutschen Topfware der frühen Hallstattzeit nach diesen Gesichtspunkten einmal eine Reihe guter Erscheinungen vorzulegen.



Nr. 1 und 2. Vollständiger und unvollständiger Becher aus Bronzeblech
Nr. 3 und 4. Tonbecher (1/3 der natürlichen Grösse)

VI.
Ludwig Lindenschmit*)
von K. Schumacher

LUDWIG LINDENSCHMIT, geboren am 4. September 1809 in Mainz und geſtorben ebenda am 14. Februar 1893, *iſt der Gründer des Röm.-Germ. Central-Muſeums in Mainz und Schöpfer der vergleichenden Formenforſchung in der deutſchen Altertums-Wiſſenſchaft.* Wie der ältere Bruder Wilhelm, der bekannte Hiſtorienmaler, widmete er ſich nach Beendigung ſeiner Gymnaſialſtudien dem Künſtlerberuf, offenbar angeregt durch ſeinen Vater, den herzoglich-naſſauiſchen Münzgraveur Johann Lindenſchmit. Von 1825—1831 beſuchte er die Akademie in München als Schüler des Peter v. Cornelius, hörte aber auch während 8 Semeſter philoſophiſche und hiſtoriſche Vorleſungen an der Univerſität. Im Jahre 1831 wurde er Zeichenlehrer an der Gewerbeſchule und am Gymnaſium zu Mainz. Neben ſeiner eigentlichen Berufstätigkeit beſchäftigten ihn zunächſt künſtleriſche Arbeiten, Lithographien und Gemälde, namentlich geſchichtliche Darſtellungen, wie er auch im Jahre 1834 ſeinem Bruder bei der Ausführung der hiſtoriſchen Freskogemälde im Schloſſe zu Hohenſchwangau half.

Gleich ſeinem Vater und Bruder war er, der noch die franzöſiſchen Fahnen von den Wällen ſeiner Vaterſtadt hatte wehen ſehen, ſchon früh von glühender, deutſchnationaler Begeiſterung erfüllt, — ein Zug, der auch in allen ſeinen ſpäteren Schriften wie der prächtige Goldton auf den Gemälden alter Meiſter immer wieder durchleuchtet. Dieſe innige Vaterlands- und Heimatsliebe ſowie der angeborene hiſtoriſche Sinn führten ihn auch dazu, ſich immer mehr in die große Vergangenheit des deutſchen Volkes zu verſenken. Namentlich war es Jakob Grimm, deſſen Schriften ihm mannigfache Anregung brachten. Allein ſein reger Geiſt konnte an der damals herrſchenden Methode der Erforſchung des germaniſchen Altertums nur aus den Schrift- und Sprachdenkmälern auf die Dauer keine volle Befriedigung finden. Auf Grund eigener künſtleriſcher und archäologiſcher Studien, ſowie unter dem Eindruck der zahlreichen Überreſte aus der Römerzeit in ſeiner Vaterſtadt wandte er ſich vielmehr alsbald mit lebhaftem Intereſſe auch den noch erhaltenen Denkmälern alten Kulturlebens zu. So kam es, daß, als im Jahre 1843 in Mainz die Geſellſchaft zur Erforſchung der rheiniſchen Geſchichte und Altertümer gegründet wurde, Lindenſchmit das Amt des Konſervators der Sammlungen übernahm, dem er bis an ſein Lebensende mit größtem Eifer und Erfolg oblag.

Für die Richtung ſeiner Forſchungen wurde ein glückliches Ereignis beſtimmend, welches im Jahre 1845 eintrat, die Auffindung und von ihm geleitete ſyſtematiſche Ausgrabung des fränkiſchen Reihengräberfeldes bei dem rheinheſſiſchen Dorfe Selzen. Jetzt ſah Lindenſchmit die alten germaniſchen Recken, mit denen ſich ſeine Phantaſie ſo vielfach beſchäftigt hatte, leibhaftig im Schmucke ihrer Waffen den Gräbern entſteigen, und ungeahnte Einblicke eröffneten ſich ihm in die Kultur jener germaniſchen Jugendzeit. In der muſterhaften Beſchreibung dieſer Ausgrabung *(„Das germaniſche Todtenlager bei Selzen, dargeſtellt und erläutert von den Gebrüdern W. und L. Lindenſchmit, Mainz 1848)* charakteriſiert er ſeinen Standpunkt treffend mit den Worten: „Das Beſtreben, die deutſche Wiſſenſchaft für das Leben nutzbringend zu machen, welches auf der letzten Germaniſten-Verſammlung zu Lübeck ſo tröſtend hervortrat, hat die Beurteilung des deutſchen Nationalcharakters immer enger an die Aufhellung unſerer Urgeſchichte geknüpft. Wenn man die Geſchichte eines Volkes ſchreiben will, ſo muß ſeine Entſtehung ermittelt ſein, denn dieſe iſt es, welche den Schlüſſel zur Würdigung der Charaktere liefert. Man hat die Schriften, die Münzen, die Sprachlaute durchforſcht; *nun laßt uns in die Gräber ſteigen und die Überreſte der Menſchen ſelbſt betrachten.*" Und über die Ergebniſſe ſeiner Abhandlung äußert er: „auch mit Herausgabe der Gräber von Selzen ſoll durch die Beleuchtung einer einzelnen Periode kein allgemeines Syſtem, wohl aber ein Beitrag zu den Prinzipien ans Licht geſtellt werden, wodurch man der ungebundenen Vermutungswillkür Schranken und Regeln zu ſetzen und für die Forſchung feſten Boden zu gewinnen hofft."

Wie trefflich es Lindenſchmit gelungen iſt, mit der Beſchreibung der Gräber von Selzen einen feſten Punkt für die deutſche Archäologie zu gewinnen, zeigt am beſten ein Blick auf den damaligen traurigen Stand derſelben. Die deutſche Altertumsforſchung, welche nach den Freiheitskriegen durch die Anregungen des Freiherrn vom Stein und unter dem Einfluß der romantiſchen Schule neuen Aufſchwung genommen und in den weiteſten Kreiſen des Volkes rege Pflege gefunden hatte, zeigte bald dasſelbe kleinliche Bild wie das zerſtückelte deutſche Vaterland ſelbſt. Die wiſſenſchaftlichen Organiſationen, Muſeen und Altertumsvereine umfaßten nur kleine Gebietsteile, die Univerſitäten kümmerten ſich um dieſe Dinge gar nicht oder verſtrickten ſich in unfruchtbare theoretiſche Streitigkeiten, wie die Keltenfrage. So blieben die einzelnen archäologiſchen Beobachtungen auf kleine Territorien beſchränkt und entbehrten faſt vollſtändig größerer gemeinſchaftlicher Geſichtspunkte. Selbſt die größeren Handbücher, wie F. Kruſe, Deutſche Altertümer 1824 f., G. Klemm, Handbuch der germaniſchen Altertumskunde 1836, Chr. Wagner, Handbuch der vorzüglichſten in Deutſchland entdeckten Altertümer aus heidniſcher Zeit 1842, vermochten nicht, von erhöhter Warte aus irgendwelche Ordnung in das Gewirr der Erſcheinungen zu bringen. Nur von den Nationalmuſeen des politiſch früher geeinten Nordens, von Männern wie Thomſen und Worſaae in Dänemark, Nilſon in Schweden gingen allmählich weiterblickende Ideen aus wie das ſog. Dreiperiodenſyſtem. Teilweiſe von ihnen angeregt, machten nunmehr auch deutſche Forſcher wie Liſch für Mecklenburg, Danneil für die Altmark, K. Wilhelmi für Baden wackere Anläufe zu größerer Zuſammenfaſſung.

Als Lindenſchmit die Gräber von Selzen für die Franken des VI. Jahrhunderts in Anſpruch nahm, galten ſie nicht wenigen deutſchen Gelehrten noch als keltiſche. Mit ſeiner Schrift war dieſer Verirrung der Todesſtoß gegeben, neue Wege waren der germaniſchen Forſchung gebahnt. Bei der

*) Aus dem neueſten Bande (LI) des Werkes „Allgemeine Deutſche Biographie" (Dunker & Humblot, Leipzig) S. 727—733.

Besprechung der Selzener Gräber hatte Lindenschmit aber auch auf ähnliche Funde in Baden, Bayern, in der Schweiz usw. hingewiesen und die Notwendigkeit der Beschaffung weiteren Vergleichsmaterials erkannt. „Die Feststellung der charakteristischen Kennzeichen der Altertümer dieser früher so dunkeln Periode", schreibt er damals an Wilhelmi, „welche nur auf dem Wege vergleichender Prüfung und Zusammenstellung möglich wurde, ist es vorzüglich, welche mir aufs Klarste die Nachteile der bisherigen Vereinzelung der archäologischen Bestrebungen in Deutschland wieder zur Anschauung bringt, und *die Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit einer übersichtlichen Betrachtung unserer nationalen Altertümer bestärkt.*"

Dieser Gedanke von der Notwendigkeit der Heranziehung umfassenderen Vergleichsmaterials sollte das Saatkorn zu herrlicher neuer Frucht werden. Aus ihm heraus faßte Lindenschmit zusammen mit Wilhelmi den Plan, eine vergleichende Zusammenstellung der „Grabaltertümer der Burgunden, Franken und Alamannen aus der ersten Zeit des Christentums" zu geben, ein Werk das nach weit vorgeschrittenen Vorarbeiten leider an dem Mangel einer genügenden Zahl von Subscribenten scheiterte. Im Verfolg jenes Gedankens regte er unter den deutschen Museen einen allgemeinen Austausch von Nachbildungen der wichtigsten Altertumsfunde an, — ein Unternehmen, das beim Fehlen der nötigen technischen Kräfte zwar gleichfalls nach kurzer Zeit vollständig einschlummerte. Indessen führten diese mißglückten litterarischen und praktischen Versuche mit Notwendigkeit zur Erkenntnis, daß der zusammenfassenden wissenschaftlichen Behandlung unserer nationalen Altertümer die Gründung einer Zentralstelle vorausgehen müsse, in welcher die hauptsächlichsten Funde und Typen von ganz Deutschland und seinen Nachbarländern nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten geordnet der Forschung zu vergleichenden Studien vorgelegt würden. Da die Beschaffung von Originalen in dem gedachten Umfange mit Recht als ausgeschlossen erschien, so konnte nur an naturgetreue Nachbildungen in Metall oder koloriertem Gips gedacht werden.

Der damals allenthalben rege, namentlich auch von Mainz aus lebhaft geförderte Wunsch eines engeren Zusammenschlusses der Geschichts- und Altertumsvereine Deutschlands legte Lindenschmit und seinen Mainzer Mitarbeitern den Gedanken nahe, als Stütze und Rückhalt für ein solches neu zu gründendes Central-Museum die deutschen Altertumsvereine zu gewinnen. Er erreichte es auch, daß nach Gründung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine auf den Versammlungen zu Dresden und Mainz 1852 das neue römisch-germanische Central-Museum mit dem Sitze in Mainz unter die Auspizien des Gesamtvereins gestellt wurde, wie auch die gleichzeitig begründete Schwesteranstalt, das Germanische Museum in Nürnberg, das die Pflege der germanischen Kultur des christlichen Mittelalters und der Neuzeit übernehmen sollte. Das römisch-germanische Central-Museum in Mainz erhielt die Aufgabe, „zur Aufhellung der Vorgeschichte Deutschlands die zerstreuten Denkmale dunkler Vorzeit bis zur Zeit Karls des Großen in plastischen Nachbildungen in Mainz zu vereinigen." Die Wahl der Rheinlande und insbesondere der Stadt Mainz ergab sich einmal aus den bisherigen Bestrebungen Lindenschmits, dann aber aus der Erwägung „daß in keiner andern Gegend sich römische und deutsche Geschichte mehr berühren und durch klassische Quellen mehr verbunden sind, an keinem Orte sich römische und germanische Altertümer mehr mischen und überlagern." Nachhaltige Unterstützung des für die gesamte Altertumskunde so hochwichtigen Zweckes glaubte Lindenschmit aus Staatsmitteln erwarten zu dürfen. „In unserer festen Überzeugung," schreibt er damals, „daß sich durch Begründung des römisch-germanischen Central-Museums der kürzeste, ja einzige Weg eröffnet, auf welchem unsere Altertumskunde aus dem Bereich unfruchtbarer, stets bestrittener Theorien zu einem freien und sicheren Überblick zu gelangen vermag, glauben wir die Hoffnung hegen zu dürfen, daß eine so reichen Erfolg versprechende Angelegenheit bei dem vaterländischen Sinne und der hohen Einsicht unserer Regierungen eine geneigte Teilnahme und erforderliche Unterstützung finden werde."

Allein in dieser Hoffnung auf kräftige finanzielle Förderung seines Unternehmens durch die deutschen Regierungen hatte sich Lindenschmit getäuscht: nur die hessische Landesregierung bewilligte jährlich 500—700 Gulden und einige deutsche Fürsten, die Könige von Preußen und Sachsen, später auch der Kaiser von Österreich gewährten kleine Zuschüsse. Da es auch dem Verbande der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine an Mitteln zur Unterstützung gebrach, war das neue Museum, abgesehen von der erwähnten Unterstützung der Fürsten und des hessischen Staates, auf freiwillige Beiträge namentlich von Mainzer Bürgern und auf die Verkäufe von Nachbildungen und Modellen angewiesen. Da begannen für den Leiter des Museums Jahre schweren Ringens, in denen allein seine hohe Begeisterung und seltene Aufopferungsfähigkeit, andererseits die durch den Künstlerberuf erworbenen technischen Fertigkeiten, auch die Unterstützung einiger Freunde und Mitarbeiter, namentlich des damaligen Präsidenten des Lokalausschusses, Geh. Medizinalrat Dr. Wenzel, bei zähstem Ausharren zu schließlichem Siege führten. Die Räumlichkeiten zum neuen Museum wurden zwar von der Stadt Mainz zur Verfügung gestellt, für die innere Einrichtung, die Kosten der Werkstätten etc. mußte das Museum selbst mit seinen geringen Einkünften aufkommen. Manches entbehrliche Hausgerät, Tische, Stühle, Gestelle, wanderten aus der Wohnung des Direktors in die Bureaus und Werkstätten des Museums, die notwendigen Ausstellungsschränke wurden von Freunden des Museums gestiftet. Jahrelang kolorierte der Direktor eigenhändig die Gipsabgüsse und verzichtete auf jegliches Gehalt.

Aber trotz all dieser Schwierigkeiten zeigte die Vermehrung und die wissenschaftliche Nutzbarmachung der Sammlungen die erfreulichsten Fortschritte. Nach 10jährigem Bestehen waren schon 3850 Nachbildungen und Modelle in den Werkstätten des Museums hergestellt und von dem seit 1858 erscheinenden großen Katalogwerk des Museums *„Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit"* waren 12 Hefte ausgegeben. Eine übersichtliche Zusammenfassung der bisherigen Forschungen und Ansichten Lindenschmits brachte das Buch *„Die vaterländischen Altertümer der fürstl. Hohenzollern'schen Sammlung in Sigmaringen"* (1860). Hatten öffentliche wie private Sammlungen anfänglich nur zögernd und in geringer Zahl ihre Schätze zur Nachbildung dem Mainzer Museum zur Verfügung gestellt, so zeigten sie mit zunehmender Erkenntnis der Bedeutung und Nützlichkeit des neuen Unternehmens immer mehr Entgegenkommen, ja

machten ſogar gelegentliche Schenkungen von Originalfunden. Auch ausländiſche Muſeen begannen die Beſtrebungen Lindenſchmits zu fördern. Einheimiſche und auswärtige Gelehrten beſuchten tagelang die Sammlungen in Mainz und Kaiſer Napoleon III. erbat Lindenſchmits Rat und Unterſtützung, als er im Jahre 1861 in St. Germain en Laye ein Muſeum nach dem Muſter der Mainzer Anſtalt errichtete. Die Univerſität Baſel verlieh ihm im Jahre 1862 den Doktortitel honoris cauſa.

Schon 1855 war an Lindenſchmit durch Freiherrn v. Aufſeß die verlockende Aufforderung einer Verſchmelzung des Mainzer und Nürnberger Muſeums ergangen, ſie wurde 1866/67 durch Direktor Eſſenwein dringender erneuert. Nach reiflicher Überlegung wies ſie Lindenſchmit zurück, indem er mit Recht befürchtete, daß ein Unternehmen mit ſo ſelbſtändigen und eigenartigen Aufgaben, wie ſie das römiſch-germaniſche Central-Muſeum hat, als Anhängſel der großen Nürnberger Anſtalt bald der Verkümmerung anheimfallen würde.

Nach 20 jähriger Tätigkeit war das erſte große Ziel erreicht: im Winter 1871/72 beſchloſſen der deutſche Reichstag und der Bundesrat dem Muſeum, welches ſchon 1870 das Recht einer juriſtiſchen Perſon erlangt hatte, aus Reichsmitteln einen jährlichen Zuſchuß von 3000 Thalern zu gewähren. Mit dieſem Beſchluß der höchſten Körperſchaften des Reichs war die Anerkennung des römiſch-germaniſchen Central-Muſeums als einer nationalen, im Dienſt der vaterländiſchen Forſchung ſtehenden Anſtalt gewonnen. Jetzt erſt konnte der Leiter des Muſeums ſein Amt als Zeichenlehrer niederlegen und ſich gegen einen feſten Gehalt ausſchließlich den Aufgaben des Muſeums widmen. Im Jahre 1877 wurde der Zuſchuß des Reiches in richtiger Würdigung der Bedeutung des Muſeums auf 15000 Mark erhöht.

Seit Mitte der 60er Jahre hatte Lindenſchmit begonnen, in wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, wie in der Zeitſchrift d. Ver. z. Erforſchung d. rhein. Geſchichte u. Altertümer in Mainz, im Archiv für Anthropologie, welche beide Zeitſchriften er begründen half, im Globus uſw. zu ſchwebenden archäologiſchen Streitfragen, nicht ſelten in ſcharfer polemiſcher Weiſe, Stellung zu nehmen. Von den paläolithiſchen Tierzeichnungen auf den Knochen der Thayinger Höhle, dem neolithiſchen Gräberfeld am Hinkelſtein bei Monsheim, den Pfahlbautenſiedelungen bis herab zu den merowingiſchen Altertümern von Schleitheim und Oberflacht gibt es keine Kulturſtufe, der er nicht mehr oder weniger eingehende Beſprechungen gewidmet hätte. Seine weiten, allem Schematismus abholden Geſichtspunkte haben großenteils heute noch Geltung, wenn auch das inzwiſchen gewaltig vermehrte Fundmaterial der heutigen Forſchung weit tiefere Einblicke in den Zuſammenhang der Dinge und viel feinere Gliederung im einzelnen geſtattet. Beſonders lebhaftes Intereſſe widmete er der ſog. Bronzefrage, der Beurteilung der nordiſchen Bronzekultur und des von nordiſchen Gelehrten aufgeſtellten Dreiperiodenſyſtems. Wenn er in der Ablehnung des letzteren auch zu weit gegangen iſt, ſo kann er doch das unbeſtreitbare Verdienſt für ſich in Anſpruch nehmen, der drohenden Schabloniſierung jenes Prinzips wirkſam entgegengearbeitet und gegenüber der Annahme einer einheimiſchen nordiſchen Bronzeinduſtrie zuerſt mit großem Nachdruck auf die Kultur- und Handelsbeziehungen des Nordens mit Italien und Griechenland hingewieſen zu haben. Auch in den *„Alt. heidn. Vorzeit“*, von welchen 1869 der 2., 1881 der 3. Band abgeſchloſſen war, trat dieſer Geſichtspunkt immer mehr hervor. In der Vorrede zu dem 3. Bande (1871) faßt er, ſich zugleich gegen Entſtellungen wendend, ſeine Anſchauungen dahin zuſammen: „Nichts iſt unbegründeter, als mir die Abſicht beizulegen, alle Bronzen nordiſchen Fundorts auf etruskiſchen Urſprung zurückzuführen. Meiner wiederholt ausgeſprochenen Überzeugung nach ſind bei dem Import von Erzgeräten nach der Mitte und nach dem Norden unſeres Weltteils alle Kulturvölker des Mittelmeerbeckens beteiligt, je nach der Zeit, in welcher ſie, der hiſtoriſchen Überlieferung gemäß, ſich im Beſitz einer bedeutenden Metallinduſtrie befanden.“ Leider war Lindenſchmit nicht in der Lage, ſeine auf Grund unzulänglichen Materials gewonnenen Anſichten über die Einwirkung der Kulturen des Südens und Südoſtens auf unſere nationalen Altertümer durch eigenes Studium der Muſeen in den klaſſiſchen Ländern zu vertiefen und durch Vorlegung zuverläſſiger Beweisſtücke eingehender zu begründen. Angeſichts des im Süden aufgehäuften Fundmaterials würde er bei ſeinem feinen und ſicheren Formengefühl zweifelsohne das Altitaliſche (im engeren Sinne) und Griechiſche aus der Maſſe des Etruskiſchen unterſchieden haben, ein Fortſchritt, welcher der neueren Forſchung vorbehalten blieb. Aber ſeine Ideen über den Einfluß der Kulturen des Südens auf die des mittleren und nördlichen Europa erwieſen ſich trotz alledem als bahnbrechend.

Dieſe rege Beteiligung an den verſchiedenſten Problemen der deutſchen Archäologie kam in erſter Linie dem wiſſenſchaftlichen Ausbau des Central-Muſeums ſelbſt zu gute, da ſie eine zielbewußte und zweckmäßige Auswahl der nachzubildenden Gegenſtände nach ſtreng wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkten gewährleiſtete. Am Anfang traten allerdings die Entwicklungsreihen einzelner Denkmäler-Gattungen etwas zu ſtark in den Vordergrund, doch war dies zum Teil auch der Abneigung mancher Muſeumsverwaltungen zuzuſchreiben, größere Fundkomplexe für längere Zeit dem Mainzer Muſeum zur Nachformung zu überlaſſen. Allmählich aber kamen die geſchloſſenen Funde immer mehr zur Geltung, die gerade in ihrer Geſamtheit die wichtigſten chronologiſchen und kulturgeſchichtlichen Aufſchlüſſe bieten. Schon nach wenigen Jahrzehnten vereinigte das Mainzer Central-Muſeum ein auserleſenes und wohlgeordnetes Nachbildungsmaterial, welches die Entwicklung der geſamten deutſchen Kultur von den älteſten Zeiten bis in das frühe Mittelalter nicht nur in den wichtigſten Umriſſen vorführte, ſondern auch in den verſchiedenartigſten lokalen Schattierungen deutlich erkennen ließ und für die wichtigeren Probleme der deutſchen Archäologie ein Studienmaterial bot, wie es niemals aus Büchern oder einzelnen Muſeen gewonnen werden konnte. Wollte die Schöpfung Lindenſchmits in erſter Linie der deutſchen Altertumsforſchung ein umfaſſendes und konzentriertes Arbeiten ermöglichen, ſo bot ſie aber auch nicht zu unterſchätzende allgemeinere Hilfsmittel zur Erziehung des deutſchen Volkes, namentlich durch die Herſtellung von Modellen, die heute kaum in einer größeren Sammlung oder einer beſſer dotierten höheren Lehranſtalt fehlen. Die prächtigen Funde römiſcher Originalwaffen und zahlreicher Grabſteine mit Darſtellung römiſcher Krieger, die mit Recht den Stolz der Sammlungen des Mainzer Altertumsvereins bilden, regten Lindenſchmit frühzeitig zu eindringendem Studium der römiſchen Bewaffnung an. Dieſe Arbeiten verdichteten ſich einerſeits zu der viel

benützten Schrift *„Tracht und Bewaffnung des römiſchen Heeres während der Kaiſerzeit (1882)“*, andererſeits führten ſie zur Erſtellung der allbekannten Modelle des römiſchen Legionärs und der verſchiedenartigen römiſchen Waffen. Dieſen ſchloſſen ſich dann ſpäter noch das Standbild eines fränkiſchen Kriegers und Modelle fränkiſch-alamanniſcher, wie galliſcher Waffenſtücke an, Modelle, die der heranwachſenden Jugend und weiten Laienkreiſen tauſendmal anſchaulichere und eindringlichere Vorſtellungen von den alten Römern und Germanen als alle Belehrungen und Abbildungen vermitteln.

Die von Lindenſchmit geſchaffenen Werkſtätten, aus welchen dieſe Modelle hervorgingen, dienten aber nicht allein dieſen Zwecken der allgemeinen Belehrung und der Vermehrung des Central-Muſeums ſelbſt, ſondern ſie wurden auch alljährlich für Dutzende kleinere deutſche Sammlungen ſegensreich, indem ſie die oft in troſtloſem Zuſtande der Erde entnommenen Altertümer mit unendlicher Mühe meiſt koſtenloſer Wiederherſtellung nnd Konſervierung unterzogen.

Im Jahr 1889 ließ der nunmehr 71 Jahre alte, doch jugendfriſche Forſcher die erſte Lieferung ſeines *„Handbuchs der Altertumskunde“* erſcheinen, deſſen erſter Band 1889 abgeſchloſſen vorlag. Derſelbe behandelt die jüngſte Periode der deutſchen Vorzeit, *die Altertümer der merowingiſchen Zeit,* der 2. Band ſollte die römiſchen, der 3. die vorrömiſchen Altertümer bringen. Lindenſchmits ſtrenger hiſtoriſcher Sinn ſträubte ſich nämlich dagegen, nach dem gewöhnlichen Schema von den dunkleren, älteren Zeiträumen zu den jüngeren, von dem Lichte der Geſchichte getroffenen vorzudringen, ſondern hielt es für richtiger, von den geſicherten Erſcheinungen aus rückwärts zu ſchließen. Leider führten die heftigen Angriffe, welche die Einleitung dieſes Bandes gegen die Sprachforſcher und die nordiſche Altertumswiſſenſchaft enthält, bezüglich der indogermaniſchen und Keltenfrage und des Dreiperiodenſyſtems, namentlich von ſeiten des Germaniſten Müllenhoff zu leidenſchaftlichen Entgegnungen und zu ungerechter Beurteilung auch des Hauptteils ſeines Werkes. Dieſer bietet eine ſyſtematiſche Darſtellung der Altertümer der Weſtgermanen merowingiſcher Zeit nach den Geſamt-Gräberfunden und den litterariſchen Quellen, und gewährt tiefe, bis dahin unbekannte Einblicke in das öffentliche und häusliche Leben der Germanen, ihr Ausſehen, ihre Tracht, Bewaffnung uſw. Wenn ſich Lindenſchmit auch auf die Germanen des Weſtens beſchränkt und die merowingiſche Zeit noch als ein geſchloſſenes Ganzes betrachtet, das ſich heute bereits in mehrere Entwicklungsſtufen zerlegen läßt, ſo hat er doch mit jenem Werke eine abgeſchloſſene und in ihrer Art vollkommene Leiſtung geſchaffen, die für alle Zeiten ein wichtiger Fundamentſtein in dem Aufbau unſerer nationalen Altertümer bleiben wird. Seine 1889 erfolgte Ernennung zum ordentlichen Mitglied des kaiſ. deutſchen archäologiſchen Inſtituts dürfte wohl dieſe Anerkennung enthalten.

Im Jahre 1881 erlitt Lindenſchmit einen Schlaganfall und kränkelte ſeitdem. In unermüdlichem Arbeitsdrang blieb er zwar ſeinen geliebten Sammlungen und der litterariſchen Tätigkeit treu, führte auch den 4. Band der A. h. V. bis zur 8. Lieferung weiter, aber die Vollendung ſeines Handbuches ſollte er nicht mehr erleben: am 14. Februar 1893 verſchied er nach kurzem Krankenlager im Alter von 84 Jahren.

Man hat Lindenſchmit bisweilen den Vorwurf gemacht, daß er ſeine Anſtalt und ſeine Erfahrungen zu wenig in den Dienſt der topographiſchen Forſchung, wie der vom Geſamtverein ſchon 1852 angeregten Unterſuchung des römiſchen Limes, geſtellt habe. Aber die Zurückhaltung eines Mannes, der bei Selzen geradezu mit Feuereifer gegraben hatte, war in gewichtigeren Umſtänden begründet als in der Gebundenheit ſeiner Stellung oder gar in einer gewiſſen Bequemlichkeit. Sie beruhte auf der klaren Erkenntnis, daß die Entwicklung ſeiner Schöpfung ſich auf einer anderen Linie bewegen müſſe, als die der topographiſchen Forſchung und daß beide Beſtrebungen, direkt mit einander verknüpft, zu keinen vollkommenen Leiſtungen führen könnten, wenn ſie ſich auch gegenſeitig möglichſte Unterſtützung zu bieten hätten.

In dieſer ſelbſt auferlegten Beſchränkung und in dem energiſchen Losgehen auf das klar erkannte Hauptziel kann geradezu der Schlüſſel der bewunderungswürdigen Erfolge Lindenſchmits gefunden werden, namentlich in jenen ſchweren Zeiten der 50er und 60er Jahre.

An und für ſich von beſcheidenem Weſen, das jedes Hervortreten aus ſeinem wiſſenſchaftlichen Wirkungskreiſe ſowie jede reklameartige Anpreiſung vermied, war er doch ein tapferer und energiſcher Verfechter ſeiner Ideen, beſeelt von zäheſter Beharrlichkeit gegen allen Widerſtand. „Auf an die Arbeit“ heißt eine der erſten Lithographien des jungen Künſtlers Lindenſchmit, und „Auf an die Arbeit“ iſt die Deviſe des Forſchers Lindenſchmit geblieben, die er wie nur einer zu Ehren und Frommen des deutſchen Volkes und der deutſchen Wiſſenſchaft ausgeübt hat.

LITTERATUR: Vgl. H. Arnold, Beilage zur allgem. Ztg. 1893 Nr. 113, R. Adamy, Quartalbl. d. hiſt. Ver. f. d. Großh. Heſſen N. F. I Nr. 9, L. Lindenſchmit, Beiträge zur Geſchichte des röm.-germ. Central-Muſeums in Mainz in der Feſtſchrift zur Feier des fünfzigjährigen Beſtehens der Anſtalt 1902.

VII.

Aus der russischen archäologischen Litteratur

von Dr. P. Reinecke

(Gräberfelder vom Ende der La Tènezeit und aus der jüngeren römischen Kaiserzeit im Gouvernement Kiew)

DIE prähistorisch-archäologische Erforschung russischen Bodens hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die energische Tätigkeit, die jetzt in allen Teilen des weiten russischen Reiches staatliche Kommissionen, gelehrte Gesellschaften, die russischen Archäologen-Kongresse wie Privatleute entfalten, hat eine Fülle von Dokumenten zur Erhellung der Vorzeit der unermeßlichen Gebiete zwischen Weichsel und Ural zutage gefördert, für deren Bekanntgabe in amtlichen Berichten, gelehrten Zeitschriften, Monographieen und Sammlungskatalogen nicht minder erhebliche Anstrengungen gemacht werden.

Mit dieser ungeheuren Vermehrung archäologisch-prähistorischer Fundmaterialien hat aber die Vermittlung der Kenntnis der hier gewonnenen Resultate an den Westen nicht im entferntesten Schritt gehalten. Seitdem die Jahresberichte der kais. archäologischen Kommission in St. Petersburg nicht mehr in französischer und deutscher Sprache erscheinen, kann man sogar hier von einem gewissen Rückgang sprechen, selbst hinsichtlich des russischen Südens, dessen Monumente für die klassische Archäologie fast noch wichtiger sind als für die prähistorische. Russische archäologische Litteratur besitzen freilich nur die wenigsten unserer Bibliotheken in nennenswertem Umfange, trotz der Freigebigkeit, mit der die jetzt nur noch in russischer Sprache geschriebenen Publikationen der kais. archäologischen Kommission verteilt werden. Und ebenso sparsam sind die Mitteilungen, die die Kenntnis der neu zuströmenden Funde Rußlands dem Westen vermitteln. Es kann allerdings nicht die Aufgabe des Einzelnen sein, diesem Mangel abzuhelfen. Die für derartige Dinge vorhandenen Zeitschriften müßten auf dieses Gebiet mehr Gewicht legen und sich zudem nicht mit kurzen Auszügen der den meisten Forschern doch nicht zugänglichen russischen Publikationen begnügen, sondern auch die Vorführung der wesentlichsten Materialien im Bilde anstreben.

Ich gedenke in dieser Zeitschrift eine Reihe wichtiger Fundgruppen von russischem Boden zu besprechen, deren Kenntnis ich teils systematischen Studien, teils lediglich dem Zufall verdanke. Da ich nicht imstande bin, die gesamte archäologische Literatur Rußlands zu überblicken, und zudem die russischen Museen und Privatsammlungen mir noch fremd sind, wird niemand von mir erschöpfende Behandlung der zu berührenden Themata voraussetzen. Trotzdem glaube ich durch meine Mitteilungen an dieser Stelle einige vornehmlich für die deutsche Prähistorie wichtige Materialien des russischen Ostens bekannt geben zu können.

Zunächst berichte ich hier über einige Ausgrabungen der Frau *W. Chwoika* im Gouvernement Kiew in den Jahren 1899 und 1900, über die 1901 in den *Sapiski* (Schriften) der kais. russischen archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg, Neue Serie, Band XII, Heft 1—2 (Arbeiten der Abteilung für slavische und russische Archäologie), von Frau Chwoika selbst ein kurzer Aufsatz erschienen ist. Im nächsten Jahre sollen sich dann Mitteilungen über Barbarenemails der jüngeren römischen Kaiserzeit von russischem Boden wie über eine spätkaiserzeitliche Fundgruppe beträchtlicher Ausdehnung in einer nördlichen Zone des centralen Rußlands u. a. m. anschließen.

* * *

Beim Dorfe *Sarubinetz* (Sarubintze) im Kreise Kanew wurde im Jahr 1899/1900 ein kleines Flachgräberfeld angeschnitten, das neben Brandgräbern auch brandlose Bestattungen enthielt. Soweit Frau Chwoika's Text[1]) erkennen läßt, fanden sich hier bei den Skeleten Gegenstände jüngeren Charakters (eine Bronzeschnalle, Silberohrringe, wohl slavischen Ursprungs) als in den Brandgräbern, deren Ausstattung sonst eine durchaus einheitliche ist und sich ausschließlich auf die Zeit um Christi Geburt (Spät-La Tènestufe und erste Decennien der Kaiserzeit) beschränkt.

Den wesentlichsten Bestandteil der Ausbeute aus den hier geöffneten Brandgräbern bildet die Keramik, Urnen und Beigefäße von dunkler, teilweise schwarzer Farbe, in Formen, die zumeist in ostdeutschen Grabfeldern der spätesten La Tènezeit wiederkehren. Die wichtigsten Stücke sind hier nach den Lichtdrucken des russischen Berichtes in Abbildung wiederholt (Abb. 1, unteres Feld). Leider konnten weder die Gefäße noch die Metallbeigaben in der vollen Schärfe des Conturs gegeben werden, da die Lichtdrucke einen überaus kleinen Maßstab aufweisen und das Detail selten genau erkennen lassen.

Die Henkeltöpfchen von Sarubinetz entsprechen ganz den z. B. im unteren Weichselgebiet geläufigen Typen. Auch den Formen der Ossuarien mit ihrem scheinbaren Hallstattcharakter wird man eine Verwandtschaft mit Erscheinungen der norddeutschen Spät-La Tènestufe nicht absprechen wollen. Ein von dem gewöhnlichen ostdeutschen Typ abweichendes Henkeltöpfchen (Fig. 4) ist beachtenswert als deutliche Replik eines hellenistischen Bronzekännchens, wie solche sich auch mehrfach in Spät-La Tènegräbern anderer Gebiete fanden. Endlich wären weite Schalen zu nennen, die in gewisser Anzahl in der russischen Publikation abgebildet sind, ohne daß aus dem Text ihre Zugehörigkeit zu diesen Gräbern ersichtlich wäre.

Unter den Bronzen dieses Grabfeldes interessieren uns vor allem die Fibeln (Abb. 1, Nr. 1—5). Hier haben wir aus Draht zusammengebogene schöne Spät-La Tènefibeln im Mittel-La Tèneschema. Weiter eigenartige Stücke, deren Bügel oder umgeschlagener Fuß als Platte in Gestalt eines langen schmalen gleichschenkligen Dreiecks gebildet ist; leider ist der Typus nicht genau beschrieben und auch aus dem Lichtdruck nicht genug erkennbar, um sagen zu können, ob es hier sich um ein Mittel- oder Spät-La Tèneschema handelt. Aber eine sehr ähnliche Form, jedoch insofern abweichend, daß die Nadel doppelt gebildet ist, finden wir anderwärts, in Illyrien,[2]) als Mittel-La Tèneschema wieder.

Ich zweifle deshalb keinen Augenblick, daß dieſe ſüdruſſiſchen Stücke tatſächlich ſo gebildet ſind, daß der umgebogene Fibelfuß die dreieckige Platte bildet und der Bügel am Kopfende von dem Fortſatz dieſer Fußplatte umklammert wird. Die jüngſte Fibel der Nekropole in dieſem Zuſammenhang iſt ein Stück der frühen Kaiſerzeit.[3]) Von anderen Metallbeigaben ſind außer einfachen Drahtringen noch einige Nadeln zu nennen. Die Nadeln wiederholen, wie es auch ſo häufig bei Stücken aus norddeutſchen La Tènegräbern der Fall zu ſein pflegt, alte Formen. Erkennbar ſind hier Hirtenſtab-, Scheiben- und Vaſenkopftypen (Abb. 1, Nr. 6, 7). Waffen fehlen. So viel über den Inhalt dieſes kleinen Gräberfeldes.[4])

Unſeres Wiſſens iſt die bei Sarubinetz angeſchnittene Nekropole die erſte der Spät-La Tèneſtufe aus dem ſüdruſſiſchen Binnenlande, von der die Litteratur einen Nachweis gibt.[5]) Vorher hatten wir aus dem ganzen ruſſiſchen Süden überhaupt nur ſehr wenig zweifelhafte Einzelfunde der La Tènezeit zur Verfügung.[6]) Neuerdings geſellten ſich freilich dazu aus dem Gebiet der griechiſchen Emporien an der Küſte des ſchwarzen Meeres einige Materialien im La Tènecharakter, ſo aus Gräbern mit brandloſer Beſtattung bei Olbia, weiter von Cherſoneſos.[7]) Von Pantikapaeum liegen dagegen bisher nur Fibeltypen vor,[8]) die als frühkaiſerzeitliche Modifikationen des Spät-La Tèneſchemas anzuſprechen ſind. Wie ſich dieſe Dinge zu den zahlreichen Gräbern mit rein helleniſtiſchem Inhalte an dieſen drei Punkten verhalten, iſt noch nicht recht klar. Aber mit der von Frau Chwoika nachgewieſenen binnenländiſchen Spät-La Tène-Nekropole von Sarubinetz haben ſie überhaupt nichts zu tun, denn es handelt ſich hier doch zunächſt nur um die Friedhöfe der griechiſchen Kolonien, nicht um ſolche der Barbaren des pontiſchen Hinterlandes.

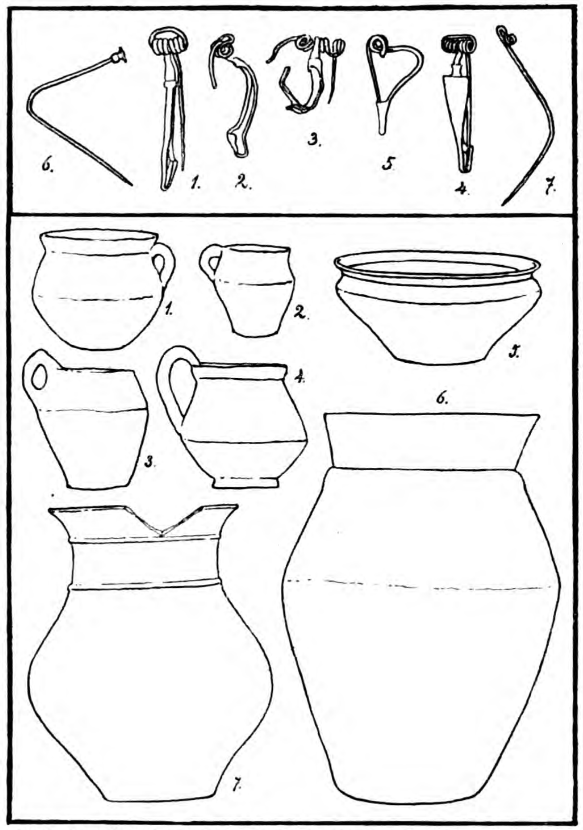


Abb. 1. Metallbeigaben und Tongefässe aus den Brandgräbern von Sarubinetz Kr. Kanew.

Die Entdeckung des Brandgräberfeldes von Sarubinetz wirft, denke ich, ein helles Licht auf einen bisher ſehr dunklen Abſchnitt ſüdruſſiſcher Vorgeſchichte. Zugleich geben ſich hier Beziehungen zu unſeren oſtdeutſchen Funden der Zeit um den Beginn unſerer Zeitrechnung kund, die wir jedoch in ihrer vollen Tragweite noch nicht recht zu überſchauen vermögen. Denn wir kennen für die La Tènezeit aus den Gebieten zwiſchen der Weichſellinie und den Küſten des ſchwarzen Meeres nur verſchwindend wenige Materialien,[9]) dazu von dieſen auch nicht ſtets die ſo nötige Fundgeſchichte, um die zweifellos beſtehenden Zuſammenhänge richtig erfaſſen zu können. Man wird geneigt ſein, die ſüdruſſiſche Nekropole mit dem Vordringen der Germanen nach Südrußland in Verbindung zu bringen, ſicher mit vollem Recht.[10]) Aber bei dem augenblicklich noch überaus dürftigen Denkmälerbeſtande wäre es doch wohl verfrüht, weitere ethnologiſche Schlüſſe in aller Schärfe ziehen zu wollen.

* * *

Eine größere Nekropole mit einigen hundert Brand- und Skeletgräbern unterſuchte Frau Chwoika bei *Tſcherniachow* im Kreiſe Kiew.[11]) Die teilweiſe reich ausgeſtatteten Flachgräber ſind in einfachen runden oder länglichen Gruben, ſelten in etwas komplizierteren Grabbauten angelegt. Die Beigaben weiſen deutlich auf die jüngere Hälfte der römiſchen Kaiſerzeit hin, wie überdies römiſche Silber- und Goldmünzen (zwei der Fauſtina minor, eine des Gordian) lehren. Ein entſprechendes, ganz gleichartig ausgeſtattetes Grabfeld fand Frau Chwoika in einem anderen Kreiſe des Kiewer Gouvernements, bei *Romaſchki* (Kr. Waſilkow).[12]) Ein weſentlicher Teil der Fundſtücke kam in die Sammlung *Chanenko* in Kiew. Die Publikation über dieſe Sammlung[13]) macht jedoch hinſichtlich der beiden Fundorte Tſcherniachow und Romaſchki teilweiſe andere Angaben als die Arbeit der Frau Chwoika; für das Verſtändnis dieſer Fundgruppe ſind dieſe Differenzen allerdings gegenſtandslos.

Die Nekropolen von Tſcherniachow und Romaſchki ſind unſeres Wiſſens, von Grabfunden der pontiſchen Küſtenzone abgeſehen, die erſten der römiſchen Kaiſerzeit, die aus dem Binnenlande des ſüdlichen Rußlands bekannt gegeben wurden. Für uns liegt ihre beſondere Bedeutung darin, daß der Inhalt dieſer jüngerkaiſerzeitlichen Flachgräberfelder die größte Verwandtſchaft mit germaniſchen Funden aus dem öſtlichen Deutſchland uſw.[14]) hat, ſich aber ſcharf abhebt von einer in einer zentralruſſiſchen Zone in großer Ausdehnung gleichförmig verbreiteten Fundgruppe der ſpäteſten Kaiſerzeit (die ſich in das frühe Mittelalter fortſetzt). Unter Vorlage einiger Abbildungen nach den Lichtdrucktafeln Chwoika's und Chanenko's, die teilweiſe jedoch nicht alle Einzelheiten ſcharf erkennen laſſen, ſei hier die Ausſtattung dieſer Gräber kurz charakteriſiert.

Auffallend iſt der Mangel an Waffen. Deſto anſehnlicher ſind Schmuckſachen, keramiſche Materialien uſw. in dieſen beiden Nekropolen vertreten. Entſprechend verhält es ſich ja auch mit einer Anzahl gleichalteriger Barbarengräber aus

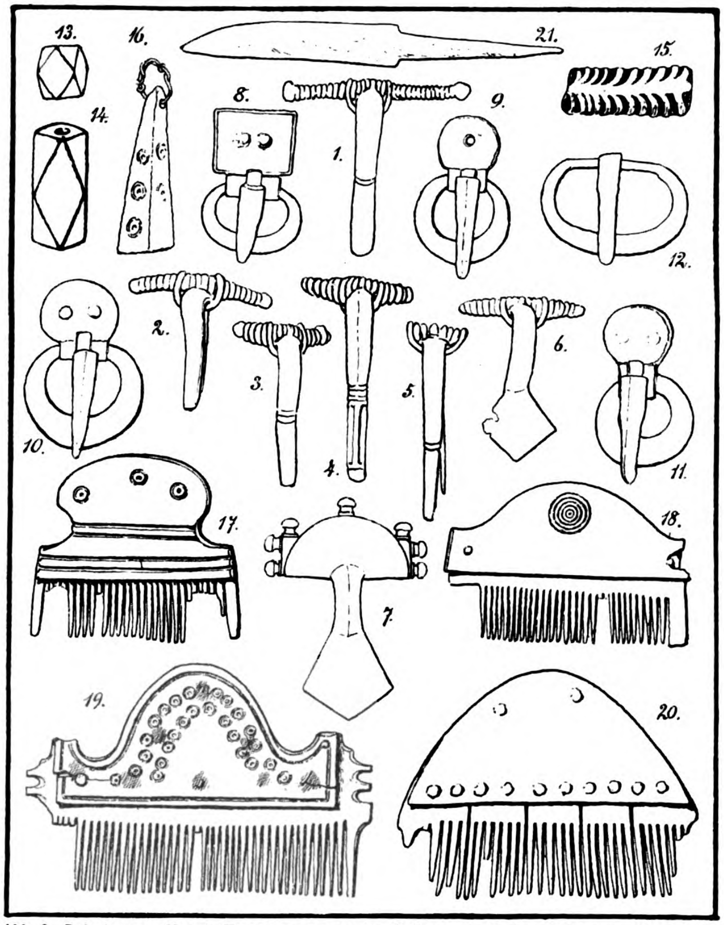


Abb. 2. Beigaben aus Metall, Knochen usw. aus den Gräbern von Tscherniachow und Romaschki.

Skandinavien, Deutschland, Nordungarn und Galizien; Waffen pflegen ja hier nicht mehr eine solche Rolle zu spielen wie etwa in der älteren Kaiserzeit.

Ausgezeichnete Typen der jüngeren Hälfte der römischen Kaiserzeit sind die Fibeln aus Eisen, Bronze und Silber (Abb. 2, Nr. 1—7). Vorhanden sind Stücke mit umgeschlagenem Fuß (Tischler: C) wie schlichte Armbrustfibeln, weiter solche mit Fußplatte in Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks und mit halbrunder Kopfplatte. Eine Fibel der letztgenannten Gattung gehört zum bekannten Zweirollentypus. Reiche Garnierung weist keines der gefundenen Stücke auf. Fibeln mit umgeschlagenem Fuß des charakteristischen südrussischen Typs (Almgren, 156, 157) fehlen auffallenderweise, soweit die Abbildungen Details erkennen lassen.

Bronze- und Silberschnallen, unter diesen solche mit viereckiger und runder, meist recht kleiner Beschlagplatte (Abb. 2, Nr. 8—12), bekunden die nämliche Zeitstellung. Auch hier handelt es sich wieder um schlichte, unverzierte Arbeiten.

Unter den Perlen aus Glas, Stein und Bernstein (Abb. 2, Nr. 13—15) kehren typische Formen wieder, so die so allgemein verbreiteten cubooctaedrischen Glasperlen, weiter tiefschwarze undurchsichtige aus Glas mit aufgelegten, etwas eingedrückten milchweißen Fäden, die noch mehr von provinzialrömischem Boden als aus Barbarengebiete bekannt sein dürften, und einzelne melonenartig gerippte Stücke, weiter Ringelchen aus Glas, Perlen aus Carneol, Bergkristall usw. Als Anhänger dienen Korallenstückchen, wie solche bereits aus skythischen Kurganen, übrigens ebenso aus westlichen Späthallstatt- und älteren La Tènegräbern bekannt sind, weiter recente Meerschnecken, eine große Cypraea (zweifelhaft, ob Cypraea tigris des Indischen Ozeans) und eine Murex des Mittelmeeres, schließlich ein mit Punktkreisen verziertes langes konisches Knochenstück (Abb. 2, Nr. 16). Aus Metallblech hergestellte Anhänger haben Scheiben- und Amazonenschildform, auch nichts ungewöhnliches für diese Zeit.

Die Beinkämme (die aus einzelnen Teilen mit Metallstiften zusammengefügt sind) zeigen die uns von provinzialrömischem wie barbarischem Gebiet geläufigen Formen der zweiten Hälfte der Kaiserzeit, zum Teil in leichten Varianten (Abb. 2, Nr. 17—20); reich, etwa mit Tierköpfen, verzierte Stücke fehlen unter ihnen.

Unter den Schmucksachen sind Emailarbeiten barbarischer Werkstätten, die in Süd- und Centralrußland eine große Verbreitung haben und selbst an der Theiß wie in Ostpreußen beobachtet werden, hier nicht vorhanden, soweit uns Chwoika's Arbeit, vor allem die Abbildungen, Aufschluß gewähren. Wie das zu erklären ist, weiß ich nicht, denn jene Emails beginnen bereits in der jüngeren Kaiserzeit, wenn sie auch abwärts über diese noch hinausgehen.

Von anderen Geräten aus diesen beiden südrussischen Nekropolen haben wir hier noch zu nennen: doppelkonische und anders gestaltete Tonwirtel, Eisenmesser mit kurzer und langer Griffangel (Abb. 2, Nr. 21), alles aus dem üblichen kaiserzeitlichen Formenkreise bekannte Typen, weiter Wetzsteine und Flintstücke zum Feuerschlagen, einige Metallnadeln, Metalldrahtringe und ein kreisrundes, siebartig durchbrochenes Bronzeblech.[15])

Die Gläser, von denen in Tscherniachow eine Anzahl zum Vorschein kam, sind sämtlich ausgezeichnete Fabrikate der jüngeren Kaiserzeit (Abb. 4). An Formen liegen Becher mit Fußring und mit einfach abgesetztem Boden, wie halbkugelige Schalen vor. Neben unverzierten Gläsern sind solche mit Zwicken (Kniffen, Stacheln), weiter mit ovalen und runden Hohlschliffen und Gravierungen vorhanden, einmal auch ein Stück mit Fadenverzierung. Nur Schlangenfadengläser (aus farblosem Glas mit verschiedenfarbiger Auflage), die man in Prachtexemplaren in den Museen des Nordens bewundern kann, die aber auch aus Germanengräbern Deutschlands und Galiziens wie aus den römischen Provinzen selbst nicht unbekannt sind, fehlen hier. Sonst kehren aber in dieser südrussischen Nekropole alle Gattungen von Gläsern wieder, die auch anderwärts zur Ausstattung reicherer jüngerkaiserzeitlicher Barbarengräber gehören.

Nicht den uninteressantesten Teil des Inhaltes dieser südrussischen Gräberfelder bilden die ziemlich reichlich

beigegebenen Tongefäße. Leider genügen die zu kurz gefaßten Mitteilungen Chwoika's und Chanenko's nicht zur genauen techniſchen Orientierung über dieſe Keramik. Man iſt deshalb hierfür vornehmlich auf die Abbildungen der Publikationen angewieſen, die allerdings ja eine Anzahl Details in voller Schärfe erkennen laſſen.

Neben mäßig grober Ware und Stücken, die zweifellos in provinzialrömiſchen Werkſtätten der pontiſchen Küſtenſtädte hergeſtellt ſind (einige Henkelkrüge und amphorenartige kleine bauchige Gefäße aus hellem Ton), iſt eine grauſchwarze und ſchwarze Ware in Buccherocharakter vertreten, die ſich zumeiſt eng an viel weiter weſtlich bekannte Erſcheinungen anſchließt. Über die weſentlichen Einzelheiten dieſer ſüdruſſiſchen jüngerkaiſerzeitlichen Gräberkeramik, von der unſere Abbildung (Abb. 3) eine Anzahl guter Stücke vorführt, ſei in Kürze Folgendes bemerkt.

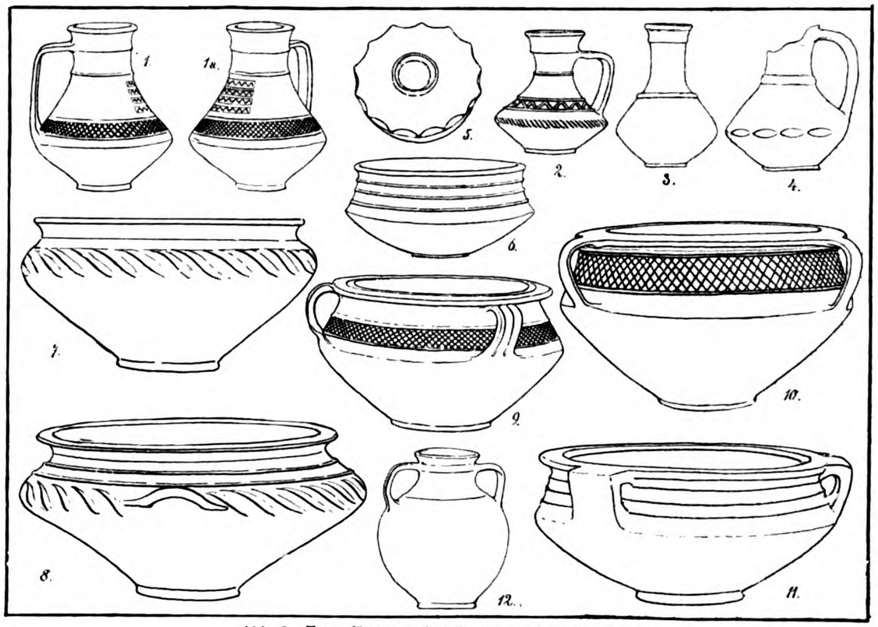


Abb. 3. Tongefässe aus den Gräbern von Tscherniachow.

Die geläufigſten Formen ſind flaſchenartige Henkelkrüge (einmal dieſer Typ auch ohne Henkel), meiſt auf Ringfuß (Nr. 1—4), henkelloſe Schalen mit mehr oder minder ſcharf abgeſetzter Bauchkante und gleichgeſtalteten Stücken mit plaſtiſchem Schmuck an der größten Ausladung, auch wieder meiſt auf Ringfuß, weiter die nämliche Form auch mit drei ſenkrechten (mitunter mehrfach geteilten) Bandhenkeln verſehen (Nr. 5—11). Daneben wären einhenklige Taſſen, flache Schalen, ſteilwandige Becher, kugelige Gefäße mit abgeſetztem Boden und weiter Mündung, endlich eine bauchige amphorenartige Vaſe mit zwei Henkeln (Nr. 12) zu nennen.

Nur ein Teil der Gefäße hat Verzierung, faſt lediglich ſolche durch Einglättung, oder plaſtiſchen Schmuck. Die Einglättung auf mattgehaltenen Streifen der ſonſt ſtark glänzenden Oberfläche beſchränkt ſich auf rein lineare Muſter, auf Netz- und Zickzackbänder (Nr. 1, 1 a, 2, 9, 10).[16]) Einfache um das Gefäß laufende Rippen und plaſtiſche Bänder (Nr. 1—4, 6, 8, 10, 11), die wir aus der Metalltechnik herzuleiten haben, bei Schalen und Krügen weiter Reihen ſchräger Canneluren uſw. (Nr. 2, 7, 8) und Ovalfacetten, Spitzovalen (Nr. 4, 5), welch letztere ihre Entſtehung nur aus der Glastechnik (Stachel- und Kniffverzierung) ableiten können, bilden den plaſtiſchen Schmuck dieſer Ware. Nur eine Schale mit Bauchkante zeigt auf der Unterſeite eingeritzte Rechtecke mit Diagonalkreuzung.

Einige Stücke der keramiſchen Ausſtattung dieſer ſüdruſſiſchen Gräber haben wir, wie bereits hervorgehoben, auf die benachbarten provinzialrömiſchen Werkſtätten, etwa der pontiſchen Küſtenſtädte, zurückzuführen. Aber bei der übrigen Topfware, die ja als einheimiſches Erzeugnis zu gelten hat, bekunden ſich nun noch viel weiter reichende Beziehungen; trotz der lokalen Fabrikation ſind alle Details dieſer Keramik nicht etwa bodenſtändige Erfindungen, ſondern verraten die engſte Anlehnung an gleichalterige Erſcheinungen anderer Gebiete.

Der Typus der kannen- oder mehr flaſchenartigen Henkelkrüge iſt auf römiſche Form zurückzuführen. Ton, Metall wie Glas können hier vorbildlich geweſen ſein. Ähnliche Henkelkrüge begegnen uns auch anderwärts, ich erinnere hier blos an den ſchwarztonigen Krug


Abb. 4. Gläser von Tscherniachow.

mit eingeglätteter Verzierung aus dem (halbbarbariſchen?) ſpätkaiſerzeitlichen Grabfund von Murga im Tolnauer Komitat.[17]) In minder prägnanter Form ſind die Henkelkrüge in der jüngerrömiſchen Stufe im Oſtſeebecken ganz geläufig, in einzelnen Details, vornehmlich in der Henkelbildung, jedoch immer wieder eine Anlehnung an die fremde Vorlage verratend.

Schalen mit Bauchkante und auf Ringfuß kehren in nord- und mitteldeutſchen Gebieten in der jüngeren Hälfte der Kaiſerzeit wieder, vom Gebiet außerhalb des Limes angefangen bis an die Weichſel und darüber hinaus. Parallelen für die größeren keſſelartigen Stücke ſind vornehmlich aus dem Oſten bekannt.

Verzierung durch ſchräg laufende Riefen und Canneluren iſt gleichfalls keine ungewöhnliche

Erscheinung. In einfacher Weise finden wir sie bei den geläufigen Napf- und Terrinen-Urnen der jüngerkaiserzeitlichen Germanengräber, reicher ausgestaltet bei der Keramik gleichalteriger Grabfunde von Wiessen und Vinarschitz in Nordböhmen, wie der bekannten späten Urnenfelder niedersächsischen Bodens.[18])

Die Dreizahl der Henkel an den größeren kessel- und schalenförmigen Urnen, und zwar in der an den südrussischen Vasen zu beobachtenden Band- wie anderer Form, kehrt auch in Deutschland an gleichalterigen Gefäßen wieder. Vor allem ja im Osten, ich verweise nur auf die prachtvolle, leider in den Publikationen nicht genug zur Geltung kommende Keramik von Sackrau bei Breslau. Offenbar geht die Dreizahl der Henkel auf eine Anregung durch römische Fabrikate zurück, wofür mir im Augenblick allerdings nur jüngerkaiserzeitliche Belege gegenwärtig sind. So haben ja die steilwandigen Bronzeschüsseln und Bronzebecken mit ganz flachem Boden aus reichsrömischen Werkstätten[19]) typisch drei Ringhenkel an blattförmig und anders gestalteten Attachen aufzuweisen, auch bei provinzialer Keramik bemerkt man Henkel in Dreizahl, wie z. B. ein jüngerrömischer gelbglasierter Tonbecher (mit Henkeln runden Querschnitts) aus Pannonien im Besitz des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz lehrt. Bei der barbarischen Keramik der Kaiserzeit war die Dreizahl der Henkel, zweifellos eben in enger Anlehnung an Erzeugnisse römischen Kunstgewerbes, recht beliebt, wenn mich nicht alles täuscht, bereits in der älteren Kaiserzeit anhebend, um dann im III. und IV. Jahrhundert vornehmlich in Ostdeutschland und weiter südöstlich so allgemein zu werden.[20]) Ja, in den Ostseeländern ging man gleich noch einen Schritt weiter, indem man die Henkel der Tongefäße geradezu als Ornament verwendete, rein ornamental die einzelnen Henkel durch Henkelgruppen ersetzte oder auch in Vielzahl gleich reihenweise anbrachte.[21]) Hierfür besitzt man ja aus den Gräbern der Insel Bornholm[22]) die besten Belege.

Anlehnung an Metall- und Glastechnik darf man, wie bereits oben bemerkt, in den plastischen Reifen und Ringen der südrussischen Gefäße erblicken. Diesen Schmuck kannte man anderwärts bereits in älteren Zeiten, z. B. in der Zone nordwärts der Alpen bei der einheimischen La Tènekeramik (namentlich der jüngeren Hälfte der La Tènezeit). Arbeiten, wie etwa die großen Humpen des Hildesheimer Silberfundes, lehren, welcher Art man sich Erzeugnisse der Metallindustrie zu denken hat, die diese Dekorationsweise in Ton anregen konnten. Ebenso konnte die Fadenverzierung von Gläsern für die Wiederholung in Ton vorbildlich sein. Weiter glauben wir die Bänder von aneinander geschobenen Ovalfacetten auf den Tongefäßen aus der Glastechnik ableiten zu müssen. Sie können nur wieder die Übertragung der Zwicken- und Stachelverzierung der Gläser in Ton bedeuten, wobei natürlich die Stacheln fast garnicht, die zwischen ihnen durch das Zusammenzwicken der Wandung entstehenden leichten rundlichen Eindrücke hingegen auffallend betont wurden. Ganz analog verzierte Keramik, bei der der Zusammenhang mit dieser Glastechnik noch deutlicher ersichtlich ist als bei den größeren und kleineren Schalen und Henkelkrügen unserer südrussischen Nekropolen, finden wir wieder in den spätrömischen Skeletgräbern von Vinarschitz und Wiessen in Böhmen wie in gleichalterigen Brandgräbern bei Friedenheim nördlich Straubing.[23])

Schließlich haben wir noch auf den Buccherocharakter dieser jüngerrömischen Gräberkeramik Südrußlands[24]) wie anderer Barbarengebiete einzugehen. Nördlich der Alpen erscheinen feintonige schwarze und grauschwarze Vasen nach Bucchero-Art erst in der jüngeren Hälfte der La Tènezeit (in Nordfrankreich mit vorzüglichen Proben bereits früher), um in der „belgischen Ware“ der ersten Kaiserzeit eine gewisse Vollendung zu erreichen. Technisch gleichwertige Erzeugnisse finden sich auch anderwärts in der Zeit um Christi Geburt, z. B. in Ostgalizien.[25]) In mittel- und norddeutschen Gebieten wurde die Technik grob nachgeahmt durch einen tiefschwarzen Überzug, wie die schwarze Spät-La Tène- und älterrömische Ware lehrt. Feine grau- und schwarztonige Gefäße einheimischen Fabrikates sind hier erst aus der jüngeren Hälfte der Kaiserzeit bekannt, vor allem aus dem nördlichen Thüringen mit einer eigenartigen Gattung grauschwarzer und schwarzer Schalen, die bisher in der Litteratur noch nicht genügend gewürdigt wurde.[26]) Auf diesen nordthüringischen bucchero-artigen Vasen ist auch reichlich von der Einglättung der Ornamente, ganz wie bei den südrussischen Gefäßen, Verwendung gemacht. Wesentlich andere Formen, darunter übrigens auch direkte Wiederholungen römischer Vorbilder, bietet die technisch gleichartige graue und schwarze Keramik der Osthälfte Deutschlands, für die in den Gräbern von Sackrau die besten Proben liegen. Endlich wären als ein noch anderes größeres Barbarengebiet, in dem derartige Topfware während der Kaiserzeit eine gewisse Rolle spielt, die Striche an der unteren Theiß zwischen Donau und den siebenbürgischen Bergen namhaft zu machen. Wir finden hier im Gebiet der Jazygen ein interessantes, leider noch viel zu wenig gekanntes Material,[27]) gleichartige Dinge wiederholen sich auch in spätrömischen Funden im benachbarten Pannonien, wofür wir bereits oben aus dem Tolnauer Komitate ein Beispiel angeführt haben. Übrigens dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß diese Bucchero-Technik mit Einglättung der Ornamente in den Barbarenländern noch in weit jüngere Zeiten reicht, wie Proben aus ungarischen, böhmischen wie süddeutschen Gräbern des frühen Mittelalters lehren.[28])

Es kann nicht unsere Aufgabe an dieser Stelle sein, im einzelnen nachzuweisen, wie sich der Einfluß der Erzeugnisse römischen Kunstgewerbes in der Keramik der Barbarenländer außerhalb der römischen Grenzen kund gibt. Die Belege hierfür lassen sich übrigens noch ganz außerordentlich vermehren.[29]) Das Thema ist ja bereits auch von anderer Seite berührt worden, Sophus Müller machte treffliche Bemerkungen hierzu, ebenso erörterte H. Kemke diesbezügliche Einzelheiten. Wenn wir hier auf einige Punkte kurz eingingen, so wollten wir vornehmlich damit nur zeigen, daß die Keramik der südrussischen jüngeren kaiserzeitlichen Gräber keineswegs außer Zusammenhang mit den gleichalterigen Erscheinungen anderer Barbarengebiete steht, weiter aber auch, daß hier wie anderwärts selbst die Keramik in Form, Ornament wie Technik eine starke Abhängigkeit von Arbeiten reichsrömischen Kunstgewerbes bekundet.

Die große Bedeutung der Flachgräberfelder von Tscherniachow und Romaschki liegt darin, daß wir nun endlich auch kaiserzeitliche Nekropolen mit ihrer vollständigen Ausstattung aus dem südrussischen Binnenlande kennen,

während wir zuvor uns nur mit Einzelfunden zu behelfen hatten. Aus der pontiſchen Küſtenzone ſtanden uns ja längſt aus der Nachbarſchaft der griechiſchen Emporien Gräbermaterialien und Einzelobjekte der römiſchen Kaiſerzeit zur Verfügung, ich erinnere nur an die überdies neuerdings noch ſehr ſtark vermehrten Gräber bei Pantikapaeum, Cherſoneſos und Olbia. Aber dieſe älter- wie jüngerkaiſerzeitlichen Gräber der Nekropolen der griechiſchen Kolonien an der ſüdruſſiſchen Küſte haben mit den Barbaren nichts zu tun, ſondern gehen lediglich auf die Stadtbevölkerung zurück, trotz ihrer mitunter „gothiſchen“, „germaniſchen“ Ausſtattung, die man freilich zu Unrecht bisher ſo benannt hat, wie wir doch nun endlich lernen müſſen.[30] Dieſe neuen binnenländiſchen Funde geſtatten uns aber ganz andere Ausblicke.

Die beiden Fundplätze in den Kreiſen Kiew und Waſilkow ſind ſicherlich nicht die einzigen Nekropolen dieſer Art, die man nordwärts der Küſtenzone, im ſüdruſſiſchen Binnenland, bisher angeſchnitten hat. Die Sammlung Chanenko in Kiew beſitzt eine Anzahl älter- wie jüngerrömiſcher Einzelobjekte aus verſchiedenen Teilen des Gouvernements Kiew, dieſe Stücke entſtammen zweifellos wieder entſprechenden Gräberfeldern, auf die man durch Zufall ſtieß, ohne ſie weiter zu unterſuchen.[31] Von Rotmiſtrowka (Kr. Tſcherkaſſy) veröffentlichte Graf Bobrinskoi einige Tongefäße, die ſehr gut zu den oben beſprochenen von Tſcherniachow paſſen.[32] Ebenſo können wir auch von Sarubinetz eine jüngerrömiſche Fibel namhaft machen, die möglicherweiſe einem Grabe dieſer Art entnommen wurde.[33] Im Oſſolinskiſchen Muſeum in Lemberg notierte ich weiter Armbruſtfibeln mit umgeſchlagenem Fuß (Tiſchler: C) und eine Armbruſtfibel mit ovaler Kopfplatte aus einem „alten Friedhof“ bei Hulajpole im Gouvernement Kiew.[34] Selbſt eine Anſiedlung der Kaiſerzeit ſcheint bereits nachgewieſen zu ſein. Vom Urodiſchtſche (Gorodiſchtſche) Galuſchtſchino beim Dorfe Paſtirskoe (Kr. Tſchigirin), in deſſen Umgebung auch eine Gruppe ſkythiſcher Kurgane geöffnet wurde, ſind älter- wie jüngerrömiſche, freilich auch noch etwas jüngere Bronzegegenſtände uſw. bekannt, die in die Sammlung Chanenko kamen.[35]

Wie weit in Südrußland dieſe kaiſerzeitliche Gruppe, die gewiß noch auf benachbarte Gouvernements übergreift,[36] ſich nach Norden und Oſten ausdehnen könnte, läßt ſich vorläufig nicht abſchätzen. Wie bereits betont, trennt ſie ſich einmal von den Funden der Küſtenzone, von den jüngerrömiſchen Nekropolen der griechiſchen Städte, vollkommen. Aber nicht minder auch von den gleichalterigen Kurganfunden des Don-, Kuban- und Terekgebietes (Nordkaukaſiens),[37] weiter von der kaiſerzeitlichen Gruppe an der mittleren und unteren Wolga,[38] endlich von den Materialien aus Gräbern dieſer Zeit nordwärts des Pripetgebietes.

Wir hatten bei der Betrachtung der Fundſtücke der beiden ſüdruſſiſchen Nekropolen fortgeſetzt den Blick nordweſtwärts zu richten. Im öſtlichen Deutſchland wie in anderen mitteleuropäiſchen Barbarengebieten der Kaiſerzeit haben wir durchaus gleichartig ausgeſtattete Gräber. Es handelt ſich hier auch garnicht um einen iſolierten Poſten im fernen Südoſten. Denn eine gewiſſe Verbindung mit den Barbarengräbern in Nordungarn wie im Weichſelbecken und weiter weſtwärts ſtellen entſprechende Gräber aus Oſtgalizien[39] her, die halbwegs zwiſchen den ſüdruſſiſchen Fundſtätten und den nächſten Punkten des Weichſelbeckens liegen. Zweifel darüber, daß wir es hier mit der Hinterlaſſenſchaft germaniſcher Völker auf ſüdruſſiſchem Boden, alſo mit Gothengräbern zu tun haben, werden kaum aufkommen dürfen. Denn zu der hiſtoriſchen Überlieferung geſellt ſich hier ja die durch den archäologiſchen Befund gewährleiſtete Datierung in jüngerrömiſche Zeiten. Weiter verdient Beachtung das ſiedelungsgeſchichtliche Detail, nämlich daß die Nekropolen ſich auf die jüngere Kaiſerzeit beſchränken und nicht mit einer Anzahl von Gräbern bereits auf ältere Abſchnitte übergreifen (ähnlich bei Sarubinetz, nur daß es ſich dort um den Ausgang der La Tènezeit handelt). Mit anderen Worten — vorausgeſetzt, daß das Grabfeld von Sarubinetz auf Grund der Probegrabung bereits ſeinem Inhalte nach richtig beurteilt werden kann, — auf ſüdruſſiſchem binnenländiſchem Boden hatten die Siedelungen der Barbaren der Zeit um Chriſti Geburt keine Fortſetzung tief in die Kaiſerzeit hinein, für die jüngere Kaiſerzeit werden ſie durch andere Siedelungen abgelöſt. Es entſpricht das ja nur dem, was wir von dem Vorrücken der Gothen wiſſen.

Wenn wir alſo auch in dieſen ſüdruſſiſchen Gräbern die Hinterlaſſenſchaft germaniſcher Stämme zu erkennen haben, ſo folgt daraus jedoch noch nicht, daß die aus dieſen Nekropolen vorliegenden Erſcheinungen, ſoweit ſie als einheimiſches Fabrikat gelten können und nicht überhaupt provinzialrömiſchen Werkſtätten entſtammen, nun als Leitformen für germaniſche, ſpeziell oſtgermaniſche oder gar gothiſche Siedelung angeſprochen werden dürfen. Denn eine nicht weſentlich verſchiedene Ausſtattung kann überall in den den römiſchen Reichsgrenzen vorgelagerten Barbarenländern Europas wiederkehren, und zwar auch in den Gebieten von Stämmen nichtgermaniſcher Herkunft, etwa bei den Jazygen. Zu ethnologiſchen Schlüſſen ſind die Einzelheiten, die ſich zunächſt immer nur als Übertragungen fremden Formengutes verraten, nicht ohne weiteres verwertbar. Eine neue Richtung in der Prähiſtorie geht freilich in dieſer Hinſicht in ihren Kombinationen entſchieden zu weit; gerade dem, was die Beſchäftigung mit der Archäologie auch für das Verſtändnis unſerer beſcheidenen heimiſchen Altertümer lehren kann, trägt ſie zu wenig Rechnung, trotz ihrer mit voller Zuverſicht vorgetragenen Reſultate. Wir vermögen alſo bei dieſen ſüdruſſiſchen Germanengräbern zunächſt auch nur wieder eine ſtarke Abhängigkeit des Inhaltes von der reichsrömiſchen Kunſtinduſtrie zu erblicken. Und anderwärts, in den den römiſchen Reichsgrenzen nordwärts zunächſt vorgelagerten Barbarengebieten wiederholt ſich das Nämliche. Zur Umſchreibung ethniſcher Grenzen innerhalb der Barbarengebiete ſelbſt reichen aber derartige Erſcheinungen, die zunächſt unter dieſem Geſichtspunkt zu betrachten ſind, eben nicht aus. Die Verbreitung der Erzeugniſſe barbariſcher Werkſtätten, deren weſentlichſtes Merkmal eine auffallende Beeinfluſſung durch das überlegene römiſche Kunſtgewerbe iſt, deckt ſich denn doch wohl nicht regelmäßig mit Stammesgrenzen, wie man zu glauben ſcheint, Eigenheiten gewiſſer Fabriken auf provinzialrömiſchem oder barbariſchem Boden bedeuten doch nicht ohne weiteres Grenzſteine zur Umſchreibung der Gebiete der einzelnen Barbarenſtämme.

Anmerkungen

1. S. 182–184, dazu Tafel XXIII. — Das Grabfeld hat bereits A. Hackman in der Montelius-Festschrift 1903 (S. 11) und neuerdings in dem Werk: Die ältere Eisenzeit in Finnland, 1905 (S. 141) erwähnt. Allerdings scheint Hackman es auf Grund der Fibeln wohl der Mittel-La Tènestufe (C) zuweisen zu wollen; die betreffenden Fibeln sind jedoch ausgezeichnete Spät-La Tènetypen, freilich älteren Schemas.
2. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina, VIII 1902, S. 28.
3. Eine jüngerrömische Fibel, die hier gleichfalls zum Vorschein kam, gehört zweifellos nicht zu diesen Brandgräbern.
4. Das Britische Museum in London besitzt unter seinen Erwerbungen des Jahres 1900 von ungenannten Fundorten im Gouvernement Kiew sowohl Bronzefibeln des Mittel-La Tèneschemas wie Bronzenadeln (vornehmlich Hirtenstabtypen) der eben charakterisierten Art. Diese Objekte stammen offenbar aus der Nekropole von Sarubinetz. — Über den Verbleib der von Frau Chwoika publizierten Stücke ist mir nichts bekannt.
5. Die Sammlung Chanenko in Kiew besitzt von Prussi, Kr. Tscherkassy des Gouvernements Kiew, einige Tongefäße (Sobranje Chanenko III, 1900, 826. 827. 839 etc.), die man mit der Keramik von Sarubinetz in Verbindung bringen möchte; namentlich gilt das von der Vase Taf. LIII 827. Bei Prussi wurden für Chanenko skythische Kurgane geöffnet: ob aus diesen die betreffenden Stücke stammen, weiß ich nicht. — Dies wären die einzigen Parallelen, die ich aus dem südrussischen Binnenlande im Augenblick angeben könnte, aber auch sie sind zweifelhafter Natur.
6. Die von Hoernes einmal erwähnte Fibel (Antiquités du Bosphore Cimmérien XXIV, 2) vom „Spät-La Tènetypus“ (?) aus der Krim gehört in anderen Zusammenhang. — Im Museum für Völkerkunde in Berlin liegt eine La Tène-Eisenfibel von Derbent (Daghestan), meines Wissens aus der v. Erckertschen Sammlung. Ich vermag dieser Fundortsangabe nur wenig Vertrauen entgegenzubringen, denn im russischen Kunsthandel tauchen ja gar nicht selten Altertümer nichtrussischer Provenienz auf. Weiter besitzt dies Museum angeblich von Kertsch neben typisch altitalischen Bronzefibeln (solchen Typen, die selbst nicht einmal in Umbildung die Alpen passiert haben) eine Bronzefibel vom Mittel-La Tèneschema; auch hier vermag ich in der Fundortsangabe nur eine recente Zutat des Kunsthandels zu erblicken. — Auch aus dem Kaukasusgebiet fehlt es an guten La Tène-Erscheinungen. Die Knotenringe sind hier zu nichtssagend. Fibeln u. a. m., wie Materiali po Archeologii Kawkasa, VIII 1900, Taf. LXIII 8 (Kamunta), CIV 19 (Rutcha), oder Otschet der kais. russ. arch. Kommission für 1890, St. Petersburg 1893, S. 89 (Goisdka im Terekgebiet), haben freilich eine gewisse stilistische Verwandtschaft mit Spät-La Tènearbeiten. — Die Bronzefibel aus den Skeletgräbern von der Stanitza Lebljaschja im Kreise Kamyschin an der Wolga, Gouv. Saratow (Otschet für 1895, S. 32, Fig. 65 a), darf keinesfalls als Spät-La Tènetyp angesprochen werden, vielmehr handelt es sich hier um eine kaiserzeitliche Modifikation eines solchen.
7. Iswjestija (Nachrichten) der kais. russ. archäologischen Kommission, VIII, St. Petersburg 1903, S. 91; Hackman, Ält. Eisenzeit in Finnland, S. 142. — Hackman (der S. 230 nochmals einen jüngerrömischen Kamm aus Olbia nennt) identifiziert hier irrtümlich das weitab im Binnenlande liegende heutige Olwiopol mit Olbia; der Fundort ist tatsächlich das antike Olbia. Iswjestija VIII, 1903, und Otschet für 1901, St. Petersburg 1903, waren mir bisher nicht zugänglich.
8. Salin, Altgermanische Tierornamentik (1904), Figur 3, 5, 6, 8; ähnlich eine Fibel von Kertsch im Britischen Museum. — Ein analoges Stück von Rostow am Don bei Salin als Figur 4.
9. Aus Galizien und Bukowina z. B. Zbiór wiadom. do antrop. etc. Krakau, IV 1880; Mater. antrop.-arch. i etnogr. Akad. Um. Krakau, III, IV; Die Österr.-Ungar. Monarchie in Wort und Bild, Galizien S. 125, 126; Bukowina S. 55. — Aus Wolhynien, Podolien und Bessarabien sind mir bisher keine Funde im La Tènecharakter bekannt.
10. Die Skeletgräber von Olbia mit Spät-La Tènetypen dürfen demgegenüber aber wohl nicht ohne weiteres für Kelten reklamiert werden.
11. Chwoika, S. 174—181, Tafel XX—XXII.
12. Chwoika, S. 181—182, Tafel XIX. — Das Gräberfeld erwähnt auch A. Hackman, Ält. Eisenzeit in Finnland I, S. 230.
13. Sobranje Chanenko, Heft IV, Kiew 1901, S. 5—8, Tafel XVIII — XX. — Die Gegenstände werden hier sämtlich nach Tscherniachow verwiesen: Romaschki wird in diesem Bande der Publikation nur als Fundort von Emails der von uns einmal später zu behandelnden Gattung genannt.
14. Über die chronologische Gliederung der ersten Hälfte des I. Jahrtausends nach Chr. Geb. in den Germanengebieten Nord- und Mitteldeutschlands geht, um hier nicht falsch verstanden zu werden, meine Auffassung dahin, daß wir hier im Augenblick, soweit das ganze Fundmaterial, vornehmlich die Keramik, berücksichtigt wird und nicht blos einzelne Funde in Betracht kommen, zunächst nur eine älter- und eine jüngerrömische Gruppe scheiden können. Die früheste Kaiserzeit (Augustus) nehmen noch Gräber der Spät-La Tènestufe ein, mit ihren spätesten Erscheinungen, wie die frühen Markomannengräber Böhmens lehren. Die Folgezeit kann man schlechterdings bisher doch nur in einen älter- und einen jüngerrömischen Abschnitt zerlegen, etwa mit den Zeitgrenzen 200—250 und 400—450 oder 500 n. Chr., höchstens daß man einzelnen Funden mit Sicherheit eine Stellung ganz am Ende dieses zweiten Abschnittes zuweisen kann, ohne daß bei uns allerdings der Charakter dieser Spätzeit bereits wohl definiert wäre. Eine ausgeprägte „mittlere“ Kaiserzeit fehlt. Tischlers Stufe C ist kaum von D zu trennen, beide sind jünger- resp. spätrömisch. Tischlers Stufe E reicht schon tief in rein merovingische Zeiten, die man leider neuerdings — ein unausrottbarer Irrtum, wie es scheint — wieder mit ihrem typischen Inhalt einfach in die Stufe des Childerich-Grabes verlegt (vergl. Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, IV 1905, S. 60). — Trotzdem wird man wohl bald unsere germanischen Funde nach den einzelnen Jahrhunderten klassifizieren können. Ein gewissenhafter Versuch einer solchen Klassifikation für das ganze Gebiet wird natürlich ausgehen müssen von den reicher ausgestatteten Einzelgräbern und dem, was die römische Forschung in den Provinzen, vor allem am Rhein (im Zusammenhang mit der Limesforschung) bietet. Er muß sich aber ganz freihalten von den skandinavischen Ansätzen, die

die neueren Ergebnisse auf provinzialrömischem Boden nicht berücksichtigen konnten, weiter aber auch von solchen Ansätzen für provinzialrömische Dinge, die lediglich wieder unter dem Einfluß der skandinavischen Annahmen gewonnen wurden. Natürlich wären neben unseren deutschen Germanengräbern dabei auch unbedingt die prachtvollen skandinavischen Gräbermaterialien der Kaiserzeit zu berücksichtigen.

15. Wohl das Siebblech eines Seihers, etwa wie Antiquités du Bosphore Cimmérien XXXI 4, 10.

16. Bei den Abbildungen wolle man berücksichtigen, daß die eingeglätteten Ornamente nicht anders als durch schwarze Striche wiederzugeben waren. Der Grund dieser Ornamentbänder ist (körnig) matt, schwarz und grau, die Zeichnung selbst hat die Farbe und Politur wie die übrigen unverzierten, glänzenden Teile der Vasen.

17. Hampel, Regibb közepkor II, CCI 6; Wosinsky, Tolnavármegye az öskortól a honfoglalásig, 1896, S. 994—995, Taf. CCXXXIX, CCXL.

18. Proben: Památky XI, Taf. I; XV, Taf. XXII u. f.; XVI, Taf. XLVI. Müller-Reimers, Vor- u. frühgesch. Altertümer Hannovers, Taf. XV. — Vergl. Nachr. über deutsche Altertumsfunde 1903, S. 57.

19. Wie Grempler, Sackrau I, Taf. IV, 1; II/III, Taf. V, 6; Soph. Müller, Ordning, Jernalderen, 320.

20. Gelegentlich auch im Westen: z. B. Ringe an Henkeln in Dreizahl von der Trschebitzka bei Dobrschichow in Nordböhmen (Památky XV, Tafel XXXI), von Greußen in Nordthüringen (Museum Jena), beides jüngerrömische Gräberfelder; Henkel in Dreizahl weiter von Oberjersdal in Schleswig.

21. Die nämliche Übertreibung und sinnlose Weiterbildung von Details fremder Vorlagen überlegener kunstgewerblicher Werkstätten durch barbarische Fabriken bekunden z. B. die Zwei- und Dreirollenfibeln, die zahllos variierenden Verballhornungen des Armbrust- und Sproßenmotivs der Fibeln, die Vielzahl der Knöpfe der Spangenfibeln u. a. m. — Dieser Zug charakterisiert nicht blos die barbarische Kunstindustrie spät- und nachrömischer Zeiten, man findet Analoges bereits viel früher. Die Zwei- und Dreirollentypen vorrömischer Fibelformen im Alpengebiet (auf die mich H. Kemke verwies) wie in Böhmen, ebenso wie die Knotenverzierungen jüngerer La Tèneringe oder eine Reihe heimischer Spät-La Tènearbeiten nordischer Fabrik, vornehmlich aus Dänemark, sind nur so wieder zu verstehen. Das Material hierfür ließe sich leicht stark vermehren.

22. Vedel, Bornholm (1886), Fig. 248, 249; Soph. Müller, Ordning, Jernalderen, 153.

23. Památky XI, Taf. I; XVI, Taf. XLVI; IV. Jahresbericht d. Hist. Vereins Straubing 1901, S. 6 u. f.

24. In Südrußland war freilich Bucchero-Ware bereits in skythischer Zeit bekannt, vergl. Arch. Anzeiger 1902, S. (45—) 46. Proben z. B. Sobranje Chanenko, III 1900, Tafel LXII. — Für das hohe Alter und die Geschichte der Bucchero-Technik wird das Orchomenos-Buch weitere Aufschlüsse bringen.

25. Typus von Lipitza (Kr. Rohatyn). Einige Proben abgebildet Mitteilungen der k. k. Central-Kommission in Wien, 1889, Notiz 2.

26. Wie Mitteilungen des Vereins f. Geschichte und Altertumskunde in Erfurt, XIV, Taf. I, 2 (Skeletgrab Bischleben bei Erfurt); analoge Stücke z. B. im Museum Arnstadt (Skeletgrab Arnstadt), im Museum Weimar (unter merovingischen Grabfunden von Weimar), im Museum Halle von Dieskau, Schkopau, Gerbstedt, Dederstedt, Wansleben, Körner bei Mühlhausen, im Museum für Völkerkunde Berlin von Oberröblingen, Eisleben und Reinsdorf. Ob sich die Nachr. über deutsche Altertumsfunde 1903, S. 57—58, behandelten schwarzen Vasen hier anschließen, weiß ich nicht. — Anderer Art ist die graue und schwarze Ware von Greussen, Vippachedelhausen und Dienstedt bei Remda im Museum Jena (Analogien wieder in Halle). — Als Imitation solcher Buccheroware können die schwarzen Gefäße spätrömischer Germanengräber von Niederursel unweit Frankfurt am Main und Neuenheim bei Heidelberg (Altertümer uns. heidn. Vorzeit V 79—81. 92—94.) gelten.

27. Arch. Értesitö 1899, S. 290 u. f.; 1901, S. 327 u. f.; Funde von Pécska im Arader Komitat und Maria-Theresiopel. — Auch in Siebenbürgen hat man wieder Verwandtes in grauer Ware.

28. Aus dem Theißgebiet: Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters, Taf. 462, 463, Bd. II, Fig. 291, 292; aus Böhmen von Podbaba: Památky XV, Tafel XLVII, XLIX; aus Württemberg von Oberflacht: Lindenschmit, Handbuch, Tafel XXXV, 2.

29. Ich möchte hier blos noch auf ein Detail hinweisen: die ovalen und kreisrunden Hohlschliffe jüngerrömischer Gläser werden auch wieder in Ton nachgeahmt, wobei sie dann aber eine ganz andere ornamentale Verwendung finden (Proben: Grempler, Sackrau II/III, Taf. I, 9, IV, 5; Soph. Müller, Ordning, Jernalderen, 291, 292, 299, 302; Mestorf, Urnenfriedhöfe, Tafel X).

30. A. Riegl hat in seinem Werke: Die spätrömische Kunstindustrie in Österreich-Ungarn, Wien 1901, in dieser Hinsicht uns endlich die Augen geöffnet, worüber man sich freilich vielfach noch nicht klar geworden zu sein scheint. — Ein paar ausgezeichnete Bemerkungen zu diesem Thema, speziell für die Krim, machte gleichzeitig mit Riegl der Odessaer Archäologe E. v. Stern (Zur Frage über den Ursprung des „gothischen Stiles" in der Goldschmiedekunst, Sitz.-Ber. der Prussia, XXI, 1900, S. 243—257).

31. Sobranje Chanenko, Heft IV, 1901. — Weiter nenne ich hier die frührömische Bronzepfanne (mit Stempel) von Kagarlik im Kreise Kiew (Otschet für 1891, S. 91). Zweifelhaft ist die Bedeutung einer römischen Bronzefibel aus einem Kurgan (Nr. 224) sö. Smela, Kr. Tscherkassy, Gouvernement Kiew (Bobrinskoi, II 1894, S. 64, Taf. III, 7). Aus dem nordöstlich von Kiew gelegenen Gouvernement Tschernigow gehören in diesen Kreis, freilich an das Ende, die Fibeln mit Almandinbesatz aus dem Münzfunde von Nejina bei Tschernigow (Kondakof, Tolstoi, Reinach, Antiquités de la Russie mér. S. 507, Fig. 464; Compte-Rendu, 1873, S. XXXII—XXXIII).

32. Kurgani etc. bliz Smjeli, II, 1894, Taf. VI 2. 4. 7.

33. Vergl. oben Anmerkung 3.

34. Als Fundort wurde mir (in polnischer Transskription) angegeben: Hulajpole, Kr. Czehryn, Gouvernement Kijow. Offenbar handelt es sich um den Kreis Tschigirin. Auf der Karte des Kiewer Gouvernements bei Bobrinskoi finde ich einen Ort Hulajpole nicht.

35. Sobranje Chanenko, II 1899, S. 8 u. f., Nr. 258, 261—64; III 1900, Nr. 366, 467. Weiter sei erwähnt, daß aus

dem Gebiet des Ringwalles beim Matronenskiſchen Kloſter weſtlich Medwjedowka, Kr. Tſchigirin, eine Bronzefibel des Auciſſatyps ſtammt (Sobr. Chanenko, II 1899, Nr. 258).

36. Aus anderen Teilen Südrußlands nenne ich hier folgende kaiſerzeitliche Funde: Grab bei Ruſchitſchewa, Kr. Alekſandrija, Gouv. Cherſon (Otſchet für 1896, S. 141—142); Gliniſchtſche, Kr. Senkow, Gouv. Poltawa, Kurganfund, vielleicht älter (Otſchet für 1895, S. 23); Bogodar, Kr. Alekſandrowsk, Gouv. Jekaterinoslaw, Kurgan (Otſchet für 1891, S. 86—87); Radensk und Sagi bei Aleſchki, Kr. Dnieprowsk, Gouvernement Taurien, Edelmetallfunde (Otſchet für 1897, S. 34—35; 1899, S. 127—129).

37. Funde aus dem Kubangebiet z. B. von den Staniʒen Timoſchewskaja (Jekaterinodar), Tifliskaja (Selentſchukgebiet), von der Kolonie Michaelsfeld (Temriuk) und Fontalje (Taman), Otſchet für 1894 (St. Petersburg 1896), S. 37—38, 1895 (1899), S. 66, 1900 (1902), S. 103 bis 104, 108—109; aus dem Terekgebiet Goldfund von Tſchegem (Kr. Naltſchik), Otſchet für 1897 (St. Petersburg 1900), S. 74—75; für die nordkaukaſiſche Zone bis zum Dongebiet dazu aus früheren Jahrzehnten die Funde von Nowo-Tſcherkask, Tſchulek bei Taganrog, von den Staniʒen Gulubinskaja und Migulinskaja (Don) und von Kudinetoff und Alkhan-Yurt, Provinz Terek (Kondakof, Tolſtoi et Reinach, Antiquités de la Russie méridionale, 1892, S. 488 u. f.), zu denen aus dem Kaukaſus ſelbſt ja noch weitere Materialien kommen.

38. Für das weſturaliſche Gebiet verweiſe ich auf Skeletgräber- und Kurganfunde von der Staniʒa Lebljaſchja und beim Berge Moſchari, beide im Kreiſe Kamyſchin des Gouvernements Saratow (Otſchet für 1895, S. 32; 1898, S. 77—78), wozu ſich als Einzelfund noch eine frührömiſche Bronzekaſſerolle von Nirginda, Kr. Sarapul und Jelabuga, Gouvernement Wjatka (Otſchet für 1898, S. 66—67), geſellt. Ebenſo bleibt für den Vergleich mit den Germanengräbern des Kiewer Gebiets außer Betracht der Edelmetallfund von Musljumowa im Kreiſe Schadrinsk des Gouvernements Perm (jeʒt in der Ermitage; Otſchet für 1895, St. Petersburg 1897, S. 72—73, Abb. 181—189; Salin, Altgerm. Tierornamentik, 1905, S. 93, Fig. 224; Månadsblad 1894, S. 98, Fig. 73), der ſogar oſtwärts des Ural (auf aſiatiſcher Seite) zum Vorſchein kam. Mit Germanen hat der Fund nichts zu tun, ſo wenig wie ſein Inhalt aus germaniſchen Werkſtätten ſtammt. Das Nämliche gilt vom Funde von Kaybela bei Simbirsk (Linas, Orf. cloisonnée, II, S. 397). — Es ſei hier noch gleich auf ein älterkaiſerzeitliches Fabrikat aus Sibirien verwieſen, auf eine bei Spaſſkoe im Kreiſe Kainsk, Gouvernement Tomsk, in einem Kurgan gefundene frührömiſche Bogen-Charnierfibel des bekannten Auciſſatyps (Otſchet für 1895, S. 42).

39. Zbior wiadomosci Krakau, II (Horodnica); XV (Uwisla und Myszkowie?); Die Öſterr.-Ungar. Monarchie in Wort und Bild, Galizien, S. 130. — Ein Teil der kaiſerzeitlichen Materialien aus Oſtgalizien iſt noch unpubliziert. Ich notierte vor Jahren in Krakau in der Akademie der Wiſſenſchaften noch jüngerrömiſche Objekte von Zabiniec bei Tarnopol und Zezawa gegenüber Horodniʒa; auf der Ausſtellung in Lemberg (1894) aus Privatbeſiʒ in gewiſſer Menge Objekte aus Horodniʒa, desgl. im Dzieduszyczkiſchen Muſeum; im Oſſolinskiſchen Inſtitut in Lemberg endlich neben einem Eiſenſchwert aus Podolien nur minder wichtige Stücke.



Übersichtskärtchen für die in vorstehender Arbeit genannten Fundorte.

VIII.

Der Ehrenbogen des Dativius Victor

von Heinrich Wallau (dazu Tafel II)

IM September 1903 gelang es Direktor Lindenſchmit und mir, eine größere Anzahl der im Nov.-Dez. 1898 nahe dem ehemaligen Gautore erhobenen Baureſte als Teile des auf der gleichzeitig gefundenen Inſchrift des Dativius Victor erwähnten arcus zu beſtimmen. Zum erſten Male konnte aus den zahlreichen, der alten Stadtmauer entſtammenden römiſchen Werkſtücken ein Denkmal in ſeiner urſprünglichen Geſtalt annähernd vollſtändig nachgewieſen werden. Daß dies ein Ehrenbogen iſt, darf als beſonders glückliche Fügung inſofern angeſprochen werden, als unſer Bauwerk heute, ſoviel ich ſehe, in Deutſchland das erſte erhaltene Beiſpiel iſt. Die beigefügte Tafel II gibt eine von mir aufgrund der Werkmaße und von Papierabklatſchen der Reliefs hergeſtellte Anſichtsſkizze des Bogens.

Die ausführlichen Fundberichte Körbers und Lindenſchmits, die ſchon auf den dem Material nach vermutlichen Zuſammenhang der Inſchrift mit dem Tierkreisbogen kurz hinweiſen, ſtellen u. a. folgendes feſt. Im November 1898 wurde nordweſtlich von dem ehemaligen Gautore ein 36 m langer Teil der alten Stadtmauer aufgedeckt. Die 2,90 bis 3 m dicken Grundmauern waren derart hergeſtellt, daß auf beiden Seiten der Fundamentgrube Quader und Bauſtücke ohne Mörtelverbindung dicht aneinandergereiht waren, vgl. die Abb. S. 27, Fig. 11. Der Raum zwiſchen beiden Reihen war alsdann mit Schutt, Ziegelbruchſtücken und kleineren Steinen ausgefüllt. Die verzierte Seite der Quader, Platten, Geſimsſtücke u. a. war ſtets nach innen, nach unten oder ſeitlich gewendet, ſodaß das Fundament nach außen nur unbearbeitete Flächen zeigte. Im ganzen wurden dieſer Stelle hundert größere Bauſtücke entnommen; ſechs Quader, die in keiner Hinſicht bemerkenswertes aufwieſen, blieben an der Fundſtätte liegen. (Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XVII S. 204 und Weſtd. Ztſchr. XVIII, 1899, S. 394, 2 Abb. Sehr gute Abb. der Figuren Juppiter und Juno in der Feſtſchr. d. röm.-germ. C.-Muſ. Taf. III, 2, Mainz 1902.)

Das ganze Bauwerk war ungefähr 6 m hoch und 4,60 m breit; die Leibung maß 0,70 m bei 2,45 m lichter Spannweite zwiſchen den Auflagern und 4 m Höhe des Durchgangs im lichten; Einzelmaße ergeben ſich aus der Zeichnung, der zwei Schnitte und der Grundriß beigefügt ſind.

Sämtliche Werkſtücke ſind aus gleichem Material, einem grobkörnigen Sandſtein, wie er bei Flonheim in Rheinheſſen bricht; wie hier ſind bei allen Stücken unſeres Denkmals glatt gerollte Kieſel von Bohnen- bis Fauſtgröße einzeln oder auch unregelmäßig ſchichtenweiſe eingeſprengt. Nicht minder entſpricht die verſchiedene Farbe durchaus dem genannten Materiale, das noch heute in allen Abſtufungen von grau- bis tiefgelb und roſtrötlich vorkommt. Von den erhaltenen zehn Wölbſteinen des Bogens ſind ſieben hell- oder dunkelgelblichgrau, während die beiden Anfänger und der Schlußſtein rot ſind. Ebenſo wechſeln gelbliche und rötliche Farbe bei den Pfeiler-Werkſtücken, eine für die ehemalige Geſamtwirkung inſofern belangloſe Tatſache, als das ganze Bauwerk ohne Zweifel mit weißem, bemaltem Stuck überzogen war. Neben vielfach erhaltenen Reſten des harten weißen Überzugs ſind von der farbigen Bemalung Spuren von rot u. a. an der Inſchrift, von blau an dem Skorpion-Relief erkennbar.

Grundriß und Aufbau zeigen einfachſte Behandlung. Die nur 70 cm ſtarke kuliſſenartige Mauer aus meiſt verklammertem oder verdübeltem Quaderwerk iſt in der Mitte von der Durchgangsöffnung durchbrochen. Auf dem Sockel erhebt ſich ein einfach gegliederter Oberbau. Die Gliederung der Architektur im ganzen iſt in flachem, die figürlichen Darſtellungen ſind in kräftigem Relief durchgeführt. Ebenſo einfach iſt, wie es ſcheint, die auf den Oberbau folgende Attika behandelt geweſen. Sie beſtand wohl nur aus Geſimsgliedern und der Inſchrift. Auf ihrer Plattform mögen noch Standbilder, vielleicht auch ornamentale Zierſtücke eine Stelle gefunden haben.

Zwei mit Weinrankenwerk reich geſchmückte Pilaſter begrenzen zu beiden Seiten den Pfeilerbau. Am Durchgang ſtützen zwei glatte Pilaſter mit ſchmuckreichen Kapitellen den Archivolt. Nach innen ſind die Pilaſter mit ſteigenden Akanthusranken und Blattwerk verziert. Den Abſchluß bilden zierliche Kapitelle, auf deren Blattwerk niedliche Frauenköpfe ſitzen. Der Raum zwiſchen den äußeren und inneren Pilaſtern iſt bis zum Beginn der Wölbung mit einem ſteigenden gefiederten Pflanzenſchaft verſehen, der unten in volutenartiges, oben in kelchartiges Laubwerk ausgeht. Zur Aufnahme der figürlichen Darſtellungen iſt die Wandfläche über der Bogenöffnung in vier Abteilungen zerlegt, nämlich: die Tierkreiszone auf dem Archivolt, an deſſen Fußpunkten die trapezförmigen Räume und über dieſen, durch eine wagrechte Leiſte abgeteilt, ein Feld für die oberen Gruppen. Die Tierkreisbilder beginnen links mit Widder, deſſen Rumpf teilweiſe erhalten iſt; er war mit dem jetzt verſchwundenen Stier wohl im erſten Feld vereinigt. Dann je in einem durch Halbrundſtab abgeteilten Feld: Zwillinge, Krebs, auf einem fehlenden Wölbſteine der Löwe, ſodann Jungfrau. Rechts vom Schlußſteine folgen: Wage, Skorpion, Schütze, der heute abgebröckelte Steinbock; verſchwunden ſind auch bis auf einen kleinen Reſt (Fiſchſchwanzfloſſe?) die Bilder des Waſſermanns und der Fiſche; dieſe vielleicht wie Widder und Stier im letzten Feld vereinigt. In den Zwickeln zu ſeiten des Bogenauflagers befindet ſich je ein nach der Bogenmitte ſchreitender nackter Knabe. Der linke trägt über ſeiner linken Schulter eine gebogene Stange, an der vorn und hinten ein mit Früchten (Trauben, Äpfel?) gefülltes Körbchen hängt. Der Oberkörper des rechten Knaben iſt zerſtört; vielleicht trug er, wie die Haltung anzudeuten ſcheint, mit erhobenen Händen einen Opfergegenſtand. Über den Köpfen dieſer Knaben bezeichnet eine horizontale Leiſte die Standfläche der opfernden Perſonen. Die Darſtellungen des ganzen Feldes ſcheinen in drei Gruppen zu zerfallen: die Göttergruppe in der Mitte und zu beiden Seiten je eine Opferſzene. Juppiter und Juno ſind hervortretend, etwas geſondert von den anderen Figuren, auf dem Schlußſtein der Bogenwölbung angebracht. Sie ſitzen auf der oberen Leiſte des Archivolts und unterbrechen die Reihe der Tierkreisbilder zwiſchen

Jungfrau und Wage. Juppiter mit entblößtem Oberkörper hält in der rechten Hand das Scepter, die Linke umfaßt den Blitʒ; beide Hände ruhen auf den Oberſchenkeln. Seinen rechten Fuß ſetʒt er auf die von zwei ſich ſchneidenden Reifen in vier Teile geteilte Weltkugel. Juno iſt bekleidet; die linke Hand trägt einen an die Schulter gelehnten fackelartigen Gegenſtand, die rechte ruht, wie es nach den Reſten ſcheint, eine Schale haltend auf dem Schoße. Die Köpfe beider Figuren ſind bis auf einen Reſt von Juppiters Bart zerſtört. Die ſtarke Beſchädigung der ſeitlich von Juppiter und Juno erſcheinenden Geſtalten läßt eine beſtimmte Benennung nicht zu, wenn man auch links (vom Beſch.) in einer weiblichen Figur mit entblößtem Oberkörper Venus (daneben Mars?) und rechts in der kräftigen, männlichen Geſtalt vielleicht Herkules (oder Merkur?) erkennen möchte. Die Tierkreisbilder in Verbindung mit Darſtellungen olympiſcher Götter bieten in ganz ähnlicher Weiſe mehrere Mithras-Reliefs. Auffallende Übereinſtimmung mit unſerm Bogen zeigt beſonders das Mithrasbild von Oſterburken. (Vgl. Cumont II S. 350, 326 Agram, 379 Heddernheim u. a.) Von den gleichfalls erheblich beſchädigten, zum größeren Teil verſchwundenen Skulpturen der Opferſzenen iſt links noch erkennbar: der Fuß des Opfertiſches, die unteren Gewandteile und die Füße des Prieſters ſowie ein weniger beſchädigtes Kind, vor ſich ein Weinkännchen mit beiden Händen tragend. Auf der rechten Seite ein Widder-Opfer. Das Tier ſteht ſcheinbar über einem entzündeten Altar, zu welchem drei Stufen führen. Zwiſchen Altar und den Hinterbeinen des Widders erſcheinen, nur im Umriß flach eingehauen, der bekleidete linke Fuß und Gewandteile eines Mannes, vielleicht eines Knaben. In kräftigem Relief folgt ſodann eine kopfloſe Prieſterfigur, bis zu den Schultern erkennbar; daneben ein zweites, beim Opfer behülfliches, nach links ſchreitendes Kind, das auf dem linken Arm einen Hahn trägt; der rechte Arm iſt in feierlicher Haltung erhoben.

Von der über dieſen Skulpturen fehlenden, im ganzen wohl glatten Quaderſchichte konnte ſeither kein Stein ſicher beſtimmt werden. Sie enthielt, wie es ſcheint, außer den Köpfen der Prieſter nur noch die Kapitelle der beiden Reblaub-Pilaſter. Zu den Geſimſen der Attika gehören fünf Platten, zwei derſelben ſind auf Vorder- und Rückſeite abprofiliert, das Eckſtück trägt die Profile auf drei Seiten. Außer den auf der Skizze angegebenen Geſimsſtücken und den Inſchrift-Platten ließen ſich unter den ins Muſeum gelangten Steinen weitere Teile der Attika nicht erkennen. Die an der Fundſtelle zurückgebliebenen unſkulpierten Quader dienten vermutlich zum weitern Aufbau der Attika und ihrer Plattform. Es beſteht ferner die Wahrſcheinlichkeit, daß in der nach NW unter den Häuſern des Käſtrichs hinziehenden Stadtmauer noch Teile unſeres Ehrenbogens liegen und dereinſt willkommene Ergänzungen bringen werden.

Von dem Schmuck der Bogenleibung iſt außer zwei kleinen Reſten einer Roſette auf den Wölbſteinen der Zwillinge und des Krebſes nichts erhalten; vielleicht waren die fehlenden Ornamente in Stuck und durch Malerei hergeſtellt. Beachtenswert ſcheint mir die überaus reiche Verwendung der gut gezeichneten Weinranken in den Füllungen der beiden großen Pilaſter, die, wenn auch ein ganz geläufiges dekoratives Motiv der Zeit, hier außer auf Beziehungen zum dionyſiſchen Kult, möglicherweiſe auf den ausgedehnten Weinbau in den benachbarten Gegenden hinweiſen (vgl. den Altar des Liber aus einem Weinberge bei Weiſenau, Körber IV 39.)

Auffallend iſt ein Unterſchied in der Breitenabmeſſung der beiden Pfeiler von rund 0,10 m, um die der rechte den linken übertrifft. Dieſem Unterſchiede entſprechen nach oben die Maßunterſchiede der Auflagerſteine ſowie am linken Pfeiler die unſymmetriſche Ausführung des zwiſchen den Pilaſtern aufſteigenden Pflanzenſchaftes.

Von Intereſſe ſind auch die ſeitlich heraustretenden Boſſen an je einem Quader der oberſten Schichte der Pfeiler. Sie deuten auf einen architektoniſchen Anſchluß, der ſomit aller Wahrſcheinlichkeit nach auch konſtruktive Bedeutung beſaß. Man könnte hier an kleine Seitentore und an die Ergänzung der Inſchrift Zeile 1: arcus cum oſtiis ſtatt Zangemeiſters ſignis oder ſtatuis denken, wie die Trierer Inſchr. Hettner 15: arcum cum oſtiis und CIL, XII 1121: porticus et arcus cum oſtiis et cluſuris bietet, doch wird ſich hierfür eine ſichere Entſcheidung ohne weitere Fundſtücke kaum treffen laſſen.

Die Rückſeite enthielt außer den Attika-Geſimſen und einigen Verzierungen in den Feldern der Pfeiler keine Skulpturen; ſämtliche durchbindenden Quader, namentlich alle Wölbſteine ſind rückſeitig glatt gearbeitet. Die Rückſeite des Bauwerks iſt demnach, im Gegenſatʒ zur Vorderſeite, nicht ſchaumäßig behandelt. Immerhin kann als wahrſcheinlich gelten, die oberen Teile freiſtehend zu denken, während die beiden Seiten bis zur Pfeilerhöhe architektoniſch angeſchloſſen waren.

Der Entwurf des Denkmals verfolgt, ſeinen beſcheidenen Abmeſſungen entſprechend, vorwiegend dekorative Abſichten, die ſich nicht ſtreng innerhalb der architektoniſchen Linien bewegen. Die Ausführung im einzelnen zeigt nach der künſtleriſchen Seite eine Behandlung, die, ſoweit der heutige Zuſtand erkennen läßt, über eine gute handwerkliche Schulung nicht hinausgeht.

Über die Stiftung des Denkmals gibt die Inſchrift nicht völlig erſchöpfende Auskunft, da die Ergänzungen des fehlenden dritten Steines nicht ganz ſicher ſtehen. Sie bietet mit Zangemeiſters Ergänzung CIL, XIII 6705 folgenden Text:

In h(onorem) d(omus) d(ivinae) I(ovi) o(ptimo) m(aximo) conſervatori ar[cus cum ſigni]s
quos Dativius Victor dec(urio) civi(tatis) Taun[enſium vicanis]Mo
gontiacenſibus [p]romiſit Victor[ii Probus et Prim ?]us
fili et heredes conſumma[verunt]

= Zu Ehren des erlauchten (Kaiſer-)Hauſes haben dem Juppiter, dem Beſten und Höchſten, dem Beſchütʒer, einen mit bildlichen Verzierungen geſchmückten Bogen, welchen Dativius Victor, Ratsherr der Gemeinde der Taunenſer (um Heddernheim) den Bewohnern von Mainz verſprochen, deſſen Söhne und Erben Victorius Probus (?) und Victorius Primus (?) errichten laſſen (vgl. Körber, Röm. Inſchr. III 121. CIL, XIII 6705).

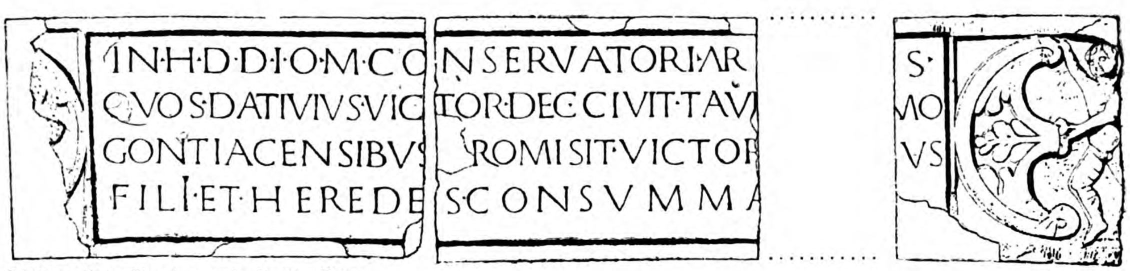
Die Widmungsformel in honorem domus divinae iſt nicht vor Antoninus Pius üblich; I · O · M conſervatori weiſt ebenfalls in dieſe ſpätere Zeit, vgl. v. Domaszewski, Weſtd. Ztſchr. 1895 S. 96. Dem 3. Jahrhundert gehört auch die um

d. J. 200 auf den Mainzer Denkmälern aufkommende ſog. Quadrat-Schrift an. Bezeichnend ſind hier N, M, D gebildet. Der urſprüngliche Standort des darnach in der erſten Hälfte des 3. Jahrhunderts errichteten Ehrenbogens wird mit Rückſicht auf die Fundſtelle und die Mächtigkeit der Werkſtücke wohl das gegen Weſten vorgelagerte caſtrum geweſen ſein, wie denn auch ſämtliche mit dieſen Quadern zuſammen oder in der Nähe gefundenen Steindenkmäler und Werkſtücke von Bauten des Kaſtells herrühren, vgl. auch oben Schumacher S. 21 f. Es würde in der Tat aller Übung widerſprechen, wollte man die Heraufſchaffung der rieſigen Blöcke auf die Höhe des Gautors aus der rheinwärts gelegenen bürgerlichen Niederlaſſung annehmen. Man wird vielmehr, als ſich bald nach der Mitte des 3. Jahrhunderts die Zuſammenziehung des militäriſchen Standquartiers mit der bürgerlichen Niederlaſſung vollzog, das Baumaterial zur Anlage der neuen Mauer, namentlich die ſchweren Fundamentblöcke, ohne Zweifel aus nächſter Nähe, d. i. hier aus den preisgegebenen Teilen des Caſtrums genommen haben. Gegen die Aufſtellung des Denkmals im Kaſtell könnte freilich der Inhalt der Inſchrift unter Berückſichtigung der Ergänzung Zangemeiſters angerufen werden. Hiernach wäre der Ehrenbogen lediglich den bürgerlichen Bewohnern, den vicani, verſprochen und geſtiftet worden. Aber es muß dahingeſtellt bleiben, ob dieſe Ergänzung richtig iſt und ob nicht vielmehr in Anbetracht der militäriſchen Beziehung nach CIVIT · TAVN ein jener entſprechender Ausdruck z. B. caſtris gefolgt ſei, demnach eine der Widmung der Trierer Bürgerſchaft an die XXII. Legion v. J. 197 (Körber III 120) ähnliche Stiftung vorläge. Vielleicht läßt ſich auch die Aufſtellung des Ehrenbogens im Kaſtell mit der Verehrung des Juppiter conſervator und ſeinem ohne Frage dort befindlichen Heiligtume begründen. Dafür würde ſprechen, was v. Domaszewski in ſeiner Religion des römiſchen Heeres S. 60 f. u. 96 Anm. 390 von dem zu Beginn des 3. Jahrhunderts in das römiſche Heer eindringenden Kult orientaliſcher Götter als Soldaten- und Lagergottheiten feſtſtellt. Auch im Mainzer Lager wird zu dieſer Zeit der alte Juppiter optimus maximus zum Sabazius und Dolichenus, wie der Altar Keller II 25 b: Jovi optimo maximo Sabaſio conſervatori . . und namentlich unſere jüngſten Altarfunde des I · O · M Dolicheno beweiſen, die alle aus den Fundamenten der alten Stadtmauer und in unmittelbarer Nähe der zahlreichen älteren Funde und des Ehrenbogens erhoben wurden. Die datierten oder datierbaren Altäre des Juppiter Dolichenus ſind aus dem Jahre 217 bezw. zwiſchen 211 und 220.

Schließlich ſei, um den vermutlichen Grund der Widmung noch mit einem Wort zu berühren, der ſicher mannigfachen Beziehungen der civitas Taunenſium zu Mogontiacum, dem Standort der Legionen, gedacht (vgl. CIL, XIII S. 425 f.) Die Wetterau, insbeſondere der an geſegneter Stelle liegende reiche Ort Heddernheim war in den unruhigen Zeiten des 3. Jahrhunderts wohl nicht ſelten auf den Schutz der Mainzer Truppen angewieſen, und ſo könnte vielleicht der von einem vermögenden Heddernheimer Decurio geſtiftete, bei dem Heiligtume einer Lagergottheit errichtete Ehrenbogen ein Ausdruck dieſes Verhältniſſes ſein.

Die bald zu erhoffende Aufſtellung des in vielen Beziehungen höchſt wertvollen Bauwerks in der Steinhalle des Muſeums wird das Intereſſe an dem durch glückliche Umſtände wiedergewonnenen Denkmal nur fördern können.

LITTERATUR: Cumont, Mystères de Mithra, Bruxelles 1896. v. Domaszewski, Religion des römiſchen Heeres in Weſtdeutſche Zeitſchrift für Geſchichte und Kunſt XIV, Trier 1895. Hettner, Die römiſchen Steindenkmäler . . Trier 1893. Keller, Die neuen römiſchen Inſchriften . . Zweiter Nachtrag . . Mainz 1887. Körber, Römiſche Inſchriften . . Dritter Nachtrag Mainz 1897. Körber, Neue Inſchriften . . Vierter Nachtrag Mainz 1905 u. Korrbl. d. W. Z. XVII, S. 202 f. (Lindenſchmit) Muſeographie f. 1898 in Weſtdeutſche Zeitſchrift für Geſchichte und Kunſt XVIII, Trier 1899, S. 394 f.



Die Inschrift des Ehrenbogens des Dativius Victor

IX.

Die grosse Juppiter-Säule von Mainz

von K. Körber (dazu Tafel III u. IV)

WEITAUS die wichtigfte Bereicherung, welche der Mainzer Sammlung von römifchen Skulpturen und Infchriften feit ihrem Beftehen zu teil geworden ift, bildet die zu Anfang des Jahres 1905 beim Bau des Haufes Sömmeringftraße Nr. 6 aufgefundene Juppiterfäule (f. Lindenfchmits Bericht in diefem Heft). Bei der Fülle und Wichtigkeit der Skulpturen, mit denen fie allfeitig bedeckt ift, wird fie zweifellos noch zu vielen Unterfuchungen kunft- und religionsgefchichtlicher Art die Veranlaffung geben. Für meine nächfte Aufgabe hielt ich es aber, der gelehrten Welt fowohl wie unferen Vereinsmitgliedern fo rafch als möglich über das Tatfächliche zu berichten; diefen doppelten Zweck hat die folgende Befchreibung im Auge, für die ich den Herren Direktor Lindenfchmit und Prof. Sauer mancherlei Belehrung verdanke. Zur Erläuterung dienen die Tafeln III u. IV, auf denen die vier Seiten der Säule im geometrifchen Aufriß nach Photographieen von Prof. Neeb dargeftellt find. Daraus ergibt fich als Haupt-Beftandteil unferes Denkmals eine 4,94 m hohe Säule, die fich auf einem 2,98 m hohen viereckigen Sockel erhebt und ein 0,60 m hohes korinthifches Kapitäl trägt. Darauf liegt ein 0,62 cm hoher Würfel, der die eigentliche Bafis des bronzenen Juppiter-Standbildes bildet, von welchem leider nicht viel mehr als der linke Fuß nebft Donnerkeil und Blitzftrahl erhalten ift (f. Lindenfchmit, Bericht). Das Ganze hat alfo bis zur Standfläche des Götterbildes eine Höhe von 9,14 m. Letzteres muß, wie der erhaltene Fuß lehrt, etwa $1^1/_2$ fache Lebensgröße gehabt haben, und da zur Ausgleichung mit dem ebenen Boden noch mehrere Stufen oder dergl. vorauszufetzen find, fo hat die Gefamthöhe des Denkmals etwa 12—13 m betragen.

Die Säule ift nun nicht etwa ein Monolith, fondern befteht aus fünf Trommeln von nach oben zu abnehmender Höhe: fie meffen im einzelnen 1,28—1,02—0,96—0,88 und 0,80 m; ihre Dicke beträgt ziemlich gleichmäßig 0,60 m. Sie waren in der Mitte durch eiferne Zapfen miteinander verbunden, die durch eingegoffenes Blei im Stein befeftigt waren. Der Kanal, durch den man diefes einlaufen ließ, befindet fich allemal auf der unteren der zu verbindenden Trommeln, ohne erkennbaren Grund bald links, bald rechts. Auch der untere, viereckige Teil des Denkmals ift mehrteilig: ein aus zwei aufeinanderliegenden Steinen beftehender Sockel von 1,43 m Gefamthöhe, 1,05 m Breite und 1,03 m Tiefe wird durch ein Zwifchengefims von 0,335 m Höhe von dem etwas kleineren oberen Sockelftein getrennt, der nur 0,92 m hoch, 0,85 m breit und 0,89 m tief ift. Auf ihm liegt ein weiteres Gefims von 0,30 m Höhe, über dem fich dann die Säule erhebt. Die den Sockel begrenzenden Flächen find keine regelmäßigen Vierecke, fodaß die oben gegebenen Maße nur annähernd richtig find. Vor dem eigentlichen Denkmal ftand ein Altar von 121 cm Höhe und 62 cm Breite. Er zeigt fehr gefällige Umriffe. Die Infchrift lautet: *I(ovi) O(ptimo) M(aximo) Q(uintus) Julius Priscus et Q(uintus) Julius Auctu(s).* Wir fehen daraus, daß Quintus Julius Priscus und Quintus Julius Auctus, die beiden Stifter des großen Denkmals, dem Juppiter auch diefen Altar errichtet haben. Unterhalb der Infchrift ift ein geöffnetes Weihrauchkäftchen eingemeißelt, auf den Seitenflächen je eine Kanne und ein Opferteller, hinten ein Handtuch: lauter Gegenftände, die zur Opferhandlung nötig waren. (Näheres bei Befprechung der diesjährigen Infchriftfunde.)

Das Material ift ein gelblicher Kalkftein, der bei Mainz nicht vorkommt. Herr Geh. Bergrat Prof. Dr. Lepfius hatte die Güte eine bezeichnende Probe an einige in Betracht kommende Anftalten zu fenden, deren reiche Vergleichsmittel eine genaue Beftimmung möglich erfcheinen ließen. Als Ergebnis feiner Bemühung teilte er uns folgendes mit: „Die beften Kenner des lothringer und franzöfifchen Juras, Prof. Benecke in Straßburg und Prof. Kilian in Grenoble, ftimmen in ihrem Urteil dahin überein, daß der Kalkftein ficher mitteleuropäifcher Jura-Oolith ift, entweder Bathonien oder Corallien; Benecke fchreibt, daß er nicht ganz mit dem lothringer Oolith übereinftimme, fondern wahrfcheinlich aus Frankreich ftamme; Kilian hält es für wahrfcheinlich, daß der Kalkftein aus dem öftlichen Teil des Parifer Beckens herftamme (oder aus Burgund). Alfo fcheint es, daß der Kalkftein jedenfalls aus Frankreich herrührt, und nicht aus Italien, wie ich zuerft vermutete.“ Damit ftimmt es fehr gut, daß die beiden Künftler, die fich auf dem Denkmal genannt haben, ihrem Namen nach Kelten find (f. Befpr. der diesj. Infchriftenfunde).

Die ganze Säule ift nebft dem Sockel auf allen Seiten reich mit Bildwerk in erhabener Arbeit gefchmückt, nicht weniger als 28 Gottheiten find darauf dargeftellt. Es ift, foweit mir bekannt, das ältefte Beifpiel einer columna caelata, die nicht nur am unteren Stamme verziert ift, wie die von Plinius XXXVI, 95 erwähnten Säulen des Artemistempels in Ephefus. Die Wirkung der Bilder war zweifellos noch, wie es auch für die Trajanfäule nachgewiefen ift, durch Bemalung der Gewänder, Waffen ufw. bedeutend verftärkt, doch hat fich trotz genaufter Unterfuchung nicht die geringfte Spur von Farben nachweifen laffen. Dagegen haben einzelne Bruchftücke durch den Einfluß in der Nähe liegender Eifenteile eine fchöne roftbraune Färbung angenommen.

Die dargeftellten Gottheiten laffen fich bis auf wenige ohne weiteres mit griechifch-römifchen Namen benennen; aber bei zweien oder dreien geht dies nicht an, und darum läßt fich die Möglichkeit nicht beftreiten, daß auch in anderen Fällen unter dem griechifch-römifchen Götterbild ein einheimifcher — hier alfo keltifcher — Gott fich verfteckt. Dann hätten wir hier aus dem Gebiet der Bildhauerkunft eine Parallele zu den Infchriften der equites fingulares, der keltifch-germanifchen Kaifergarde in Rom. Vor allem wird man Verdacht hegen dürfen gegen die echt römifche Bedeutung des Merkur, mit welchem, wie wir aus Caefar b. g. VI. 17 wiffen, die Römer den höchften Gott der Gallier geglichen haben, und der ebenfo wie Herkules auf keltifchem Gebiet fowie in den keltifch-germanifchen Rheinlanden auf Weihefteinen viel häufiger genannt wird, als es feiner Bedeutung in der römifchen Götterwelt entfpricht. Man wird alfo oft bei dem Bild oder dem Namen des Mercurius, auch da wo kein keltifcher

Beiname, wie Alaunus, Arvernus, Ciſonius, Tourenus oder Viſucius, auf den rechten Weg hilft, an den einheimiſchen Gott zu denken haben. Ähnliches gilt für Herkules, Fortuna uſw. Doch iſt es bis jetzt noch nicht möglich, hier überall eine reinliche Scheidung eintreten zu laſſen. Daher werde ich in der folgenden Beſchreibung nur in einzelnen beſonders dazu geeigneten Fällen auf dieſe Frage eingehen.

Die bildliche Darſtellung der Gottheiten unſeres Denkmals geht, welcher Herkunft ſie auch ſein mögen, auf griechiſche Vorbilder und zwar beſonders auf ſolche der helleniſtiſchen Zeit zurück. Faſt überall ſehen wir das griechiſche Untergewand, den χιτών, meiſt in Verbindung mit dem Obergewand, dem ἱμάτιον, angewendet, einzelne Götter tragen nur den kurzen Mantel, die χλαμύς; der Kaiſer iſt natürlich nach römiſcher Art in Tunica und Toga gekleidet. Von keltiſcher Gewandung iſt keine Spur zu entdecken, ebenſowenig von keltiſchem Schmuck, wie torques u. dgl.

Da die Säule auf allen Seiten gleichmäßig mit Bildwerk bedeckt iſt, ließ ſich nicht überall mit voller Sicherheit entſcheiden, was vorn und was hinten war. Die Zapfenlöcher waren zu ſehr zerſtört, als daß ſie einen Anhalt zur Entſcheidung dieſer Frage hätten bieten können; die Einlaufkanäle für die Verbleiung lagen nachweisbar nicht übereinander. So war man allein auf den Inhalt der Darſtellungen angewieſen. Dabei ergab ſich denn als ſelbſtverſtändlich, daß am Sockel in der unteren Reihe das Bild des allgütigen und allmächtigen Juppiter, dem ja das ganze Denkmal geweiht war, in der oberen die Inſchrift, welche dieſe Weihung verkündet, bei der Aufſtellung auf die Vorderſeite zu bringen war. Ebenſowenig konnte es einem Zweifel unterliegen, daß bei der oberſten Trommel Juppiters Gemahlin, Juno, auf welche von beiden Seiten Sol und Luna herangefahren kommen, nach vorn ſchaute, wie bei der unmittelbar darunter befindlichen Trommel der Kaiſer, dem ſich von rechts und links her die opfernden Laren zuwenden. Nicht viel mehr als wahrſcheinlich iſt es bei der unterſten Trommel für Juppiters Bruder Neptun. Wenn aber dieſer nach vorn ſtand, dann war dies auch mit der von mir als Virtus gedeuteten Gottheit auf der nächſt höher ſtehenden Trommel der Fall, denn bei genauer Betrachtung der vorſtehenden Randleiſten beider Trommeln ſieht man zwei feine ſich kreuzende Striche, die offenbar erſt nach Aufſtellung des Denkmals eingeriſſen worden ſind. Vielleicht iſt auch eine auf dem unteren Rand der oberen dieſer beiden Trommeln eingehauene Lanzenſpitze als Verſatzmarke zu deuten, wovon ſpäter die Rede ſein wird. Welche Seite bei der dritten, alſo der mittelſten Trommel nach vorn geſtanden hat, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wende ich mich jetzt der Beſchreibung der Einzelbilder zu, wobei ich mit dem unteren Sockelteil beginne.

I a. *Juppiter* ſteht in ruhiger, majeſtätiſcher Haltung da, nur mit dem Mantel bekleidet, der über dem linken Oberarm liegt und an der Seite herabfällt. Königliche Würde ſpricht aus dem ernſten Geſicht; doch iſt zu beachten, daß die Falte auf ſeiner Stirn durch einen Sprung ſehr bedeutend vertieft und verlängert worden iſt. Das Haupt iſt von wallendem Haar und rundgeſchnittenem Vollbart umrahmt, was den Eindruck, daß der Kopf im Verhältnis zum übrigen Körper zu groß geraten iſt, noch verſtärkt. In der Rechten hielt der Gott den Blitz, deſſen untere Hälfte mit der Hand und dem größten Teile des Bauches verloren gegangen iſt; mit der hochgehaltenen Linken ſtützt er ſich auf das Zepter, das Zeichen ſeiner Macht. Neben dem rechten Knie ſitzt der Adler auf einer Kugel, die auf die Weltherrſchaft des Gottes hindeutet; leider iſt er arg zerſtört, doch ſieht man am Bruch, daß er den Kopf herumdrehte und nach ſeinem Gebieter aufſah.

Ein reiches Rahmenwerk von Blättern und Kelchen, die aus einem prächtig verzierten Kantharos hervorwachſen, umgibt die Geſtalt des Gottes auf beiden Seiten; oben wird es durch einen ſchweinsohrigen Satyrkopf bekrönt, während man in der Mitte ein Eichhörnchen mit buſchigem, auf den Rücken gelegtem Schwanz ſieht, das an einer Frucht naſcht. Unten wird der Rahmen durch ein in der Mitte zuſammengehaltenes Bündel von Blättern gebildet, oben durch eine Verzierung, die wohl als fortlaufendes, um einen Stock gewundenes Band aufzufaſſen iſt; doch ſind die ſichtbaren Teile des Stockes faſt kugelartig gebildet. Die ganze Umrahmung iſt nach den vorhandenen Teilen, wo es mit voller Sicherheit geſchehen konnte, ergänzt worden.

II a. *Fortuna und Minerva* ſtehen auf der rechten Seitenfläche einander gegenüber, ohne daß man daraus auf eine engere Beziehung zwiſchen beiden ſchließen dürfte. *Minerva* iſt mit Juno die römiſche Tempelgenoſſin des Juppiter Optimus Maximus und durfte daher hier nicht fehlen. Gekleidet iſt ſie in ein ſchweres, langärmeliges Untergewand, das auch die Füße noch völlig verdeckt. Auch der Mantel iſt von dickem Wollenſtoff, und man erkennt trotz der ſtarken Beſchädigung, daß er ähnlich wie bei der ſog. „Athene mit der Diplax“ in der Villa Albani (Reinach, Repertoire 236. 6) angeordnet iſt, d. h. er iſt abweichend von dem gewöhnlichen Brauch unter dem l i n k e n Arme durchgezogen und dann mit dem einen Zipfel irgendwie auf der r e c h t e n Schulter befeſtigt, ſodaß große Gewandmaſſen an dieſer Seite herunterfallen. Der untere Saum des Mantels iſt verloren gegangen; die Linie, die von der linken Hand nach unten verläuft, iſt nichts anderes als ein Bruchrand. Über Bruſt und Schultern liegt kragenartig die Ägis. Sie iſt als Schuppenpanzer gebildet und von kammgeſchmückten Schlangen umſäumt, deren eine über der rechten Schulter beſonders deutlich ſichtbar wird. Das Meduſenhaupt iſt über der rechten Bruſt ſichtbar. Auf dem wunderbar gut erhaltenen Kopf, an dem der durch die lange, gerade Naſe erhöhte Eindruck der Herbigkeit auffällt, trägt die Göttin den runden, eng anſchließenden attiſchen Helm, auf deſſen Geſtaltung das Phidias'ſche Vorbild eingewirkt haben dürfte. Vorn iſt er mit einem niedrigen Stirnſchild verſehen, und auch ein Ohrenſchutz iſt ſeitlich angebracht. Seine Hauptzier aber bildet der lange, bis zur Schulter herabwallende Roßſchweif, der auf dem Rücken eines liegenden Greifes angebracht iſt. Zwiſchen beiden Göttinnen ſteht auf einem ſteinernen Unterſatz ein kleines Bronzealtärchen mit loderndem Feuer, in das Minerva mit der Rechten Weihrauch zu ſtreuen ſcheint, während ſie die Linke an die Hüfte gelegt hat. Etwas tiefer ſitzt an ihrer Seite ihr heiliger Vogel, die Eule.

Einen ſehr wirkſamen Gegenſatz zu der wie gebietend daſtehenden, in ſchwere Stoffe gekleideten Minerva bildet die jugendlich anmutige Geſtalt der *Fortuna,* die auf ſie zuſchreitet und dabei dem Beſchauer faſt den Rücken zuwendet. Sie iſt mit einem enggegürteten, linnenen Chiton

bekleidet, der ſo dünn und fein iſt, daß er die edel modellierten Körperformen durchſcheinen läßt. Er war auf beiden Schultern zuſammengeneſtelt, iſt aber von der rechten auf den Oberarm herabgeglitten, wie ſich trotz der Zerſtörung an dieſer Stelle noch erkennen läßt. Der aus dickerem Zeug gefertigte Mantel iſt von links her hinten herum geführt und über die linke Schulter geworfen, von wo er bis auf den zum Gehen erhobenen Fuß herunterfällt. Auch der Mantel iſt tief herabgeglitten, ſodaß die ſchönen Linien des Oberkörpers von ihm nicht verhüllt werden. Am linken Fuß wird die Sandale mit ihrem Riemenwerk gut ſichtbar. Von beſonderer Schönheit iſt der bis auf das Kinn trefflich erhaltene Kopf, was auf der Abbildung leider nicht ganz zur Geltung kommt. Er iſt mit einem Diadem geſchmückt, hinter dem das reiche Haar wellig zurückgekämmt und ſchließlich zu einem Knoten zuſammengefaßt iſt. Das Füllhorn, das die Göttin als Segenſpenderin in der Linken trägt, iſt naturaliſtiſch gebildet nach Art eines wulſtigen Steinbockhornes. Es iſt mit allerlei Früchten gefüllt und zwar ſowohl ſolchen, die wild wachſen, wie Eicheln und Pinienzapfen, als auch ſolchen, die der menſchlichen Pflege bedürfen, wie Trauben, Äpfel und Ähren; dazwiſchen ſieht man Eichen- und Traubenblätter. Mit der Rechten hält ſie als Lenkerin des menſchlichen Geſchickes an einem Querholze das Steuer, deſſen Ruderblatt, wie man an der allein erhaltenen unteren Hälfte ſieht, mit „laufendem Hund“ verziert war. In der Darſtellung deutet alſo nichts darauf hin, daß wir hier eine andere Gottheit vor uns haben als die griechiſch-römiſche Tyche-Fortuna; dennoch iſt dies nicht ausgeſchloſſen, zumal wenn ſie auf unſerem Denkmal ebenſo, wie Minerva mit Juppiter, ihrerſeits mit dem auf der Rückſeite ſtehenden Herkules gepaart zu denken iſt. Denn Herkules und Fortuna bilden auch auf einer Reihe von Inſchriften der equites ſingulares eine zuſammengehörige Gruppe, die von der capitoliniſchen Trias Juppiter, Juno und Minerva nur durch das Paar Mars und Victoria getrennt iſt. Wie dort könnten beide alſo ſehr wohl auch hier die griechiſch-römiſche Entſprechung irgend welcher keltiſchen Gottheiten ſein. Doch läßt ſich darüber noch nichts Sicheres ſagen.

Eingerahmt wird unſer Bild unten von reihenweiſe angeordneten Roſen, oben von einem Blätterornamente.

IIIa. Auf der Rückſeite des unteren Sockels iſt *Herkules* dargeſtellt, völlig nackt bis auf das Löwenfell, das über den linken Unterarm gelegt mit dem Schwanze den Boden berührt. Leider iſt es, wie die ganze Figur, ſtark beſchädigt, doch ſieht man, daß die Haare daran ſehr konventionell behandelt waren. Für ein offenbar zum Löwenfell gehöriges Stück, an dem auch noch das Ende eines breiten Bandes ſichtbar iſt, iſt die Stelle, wohin es gehört, noch nicht gefunden worden. Umgekehrt iſt die Bedeutung des links oben in der Ecke befindlichen, nach unten zu abgebrochenen Gegenſtandes noch nicht erkannt. Dagegen mag das ſchmale Bändchen, welches feſt an den Körper gelegt an Bruſt und rechter Schulter ſichtbar iſt, dazu gedient haben, den Köcher feſtzuhalten, deſſen oberes Ende in der großen Lücke über der rechten Schulter verloren gegangen iſt. Das Haar iſt ziemlich kurz gehalten und ebenſo wie der Vollbart zierlich gekräuſelt. Mit der Linken hält der Gott die dicke, knotige Keule, die am Oberarm anliegt, in der verlorenen Rechten hatte er einen Becher, den Skyphos, der vor der Hüfte ſichtbar iſt. So iſt Herkules hier als Löwenbezwinger und zugleich als fröhlicher Zecher dargeſtellt, wie es ſchon Lyſippos in ſeinem — freilich ſitzenden — Epitrapezios getan hatte. Sonſt erinnert an dieſen Künſtler nicht gar viel. Namentlich iſt der Kopf, von dem leider ein großes Stück abgeſchlagen iſt, durchaus nicht klein zu nennen, wie Lyſippos ihn bildete, aber man erkennt trotz weitgehender Zerſtörung, daß auch unſer Künſtler es verſtanden hat, ſeiner Geſtalt den Ausdruck ſelbſtbewußter Kraft zu verleihen.

Der Rahmen, der das Bild einſchließt, iſt dem auf der Vorderſeite ganz ähnlich, doch ſind oben ſtatt der Satyrn bärtige, mit Epheublättern und Trauben bekränzte Silensköpfe angebracht. Auch hat ſich auf der rechten Seite unter der Mitte ein Vögelchen erhalten, das nahe der äußeren Randleiſte herunterklettert.

IVa. Das Gegenſtück zu Minerva und Fortuna bildet auf der linken Seitenfläche *Merkur* und eine weibliche Gottheit, die ich vorgreifend *Rosmerta* nennen will. *Merkur* trägt als Götterbote auf dem Haupte den niedrigen, eng anſchließenden randloſen Hut (πέτασος) mit zwei Flügeln und in der Linken den mit Schlangen umwundenen Botenſtab (κηρύκειον, caduceus); auch dieſer wird mit Flügeln verſehen geweſen ſein, die aber ebenſo wie diejenigen an den Füßen verloren gegangen ſind. Bekleidet iſt er nur mit dem kurzen Mantel, der Chlamys, deren zwei obere Zipfel an der linken Schulter mit einem Knopf zuſammengehalten ſind; ſie bedeckt den Oberarm und fällt an der linken Seite herab. In der Rechten hält er als Handelsgott den Geldbeutel, der hier nicht, wie gewöhnlich, herabhängt, ſondern auf der Hand liegt (wie auf dem Trierer Viergötterſtein, ſ. Hettner, Steindenkm. Nr. 25, und demjenigen aus Kreuznach, ſ. Haug, W. Z. X. S. 128). Er ſcheint ſeiner Gefährtin das Geld anzubieten. Der untere Teil des Geſichtes und ein großer Teil des übrigen Körpers iſt leider völlig zerſtört. Auch der heilige Vogel des Gottes, der Hahn, der neben der rechten Schulter herabfliegt, hat den Kopf verloren.

Die überaus anmutige Frauengeſtalt, die dem Merkur entgegentritt, läßt ſich leider nicht mit voller Sicherheit benennen, da man zwiſchen Rosmerta, Maia und Viſucia zu wählen hat, die ſich alle drei auf Inſchriften mit Merkur gepaart finden. Von Viſucia wird man wohl abſehen können, da ſie nur einmal genannt wird und alſo einen nach Ort oder Zahl beſchränkten Verehrerkreis gehabt zu haben ſcheint. Um ſo ſchwieriger iſt die Entſcheidung zwiſchen den zwei anderen, die annähernd gleich oft mit Merkur zuſammen vorkommen. Leider gehören aber zu dieſen Inſchriften entweder überhaupt keine Reliefs oder dieſe — es gibt nur ganz wenige — ſind ſo beſchaffen, daß man über eine etwaige Verſchiedenheit der Attribute beider Göttinnen nichts daraus lernen kann. Auf den ziemlich zahlreichen inſchriftloſen Reliefs hat die Gefährtin Merkurs in der einen Hand entweder das Füllhorn oder den Botenſtab, und Becker wollte daher nur für die Göttin mit dem Botenſtab den Namen Rosmerta gelten laſſen, während er die andere Fortuna nannte (Naſſ. Ann. VII S. 194). Dagegen weiſt Ch. Robert in ſeinem grundlegenden Aufſatz über Merkur und Rosmerta (Epigraphie gallo-romaine de la Moselle, Paris 1873, S. 65 ff.) nach, daß Fortuna hier gar nicht in Betracht kommen kann, daß vielmehr alle Wahrſcheinlichkeit dafür ſpricht, daß Rosmerta wie Maia ſowohl mit dem Füllhorn als auch mit dem Botenſtab abgebildet wurde, wie ja auch andere Gottheiten, z. B. Pax, Felicitas und

Merkur ſelbſt, abwechſelnd bald mit dem einen, bald mit dem anderen dieſer beiden Abzeichen ausgeſtattet ſind. Nun hat Robert weiter gezeigt, daß die Inſchriften, welche den Namen Rosmerta aufweiſen, nur im Gebiete des Mittelrheins, der Moſel, der oberen Maas und Saone vorkommen, während diejenigen mit Maia ſich im ganzen römiſchen Reich finden. Da nun unſer Denkmal, wie wir oben ſahen, aus dem Gebiete der Rosmerta-Verehrung ſtammt, ſo darf man mit Sicherheit annehmen, daß die keltiſchen Künſtler in der Gefährtin des Merkur ihre einheimiſche Göttin darſtellen wollten, wobei es nicht ausgeſchloſſen iſt, daß die Römer ebenſo, wie ſie den höchſten galliſchen Gott Mercurius nannten, in ſeiner Genoſſin ihre Maja ſahen. Natürlich darf man dabei nicht an die altrömiſche Naturgottheit denken, die mit Volcanus gepaart wurde, und der man am erſten Mai ein Opfer brachte, ſondern an die durch Gleichſetzung mit der griechiſchen Maia, der Tochter des Atlas, zur Mutter des Merkur gewordene Göttin, die ſchon auf römiſchem Boden durch dieſe Verbindung etwas von der Natur des Handelsgottes angenommen hat und dadurch der keltiſchen Rosmerta ſo ähnlich geworden ſein mag, daß beide in der Vorſtellung der Bewohner Galliens zuſammenfloſſen. Die Göttin iſt auf unſerem Denkmal nach rechts ſchreitend dargeſtellt, wie gewöhnlich in einem langen, bis zum Boden reichenden Untergewand, deſſen unterer Saum ohne erſichtlichen Grund etwas umgeſchlagen iſt und ſo den vorgeſetzten rechten Fuß freiläßt. An dieſem bemerkt man die Riemen der Sandale, während an dem linken zum Gehen aufgehobenen Fuß die Sohle ſehr deutlich ſichtbar wird. Der aus ſchwerem Stoff gefertigte Mantel iſt vom Rücken her unter dem rechten Arm durchgezogen und bedeckt den Körper bis über das Knie. Mit ſeinem Ende iſt er über den linken Arm gelegt. Das Haupt iſt mit der στεφάνη, einem Diademe, geſchmückt und das wellige Haar ganz ähnlich wie bei Fortuna zu einem Knoten zuſammengefaßt. In der Rechten hält ſie den Schlangenſtab, in der Linken einen rundlichen Gegenſtand, an dem zwei Flügel ſichtbar ſind, zweifellos einen Flügelhut, wie ihn Merkur auf dem Kopfe trägt. Auf anderen Darſtellungen hat ſie gelegentlich einen Geldbeutel in der Hand oder empfängt einen ſolchen von Merkur. Zwiſchen beiden Gottheiten bemerkt man unten über den beiden Stufen das Schwanzende einer Schlange, deren Kopf dicht unterhalb des Botenſtabs der Rosmerta im Umriß noch ſichtbar iſt. Was das aber war, was auf den Stufen geſtanden hat, und wovon noch Reſte mit einigen Schlangenwindungen erhalten ſind, iſt infolge weitgehender Zerſtörung nicht mehr recht erkennbar; vielleicht war es ein kleiner Altar. Jedenfalls iſt der Gegenſtand nicht eckig, ſondern abgerundet, und man wird alſo nicht an eine Geldkiſte denken dürfen, wie ſie z. B. auf dem Trierer Stein, den Hettner in ſeinem illuſtrierten Führer durch das Provinzialmuſeum in Trier S. 27 abbildet, zu ſehen iſt. Die Schlange iſt meines Wiſſens außer hier nirgends unſerem Götterpaar beigegeben. Nun hat Robert (a. a. O. S. 73) die Beobachtung gemacht, daß Merkur und Rosmerta ganz beſonders auch an Heilquellen verehrt worden ſeien. Sollte vielleicht infolge davon Rosmerta auch mit der Salus geglichen worden ſein, die ja ebenfalls häufig mit dem Botenſtab abgebildet wird?

Das ganze Bild iſt ebenſo wie ſein Gegenſtück oben von einer doppelten Reihe von Blättern umrahmt, unten aber von Gitterwerk.

b. Das Zwiſchen-Geſims, das die beiden Sockelteile voneinander trennt, zeigt unten rundliche, gezackte Blätter, die einem lesbiſchen Kyma ähnlich ſind, und darüber ſteigenden Akanthus. An der rechten Nebenſeite, alſo über Minerva und Fortuna, iſt über dem Akanthus-Streifen die Künſtler-Inſchrift angebracht: *Samus et Severus Venicari f(ili) ſculpſerunt* „Samus und Severus, die Söhne des Venicarus, haben das Bildwerk angefertigt.“ Nun könnte es verlockend erſcheinen, die einzelnen Bilder auf die beiden Künſtler zu verteilen, und es läßt ſich in der Tat vielfach die Arbeit verſchiedener Hände feſtſtellen. So ſieht man, wie in einzelnen Fällen die Umriſſe noch einmal beſonders in den Grund vertieft ſind (wie z. B. bei dem nach links ſich wendenden Dioskuren, ſiehe Abbildung IV c), während dies in anderen Fällen weniger oder garnicht der Fall iſt. Und daß das künſtleriſche Können nicht überall auf derſelben Stufe ſteht, lehrt ein Blick auf die Geſtalten der Juno (I 1) einerſeits und der Fortuna (II a) oder Rosmerta (IV a) andrerſeits. Aber auch bei einer und derſelben Geſtalt, z. B. bei Juppiter (I a), laſſen ſich verſchiedene Hände unterſcheiden, und es iſt auch an ſich wahrſcheinlich, daß Samus und Severus nur die Meiſter waren, daß ſie aber keineswegs die ganze Bildhauerarbeit allein ausgeführt haben. Aus dieſem Grund, und weil es ſich hier doch vielfach um ſehr ſubjektive Anſichten handelt, bin ich auf dieſe Frage nicht weiter eingegangen.

I c. Auf der Vorderſeite des oberen Sockelſteines ſteht die Hauptinſchrift, die trotz ſtarker Beſchädigung kaum irgendwelchem Zweifel Raum läßt (vergl. Korrbl. d. W. Z. XIV S. 101 u. 130 und XV S. 10, ſowie die Beſprechung der vorjährigen Inſchriftfunde in dieſem Hefte). Sie lautet: *I(ovi) O(ptimo) M(aximo) pro [ſa]l[ute Neronis] Clau[d]i Caeſaris Au[g(uſti)] imp(eratoris) canaba[ri] publice P(ublio) Sulpicio Scri[b]onio Proculo leg(ato) Aug(uſti) pr[(o) p]r(aetore) cura et impenſa Q(uinti) Juli Priſc[i] et Q(uinti) Juli Aucti.* Darnach haben die Canabari, d. h. die Bewohner der Lagerſtadt vor den Wällen dem Juppiter für das Wohl des Kaiſers Nero dies Denkmal auf Gemeindebeſchluß errichten laſſen, während Publius Sulpicius Scribonius Proculus Befehlshaber des obergermaniſchen Heeres war. Q. Julius Priscus und Q. Julius Auctus beſorgten das Nötige und gaben auch die Mittel dazu her.

II und IV c. Auf den zwei Flächen zur Seite der Inſchrift ſind die beiden *Dioskuren* dargeſtellt und zwar im weſentlichen gleich, d. h. ohne daß etwa der eine als der Roſſebändiger Kaſtor, der andere als der Fauſtkämpfer Pollux gekennzeichnet wäre. Es ſind eben die reiſigen Vorkämpfer des römiſchen Heeres, unter deren Bild das kriegeriſche Volk auch die Hausgötter des Staates, die *di penates publici p. R. Q.*, verehrte. Dies erklärt ihre bevorzugte Stellung auf unſerem Denkmal. Vor ihren Roſſen ſtehen ſie als kräftige Jünglinge mit entſchiedenen Porträtzügen: vielleicht haben wir in ihnen die Bilder der beiden Stifter Q. Julius Priscus und Q. Julius Auctus vor uns. Sie tragen den für die Dioskuren bezeichnenden ſpitzen Hut, den πῖλος, ſowie den kurzen Mantel, der mit einem Knopf auf der rechten Schulter zuſammengehalten, den oberen Teil der Bruſt bedeckt und im übrigen hinter dem Körper beim einen bis zum Knie, beim anderen bis zu den Waden herabfällt. In Bezug auf ihre Haltung ſind ſie beinahe, aber nicht ganz, als Spiegelbilder gearbeitet. Der eine, der mit dem lockigen Haar, iſt nach links gewendet; er ſteht

auf dem linken Fuße fest auf und hält sein Pferd mit der Linken am Zügel. Der andere, der mit dem kurzen, strähnigen Haar, wendet sich dagegen nach rechts, bei ihm ist das rechte Bein als Standbein behandelt, und mit der Rechten faßt er den Zügel. Aber während jener die Lanze, die anscheinend mit der Spitze nach oben gerichtet auf dem Boden aufstand, mit der hochgehobenen Rechten faßt, hält sie dieser mit gesenkter Linken in der Mitte, und die Spitze ist zweifellos nach unten gerichtet. Auch die trefflich gearbeiteten Rosse sind keineswegs nach einer Schablone gemacht; es ist nur schade, daß der Kopf des einen so schwer beschädigt ist (von dem Oberschenkel des zugehörigen Dioskuren haben sich nachträglich noch größere Stücke gefunden, die jetzt die Lücke fast ganz ausfüllen). Als Vorbilder könnten die bekannten rosseführenden Dioskuren am Aufgang zum Kapitol gedient haben.

Für die Technik des antiken Reliefs ist es bezeichnend, wie der Künstler sich bemüht hat, den Körper des Mannes und den des Pferdes, das doch hinter ihm steht, in derselben Fläche zur Darstellung zu bringen; er mußte zu diesem Zwecke den Pferdekörper in ganz unnatürlicher Weise biegen. Der Grund liegt darin, daß das antike Relief aus der Malerei entstanden ist und diesen Ursprung auch alle Zeit bewahrt hat, indem man die Umrisse des künftigen Bildes auf den Stein zeichnete und dann in die Tiefe ging, wobei die Vorderfläche immer als etwas Gegebenes soweit als möglich festgehalten wurde.

III c. Bei weitem am schlimmsten weggekommen ist das Bild des *Apollo,* das auf der Rückseite dieses Sockelsteines angebracht ist: die untere Hälfte des Gesichtes und fast der ganze Rumpf nebst den Beinen bis unter das Knie hinab sind an der Oberfläche völlig zerstört, nur die Umrisse sind vielfach noch erhalten. Abgesehen von dem Mantel, der nur die linke Schulter und den einen Arm bedeckte, war der Gott völlig nackt dargestellt; das in der Mitte gescheitelte und an den Seiten zurückgestrichene Haar schmückte ein schmales Band. Als Gott der Musik hält er in der Linken die Leier, die auf einem steinernen Untersatz steht, der wetterprophezeiende Rabe, der hinter der rechten Hand sitzt, deutet auf die Weissagekunst des Gottes hin, der Zweig, der wohl als Lorbeerzweig anzusprechen ist, wegen der heilenden und reinigenden Kraft des Lorbeers auf seine Tätigkeit als Abwehrer der Pest und als Gott der Sühne.

d. Das Gesims, das den Sockel nach oben zu abschließt, ist in seiner unteren Hälfte ähnlich verziert wie das Zwischengesims (b).

I e. *Neptun* ist als Beherrscher des Meeres durch den Delphin bezeichnet, der auf seinem rechten Unterarm aufliegt. Mit der hoch gehobenen Rechten stützt er sich ungewöhnlicher Weise auf eine Lanze oder ein Zepter, das allgemeine Symbol der Macht. Das obere Ende ist freilich beschädigt, aber für die drei gestielten Spitzen des ihm sonst eigenen Dreizackes ist nicht genügend Raum vorhanden. Nun ist allerdings auf dem unteren Rand der nächst folgenden Trommel eine kleine Lanzenspitze eingehauen, und zwar links unter der Mitte des zur Ceres (II f) gehörigen Altars (auf der Abb. nicht sichtbar). Dicht daneben befinden sich die kreuzweise eingeritzten Striche, von denen wir oben annahmen, daß sie uns eine Handhabe böten, die Stellung der beiden Trommeln zu einander festzustellen. Ist diese Vermutung richtig, so befindet sich jene Lanzenspitze etwas rechts von dem Schaftende in der Hand des Neptun, und es würde daher schon die Vermutung ausgesprochen, daß es eine der drei vermißten Dreizackspitzen sein möchte; die beiden anderen könnten dann mit dem links anschließenden Randstück verloren gegangen sein. Dagegen spricht aber, daß man dann auf dem darunter befindlichen (zu Trommel e gehörigen) Randgesims, das an dieser Stelle sehr wohl erhalten ist, die drei Stiele erwarten müßte; denn daß sie bloß aufgemalt gewesen seien, ist nicht anzunehmen, da man keinen Grund sieht, warum nur die Spitzen eingehauen gewesen sein sollten. Auch setzt sich die Darstellung sonst nirgends auf dem Rand fort. Man wird also diese kleine Spitze nur als ein Versatz- oder Steinmetzzeichen zu deuten haben, zumal sie auch anders aussieht, als die erhaltenen wirklichen Lanzenspitzen.

Der überaus kräftige Körperbau und besonders die breite Brust, die den Neptun vor anderen und auch vor Juppiter, seinem Bruder, auszuzeichnen pflegt, kommt dadurch zur vollen Geltung, daß er fast ganz nackt dargestellt ist: der kurze Mantel, die Chlamys, liegt nur mit einem Ende auf der linken Schulter, mit einem anderen über dem rechten Arm, im übrigen fällt er, durch Bleigewichte in den Zipfeln beschwert, an den Seiten und hinter dem Rücken herunter und bildete so, wenn wir ihn uns in Purpurfarbe denken, einen trefflichen Hintergrund.

II e. Die amazonenhafte Gestalt neben Neptun ist *Diana.* Als Göttin der Jagd trägt sie an den Füßen Schnürstiefel, die zwar die Zehen freilassen, im übrigen aber, vorn durch Riemen zusammengehalten, bis zur Wade hinauf das Bein gegen Verletzung durch Dorne schützen. Das hoch aufgeschürzte Gewand ist leider stark beschädigt, aber sehr interessant ist der obere wohlerhaltene Teil desselben. Durch einen Knoten zusammengehalten entblößt es hier beide Brüste. Am nächsten kommt unserer Darstellung ein in Kyrene gefundener Marmor-Torso, der von Studniczka bei Roscher II 1. 1732 abgebildet und als Kyrene-Bild gedeutet wird, weil durch die Entblößung der Brüste Artemis ausgeschlossen sei.*) Dies ist nun, wie wir jetzt sehen, nicht der Fall; auch zwei im Trierer Museum befindliche Diana-Darstellungen (Hettner, Steindenkmäler 51 und 52) beweisen das. Typologisch wird man also zwischen Kyrene und Diana künftig keinen Unterschied mehr machen dürfen, was bei der nahen Verwandtschaft beider Göttinnen nicht zu verwundern ist. Auch Hettners Vermutung, daß die weitgehende Entblößung nur bei späten Dianabildern vorzukommen scheine, erweist sich als unhaltbar. Nun ist die Art, wie der Knoten auf der Brust unserer Göttin geschürzt ist, ganz durchsichtig: es ist die einfachste Art des sog. herakleischen Knotens, über den Wolters (zu griech. Agonen, 30. Programm des kunstgeschichtlichen Museums der Universität Würzburg, 1901; daraus ist das Folgende entnommen) eingehend gehandelt hat. Diesem herakleischen Knoten hat das Altertum vielfach günstigen, apotropäischen Einfluß nachgerühmt (Plinius N. H. 28. 63); deshalb gehörte er auch zur Brauttracht (s. Roscher I. 2. 2260) und wurde mit dieser von den Vestalinnen übernommen (Dragendorff, Rhein. Mus. 1896. 289; Jordan, Tempel der Vesta, Tfl. IX 10. S. 44. 55). Der Knoten in seiner einfachsten Gestalt entsteht, wenn das eine Ende des Gürtels oder dergl. zu

*) Die Hinweise auf das Kyrenebild und die Abhandlung von Wolters verdanke ich Sauer.

einer Öſe oder Schleife zuſammengelegt wird, durch welche dann das andere Ende von außen nach innen durchgeſteckt, um die Stelle, wo das erſtere Ende doppelt liegt, geſchlungen und wieder durch die Öſe, diesmal von innen nach außen, durchgezogen wird, worauf ſich durch Zuſammenziehen der Knoten ſchließt. Wie man ſieht, handelt es ſich dabei immer um zwei Enden, und bei unſerem Dianabild müßte man alſo annehmen, daß eine vom Chiton ausgehende Schlinge auf der Bruſt einer ſolchen begegnete, die vom Halſe herabkommt und ein beſonderes Gewandſtück bildet, das als Träger zu dienen hat für das Gewand und wohl auch den Köcher, da ein beſonderer Tragriemen für dieſen nicht zu ſehen iſt. Auch Hettner läßt a. a. O. den Chiton durch zwei über die Schulter gelegte, gekreuzte Tragriemen gehalten werden, an welche auch der Köcher befeſtigt ſei. Trotz dieſer Analogie möchte ich faſt glauben, daß unſer Künſtler nach einer Statue vom Typus des Kyrenebildes gearbeitet, ihn aber durch Anbringung des ihm geläufigen herakleiſchen Knotens, durch den eigentlich nur zwei in Schlingen gelegte Enden miteinander verknüpft werden können, in mißverſtandener Weiſe verändert hat. Denn die Annahme eines beſonderen, ſchärpenartig zuſammengelegten Kleidungsſtücks — nicht etwa bloß eines Riemens, wie er bei den Trierer Dianabildern vorzuliegen ſcheint — will mir, ſolange mir kein anderes Beiſpiel bekannt wird, etwas gewagt erſcheinen.

Die jungfräulich friſche Geſtalt unſerer Göttin ſteht geradaus blickend ruhig auf dem rechten Beine, während das linke als Spielbein behandelt iſt. Die geſenkte Linke hält den Bogen und zwar anſcheinend im ungeſpannten Zuſtande. Dies iſt umſo merkwürdiger, weil ſie mit der Rechten einen Pfeil aus dem Köcher nimmt, doch wohl nur, um ihn auf den Bogen zu legen. Ein hinter ihr ſtehender, außerordentlich kräftig gebildeter Hund ſchaut zur Herrin auf; leider iſt der Kopf, abgeſehen von den aufgerichteten Ohren und der Schnauze, nur im Umriß erhalten. Herr Prof. Keller in Prag, der beſte Kenner antiker Hunderaſſen, hatte die Güte, mir darüber zu ſchreiben: „Gewiß iſt es ein vom Wolf abſtammender Hundetypus, vielleicht eine Art Moloſſer, wenn auch nicht reine Raſſe. Ein echter moloſſiſcher Bullenbeißer iſt es offenbar nicht; am meiſten entſpricht er dem ſiziliſch-attiſchen Doggentypus, wie er in den berühmten ſog. Moloſſern des Vatikans und der Uffizien vorliegt."

III e. Der Schlachtengott *Mars* erſcheint als bartloſer Jüngling (das Kinn und — links davon — ein Stück Helmbuſch hat ſich nachträglich noch gefunden) in voller Waffenrüſtung. Auf dem Haupt trägt er einen mit lang herabwallendem Buſch gezierten, zurückgeſchobenen korinthiſchen Helm, unter dem die Locken hervorquellen. Der metallene Panzer iſt genau nach der Körperform gearbeitet. Am unteren Rand ſowie an den beiden Armen geht er in Lederſtreifen über, um die Bewegung der Beine und Arme nicht zu hindern; an beiden Schultern ſieht man die Bänder, durch welche das Rückenſtück mit dem Bruſtſtück verbunden war. Am Hals, an Armen und Schenkeln ſchaut der kurze, wollene Chiton hervor. Vom Knie abwärts ſchützen die Beinſchienen. Mit hochgehobener Rechten ſtützt ſich der Gott auf die Lanze, während die geſenkte Linke den eirunden Schild faßt, der in der Mitte mit dem beflügelten Gorgonenhaupte, dem beliebteſten ἀποτρόπαιον, geziert iſt. (Er iſt am beſten ſichtbar auf dem Bild der danebenſtehenden Victoria, IV e.) Um den Schild nicht unverhältnismäßig groß machen zu müſſen, hat ihn der Künſtler auf einen Unterſatz geſtellt.

IV e. Neben dem Kriegsgott ſteht die Siegesgöttin *Viktoria,* kenntlich an den mächtigen Flügeln und dem Palmzweig, den ſie in der geſenkten Linken hält. Sie iſt in voller Bekleidung ruhig ſtehend dargeſtellt. Sie trägt einen bis auf den Boden herabwallenden kurzärmeligen Chiton mit Überhang. Dieſer bedeckt den Oberkörper bis zur Hüfte; unter der Bruſt iſt er mit einem Gürtel zuſammengehalten, der durch einen kleinen Bauſch mit gefälligem Faltenwurf verdeckt wird. Merkwürdig iſt, daß der Nabel durch das doppelte Gewand hindurch angedeutet iſt. Ein dünnes, ſchärpenartig zuſammengelegtes Mäntelchen kreuzt die Bruſt von der rechten Schulter her; die rechte Hand faßt dieſes Mäntelchen und — mit dem Zeigefinger — auch den Saum des Chitons am Hals, ſodaß eine kreuzweiſe Überſchneidung der Bruſt ſtattfindet und das ganze Bild dadurch außerordentlich belebt wird.

I f und III f. Auf der zweiten Trommel finden ſich an der Vorder- und Rückſeite zwei Gottheiten dargeſtellt, die in Haltung, Kleidung und Attributen ſo große Ähnlichkeit miteinander haben, daß ſie als Gegenſtücke aufgefaßt werden müſſen. Es ſind offenbar die Verkörperungen kriegeriſcher Tugenden, und zwar wird man zunächſt an Honos und Virtus denken müſſen, die eng miteinander verbunden in Rom ſchon ſehr früh in gemeinſamen Tempeln verehrt wurden. Auch auf Inſchriften und auf Münzbildern des I. Jahrhunderts n. Chr. finden ſie ſich nebeneinander. (Abb. bei Roſcher I. 2. 2709). Auf letzteren iſt Honos als halbnackter Jüngling mit Lanze und Füllhorn, Virtus als Jungfrau in Amazonentracht mit Helm, Speer und Schwertſcheide und mit einem Fuß auf einem Helme ſtehend dargeſtellt. Später tritt Honos auch allein auf mit dem Zweig (oder auch Zepter) in der einen und dem Füllhorn in der anderen Hand. Von den beiden Gottheiten unſeres Denkmals hat nun die eine (IV f) wahrſcheinlich einen Zweig in der Rechten gehabt — er iſt bis auf den Stiel verloren gegangen —, die andre (I b) ſchultert ein in der Scheide ſteckendes Schwert, und es wäre alſo naheliegend, jene für Honos, dieſe für Virtus zu halten, und das iſt auch geſchehen. Aber dagegen ſpricht doch ſehr der Umſtand, daß Honos dann zweifellos weiblich gebildet wäre, Virtus dagegen wenigſtens dem Anſchein nach männlich, denn mit voller Beſtimmtheit läßt es ſich nicht ſagen. Da nun Honos und Virtus ihrer Entſtehung nach gewiß echt römiſche Gottheiten ſind und alſo eine Beeinfluſſung durch griechiſche Vorbilder wohl als ausgeſchloſſen gelten darf, ſo möchte ich vorläufig auf das anſcheinende Geſchlecht mehr Gewicht legen als auf die Abzeichen, zumal dieſe bei der Ähnlichkeit der Begriffe des kriegeriſchen Ruhmes und der kriegeriſchen Tüchtigkeit leicht miteinander verwechſelt ſein können.

Honos (I f) iſt als bartloſer Jüngling aufgefaßt, der mit der Linken ein Siegeszeichen hält, in der Rechten aber ein in verzierter Scheide ſteckendes Schwert. Letzteres iſt durch die Bildung des Griffes als das Schwert des römiſchen Legionsſoldaten gekennzeichnet. Das Siegeszeichen beſteht aus einem unten außerordentlich knorrigen Baumſtamm mit einem Panzer, ähnlich dem, den auf unſerem Denkmal Mars trägt, und einem halbkugelig gebildeten, mit Stirnſchild und Backenklappen verſehenen, alſo „attiſchen" Helm. Der Gott ſelbſt trägt einen ganz ähnlichen Helm,

an dem nur die Backenklappen aus künſtleriſchen Gründen fehlen, der aber dafür mit lang herabwallendem Roßſchweif geziert iſt. Der kurze Chiton hat, was bei der männlichen Kleidung ungewöhnlich iſt, einen Überhang, über dem er gegürtet iſt; auf der linken Schulter iſt Vorderblatt und Hinterblatt mit einem Knopfe zuſammengehalten, während der andere Zipfel herunterfällt und die rechte Schulter, ſowie die für eine männliche Perſon außerordentlich voll gebildete Bruſt frei läßt. Füße und Unterſchenkel ſind mit ähnlichen Schnürſtiefeln bekleidet, wie es bei Diana der Fall iſt.

Virtus (III f) tritt uns als kräftige Jungfrau entgegen, die mit der einen Hand eine Fahne hält, deren Schaft unten in eine (nachträglich gefundene) Lanzenſpitze ausgeht und bis auf die Erde reicht; in der anderen hatte ſie vielleicht einen Zweig, das Symbol des durch kriegeriſche Tüchtigkeit errungenen Sieges und Friedens. Der Helm der Göttin iſt demjenigen gleich, den Honos (I f) trägt, aber eine viel größere Lockenfülle quillt darunter hervor. Dagegen iſt das Gewand etwas anders angeordnet als dort. Zwar iſt es ebenſo kurz, wie ein nachträglich gefundenes, in der Nähe der linken Hand anpaſſendes Eckſtückchen, ſowie das ſpärlich erhaltene Riemenwerk des linken Unterſchenkels zeigt, aber es iſt, wie man aus der Art der Falten ſieht, ein Chiton ohne Überfall, aber doppelt gegürtet, einmal unter und einmal über dem durch Emporziehen des Gewandes entſtandenen Bauſch. Er iſt, wie dort, ſo auch hier auf der linken Schulter zuſammengeneſtelt, während der andere Zipfel herunterfällt und die Bruſt entblößt.

II f. Zu den Verkörperungen kriegeriſcher Tugenden bildet einen gewiſſen Gegenſatz die zwiſchen ihnen ſtehende *Ceres,* die Göttin des friedlichen Getreidebaues. Als ſolche iſt ſie mit Ähren bekränzt und hat auch einen Ährenbüſchel in der hoch erhobenen Linken. Er iſt an einem langen Stabe angebracht, der wegen ſeiner Dicke und ſeiner Riefelung wohl nur als ein Rohrbündel aufzufaſſen iſt, ähnlich demjenigen, woraus häufig die Fackel beſteht, welche die griechiſche Demeter zu tragen pflegt. Mit der anderen Hand gießt ſie aus flacher Opferſchale in das flammende Altarfeuer. Sie trägt ein ziemlich langärmeliges, bis auf den Boden reichendes Untergewand und darüber den dickeren Mantel, der unter dem rechten Arme hindurchgezogen und über Schulter und Oberarm geworfen iſt, von wo er an der Seite herabfällt. Durch das etwas zur Seite geſetzte, deutlich hervortretende linke Bein wird in den Faltenwurf einige Bewegung gebracht; demſelben Zweck dient es, daß der obere Saum des Mantels umgeſchlagen iſt.

IV f. *Vulkan* iſt als vollbärtiger Mann mit derben Geſichtszügen dargeſtellt. Auf dem Kopf hat er die für ihn bezeichnende runde Kappe, den πῖλος. In der Rechten führt er als Gott der Schmiedekunſt den Hammer; auch ſein Gewand deutet auf das Handwerk: es iſt die ἐξωμίς, der kurze nur auf der linken Schulter zuſammengeneſtelte Chiton, der die rechte Bruſt und Schulter zu ungehindert freier Bewegung unbedeckt läßt und, unter dem Gürtel etwas heraufgezogen, in einem kleinen Bauſch über dieſen herabfällt. Abweichend von ſonſtigen Darſtellungen hat der Gott aber in der Linken nicht die Zange oder ein anderes Schmiedegerät, ſondern ein mit kelchartigen Verzierungen verſehenes Zepter.

I g. Auf der mittleren Trommel tritt uns zunächſt eine Göttin entgegen, die durch Botenſtab und Zweig ausgezeichnet iſt, zwei Attribute, die in ihrer Vereinigung die Geſtalt als *Pax*, als Friedensgöttin, erkennen laſſen. Der Schlangenſtab, deſſen Flügel hier aus künſtleriſchen Rückſichten einander parallel angebracht ſind, deutet in ihrer Hand offenbar auf friedliche Vermittlung, ebenſo wie der Zweig, den man als Olivenzweig (Vgl. Verg. georg. II 425), aber auch als Lorbeerzweig (Vgl. Ov. faſt. I 711) auffaſſen kann. Gekleidet iſt ſie in ein hoch gegürtetes ärmelloſes Untergewand, wie es die links neben ihr ſtehende Göttin (IV g) trägt. Darüber liegt der Mantel, der mit dem einen Ende ſchleierartig um den Kopf gelegt, mit dem anderen über den linken Unterarm geworfen iſt. Auffallend iſt die unmäßige Länge des Zeige- und Mittelfingers der linken Hand.

II g. Neben Pax ſteht *Aequitas,* die Verkörperung der Billigkeit, als ſolche gekennzeichnet durch die Wage, die ſie etwas geziert in der Rechten hält. In der Linken hat ſie ſtatt des ſonſt üblichen Füllhorns einen Zweig. Das wellige Haar iſt mit einem diademartigen Kopfſchmuck geziert. Das Untergewand iſt unter der Bruſt gegürtet, und über dem Gürtel iſt ein kleiner Bauſch angeordnet, der ihn verdeckt. Die Spannung des Gewandes zwiſchen den Brüſten darzuſtellen, iſt dem Künſtler nicht ſehr gut gelungen. Das eine Ende des Mantels iſt auch hier über den linken Unterarm geworfen.

III g. Es folgt nach rechts eine matronal ausſehende Göttin, deren Deutung der Künſtler dadurch erleichtern wollte, daß er hinter ihr ein Maultier (Pferd?) liegen oder knieen läßt. Dadurch ſoll ſie wohl als *Epona* gekennzeichnet werden, als die urſprünglich keltiſche Beſchützerin der Pferde, Maultiere und Eſel, die aber auch von den Römern verehrt wurde. Bis jetzt iſt nur ein einziges durch Inſchrift (CIL. XIII. 4630) geſichertes Bild von ihr zu Tage gekommen, nämlich in den Ruinen von Naſium (j. Naix bei Toul). Es befindet ſich auf einem Altar, den *deae Epona[e] et genio Leuc(orum)* der nämliche Juſtinius Titianus aus Aelia Auguſta (j. Augsburg) geſetzt hat, der früher als *beneficiarius legati legionis XXII* in Mainz dem Merkur einen ſolchen geweiht hatte (Becker 33; CIL. XIII. 6741). Jenes Bild zeigt nun die Göttin zwiſchen zwei Füllen oder Maultieren, von denen ſie eines zu liebkoſen ſcheint, während das andere zu ihr emporblickt. Darnach wird mit Recht eine Reihe von ähnlichen Darſtellungen, wo eine Göttin zwiſchen zwei oder vier Pferden ſteht, der Epona zugeſchrieben. Zu dieſen Epona-Bildern rechnet R. Peter (bei Roſcher I. 1. 1291) auch einen geſchnittenen Stein des Kgl. Muſeums in Berlin, den er alſo beſchreibt: „Eine Frau mit verſchleiertem Haupte, in der Rechten eine patera, in der Linken eine aufgerichtete Fackel haltend, ſitzt nach links gewendet zwiſchen zwei jungen Pferden vorn.“ Ähnlich iſt ſie auf einem andren geſchnittenen Steine dargeſtellt (Abb. bei Roſcher I. 1. 1290), nur daß ſie hier ein kurzes Zepter in der Hand zu halten ſcheint. Auf dem Mainzer Denkmal fehlt nun zwar das wichtigſte Erkennungszeichen der Epona: unſerer Göttin ſind nicht zwei oder vier Tiere zugewendet, trotzdem wird man ſie einſtweilen Epona nennen dürfen, indem man annimmt, daß der Künſtler aus Mangel an Raum nur eine abgekürzte Darſtellung geben konnte. Leider herrſcht auch eine gewiſſe Unſicherheit über die anderen Attribute: der in der Rechten gehaltene Gegenſtand iſt verloren, doch darf man annehmen, daß es eine Schale war; was ſie in der Linken hält, iſt zwar erhalten,

aber ganz rätselhaft. Es ist ein langer Stab, der oben in ein eigentümliches Gebilde ausgeht. Ähnlich ist ja auf Altären unseres Denkmals das lodernde Feuer gebildet (z. B. bei IV h), dennoch wird man das Ganze kaum als Fackel anerkennen wollen; ähnlich ist auch der Thyrsosstab in der Hand des Bacchus (III h), aber wie sollte eine keltische Gottheit und noch dazu eine Beschützerin der Pferde und Esel zu dem Thyrsosstab kommen? Auch an einen Granatapfel wurde gedacht, doch will mir das auch nicht einleuchten, und ich will die Frage einstweilen unentschieden lassen.

Gekleidet ist die Göttin in ein Gewand von schwerem Stoff mit tief herabreichendem Überfall, der unter der Brust mit einem schmalen Gürtel zusammengehalten wird. Infolge der Entlastung des linken Beines ist die rechte Hüfte stark nach außen gebogen. Der kurze Mantel (oder soll man ihn Schleier nennen?) ist über den Kopf gezogen und das Haar mit einem Diadem geschmückt.

IV g. Noch rätselhafter ist die letzte Gestalt, die wir auf dieser dritten Trommel erblicken. Die Kleidung der jugendlichen Gottheit ist die einfachste, die bei Frauengestalten auf unserem Denkmal vorkommt, sie besteht aus einem einfachen Chiton ohne Bausch oder Überfall und auch ohne Mantel. Unter der Brust ist er gegürtet. In der Rechten hält die Göttin die Schale, in der Linken denselben Gegenstand wie Epona (III g). Wie diese trägt auch sie ein Diadem, das aber mauerkronartig gebildet ist. Das Besondere ist der Kalbs- oder Rindskopf, der unter ihrem rechten Fuß sichtbar ist. Daraus schließt v. Domaszewski, daß wir eine keltische Hirtengöttin, der römischen Pales vergleichbar, vor uns haben. Ein gesichertes Bild der Pales ist meines Wissens bis jetzt noch nicht bekannt.

I h. Auf der vierten Trommel sehen wir vorn einen Mann in ausgesprochen römischer — nicht griechischer — Kleidung ein Opfer darbringen, umgeben von zwei Jünglingsgestalten in eigentümlicher Haltung und Kleidung. Es ist der *Kaiser,* nach der Inschrift also *Nero,* und neben ihm sehen wir die Laren. Allzugroße Porträtähnlichkeit wird man auf einem fern von Rom in der Provinz entstandenen Denkmal nicht verlangen können. Haltung und Kleidung entspricht, soweit man bei der argen Beschädigung urteilen kann, so genau der bekannten Statue des Genius Augusti im Museo Pio Clementino des Vatikans (abgeb. z. B. bei Reinach, Rep. I 565), daß man diese wohl als das Vorbild bezeichnen kann. Nur ist auf unserem Denkmal nicht der Genius des Kaisers, sondern dieser selber dargestellt; er hat darum in der Linken nicht das Füllhorn, sondern den Lorbeer-(oder Oliven-)Zweig. Da er an flammendem Altare opfert, hat er die über dem Untergewand, der Tunica, getragene Toga über den Kopf gezogen, wie man es tun mußte, wenn man den altrömischen, nicht aus Griechenland übernommenen Göttern opfern wollte. Nach der gewöhnlichen Annahme suchte man dadurch einer Störung des Opfers vorzubeugen, weil dieses sofort ungültig wurde und erneuert werden mußte, wenn der Opfernde das geringste Geräusch, und wäre es auch nur das Pfeifen einer Maus, vernahm.

II und IV h. *Die Laren,* die ursprünglich als Beschützer der ländlichen Flur und auch des Hauses verehrt worden waren, traten in der Kaiserzeit in die engste Beziehung zum Kaiserdienst, in dem sie — immer in der Zweizahl — am *compitum,* dem sakralen Mittelpunkt des *vicus,* zusammen mit dem Genius des regierenden Kaisers verehrt wurden. Diese Lares Augusti, wie die früheren Lares compitales jetzt genannt wurden, haben wir auch hier vor uns, und es ist darum einigermaßen auffallend, daß der Kaiser selbst zwischen ihnen steht und nicht der Genius desselben. Gewöhnlich werden die Laren als tanzende Jünglinge dargestellt, in der Rechten eine Schale haltend, in die sie mit hochgehobener Linken aus dem Trinkhorn einschenken. So auch hier, nur daß das Einschenken — wobei die Flüssigkeit aus dem *dünnen* Teil des Horns ausströmt — auf unserem Bilde nicht zum Ausdruck gekommen ist, wo die Raumnot eine recht gezwungene Haltung des linken Armes veranlaßt hat. Wie fast immer tragen sie ein hochgeschürztes Gewand; darüber ist ein zweites schärpenartig als Gürtel gebunden und, wenigstens bei dem einen, über die linke Schulter geworfen. Der Kopf ist mit einem Lorbeerkranz geschmückt.

III h. Auf der Rückseite sehen wir den Gott des Weines, *Bacchus.* Er steht mit etwas ausgebogener Hüfte fest auf dem rechten Bein und tränkt aus dem Becher, dem Kantharos, den zu ihm aufblickenden Panther. Bekleidet ist er nur mit dem leichten Mantel, der Chlamys, die auf der rechten Schulter zusammengenestelt über den linken Arm und am Rücken herunterfällt. Er ist als bartloser Jüngling dargestellt von etwas weichlichen Formen; das lockere, weiche Haar, das hier ungewöhnlicher Weise mit dem Lorbeerkranze geschmückt ist, statt mit dem Epheukranze oder der einfachen Stirnbinde, hat sogar etwas Weibliches. In der gesenkten Linken hält er den Thyrsosstab, an dem man über der Schulter des Gottes zwei Bänder zum Schmucke angebracht sieht. Der den Stab krönende Pinienzapfen deutet bekanntlich darauf hin, daß man schon im Altertum dem Wein, um ihn haltbarer zu machen und auch wohl des lieblichen Geschmackes wegen, Kiefernharz vor der Gärung zugesetzt hat, wie man es heute noch in Griechenland tut.

I i. Die Göttin, welche den Ehrenplatz einnimmt vorn auf der obersten Trommel über dem Kaiser und unter Juppiter, auf die von rechts und links Sol und Luna auf ihren Gespannen zueilen, kann niemand anders sein als die Himmelskönigin *Juno,* obgleich sie nur durch Diadem und Zepter charakterisiert ist, zwei Dinge, die, wie wir sahen, auch noch anderen Göttinnen zukommen. Das Untergewand hat einen bis zur Hüfte herabgehenden, zur Abwechslung ungegürteten Überfall. Der Mantel liegt mit einem Zipfel auf der rechten Schulter auf und fällt mit dem größten Teile seiner Stoffmassen an der linken Seite über Schulter und Arm bis auf den Boden herab. Der Künstler wollte die Gestalt offenbar nicht schmäler machen als die übrigen auf diesem Denkmal; daher wurde sie, da die Trommel bedeutend niedriger ist als die anderen, unschöner Weise nur etwa sechs Kopflängen hoch.

II i. Vierspännig kommt *Sol,* der Sonnengott, auf Juno zugefahren. Da er über den Rossen steht und von dem Wagen fast gar nichts zu sehen ist, so muß man ihn sich aus dem Hintergrund hervorkommend denken. Über seinem strähnigen Haar sieht man nimbusartig die Strahlenkrone; in der Linken — nur der Arm ist sichtbar — hält er die Zügel, mit der Rechten schwingt er die Peitsche über den Pferden. An ihnen ist Bauchgurt und Kopfgeschirr erkennbar, sowie der halbmondförmige Brustschmuck. Mit Erfolg

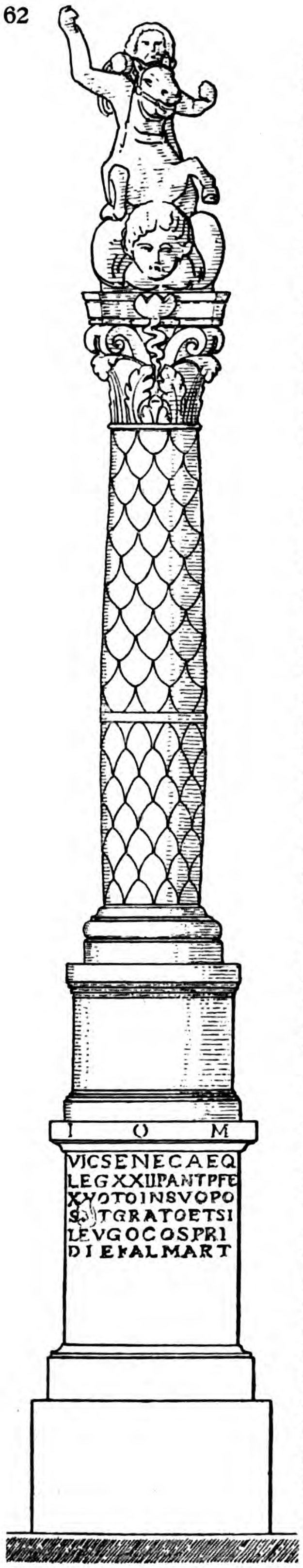


Abb. 1. Gigantensäule von Schierstein
Höhe: 2,83 m

hat sich der Künstler bemüht, in die Haltung der vier Köpfe Abwechslung hinein zu bringen; die Kopfhaare sind zierlich frisiert. Die rasche Bewegung des Ganzen wird durch den aufgeblähten Mantel zum Ausdruck gebracht, der auch wegen der Schattenwirkung nicht ohne Bedeutung war.

IV i. Zweispännig kommt von der anderen Seite *Luna*: die Peitsche in der Hand und besonders die Mondsichel auf dem Kopf kennzeichnen sie zur Genüge. Der Mantel, den sie über dem feinen Untergewand trägt, ist ähnlich aufgebläht wie bei Sol, ähnlich sind auch die Pferde behandelt. Vom Wagen sieht man dagegen etwas mehr (III i): er ist niedrig und hinten offen, also zum Besteigen sehr bequem; die Räder scheinen aus flachen Scheiben gefertigt zu sein, in die man vier rundliche Löcher eingeschnitten hat, um sie etwas leichter zu machen. Sie sehen aber doch noch schwer genug aus.

k. Unmittelbar auf der obersten Trommel ruht das mächtig ausladende rein *korinthische Kapitäl*, das aus zwei Akanthusblattkränzen besteht. Die darauf liegende Deckplatte (Abakus) ist nicht quadratisch, sondern auf allen vier Stirnseiten in der Mitte eingezogen und hier mit einer Rose geschmückt.

l. Das Kapitäl trägt einen würfelförmigen *Sockel* für das Erzstandbild. Er ist so hoch gewählt, weil man verhüten wollte, daß die unteren Teile des Erzbildes von den vorstehenden Teilen des Kapitäls verdeckt würden. Bei der perspektivischen Verkürzung in 10 m Höhe machte er natürlich einen ganz anderen Eindruck als auf dem geometrischen Aufriß unserer Tafeln. Der Sockel ist reich verziert, auf zwei gegenüberliegenden Seiten durch Gitterwerk, auf den beiden anderen durch Rosen, und zwar einmal durch sechs große, teils vier-, teils achtblätterige, das andere Mal durch 36 kleinere von ebenfalls verschiedenem Muster.

Auf der Deckplatte (siehe d. Abb. in Lindenschmits Bericht) sieht man noch deutlich die Stelle, wo die beiden Füße aufstanden; an der Stelle der Fersen sind tiefe Löcher, in denen die gewaltigen Bleizapfen steckten, von denen noch einer am Fuße erhalten ist. Kleinere Verbleiungen zeigen wohl die Stelle an, wo der Adler saß, und wo das Zepter den Boden berührte.

Die Stelle, wo unsere Juppitersäule gestanden, ist bis jetzt noch nicht nachzuweisen; jedenfalls war es nicht genau der Platz, wo die Reste gefunden wurden, da hier keinerlei Grundmauern vorhanden waren. Doch wird sie nicht sehr weit davon entfernt gewesen sein. Jedenfalls darf man wohl annehmen, daß ein Denkmal, das die *canabari* errichteten, innerhalb der *canabae*, also außerhalb des Legionslagers, gestanden hat. Nun weiß man aus Tacitus (hist. IV 37), daß bald nach Neros Tod, als die Kerntruppen der Rheinarmee nach Italien gezogen waren und nur rasch ausgehobene Rekruten die Lücken notdürftig ausfüllten, ein Germanenheer, bestehend aus Chatten, Usipiern und Mattiakern, das Mainzer Legionslager belagerte und in große Not brachte, und daß es dann mit Beute beladen heimkehrte. Das geschah im Frühjahr d. J. 70 n. Chr. Liegt es nicht nahe anzunehmen, daß unter dieser Beute sich auch das wertvolle Erz des vergoldeten Juppiterbildes befand? Die geringe Verwitterung der Oberfläche scheint mir den Gedanken auszuschließen, daß unser Denkmal aufrecht gestanden habe, bis die römische Herrlichkeit am Rhein im 5. Jahrhundert gänzlich zusammenbrach. Zur Auskratzung

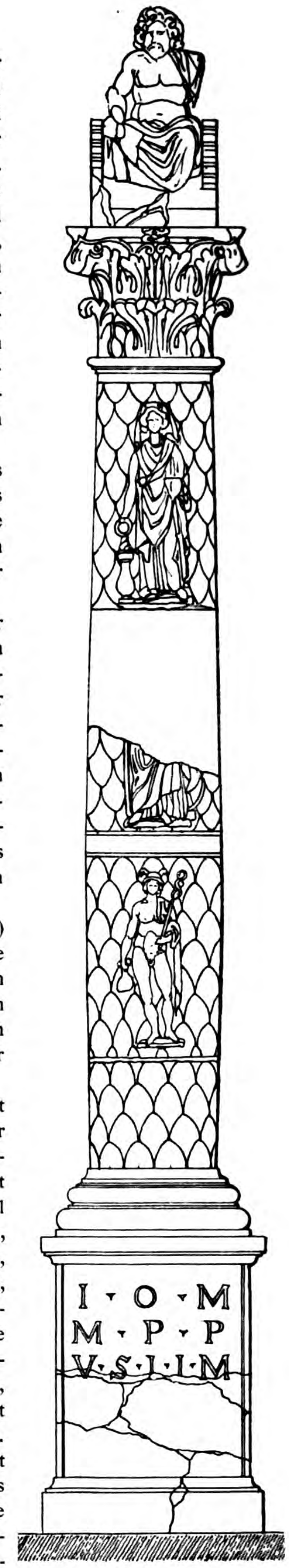


Abb. 2. Kleine Juppiter-Säule von Mainz
Höhe: 2,54 m

von Neros Namen war auch bei obiger Annahme über ein Jahr Zeit vorhanden.

Doch läßt sich nicht leugnen, daß auch manches dagegen spricht. So weiß ich den gänzlichen Mangel an Farbspuren kaum zu erklären und auch nicht den Einfluß, den unser Juppiterdenkmal, wie mir scheint, in typologischer Beziehung gehabt hat. Denn ich glaube, daß die Hunderte von sog. Gigantensäulen, die in den gallisch-germanischen Grenzbezirken errichtet gewesen sind, und die ja alle ebenfalls dem Juppiter Optimus Maximus gewidmet waren, in letzter Linie auf unser Denkmal zurückgehen, das im Mittelpunkt ihres Verbreitungsgebietes stand. Bei den Gigantensäulen pflegt freilich nur der Sockel und höchstens noch das achteckige oder runde Verbindungsglied zwischen Sockel und Säule mit Götterbildern geschmückt zu sein, während die Säule selbst nur mit Schuppen verziert ist (s. d. im Wiesbadener Museum befindliche Gigantensäule von Schierstein, Abb. 1), aber das Mainzer Museum besitzt gewissermaßen ein Mittelglied der Entwicklung in einer kleineren Juppitersäule, die in verschiedene Stücke zerbrochen am 4. Aug. 1880 bei Kanalisierung der Stadthausstraße gefunden wurde (s. Abb. 2). Hier haben wir nämlich eine Schuppensäule, wie bei den Gigantendenkmälern, aber sie zeigt neben den Schuppen auch die Bilder des Merkur, der Minerva und der Juno übereinander, und statt des über den Giganten hinsprengenden Gottes sehen wir auf dem Kapitell eine Sitzstatue des Juppiter.

Ihre und des Sockels Zugehörigkeit zur Säule erkannte zuerst Hettner (Juppitersäulen, W. Z. IV 370), während die früheren Herausgeber gemeint hatten, daß der Thron des Gottes unmittelbar auf dem Sockel gestanden habe (Velke, Quartalblätter des hist. Vereins f. d. Großh. Hessen, 1880. S. 27; Keller, Nachtr. zu dem Becker'schen Katalog 1883. S. 6). Von einer ähnlichen Schuppensäule, die dem großen Juppiterdenkmal vielleicht noch etwas näher stand, stammt das von Becker unter Nr. 28 beschriebene 83 cm hohe Stück, bei dem unten um den Schaft herum vier Götterbilder (Herkules, Merkur, Apollo und Fortuna) angebracht sind und darüber ein fünftes (Minerva). Die Inschrift und der ganze obere Teil sind hier verloren, sodaß man nicht sehen kann, ob es ein Stand- oder Sitzbild des Juppiter oder aber einen sog. Gigantenreiter getragen hat (vergl. auch Haug, W. Z. X. S. 60). Zweifelhaft muß es dagegen erscheinen, ob auch das im Dezember vor. Jahres neugefundene Säulenstück, an dem sich über vier Götterbildern (von denen nur zwei erhalten sind) ein Rautenmuster als Verzierung findet, in diesen Kreis gehört. Hier liegt vielleicht ein Beispiel von den niedrigen Säulen vor, wie sie sich auch in Trier (Hettner, Steindenkmäler Nr. 78) und neuerdings in Metz (Korrbl. d. W. Z. XXIV S. 31) gefunden haben. (Vergl. den Bericht über die vorjährigen Inschrift- und Skulpturfunde in diesem Heft.)

Bemerkungen über die photographische Aufnahme der Juppitersäule

Um die Säule in ihrer ganzen Größe aufzustellen, stand, wie schon oben bemerkt, im Mainzer Museum kein genügend hoher Raum zur Verfügung. Ein annähernd richtiges photographisches Gesamtbild des Denkmals zu bieten, schien aber äußerst wünschenswert. Es mußte deshalb zu folgendem Auswege gegriffen werden: Alle einzelne Stücke der Säule (Sockel, Trommeln und Kapitäl) wurden, sobald sie fertig zusammengesetzt und hinlänglich getrocknet waren, jedes genau in gleichem Abstande von seiner senkrechten Mittelaxe photographisch aufgenommen. Der obere Pol dieser Mittelaxe wurde bei den Sockelstücken durch die Diagonalen, bei den Trommeln durch zwei Durchmesser, die auf der oberen Fläche gezogen wurden, festgelegt. — Von der Decke der Halle, in der die Aufnahme erfolgte, hing ein Senkel herab, der die Mittelaxe der ganzen Säule vertrat. Jedes einzelne Stück, oft Blöcke von 30—60 Zentner Schwere, wurde auf einen Karren verladen und so unter diesen Senkel eingefahren, daß dessen Spitze genau auf den durch die Diagonalen resp. die Durchmesser festgelegten Mittelpunkt der Oberfläche des betreffenden Stückes einspielte, außerdem hingen rechts und links vom Hauptsenkel noch zwei andere, durch die jedesmal kontrolliert werden konnte, ob die durch das Lot gehende Mittelebene des aufzunehmenden Stückes der Mattscheibe des photographischen Apparats parallel lief. — In ähnlicher Weise war auch der Standpunkt des photographischen Apparats durch Senkel auf dem Fußboden festgelegt, sodaß er jederzeit wieder genau eingenommen werden konnte, wenn der Apparat gelegentlich des Transportes der Stücke aus Raummangel bei Seite geschoben werden mußte. Der Augenpunkt lag bei den unteren Trommeln ungefähr in der Mitte ihrer Höhe, bei den oberen Trommeln und besonders bei dem Kapitäl wurde er möglichst nach dem unteren Rande verlegt, um annähernd wenigstens der perspektivischen Wirkung näher zu kommen. Bei dem untersten Sockel, der aus zwei Teilen besteht, lag er einmal am oberen Rande des unteren Teils, dann am unteren Rande des oberen Teils, sodaß für sein Gesamtbild (besonders mit Rücksicht auf die Größenverhältnisse der Figuren) nur e i n Augenpunkt blieb. Jedes einzelne Stück wurde von vier Seiten aufgenommen, wobei es jedesmal genau um 90° um seine Axe gedreht wurde. Eine besondere Schwierigkeit verursachte bei den Einzelaufnahmen die durch die Perspektive bedingte Krümmung des oberen und unteren Randes der zylindrischen Trommeln. Um diese möglichst zu verringern, wurde ein Objektiv von großer Brennweite (ca. 65 cm) benutzt; daher konnte der Abstand ziemlich weit genommen werden (ca. 10 m), sodaß die Krümmungen der Ränder nur eine ganz schwache wurde. Ganz vermeiden ließ sie sich eben nicht. Die photographische Reduktion erfolgte im Maßstabe von 1:12. Die je 9 Einzelaufnahmen einer Seite wurden dann zu dem Gesamtbilde vereinigt. Bei den Fugen zwischen den Säulentrommeln mußte etwas ausgeglichen werden, da hier eben zwei schwache Bogen aneinander stießen.

Unsere photographische Aufnahme bietet also im wesentlichen einen geometrischen Aufriß. In Wirklichkeit erscheint das Denkmal selbst, besonders die eigentliche Säule in ihrem Verhältnis zu den Sockeln, bedeutend schlanker als auf der Photographie. Auch der die Bronzefigur tragende Würfel hat bei seinem hohen Standorte, eine scheinbar viel geringere Höhe und wirkt deshalb in der Perspektive weniger massig (vgl. auch das von Lindenschmit über die Sohle des Bronzefußes Bemerkte). — Ein ungefähres Bild dieser Wirkung gibt schon die jetzige Aufstellung in drei Teilen; wobei auf die beiden unteren Sockel nur eine Trommel aufgesetzt ist.

NEEB

X.

Die Vermehrung der vereinigten Sammlungen der Stadt und des Altertumsvereins aus dem Zeitraum von Mitte des Jahres 1904 bis Ende des Jahres 1905

von L. Lindenschmit (dazu Tafel V, VI u. VII)

I. Ausgrabungen und Überwachung von Erdarbeiten in der Stadt Mainz und in deren Umgebung

a) Ausgrabung auf dem Gebiet des Herrn Zimmermeisters Gabriel Gerster in Mainz

Am Schluß des Jahres 1904 erhielt ich Nachricht, daß ein Erdarbeiter verschiedene Fragmente aus Bronze und schwere Bleiklumpen einem Althändler zum Metallwert verkauft habe. Es gelang mir, diese Bruchstücke, den mit prächtiger Sandale bekleideten Fuß einer überlebensgroßen Figur, kleine Fragmente vom Torso, ferner das Attribut des Juppiter, den Blitz, und zwei große Bleiklumpen zu erwerben, die anscheinend als Zapfen zur Befestigung von Quadern oder Säulentrommeln aufeinander gedient hatten. Das Auftreten des Blitzbündels legte gleich die Vermutung nahe, daß auch die anderen Bruchstücke von dem Standbild des Göttervaters herrühren möchten.

Da die Fundstelle von dem Verkäufer nicht bezeichnet werden konnte, erstreckte ich meine Nachforschungen auf alle Plätze innerhalb der Stadt, wo Erdbewegungen erfolgten. Auf einem Gebiet zwischen Wallaustraße und Sömmeringstraße, an der Stelle wo jetzt das Rückgebäude des Hauses Sömmeringstraße Nr. 6 steht, konnte ich schließlich eine Beobachtung machen, die nicht nur zur Feststellung des Fundortes der Bruchstücke aus Metall, sondern auch zur Entdeckung von Gegenständen führte, die noch größere Beachtung verdienen und mit dem ersten Funde in direktem Zusammenhang stehen. Einige kleine Bruchstücke eines Blätterfrieses aus feinem Kalkstein, die mit anderem Material zur Stückung des aufgeweichten Bodens zwischen den Baugruben verwendet waren, führten auf die Spur. Die mit Bildhauerarbeit verzierten Steine waren, wie die Erkundigung ergab, zugleich mit den erwähnten Bronze- und Bleistücken aus einer bestimmten Fundamentgrube gefördert worden. Ein Arbeiter übergab mir noch einige kleine Bruchstücke, die an die oben erwähnten Bronzefragmente, namentlich an das Blitzbündel, sich fügten und den bestimmten Nachweis für die Herkunft dieser ersten Fundstücke lieferten. Die sofort ins Werk gesetzte Aufsammlung aller schon auf dem Bauplatz zerstreuten meist unter den ausgeworfenen gefrorenen Erdmassen verborgenen Bruchstücke von Steinskulpturen ergab einen Haufen von sechzig Fragmenten ornamentaler und figürlicher Reliefs und Reste einer Inschrift die schon erkennen ließen, daß es sich um ein dem Juppiter geweihtes Denkmal handele. Da die Bruchstücke bis dahin alle lediglich aus *einem* Schacht, dem letzten des Rückgebäudes, nach dem Vorderhaus hin, zu Tag gekommen waren, veranlaßte ich mit bereitwilliger Zustimmung des Grundbesitzers, Herrn Stadtrat G. Gerster, die Ausgrabung der Erde in der Umgebung dieser Fundamentgrube, zunächst in einem Umfange von 3 Meter im Quadrat, um an die Lagerstätte der Bruchstücke heranzukommen.

Unter dem etwa 40 cm starken Wiesenboden, der reichlich mit den verfaulten, von dem Gersterschen Zimmerplatz herrührenden Holzabfällen durchsetzt war, folgte eine 2 Meter dicke, von Kulturresten ganz freie Schichte sandiger Erde, die nach unten hin mit Letten stark gemischt war. Auf dem Grund dieser Schicht, und zum Teil leicht eingesunken in eine Ablagerung von schwarzem Letten auf der sich zahlreiche Holzkohlen bemerklich machten, fand man zunächst einige große Bruchstücke, die namentlich von Säulentrommeln mit reichem Bilderschmuck herrührten. Sie lagen in einer Tiefe von 2,40 Meter unter dem Boden des alten Gartenfelds und ungefähr 4,60 Meter unter der Sömmeringstraße und der Oberfläche des durch Anschüttung erhöhten Stadtteils. Die unter meiner Leitung und dauernden Aufsicht etwa drei Wochen lang fortgesetzten Grabungen deckten nach und nach ein Trümmerlager auf, das nahezu 2000 Bruchstücke umfaßte. Unter diesen besaßen manche einen Durchmesser von 50 und 40 cm, während weitaus die meisten geringere Maße, viele nur die Größe eines Menschenkopfs oder einer Faust aufwiesen, ja, es wurde sogar eine nicht kleine Zahl von Splittern gewonnen, die kaum 4 bis 5 cm maßen.

Die Fundstelle charakterisierte sich als eine nach allen Seiten ziemlich scharf abgegrenzte, nur 2,50 Meter breite und 7,50 Meter lange Fläche, deren Längenachse von Ost nach West gerichtet war. Die größte Höhe des Steinhaufens mag 1,50 Meter betragen haben. Nur wenige Bruchstücke lagen seitwärts von der Hauptmasse und wurden durch Anwendung einer eisernen Sonde aufgefunden. Auch als die Sonde nach den Seiten und nach unten hin keinen Widerstand mehr fand, wurden die Grabungen noch zwei Tage lang fortgesetzt, blieben aber dann ohne Ergebnis. In der Tat haben sie auch, wie sich bei der Zusammenfügung der Fragmente zeigte, so ziemlich alle Bestandteile des Kunstwerks glücklich zu Tag gefördert. Das wenige was noch fehlt, Teile der figuralen und ornamentalen Verzierungen, ist offenbar beim Zerstückeln des Monuments mittels schwerer Schlagwerkzeuge und Meißel, auch durch die Anwendung stählerner Keile, deren Spuren man deutlich erkennen kann, abgesprengt und zermalmt worden.

Nach seiner Wiederherstellung stellt sich das Monument als eine auf doppeltem, reich mit Bildwerk verziertem Sockel ruhende, aus fünf Trommeln zusammengesetzte Säule dar, die in gleicher Weise ganz mit figuralen Reliefbildern bedeckt ist. Das korinthische Kapitell trägt einen würfelförmigen Aufsatz, auf dem sich das eherne Standbild des Juppiter erhob. Daß die Säule dem Juppiter geweiht war, geht, wie schon bemerkt, aus der auf der Vorderseite des zweiten

Sockels befindlichen Inſchrift hervor; daß ſie das Standbild, deſſen Reſte an gleicher Stelle gefunden wurden, trug, iſt an ſich ſchon ohne weiteres anzunehmen, iſt aber auch zu beweiſen, da die Bleizapfen an der Sohle des erhaltenen Fußes genau in die tiefen Löcher, die der erwähnte würfelförmige Unterſatʒ zeigt, paſſen.

Herr Stadtverordneter G. Gerſter überließ die zahlreichen zutag geförderten Bruchſtücke dem Muſeum als Geſchenk. Auf welche Weiſe aus ihnen ein ſo ſtattliches Denkmal wiedererſtehen konnte, mag hier kurz dargeſtellt ſein. Der Aufbau der einzelnen Glieder, der Sockel, Säulentrommeln uſw. erfolgte ſo, daß zunächſt die zuſammengehörigen, ſich oft nur an ſchmalen Bruchſtellen berührenden Teile der Außenſeiten mittels Meſſingdollen und Steinkitt aneinander geheftet wurden. Da, wo größere Stücke im Innern der Bauglieder fehlten, wurde die Verbindung mit den Außenſeiten, um das Gewicht nicht unnötig zu erhöhen, mit Backſteinen, die in eine aus Leim und Gips gefertigte Maſſe gebettet wurden, hergeſtellt. Außerdem verband man die nach außen gewendeten Teile unter ſich und mit dem Kern durch eingelegte Metallſtangen, Drähte und Klammern. Alle Lücken im Innern wie außen wurden mit der erwähnten Maſſe oder mit Steinkitt ausgefüllt. Die fehlenden Skulpturteile wurden, ſoweit es ſich um figürliche Darſtellungen handelte, nicht künſtleriſch ergänzt; man beſchränkte ſich darauf, die Lücken durch glatt aufgetragene Maſſe zu füllen. Dagegen fand das ſich regelmäßig wiederholende Motiv der Blätterfrieße an den Geſimſen eine Ergänzung, indem man wohlerhaltene Teile abformte und dieſe fakſimilierten Stücke in die Lücken einreihte. Doch ſind auch dieſe Teile als Ergänzungen zu erkennen.

Die an 10 Meter hohe Säule iſt auf Seite 54 ff. von Körber ausführlich beſchrieben und durch Abbildungen erläutert, daher mögen hier nur noch einige kurze Bemerkungen Platʒ finden. Der Stilcharakter der Bildwerke verſetʒt das Denkmal in das erſte Jahrhundert nach Chriſtus; durch die Inſchrift wiſſen wir, daß es im Anfang der zweiten Hälfte des erſten Jahrhunderts unter Nero errichtet iſt. Die bildneriſchen Arbeiten, die Sockel und Säulenſchaft bedecken, ſind von künſtleriſchem Wert und gehören zu dem allerbeſten, was die römiſche Kultur an Skulpturen in Deutſchland hinterlaſſen hat. Indeſſen können ſie keineswegs alle auf gleiche Bedeutung Anſpruch machen. Auch wenn die beiden Künſtler, die das Denkmal ſchufen, ihre Namen nicht verewigt hätten, würde es aus der Vergleichung der Reliefs klar hervorgehen, daß ſich zwei Hände an dem Werk betätigt haben. Die Teilung der Arbeit beſchränkt ſich auch keineswegs auf die Ausführung des rein ornamentalen oder figuralen Schmucks. Es wurden, wohl mit Recht, die in den germaniſchen Provinzen, in Rhätien und den Donauländern gefundenen, dem erſten Jahrhundert angehörigen Skulpturen im allgemeinen als rohe, meiſt von Soldaten ausgeführte Arbeiten bezeichnet. Die Juppiterſäule von Mainz würde eine Ausnahme von der Regel bilden, wenn nicht der Name des Vaters der Künſtler und mehr noch das verwendete Material darauf hinweiſen würden, daß der Urſprung des Werkes in Gallien zu ſuchen iſt, einer Provinz, die griechiſchen Einflüſſen früh geöffnet war und die künſtleriſchen Traditionen lange bewahrt hat.

Als ein weiteres aus den Trümmern gewonnenes Stück iſt ein dem Juppiter geweihter, auf drei Seiten mit Skulpturen verzierter Altar zu nennen. Er ſtand jedenfalls urſprünglich vor dem Standbild, am Fuß der Säule. Obgleich die Ausgrabung ein Fundament und einen größeren mit Stufen verſehenen Unterbau, den man bei einem ſolchen Monument mit Beſtimmtheit vorausſetʒen muß, nicht zutag gebracht hat, ſo darf man doch annehmen, daß das Denkmal dicht bei der Stelle ſtand, wo die Trümmer aufgedeckt wurden. Unter anderem ſpricht namentlich die Auffindung der Bruchſtücke der Statue unter den Steinen für dieſe Anſicht. Bei einem Transport der letʒteren von anderer Stelle her hätte man den über einen Zentner ſchweren Fuß wie auch das Blitʒbündel und ebenſo die ca. 22 Kilo wiegenden zwei Bleidübel für die Befeſtigung zweier Säulentrommeln aufeinander gewiß entdeckt und wegen des Metallwertes weggenommen. Dieſe Metallfragmente gerieten offenbar bei der Zertrümmerung der Figur und der Säule am Ort des Umſturzes unter den Schutt und ſind vergeſſen worden, während die übrigen Bruchſtücke zum Einſchmelzen weggeſchleppt oder vielleicht auch an Ort und Stelle eingeſchmolzen wurden. Die zahlreichen Holzkohlen, darunter Stücke von fauſtdicken Äſten, die ſich in gleicher Tiefe mit dem Trümmerlager fanden, ſcheinen für die Ausführung dieſes Prozeſſes am Fundort zu ſprechen. Wenn ich annehme, daß das Monument einſt nahe bei der Stelle, wo ſeine Trümmer gefunden wurden, aufgerichtet war, denke ich keineswegs, daß es vereinſamt ſtand. Lebhafter Verkehr pulſierte hier, wo die Straße nach dem Handelshafen vorbeiführte, deſſen Lagerſchuppen und Beamtenhäuſer beim Bau des militäriſchen Proviantmagazins an der Rheinallee nachgewieſen wurde. Vergl. Weſtd. Ztſchr. Jahrg. XX Seite 341 ff.

Für die Bedeutung und ſoziale Stellung der Canabenſes, auf deren Veranlaſſung die Aufſtellung des Monuments erfolgte, iſt dieſes ſelbſt ein beredtes Zeugnis.

Wann oder bei welcher Veranlaſſung das Heiligtum zerſtört wurde, iſt kaum mit völliger Sicherheit feſtzuſtellen. Der Umſtand, daß der Kalkſtein, aus dem es gefertigt iſt, keine ſtarke Verwitterung zeigt, ſcheint mir keineswegs zwingend auf einen kurzen Beſtand hinzuweiſen. Wäre als Material Sandſtein verwendet, ſo dürfte man ohne weiteres ſtarke Verwitterung, ja teilweiſe Zerſtörung der Skulpturen durch die Witterungseinflüſſe zweier Jahrhunderte vorausſetʒen. Kalkſtein dagegen iſt ungemein widerſtandsfähig, er wird in freier Luft härter. An den Bruchſtücken der Säule konnte man beobachten, daß ſie, die verhältnismäßig weich aus der Erde kamen, ſchon im Laufe weniger Wochen große Feſtigkeit und Härte gewannen. Die Säule kann ſo gut drei Jahrhunderte wie zwanzig Jahre aufrecht geſtanden haben. Daß die Zerſtörer Barbaren, alſo Germanen waren, glaube ich kaum annehmen zu dürfen. Die Germanen waren wohl auf Metall, auch Eiſen und Bronze, erpicht, und die fränkiſchen Eroberer mögen zum Beiſpiel die Eiſenklammern aus dem Quaderbau der Porta nigra in Trier entfernt haben, wo ſie konnten, aber nimmer hätten ſie ſich mit einem ſo gründlichen „Kleinmachen“ der Steinſäule abgegeben, da ihnen, wie allen Heiden, jeder Eifer gegen die Götter anderer fremd war. Der Sturz erfolgte aller Wahrſcheinlichkeit nach durch die römiſche Bevölkerung von Mainz, zur Zeit als das Chriſtentum herrſchend wurde, etwa um die Mitte des 4. Jahrhunderts, und damals mögen auch noch die anderen Götterbilder die, zerſtückt in und bei Mainz, im Keller eines römiſchen Hauſes und in einem Brunnen verborgen,



Abb. 1

aufgefunden wurden, gefallen sein. Jedenfalls weisen diese Fundumstände mit Bestimmtheit auf eine Zerstörung der Statuen durch die Mainzer Bevölkerung selbst hin. Die Auffindung eines verstümmelten Götterbildes in einem verschütteten Brunnen aber legt noch besonders die Annahme nahe, daß christlicher Eifer den Abgott oder Teufel auf diese Art unschädlich zu machen glaubte.

Von dem Standbild aus vergoldeter Bronze, das auf der Säule aufgerichtet war, brachten die systematischen Nachforschungen leider nur noch einige unwesentliche kleinere Fragmente zutag. Nachstehend sind sämtliche erhaltenen Reste genannt und zum Teil abgebildet und beschrieben.



Abb. 2

1. Linker Fuß des Standbildes, Abbildung 1 und 2. Er mißt von dem vorderen Rand der Sohle bis zum Fersenrand 34 cm. Die Breite am Reihen ist etwa 12,5 cm. Die sehr dünne Patina hat im allgemeinen einen hellgrünen, stumpfen Ton, in den braune Flecken eingestreut sind; an vielen Stellen ist die starke Vergoldung wohl erhalten.

Die Figur war schreitend dargestellt und ruhte auf dem rechten Bein, während das linke, im Begriff sich nach vorwärts zu bewegen, nur noch mit dem Ballen und den Zehen des Fußes den Boden berührte. Die Bekleidung des Fußes hält die Mitte zwischen Sandale und geschlossenem Schuh. Statt des die Ferse umschließenden Riemenwerks und der seitlichen Riemen ist ein festes Lederstück verwendet, das den Haken bis unter die Knöchel und die Seiten des Fußes bis zu dem Ansatz der Zehen umschließt. An der Beuge des Fußes, oberhalb des Reihen, befinden sich einfache Laschen, die durch den Bindriemen vereinigt sind. An den Ballen zeigt sich ein auf der Außenseite des Fußes zweimal, auf der Innenseite viermal geschlitztes Band, von dem vorn ein zwischen der großen und zweiten Zehe durchlaufender Riemen und nach rückwärts ein breites über den Reihen laufendes Lederband ausgeht. Dieses Band ist hinter der Verschnürung an der Fußbeuge durchgesteckt und wieder abwärts über den Reihen gelegt, den es, nach unten hin breiter gestaltet und verziert, fast bis zum Ansatz der Zehen bedeckt. Dieses übergeschlagene Ende ist auf dem darunter liegenden Teil mittels zweier Knöpfe befestigt. Die Sohle ist 4,5 cm dick und erinnert durch ihre unverhältnismäßige Stärke an den Kothurn des Schauspielers, doch ist die normale Dicke durch eine kräftig eingegrabene Linie auf dem massigen Block angedeutet. Die starke Unterlage ist offenbar nur angebracht, damit die Füße der Statue bei der beträchtlichen Höhe der Säule dem Auge des Beschauers nicht völlig entzogen werden.

Der obere Teil der Halbschuhe dieser Art war aus einem Stück Leder geschnitten und auf der Sohle festgenäht. Das Verfahren steht im Gegensatz zu dem bei den Sandalen angewendeten, wo man den oberen Teil, also die zahlreichen Riemen, und die untere Partie aus einem Stück Leder schnitt, die letztere aber dann durch die aufgenagelte Sohle verstärkte.

An der Bruchstelle über dem linken Knöchel fällt, wie die Abbildung 1 zeigt, eine leicht vertiefte, viereckige Fläche auf, sie bezeichnet die Stelle, wo man einen Gußfehler entfernt und die glatte Oberfläche durch Einsetzen eines Metallplättchens hergestellt hat. Das Plättchen fehlt jetzt. Die Bruchstelle selbst zeigt den Stumpf eines durchgeschnittenen Eisenstabes, umgeben von Blei und von Resten des verbrannten Tonkerns. Das Eisen geht durch den hinteren



Abb. 3

Teil des Fußes, durch den Bleipflock, der an die Sohle anschließt, und ist am unteren Teil des 14 cm langen Bleizapfens nachweisbar. Ein zweiter Eisenstab tritt durch den vorderen Teil der Sohle heraus und ist ebenfalls von einem Bleizapfen umhüllt. Solche Eisenstäbe befanden sich schon in dem Tonkern des Modells, und zwar nicht nur in den Füßen, sondern auch in dem Rumpf zur Festigung des Ganzen. Nach Fertigstellung des Gusses hat man den in den Füßen befindlichen Kern von unten her soweit als möglich, bis zu den Knöcheln etwa herausgestochen und an dessen Stelle Blei eingegossen, das die Eisenstangen an dieser für den sicheren Stand der Statue wichtigen Stelle fester umschloß, als der bröckelnde Tonkern vermocht hätte. Als die Figur dann, im Gerüst schwebend, auf den Steinsockel niedergelassen wurde, senkten sich die 14 cm langen Eisenstäbe beider Füße in die etwa ebenso tiefen,

aber verhältnismäßig weiten in den Stein gehauenen Löcher, die dann mit Blei ausgegoſſen wurden. Die Löcher ſind unten weiter wie oben, ſodaß ein Lockerwerden der Bleizapfen ausgeſchloſſen war. Bei dem vorliegenden linken Fuß, der nur mit dem vorderen Teil die Fläche des Steinſockels berührt, war außerdem noch eine breitere Fläche, auf der er ruhen konnte, notwendig. Man goß daher unter der Sohle ſoviel Blei an, daß eine horizontale Standfläche erzielt wurde und der nicht im Stein geborgene Teil des Eiſenſtabes zugleich einen feſten Halt bekam. Die Abbildung 3 zeigt den Sockel, auf dem die Figur ruhte, von oben. Die Stelle für den rechten, vorangeſetzten Fuß iſt etwas eingetieft; in der Ferſengegend und am äußeren Ballen ſind deutlich Rinnen zum Eingießen des Bleies zu erkennen. Ebenſo ſind die Löcher, in denen die verbleiten Eiſenſtäbe ſteckten, wohl erhalten, während ſie an der Stelle des linken Fußes bei Zertrümmerung des Steins ihre beſtimmten Konturen verloren haben. Der längliche Schlitz im Stein zwiſchen den Fußſpuren iſt nur ein ſog. Verſatzloch. Welchem Zweck das viereckige Loch rechts von der Innenſeite des rechten Fußes diente, iſt mir nicht recht klar, vielleicht hat es das Ende des ſtabförmigen Zepters aufgenommen, den der Gott in der Linken trug. Rechts von dieſem Loch befinden ſich noch zwei kleine mit Blei eingelaſſene Eiſenzapfen, zwiſchen denen der Stein ein helleres, weniger verwittertes Ausſehen zeigt, als ſei er hier bedeckt geweſen. Wahrſcheinlich war an dieſer Stelle ein Poſtament oder ein Fels befeſtigt, auf dem Juppiters Adler ruhte.

Die künſtleriſche Ausführung des Fußes läßt auf ein bedeutendes Werk ſchließen, das die Arbeiten der beiden Bildner der Säule an künſtleriſchem Wert übertraf. Nach den Maßen, die der Fuß aufweiſt, mag die Statue eine Höhe von 2,30 Meter beſeſſen haben.

2) Unteres Glied des kleinen Fingers, anſcheinend von der linken Hand, Länge 4,5 cm. Die untere Seite des Gliedes iſt etwas gedrückt und abgeflacht, als habe ſich der Finger bei Herſtellung des Modells um einen Gegenſtand, etwa einen Stab gelegt, der dann vor der Anfertigung der Form entfernt wurde. Die Hand hielt jedenfalls das ſtabförmige Zepter, das aber einzeln gegoſſen und erſt nach Aufſtellung der Figur durch die Hand geſchoben wurde.

3) Sieben kleine Bruchſtücke von dem Torſo der Statue. An allen iſt die ſchwere Vergoldung prächtig erhalten. Das größte freilich nur 17 cm lange Fragment rührt anſcheinend aus der Gegend der Hüfte her. Zwei der Bruchſtücke zeigen die für die Ausbeſſerung von Gußfehlern ſo bezeichnenden viereckigen, vertieften Einſchnitte, die durch eingelegte Metallplättchen gefüllt wurden. Spuren, die auf eine teilweiſe Bekleidung der Figur ſchließen ließen, fanden ſich nicht, die unten genannte Borte kann nicht von der Statue herrühren. Das Standbild war wahrſcheinlich völlig nackt wie das auf der Vorderſeite des unteren Sockels der Säule in Relief dargeſtellte Juppiterbild.

4) Der Blitz, vgl. Abb. 4. Das 71 cm lange und 4,6 Kilo ſchwere Attribut des Juppiter iſt aus Bronze gegoſſen und zeigt noch an vielen Stellen die ſtarke Vergoldung. Es beſteht aus drei Teilen, der hohl gegoſſenen Handhabe und den beiden kegelförmigen Spitzen, von denen die eine hohl, die andere maſſiv iſt.

Das Mittelſtück, die Handhabe, zeigt am einen Ende den glatten Abſchluß einer zylindriſchen Röhre, während ſie am anderen einen kräftig vorſpringenden, wulſtigen Rand aufweiſt. Das glatte Ende ermöglichte das Durchſtecken durch die Hand der Statue; die hohlgegoſſene Spitze wurde ſodann über die Röhre geſchoben und mittels einiger Niete befeſtigt. Sie hat an ihrer Öffnung den an der Handhabe hier fehlenden vorſtehenden Rand, ſodaß die letztere an beiden Seiten in gleicher Weiſe abgeſchloſſen erſcheint. Die zweite voll gegoſſene Spitze wurde dagegen in die hohle Handhabe eingeführt, wo ſie verbleit und ebenfalls mit Nieten angeheftet iſt.

Die mit ſpiraligen Windungen verſehenen kegelförmigen Spitzen ſind als ſtiliſierte Flammen zu deuten, auf manchen antiken Darſtellungen iſt das lodernde Feuer auch in faſt naturaliſtiſcher Weiſe wiedergegeben. Aus dieſen Kegeln ſpringen ſeitwärts je drei gezackte Blitze hervor. Die Zacken ſind einzeln gegoſſen und an die Kegel nachträglich angeſetzt, indem man Einſchnitte in die letzteren machte, die ſchmalen Metallſtreifen einſchob und durch Lötung befeſtigte.

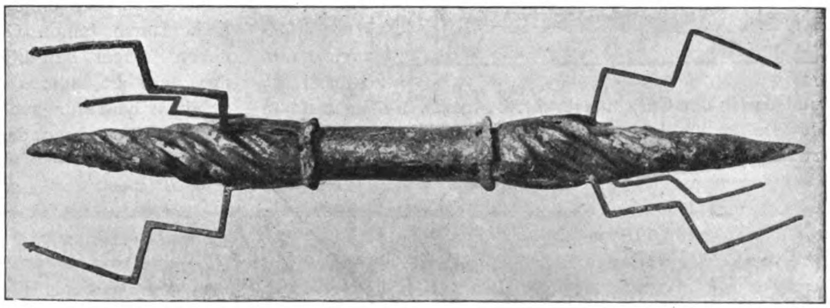


Abb. 4

Den Blitz des Zeus hat die klaſſiſche Kunſt in zahlreichen Varianten dargeſtellt. Zwiſchen dem primitiven doppelten Dreizack ohne Flammenkegel, wie ihn archaiſch-griechiſche Bilder zeigen, und den geflügelten Feuerkegeln mit doppelten vierzackigen Strahlen liegt eine lange Reihe verſchiedener Bildungen. Zu den beſten und charakteriſtiſchſten Formen gehört die oben beſchriebene.

5) Fuß des Adlers. Es ſind der untere Teil des Beins und die Fänge erhalten; Höhe 7 cm, die größte Spannweite der Klaue iſt 9,9 cm. Der Adler war demnach im Verhältnis zur Figur des Juppiter ſehr klein, ein Umſtand, der ſich aus der künſtleriſchen Übung, die das Nebenſächliche unterordnet, oft nur andeutet, zur Genüge erklärt und allen gleichartigen Darſtellungen gemeinſam iſt. Die untere Fläche der Klauen zeigt keine Anbohrung oder Verzapfung zum Zweck der Befeſtigung auf einer Unterlage, dagegen ſind Spuren von Zinnlot zu bemerken. Dieſer Umſtand läßt erkennen, daß der Adler nicht auf der Steinplatte des Sockels, ſondern auf einem Unterſatz oder einem Felsſtück aus Metall befeſtigt war. Die ganz horizontale Lage der Klauen läßt auf eine ebene Fläche ſchließen.

Als nicht zu dem Standbild gehöriges, aber bei der Aufgrabung gefundenes Objekt ſei das oben erwähnte bortenartige Fragment genannt. Es iſt ein 12 cm langes und 2 cm breites, ſehr dünn gegoſſenes Stück Bronzeblech, das am oberen Rande eine flache Gravierung, am unteren

einen ſchnurartig verzierten Saum aufweiſt. Ein glattes Stück Blech iſt in dieſem Saum befeſtigt und bildet eine Rückwand; kleine Nietlöcher weiſen auf die Befeſtigung eines zwiſchen die Blechwände eingefügten Stoffs hin. Man darf annehmen, daß das kleine Bruchſtück von der Einfaſſung eines Vorhangs oder Teppichs herrührt.

Ferner ſind von Metallgegenſtänden noch zwei bleierne Dollen anzuführen, die zur Befeſtigung der Säulentrommeln aufeinander dienten. Ein viereckiger Eiſenſtab wurde zur Hälfte in die Baſis einer Säulentrommel eingelaſſen und durch Blei befeſtigt; ſein nach unten ſtehendes Ende wurde dann in ein viereckiges, auf der oberen Fläche einer zweiten Trommel eingehauenes Loch eingeſenkt und ebenfalls durch Blei feſtgelegt. Die Zuführung des Bleies erfolgte bei der unteren Trommel mittels einer in die obere Fläche gehauenen Rinne.

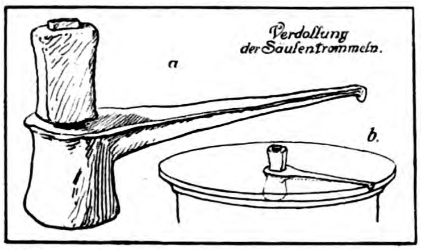


Abb. 5

Die nebenſtehende Abbildung 5 zeigt den „Dollen", an dem oben die von dem Bleimantel umhüllte Eiſenſtange kaum ſichtbar iſt, und das in der Gußrinne erſtarrte Metall. Die Geſamthöhe des Dollen iſt 21 cm, ſein Gewicht beträgt 10,35 Kilo. Das zweite Stück iſt 19 cm groß und wiegt 11,75 Kilo.

Es ſind bis jetzt Reſte von ſechs überlebensgroßen Statuen aus Erz in Mainz oder nächſter Umgebung aufgefunden worden.

1. Ein nackter Fuß, gefunden auf dem Käſtrich in Mainz. Siehe Laske „Die Ausgrabungen auf dem ſog. Käſtrich zu Mainz" — Abbildungen von Mainzer Altertümern Heft 6, 18.

2. Kopf einer Dianaſtatue, gefunden in einem Brunnen bei Finthen, vgl. Zeitſchrift des Vereins zur Erforſchung der rheiniſchen Geſchichte und Altertümer, Mainz, I. Band, Seite 210 und Seite 360. Siehe auch Feſtſchrift des Röm. German. C.-Muſeums Tafel IV, V.

3 und 4. Zahlreiche Bruchſtücke von zwei anſcheinend nackten Standbildern, dabei das Geſicht des Neptun (oder Juppiter?). Vgl. Lindenſchmit Weſtd. Ztſchr. XIV Taf. XVII, Muſeographie.

5. Unterarm mit Gewandſtück und Hand von einer vergoldeten Statue, angeblich aus dem Main, wahrſcheinlich aber aus dem Rhein bei Mainz. Lindenſchmit, Weſtd. Ztſchr. XV Taf. XIV.

Die unter 6 ſich anreihenden, oben beſchriebenen Fragmente des Juppiterbildes haben den Vorzug, daß ſie im Zuſammenhang mit den Trümmern des kunſtvollen Unterbaues, der einſt die Statue trug, zutag gekommen ſind. Durch ſeinen Geſamtcharakter gewinnt der Fund neben ſeinem kunſthiſtoriſchen und antiquariſchen Wert noch ein beſonderes kulturgeſchichtliches Intereſſe, da er einen bedeutungsvollen Moment, den Sieg der chriſtlichen Lehre über das Heidentum in Mainz, zu illuſtrieren ſcheint.



Mosaikbild in San Marco in Venedig

b) Überwachung der Erdarbeiten beim Bau des Geneſungsheims auf dem Gebiet des Alice-Frauenvereins am Fuß des Albansberges in Mainz

Das fragliche Gebiet ſchließt ſich unmittelbar an das in den Jahren 1883 und 1889 bei Erweiterung der ſtädtiſchen Gartenanlagen vor dem Neutor aufgedeckte und ſoweit als möglich ausgebeutete römiſche Gräberfeld an. Die damals aufgefundenen Gräber gehörten dem 3. bis 4. Jahrhundert n. Chr. an.

Als die Kellerſohle des zu errichtenden Gebäudes in den Abhang des Berges eingeſchnitten wurde, kamen auf einem 37 Meter langen und etwa halb ſo breiten Raum dreizehn Skelettgräber zutag. Die Leichen waren in Holzſärgen, in ſteinernen Sarkophagen, in gemauerten Behältern und in Plattengräbern geborgen. Alle Fundſtücke wurden dem Muſeum von dem Vorſtand des Alice-Frauenvereins in dankenswerter Weiſe als Geſchenk überlaſſen.

Grab 1, aus roh behauenen, unregelmäßigen Kalkſteinplatten gebaut, war nur 70 cm lang und faſt ebenſo breit.

Es enthielt die faſt ganz verfallenen Überreſte eines Kindes; Beigaben fehlten. Der Behälter war von Nordoſt nach Südweſt gerichtet.

Grab 2, ein roh behauener Steinſarg von 2,10 Meter Länge und 80 cm Breite, war genau von Oſt nach Weſt gerichtet. Der Deckel war zwar in drei Stücke zerſprengt, doch zeigte ſich der Inhalt des Sarges unberührt. Das ſtark vermoderte Skelett einer Frau lag unter einer Gipsſchicht, das Geſicht nach Oſten gewendet. Am Hinterkopf fanden ſich vier kunſtlos aus Knochen geſchnittene Haarnadeln, zu Füßen lagen drei kleine Henkelkrüge aus Glas. Im allgemeinen gleichen dieſe eleganten Glasgefäße den in dem benachbarten Gebiet, den ſtädtiſchen Anlagen, gefundenen Gläſern, nur durch die reizvolle Dekoration ihrer Oberfläche unterſcheiden ſie ſich. Die feinen Figuren, wie ſie die Abbildung 1 Tafel V b zeigt, ſind nicht durch aufgeſchmolzene Glasfäden nachträglich hergeſtellt, ſondern ſchon in der Form in die das Glas geblaſen wurde, entſtanden. Der Henkel iſt aus zwei runden Glasſtäbchen gebildet, die wellenförmig gebogen, ſich in kurzen Abſtänden berühren und ſo ein zierlich durchbrochenes Band darſtellen. Dieſe Krüglein treten ſo häufig in Mainz und der nahen Umgebung auf, daß man annehmen darf, ſie ſeien aus einer Mainzer Fabrik hervorgegangen. Das Grab gehört wohl der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, vielleicht auch ſchon dem Schluß desſelben an. Frei in der Erde außerhalb des Sarges liegend, fand ſich eine kleine Glasflaſche mit Kugelbauch und engem zylindriſchem Hals.

Grab 3, ein vermoderter Holzſarg, enthielt eine verhältnismäßig reiche Ausſtattung an Keramik, nämlich: drei Schalen aus terra ſigillata, zwei Taſſen aus gleichem Material und einen feinen ſchwarzen Becher mit weißen aufgemalten Verzierungen und der ebenfalls aufgemalten Inſchrift SI.DAS.DO (Tafel V b Fig. 2). Die Taſſen aus terra ſigillata haben den bekannten, ſpätzeitlichen Charakter, die ſchief nach außen gerichteten glatten Wände ohne Gliederung des Profils und ſehr dicken Boden.

Grab 4 lag dicht bei 3. Der Holzſarg war ebenfalls nur noch durch die umherliegenden Faſern zu konſtatieren. Die Beigaben beſtanden hauptſächlich aus Tongefäßen, von Kleingeräten kam nur der aus Knochen gefertigte Griff eines Einſchlagmeſſers zutag, der in geſchickter Schnitzarbeit eine trächtige Hündin darſtellt (Tafel V a Fig. 1). Die Gruppe der Tongefäße ſetzt ſich aus drei rohen, wie Unterſätze von Blumentöpfen geformten Schalen, zwei zerbrochenen Taſſen aus terra ſigillata und einer zerbrochenen ſchwarzbraunen Flaſche aus feinem Ton zuſammen.

Grab 5, ein vermoderter Holzſarg, enthielt, außer den zerfallenden Knochen, einen großen Henkelkrug aus rotem Ton mit drei umlaufenden, in Relief ausgeführten Reifen, eine kleine ſchwarze Schale, ein kleines Kännchen aus rötlichem Ton und einen kleinen offenen Armring aus Bronze ohne jede Verzierung. Der Armring kann nur von einem Kind herrühren; vielleicht enthielt der Sarg die Überreſte von Mutter und Kind, auch das kleine Tonkännchen ſcheint dafür zu ſprechen.

Grab 6, die aus Kalkſteinplatten hergeſtellte Nachahmung eines Sarkophags, umſchloß nur die Reſte eines Skeletts; Beigaben fehlten.

Grab 7, ein aus Sandſtein hergeſtellter Sarkophag mit Skelett, lieferte ebenfalls keine Beigaben. Er war von Oſt nach Weſt gerichtet.

Grab 8, ein aus Ziegelplatten gebauter, innen mit Mörtel glatt verputzter Behälter, hatte bei einer Länge von 1,65 Meter eine Breite von 42 cm und war von Nordoſt nach Südweſt gerichtet. Er barg nur die morſchen Knochen.

Grab 9, ein zerfallener Holzſarg, ergab neben den Skelettreſten zwei Schalen von der Form der Unterſätze für Blumentöpfe, einen ſchlanken, ſchwarzbraunen Tonbecher und eine Schale aus terra ſigillata mit ungemein dickem Boden. Auf einer der zuerſt genannten Schalen lagen drei Erzmünzen des Poſtumus (259—267) und ein kleines Eiſenmeſſer.

Grab 10, ein Holzſarg, von Oſt nach Weſt gerichtet, barg an Beigaben einen kugeligen Becher und eine profilierte kleine Schale mit Fuß.

Grab 11, ein Holzſarg von Oſt nach Weſt gerichtet, enthielt neben dem ziemlich wohl erhaltenen Skelett zwei gewöhnliche Tonkrüglein und eine kleine Glasflaſche mit röhrenförmigem Hals.

Grab 12, ein ſtattlicher Sarkophag aus grauem Sandſtein, 2,22 Meter lang, 82 cm breit und mit dem Deckel 1,12 Meter hoch, war von Süd-Südweſt nach Nord-Nordoſt gerichtet. Der ſchwere, dachförmige, an den vier Ecken mit ſtarken Knäufen verzierte Deckel zeigt ein Giebelfeld, das mit flach eingehauenem Akanthuslaub gefüllt iſt. An der rechten und linken Ecke laſſen ſich noch Spuren der durch den Meißel faſt ganz entfernten Buchſtaben D M (Diis manibus) erkennen. Die Vorderſeite des Sarges ſelbſt weiſt ein für die Inſchrift abgegrenztes Feld auf, deſſen Umrahmung an den Schmalſeiten mit dem bekannten Motiv des Amazonenſchildes verziert iſt. Die Inſchrift iſt abgemeißelt, nur einige Worte ſind noch lesbar; ſie laſſen erkennen, daß der Sarkophag die Leiche eines Jünglings barg. Am Giebelfeld und an einigen anderen Stellen ließen ſich noch die Spuren eines ehemaligen Überzugs aus weißem Stuck erkennen. Die Schrift war jedenfalls rot ausgefaßt. Deckel und Sarg waren ehemals durch eiſerne Klammern verbunden, das ließen noch die eingehauenen Löcher zur Befeſtigung der letzteren erkennen. Das Fehlen der Klammern, die Ausmeißelung der Inſchrift und die tiefe Lage des Sarges im gewachſenen Boden, während derartige verzierte und bemalte Sarkophage urſprünglich frei auf den Friedhöfen ſtanden, all das ließ erkennen, daß es ſich um einen zum zweitenmal benutzten Behälter handele. Nach Entfernung des Deckels bot ſich denn auch ein ſonderbares Bild. Auf den Reſten der Gipsſchicht, die einſt die Leiche aus römiſcher Zeit deckte, lag, in ein Kuhfell gehüllt, das Skelett eines Mannes ohne jegliche Beigabe. Das Fell war ziemlich gut erhalten, die Knochen dagegen erwieſen ſich ſo mürbe, daß ſie beim Zufaſſen ſogleich in Staub zerfielen. Dieſer Sarg wurde ſamt ſeinem Inhalt in das Muſeum überführt. Ehemals enthielt er ſicher eine reiche Ausſtattung, die bei ſeiner zweiten Verwendung entfernt wurde.

Grab 13, ein Holzſarg von Oſt nach Weſt gewendet, barg einen Becher aus ſchwärzlichem Ton und zwei kleine bauchige Glasflaſchen mit langem zylindriſchem Hals. Die Knochen waren vermodert.

Grab 14, ein kleiner Steinſarg, nur 1,20 Meter lang, aus rotem Sandſtein mit einer dünnen Platte bedeckt, enthielt nur die Überreſte eines etwa achtjährigen Kindes. Das Grab war von Norden nach Süden gerichtet.

Die Gräber waren keineswegs in regelmäßigen Abſtänden angelegt und auch nicht einheitlich orientiert. Außer den Holzſärgen, die gleichmäßig von Oſt nach Weſt lagen, hielten nur noch zwei Grabſtätten, Nr. 2 und Nr. 7, dieſe Himmelsrichtung ein. Bemerkenswert iſt es, daß die auf dem angrenzenden Gebiet der neuen Anlage früher aufgefundenen Stein- und Holzſärge alle von Oſt nach Weſt gewendet waren. Der eben beſprochene Sarkophag Nr. 12 und der aus Ziegeln gemauerte Behälter Nr. 8 enthielten die Überreſte von Leichen, die ſicher erſt im frühen Mittelalter beigeſetʒt worden ſind. Bei dem erſtgenannten ſprechen die Ausmeißelung der Inſchrift und die Art der Beiſetʒung für dieſe Annahme, bei dem gemauerten Sarg läßt das zur Herſtellung verwendete Material die Entſtehungszeit genügend erkennen. Wahrſcheinlich ſind übrigens auch die anderen ohne Beigaben aufgefundenen und nicht einheitlich angeordneten Gräber in dieſe Zeit zu verſetʒen. Die zahlreichen, auf dem ganzen Gebiet zerſtreuten Scherben römiſcher Gefäße ſcheinen dieſe Vermutung zu beſtätigen, ſie dürften von den Beigaben herrühren, die man bei der zweiten Benutʒung der Särge aus dieſen herauswarf. — Auch vereinzelte Reſte römiſcher Steindenkmäler fanden ſich zerſtreut vor, ſo das Bruchſtück einer kleinen Schuppenſäule, die mit Schuppen verzierte Verdachung eines römiſchen Grabmonuments und ein Skulpturſtück, auf dem noch ein ovaler Schild unter anderen Gegenſtänden deutlicher erkennbar iſt.

Unfern von der Gräbergruppe lag die von dem Fulder Schenkungsbuch um die Mitte des 8. Jahrhunderts erwähnte Albanskirche, deren Urſprung aber ſicher in ältere Zeit zurückreicht. Man darf annehmen, daß der alte römiſche Begräbnisplatʒ als Friedhof dieſer Kirche weiter benutʒt wurde.

c) Aufdeckung römiſcher Steinſärge in dem Steinbruch der Porzer Zementfabrik in Budenheim

Die Fundſtelle liegt auf dem „Gleisberg“ bei dem eiſernen Steg, der über einen zur Abfuhr von Bruchſteinen dienenden Terrain-Einſchnitt führt, hart am oberen Weg nach Mombach, alſo auf dem Hochufer des Rheins. *Ein Sarg* war beim Abdecken der über dem Fels liegenden Humusſchichte in der geringen Tiefe von 40 cm zutag gekommen und von dem Aufſeher des Steinbruchs geöffnet worden, doch blieb der Inhalt bis zu meinem Eintreffen unberührt. Das Skelett lag, als der 2,18 Meter lange Behälter zum zweitenmal aufgedeckt wurde, noch unter der Gipshülle, es waren die Reſte einer Frau, die den Sarg nur zu zwei Dritteln ſeiner Länge ausfüllten. Der ziemlich gut erhaltene Schädel und alle Knochen wurden aufgeſammelt und geborgen. Als Beigabe war nur eine Glasflaſche mit durchbrochenem Henkel vorhanden, die den am Albansberg zutag gekommenen und oben beſchriebenen Formen ganz gleicht. Siehe Tafel V b, Abb. 3.

Die weitere Unterſuchung ſtellte dicht neben dieſem Grab das Vorhandenſein von zwei weiteren Särgen feſt, ſie wurden frei gelegt und in meinem Beiſein geöffnet. *Der zweite* 2,40 Meter meſſende *Sarkophag* umſchloß ein weniger gut erhaltenes Frauenſkelett, deſſen geringe Größe in auffallendem Gegenſatʒ zu der Länge des Behälters ſtand. Es lag unter einer Gipsſchichte, in der ſich Abdrücke des anſcheinend aus grobem Leinen hergeſtellten Leichentuchs zeigten. Am Kopf lag ein Flacon aus gelblichem Glas in Geſtalt einer 39 cm langen in der Mitte bauchig erweiterten Röhre, Tafel V b, Abb. 4, einer Form, die bis dahin in unſerer Sammlung nur durch ein kleines Exemplar vertreten war. Das Skelett wurde, ſoweit es ſein Zuſtand geſtattete, geborgen, der ganz morſche Schädel zerfiel in Trümmer. *Der dritte Sarg* war 2,18 Meter lang und barg wiederum die Reſte einer Frau von ſehr zartem Bau. Zu Häupten ſtand, aus der Gipsſchicht ragend, ein Glasgefäß, ein Kännchen ohne Henkel mit breitem Bauch, der ohne eigentlichen Fuß in die Bodenfläche übergeht. Der Hals iſt ſchlank und zylindriſch, die Öffnung zeigt einen ſchmalen Schnabel, eine Ausgußrinne, ſiehe Tafel V b, Abb. 5. Auch dieſe Form gehört nicht zu den ſonſt in den Skelettgräbern unſerer Gegend gewöhnlichen Typen. Die drei nur oberflächlich behauenen, ganz ſchmuckloſen Särge ſtanden dicht, faſt Wand an Wand nebeneinander und waren von Oſt nach Weſt gerichtet. Das Geſicht der Leichen blickte nach Oſten. Die drei Glasgefäße wurden von dem Direktor der Porzer Zementwerke, Herrn Dr. Albert Heiſer, in dankenswerter Weiſe dem Muſeum in Mainz als Geſchenk übergeben. Ebenſo konnten die Skelettreſte mit Ausnahme eines Schädels als Geſchenk des genannten Herrn in das Muſeum überführt werden.

Die Gräber gehören wohl dem Ende des 3. Jahrhunderts an. Wahrſcheinlich führte da, wo jetʒt der obere Mombacher Weg läuft, alſo dicht an der Fundſtelle vorüber die römiſche Straße nach Mainz.

d) Beim Legen der Gasleitung in der Grabenſtraße in Bretʒenheim

wurde das obere Ende eines römiſchen Steinſargs freigelegt, der vor dem Haus Nr. 18 in der Richtung von Nord nach Süd quer in der Straße ſtand. Er war 2 Meter lang, aus ſchlechtem grauem Sandſtein roh gehauen und enthielt nichts als die zerfallenden Reſte eines Skeletts und Splitter eines kleinen durch den Winterfroſt zerſprengten Glasfläſchchens.

Der zweite Sarg lag in der Richtung der Straße von Oſt nach Weſt vor dem Haus Nr. 5 bei der Kreuzung der Faulhaberſtraße. Aus gleichem Material wie der erſte hergeſtellt, zeigt er weder Zierrat noch Schrift; ſeine Länge war 2,30 Meter. Unter der die Leiche deckenden Gipsſchichte fand ſich ſeitlich vom Kopf eine Glasflaſche, die durch Ausfrieren leicht beſchädigt war. Das auf Tafel V b unter 6 abgebildete Gefäß gehört dem in ſpäten Skelettgräbern am häufigſten auftretenden Typus der Kugelgläſer mit trichterförmigem Halſe an, nur der ausgebildete Fuß pflegt bei dieſer Gattung nicht vorhanden zu ſein. Die Knochenreſte waren ſo brüchig, daß eine Aufbewahrung nicht tunlich erſchien. Weitere Beigaben fanden ſich nicht, obgleich der Sarg ſorgfältig und langſam entleert wurde. An der Faulhaberſtraße wurden ſchon früher römiſche Skelettgräber aufgedeckt; der Inhalt eines Steinſarges, beſtehend aus beſonders großen Glasgefäßen der eben erwähnten Art, gelangte im Jahre 1901 in das Muſeum. Siehe Lindenſchmit, Muſeographie der Weſtd. Ztſchr. 1901.

e) Beim Ausheben der ſeichten Fundamentgruben für die neue Reitbahn auf der ſog. Esplanade

am oberen Laubenheimer Weg wurden zahlreiche Scherben römiſcher Gefäße und zuletzt zwei römiſche Brandgräber aufgedeckt. Sie lagen nur etwa 40 cm unter der Oberfläche im Lettenboden. Aus dem erſten Grabe wurden von den Arbeitern erhoben: eine Aſchenurne aus grauem Ton mit etwas rauher Oberfläche; der Rand iſt nach außen umgeſchlagen und hat rundlichen Querſchnitt, um den Hals läuft ein halbrunder Stab, der Boden iſt flach. Ein zierlicher Krug aus gelblichem Ton, glatt, von birnförmiger Geſtalt, mit dreimal geripptem bandartigem Henkel und flachem Standreif, abgeb. Tafel V b, Abb. 7. Ein großer, birnförmiger Krug aus hellgelbem Ton mit feiner, glatter Oberfläche und auch ſonſt dem unter 7 dargeſtellten Gefäß ähnlich gebildet. Roter belgiſcher Teller mit viereckigem Stempel, der aber verwiſcht und unlesbar iſt. Kleiner belgiſcher? Kumpen, deſſen verwitterte Oberfläche größtenteils abgeſprungen iſt. Lampe von kreisrunder Form mit kurzer Schnauze, zerbrochen. Erſt als dieſe Gegenſtände zutag gefördert waren, gelangte die Meldung des Fundes an mich. Bei Durchſuchung der Fundgrube konnte ich noch einen runden Metallſpiegel, ein Schloßblech aus Bronze von einer kleinen Holztruhe und mehrere Bruchſtücke eines Trinkhorns aus Glas in Sicherheit bringen. Die Fragmente ließen ſich zuſammenfügen und ergaben das auf Tafel V b, Abb. 8 abgebildete Gefäß. Es iſt aus durchſichtigem, honiggelbem Glas gefertigt und an ſeinem mittleren Teil mit opaken, weißen Tröpfchen oder Warzen überſät.

Grab 2 war ein Doppelgrab, es barg die Überreſte eines Erwachſenen und eines Kindes und enthielt im ganzen acht Gefäße. Die große Aſchenurne fehlte, wahrſcheinlich wurde ſie bei der geringen Tieflage des Grabes durch den Pflug gefaßt und zerſtört. Einzelne Scherben und die verbrannten Knochen fanden ſich noch in der Grube. Der Gruppe der Gefäße gehörten an: eine bauchige Flaſche von etwas gedrückter Form aus grauem Ton mit einer Zierzone, die mit eingepreßtem Zackenmuſter gefüllt iſt; auf dem kurzen Hals ſitzt ein rundlicher, leicht umgeſchlagener Rand, der Fuß zeigt einen rundlichen Standring. Drei Krüge aus gelblichem Ton von verſchiedener Größe und gleichem Formcharakter wie die bei Grab 1 genannten Exemplare. Eine kleine Urne aus weißlichem, etwas rauhem Ton, mit kantigem Rand und glattem Fuß, es iſt das Gefäß, das die Aſche des Kindes barg. Ein Becher aus rötlichem, mit Quarzkörnern vermiſchtem Ton, mit einem auf der oberen Seite flachen, auf der unteren rundlichen Rande und glattem Fuß. Ein Becher aus ſchwärzlichgrauem, etwas rauhem Ton, mit kurzem ſteilem Rand, glattem Fuß und vier ſchuppenartig übereinander greifenden Zonen. Eine kleine, nur 6 cm hohe Flaſche von zierlicher Form aus rauhem bräunlichem Ton, die vielleicht als Spielzeug des Kindes zu betrachten iſt.

Die Gräber gehören etwa der Zeit des Tiberius an.

Zwei ſeitwärts von der Bauſtelle gezogene etwa 20 Meter lange Gräben brachten keine weiteren Gräber, wohl aber zahlreiche, von längſt zerſtörten Gräbern herrührenden Scherben zutage. Die Fundſtelle liegt kaum 6 Meter von dem Laubenheimer Weg und etwa 20 Meter von der Kreuzung dieſes Wegs und der Hechtsheimer Landſtraße entfernt, in der Fortſetzung der Richtung der römiſchen Heerſtraße, die im Jahre 1897 von der Weiſenauer Höhe aus in der Richtung nach Mainz durch eine Reihe von Querſchnitten im Terrain feſtgeſtellt und geometriſch aufgenommen wurde, vgl. Lindenſchmit, Weſtd. Ztſchr. XVII 1898, Muſeographie Seite 371.

f) Die Erdbewegungen auf dem Gebiet des Reiche Klara-Kloſters,

über die ſchon im vorangegangenen Jahre in der Weſtd. Ztſchr., Muſeographie, berichtet wurde, brachten in der folgenden Zeit nur noch wenige Fundſtücke von Bedeutung zutage. Beim Ausbrechen eines kellerartigen Gewölbes nach der Petersſtraße hin wurde der Sturz einer Türöffnung ausgelöſt, der allem Anſchein nach von hohem Alter iſt. Der ſchwere Steinbalken zeigt in der Mitte der Vorderſeite ein Kreuz innerhalb eines Kreiſes. An den beiden Enden des Sturzes erheben ſich Ecken, die an Akroterien erinnern. Dies Bauglied könnte vermuten laſſen, daß ein Teil des Gewölbes noch aus ſpätrömiſcher Zeit herrühre. Das intereſſante Architekturſtück wurde dem Muſeum einverleibt. Irgendwelche, über die Zeit der Errichtung des Gewölbes näheren Aufſchluß gebende Gegenſtände wurden weder zwiſchen den Fundamenten noch unter dem Fußboden angetroffen.

Bei Niederlegung des ehemaligen Garniſonbackhauſes an der nach der Mitternacht gewendeten Seite des ehemaligen Kloſtergebäudes erwartete man reiche Funde, denn die Tradition berichtete, bei Herſtellung der Backöfen in der Franzoſenzeit ſeien zahlreiche gotiſche Grabſteine und Epitaphien der Renaiſſancezeit verwendet worden. Das tatſächliche Ergebnis des Abbruchs zeigte aber wieder einmal die geringe Zuverläſſigkeit ſolcher Überlieferungen. Aus dem bis in die Fundamente abgebrochenen Bau kamen nur wenige kleine Bruchſtücke ganz unbedeutender ſpäter Epitaphien zutag.

Aus den an anderen Stellen des Bauplatzes zum Teil in Fundamenten vermauert aufgefundenen, meiſt ſpät-

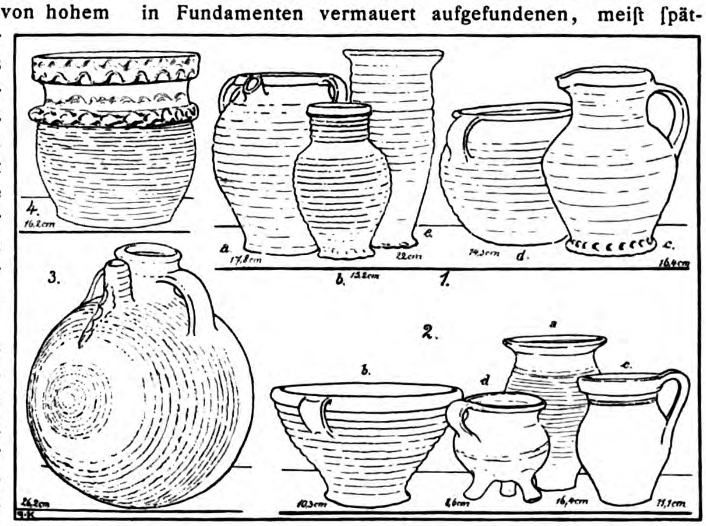


Abb. 6

gotischer Zeit angehörigen Bauverzierungen wurde eine größere Anzahl charakteristischer Stücke für das Lapidarium des Museums gesichert. Darunter befinden sich auch Wappen mit den drei Messern der Stadion und den Jagdhörnern Derer zum Jungen. Das letztere zeigt noch die alte Bemalung, auf blauem Grund die goldenen Hörner.

Zahlreich sind die in den ebenerdigen Räumen der alten Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Klosters erhobenen Fliese, die sich meist unter den später gelegten Dielenböden fanden. Es sind spätgotische aus Spitzovalen gebildete Muster. Vereinzelt konnten auch frühgotische und romanische Fliese geborgen werden, die zerstreut im alten Bauschutt zutag kamen, schreitende Löwen und Panther, und die seltenere Darstellung eines Adlers mit geöffneten Schwingen. Die letzteren gehören zum Teil einer vor der Zeit dieses Klosterbaues liegenden Periode an.

In dem nahe der Flachsmarktstraße aufgedeckten Fundament eines der Klostergebäude wurde eine Gruppe von Tongefäßen eingemauert aufgefunden. Diese und einige andere unscheinbare Gefäße mögen hier Abbildung und Beschreibung finden, weil durch die Fundumstände ein festerer Anhalt für die Zeitstellung mehrerer Typen einer Keramik gegeben ist, die in ihrer kunstlosen Einfachheit wenig Beachtung gefunden hat. Die erwähnte Gruppe umfaßte vierzehn Gefäße; die fünf Haupttypen sind auf Abbildung 6 unter Nr. 1 a, b, c, d, e dargestellt.

a) Eine Kanne mit gerilltem Bauch, zwei seitlichen, am Rand anschließenden Henkeln und kleiner Ausgußröhre. Der Rand zeigt einen Deckelfalz, der Fuß ist angeknetet und ganz flach, kaum merkbar gewellt. Der Ton ist rötlich, mit Mangan braun überfärbt und steinhart gebrannt. Die Ausführung ist ziemlich roh.

b) Ein henkelloser Krug aus dunkelem, fast schwärzlichem, hartgebranntem Ton. Der Gefäßkörper ist bis auf das untere Drittel mit Rillen bedeckt. Der steil aufgerichtete Rand hat ungefähr dreieckigen Querschnitt. Der Fuß ist aus der Gefäßwand herausgeknetet, er ist nicht mehr als gewellt zu betrachten. Die beim Kneten entstandenen Fingereindrücke sind nicht zu regelmäßiger Verzierung ausgebildet.

c) Ein Henkelkrug mit Ausgußrinne aus rötlichem Ton, ohne Farbüberzug. Er ist mit breiten kräftigen Rippen verziert; der Henkel ist breit und flach; der Fuß, aus der Gefäßwand herausgeknetet, zeigt nur unregelmäßige, durch die Fingerabdrücke unwillkürlich entstandene flache Wellen, nach oben hin begrenzt von einer Reihe regelmäßiger Fingerspitzeneindrücke.

d) Topf aus rötlichem, festgebranntem Ton ohne Farbenüberzug mit geripptem Kugelbauch. Der Rand ist flach ausgelegt und bietet dem breiten, flachen Henkel bequemen Anschluß. Die untere Seite zeigt eine kaum merkliche Abflachung die nicht genügt, dem Gefäß einen festen Stand zu geben und ursprünglich nicht beabsichtigt war, sondern zufällig durch die Weichheit des Tons vor dem Brand entstanden ist.

e) Rötlicher, fest gebrannter Topf von der Form eines umgekehrten Kegels. Die ungemein dicke Wand ist in der oberen Hälfte kräftig gerillt; der kleine Boden ist mit dem Draht oder einer Schnur von der Scheibe abgeschnitten. Das Gefäß ist ein sogenannter Wölbtopf und gehört also nicht zu den Hausgeräten. Die Töpfe waren wohl als sogenannte Bauopfer in das Fundament gelangt; sie standen auf einem Raum von etwa einem halben Meter, zum Teil ineinandergesetzt, in einem nischenartigen Hohlraum. Da sich nur drei Fuß höher und noch im Mörtelverband mit dem aufgehenden Mauerwerk einige gotische Bodenfliese mit dem schon oben erwähnten, der Mitte und dem Ende des 15. Jahrhunderts angehörenden Spitzovalmuster fanden, so ist eine Datierung für diese Gefäßtypen gewonnen.

Eine zweite geschlossene Gruppe von Gefäßen fand sich auf dem Boden einer Abfallgrube und ist dargestellt auf Abbildung 6 unter Nr. 2, a, b, c, d. Sie gehört einer wesentlich späteren Zeit an.

a) Ein henkelloser Topf aus rötlichem Ton mit ausgelegtem auf der unteren Seite rundlichem Rande. Der Bauch ist gerippt, nur am Hals und gegen den Boden hin ist das Gefäß glatt. Ein ausgebildeter Fuß ist nicht vorhanden.

b) Ein Napf aus weißlich-gelbem Ton, mit umgelegtem, außen rundlichem Rand. Der gerippte Bauch verjüngt sich stark nach unten, ein ausgebildeter Fuß fehlt. Während das im ganzen ziemlich roh gearbeitete Gefäß außen die Naturfarbe des Tons zeigt, ist es innen mit grüner Glasur versehen.

c) Kanne oder Krug aus gelblich-weißem Ton mit umgeschlagenem Rand, an den sich ein hübsch geformter, flacher Henkel ansetzt. Ein abgesetzter Fuß ist nicht vorhanden. Den Hals umgibt ein mit brauner Farbe gezogener Strich. Das Innere zeigt eine dünne, gelbliche Glasur.

d) Kleiner Napf auf drei stollenförmigen Füßen aus weißgelbem, naturfarbigem Ton. Um den Bauch laufen einige rundliche unregelmäßige Rippen. Der breite Henkel schließt sich an den flach ausgelegten Rand. Innen zeigt das Gefäß eine dünne gelbliche Glasur. — Das Alter dieser Typen ist durch einige an der gleichen Fundstelle und aus der gleichen Schichte erhobenen Fragmente von Ofenkacheln auf das Ende des 17. und das erste Drittel des 18. Jahrhunderts festgestellt. Ähnliche Formen wie die unter a abgebildete, treten übrigens auch schon im 15. Jahrhundert auf.

Zerstreut in der mittelalterlichen Kulturschichte oder auch in den mit Schutt gefüllten Brunnenschachten fanden sich noch verschiedene einzelne Exemplare von denen auf Abbildung 6 unter 1 und 2 abgebildeten Typen und natürlich auch zahlreiche Scherben. Ein von den beschriebenen Formen abweichendes und ungewöhnliches Gefäß gibt die Abbildung 6 unter Nr. 3 wieder. Es ist eine Art von Feldflasche mit kugeligem Körper ohne Fuß, zwei kurzen seitlichen Henkeln und kurzer Ausgußröhre dicht bei dem Einguß. Die eine, hintere Seite war glatt, die vordere dagegen mit konzentrischen Ringen verziert. Die allgemeine Form ist uralt und geht bis in die römische Zeit zurück. Bestimmte Anhaltspunkte zur Feststellung des Alters des vorliegenden Stückes sind nicht gegeben; ich glaube, daß es dem 16. Jahrhundert angehört.

Unter den Scherben erregten an einer Stelle die Bruchstücke eines weißen, durch braunrote Flammen und Strichgruppen verzierten Krugs mit kurzer Ausgußröhre die Aufmerksamkeit. Man hat sich gewöhnt, diese weiße mit braunroten Strichen und Flammen dekorierte Keramik der karolingischen Periode, jedenfalls aber dem früheren Mittelalter zuzuteilen; hier traten sie zusammen mit Scherben von Gefäßen auf, die nach dem oben erwähnten Gruppenfund (Abbildung 6 Nr. 1) dem 15. Jahrhundert angehören.

Wenn ich zunächst geneigt war, irgend einen Zufall für das Zusammenkommen dieser keramischen Reste verantwortlich zu machen, so fand ich doch bald im historischen

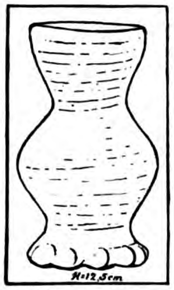


Abb. 7

Muſeum zu Frankfurt a. M. eine wertvolle Parallele für das ſpäte Vorkommen der gelblich-weißen, rot dekorierten Gefäße. Es iſt dies ein vor Jahren im Schwanheimer Wald erhobener Fund, beſtehend aus einer kleinen henkelloſen Vaſe, Abbildung 7, aus echtem Steinzeug mit geripptem Bauch und gelapptem Fuß, im allgemeinen von der Form der bekannten Siegburger Vaſen, und einem kleinen Napf oder Büchschen aus weißlichem Ton mit braunroten Flammen. Beide Gefäße waren mit Münzen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gefüllt (ſiehe Joh. Weils Berliner Münzblätter, März 1886).

Auf einem hinter der Kloſtermauer an der Petersſtraße liegenden Raſenplatʒ wurde in geringer Tiefe ein aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſtammendes Relief aus rotem Sandſtein gefunden, das den Martertod der heiligen Klara darſtellt. Das leider nicht vollſtändig erhaltene Bildwerk darf trotʒ gewiſſer Roheiten in der Ausführung Anſpruch auf Kunſtwert erheben, da ihm eine gute Kompoſition zugrunde liegt. Von geringerer Bedeutung iſt das 1,40 Meter hohe Barock-Standbild der Patronin des Kloſters, das, aus dem gleichen Material wie das Relief hergeſtellt, in der Nähe des letʒteren zutage kam. Es war bis auf den Kopf vollſtändig erhalten. Wie ſich bald herausſtellte, paßte der nahe dem Portal an der Petersſtraße eingemauerte Kopf der heiligen Klara genau auf den aus der Erde gegrabenen Rumpf. Bei der Beſitʒnahme des ehemaligen Kloſtergebietes durch die Franzoſen und der Umwandlung der Gebäude in Proviantmagazine hat man die Figur verſcharrt, den abgeſchlagenen Kopf aber gewiſſermaßen als Wahrzeichen des Gebietes an dem an das Backhaus anſtoßenden Wohngebäude eingemauert. Wahrſcheinlich ſtand die Figur ehemals über dem Portal an der Kloſtermauer. Über der Kloſterpforte der armen Klariſſen in der Klaraſtraße ſteht heute noch das Bild der Patronin.

Wenn man von den Tongefäßen abſieht, iſt die Zahl der in der mittelalterlichen Schicht erhobenen Geräte überraſchend gering. Aus der kleinen Gruppe von Gegenſtänden ſeien hervorgehoben: *ein goldener Fingerring*, abgebildet Tafel VI Nr. 1. Der Reifen iſt nach außen leicht gewölbt. Er trägt eine kreisrunde vorſtehende Zelle, die als Einſatʒ ein geſtanztes Goldblech mit den gegeneinander gewendeten Büſten eines Mannes und einer Frau aufweiſt. Der Raum unter dieſem Goldblech war ehemals mit einer Kittmaſſe ausgefüllt, von der noch Spuren erhalten ſind. Die Darſtellung imitiert anſcheinend eine antike Gemme; daß es ſich um eine barbariſierte Arbeit handelt, zeigt die Ausführung der Büſten. Die aus kleinen traubenförmig gruppierten Perlen beſtehenden, die Zelle ſeitlich begrenzenden Verzierungen ſind ſowohl der antiken wie der fränkiſch-germaniſchen Goldſchmiedekunſt eigentümlich. Das vielleicht dem 6. bis 7. Jahrhundert angehörige Schmuckſtück darf wohl als Ehering betrachtet werden. Eine vortreffliche Darſtellung dieſer Art zeigt ein chriſtlicher Ehering, den Kaufmann im Handbuch der chriſtlichen Archäologie Seite 593 Fig. 225 abgebildet hat.

Ein 6,3 cm langes *Kreuz* aus Blei, mit Öſe zum Anhängen, Abbildung 8 a und b. Das Kreuz zeigt auf der vorderen Seite den Gekreuzigten in ärmelloſer, bis zu den



Abb. 8 a



Abb. 8 b

Knöcheln reichender Tunika. Die Füße ſtehen nebeneinander; der leicht zur Seite geneigte Kopf ſcheint bärtig. Die in der Mitte des Kopfes geſcheitelten Haare fallen bis zu den Schultern. Zu Häupten befindet ſich eine Schrifttafel, die in den Anfangsbuchſtaben die Worte Jeſus Chriſtus Nazarenus und einige nicht lesbare Zeichen aufweiſt. Über dieſer Tafel ſind zwei kreisrunde Scheiben, Symbole von Sonne und Mond angebracht. Die Rückſeite des Kreuzes, 8 b, zeigt eine in ein faltenreiches Gewand gekleidete Figur mit erhobenen Händen, in der Stellung eines Oranten. Sie iſt nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Prälaten Dr. Friedrich Schneider als altchriſtliches Symbol der in die Seligkeit eingegangenen anima chriſtiana aufzufaſſen, und die über dem Haupt der Figur ausgeſtreckte Hand, dextera domini, deutet die Rezeption der Verſtorbenen in die Seligkeit an (vgl. auch Kaufmann, Handbuch der chriſtl. Archäologie 1905, Seite 396 und 424). Ein unter Fig. 145 in dem genannten Werk abgebildeten Kruzifixus iſt einer aegyptiſch-koptiſchen Seidenſtickerei des ausgehenden 7. oder des 8. Jahrhunderts entnommen, für welche Zeit nach Kaufmann die lange Bekleidung Chriſti bezeichnend iſt im Gegenſatʒ zu den älteren Bildwerken, die den Heiland faſt nackt darſtellen. Für das beſchriebene Kreuz dürfte die ſpätere merowingiſche oder ältere karolingiſche Periode als Urſprungszeit anzunehmen ſein.

Ein Zierbeſchlag aus Bronze vom Deckel einer kleinen Truhe oder vom Einband eines Buchs?, Abbildung 9. Das kreisförmige, durch Guß hergeſtellte Beſchläge zeigt ein Monſtrum in Geſtalt eines Löwen oder Panthers mit bärtigem Menſchenkopf innerhalb eines Pflanzenornaments. Der äußere Rand des Beſchlags weiſt eine Reihe von in beſtimmten Abſtänden angebrachten Löchern zur Aufnahme der Nägel auf, die einſt zur Befeſtigung auf einer Unterlage dienten. Das innere, die Tierfigur umſchließende kreisförmige Band iſt durch eine Reihe rundlicher Nietköpfe belebt, die lediglich als Verzierung zu betrachten ſind und in Verbindung mit dem äußeren Kranz von Nagelköpfen, wie regelmäßig verteilte an dem Pflanzenſtengel ſitʒende Beeren wirkten. Während das Pflanzenmotiv flach gegoſſen iſt, zeigt die figurale Darſtellung eine Art von reliefartiger Modellierung, indem der Vorder- und Hinterſchenkel rundlich hervortreten. Die Teile des Geſichts, der Bart und einzelne Haarpartien am Körper ſind mit dem Meißel eingehauen, ebenſo folgen eingehauene Linien den Konturen des Pflanzenmotivs. An einer Stelle des Randes befindet ſich ein Scharnier, in deſſen



Abb. 9

Ende noch ein Nagel mit flachem, rundem Kopf feſtſitzt. Dieſe Einrichtung iſt es, die einen ſicheren Schluß auf die ehemalige Verwendung des Gegenſtandes geſtattet. Die Kunſtformen dieſes wertvollen Fundſtücks weiſen auf das 11. Jahrhundert und zugleich auf Beeinfluſſung durch den Orient hin. Für den menſchenköpfigen Löwen bietet ſich mir eine intereſſante Parallele in einem Relief von dem Außenfries der aus dem 8. Jahrhundert ſtammenden Kirche in Orchomenos, Abbildung 10. Der menſchenköpfige Löwe ſcheint hier den Teufel zu verſinnbildlichen. Das oben beſchriebene Beſchläge zeigt freilich ſchon ein ausgebildeteres Gefühl für ornamentalen Stil als die weit ältere barbariſche Darſtellung auf dem Fries von Orchomenos.



Abb. 10

Unter den aus ſpäterer Zeit ſtammenden Funden verdient eine Tonform für ein Heiligenbild, darſtellend Maria mit dem Jeſuskinde, als gute Arbeit des 17.—18. Jahrhunderts Erwähnung. Auch ein Glasbecher, der unter Umſtänden gefunden wurde, die ſeine Herkunft aus dem 18. Jahrhundert erweiſen, iſt beachtenswert, Abbildung 17 Nr. 1.

Erſt die in größerer Tiefe hinabgetriebenen Schachte durchſchnitten die ſpärlichen Ablagerungen aus der römiſchen Periode, die ſich durchſchnittlich 3 bis 4 Meter unter der Oberfläche fanden. Hier wurde auch der Körper einer römiſchen Straße feſtgeſtellt, die etwa in der Richtung einer von der Nordoſtſeite der Kloſterkirche durch den vorderen Teil der Peterskirche gezogenen Linie verläuft. Die Straße charakteriſiert ſich durch einen 70 cm ſtarken Beton aus geſtampftem Kies, auf dem eine ſog. Stückung aus Bruchſteinen (Kalkſtein) ruht.

Von den im Lauf des letzten Jahres in der römiſchen Schichte aufgefundenen Gegenſtänden ſeien hier noch genannt: Zwei Scharnierfibeln aus Bronze in Geſtalt von Sohlen. Die Sohle iſt mit grünem Email bedeckt, die Benagelung markieren weiße Emailpunkte, Tafel V a Fig. 2.

Eine Siegelkapſel aus Bronze in Geſtalt eines kleinen Käſtchens, deſſen Deckel ſich in einem Scharnier bewegt, Tafel V a Fig. 3 und 3 a. Die Fläche des letzteren iſt mit einem geometriſchen Muſter in gelbem, grünem und braunrotem Email verziert. Eine Bronzefibel ſog. Auciſſa-Typus. Was von keramiſchen Reſten römiſcher Zeit auf der Bauſtelle gefunden wurde und zu unſerer Kenntnis gelangte, gehört meiſtens ſpäterer Zeit an. Eine Ausnahme bilden einige Fragmente von ſchwarzen Gefäßen aus dem erſten Drittel des erſten Jahrhunderts und das Bruchſtück einer außen rot und innen gelb bemalten Platte, das zu den intereſſanteſten auf dieſem Gebiet gefundenen keramiſchen Reſten römiſcher Zeit zählt. Die gelbe Innenfläche iſt mit gut ſtiliſierten Epheuranken und mit Spiralornament in braunroter Farbe bemalt. Zahlreich ſind die Reſte von Gefäßen aus terra ſigillata. Unter den Töpferſtempeln ſind vertreten: OF MODESTI · OFMIVGI · OF· BILICOT· MAINIVSF· OF· BASSI· Q· IVL· PRIM·

Zwei Amphorenhenkel tragen die Stempel BRIAR· und ROM· Ein Ziegelſtempel rührt von der XIV. Legion her, er iſt zugleich der einzige, der bei den Grabungen frei und in römiſcher Schichte aufgefunden wurde.

Die Fundamentgrabungen auf dem alten Kloſtergebiet haben im verfloſſenen Winter ihren Abſchluß gefunden, ohne daß die großen Hoffnungen auf zahlreiche wertvolle Altertümerfunde, die man an die umfaſſenden Erdbewegungen knüpfte, voll in Erfüllung gegangen wären. Die Grundmauern der Kloſtergebäude und die über vereinzelten römiſchen Baureſten liegenden Fundamente eines weit älteren, wahrſcheinlich in das frühe Mittelalter zurückreichenden Quartiers wurden auf Veranlaſſung des Denkmalpflegers für Bauwerke vermeſſen. Über die jedenfalls intereſſanten Ergebniſſe dieſer Aufnahmen iſt leider noch nichts bekannt. Die wenigen über den Ausgang des 13. Jahrhunderts, die Gründungszeit des Kloſters, zurückreichenden wertvollen Funde aus dem Mittelalter, wie der goldene Ehering, der Kruzifixus und das Bronzebeſchläge mit Löwenbild ſind natürlich mit dieſer älteren Bebauung in Verbindung zu bringen.

Daß die Aufnahme und Vermeſſung der Fundamente aller Baulichkeiten nicht Hand in Hand mit der Erhebung der Fundſtücke erfolgen konnte, bei Bergung der letzteren ein zuſammenhängendes Bild der baulichen Anlagen nicht zur Verfügung ſtand, bleibt zu bedauern. Wäre dies der Fall geweſen, ſo hätten beſtimmtere Nachweiſe für das Alter der verſchiedenen Bauwerke erlangt werden können.

g) Der Abbruch des Schützenhofes,

eines alten Mainzer Gaſthofes am Höfchen, brachte nur wenige der Aufbewahrung werte Fundſtücke zutage. Etwa 1 Meter unter der Kellerſohle des Gebäudes wurde ein aus rotem Sandſtein gefertigter keſſelartiger Behälter gefunden, der auf vier, 40 cm hohen ſteinernen Stützen ruhte. Der Keſſel mißt unten, an ſeinem faſt flachen Außenboden 80 cm und verjüngt ſich nach obenhin bis auf den Durchmeſſer von 64 cm. Die ganze Höhe beträgt 50 cm und die Tiefe der Aushöhlung 36 cm. Der Boden iſt alſo 18 cm dick. Der Keſſel iſt ganz ſchmucklos und roh ge-

arbeitet. Von den Stützen ſind zwei als plumpe, aus rotem Sandſtein gehauene viereckige Pfoſten zu bezeichnen, die zwei anderen ſind Bruchſtücke dünner, runder Säulenſchäfte, die wahrſcheinlich ehemals an einem Fenſter angebracht waren. Eines der in der Nachbarſchaft gefundenen Schaftſtücke weiſt noch ein Kapitell auf, deſſen Formen jedoch leider nicht mehr deutlich genug erhalten ſind um Stil und Alter feſtſtellen zu können. In der Umgebung dieſes ſteinernen Behälters wurden gar keine weiteren Kulturreſte gefunden, die einen Anhalt in Bezug auf ſein Alter bieten könnten. Auch zu welchem Zweck er diente, bleibt unbeſtimmt, vielleicht iſt er als Weihwaſſerkeſſel oder Taufbecken aufzufaſſen.

Die römiſche Schichte begann erſt in einer Tiefe von 5,50 Meter und bei 6 Meter Tiefe fand ſich, dicht an das ſeitlich rechts von dem Bauplatz ſtehende Haus Nr. 5 angeſchloſſen ein Heizkanal aus ungeſtempelten Ziegeln in einer dicht mit Holzkohlen durchſetzten Bodenſchichte. In der unmittelbaren Nachbarſchaft dieſer Anlage wurden eine Bronzefibel vom ſog. Auciſſa-Typus und eine ſchwarze belgiſche Schale aufgehoben. Von den wenigen, zerſtreut gefundenen keramiſchen Reſten aus römiſcher Zeit ſei ein Ziegelfragment, das den nicht ganz deutlichen Stempel ZE · VS trägt, genannt. Es lag indeſſen nicht in gleicher Tiefe wie der Heizkanal.

h) Der Waſſerleitungsbau an der Pariſer Straße

in Wörrſtadt war Veranlaſſung zur Aufdeckung fränkiſcher Gräber. Herr Lehrer Ferber in Wörrſtadt, Vertrauensmann der ſtaatlichen Denkmalpflege, brachte mir im Auguſt des verfloſſenen Jahres Nachricht über die Auffindung mehrerer Grabſtätten und zugleich einige aus einem Frauengrab ſtammende Gegenſtände, die er in dankenswerter Weiſe vor Verſchleppung bewahrt hatte. Ich begab mich alsbald an die Fundſtelle, die auf der rechten Seite der nach Albig führenden Straße am Südende von Wörrſtadt, unfern des letzten Hauſes liegt. Die drei Gräber lagen in der Straße ſelbſt und kaum 80 cm unter deren Fläche, ein Umſtand der ſich daraus erklärt, daß die Straße in das umgebende Terrain eingeſchnitten iſt. Ich ließ die Gräber, die faſt genau von Oſt nach Weſt gerichtet waren, vollſtändig freilegen, und konnte namentlich noch aus dem obengenannten Frauengrab eine Reihe wertvoller Beigaben bergen. Dieſes ſehr reich ausgeſtattete Grab enthielt die nachſtehend genannten Gegenſtände:

1. Eine eiſerne, mit Silbereinlagen dekorierte Rundfibel, abgeb. Tafel VI Fig. 2. Die eiſerne Zierplatte liegt auf einer Unterlage aus Bronze und iſt durch fünf kreuzweis angeordnete Niete mit vergoldeten, am Rand geperlten Köpfen befeſtigt. Die Dekoration iſt teils durch Tauſchierung, teils durch Plattierung in anmutigem Wechſel ausgeführt. Obgleich die Plattierung als Folie für die tauſchierten Ornamente diente, bewahrt ſie doch zugleich durch ihre regelmäßig verteilten, glänzenden Flächen eine ſelbſtändige Wirkung in Form eines Kreuzes. Die zur Befeſtigung des Schmuckſtücks dienende Nadel auf der Rückſeite iſt nur zum Teil erhalten, ſie federte an einer Drahtrolle.

2. Zwei Ohrringe aus Silber, abgeb. Tafel VI, Fig. 3. Die dem glatten Reif mit Hakenverſchluß zur Verzierung dienenden Anhängſel ſind nicht beweglich, ſondern feſtgelötet. Die zwei Rädchen ſind aus falſchem Filigran gefertigt; die zwiſchen beiden befeſtigte Kugel iſt hohl und aus zwei geſtanzten Halbkugeln zuſammengelötet.

3. Ein offenes Armband aus Rotbronze, ſtark vergoldet, abgeb. Tafel VI, Fig. 4. Die Enden des Armbandes ſind als Schlangen- oder Drachenköpfe gebildet. Die Augen ſind mit zwei kreisrunden Granaten beſetzt. Von der Schnauze bis zur Stirn läuft eine Reihe von rechteckigen Zellen, die mit geſchliffenen Granaten gefüllt ſind. Auf der Stirn ſelbſt haben dieſe Zellen dreieckige Form, um ſich in den gegebenen Raum zu fügen. Auf jeder Seite des Rachens ſteht aus dem Unterkiefer ein Zahn hervor, der dem Hauer des Ebers gleicht und mit Perlmutter eingelegt iſt. Die Armringe mit ausgebildeten Schlangenköpfen ſind im Rheinland und in Süddeutſchland recht ſelten. Es ſind mir neben dem eben beſchriebenen Fundſtück nur vier Exemplare bekannt: Armband aus Silber, gefunden bei Bingen, Muſeum Mainz, vgl. Weſtd. Ztſchr., Muſeographie 1892 Tafel 5. Armband aus vergoldetem Silber mit Granaten beſetzt, aus Andernach, Muſeum Mainz, vgl. Weſtd. Ztſchr., Muſeographie 1900, Tafel 21. Gleichartiges Stück aus dem Grabfeld von Schierſtein im Rheingau, Muſeum Worms, vgl. Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit Band IV, Tafel 53. Armring aus Silber, aus dem Grabfelde von Pfullingen, Württemberg, Muſeum Stuttgart (vgl. Lindenſchmit, Handbuch Tafel XIII, Fig. f.).

Häufiger tritt das Schlangenarmband in Ungarn und im ſkandinaviſchen Norden auf.

4. Eine Spangenfibula aus Bronze, Tafel VI Fig. 5. Die kleine, viereckige Platte iſt mit verſchlungenem Bandwerk dekoriert. Um den Rand ſtehen fünf Knöpfe. Der Bügel und die untere Platte ſind wie der obere Teil mit Bandwerk verziert. Dieſe Fibula lag zwiſchen den Oberſchenkeln des Skeletts; mit ihr war anſcheinend das Tuch, das die Leiche umhüllte, zuſammengeſteckt. Reſte eines ſehr groben Leinengewebes, die noch auf der Unterſeite der Fibel, durch den Roſt konſerviert, hafteten, ſcheinen dieſe Vermutung zu beſtätigen.

5. In der Gegend des Beckens lagen fünf Riemenzungen in drei verſchiedenen Größen. Die längſte, abgeb. Tafel VI Fig. 6, nahm die Mitte ein, während ſich die vier anderen je nach ihrer Länge auf jeder Seite in regelmäßiger Abſtufung anſchloſſen.

6. Seitlich von dieſer am Gürtel befeſtigten, in Frauengräbern ungewöhnliche Verzierung lag das in der Grabausſtattung der Frauen ſelten fehlende Gürtelgehänge. Es beſteht aus einer durchbrochenen, mit eingravierten Menſchenköpfen verzierter Bronzeplatte, von der drei Stangenkettchen, aus Eiſen und Bronzedraht gebildet, herabhängen und als Anhängſel verſchiedene Gegenſtände, zwei aus Knochen geſchnitzte Hörnchen oder Nachbildungen von Reißzähnen eines wilden Tieres, einen kleinen Wetzſtein und an einem Drahtringchen zwei Kleinerze eines Konſtantin und eine kleine Medaille aus Bronze, abgeb. Tafel VI Fig. 7 trugen. Die Abbildung gibt dieſe Medaille von beiden Seiten wieder. Die erſte Seite zeigt eine ſchreitende oder laufende menſchliche Figur, deren Kopf von einer großen Kapuze bedeckt iſt. Die eine Hand hält einen Speer, die andere einen Gegenſtand, der einem großen offenen Ring gleicht.

7. Eine Anzahl von bunten Glasperlen und eine Perle aus Goldblech bildeten den Halsſchmuck. Vom Schleier oder Kopfputʒ ſcheint ein dünner Goldfaden herzurühren.

8. Kleines Beſchläge aus Bronze in Geſtalt eines Adlers mit übertrieben großem Schnabel und geſchloſſenen Fängen, Tafel VI Fig. 8. Die Rückſeite zeigt nur kurze Stifte, die zur Vernietung auf Lederzeug dienten. Daß die Verzierung auf dem Gürtel angebracht war, iſt wegen ihrer Lage in der Hüftengegend der Leiche wahrſcheinlich.

9. In der Nähe des Beckens fand ſich auch ein Griff oder Henkel aus Eiſen von einer kleinen Holztruhe herrührend, dabei lagen:

10. Ein aus Knochen geſchnittenes Büchschen, Tafel VI Fig. 9;

11. Die Reſte eines hölzernen Büchschens, mit Streifen gepreßten Silberblechs verziert;

12. Das Fragment einer kleinen Meſſerklinge aus Eiſen, der wahrſcheinlich dazu gehörige Griff aus Knochen, und endlich

13) Der auf Tafel VI unter Fig. 10 abgebildete Gegenſtand aus Glas. Dieſes eigenartige Gerät iſt kein Behälter im gewöhnlichen Sinn, es iſt vielmehr ringsum vollſtändig geſchloſſen. Auf der oberen Seite abgerundet, zeigt es eine leichte Vertiefung inmitten des Bodens. Die Farbe iſt grünlich. Der Zweck des ſonderbaren Glaſes iſt nicht klar. Ich glaubte zunächſt in ihm eine Parallele zu jenen äußerlich gleichartig gebildeten Glaskuchen gefunden zu haben, die in römiſchen Kulturſchichten nicht ſelten auftreten und wahrſcheinlich zum Glätten der Näte bei der Schneiderarbeit benutʒt wurden. Allein dieſe „Kuchen“ ſind maſſiv, während das vorliegende Fundſtück nicht nur hohl iſt, ſondern auch keine beſonders kräftige Wand beſitʒt. Ob es eine bei der Herſtellung eingeſchloſſene Flüſſigkeit, etwa ein Zaubermittel oder geweihtes Waſſer enthielt, war nicht mehr feſtzuſtellen, da bei der Auffindung ein Stück aus der Seitenwand geſprungen war. Ein ähnlicher Gegenſtand iſt mir bis jetʒt nicht bekannt. Die unter den Nummern 9 bis 13 aufgeführten Fundſtücke ſcheinen den Inhalt der oben erwähnten kleinen Truhe gebildet zu haben, ſie lagen dicht beiſammen unter dem Griff, und der Lettenboden zeigte an dieſer Stelle noch deutlich Holzfaſern als Reſte derſelben.

14. Ein Spinnwirtel aus gebranntem Ton.

15. Eine kleine, ſilberne Schnalle, Tafel VI Fig. 11 und zwei kleine Bronzeſchnallen, Tafel VI Fig. 12. Die Lage der ſilbernen Schnalle konnte nicht mit Beſtimmtheit feſtgeſtellt werden; die kleinen Bronzeſchnallen lagen aber an den Füßen und rühren alſo wohl von der Fußbekleidung her.

16. Ein römiſches Krüglein von der gewöhnlichen Form, aus gelblichem Ton fand ſich an den Füßen des Skeletts als einzige keramiſche Beigabe. Es iſt bekannt, daß Tongefäße römiſcher Art nicht eben ſelten in germaniſchen Gräbern und ſogar in ſolchen aus verhältnismäßig ſpäter Zeit vorkommen. Das beſchriebene Frauengrab gehört wohl früheſtens dem 7. Jahrhundert n. Chr. an; das Vorkommen der mit Silber eingelegten Broſche, die Form des Armrings und die Knopffibel mit viereckiger Platte ſprechen für dieſe Zeitſtellung.

Aus dem zweiten Grabe, das ebenfalls eine Frau barg, waren bei der Entdeckung durch die Arbeiter zwei eigenartige Schmucknadeln erhoben worden, von denen eine in den ungeſchickten Händen zerbrach. Das gut erhaltene Fundſtück und das Fragment ſind auf Tafel VI unter Nr. 13 und 14 dargeſtellt. Die erſte Abbildung zeigt eine ſilberne Nadel, deren oberes breit gehämmertes Ende ſchleifenförmig gebildet iſt und eine Paſta von transluzidem, ſaphirblauem Glas umſchließt. Die Abbildung 14 gibt den allein erhaltenen Kopf des zweiten Exemplars wieder; ſtatt der Schleife iſt hier eine vollſtändige Zelle vorhanden, in der eine gleichartige Glaspaſta eingeſchloſſen iſt. Die Nadeln ſcheinen zum Kopfputʒ zu gehören; ihre Form war, ſoviel ich weiß, bis jetʒt nicht bekannt. Die nachträgliche Unterſuchung des Grabes brachte nur noch einige Perlen aus buntem Glas, einen Spinnwirtel aus Ton und mehrere Fragmente aus Eiſen, darunter eine mittelgroße Riemenzunge aus Eiſen zutage. Aus dem dritten Grabe ſtammt eine ſchmale eiſerne Lanze. Die nochmalige Aufgrabung lieferte keinerlei Ausbeute mehr. Das Grab war wohl ärmlich ausgeſtattet, und die Arbeiter haben das übrige kleinere Eiſenzeug, wie Schnallen, Riemenzungen, nicht weiter beachtet. Nachträglich wurden noch aus einem vierten Grabe eine Eiſenlanze, eine eiſerne Gürtelſchnalle, ein Pferdegebiß und eine zweite kleinere Schnalle vom Pferdezeug erhoben. Daß dieſes urſprünglich jedenfalls reich ausgeſtattete Grab weitere Funde nicht mehr bot, iſt offenbar auf ſeine beim Bau der Straße in früherer Zeit erfolgte Zerſtörung zurückzuführen.

Unfern der Stelle, wo dieſe Gräber zutage kamen, nur etwa hundert Schritte weiter nach dem Ort hinein, auf dem Gebiet des Landwirtes Herrn Barwig, ſind ſchon im Jahre 1893 beim Bau des Hauſes fränkiſche Grabſtätten aufgedeckt worden. Der Inhalt derſelben gelangte ebenfalls in das Mainzer Muſeum. Siehe Weſtd. Ztſchr., Muſeographie 1894.

i) Überwachung der Erdarbeiten bei Herſtellung der Gasleitung von Mainz nach Zahlbach

Als der Einſchnitt zum Legen der Rohre an der Stelle, wo ehemals das Gautor ſtand, gemacht wurde, gewahrte ich auf dem ausgeworfenen Schutt Bruchſtücke eines römiſchen Altars, deſſen größerer Teil noch in der Seitenwand des Grabens ſteckte. Die ſofort angeordnete Freilegung dieſes Stückes hatte das unerwartete Ergebnis, daß ſich ein zweiter Altar zeigte, der in horizontaler Lage neben dem erſten eingebettet war. Ich ließ nun die Umgebung aufgraben und konnte bald eine pfeilerartige Untermauerung feſtſtellen, die zum großen Teil aus römiſchen Altären und Werkſtücken gebildet war. Mörtelverband wurde nur in den oberen Schichten feſtgeſtellt, die unteren Steinlagen, freilich lauter ſchwere Stücke, waren ohne Bindemittel übereinander gelegt. Es wurden an dieſer Stelle nicht weniger als neun Altäre und zwei Fragmente einer geſchuppten und mit Götterbildern in Relief verzierten Juppiterſäule erhoben. Von den Altären ſind einer dem Merkur, einer dem Herkules und drei dem Juppiter (davon zwei dem Juppiter Dolichenus) geweiht. Einer trägt die Widmung an Juppiter, Juno, Minerva und die anderen unſterblichen Götter. Zwei weitere zum Teil zerbrochene Altäre laſſen die Widmung nicht mehr erkennen, der letʒte iſt ganz ohne Inſchrift. Einer der dem Juppiter Dolichenus gewidmeten Altäre iſt durch die Nennung der Konſuln Praeſens und Extricatus (217) datiert. Dieſe Untermauerung, die allem Anſchein nach einen Torpfeiler trug, bildete im horizontalen Querſchnitt kein regel-

mäßiges Viereck, denn ſie maß 1,40×1,90×1,70×2,00 Meter. Sie reichte etwa 2,80 Meter in die Tiefe und ruhte ehemals auf Pfahlwerk. Die Löcher für dieſe Holzſtützen waren deutlich ſichtbar, das Holz dagegen ließ ſich nur noch durch einige Faſern und mehlartige Überbleibſel feſtſtellen. In dem Mörtel der unteren Steinſchichten wurden Münzen der Söhne Konſtantins des Großen entdeckt. Im Anſchluß an das Pfeilerfundament fand ſich noch ein 1,40 Meter langes Fragment einer 0,35 Meter dicken Schuppenſäule und ein wahrſcheinlich zu dieſer Säule gehöriges, mit Blattwerk und Menſchenköpfen verziertes Kapitell. Von den vier in regelmäßigen Abſtänden angebrachten Köpfen ſind nur zwei erhalten. Außer dieſen wichtigeren Bruchſtücken wurden noch mehrere bearbeitete Steine, namentlich Geſims- und Sockelſtücke, die von größeren Bauwerken herrühren, an gleicher Stelle erhoben.

Der auf dieſe Weiſe freigelegte Pfeiler des Tores ſtammt wohl wie der ganze Unterbau der Stadtmauer auf dem Käſtrich aus ſpätrömiſcher Zeit. Die Fundamente der letzteren ſind, ſoweit bis jetzt beobachtet werden konnte, durchweg mit dem Material großer, römiſcher Bauten hergeſtellt, die ehemals im alten Lager ſtanden und bei der ſpäteren Ummauerung der Civitas als eben ſoviele Steinbrüche benutzt wurden. Die Subſtruktion des Torpfeilers wie die nach ſeiner Wegräumung ſichtbaren Pfahllöcher wurden photographiſch aufgenommen. Die Lage der Fundſtelle iſt durch genaue Vermeſſungen fixiert. Die Altäre und Skulpturen wurden dem Muſeum einverleibt.

Im weiteren Verlauf der Grabung wurde da, wo der obere Zahlbacher Weg am Fort Stahlberg nach der Stelle des ehemaligen Blockhauſes ſich wendet, in einer ſtarken, anſcheinend nicht ganz natürlichen Lettenſchichte Profileinſchnitte beobachtet, die vielleicht als Reſte des älteſten römiſchen Lagers, des Erdkaſtells, angeſprochen werden können. Da die Unterſuchung vorläufig nur, ſoweit es der kaum 60 cm breite Graben geſtattete, erfolgen konnte, war ein ſicheres Ergebnis nicht zu gewinnen. Immerhin iſt es auch möglich, daß die Profile von einer Bruſtwehr herrühren, die zu den rezenten Feſtungswerken gehörten, ehe das Fort Stahlberg errichtet wurde.

Weiter nach der zweiten Biegung der Straße hin, hart an der linken Seite des Fahrdammes, wurde ein gemauerter, viereckiger Sockel oder Pfeiler freigelegt, der mit einer Ecke gegen die Straße gerichtet iſt. Seine Lage wurde geometriſch feſtgeſtellt. Er mißt 1,70 Meter × 2 Meter. Eine Beſtimmung des Alters dieſes Baureſtes und ſeiner urſprünglichen Bedeutung kann nur die Aufgrabung der Umgebung, die in abſehbarer Zeit erfolgen ſoll, bringen.

In der Böſchung ſeitlich der ſich talwärts ſenkenden Straße, gegenüber der auf der anderen Talſeite ſtehenden Pfeilerreihe der römiſchen Waſſerleitung, konnte ich dank einer Mitteilung des Herrn Geiſtlichen Rats Körner einen diesſeitigen Pfeiler dieſes Baues feſtſtellen. Er wurde oberflächlich freigelegt.

k) Bei Anlage eines Kanals,

der den Schloßplatz in der Richtung von Norden nach Süden ſchneidet, traf man ziemlich in der Mitte des Platzes eine ca. 30 bis 40 cm ſtarke Lettenſchichte etwa 1,50 Meter unter der jetzigen Oberfläche. Die offenbar abſichtlich an dieſer Stelle aufgetragene Lettenbank ſtand in Verbindung mit einem ſtufenförmig gebildeten Mauerwerk, auf dem hie und da zerſtreut Reſte einer ehemaligen Marmorbekleidung lagen. Die Freilegung ergab, daß die in den geſchweiften Linien des Rokoko angelegten Stufen zu einer muſchelartigen Plattform führten. Das Bauwerk war ehemals eine Fontäne, deren Waſſer in Kaskaden über die Marmorſtufen herabfloß. Die im 18. Jahrhundert angelegte Waſſerkunſt ſtand in der Mitte des kurfürſtlichen Gartens und findet ſich auf einem Plan des letzteren eingezeichnet.

l) Bei einer Pflaſterung vor der Kirche in Ober-Olm

wurde in der geringen Tiefe von nur 40 cm an der Langſeite der Kirche ein aus rotem Sandſtein gefertigter, zerſprungener Sarg aufgefunden, der noch Reſte eines Skelettes barg. Der 2,43 Meter lange und am Kopfende 0,70 Meter breite Behälter verjüngt ſich nach den Füßen hin bis auf 50 cm. Die Seiten ſind nach oben leicht auswärts geneigt, in den vier Ecken ſind halbrunde Stäbe ausgemeißelt. Der flache Deckel zeigt auf einem umrahmten Felde ein in flachem Relief ausgeführtes Kreuz, das an den Enden des Balkens und der Arme breitere Anſätze aufweiſt. Der Grund, von dem ſich das Relief abhebt, iſt mit regelmäßig eingehauenen Linien, die ein ſog. Fiſchgrätenmuſter bilden, gefüllt. Die Umrahmung beſteht in einem Zackenband, deſſen Behandlung durch eingehauene Streifen den Eindruck von Flechtwerk hervorruft.

Dieſer Sarg diente einem unter ihm befindlichen aus Bruchſteinen ſchlecht gemauerten Behälter als Deckel. Die Steine waren nach innen gleichmäßig geſetzt und rot verputzt. Das Skelett war zum Teil beſſer erhalten als das aus dem oberen Grabe. Beigaben fanden ſich nicht. Der Schädel aus dem gemauerten Behälter und der Steinſarg wurden in das Muſeum überführt. Der Steinſarg gehört dem 10. Jahrhundert an, und wahrſcheinlich iſt der gemauerte Sarg der gleichen Zeit, der ſpäteren karolingiſchen Periode zuzuweiſen.

Die jetzige Kirche von Ober-Olm weiſt die Bautätigkeit verſchiedener Zeiten auf, aber nur ein Verzierungsbruchſtück, das ſich im maſſigen Turm als Reſt eines verſchwundenen älteſten Baues eingemauert findet, kann zeitlich mit dieſen Gräbern in Zuſammenhang gebracht werden.

II. Vermehrung der Sammlungen durch Ankäufe und Geſchenke

a) Der Zugang an Altertümern aus vorgeſchichtlicher Zeit

war in dem verfloſſenen Jahre verhältnismäßig ſehr gering, doch ſind die großen Kulturperioden wenigſtens durch einzelne mehr oder weniger beachtenswerte Fundſtücke vertreten.

Ein Dolch oder eine Speerſpitze? aus Hornſtein, Abbildung 11, aus dem Rhein am Floßhafen bei Mainz, darf wohl als das intereſſanteſte Stück der kleinen Gruppe be-

zeichnet werden. Die Länge der Klinge ist 16,2 cm; wie der Querschnitt zeigt, ist sie auf einer Seite flach, auf der anderen leicht gewölbt. Die Bearbeitung charakterisiert sich in einer Reihe schief über

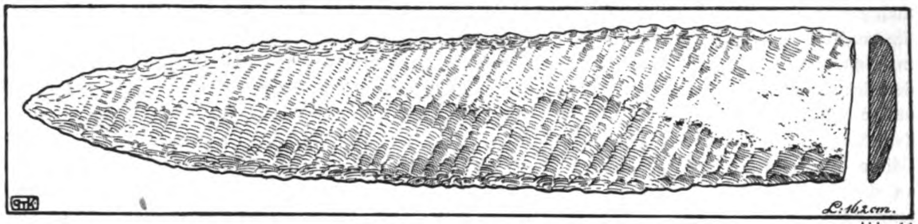


Abb. 11

die Klinge laufender Furchen, durch die eine fast regelmäßige Wölbung und zugleich eine dekorative Wirkung erzielt wurde. Die Schneiden sind für sich gearbeitet und sehr scharf. Die Art der Behandlung und die bedeutende Größe erscheinen in unserer Gegend auffallend und ungewöhnlich, sie erinnern lebhaft an Geräte der ägyptischen Steinzeit. Die neolithische Keramik ist nur durch ein angeblich aus Nierstein, Kreis Oppenheim in Rheinhessen, stammendes, dem sog. Rössener-Typus verwandtes Gefäß vertreten (Abbildung 12). Der Ton ist schwärzlich, der Hals glatt poliert.

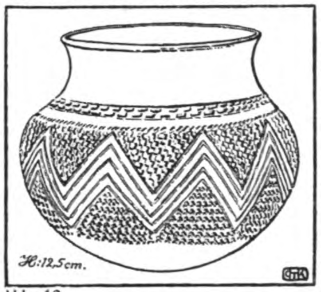


Abb. 12

Die Verzierung des Bauches erscheint fast wie die Nachahmung eines Gewebes, durch das feine, maschenartig wirkende, eingedruckte Muster, auf dem sich das breite Zackenband abhebt.

Aus der Bronzezeit stammt der Inhalt von zwei Gräbern, die vor längerer Zeit im Bopparder Wald geöffnet wurden. Was die Fundumstände betrifft, so ist nur bekannt, daß die Gegenstände, ein Schwert, ein Messer und drei Nadeln, zwei Hügeln entnommen wurden. Der Finder hat versäumt, das Inventar der einzelnen Gräber getrennt aufzubewahren und konnte die Zusammengehörigkeit der Gegenstände später nicht mehr feststellen. Die einzelnen Gegenstände lassen sich aber ihrem Typus nach ganz wohl in zwei Gruppen sondern, von denen die erste einer älteren, die zweite einer jüngeren Stufe der Bronzezeit angehört.

Grab 1 enthielt demnach ein Kurzschwert und eine Bronzenadel, Abbildung 13, Fig. 1 und 2. Das Schwert zeigt eine schmale Klinge, in deren oberem, abgerundeten Teil vier Nietstifte stecken, die einst den Griff festhielten. Die Nadel hat einen petschaftartigen mit konzentrischen Ringen verzierten Kopf und geschwollenen, gereifelten Hals. Dem zweiten Grab gehören ein Bronzemesser mit angegossenem Griff und zwei Bronzenadeln an, Abbildung 13, Fig. 3, 4, 5. Der Griff des Messers zeigt als besondere Eigentümlichkeit an den vier Kanten je vier, nach einwärts gebogene Lappen, die dazu dienten, die Griffschalen aus Holz, Knochen oder Horn festzuhalten. Dieser Typus scheint in Deutschland nicht heimisch zu sein, außer dem hier abgebildeten Exemplar ist mir nur noch ein gleichartiges Stück, das von St. Ilgen stammt, bekannt; dagegen ist er in der Schweiz an einer Reihe von Fundstellen zutag gekommen, von denen hier Binningen, Mellingen und Mels genannt seien.

Erwähnung verdienen auch eine kleine Urne und eine Schale, die der jüngeren Bronzezeit angehören und aus der Gegend zwischen Harxheim und Zell in der bayerischen Pfalz stammen. Die nur 7,6 cm hohe Urne zeigt die bekannte, charakteristische Form, den fast zylindrischen Hals mit flachem ausgelegtem Rand, die scharfe Bauchkante und den schmalen eingetieften Boden. Der obere Teil des Bauches ist abwechselnd mit Gruppen von senkrechten Strichen und von gebrochenen Linien verziert. Die Schale hat die Gestalt eines umgekehrten, stumpfen Kegels.

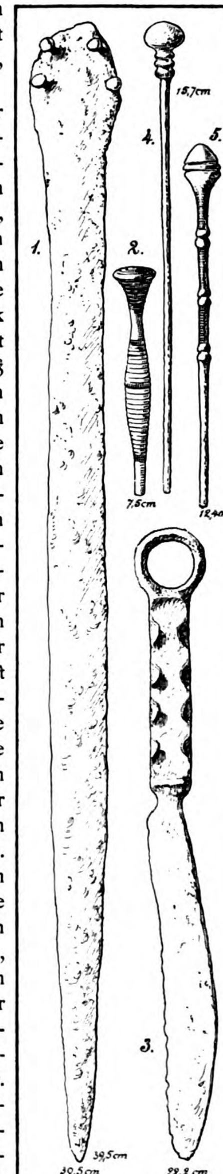


Abb. 13

Ein größerer und ein kleinerer Gußkuchen aus Kupfer oder Rotbronze, die durch die Baggermaschine zwischen der ehemaligen Ingelheimer-Au und der Peters-Au, doch näher der letzteren, aus dem Rhein gehoben wurden, gehören wahrscheinlich einer früheren Stufe der Bronzezeit an. Das größere Stück wiegt 1,200 Kilo; die Form läßt erkennen, daß der Schmelzprozeß in einem Behälter mit rundlichem Boden erfolgt ist. Auf der oberen flachen Seite glaubt man noch Teile von mangelhaft geschmolzenem Kleingerät zu erkennen. Der kleinere Gußkuchen wiegt 580 Gramm und ist fast flach. Wie frühere Beobachtungen beweisen (vgl. die museographischen Berichte in der Westd. Ztschr.), deckt der Strom in dieser Gegend, besonders in der Nähe der Peters-Au Reste aus fast allen vorgeschichtlichen Kulturperioden. Da dort auch zahlreiche Reste von Tongefäßen durch die Maschine zutag gefördert wurden, muß man wohl annehmen, daß entweder Gräber oder ehemalige Wohnstätten in dem Flußbett verborgen liegen.

Der Hallstattzeit oder der älteren La Tène-Periode entstammt eine einfache Schale aus schwärzlichem Ton, die hier nur Erwähnung findet, weil sie für das Vorhandensein von Gräbern aus vorgeschichtlicher Zeit auf dem im verflossenen Sommer planierten Gebiet der Gastellschen Fabrik in Mombach hinweist. Leider haben die Arbeiter bei Auffindung des Grabes auf die Scherben der übrigen zerdrückten Gefäße nicht geachtet und nur die wohlerhaltene Schale aufbewahrt.

Der älteren Stufe der La Tène-Zeit gehören ein Halsring und zwei Armringe aus Bronze an, die aus einem im unteren Maingebiet aufgefundenen Grab ſtammen. Die Ringe ſind offen, gegen die Enden hin mit knotenartigen Anſchwellungen verziert und ſchließen mit ſog. Puffern ab. Die Knoten zeigen eingravierte, charakteriſtiſche Ornamente. Die Patina iſt dunkel und glänzend.

b) Die römiſchen Altertümer

erhielten den bedeutendſten Zuwachs durch die von dem Verein unternommenen oder überwachten Grabungen, doch konnten auch außerdem einige kleinere Gruppen von Altertümern und eine Reihe einzelner Fundſtücke erworben werden, die der Beachtung wert ſind. Unter den Gruppen ſind die aus dem römiſchen Friedhof an der Forſterſtraße und Kurfürſtenſtraße ſtammenden Funde wohl die wertvollſten. Auf dem Gebiet der Herren Gebrüder Wenzky, aus dem ſchon ſo zahlreiche römiſche Altertümer als Geſchenke der Grundbeſitzer in das Muſeum gelangten, wurde auch in dieſem Jahre wiederum eine kleine Ausbeute gewonnen. Der Inhalt eines dort geöffneten Kindergrabes beſteht aus der kleinen, nur 11,5 cm hohen grauen Aſchenurne mit ſchmaler aus ſog. Grätenmuſter gebildeten Zierzone, einem 13 cm hohen Krüglein aus gelblichem Ton mit ſchleifenförmigem gefurchtem Henkel und einem ſchief nach abwärts gerichteten Rande, zwei kleinen Scharnierfibeln aus Bronze und einem Mittelerz des Auguſtus. Das Grab gehört etwa der Zeit des Claudius an.

Aus zwei leider zerſtörten Skelettgräbern rühren die auf Tafel V b unter Nr. 9, 10, 11, 12 abgebildeten vier Glasgefäße her, die faſt alle nicht von gewöhnlicher Art ſind. Nur der hohe Becher Nr. 9 zeigt eine in den ſpäteren Skelettgräbern häufige Form. Der kleine ovale Teller aus grünlichem Glas iſt ſehr zierlich geformt. Den ebenfalls ovalen Standreif bildet ein dicker Glasfaden, der angeſchmolzen iſt. Auch die runde Schüſſel Nr. 11 iſt von einer Form, die in dem Inventar unſerer Skelettgräber bis jetzt nicht nachgewieſen wurde. Der Standreif iſt wie bei Nr. 10 aus einem dicken Glasfaden gebildet, ſein dunkles Grün iſt nur auf die größere Stärke des Glaſes zurückzuführen. Von abſonderlicher Wirkung iſt die Taſſe Nr. 12 durch ihre Farbe. Das faſt ſchwarze Glas iſt ganz opak, nur der aus einem dicken Glasfaden gebildete Standring beſteht aus grünem transluzidem Material. Die Form des Gefäßes iſt in ſpäten Skelettgräbern nicht gerade eine ſeltene Erſcheinung.

Aus dem an der Kurfürſtenſtraße liegenden Teil des Friedhofs gelangte ein Grabfund in das Muſeum, deſſen genauere Zeitſtellung Schwierigkeiten bietet, da das Vorkommen einiger dabei vertretenen Gefäßformen in verſchiedenen Stufen der römiſchen Zeit nachzuweiſen ſind. Der Mitteilung des Fundes nach enthielt das Grab ein Skelett. Die Beigaben ſind: 1. Ein Topf aus ſandigem, mit Glimmer gemiſchtem, grauem Ton mit ſchmalem Fuß, weiter Öffnung, einwärts gerichtetem, kurzem Rand und einer Randleiſte. 2. Ein kleiner Becher aus rötlichem Ton mit ausgelegtem, flachem Rand, nach unten erweitertem Bauch und kurzem Fuß mit kleiner Standfläche. 3. Ein Krug aus weißlichem Ton mit ſchleifenförmigem, zweimal gekerbtem Henkel, nach abwärts gerichtetem Randwulſt und hohem, ſchlankem Fuß, deſſen Standfläche durch einen eingeriſſenen Kreis verziert iſt. 4. Zwei kleine Teller oder Platten aus terra ſigillata, Durchmeſſer 12 cm, mit ringförmigem Fuß und ſenkrechtem Rand. Der eine trägt eine ſchon im erſten Jahrhundert vorkommende, aus Punkten gebildete Marke. Auch die Form des Bechers und des Topfes ſprechen nicht für die verhältnismäßig ſpäte Datierung, die durch die Herkunft aus einem Skelettgrab bedingt wäre, während andererſeits das für die Tellerchen und den Becher verwendete Material ſich ſeiner Qualität nach von dem der älteren Keramik weſentlich unterſcheidet. Aus Weiſenau, von der Friedhofſtraße Nr. 8 (Neudorf), ſtammt der Inhalt eines Brandgrabes, er umfaßt: Eine ehemals ſchwarz gefärbte Aſchenurne aus grauem Ton mit rundlichem, oben geſchärftem Rande, ſchmalem Fuß mit Standreif und einer aus ſog. Tannenbaum- oder Grätenmuſter gebildeten Zierzone; eine kleinere Urne (oder Becher?) aus grauem Ton, mit ſchmalen Schultern, kurzem Hals und rundlichem, oben geſchärftem Rand, ohne Standreif; ein Krüglein aus gelblichem, ziemlich feinem Ton, ohne Standring; eine kreisrunde Lampe aus gelblichem Ton mit Reſten eines rötlichen Farbenüberzugs. Die Schnauze zeigt an beiden Seiten ein Verzierungsmotiv, das an den Amazonenſchild erinnert; auf der oberen Fläche ſind in Relief ein Bündel Rettige und eine Gurke dargeſtellt. Das Grab gehört dem Ende des erſten oder dem Anfang des zweiten Jahrhunderts an.

Beim Planieren eines Bauplatzes in der Eliſabethenſtraße in Weiſenau (Neudorf) ganz nahe dem oben genannten Fundort an der Friedhofſtraße wurde das Brandgrab eines Kindes zerſtört, der Inhalt gelangte nur zum Teil in das Muſeum. Erhalten ſind ein kleiner urnenförmiger Becher, ein Huhn aus weißem Ton, als Spielzeug, und einige Stücke geſchmolzenen Glaſes von einer Flaſche herrührend. Die beiden genannten Straßen begrenzen gemeinſam mit der Bleichſtraße eine Reihe von Grabanlagen, die ſich ſeitlich der großen nach Mainz führenden römiſchen Straße hinziehen. Aus der Bleichſtraße ſtammt der im vorigen Bericht über die Vermehrung der Sammlung ausführlich beſchriebene ſchöne Grabfund, der durch die beigegebenen Gläſer und vor allem durch einen Leuchter aus Bronze ausgezeichnet iſt. Weſtd. Ztſchr. Band XXIII 1904, Tafel 5. Als geſchloſſener Fund iſt noch das Inventar eines Brandgrabes zu nennen, das in dem Garten des Herrn Lehrers Reiſing auf der Steige bei Zahlbach nahe dem Fort Stahlberg erhoben und von dem genannten Herrn in dankenswerter Weiſe dem Muſeum als Geſchenk übergeben wurde.

Die Gruppe ſetzt ſich zuſammen aus einer grauen Aſchenurne mit Deckel, zwei Krüglein aus gleichem Material von gedrückter Form, breitem Bauch und kurzem Hals, einem Krüglein der gewöhnlichen Art und einer Lampe aus rötlichem Ton. Das Grab gehört dem Ende des erſten Jahrhunderts an. Eine Urne aus rauhem, grauem Ton mit rundlichem Rand, Deckelfalz und glattem Boden, die nach Angabe des Finders Aſche verbrannter Knochen enthielt, wurde beim Kanalbau in der Pfaffengaſſe vor dem Hauſe Nr. 8 zwei Meter unter der jetzigen Oberfläche aufgefunden. Die Scherben der zerdrückten Beigefäße hat der Arbeiter nicht beachtet.

Von den vereinzelt aus der römiſchen Kulturſchichte an verſchiedenen Stellen erhobenen Gegenſtänden ſeien erwähnt: Eine Amphora mit birnenförmigem Bauch, zwei ſchleifenartig gebildeten Henkeln und langem Dorn, gefunden beim Bau des Hauſes Nr. 62 am Kaiſer Karl-Ring. Die Fundſtelle liegt in der unmittelbaren Nachbarſchaft des Proviantmagazins an der Rheinallee, bei deſſen Bau vor mehreren Jahren über achtzig Amphoren zutag gefördert wurden. Die Grenzen des durch dieſen Maſſenfund und die kaum weniger bedeutenden gleichartigen Funde früherer Jahre charakteriſierten Gebietes habe ich in der Weſtd. Ztſchr., Muſeographie, Jahrgang XX 1901 genau angegeben. Es iſt als Lagerplatʒ des römiſchen Rheinhafens zu betrachten. Eine halbe Schüſſel aus terra ſigillata mit Reliefbildern, die abwechſelnd Ruderſchiffe und Tritonen darſtellen, und ein Amphorenhenkel mit dem Stempel TECCVCA, erhoben beim Bau des Kanals für die Pumpſtation am kurfürſtlichen Schloſſe. Zwei Amphorenhenkel mit den Stempeln DIVN. MELISSI ETMELISSEI und MECC·, in Kaſtel beim Wiesbadener Tor ausgegraben. Ebendaher drei Fragmente von Gefäßen aus terra ſigillata mit den Töpferſtempeln NASSOF · RESPECTI · M · SACIROF und eine Bronzefibel von ſog. Auciſſa-Typus, alles aus angeſchüttetem Boden. Der vierte Teil einer Schüſſel aus terra ſigillata mit einem Relief, das einen Beſtiarius im Kampf mit einem Eber darſtellt und den Außenſtempel COMITIALIS aufweiſt, ferner die Töpferſtempel CASSIVS, FIRMANVS, DONATVS, IOSSA F, VICTORINVS, CATVLI · O und eine Schüſſel nebſt Taſſe aus terra ſigillata, dem 2. Jahrhundert angehörend, gefunden beim Bau des Hauſes Wallauſtraße Nr. 99. Ebendaher ein chirurgiſches Inſtrument aus Bronze (Sonde und Eiterlöffel) und ein Zierknopf mit Kaiſerbüſte aus Bronze an einem feinen Bronzekettchen befeſtigt. Knochengriff eines Einſchlagmeſſers, am unteren Ende mit dem Kopf eines Windhundes verziert, gefunden beim Kanalbau an der Kaiſer Friedrichſtraße, abgeb. Tafel V a 4. Bronzegriff eines Meſſers. Die eiſerne Klinge iſt abgebrochen; das Ende des Griffs ziert ein Löwenkopf. Die beiden Seitenflächen ſind mit einem ſchachbrettartigen Muſter in blauem, weißem, rotem und grünem Email verziert. Das ſchöne auf Tafel V a unter Nr. 5 abgebildete Fundſtück wurde in einer Fundamentgrube an der Albiniſtraße in der Tiefe von 4 Meter gefunden. Ebendaher eine Scharnierfibel aus verſilberter Bronze, in Geſtalt einer Lanzenſpitʒe, abgeb. Tafel V a Nr. 7, und ein eiſerner Pferdeſchuh. Ein mit mehrfarbigem Email verzierte Siegelkapſel aus Bronze, der Deckel fehlt, Fundort unbeſtimmt, in Rheinheſſen, abgeb. Tafel V a Nr. 6. Zwei Eiſenbarren von der bekannten Form, vierkantig mit zugeſpitʒten Enden, aus dem Rhein bei Weiſenau. Von gleichem Fundort ſtammen ein Pilum und das Wangenband eines Bronzehelms. In der Tülle des erſteren iſt noch ein Teil des Schaftes erhalten, der, wie Herr Dr. Paul Platen, Leipzig, feſtſtellte, aus dem Holz der Eſche, Fraxinus cinerea, hergeſtellt war. Ein Schröpfkopf aus Bronze aus dem Rhein bei Mainz. Eine Bronzelampe in Geſtalt eines jugendlichen Kopfes mit lockigem Haar und Rebenkranz, abgeb. Tafel V a Nr. 8, gefunden in Mainz. Eine Bronzeſtatuette, nackter Mann in der Haltung eines Speerwerfers; die ziemlich rohe Arbeit ſoll aus der Umgegend von Mainz ſtammen. Henkel einer Bronzeſchale von überaus zierlicher Form. Er gleicht einer künſtlich gebogenen Schleife und iſt auch der Länge nach durch feine Rippen verziert. Dies ſchöne Fragment wurde neben einer Anzahl kleiner Beſchläge, Gerätfragmente und keramiſcher Reſte von geringerer Bedeutung beim Abbau des Steinbruchs zu Weiſenau gefunden und von der Direktion der Mannheim-Heidelberger Zementwerke in Weiſenau als Geſchenk übergeben.

Als ein ſpätrömiſcher Zeit entſtammendes Fundſtück, das zu den germaniſchen Altertümern überleitet, mag hier noch die auf Tafel V a unter Nr. 9 abgebildete Schnalle genannt werden. Während der mit zwei Löwenköpfen abſchließende Bügel die gebräuchliche Form aufweiſt, zeigt der Dorn mit den ſeitlich nach links und rechts vorſpringenden Tierköpfen eine ſeltenere Bildung. Das Stück iſt in Alzey in Rheinheſſen gefunden und ein Geſchenk des Herrn Braun in Alzey.

Zu der oben unter I beſchriebenen, durch Ausgrabungen gewonnenen Vermehrung der Inſchriften und Skulpturen-Sammlung ſind die drei nachſtehend genannten Fragmente nachzutragen. Ein Bruchſtück der Inſchrift eines öffentlichen Denkmals aus einem hier nicht anſtehenden Kalkſtein, gefunden auf der Zahlbacher Steige bei dem Fort Stahlberg; Geſchenk des Herrn Schmitt in Mainz. Das nur noch wenige Worte enthaltende Fragment bietet keinen Anhalt zu näherer Beſtimmung des Denkmals. Bruchſtücke zweier Bauurkunden herrührend von der vierzehnten Legion und von einer Cohorte, gefunden in Mainz. Sie ſtammen aus der Habelſchen Sammlung in Miltenberg am Main und wurden von Herrn Univerſitätsprofeſſor Dr. Conrady in Leipzig als Geſchenk übergeben.

c) Altertümer der fränkiſch-alamanniſchen Periode

Im Gegenſatʒ zu den Zuwachs-Verzeichniſſen der letʒten Jahre hat der vorliegende Bericht eine reichere Vermehrung dieſer Abteilung der Sammlung zu melden, die umſomehr zu begrüßen iſt, als ſie aus einigen geſchloſſenen Gräberfunden beſteht. An das bereits oben genannte Grabinventar aus Wörrſtadt reihen ſich Funde von Kaſtel und von Dietersheim in Rheinheſſen.

Beim Kanalbau vor dem Wiesbadener Tor in Kaſtel wurde ein germaniſches Grab aufgedeckt, deſſen Inhalt von der Großherzogl. Kulturinſpektion dem Muſeum überwieſen wurde. Die Fundſtelle liegt unfern vom Rheinufer, an der Kreuzung der Geleiſe der elektriſchen Bahn und des nach Biebrich führenden Wegs und in unmittelbarer Nähe eines alten Friedhofs, der noch im 17. Jahrhundert, von Mauern umgeben, bei einem längſt verſchwundenen Kirchlein lag. Beim Fortſchreiten der Erdarbeiten kamen auf dem mittelalterlichen Friedhof zahlreiche Gebeine zum Vorſchein, doch zeigten ſich keine mit Beigaben ausgeſtattete Gräber. Es bleibt ungewiß, ob das fragliche Grab als eine Einzelbeſtattung anzuſehen iſt, oder ob es einem älteren Friedhof angehört, als deſſen Fortſetʒung der ummauerte, mittelalterliche Kirchhof betrachtet werden könnte. Im letʒteren Fall müßte man annehmen, daß die ältere Begräbnisſtätte ſich mehr nach der Stadt Kaſtel hin erſtreckt habe, wo ſie durch die Feſtungsbauten des 18. und 19. Jahrhunderts zum größten Teil zerſtört ſein dürfte. Das Grab fand bei ſeiner

Aufdeckung nicht gleich genügende Beachtung, ſodaß manches von der Ausſtattung zerbrochen wurde oder abhanden gekommen ſein mag. Die vorhandenen Stücke ſind: Ein *Langſchwert* aus Eiſen mit ſilbernem Knauf, Silberbelag der Parierſtange und ſilbernem Mundſtück der Scheide, Tafel VI Fig. 15; eine *Eiſenlanze* mit langem Hals und verhältnismäßig kurzer Klinge, 53 cm lang; ein *Schildbuckel* aus Eiſen mit ſieben Eiſennägeln mit flachen Bronzeköpfen; zwei kleine *Eiſenſchnallen* mit viereckigen Beſchlagplatten, wahrſcheinlich vom Schildriemen herrührend; ein *kleines Meſſer* aus Eiſen; eine *Schüſſel* aus Bronze mit geperltem Rande; Fragmente einer zylindriſchen *Glasflaſche* von etwa 25 cm Höhe, die römiſchen Formen ähnlich iſt, und ein 18 cm hoher *Glasbecher* von der gebräuchlichen Form, mit abgerundetem Boden. Außerdem fand ſich eine *Bronzemünze,* die von einem Konſtantin, wahrſcheinlich von Konſtantin dem Großen herrührt.

Das wichtigſte Stück des Inventars iſt das Langſchwert, vor allem wegen der eigenartigen Bildung des Knaufs. Wie die Darſtellung unter Nr. 15a zeigt, beſtand der 2,3 cm hohe und 7,8 cm breite Knauf aus zwei Teilen, dem Knopf und der Knopfplatte. Die letztere iſt mit Ausnahme der die untere Fläche deckenden Silberplatte und des ſilbernen Nietes verloren gegangen; ſie beſtand aus vergänglichem Stoff, Holz, Knochen oder Elfenbein. Der ſilberne Knopf hat die Form einer abgeſtumpften Pyramide mit zwei ſchmalen und zwei breiten, durch Gravierung verzierten Seitenflächen. Die Angel iſt nicht durch Vernietung an dem Knopf befeſtigt, ſcheint vielmehr ebenfalls mit einem Knöpfchen verſehen zu ſein, das in den unten ausgehöhlten ſilbernen Knopf gezwängt und dort durch Einguß von Blei feſtgelegt wurde. Außerdem hielten den Knopf beſonders vier kleine Niete, die wie die zwei großen auswärts ſtehenden, aus Silber gefertigt ſind und ihn an je zwei, auf beiden Seiten ſtehenden Lappen faſſen. Wenn der Bau des Knaufs und der wie die Knopfplatte konſtruierten Parierſtange ſchon im allgemeinen bei Schwertern aus deutſchen Grabſtätten ungewöhnlich iſt, ſo ſcheint das an der einen Seite des Knopfes ſichtbare Gebilde (vgl. Abbildung 15a Tafel VI) in Gräbern Deutſchlands und Frankreichs noch nicht beobachtet zu ſein. Dagegen finden ſich Parallelen in angelſächſiſchen Gräbern in England und in ſchwediſchen Gräbern. Dieſe eigenartige Bildung charakteriſiert ſich dadurch, daß der links ſeitlich vom Knopf ſtehende Nietſtift mit einem 8 mm dicken ſilbernen viertelkreisförmig gebogenen Haken oder Ringfragment abſchließt, deſſen Ende ſich dicht auf den Fuß des Schwertknopfs auflegt, indem es ſich zwiſchen die beiden kleinen Niete, die dieſen feſthalten, hineinſchmiegt. Um den unteren Teil dieſes Ringfragments, da wo dasſelbe mit dem Nietſtift zuſammenhängt, iſt ein wulſtiger Ring aus Silber gelegt, der an ſeiner nach dem Knauf gewendeten Seite offen und ſo ausgeſchnitten iſt, daß er ſich dicht an die kleinen Niete desſelben anzuſchmiegen vermag. Er kann jetzt, da die Knaufplatte fehlt, nach oben und unten geſchoben werden, war aber ehemals weder nach der einen, noch nach der anderen Richtung hin beweglich. Unklar bleibt es, warum die beiden Ringteile des Kaſteler Schwertes, die keinerlei Funktion haben können, ſo ſorgfältig einzeln gearbeitet und an den Knopf gepaßt ſind, während es doch weit einfacher war, ſie zuſammen mit dem Knopf in einem Stück zu gießen. — Wie bereits bemerkt, ſind derartige abnorme Knaufbildungen in ſkandinaviſchen und angelſächſiſchen Gräbern nachgewieſen. Einige dieſer im Norden erhobenen Waffen zeigen aber auch, neben zwei ſehr lehrreichen Stadien der Verkümmerung, die der Bildung unſeres Exemplars zugrundliegende urſprüngliche Form. Dieſe urſprüngliche Geſtalt repräſentiert namentlich ein Schwertknopf aus Kent, deſſen äußeres, durch die Knaufplatte gehendes Niet oben mit einem geſchloſſenen Ring endigt, in dem ein zweiter Ring hängt. Man hat wohl angenommen, daß der Ring dazu gedient habe, einen Talisman oder dergleichen zu befeſtigen; es erſcheint aber vielleicht wahrſcheinlicher, daß er lediglich eine Lederſchlinge aufzunehmen beſtimmt war, die, das Handgelenk umſpannend, es ermöglichte, das Schwert fallen zu laſſen, um ſich ohne Zeitverluſt des Dolchs oder der Axt zu bedienen.

Daß ein ehemals konſtruktiver Teil ſich in ein dekoratives Motiv umwandeln kann, iſt in der Architektur wie an gewerblichen Arbeiten aller Zeiten häufig zu beobachten. Abſonderlich erſcheint aber das Weiterleben eines nutzloſen Scheingebildes, das als Dekorationsmotiv garnicht betrachtet werden kann, da es einſeitig auftritt und das Gleichmaß der Erſcheinung aufhebend, mehr ſtört als ziert. Eine Ausbildung zur wirklichen Dekoration durch Wiederholung der Form auf der anderen Seite des Knopfes iſt nicht erfolgt, denn die dreiteiligen Knöpfe der karolingiſchen Schwerter gehen offenbar auf ältere Vorbilder, die mit Tierköpfen verzierten Knäufe, zurück.

Die Beſtimmung des Alters des Fundes iſt einigermaßen erſchwert durch das Fehlen aller Ziergeräte, die durch ihre allgemeine Form ſowohl wie noch mehr durch ihre Dekorationsmotive einen beſtimmten Anhalt in dieſer Beziehung zu bieten vermöchten. Die Münze kann nicht wohl zur Datierung benutzt werden, da auch in verhältnismäßig ſpäten germaniſchen Gräbern nicht ſelten weit ältere römiſche Geldſtücke gefunden werden. Auch die Formen der Gefäße laſſen eine genaue Zeitbeſtimmung nicht zu. Das fremdartige Schwert allein ermöglicht in ſeinem Zuſammenhang mit gleichen Erſcheinungen im Norden eine Fixierung des Alters auf das Ende des 6. oder den Anfang des 7. Jahrhunderts (vgl. auch „Altertümer u. heidn. Vorzeit“ Band V Heft 5 Tafel 30. Lindenſchmit „Germaniſches Schwert uſw.“).

In Dietersheim, Kreis Bingen, auf dem Grabfelde, das ſchon in den Jahren 1878 und 1885 zum Teil ausgebeutet wurde, kamen beim Bau eines Hauſes eine Anzahl Gräber zutage, deren Inhalt durch Kauf in den Beſitz des Muſeums gelangte. Bei der Öffnung einiger Gräber war ich ſelbſt zugegen. Der Friedhof liegt am Oſtende des Ortes, dicht an der Straße nach Büdesheim und ſcheint ſich auf beiden Seiten der Staatsſtraße auszubreiten.

Es wurden im ganzen elf Gräber nachgewieſen, von denen aber einige früher ſchon, wahrſcheinlich beim Anlegen von Rübenlöchern zerſtört worden ſind.

Grab 1. Langſchwert aus Eiſen, Tafel VI Fig. 16. Der faſt ganz erhaltene Griff, Griffſtange, Parierſtange und Knaufplatte umfaſſend, iſt aus Knochen geſchnitten. Die Angel iſt auf einem dreieckigen, auf der Knaufplatte ruhenden Eiſenknopf vernietet. Der letztere zeigt auf den beiden Breitſeiten Silbertauſchierung in geometriſchen, auf jeder Seite anders geſtalteten Muſtern. Das außerordentlich ſeltene Vorkommen eines wohlerhaltenen Griffes an der ohnehin nicht häufig auftretenden edelſten Waffe iſt

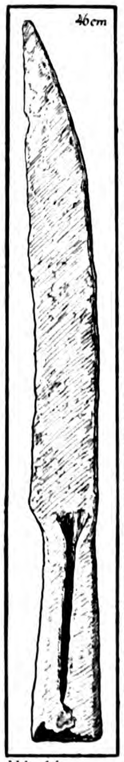


Abb. 14

wohl auf den Umstand zurückzuführen, daß die meisten Griffe aus Holz, dem so rasch vergehenden Material, angefertigt waren. — *Schildbuckel* aus Eisen von rundlicher Form; die Nägel, die ihn auf die Schildwand hefteten, haben flache, große Eisenköpfe. *Kleines Messer,* 7,5 cm lang, von gewöhnlicher Form. *Gürtelschnalle* mit Beschlagplatte aus Bronze, abgeb. Tafel VI Fig. 17. Die Größe der Schnalle und der Platte lassen auf einen breiten Gürtel schließen, der aus dickem Leder gefertigt war. Die Verzierung der durchbrochen gegossenen Platte ist roh. Mehr oder weniger zusammenhängende, tief eingegrabene Linien und Punkte lassen vermuten, daß der Verfertiger den Rahmen der Platte auf den zwei Langseiten mit jenen drachenartigen Ungeheuern verzieren wollte, die für die Ornamentik dieser Periode so bezeichnend sind. Innerhalb der Umrahmung ist ein zu Pferd sitzender Krieger ausgeschnitten, ohne daß die Darstellung durch detaillierende Gravierung auf der Fläche belebt wäre. Sie wirkt nur durch den Umriß. Der Reiter hat den einen Arm in die Seite gestemmt, mit dem anderen scheint er eine Waffe zu schultern. Das Pferd ist anscheinend im Galopp dargestellt. Um die Verbindung der ausgeschnittenen Figur mit dem Rahmen nicht zu verlieren, hat der Verfertiger drei oder vier Stege stehen lassen, deren schlecht gewählte Lage die Klarheit der Darstellung beeinträchtigt. Die schildförmige Platte am Dorn zeigt ein in rohen Linien angedeutetes Gesicht.

Grab 2. Einschneidiges Messer mit angeschmiedeter Tülle (vgl. die Abbildung 14). Die Klinge gleicht ungefähr der eines Scramasaxes, doch ist die Schneide leicht konkav gebildet. Näher steht die Gesamterscheinung dem Pflugmesser. Da die Tülle offenbar zur Aufnahme eines hölzernen Schaftes diente, so wurde die Waffe jedenfalls in der Weise einer Cleve oder gestreckten Sense benutzt. Vielleicht ist sie als eine Improvisation zu betrachten. *Gürtelschnalle* aus Eisen mit länglicher Beschlagplatte mit Resten von Silbertauschierung und Fragment einer eisernen, zum Gürtel gehörigen *Riemenzunge.* — Bruchstücke eines *Schildbuckels.* Von kleinen Gegenständen: *Ein Bronzeknopf* in Gestalt einer abgestumpften Pyramide, eine kleine viereckige *Beschlagplatte* aus Bronze, ein Stück *Feuerstein, ein Bärenzahn* an kleinem Eisenring, der als Jagdtrophäe wohl an einem Riemen am Hals getragen wurde, Bruchstücke eines *Tongefäßes.*

Grab 3, anscheinend schon früher gestört: Schmale, 43 cm lange *Eisenlanze;* kleines 18 cm messendes *Eisenmesser; Gürtelschnalle* aus Eisen mit länglicher, mit Silber und Gold tauschierter Beschlagplatte. Die Verzierung zeigt das bekannte, aus Schlangenleibern gebildete Motiv.

Grab 4, ein Frauengrab: *kreisrunde Fibula* oder Brosche aus Silber mit Spuren ehemaliger Vergoldung, Abbildung Tafel VI Fig. 18. Die Fläche ist mit kleinen, aus Filigrandraht gebildeten, aufgelöteten Figuren bedeckt; den Mittelpunkt nimmt eine runde Zelle ein, die mit einer tiefblauen Glasperle gefüllt ist. Rundum sitzen runde, dreieckige und viereckige Zellen. Die runden sind ebenfalls mit blauem Glas gefüllt, während die dreieckigen farbloses Glas und die viereckigen eine weiße Masse enthalten, die durch Verwitterung ziemlich weich geworden und noch nicht näher bestimmt ist. Die vier Zellen mit weißen Einlagen sind kreuzweise angeordnet. Die Zierplatte ist auf einer Unterlage aus Bronzeblech durch acht silberne Niete befestigt; den Innenraum zwischen ihr und dieser Rückseite füllt eine Kittmasse aus Kreide, der wahrscheinlich Leim zugesetzt war. Die Nadel fehlt. — *Perlenkette* vom Hals, bestehend aus sechs großen, ringförmigen, gelb und grün, oder weiß und grün gestreiften Perlen und sieben trommelförmigen, gelb und rot, weiß und blau, rot und weiß gefärbten Perlen. Eine zweite *Perlenkette* vom Handgelenk zeigt geringere und kleinere, meist gelbe Exemplare. — Spärliche Reste von einem *Gürtelgehänge?,* bestehend in einigen Stäbchen aus Eisen- und Bronzedraht; ein kleines *Eisenmesser,* kleiner *Bronzering, Bronzeschnällchen* mit Beschlagplatte. Ein silberner *Fingerring;* der flache Reifen verbreitert sich auf der oberen Seite zur Platte und zeigt auf der Unterseite ebenfalls eine wenn auch kleinere Platte. Die obere läßt noch die Reste einer durch langes Tragen abgescheuerten Schrift oder Darstellung erkennen. Zwei silberne Ohrringe mit kleinen Silberperlen in Gestalt von Oktaedern. *Gürtelschnalle* mit länglicher Beschlagplatte aus Bronze und glatter Riemenzunge, Tafel VI Fig. 20. Die Beschlagplatte ist mit bandartig verschlungenen Schlangenleibern verziert. Zwei kleine in durchbrochener Arbeit hergestellte *Beschlagplatten* aus versilberter Bronze, Tafel VI Fig. 19.

Grab 5: Ein zerbrochener *Fingerring* aus Bronze, *21 Perlen* aus Glasfluß und Bernstein, eine kleine *Urne* aus schwarzem Ton. Das Grab enthielt ein wohlerhaltenes *Skelett,* das vollständig gehoben und aufbewahrt werden konnte.

Grab 6: Bei dem gut erhaltenen *Skelett* fand sich ein Scramasax, dessen Scheide mit glatten Zierknöpfen aus Bronze besetzt war. An der Schneide fanden sich zahlreiche kleine *Bronzeniete,* die ehemals die beiden Schalen der Scheide zusammenhielten. Von der Verzierung der letzteren scheint auch ein kleines *radförmiges Ornament* aus Bronze herzurühren. Unförmliche Eisenbrocken stammen von einem *Schildbuckel.*

Grab 7: Ein 44 cm langer *Scramasax* nebst den *Ziernägeln* und Nieten von der Scheide, eine zerbrochene eiserne *Gürtelschnalle* und die zugehörigen *Riemenzunge.*

Grab 8: Eine *Perlenschnur,* ein *Spinnwirtel* aus Bernstein von 5 cm Durchmesser, eine *Gürtelschnalle* mit glatter Beschlagplatte aus Bronze und eine kleine *Tonflasche.*

Die Gräber Nr. 9, 10 und 11 waren offenbar schon früher mit oder ohne Absicht zerstört worden; sie enthielten nur noch einzelne zerbrochene Gegenstände und die Gebeine befanden sich nicht in der ursprünglichen Lage. Die Gräbergruppe gehört dem 7. Jahrhundert an; unter anderen spricht namentlich das Vorkommen der Tauschierarbeiten für diese Zeitstellung. Auffallend ist es, daß die Keramik bei der Ausstattung dieser Gräber eine so untergeordnete Rolle spielt. In einigen allem Anschein nach unberührten Grabstätten ist sie garnicht oder nur durch ein vereinzeltes sehr kleines Gefäß vertreten.

d) Gegenſtände aus dem Zeitraum vom frühen Mittelalter bis herab zur Mitte des vorigen Jahrhunderts

An Waffen wurden erworben: Ein zweiſchneidiges Schwert aus dem 10. bis 11. Jahrhundert, gefunden im Rhein bei Weiſenau unweit Mainz. Die Griffbildung erinnert noch lebhaft an jene des karolingiſchen Schwertes durch den dreieckigen Knopf auf kleiner Knaufplatte und die kurze Parierplatte, nur ſind dieſe Teile auffällig flach gearbeitet. Ein Bruchſtück eines gotiſchen Ritterſchwertes des 14. Jahrhunderts. Es iſt der obere Teil der Klinge mit der Angel; in der ſog. Blutrinne befindet ſich eine mit Gold eingelegte Marke, die von vier zu einem Kreuz zuſammengeſtellten Dreiecken gebildet wird. Das Fragment wurde im Rhein bei Mainz gefunden. Griff eines Barockdegens, reichlich verziert und vergoldet, gleichen Fundorts.

Von anderen Gegenſtänden aus Metall ſind zu nennen: Ein Löwe, aus Bronze gegoſſen, Abbildung Nr. 15, aus dem Anfang des 13. Jahrhundert; er ſtammt wohl von dem Fußgeſtell eines Leuchters oder war als ſtützende Verzierung an einem anderen Gerät angebracht. Der Fundort iſt unbekannt. Eine kleine Kaſſette aus Eiſenblech, reich mit geätztem, ſtiliſiertem Pflanzenornament und mit gravierten, figürlichen Darſtellungen, Kavalieren und Damen in der Tracht vom Ausgang des 16. Jahrhunderts verziert, die an die Art des Joſt Amman erinnern.



Abb. 15

Eine ſchwere eiſerne Truhe mit ungemein geſchmackvoller Dekoration durch geſchmiedetes, mit gehauener Arbeit detailliertes Laubwerk und prächtigen in Eiſen geſchnittenen Henkeln. Sie ruht auf melonenartig gerippten, kugeligen Füßen. Die Wirkung der auf dunkelem Grunde ſich abhebenden Verzierungen aus blankem Eiſen wird erhöht durch den anmutigen Wechſel, den die aus Meſſing gebildeten Unterlagen des durchbrochen gearbeiteten Frieſes und die roſettenförmigen Nagelköpfe aus Meſſing verurſachen.

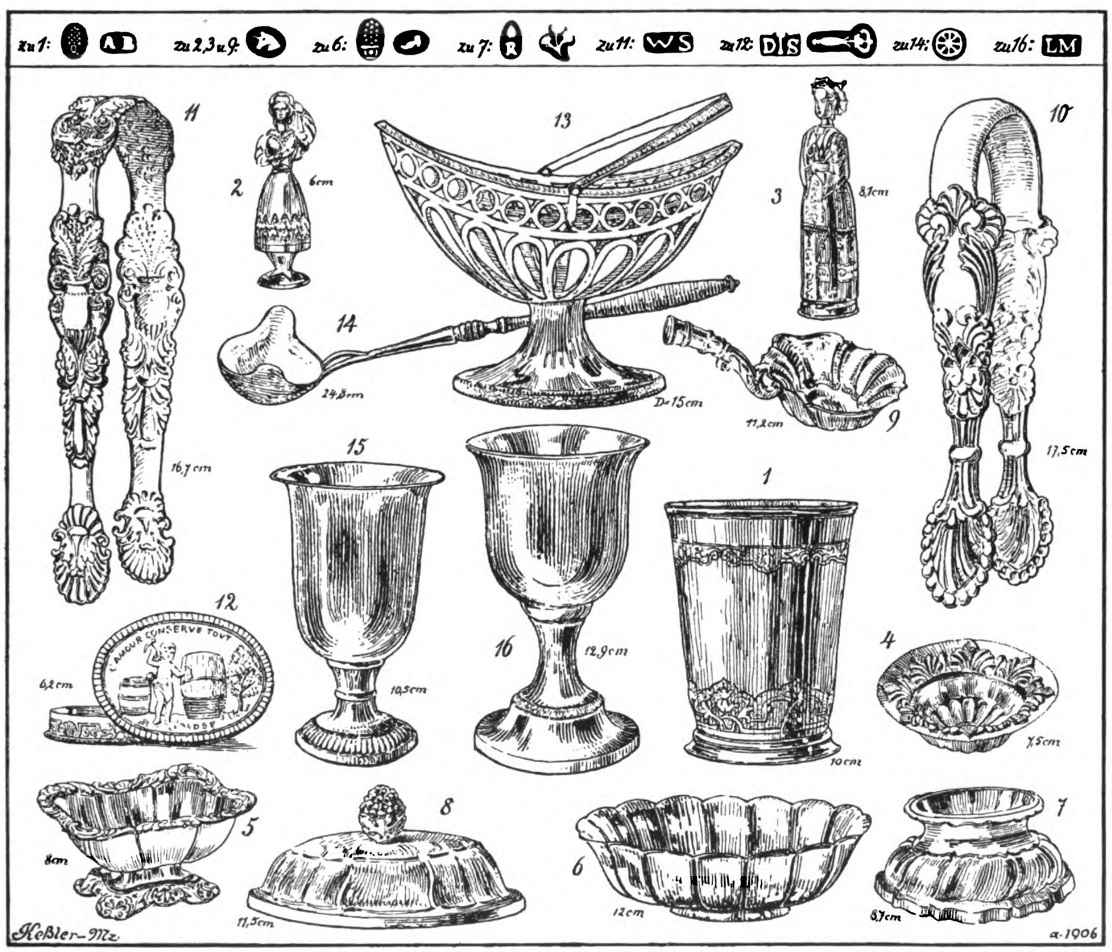


Abb. 16

Das kunſtvolle Schloß bedeckt die ganze Unterſeite des Deckels; das Schlüſſelloch iſt durch eine eiſerne, ſchön gearbeitete Schildkröte verdeckt, die ſich durch den Druck auf eine Feder verſchieben läßt. Das aus dem Ende des 17. Jahrhunderts ſtammende prächtige Werk der Kunſtſchloſſerei wurde dem Muſeum von der ſtädtiſchen Invalidenſtiftung zur Aufbewahrung übergeben.

Zwei eiſerne Heerdplatten aus alten Häuſern in Mainz. Die jüngere iſt mit einer allegoriſchen Figur dekoriert und ſtammt vom Ende des 18. Jahrhunderts. Sie hat oben die Inſchrift: NASSAV WEILBVRG· M· und unten WEILMVENSTERER OEFEN· Die andere zeigt in einer reich verzierten Kartuſche zwei Herzen mit den Monogrammen I · W· und M · E · W· Unten ſteht die Inſchrift IOANNES WOLCK — MARIA· ELISABETHA WOLCK · Ein Meſſingkreuz, ſog. Vortragkreuz, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts; es ſtammt aus dem Rheingau.

Eine 21 Gegenſtände umfaſſende Gruppe von Silbergeräten, die nebſt zwei Leuchtern aus demſelben Metall und einer Anzahl Eßbeſtecken in Niederſaulheim, Kreis Oppenheim, gefunden wurde. Die Sachen waren in einem kupfernen Keſſel vereinigt, unter dem Hofpflaſter eines bäuerlichen Anweſens verborgen. Die Abbildung 16 zeigt die

2 1 3

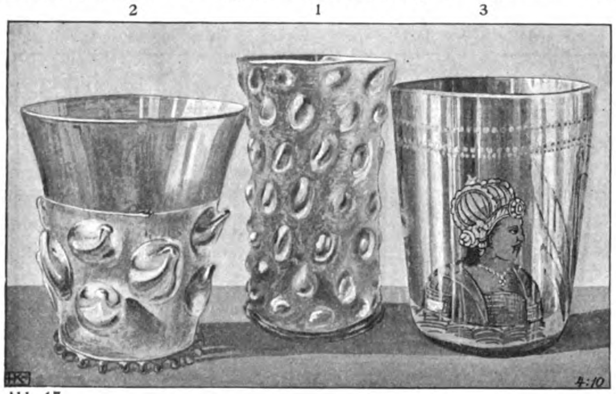


Abb. 17

Hauptformen der in den Beſitz des Muſeums gelangten Geräte; ſie ſind im allgemeinen von gleichem Alter, das heißt, ſie ſtammen, mit Ausnahme des mit 1 bezeichneten Bechers, des Deckels 8, des Salznäpfchens 7 und des Körbchens 13, aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Das Körbchen mag aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts herrühren, 7 und 8 ſind dem Ausgang des Rokoko zuzuteilen, während der Becher, als älteſtes Stück der erſten Hälfte oder der Mitte des 18. Jahrhunderts angehören dürfte. Über der dargeſtellten Gefäßgruppe, Abbildung 16, ſind die Meiſterzeichen und Beſchauzeichen der einzelnen Stücke wiedergegeben. Nur ein Gegenſtand, der Löffel 14, trägt eine Mainzer Marke; die anderen zeigen teils Augsburger, teils mir unbekannte Beſchauzeichen. Die Zeitſtellung der jüngſten Gegenſtände läßt vermuten, daß der kleine Schatz während der Unruhen des Jahres 1848 in der Erde verborgen wurde.

Auch eine kleine Gruppe von Kinderſpielzeug, Meſſing- und Kupfergerät aus einer Puppenküche mag hier ſchließlich noch Erwähnung finden, ſie ſtammt aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Die Sammlung mittelalterlicher und ſpäterer Gläſer, die ſich namentlich durch eine Reihe von in Mainz ſelbſt aus mittelalterlichen Kulturſchichten erhobener Fundſtücke als recht inſtruktiv darſtellt, iſt in dem letzten Jahre durch drei ziemlich wohlerhaltene Exemplare und zahlreiche, techniſch intereſſante Bruchſtücke vermehrt worden. Die Abbildung 17 gibt die erſteren wieder. Der mit Nr. 1 bezeichnete, ſchon oben bei den Funden aus dem Gebiet des Reich Klara-Kloſters genannte Becher iſt das jüngſte Stück, er gehört dem 18. Jahrhundert an. Seine faſt zylindriſche, nur oben ausladende dicke Wand iſt mit zahlreichen tropfenförmigen Warzen beſetzt, die nicht nachträglich angeſetzt, ſondern in der Form entſtanden ſind. Das Glas iſt gepreßt. Der Becher Nr. 2, aus dem 17. Jahrhundert, hat eine beſonders zierliche Form. Oben ſtark ausladend, ruht er auf einem Kranz zahlreicher kugeliger Füßchen. Die untere Hälfte iſt mit ſpitzen Warzen verziert, die im Gegenſatz zu dem bei Nr. 1 angewandten Verfahren, angeſchmolzen ſind. Der Becher iſt ſehr leicht und von hellgrüner Farbe, die Rippen oder Warzen erſcheinen, weil dicker, dunkeler grün. Er iſt auf dem Gebiet des ehemaligen Stadionerhofs am Flachsmarkt gefunden. Die Abbildung Nr. 3 zeigt eine, unſeren ſogenannten Stutzgläſern ähnliche, einfache Geſtalt, doch iſt das Gefäß durch die leider nicht mehr ganz vorhandene farbige Dekoration intereſſant. Die gut erhaltene, auf der Abbildung ſichtbare Seite zeigt die Büſte einer Frau, die eine Krone oder einen kronenartigen Kopfputz trägt. Krone und Gewand ſind mit gelber, emailartig wirkender Farbe aufgetragen und wie das Geſicht ſchwarz umriſſen und ſchattiert. Die ſchwarzen Konturen ſind nach dem Auftrag der gelben Farbe hinzugefügt. Seitlich rechts von der Büſte iſt eine ebenfalls gelb bemalte Pflanze dargeſtellt, die den Raum zwiſchen der erſten und einer zweiten anſcheinend männlichen Büſte, die ebenfalls mit der Krone geziert iſt, füllt. Dieſe ſowie die links von der Frauenbüſte befindlichen Verzierungen ſind durch Bruch des Glaſes faſt zerſtört, beziehungsweiſe ganz verloren. Um den oberen Rand des Bechers läuft eine Borte, gebildet aus drei Reihen mit weißer Emailfarbe aufgeſetzter Punkte. Das Glas ſtammt vom Ausgang des 16. Jahrhunderts und wurde beim Bau des biſchöflichen Knaben-Konvikts an der Grebenſtraße gefunden. Es iſt ein Geſchenk des Herrn Prälat Dr. Friedrich Schneider.

Außer den Tongefäßen, die bei den früher erwähnten Bauarbeiten gewonnen wurden, gingen der keramiſchen Sammlung noch eine Reihe von Gefäßen zu, die aus verſchiedenen Zeitabſchnitten, vom 15. bis 19. Jahrhundert ſtammen.

Spätgotiſcher Zeit gehört wohl ein beim Neubau des Renningerſchen Hauſes in der Schuſtergaſſe gefundener Topf an. Er beſteht aus einem mit Manganbraun gefärbten Ton, der faſt die Härte des Steinzeugs beſitzt, hat einen gerillten Bauch, kurzen Hals und glatten Fuß. Seitlich von der kurzen Ausgußröhre ſteht eine kräftige, aufwärtsgerichtete Tülle, die zur Aufnahme eines hölzernen Griffs diente. Das Gefäß iſt als Kochtopf aufzufaſſen. Zu dem einfacheren Geſchirr zählt auch der unter Nr. 4 auf Abbildung 6 dargeſtellte große Topf aus naturfarbigem gelblichem Ton, der an der Pfaffengaſſe Nr. 11 $^{1}/_{10}$ beim Fundamentgraben für den Neubau mit Reſten von anderen Tongeräten und Gläſern des 16. bis 17. Jahrhunderts aufgefunden wurde. Die Art ſeiner Verzierung durch aufgelegte, mit den Fingerſpitzen gewellte Tonbänder hält ſich unge-

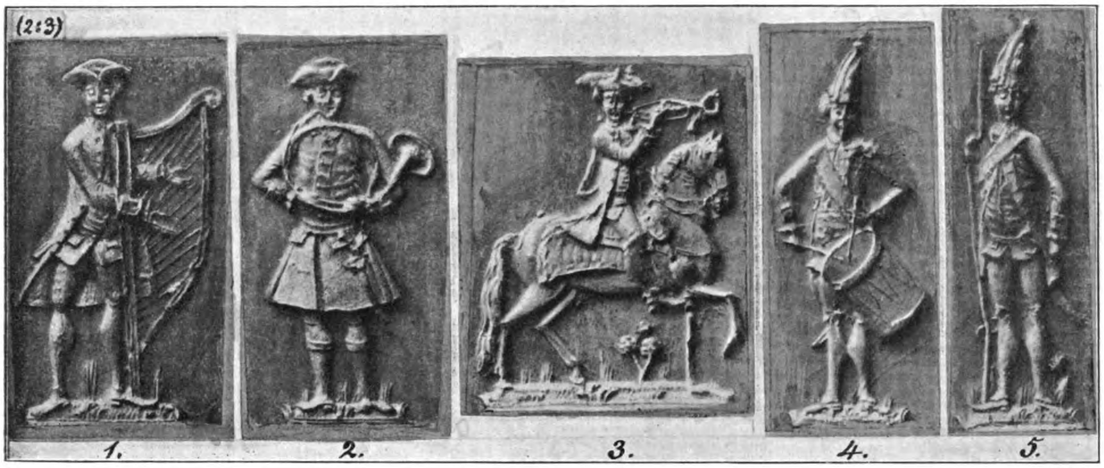


Abb. 19

mein lang, man könnte glauben, daß ſie den Töpfern aller Zeiten gemeinſam war. Vom Ende des 16. Jahrhunderts ſtammt auch der 30 cm hohe Steinzeugkrug, ein Fabrikat von Frechen Tafel VII Nr. 1. Er iſt hellbraun glaſiert und zeigt auf der breiten Zierzone am Bauch in einer Arkadenſtellung eine Reihe von wahrſcheinlich erfundenen Wappen, darunter ein Schriftband, deſſen Inhalt keinen rechten Sinn gibt. Die Form, aus der die Darſtellung und Schrift hergeſtellt ſind, war anſcheinend für ein größeres Gefäß berechnet, ſodaß ein Teil der Inſchrift nicht Platz fand und die letztere willkürlich beſchnitten wurde. Aus Steinzeug beſteht auch die ſchöne Schüſſel Tafel VII Nr. 2, die dem Ausgang des 18. Jahrhunderts angehört; ſie wurde zerbrochen im ehemaligen Waſſergraben des kurfürſtlichen Schloſſes gefunden und aus den Bruchſtücken ergänzt. Die Konturen der reichen und geſchmackvollen Dekoration ſind eingeritzt und eingepreßt, das Ornament iſt durchaus mit einer emailartig glänzenden, tiefblauen Farbe gefüllt. Noch ſpäterer Zeit, dem Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts entſtammt der zylindriſche Henkelkrug Tafel VII Nr. 3. Seine die ganze Vorderſeite bedeckende Verzierung iſt ebenfalls eingeritzt und zeigt Vögel in ſtiliſiertem Rankenwerk. Die Verzierung iſt mit glänzend blauer Farbe bemalt. Der tiefbraun glaſierte Tonkrug Tafel VII Nr. 4 aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſtellt ſich als ein gewöhnlicher Typus dar. Der aus zwei tauartig gewundenen Wülſten gebildete Henkel ruht mit drei Enden auf dem Gefäßbauch. Die 21 cm hohe Fayence-Kanne von ungefähr gleichem Alter, Tafel VII Nr. 5, kann dagegen als eine ungewöhnliche Erſcheinung betrachtet werden. Sie iſt als ein Eichenſtamm gebildet, deſſen Aſtſtumpfen den Ausguß und den Griff bilden. Der erſtere befindet ſich nahe dem Deckel, der ebenfalls Holz imitiert, Eichenzweiglein mit Laub und kleinen Eicheln umranken den Stamm, der auf drei abgehauenen Wurzeln ſteht. Er iſt rötlich und bräunlich gefärbt; die Blätter wechſeln in blaugrüner und gelbgrüner Farbe. Auf dem Boden dieſer originellen Kanne findet ſich der Name F. Zehiner (Zeſchinger, Maler der Höchſter Porzellan-Fabrik?). Eine tiefbraun glaſierte, dem Ende des 18. Jahrhunderts entſtammende Zier- und Blumenvaſe iſt gleichfalls ein Gefäß, das in ſeinem etagenförmigen, mit drei Reihen von Guirlanden verzierten Aufbau einen abſonderlichen Eindruck macht. Die kleinen Näpfchen kommunizieren nicht miteinander, ſie dienten zur Aufnahme einzelner Blumen oder kleiner Buketts, eine Art von Dekoration, die, wie es ſcheint, namentlich in Holland gebräuchlich war. Als gewöhnliches Haus- und Küchengerät iſt der ohne den Henkel 17,15 cm hohe Tragtopf, Tafel VII Nr. 7 zu betrachten; er diente am Ausgang des 18. Jahrhunderts zum Tragen flüſſiger Speiſe auf das Feld und auf den Arbeitsplatz; ganz ähnlich gebildete Gefäße werden auf dem Lande jetzt noch benutzt. Der Topf iſt in der Nähe des kurfürſtlichen Schloſſes beim Kanalbau gefunden und ſtammt aus dem Waſſergraben, der ehemals den rheinaufwärts gewendeten Teil des Schloſſes umgab. Seine Dekoration iſt einfach und ſchön und erinnert an die beſſeren Muſter auf modernſter Keramik. Auf lichtbraunem Grund heben ſich die gelblichweißen Blütenglöckchen und hellgrünen Blättern ab. Auch die um den Fuß und Hals laufenden Linien ſind hellgelb. Die unter den Nummern 8 bis 15 auf der Tafel VII vereinigten Teller und Schüſſeln gehören alle der unter dem Namen Bauern-Majolika bekannten keramiſchen Gruppe an. Sie ſtammen aus dem letzten Viertel des 18. und dem erſten des 19. Jahrhunderts. Zu den älteren Stücken gehört der 29 cm große Teller. Tafel VII Nr. 12 mit ſeinem rot, grün und orangegelb bemalten Palmettenmuſter auf lichtgelbem Grunde und den an der Seitenwand plaſtiſch hervortretenden rotbemalten Blättern. Der unter Nr. 8 abgebildete, ebenfalls 29 cm große Teller zeigt gelbe Ranken und grün gegitterte Früchte auf orangerotem Grunde und gelbe, grüne und ſchwarze Streifen auf dem Rande. In der Mitte des Bodens iſt die Jahreszahl 1780 aufgemalt. Von beſonders farbiger Wirkung ſind auch die kleinen unter 14 und 15 abgebildeten Teller. Der erſte iſt dunkelbraun mit orangeroter, gelber und grüner Verzierung, der zweite dunkelrot mit gelben Blumen und orangefarbigem oder grünem Laub.

Auch bei den großen je 44 cm meſſenden Schlachtſchüſſeln, Tafel VII 9, 10, 11, kehren die gleichen Farbenzuſammenſtellungen wieder, tiefes rot oder orangerot mit hellgelb, dunkelgelb und grün. Sie ſind von überaus angenehmer und dekorativer Wirkung. Einen dumpferen, weniger freundlichen Farbenakkord gibt die Schüſſel Nr. 13 mit ihrem ſtumpfroten Hirſch zwiſchen ſchwefelgelben Blättern auf faſt ſchwarzem Grunde. Alle dieſe Teller und Schüſſeln ſind nur auf der Oberfläche bemalt und glaſiert, die untere



Abb. 20

Seite zeigt die Naturfarbe des gebrannten Tons. Sie stammen wahrscheinlich sämtlich aus Marburger Töpfereien, von einigen, wie den Nummern 10, 11 und 13 ist dies gewiß. Als Marburger Fabrikat ist auch die Kanne, Tafel VII Nr. 16, zu bezeichnen. Dies zylindrische Gefäß ist oben und unten tiefbraun gefärbt, die Zierzone zeigt auf orangerotem Grunde einen grünen Zweig mit gelben und schwarzbraunen Blumen; der Deckel ist orangefarbig. Eine zweite nicht abgebildete Kanne gleicher Herkunft ist glänzend schwarzbraun und mit einem braungelben, von hellgelben Punkten eingefaßten Band verziert, ein Zusammenklingen von verwandten Tönen, das ungemein reizvoll ist. — Als zur keramischen Abteilung gehörig seien noch zwei prächtige Ofenkacheln vom Ausgang des 16. oder Beginn des 17. Jahrhunderts genannt. Sie sind 21 cm hoch und zeigen innerhalb eines reichen, architektonisch gegliederten, mit Figuren und Fruchtkränzen gezierten Rahmens allegorische Darstellungen des Sommers und Herbstes. Die beiden schönen Kacheln sind in der Nähe des kurfürstlichen Schlosses beim Kanalbau gefunden. Zahlreiche Bruchstücke gleichartiger Gegenstände wurden an derselben Stelle erhoben. Eine 6,6×5,3 cm messende Tonform muß ebenfalls hier Erwähnung finden, sie leitet zugleich hinüber zu der Gruppe von geschnitzten Holzformen und Skulpturen. Die Schlußvignette Nr. 18 gibt das aus dieser Tonform gewonnene überaus zierliche Relief wieder. Ein nacktes Mädchen, von dessen Haupt ein Schleier fällt, der in schön geordneten Falten den Schoß verhüllt, sitzt auf einem Polster im Freien an einem mit Gras bewachsenen Rain. Auf dem übergeschlagenen linken Bein ruht eine tragbare Orgel, deren Tasten die rechte Hand berührt, während das Köpfchen sich leicht zur Seite neigt, wie um den Tönen zu lauschen. Die Füße sind mit Schnabelschuhen bekleidet, was auffallen muß, da der Körper sonst, wie bemerkt, nackt dargestellt ist. Im Hintergrunde links erhebt sich ein stilisierter Baum oder Strauch, rechts ist ein Spruchband angebracht mit den Worten „hören eben zu“. Das Bildchen ist von einem, aus halbrunden Stäben geformten Rahmen umgeben, um den sich Eichenlaub windet. Die sorgfältig und künstlerisch ausgeführte Form stammt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und diente vielleicht zur Herstellung von Einlagen aus gebranntem Ton an kleinen Kästen und Truhen.

In der Sammlung der *Holzformen*, die vorwiegend einfachere und öfters unbeholfene Handwerksarbeiten und Werke bäuerlicher Kunst umfassen, fallen zwei große neuerworbene Formen für Konfekt mit 16, beziehungsweise 7 Einzeldarstellungen vorteilhaft auf. Sie bieten charakteristische Kostümfiguren aus dem Soldatenstand und aus der vornehmen Gesellschaft und deren Umgebung um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die auf den Abbildungen 19 und 20 wiedergegebenen Abdrücke aus diesen Formen zeigen nur eine Auswahl aus diesen Reihen. Wir sehen die Grenadiere, die Dragoner zu Pferd, Kavaliere und Damen beim Schäferspiel, Damen in Hoftoilette, auf der Promenade und auf der Jagd, den Falken auf der Faust, Kavaliere im Jagdkostüm, Jäger, das Hallali blasend, Läufer, Schauspieler in phantastischen Kostümen, Harfenspieler und vieles andere mehr.

Diese Formen sind offenbar von einem geschickten Meister geschnitzt, einige lassen an Lebendigkeit und Zierlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Sie stammen aus einer alten Feinbäckerei in Wertheim am Main.

Zwei andere Holzformen, aus bäuerlichem Besitz, dienten zur Verzierung runder Kuchen; ihr Alter ist wegen der charakterlosen Roheit der Darstellungen aus der biblischen Geschichte schwer zu bestimmen, doch dürften sie über das Ende des 18. Jahrhunderts nicht hinabreichen. Wenn die Reliefs in künstlerischer Beziehung keinerlei Wert besitzen, so interessieren sie doch durch die Naivetät der Auffassung. An diese Backformen schließt sich eine Gruppe von Formen für Buntpapierdruck an; sie zeigen die für den Ausgang des 18. und den Anfang des 19. Jahrhunderts bezeichnenden Motive. Auch eine Druckplatte für Holzschnitt, die in kräftiger Technik einen Teil der Stadt Mainz, die Martinsburg und die angrenzenden Gebäude wiedergibt, ist hier

zu nennen. Sie iſt nur ein Teil einer im 18. Jahrhundert hergeſtellten Geſamtanſicht, die nicht mehr bekannt iſt, und verdient ſchon deshalb Beachtung.

Als künſtleriſche *in Holz ausgeführte Skulptur* iſt ein aus dem Wurzelholz eines Birnbaums geſchnittener 1,48 Meter langer Stab eines geiſtlichen Würdenträgers hervorzuheben. Er diente nicht eigentlich kirchlichem, ſondern privatem Gebrauch. Den Griff bildet in vortrefflicher Ausführung die Geſtalt des heiligen Franziskus, deſſen langes Gewand ſich nach unten in reiches Laubwerk verwandelt. Das angeblich aus dem Kloſter Eberbach ſtammende, der Barockzeit angehörige Kunſtwerk, iſt auf den nachfolgenden Seiten von Herrn Prälat Dr. Friedrich Schneider ausführlich beſprochen.

Außerdem verdienen Erwähnung eine fein bewegte Statue des heiligen Nepomuk und eine heilige Magdalena, beides gute Arbeiten der Barockkunſt.

Die Sammlung der *Steinſkulpturen* fand Vermehrung durch eine Madonna mit Jeſuskind in der zugehörigen Muſchelniſche aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Am Sockel befinden ſich die Buchſtaben J·S—I·F·S., dazwiſchen als Bäckerabzeichen ein Weck und eine Bretzel. Die Skulptur ſtammt von dem Hauſe „Zum kleinen Stern“, Flachsmarkt 11.



Abb. 18

XI.

Prälatenstab des 18. Jahrhunderts aus Kloster Eberbach im Rheingau

von D. Friedrich Schneider (dazu Tafel VIII)

DIE Kunſt des 17. und 18. Jahrhunderts verfügte über reiche Mittel zur Entfaltung breiten, feſtlichen Glanzes wie zu vielgeſtaltiger, heiterer Zier. Die ganze Richtung war auf vornehme Darbietung und eindruckvolle Schau gerichtet. So gaben ſich die Menſchen: ſo gab ſich die Kunſt. Das Leben der Welt hatte den gleichen Zuſchnitt, und das religiöſe Leben war im Durchſchnitt ebenfalls darauf geſtimmt. Gelegentlich erklingen aber auch Töne, die den tiefſten und reinſten Seelenſchwingungen entſprechen und von myſtiſch-ſchwärmeriſchen Empfindungen getragen ſind. Äußerungen derart ſind auf dem Gebiete der Malerei wie der Bildnerkunſt des religiöſen Gebietes durch Euſtache Le Sueur (1616—1655) bis auf Houdon (1740—1828) wie anderſeits Domenichino (1581—1641) und Murillo (1617—1682) vertreten und ſchwingen nach in den Werken von Tiepolo (1696—1770), Maulbartſch (1724—1796), des „Kremſer Schmidt“ (1718–1801), Seb. Pfaff (geſt. 1794) u. a. Auf dem Gebiete der Kleinplaſtik ſind es vor allem die Elfenbeinſchnitzer, die wie Baillot in Paris (geſt. 1681), in Deutſchland Manſel, Permoſer, Schnack, Bernhard Strauß, Simon Troyon u. a. dieſe Richtung in bemerkenswerter Weiſe vertraten und in ſolchen Gebilden eine ebenſo hohe Kunſtfertigkeit als tiefe Empfindung verewigten.

Ein derartiges Erzeugnis deutſcher Kleinkunſt liegt in dem Prälatenſtab vor, den die beigegebene Tafel veranſchaulicht. Das Stück iſt aus der Wurzel eines wilden Birnbaumes geſchnitten, deren obere Verzweigung eine mit dem Stab organiſch verbundene Krücke abgab. Die dichte, feine Bildung des Wurzelholzes verlieh dem Stab ebenſoviel Feſtigkeit, als ſie die Vorausſetzung zu einer künſtleriſchen Durchbildung und vielfältigen Unterſchneidung bei der Ausarbeitung der Krücke bot. Die Beſtimmung des 147,5 cm hohen Krückſtabes iſt nicht kirchlicher Art: er war nicht Abtſtab im Sinn des liturgiſch-jurisdiktionellen Abzeichens, das gleich dem Stab des Biſchofs zu dem Amts- und Ehrenzeichen des Vorſtehers eines der alten Mönchs-Orden gehört. Der kirchliche Abtſtab war und iſt dem Pedum des Biſchofs der weſentlichen Bildung nach gleich, im Einzelfall vielleicht kleiner und ſchlichter ausgeſtattet, doch in der Geſamtform, Stab und Krümme ebenſo geſtaltet. Das hier in Frage ſtehende Geräte iſt vielmehr profaner Art, wenngleich es mit einer religiöſen Darſtellung geſchmückt iſt und aus klöſterlichem Beſitz ſtammt. Der Stab gelangte in den ſechsziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus dem Eigentum eines geiſtlichen Freundes, des 1868 zu Bingen verſtorbenen Pfarrers Adam Wagner, an mich und wurde mir mit der ausdrücklichen Verſicherung übergeben, daß er aus dem Nachlaß des letzten Abtes von Eberbach im Rheingau ſtamme, was bei der Nähe des einſtigen Ziſterzienſerkloſters und den Beziehungen des damaligen Beſitzers durchaus annehmbar erſcheint. Sachlich begründet wird dieſe Angabe durch den Umſtand, daß die in der Krümme geſchnittene Figur den heiligen Bernhard von Clairvaux (1091—1153), den Stifter des Ziſterzienſerordens darſtellt. Das Verhältnis Bernhards zu Eberbach war durch den Umſtand ein beſonders inniges und von der Überlieferung darum in mancher Hinſicht ſinnig ausgeſtattet, daß die erſte Beſiedelung der Abtei durch ſeinen Schüler Ruthart erfolgte, der 1135 mit zwölf Mönchen von Clairvaux dorten anlangte. Bernhard wird, häufig beſonders ſeit dem 17. Jahrhundert, mit den Leidenswerkzeugen, hier mit deren prägnanteſtem Ausdruck, dem Kreuz in einer mitleidvollen Haltung dargeſtellt. War er doch einer der feinſt empfindenden, myſtiſchen Ordensmänner, bei dem mit ſüdlicher Wärme die Verſenkung in die Anſchauung und Teilnahme an dem Leiden des Erlöſers durchbricht. Auftraggeber wie Künſtler haben gerade an dieſen hervorſtechenden Zug des Ordensſtifters angeknüpft und die Krücke des Prälatenſtabes, der ja in ſeiner Grundform an das Tau-Kreuz ſich anlehnt, zu einem Verbindungsglied mit dem Kreuz der Erlöſung geſtaltet.

Übrigens knüpft der hohe Stab mit ſeiner geſchwungenen Krücke an die uralte Form des Hirtenſtabes an, der, mit einer oberen Krümme verſehen, einesteils zur Leitung der Heerde diente, damit der Hirt „mit ſeinem Stabe von dem forderſten ſchaffe an, das darine (in die Hege) gangen wäre, fornwider usz gewerffen mag“ (Weist. bei Mor. Heyne, Hausaltert. II S. 212); andernteils aber war er namentlich in bergigem Gelände ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Unterſtützung in der Fortbewegung wie endlich auch zur Aufnahme der Körperlaſt zum Ausruhen im Stehen beſtimmt. Im übertragenen Sinn wurde er dann das Sinnbild des geiſtlichen Hirtenamtes. Im Orient blieben übrigens bis in die Neuzeit ſolch hohe Stäbe mit Krümme oder Tau-Ende in einzelnen kirchlichen Gemeinſchaften im Brauch, um ſich während des Gottesdienſtes eine Unterſtützung im Stehen zu verſchaffen. Graf L. de Laborde erzählt in ſeinem „Gloſſaire“ (Paris 1853), daß er bei der Teilnahme an der Liturgie in dem großen koptiſchen Kloſter der Oaſe des Natron-Sees in Ägypten ſich in ähnlicher Weiſe eines hohen Krummſtabes bedient habe, den man entweder unter die Achſelhöhle ſchob oder die Bruſt damit ſtützte. In einer Aufnahme der Kaufmannſchen Expedition nach den Natronklöſtern vom Jahre 1905 erſcheint der Abt Makarius mit einem ebenſo geſtalteten Krückſtock. Das Mittelalter kannte ſolche Krückſtäbe unter dem Namen potentia, franzöſiſch potence. Bei dem Antoniter-Orden war ein Abbild derart zur Erinnerung an den Stifter Antonius den Einſiedler von dem Vorſteher wie von den Chorherren an als auch von den Brüdern vorſchriftsmäßig auf dem Ordenskleid zu tragen. Aus den mittelalterlichen Schatzverzeichniſſen iſt erſichtlich, daß Stäbe ſolcher Art oft eine koſtbare, künſtleriſche Ausſtattung erhielten. L. de Laborde (Gloſſaire, p. 460) erwähnt ein Beiſpiel aus dem Jahre 1380, wo der franzöſiſche König Karl V. einen ſolchen Krückſtab beſaß, deſſen gewundenes Ende in einen liegenden Löwen auslief, der auf vier ſeltſamen Vögeln ruhte. Ferner wird daſelbſt im königlichen Beſitz ein Holzſtab erwähnt, deſſen Krümme aus Silber war und zur Unterſtützung im Krankheitsfall zu dienen hatte. Auf einem Kunſtwerk des deutſchen Mittelalters kommt ein gekrümmter Wanderſtab mit angeſchnittener Verzierung wenigſtens im Bilde vor.

Auf dem herrlichen Buxtehuder Altarwerk des Meiſters Bertram, jetzt in der Kunſthalle zu Hamburg (vgl. Lichtwart, Meiſter Bertram, tätig in Hamburg 1367—1415, Hamburg, 1905) trägt der heil. Joſeph bei der Flucht nach Agypten, S. 371, ſowie bei der Auffindung Chriſti im Tempel, S. 373—374, einen Wanderſtab, auf deſſen Krümme eine Maske geſchnitten iſt. Das Altarwerk ſelbſt iſt um 1395 zu ſetzen. Im Beſitz von Viktor Gay (vgl. deſſen Gloſſaire archéol., Paris 1887 p. 127) befand ſich ein Stab mit einem ſitzenden Löwen aus Bronze auf dem oberen Ende (15. Jahrhundert). Ebendaſelbſt zwei gleichfalls plaſtiſch verzierte Stäbe (13. und 14. Jahrhundert), der eine mit einem gekrönten Kopfe, der andere mit Schlußknauf, der in einen Edelſtein in hoher Faſſung auslief. Aus der Zeit-Literatur werden daſelbſt noch eine Reihe von zum Teil koſtbar verzierten Stäben und Krückſtöcken verzeichnet. Ein hervorragendes Beiſpiel von künſtleriſch durchgebildeter Krümme eines hohen Wanderſtabes bietet kein geringerer als Michel Angelo in einem der Wandbilder von den Vorfahren Chriſti in den Lünetten der Sixtiniſchen Kapelle (vgl. Steinmann, Die Sixtiniſche Kapelle II S. 450 und Taf. LV). In der Gruppe von Salmon, Booz, Obath iſt ein Pilger dargeſtellt, der im Begriff iſt, mühſam von dem Stein ſich zu erheben. Wie er ſich mit der Linken auf den erhobenen, langen Pilgerſtab ſtützt, ſcheint er höhnend den Kopf desſelben anzureden, der ein ähnliches Zerrbild des Alters vorſtellt, wie er ſelbſt (ſiehe Taf. VIII Nr. 1). In dem Oxforder Skizzenbuch haben ſich zahlreiche Entwürfe für dieſen Pilger erhalten, den Michel Angelo urſprünglich ſtehend gedacht hatte mit einem kläffenden Hund als Begleiter. In dem Revers der Medaille, welche Leone Leoni ſpäter auf Michel Angelo fertigte, iſt dieſer Gedanke, wohl auf Anregung des Meiſters ſelbſt, aufgenommen worden. Hier hatte er ſich halb bekleidet als müden Erdenpilger darſtellen laſſen, wie er, eine Kürbisflaſche am Arm, mit dem Wanderſtab weitausgreifend ſeinem voranlaufenden Hunde folgt. Der Stab hat reichlich Schulterhöhe; er iſt von knorrigem Wuchs und hat dicht unter dem oberen Abſchnitt einen doppelzackigen Auswuchs, der an einen aufgeſperrten Fiſchrachen gemahnen kann. Unter dieſen Vorausſetzungen iſt es ſomit garnicht unwahrſcheinlich, daß Michel Angelo ſelbſt ſich eines ſo oder ſo ähnlich geſchnittenen Stabes tatſächlich bedient habe. Wenn nun die zierreiche Durchbildung der Krücke im vorliegenden Fall einen Gebrauch zum Stützen der Hand oder gar des Körpers ausſchließt, ſo blieb der Stab doch noch Gebrauchsſtück, ſei es, daß man ihn mit einer Hand führte, ſei es, daß man ſich ſeiner zweihändig bediente, wie es heute noch (nach meiner eigenen Wahrnehmung in der Schweiz) von alten Leuten im Bergland üblich iſt. Der hohe Stab wird dann mit zwei Händen in der oberen Hälfte angefaßt und dem Körper vorangeſtellt, worauf man dann wiegend ein Bein dem anderen voranſetzt und den Körper nachzieht, ſodaß die Körperlaſt auf drei Punkten ruht und ebenſo ſicher wie um vieles leichter fortbewegt wird. So wäre unter Umſtänden der Gebrauch auch dieſes Stabes ſich vorzuſtellen.

Gewiß waren, namentlich in Volkskreiſen, ſolch angeſchnittene Krückſtäbe häufig. Die bewegliche Vorſtellung knüpfte leicht an ſeltſame Naturgebilde an und geſtaltet ſie bald ſchnurrig, bald ſchreckhaft zu Gebrauchsgegenſtänden wie gerade Stockknöpfen, Pfeifenköpfen u. a. m. Tatſächlich ſind aber ſolche Erzeugniſſe der Volkskunſt älterer Zeit nur ſelten aufbewahrt worden, ſodaß beiſpielsweiſe das Germaniſche National-Muſeum zu Nürnberg von geſchnittenen hohen Krückenſtäben nichts aufzuweiſen hat.

Iſt ſomit dieſer Prälatenſtab an ſich ſchon eine Seltenheit, ſo wird deſſen Wert noch erhöht durch den künſtleriſch ebenſo fein empfundenen Entwurf wie die meiſterlich durchgeführte Bearbeitung der knienden Figur und deren Überleitung in unterſchnittenes Rollwerk. Für Zeit und Behandlungsweiſe bietet das Wappen des Domherrn Grafen Schenk zu Caſtell im Hof der Brandenburgſchen Kurie zu Mainz vom Jahre 1766 unverkennbare Anhaltspunkte. Lebensvoll iſt der Körper bewegt. In der Haltung des Kopfes und in der Handlung der Arme ſpricht eine gradezu ergreifende Empfindung. In der Art, wie dann der Künſtler den menſchlichen Körper in dem geſchwungenen Ranken ausklingen läßt, iſt etwas von jenem Schöpfergedanken verwirklicht, der in der bildenden Kunſt, von der Antike an, Lebeweſen verſchiedener Gattung zu einer Einheit, meiſt von ſchön bewegter Linie wie in den Grotesken, beſonders den Sirenen, auch in den ſpätmittelalterlichen Lüſter-Weibchen verband. Hier aber knüpfte man nur an die anmutende Linienführung an, ohne den naturwidrigen Bedingungen jener Zwitterbildungen zu verfallen. Wie klein auch das Gebilde ſein mag (größte Ausdehnung der Krücke 22 cm), ſo iſt es in der äußeren Erſcheinung von ebenſo hoher, ſchönheitlicher Wirkung, als es nach der gedanklichen Seite von tiefer, reiner Empfindung iſt. Es war mir daher eine Genugtuung, es der ſtädtiſchen Sammlung einverleiben zu können, wo es in der Nachbarſchaft ſeines einſtigen Beſtimmungsortes, wohl als das Werk eines Mainzer Künſtlers, an der rechten Stelle nunmehr ſeine dauernde Bewahrung gefunden hat.



XII.

Die im Jahre 1905 gefundenen römischen Inschriften und Skulpturen

von K. Körber (mit 19 Abbildungen nach Zeichnungen von Heinrich Wallau)

I. Grabdenkmäler

1. *Steinsarg des Julius Isidorus*, gef. am 8. Aug. 1905 oberhalb des Stadtparkes beim Bau des Pflegerinnen-Heims des Alice-Frauenvereins. Gelblicher Sandstein. Br. 223 cm, T. 86 cm, H. 1 m, wovon 29 cm auf den Deckel kommen. Dieser ist dachförmig gestaltet, auf der Vorder- und Rückseite befindet sich in der Mitte je ein Giebel, der vordere ist mit einem Blatte verziert. An den vier Ecken sind würfelförmige Aufsätze; die vorderen tragen bereits einen Teil der Inschrift. Der Sarg selbst zeigt rechts und links von der Inschriftfläche je eine amazonenschildförmige Verzierung. Er enthielt keinerlei Beigaben; wahrscheinlich hat also in christlicher Zeit eine zweite Verwendung stattgefunden, bei welcher Gelegenheit man die heidnische Inschrift zu beseitigen suchte. — Vgl. Lindenschmit, Fundbericht.

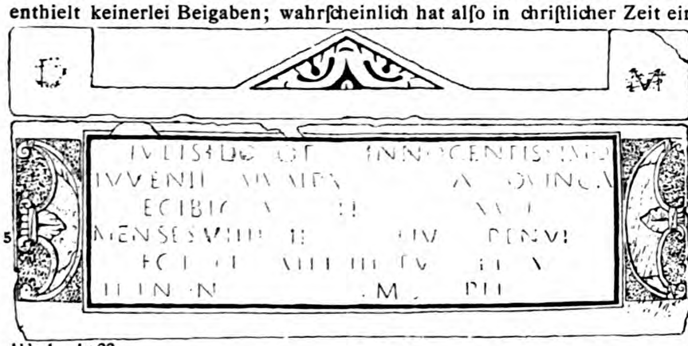


Abb. 1, 1:22

D(is) M(anibus). [M(arco)]? Jul(io) Isido[r]o [filio] innocentissimo iuveni . . . . [qui vixit annos] . . . . . menses VIII (oder VIIII) . . . .

„Den Manen des Marcus? Julius Isidorus, meines unschuldigen jungen Sohnes . . . ., der . . . . . Jahre und 8 (oder 9) Monate lebte . . . ."

Von der fast gänzlich erloschenen Inschrift kann man nur bei sehr genauer Prüfung noch einzelne Buchstaben erkennen. — Z. 2 könnte statt *Isidoro* auch *Isidoto* gestanden haben.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV Heft 5.

2. *Bruchstück eines Grabsteines.* Gef. oberhalb des Stadtparkes wie Nr. 1. Sandstein. H. 13 cm, Br. 21 cm, D. 39 cm. *nat(ione)?* „der Abstammung nach . . ." Z. 2 sind noch unbedeutende Buchstabenreste zu erkennen. — Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV Heft 5.



Abb. 2, 1:10

3. *Bruchstück eines Grabsteines.* Gef. oberhalb des Stadtparkes wie Nr. 1. Sandstein. H. 15 cm, Br. 32 cm, D. 18 cm. *d(ies) X?* „zehen Tage." Gehörte wohl zur Altersangabe. Stammt vielleicht von demselben Grabstein wie Nr. 2. — Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV, Heft 5.

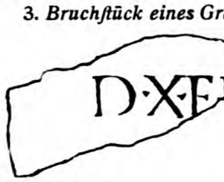


Abb. 3, 1:10

4. *Bruchstück von einem Steinsarg.* Gef. oberhalb des Stadtparkes wie Nr. 1. Rötlicher Sandstein. H. 17 cm, Br. 21 cm, D. 6 cm. Eine sichere Ergänzung ist bis jetzt nicht möglich.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV Heft 5.

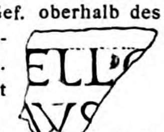


Abb. 4, 1:10

Andere Bruchstücke von großen Grabdenkmälern fanden sich noch auf demselben römischen Friedhof oberhalb des Stadtparkes, so ein Stück von einem Schuppendach, wie sie aus den Neumagner Funden bekannt sind. Vielleicht gehört auch ein viereckiger Stein mit schildähnlicher Verzierung hierher (H. 22 cm, Br. 52 cm, D. 30 cm).

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV Heft 5.

II. Bauurkunden

5. *Bauurkunde der zweiundzwanzigsten Legion*, gefunden bei Verlegung von Gasleitungsröhren am Gautor zwischen dem 9. und 22. Dezember 1905. Sandstein. H. 22 cm, Br. und T. je 52 cm. Oben und unten ist der Stein unversehrt, an den Seiten sind unregelmäßige Bruchflächen, die es möglich erscheinen lassen, daß hier etwas abgeschlagen ist. Auch hat man versucht, die Platte in zwei dünnere auseinanderzuschroten, wodurch die Inschrift etwas beschädigt wurde.

Leg(io) XXII „zweiundzwanzigste Legion." Bei der verhältnismäßigen Größe des freien Raumes über und unter der Inschrift darf man annehmen, daß diese nur einzeilig gewesen ist. — Die Wagrechte über dem Zahlzeichen erstreckt sich nicht über die ganze Länge desselben. — Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV, 3.



Abb. 5, 1:10

III. Den Göttern gewidmete Denkmäler

6—8. *Juppitersäule.* Über die Auffindung dieses einzigartigen Denkmales berichtet Lindenschmit in diesem Heft S. 64 f.; dort findet sich auch die Abbildung und Beschreibung der mitgefundenen Bronzen. Der Erklärung der einzelnen Bildwerke ist ein besonderer Aufsatz auf Seite 54—63 gewidmet. Hier sollen die zugehörigen Inschriften noch einmal ausführlicher besprochen werden.

a. *Die Weiheinschrift* ist vorn am oberen Teil des viereckigen Sockels angebracht. Die nicht ganz rechtwinklige Fläche, worauf sie steht, ist ungefähr 85 cm breit und 91 cm hoch. Sie war vollständig zertrümmert und mußte aus über 20 Stücken zusammengesetzt werden (s. Abb. 6).

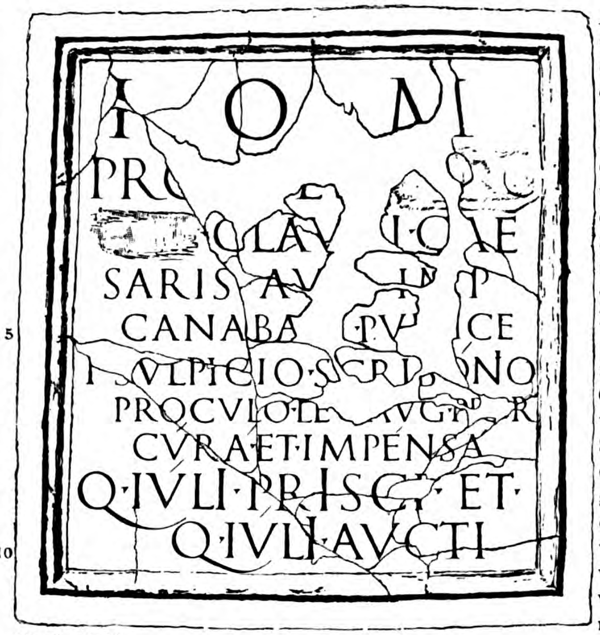


Abb. 6, 1 : 10

J(ovi) O(ptimo) M(aximo) pro [sa]l[ute Neronis] Clau[d]i Caesaris Au[g(usti) imp(eratoris) canaba[ri] pu[bli]ce P(ublio) Sulpicio Scri[b]onio Proculo le[g(ato)] Aug(usti) pr(o) [p]r(aetore) cura et impensa Q(uinti) Juli Prisci et Q(uinti) Juli Aucti. „Juppiter, dem Besten und Höchsten, (haben) für das Wohl des Kaisers Claudius Nero die Bewohner der Lagerstadt auf Gemeindebeschluß (dieses Denkmal errichtet), während Publius Sulpicius Scribonius Proculus kaiserlicher Befehlshaber (des obergermanischen Heeres) war. Quintus Julius Priscus und Quintus Julius Auctus ließen es auf ihre Kosten ausführen."

Darnach ist das Denkmal während der Regierungszeit des Kaisers Nero, also zwischen 54 u. 68 n. Chr., errichtet worden. Aus Dio LXIII, 17 wußte man bereits, daß von den beiden Brüdern Scribonius Proculus und Scribonius Rufus der eine das obergermanische, der andere das niedergermanische Heer befehligte, nicht aber, welcher das eine und welcher das andere. Dies erfahren wir aus unserer Inschrift und außerdem noch den vollen Namen des Scribonius Proculus. Da Dio von diesem berichtet, daß er i. J. 67 aus Germanien nach Griechenland zu Nero abberufen, aus Verzweiflung über die Behandlung, die er von diesem erleiden mußte, freiwillig in den Tod ging, so wird er nicht kurz vorher die hohe Stellung am Rhein innegehabt haben, die derjenigen eines Provinzial-Statthalters gleichkam. Die beiden Stifter des Denkmals sind nach v. Domaszewski als die *magistri canabariorum* zu betrachten. Sie sind sonst unbekannt. — Nach Neros gewaltsamem Tod war von dem Senat die *memoriae damnatio* beschlossen worden, d. h. es sollte im ganzen römischen Reich auf allen Denkmälern sein Name getilgt werden. So geschah es auch auf der Mainzer Juppitersäule (s. Abb. 6), wo aber das O am Ende der zweiten Zeile noch erkennbar ist. Die Schrift ist mit außerordentlicher Geschicklichkeit eingehauen und einzelne Buchstaben wie z. B. die beiden Q von geradezu hervorragender Schönheit. Im übrigen ist zu bemerken, daß die langen Vokale siebenmal mit einem Apex versehen sind (Z. 6—10); nicht ganz sicher ist derjenige auf dem A von *impensa*. Die Länge des I ist dreimal (Z. 9 u. 10) durch Überhöhung ausgedrückt. — Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXIV S. 101.



Abb. 7, 1 : 7,5

b. *Die Künstlerinschrift* ist an dem Zwischengesims angebracht, das beide Sockelteile voneinander trennt (s. S. 57b). Sie lautet: *Samus et Severus Venicari f(ili) sculpserunt.* „Samus und Severus, des Venicarus Söhne, waren die Bildhauer." Venicarus ist ein zweifellos keltischer Name und somit für die Herkunft der Künstler beweisend (s. S. 54); *samos* heißt auf keltisch der Sommer, doch ist ein keltischer Eigenname von dieser Form bisher nicht bekannt geworden; häufig ist dagegen *Samo(-nis)*, sowohl für sich stehend als auch als erster Bestandteil einer Zusammensetzung (s. Holder, d. keltische Sprachschatz). Doch darf man nicht vergessen, daß der Name Samus auf unserer Inschrift nicht völlig gesichert ist, da unmittelbar davor etwa 20 cm des Steines fehlen. Bedenkt man aber, daß am rechten Ende der Inschrift ein noch größerer Teil (30 cm) des Steines, der hier erhalten ist, unbeschrieben blieb, so wird man wohl annehmen dürfen, daß auch links ein freier Raum war. Am Ende des Wortes *Venicari* ist die Länge des I durch Überhöhung bezeichnet.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXIV S. 102.

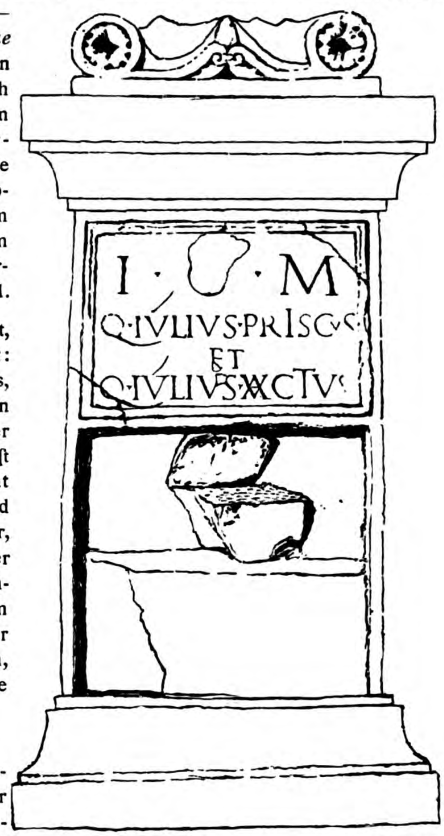


Abb. 8, 1 : 10

c. *Der Altar*, der zur Juppitersäule gehört und auch aus demselben Kalksteine wie diese besteht, ist 121 cm hoch, 62 cm breit und 55 cm tief. Über dem Fußgesims erhebt sich der schmälere Hauptteil, der auf der Vorderseite Inschrift und Bildwerk, auf der Rückseite und den Nebenseiten nur

letzteres zeigt. Darüber liegt das Krönungsgesims mit den beiden Polstern, zwischen denen der aus dem Stein herausgehauene Opferteller ruht. Letzterer ist stark beschädigt, und die ganze Vorderseite des obersten Bekrönungsteiles ist völlig verloren; auf der Abbildung ist sie nach der Rückseite, die ihr gewiß völlig gleich war, ergänzt. Darnach sind die beiden Enden der Polster als Rosen gebildet, zwischen denen sich ein dreieckiger, mit einem Blatte verzierter Giebel befindet. Auf der Vorderseite sehen wir unter der Inschrift ein geöffnetes Weihrauchkästchen *(acerra)*, auf den stark beschädigten Nebenseiten, Abb. 9, sind in verschiedener Anordnung Fruchtschale (praefericulum) und Kanne (urceus), auf d. Rücks. das gefranzte Handtuch (mappa) angebracht, lauter Dinge, die bei dem Darbringen des Opfers eine Rolle spielten. Die Inschrift selber lautet: *J(ovi) [O(ptimo)] M(aximo) Q(uintus) Julius Priscus et Q(uintus) Julius Auctus.* Die Stifter der Juppitersäule haben also dem Gotte auch diesen Altar errichtet. Bemerkenswert ist der Apex als Zeichen der Vokallänge bei V Z. 2 u. 4, während sie bei I (Z. 2) durch Überhöhung ausgedrückt ist. Eine seltnere Buchstabenverbindung (zw. A und V) kommt Z. 4 vor. Die beiden S am Ende der Zeilen 2 und 4 sind sehr schlecht erhalten, namentlich das auf Zeile 4. — Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXIV S. 103.

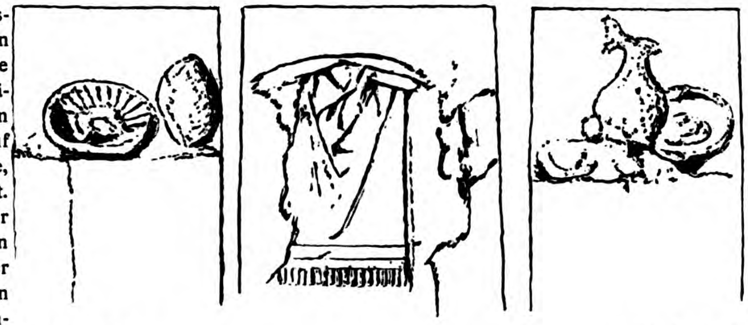


Abb. 9, 1:10

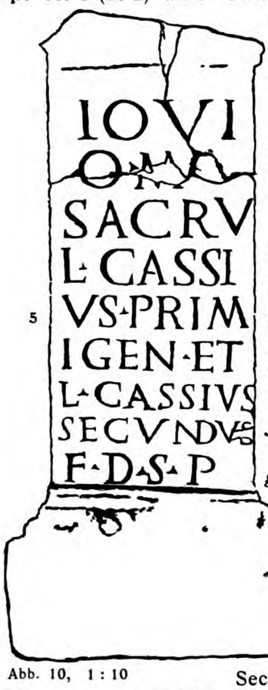


Abb. 10, 1:10

9. *Altar, dem Juppiter Optimus Maximus geweiht.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. H. 98 cm, Br. 36 cm, T. 28 cm. Der Stein war in drei Stücke zerschlagen. Alle vorspringenden Teile sind nebst der ganzen Bekrönung abgehauen.

Jovi O(ptimo) m(aximo) sacru(m). L(ucius) Cassius Primigenius et L(ucius) Cassius Secundus f(ilius) d(e) s(uo) p(osuerunt) oder *d(e) s(ua) p(ecunia).*

„Juppiter, dem Besten und Höchsten, geheiligt. Lucius Cassius Primigenus und sein Sohn Lucius Cassius Secundus haben (den Altar) aus ihrem Vermögen setzen lassen."

Bemerkenswert ist die Ausschreibung des Götternamens in der ersten Zeile und die Auslassung des schließenden M in der dritten. — Vater und Sohn hatten denselben Vornamen. — Auf der Rückseite stand dieselbe Inschrift; es war vielleicht ein mißglückter Versuch, dessen Spuren nachher größtenteils wieder beseitigt wurden. — Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 5 f.



Abb. 11, 1:10

10. *Altar, dem Juppiter Dolichenus geweiht.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. H. 87 cm, Br. 51 cm, T. 32 cm. An Sockel und Bekrönung ziemlich stark beschädigt.

In h(onorem) d(omus) d(ivinae) J(ovi) o(ptimo) m(aximo) Dolicheno Domit(ius) Asc(l)epiades domo Arethusa Suriae ce(nturio) leg(ionis) XXII pr(imigeniae) Antoninianae v(otum) s(olvit).

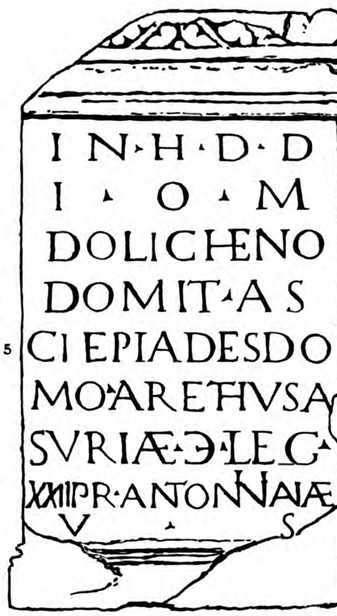


Abb. 12, 1:10

„Zu Ehren des Kaiserhauses hat Domitius Asclepiades aus Arethusa in Syrien, Centurio der zweiundzwanzigsten, *Primigenia Antoniniana* zubenannten Legion sein Gelübde erfüllt."

Z. 5 steht an zweiter Stelle ein I offenbar irrtümlich für L. — Arethusa liegt am Orontes zwischen Epiphania und Emesa. Die syrische Heimat des Centurionen macht die Widmung an den Baal der commagenischen Stadt Doliche, mit dem Juppiter hier geglichen ist, erklärlich. — Z. 7 ist das griechische y nach älterer und volkstümlicher Weise durch lateinisches V wiedergegeben, dem es ja auch dem Laute nach sehr nahekam. Z. 7 ist das Centurionenzeichen nicht wie gewöhnlich ein nach links offener Winkel, der natürlich aus umgekehrtem C entstanden ist, sondern ein wirkliches umgekehrtes C mit Querstrich. — Z. 8 weist der Beiname *Antoniniana* auf die Zeit der Kaiser Caracalla (211—217) oder Elagabal (218—222), unter deren Regierung die orientalischen Gottesdienste im römischen Reiche eine außerordentliche Verbreitung erlangten. Bemerkenswert ist, daß die 22. Legion die ehrenden Beinamen *pia fidelis,* die ihr Domitian nach der Niederwerfung des Saturninus i. J. 90 verliehen hatte, auf unserem Stein nicht führt (vgl. Körber, Nachtr. III 53 u. IV 12). — Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 6.

11. *Altar, dem Juppiter Dolichenus geweiht.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Rötlicher Sandstein. H. 107 cm, Br. 74 cm, T. 42 cm.

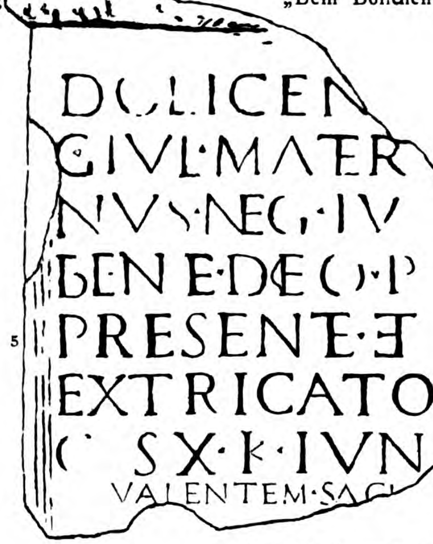
Alle vorspringenden Leisten sind abgeschlagen; der Sockel fehlt ganz und von der Bekrönung das meiste. Auch die Inschrift ist an mehreren Stellen schwer beschädigt. Auf den Seitenflächen sind die beiden Dioskuren in widergleicher Stellung abgebildet und darunter jedesmal ein schlangenfüßiger Gigant, der die Leiste, worauf der Dioskur steht, zu tragen scheint. Auch dieses Bildwerk ist stark beschädigt.

Dolic(h)en[o] G(aius) Jul(ius) Maternus neg(otiator) iuben(t)e? deo? p(osuit)? Pr(a)esente et Extricato c[o(n)s(ulibus)] (ante diem) X Kal(endas) Jun(ias) Valentem sac[erdote]?

„Dem Dolichenus hat der Kaufmann Gajus Julius







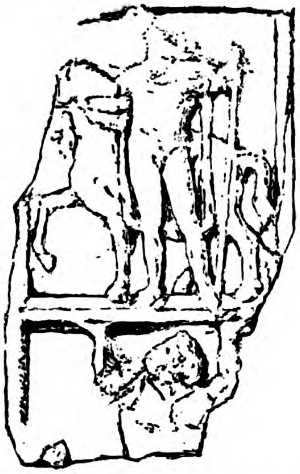


Abb. 13, 1 : 10

Maternus auf Befehl des Gottes (diesen Altar) gesetzt am 23. Mai des Jahres, wo Praesens und Extricatus Konsuln (d. h. i. J. 217 n. Chr.) und Valens Priester war."

Auf der abgeschlagenen Leiste des Krönungs-Gesimses stand vielleicht IN H · D · D · I · O · M = in honorem domus divinae Jovi optimo maximo (vgl. Nr. 10). — Z. 1 ersetzt C das griechische χ. — Z. 2 ist der Vorname *Gaius* durch G statt des üblicheren C abgekürzt. — Z. 3 und 4 scheinen alle Buchstaben der Worte *iubente deo* gesichert zu sein bis auf das fehlende T, für das aber bei Annahme einer Verbindung mit dem vorausgehenden N oder dem folgenden E genügender Raum vorhanden ist. Doch läßt sich nicht leugnen, daß *iubente deo* keine auf Altären übliche Formel ist (aber C. I. L. VIII 9726 steht *numine ipso dictante*). Von dem darauffolgenden P ist ganz sicher nur die Senkrechte. — Z. 5 steht *Presente* für Praesente. — C. Bruttius Praesens und T. Messius Extricatus waren i. J. 217 n. Chr. Konsuln, letzterer zum zweitenmal, doch wird dies hier wie sonst auf Inschriften bei Extricatus unerwähnt gelassen. — Z. 8 ist wohl ein Vorname vor *Valentem* ausgefallen; der Accusativ steht vielleicht für den Ablativ, eine Verwechslung, die sich aus der schwachen Aussprache des schließenden M leicht erklärt. Valens war wohl der amtierende Priester, dessen Name gerade bei Dolichenus-Inschriften (z. B. C. I. L. III 11131. 11133) mit zur Datierung gehört. Vgl. Kbl. d. W. Z. XXV S. 7.

12. *Altar, gewidmet dem Juppiter, der Juno, der Minerva und den übrigen Göttern.* Gef. am Gautor, wie Nr. 5. Sandstein. H. 90 cm, Br. 44 cm, T. 21 cm. Alle vorspringenden Teile des Sockels und der Bekrönung sind abgeschlagen, um den Stein besser vermauern zu können. In den Buchstaben zeigten sich nach der Reinigung vielfach noch Spuren roter Bemalung auf weißem Grunde.

J(ovi) O(ptimo) M(aximo) et Junoni reg(inae) Minerva[e] et ceteris dis immortal(ibus) Q(uintus) Tarronius Julianus c(enturio) leg(ionis) XXII pr(imigeniae) p(iae) f(idelis) pro salute sua et suorum iussus ex visu l(ibens) l(aetus) posuit.

„Juppiter, dem Besten und Höchsten, und der Königin Juno, der Minerva und den übrigen unsterblichen Göttern hat Quintus Tarronius Julianus, Centurio der zweiundzwanzigsten, Primigenia genannten, treuen und zuverlässigen Legion für sein und der seinigen Wohl gern und freudig (diesen Altar) gesetzt, nachdem es ihm in einem Traumgesichte befohlen war."

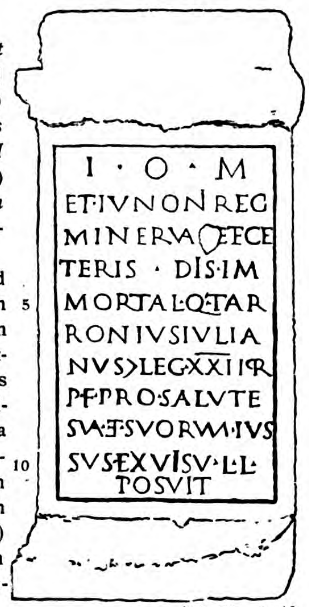


Abb. 14, 1 : 10

Juppiter, Juno und Minerva sind die drei im kapitolinischen Tempel verehrten Götter, die dem Altarstifter zunächst in Betracht zu kommen schienen; damit aber kein sonst etwa Berechtigter sich über Vernachlässigung beklagen könne, fügt er in echt römischer Weise hinzu „und allen übrigen unsterblichen Göttern." — Z. 3 ist in einem allerdings ganz unwesentlichen Punkte die Lesung nicht ganz sicher. Ich möchte glauben, daß in der Lücke ein E verloren gegangen ist, und daß die scheinbare Buchstaben-Verbindung an drittletzter Stelle, wo sonst TE für ET stünde, nur einer Verletzung des Steines ihr Dasein verdankt oder auch einem

Irrtum des Steinmetzen, der T mit folgendem Punkte falsch verstand. Denn hätte er ein schon vorhandenes Loch im Stein zu umgehen gehabt, so würde er das darauffolgende E wohl noch etwas weiter nach rechts gerückt haben. — Z. 4 und 10 ist die Länge des I durch Überhöhung ausgedrückt. — Die Verbindung *iussus ex visu* ist ziemlich selten, weit häufiger sind *ex visu* allein oder *ex iussu*. — Die 22. Legion führte die ehrenden Beinamen *pia fidelis* seit dem J. 90 n. Chr., doch ist der Altar gewiß erst um die Wende des 2. u. 3. Jahrh. n. Chr. gesetzt. Vielleicht stand das Konsulatsjahr auf dem abgeschlagenen Sockelgesims. — Vgl. Kbl. d. W. Z. XXV S. 4.

13. *Altar, dem Merkur geweiht.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. H. 94 cm, Br. 52 cm, D. 31 cm. Der untere Teil war abgesprengt, sodaß von der Inschrift einiges verloren ging. Auch die Bekrönung ist arg beschädigt. Der Sockel ist vorhanden, aber auf der Abbildung nicht wiedergegeben.

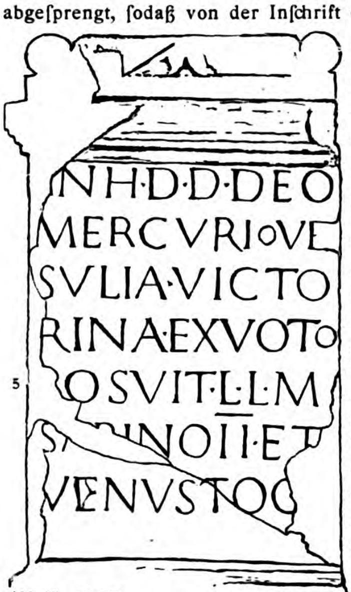


Abb. 15, 1 : 10

In h(onorem) d(omus) d(ivinae) deo Mercurio V[r]sulia Victorina ex voto [p]osuit l(ibens) l(aeta) m(erito) Sabino II et Venusto c[o(n)s(ulibus)].

„Zu Ehren des Kaiserhauses hat dem Gotte Merkur Ursulia Victorina infolge eines Gelübdes gern und freudig nach Gebühr (diesen Altar) gesetzt, als Albinus (zum zweitenmale) und Venustus Konsuln waren (d. h. i. J. 240 n. Chr.)."

Z. 2 a. E. deuten nur noch schwache Spuren neben der Senkrechten darauf hin, daß hier ein R stand. Die Stelle ist stark abgerieben. — Dieser Altar (oder derj. Körber III 111 = C. I. L. XIII 6780, der vom Jahr 255 stammt, dessen Herkunft aus der Mauer aber nicht gesichert erscheint) ist bis jetzt der jüngste von allen datierten Steinen, die (mittelbar oder unmittelbar) aus den Grundmauern der römischen Stadtmauer stammen. Diese wird wohl um 260 gebaut worden sein, als die Germanen die Limeskastelle eroberten und die römischen Städte am Rhein bedrohten, sodaß man letztere in größter Eile befestigen mußte, s. Schumacher, S. 26 dieses Heftes.



Abb. 16, 1 : 10

Vgl. Korrbl. der Westd. Ztschr. XXV S. 4.

14. *Altar, dem Herkules geweiht.* Gef. wie Nr. 5. Sandstein. H. 61 cm, Br. 44 cm, T. 39 cm. Die Bekrönung ist arg beschädigt, der Sockel ist nebst einem Teil des Inschriftfeldes abgeschlagen, von der Inschrift selbst aber fehlt unten nichts.

In h(onorem) d(omus) d(ivinae) [H]erculi posuit M(arcus) Murr[a]nius Patiens manticul(arius).

„Zu Ehren des Kaiserhauses hat der Kaufmann M(arcus) Murranius Patiens dem Herkules (diesen Altar) gesetzt."

Z. 4 war mit dem N gewiß ein A verbunden; ich glaube auch auf dem Stein noch eine schwache Spur des Querstriches gesehen zu haben. — Die *manticularii* erklärte Mommsen (Korrbl. d. Westd. Ztschr. III S. 31) als „Kleinhändler, die gegen bar im Laden oder Trödel verkaufen." Sie kommen nur in Mainz vor, scheinen aber hier keine unbedeutende Rolle gespielt zu haben, da sie noch auf zwei weiteren Steinen: C. I. L. XIII 6797 (= Körber III 117) und 7222 (= Becker 38) genannt werden. Das Wort ist abzuleiten von *manticula* der Geldbeutel (Festus p. 133: *manticularum usus pauperibus in nummis recondendis etiam nostro saeculo fuit*). — Für die Zeit des Steines gibt es einen Anhalt, daß die Formel *in honorem domus divinae* nicht vor Kaiser Antoninus Pius († 161) nachweisbar ist. Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 5.

15. *Altar, einem Genius geweiht.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. H. 94 cm, Br. 40 cm, D. 27 cm. Der Altar war von den Arbeitern sogleich bei der Auffindung zerschlagen worden, und die einzelnen Bruchstücke sind dann leider nicht mehr alle wieder aufgefunden worden. Die vorspringenden Teile waren schon in alter Zeit abgeschlagen. Die Seitenflächen waren mit Bildwerk geschmückt, doch ist von der Figur links nur der Kopf im Umrisse erhalten geblieben; auf der Abb. ist über demselben das erhaltene Stück der Oberseite gewissermaßen abgerollt sichtbar. Rechts scheint ein Opferdiener dargestellt zu sein; was er in der Hand hatte, ist nicht mehr erkennbar.

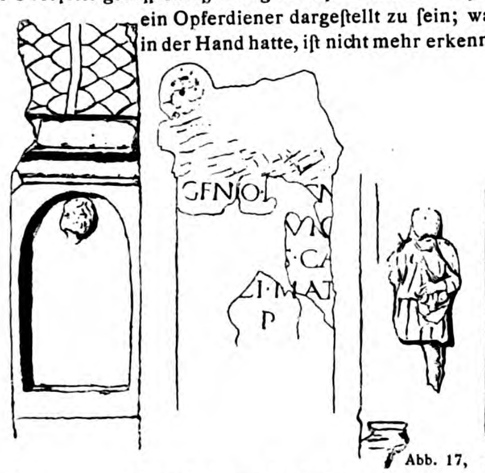


Abb. 17, 1 : 15

Genio . . . . vic(ani) [vetere]s Ca[stel]li Mat(tiacorum) p(osuerunt).

„Dem Genius . . . . haben die Bewohner der alten Siedelung von Kastel (diesen Altar) gesetzt."

Die *vicani veteres* sind die *vicani vici veteris* (s. Körber, Nachtr. III Nr. 47), *Castellum Mattiacorum* ist das heutige Kastel bei Mainz.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 8.

16. *Altar, einem unbekannten Gott geweiht.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. H. 83 cm, Br. 29 cm, D. 25 cm. Der Altar ist stark beschädigt und namentlich die Inschrift



Abb. 18, 1 : 10

in so üblem Zustande, daß eine sichere Lesung bis jetzt noch nicht gefunden ist. Auf der Abbildung geben wir wieder, was auf dem Steine sichtbar ist, ohne eine Bürgschaft dafür zu übernehmen, daß wirklich jeder Strich von Steinmetzen stammt und nicht bloß einer Verletzung sein Dasein verdankt. — Z. 4 D · D = *d(ono) d(edit)*, „hat zum Geschenk gemacht", oder *d(edit) d(edicavit)* „hat geschenkt und geweiht."

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 8.

17. *Inschriftloser Altar.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. H. 105 cm, Br. 48 cm, D. 30 cm.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 9.

18. *Bruchstück einer verzierten Säule.* Abb. 19. Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. H. 102 cm, D. ungefähr 41 cm. Die Säule ist leider, um sie besser verbauen zu können, auf zwei Seiten abgeplattet worden, wodurch die Hälfte des Skulpturschmuckes verloren ging. Dieser bestand in seiner unteren Hälfte aus vier durch Halbsäulchen getrennten Götterbildern, von denen zwei, wenn auch beschädigt, erhalten sind. An Helm und Lanze erkennt man Minerva; die Linke war wohl auf einen Schild gestützt. Die andere Göttin, die in der Rechten eine Schale hielt, ist Juno. Es sind die gewöhnlichen Vertreterinnen des kapitolinischen Göttervereins auf den sog. Viergöttersteinen, und unsere Säule tritt damit in den Kreis der sog. Gigantensäulen (s. S. 63). Während aber diese gewöhnlich mit Schuppen verziert sind, sehen wir hier über den Götterbildern ein mit Akanthusblättern gefülltes Rautenmuster angebracht. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß sich eine Schuppensäule darüber erhoben hat.



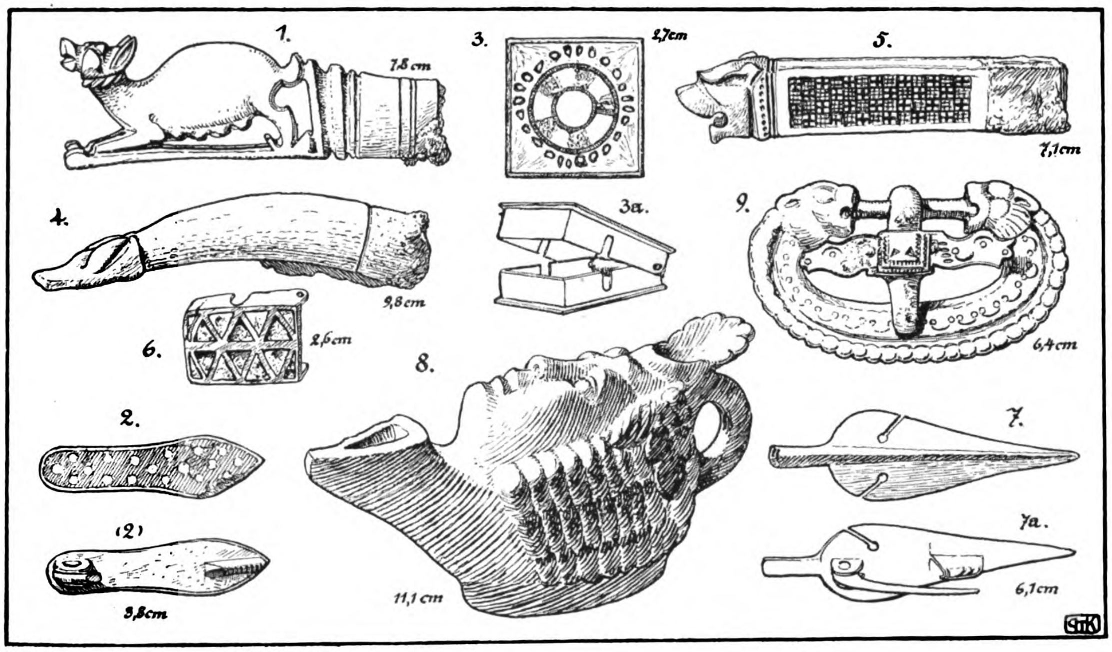
Abb. 19, 1 : 10

19. *Bruchstück einer großen Schuppensäule mit wahrscheinlich zugehörigem Kapitäl.* Gef. am Gautor wie Nr. 5. Sandstein. Die Säule hat eine Höhe von 153 cm bei 46 cm unterem Durchmesser. Sie ist unten abgebrochen. Die Schuppen sind alle nach unten gerichtet, woraus man auf das Fehlen von mindestens einem Drittel schließen darf. Auch das ungefähr 55 cm hohe Kapitäl ist sehr stark beschädigt. Von den vier Köpfen, die zwischen den Voluten hervorschauten, sind nur noch zwei erhalten. Solche mit Köpfen verzierte Kapitäle wurden auch sonst häufig z. B. in Merten und Heddernheim mit Schuppensäulen zusammen gefunden. Beide bilden einen gewöhnlichen Bestandteil der sog. Gigantensäulen.

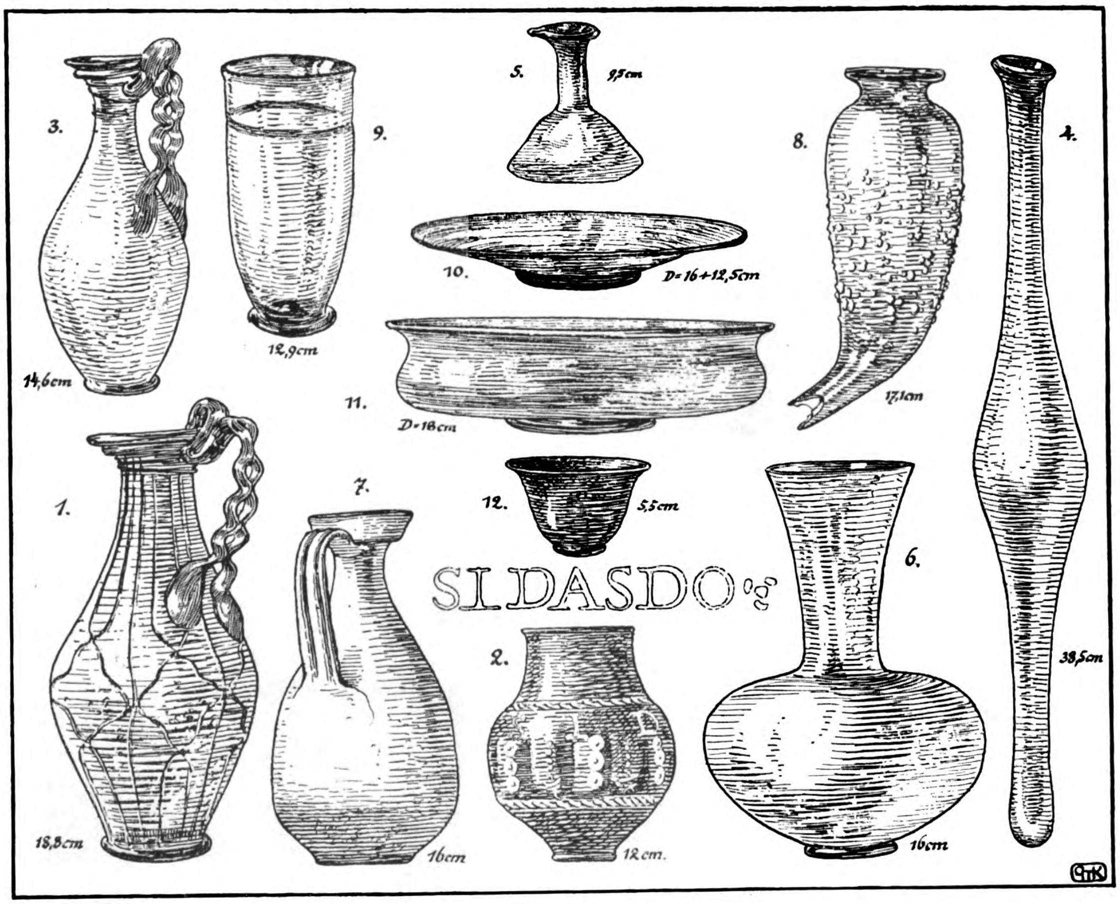
20. *Bruchstück einer kleinen Schuppensäule.* Gef. oberhalb des Stadtparkes wie Nr. 1. Sandstein. L. 54 cm.

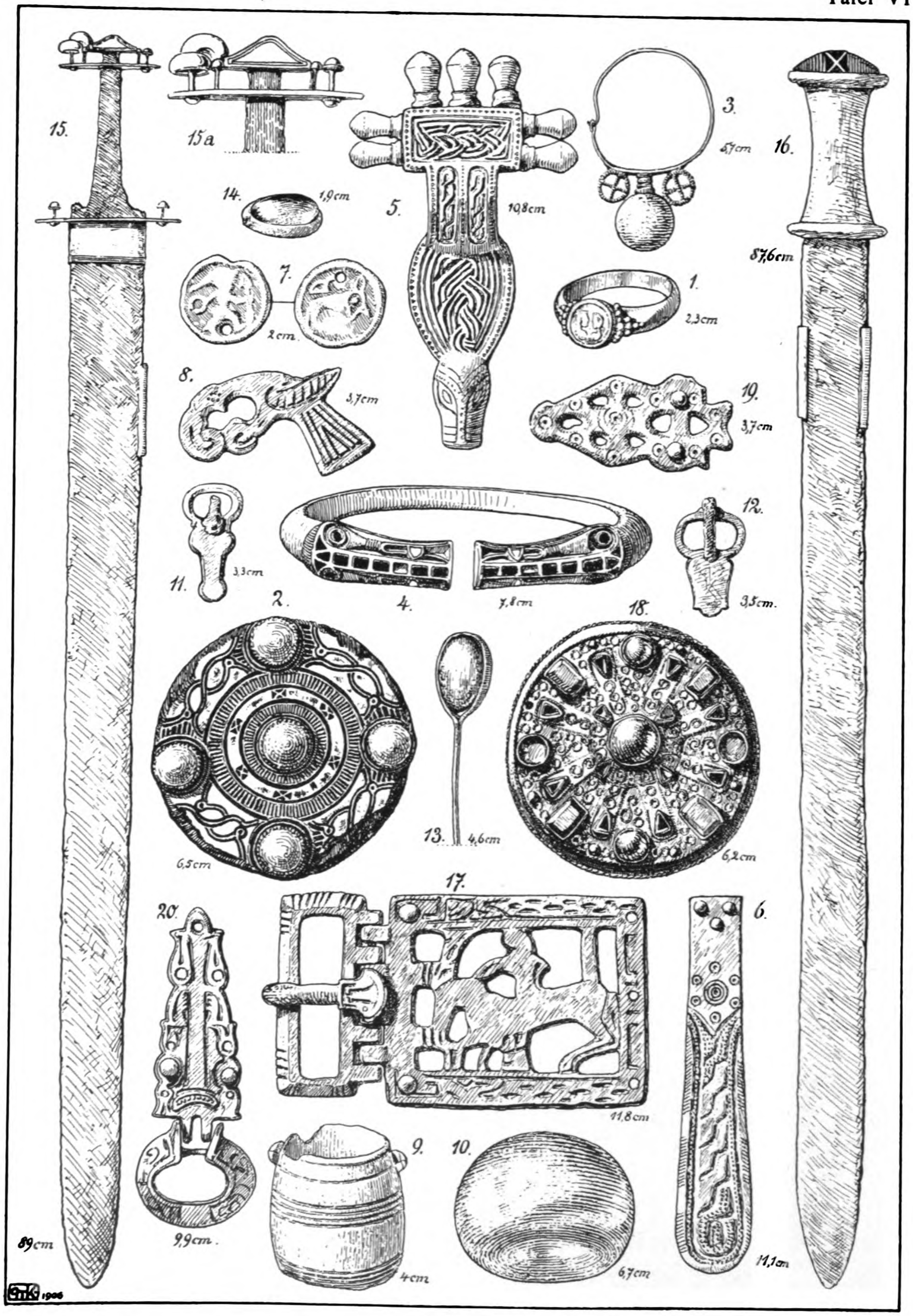
21. *Architektonische Bruchstücke* wurden zugleich mit den oben genannten Inschriften und Skulpturen am Gautor gefunden. Zu nennen sind zwei Gewölbstücke eines großen Torbogens und ein Eckstück von einem vielleicht dazugehörigen Sockel sowie drei profilierte Platten.

Tafel Va

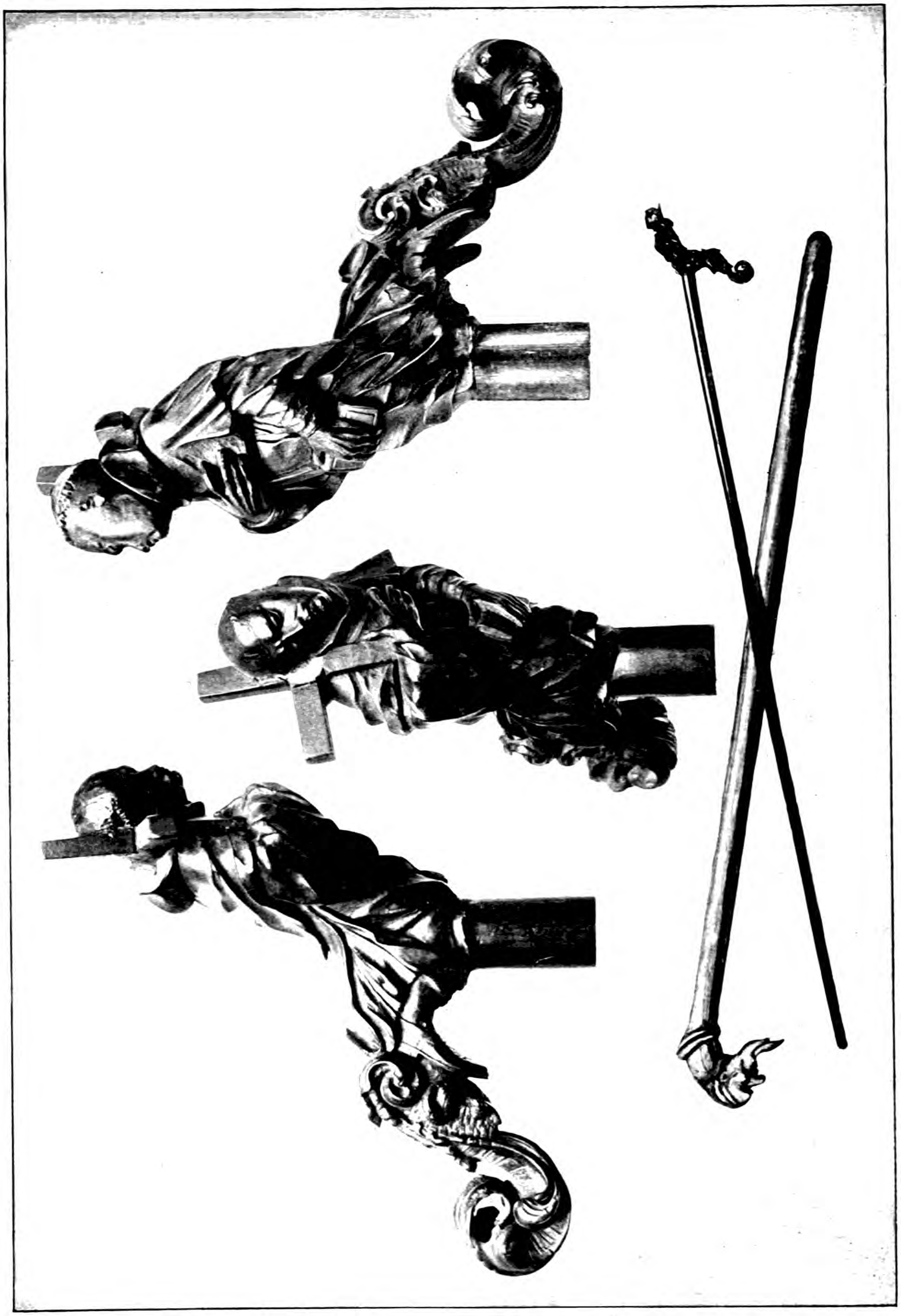


Tafel Vb




15.
15a
14.
1,9cm
5.
10,8cm
3.
5,7cm
16.
7.
2cm
1.
2,3cm
87,6cm
8.
3,7cm
19.
3,7cm
11.
3,3cm
2.
4.
7,8cm
18.
12.
3,5cm.
13.
4,6cm
6,5cm
6,2cm
17.
20.
6.
11,8cm
9.
10.
9,9cm.
89cm
4cm
6,7cm
11,1cm
1906


7
14
8
15
6
5
1
2
4
16
12
3
13
11
9
10



1 2

Prälatenstab des 18. Jahrhunderts aus Kloster Eberbach
von D. Friedrich Schneider

l
k
i
h





l
k
i
h

l
k
i
h





l
k
i
h

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON
der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Jahrgang II, 1907, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Seite

Mainz 1907, in Kommission bei L. Wilckens
Gedruckt bei Philipp von Zabern, Grossh. Hess. Hofdruckerei, Mainz

I.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz für das Rechnungsjahr April 1905 bis April 1906

DAS Römisch-Germanische Centralmuseum umfaßt bei Abschluß des Berichtsjahres 20976 Nachbildungen aus Gips oder Metall. Es hat demnach im Hinblick auf seinen Bestand im vorigen Jahre eine Vermehrung um 396 Nachbildungen aufzuweisen. Die in den eigenen Werkstätten hergestellten Kopien belaufen sich auf 374 Nummern, nur 22 Abgüsse wurden von anderen Museen bezogen; — 206 Originale bezw. Gruppen von Originalen sind teils als Geschenke den Sammlungen einverleibt, teils im Austausch oder durch Ankauf erworben worden. Es wurden also im ganzen 602 Gegenstände den Sammlungen zugeführt.

Noch vor einigen Monaten hatte es den Anschein, als müßte die Zahl der in diesem Jahre zur Vermehrung der Sammlungen hergestellten Nachbildungen infolge der gehäuften, zum größten Teil unabweisbaren Arbeiten anderer Art, hinter dem durchschnittlichen Maße des Zuwachses früherer Jahre wesentlich zurückbleiben. Es waren sowohl die von fremden Museen gemachten Bestellungen zahlreicher Kopien und Modelle, als auch die Konservierung und Wiederherstellung von Altertümern, die einen störenden Einfluß auf die gewohnte Tätigkeit der Werkstätten gewinnen konnten. Vor allem ist aber die Beihilfe zur Rekonstruktion der 10 m hohen, ganz mit Skulpturen bedeckten Juppitersäule zu nennen, die vor einem Jahre in mehr als 2000 Bruchstücke zerschlagen in Mainz entdeckt wurde und nun in den vereinigten Sammlungen der Stadt und des Altertumsvereins Aufstellung gefunden hat. Die Bedeutung des zu den wertvollsten Denkmälern römischer Bildnerei in Deutschland zählenden Monuments vermag die aufgewendete Zeit vollauf zu rechtfertigen. Auch die dem großen Sandalenfund von *Bonn* und zahlreichen Altertümern aus den Museen von *Birkenfeld, Freienwalde, München, Schwerin* und *Teplitz* gewidmeten Arbeiten müssen hier in erster Reihe genannt werden. Außerdem betätigte sich die Hilfsbereitschaft des Museums fast an allen Gruppen von Altertümern, die ihm zum Zwecke der Nachbildung zugesandt wurden, so daß ein sehr realer Dank für die leihweise Überlassung der Originale durch Konservierung, Reinigung und Ergänzung zahlreicher, wertvoller Fundstücke abgestattet worden ist.

Die Zusendung von Originalaltertümern, mehrfach Ergebnisse größerer Ausgrabungen, erfolgte durch 26 Museen und Vereinssammlungen. Es sind dies: Die Sammlung des historischen Vereins für Schwaben in Augsburg, die Sammlungen der historischen Vereine in Bielefeld, Birkenfeld und Burghausen in Oberbayern, die Provinzial-Museen in Bonn und Kassel, das städtische Museum in Koblenz, die Sammlung der anthropologischen Gesellschaft in Köln, die Sammlungen der historischen Vereine in Frankenthal (Pfalz), Freienwalde und Gießen, das archäologische Institut der Universität Heidelberg, das Saalburgmuseum in Homburg v. d. H., die Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe, das Großherzogliche Hofantiquarium in Mannheim, das Museum in Mülhausen im Elsaß, die prähistorischen Sammlungen des Staates in München, der historische Verein in Oberlahnstein, das Museum des historischen Vereins für die Pfalz in Speier, das Großherzogliche Museum in Schwerin, die Sammlung der Museumsgesellschaft in Teplitz, das Provinzial-Museum in Trier, das nassauische Landes-Museum in Wiesbaden, das Paulus-Museum in Worms und das Museum des Altertumsvereins in Xanten. Außerdem stellten zwölf Privatsammler größere und kleinere Gruppen aus ihren Sammlungen zur Verfügung, meistens veranlaßt durch den Wunsch, wissenschaftliche Auskunft über ihre Altertümer zu erhalten oder diesen eine sachkundige, konservierende Behandlung zu sichern.

Wie bemerkt, hat auch die Herstellung zahlreicher Kopien für auswärtige Museen die Werkstätten stark in Anspruch genommen. Das lebensgroße Standbild des Legionärs wurde für das Germanische Museum der Harward-Universität in Cambridge in Amerika geliefert, die kleinen Standbilder, Römer und Franke, erhielt das Königliche Zeughausmuseum in Berlin. Eine große Gruppe von Nachbildungen vorgeschichtlicher Altertümer wurde für das Reichsmuseum in Leiden (Holland) hergestellt, während die in den Originalstoffen ausgeführten Kopien der zahlreichen ärztlichen Instrumente unseres Museums dem medikohistorischen Institut der Universität Leipzig geliefert wurden. Kleinere Gruppen von Kopien erhielten noch eine Reihe von Museen und Gelehrten, wie die prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin, das Museum in Teplitz, das Museum in Halberstadt, die Staatssammlung in München, Prof. Dr. Schulten in Göttingen, Prof. Schott in Jena, Dr. Schoetensack in Heidelberg u. a.

Wenn trotz der wiederholten und zum Teil langdauernden Unterbrechungen die Hauptaufgabe der Werkstätten, Vermehrung der Sammlungen des Museums, in immerhin befriedigender Weise gelöst werden konnte, so ist das wohl auf das Zusammenwirken günstiger Umstände und besonders auch auf die vielseitige Schulung unserer Arbeitskräfte zurückzuführen, die eine gegenseitige Vertretung im Notfalle ermöglichte.

Von der Vermehrung der Sammlungen durch Nachbildungen mögen folgende Gruppen in Kürze hervorgehoben werden:

Aus der *paläolithischen Zeit:* Zwei Stücke eines Mammutknochens und einer Rentierstange aus den Höhlenfunden bei Steeten an der Lahn (Museum Wiesbaden), die Spuren menschlicher Bearbeitung aufzuweisen scheinen. Eine Lanzenspitze aus Feuerstein aus dem Löß bei Ziegelhausen (Bezirksamt Heidelberg, Museum Karlsruhe).

Aus der *neolithischen Periode:* Die Gruppe des *Pfahlbauten- und Michelsberger Typus* wurde bereichert durch neue Fundstücke von Frankenthal (Museum Frankenthal) und Schierstein (Privatbesitz); die des *Schussenrieder Typus* durch solche von Schussenried, (Museum Berlin) und vom Michelsberg (Museum Karlsruhe); Typen der *Mondsee- und Laibacher Gattung* sind von der Direktion des K. K.

naturhistorischen Museums in Wien teils schon geliefert, teils für nächste Zeit in Aussicht gestellt; die Gruppe der *Spiralkeramik* erhielt ergänzendes Vergleichsmaterial aus Herbitz und Leitmeritz (Böhmen, im Museum Teplitz); die der *Schnurkeramik und der Zonenbecher* durch Funde von verschiedenen Orten in Böhmen (Museum Teplitz); die Stufe der Tiefstichkeramik der *Megalithgräber Nordwestdeutschlands* wurde durch einige weitere Funde aus Privatbesitz in Zeven in Hannover ergänzt. Die Hauptgattungen der neolithischen Entwicklungsstufen Deutschlands sind nunmehr nahezu in Vollständigkeit, zum Teil in recht stattlichen Gruppen, zur Anschauung gebracht; es fehlen nur noch einige eigenartige Erscheinungen Nordostdeutschlands, eine Lücke, welche wir in den nächsten Jahren ausfüllen zu können hoffen. Ist diese lückenlose Übersicht erreicht, wird es sich hauptsächlich darum handeln, die feinere Ausgestaltung der einzelnen Gruppen zu fördern, wofür indes auch jetzt schon manches geschehen ist.

Die *Bronzezeit*: Für die Veranschaulichung dieser Periode liegen die Verhältnisse etwas weniger günstig, weil die Kulturerscheinungen in den verschiedenen Teilen Deutschlands bereits viel größere Mannigfaltigkeit und die Ausgrabungen in den einzelnen Gebieten weit größere Lücken als für die neolithische Zeit zeigen. Namentlich die Keramik der älteren Stufen der Bronzezeit ist in unserem Museum noch ziemlich dürftig vertreten, während von den jüngeren Phasen der Bronzezeit nach den verschiedensten Gesichtspunkten reiche Materialien vorhanden sind. Deshalb haben wir besonderes Augenmerk auf die Keramik jener *älteren Stufen* gerichtet und durch Nachbildung zahlreicher sogenannter geschnitzter Gefäße, deren Verzierung in Wirklichkeit aber meist durch Eindrücke von Stäbchen erfolgt ist, aus der Sammlung Nessel in Hagenau und den Museen in Stuttgart und Karlsruhe (vgl. Altert. uns. heidn. Vorz. V, Tafel 32) eine wichtige Vergleichsgruppe gewonnen. Aus der *jüngeren Bronzezeit* sei erwähnt ein interessanter Grabfund vom Knopke Hoog auf der Insel Sylt (Privatbesitz), ein Kurzschwert aus Bronze mit Spuren von Harzeinlagen, das Ortband mit Holzresten und eine Bronzespiralfibel, ferner ein Depotfund mit Tüllenkelten, Sichel, Meißelchen, Ringen von Niederolm (Museum Worms), Gefäße aus dem Urnenfriedhof Libochowan an der Elbe (Museum Teplitz) und von Dechsel an der Warthe (Museum Cöln).

Hallstattzeit: Aus dieser Periode hat das Museum im vergangenen Jahre nicht gerade umfangreiches, aber bedeutsames Material erworben, namentlich durch zahlreiche Grabhügelfunde, welche die Cölner anthropologische Gesellschaft bei Thurn, bei Dünwald und Troisdorf, und Gutsbesitzer Rautenstrauch auf dem Gute Birlinghoven bei Stieldorf (Regierungsbezirk Köln) ausgegraben haben: zahlreiche Urnen, Näpfe und Schalen, mehrere Bronzeringe eines mittleren Abschnittes der Hallstattzeit (Brandgräber), zum Teil von Formen und Verzierungen, wie sie für die bemalten Hallstatt-Gefäße Süddeutschlands charakteristisch sind. Es ist dies der nördlichste Punkt, an welchem die Ausstrahlungen der süddeutschen Hallstattkultur in noch ausgeprägterer Weise bis jetzt zutage getreten sind, Erscheinungen, die ihre nächsten Parallelen in Funden des Hunsrücks, des Neuwieder Beckens, im Lahntale, in der Rhön usw. haben, während die Funde bei Essen, Bielefeld, Duisburg usw. schon etwas verblaßteren Hallstattcharakter zeigen. Auch von den neuen Erwerbungen des Museums in Bielefeld aus der Gegend von Bünde usw. konnte einiges nachgeformt werden. Die Hallstattkultur Mittel- und Süddeutschlands ist jetzt im ganzen ausgezeichnet vertreten, zum Teil bis in ihre feinsten lokalen Nuancierungen, dagegen sind die gleichzeitigen und anschließenden Kulturerscheinungen Nord- und Nordostdeutschlands noch unvollständig zur Anschauung gebracht. Funde des Lausitzer Typus mit seinen Buckelgefäßen sind zwar reichlich vorhanden, vielfach auch in Originalen, dagegen enbehren die des Aurither, Göritzer und Billendorfer Typus noch des systematischen Ausbaues, der die chronologische Entwicklung in gleicher Weise wie die geographische Verbreitung zu berücksichtigen hat. Indessen sind überall entwicklungsfähige Anfänge vorhanden.

Aus der La Tène-Zeit konnten wir nachbilden weitere charakteristische Gräberinventare des bekannten Mittel-La Tène-Grabfeldes von Langugest in Böhmen (Museum Teplitz), geschlossene Grabfunde der Spät-La Tène-Zeit mit zahlreichen Tongefäßen aus Hirstein im Hunsrück (Museum Birkenfeld) und einige Grabfunde aus dem Germanischen Friedhof von Altranft bei Freienwalde (Museum Freienwalde). Dieser Abteilung wird in Zukuft noch große Aufmerksamkeit zu widmen sein, namentlich auch der Hinterlassenschaft der Germanen Norddeutschlands aus der La Tène-Zeit, wiewohl auch hier für verschiedene Gegenden schon recht gutes Material vorliegt.

Wenn die vorgeschichtliche Abteilung bei ihrer reichen Gliederung und den großen Zeiträumen, die sie umfaßt, natürlich stets den größten Teil des Zuwachses beansprucht und auch diesmal wieder erhalten hat, so konnte doch auch der römischen Abteilung in diesem Jahre eine an Zahl und Wert bedeutende Vermehrung zuteil werden.

Von den älteren Gegenständen sind namentlich fünf edle Kelchgefäße aus *terra sigillata* mit figürlichem und ornamentalem Schmuck und eine Reihe Fragmente von gleicher Art, gefunden in einer Ziegelei bei Neuß und aufbewahrt in der Sammlung des Herrn Sels in Neuß, zu nennen. Ein gleichartiger Kelch aus dem Kastell Hofheim (Museum Wiesbaden) und einer aus dem Museum zu Xanten schließen sich dieser Gruppe von Gefäßen an, die, zum Teil von italischen Fabriken importiert, zum Teil aus gallischen Filialfabriken stammend, der augusteischen und nächsten Zeit angehören. Die Waffen sind hauptsächlich durch die Helme von Sufflenheim bei Hagenau, von Nimwegen und von Mülheim am Rhein vertreten, Fundstücke, die den Typus des Helms der Fußtruppen in ausgeprägtester Form aufweisen. Drei Dolche von Auerberg in Schwaben sind durch ihre reiche, in Email und Tauschierung ausgeführte Verzierung interessant. Auch ein Militärdiplom, das in Privatbesitz in Mainz aufbewahrt ist, darf als eines der wichtigsten Fundstücke hier Erwähnung finden. Es stammt aus dem Jahre 78 und ist dem Reiter Tertius der moesischen Ala erteilt. Ein aus Rom bezogener Gipsabguß, der einen Teil der Grabstele des *VEDENNIVS* wiedergibt, zeigt im Reliefbild eine früher nicht richtig gedeutete Darstellung, ein von vorn gesehenes Wurfgeschütz. Beachtenswert als Arbeit römischer Provinzialkunst ist die Apollostatue aus Bronze, gefunden in der Nähe des Domes in Speier. Neben solchem Serienmaterial sind geschlossene Grabfunde der römischen Abteilung nur in geringerer Zahl zugeführt worden. Von diesen seien erwähnt: Funde aus zwei germanischen Gräbern des Grab-

feldes von Körchow in Mecklenburg, beſtehend aus Waffen und Geräten römiſcher Herkunft. Das reiche Inventar zweier Gräber aus der Nekropole von Haeven in Mecklenburg, prächtige Beigaben an Bronzegefäßen, Eimern, Kellen und Seiern vereinigend, fand ſeine Stelle da, wo die römiſche Abteilung endigt und die Sammlung der Altertümer aus der ſogenannten *Völkerwanderungszeit* ſich anſchließt.

Dieſer letzten, im vergangenen Jahr nur wenig vermehrten Abteilung des Muſeums wurde der durch eine ſtattliche Spatha mit ſilbernem Scheidebeſchlag beſonders charakteriſierte Fund von Teterow in Mecklenburg zugeführt. Unter den übrigen für dieſen Teil der Sammlung gewonnenen Funden ſeien noch eine in Hemmenhofen am Bodenſee erhobene Gürtelſchnalle mit dem in durchbrochener Arbeit ausgeführten Bild eines Greifen und ein Grabſtein von dem fränkiſchen Friedhof in Niederdollendorf, mit der barbariſchen Darſtellung eines mit dem Skramaſax bewaffneten, zwiſchen drachenartigem Gewürm ſtehenden Mannes, genannt. Aus Schwabmünchhauſen ſtammt ein der karolingiſchen Periode angehöriges, reich ausgeſtattetes Grab eines Kriegers, mit dem ſein Streitroß begraben iſt; von Pfünz in Bayern eine Gruppe von Reſten frühmittelalterlicher, wahrſcheinlich ſlaviſcher Tongefäße.

Auch die Vermehrung des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums an Originalen durch Geſchenke und Ankäufe war wieder eine recht beträchtliche. Die wiederholten Bitten, die wir an die Vorſtände deutſcher und fremder Muſeen richteten, dem Centralmuſeum Dubletten von Altertümern, charakteriſtiſche Scherbenproben uſw. ihres Gebietes zur Verfügung zu ſtellen, finden mehr und mehr dankenswerte Berückſichtigung. Dieſe Originale tragen nicht wenig dazu bei, manche fühlbaren Lücken des Nachbildungsmaterials wenigſtens teilweiſe auszufüllen. Im ganzen ſind es über 200 Nummern, wobei die einzelnen Nummern nicht ſelten ganze Gruppen bezeichnen.

Aus *Deutſchland* erhielten wir: 1. Tongefäße aus bronzezeitlichen Steinkiſtengräbern bei Jungen und Sampohl in Weſtpreußen ſowie eine Kollektion ſlaviſcher Scherben von Rehden, Oſterwiek, Bobrau, Lemberg, Teerbude und Sakrau in Weſtpreußen, geſchenkt von Herrn Hauptmann *Mattes* in Graudenz; 2. eine Anzahl Tongefäße aus Grabhügeln und Urnenfeldern der Hallſtattzeit von Gottmadingen, Malſpüren und Rielaſingen in Baden, geſchenkt von der Direktion der Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe durch Herrn Geh. Rat *Wagner;* 3. eine Mäanderurne aus Ferchesar bei Brandenburg, Geſchenk von Herrn Prof. *Dr. Koſſinna* in Berlin; 4. eine Gruppe von Scherben aus dem Urnenfeld von Körchow in Mecklenburg, geſchenkt vom Muſeum in Schwerin durch Herrn Prof. *Dr. Belz;* 5 eine Anzahl Funde aus fränkiſcher Zeit aus den Rheinlanden. Weitere Schenkungen deutſcher Funde ſind von einer Reihe von Muſeen in Ausſicht geſtellt.

Aus fremden Ländern wurde folgendes Vergleichsmaterial teils durch Kauf, teils durch Schenkung gewonnen:

1. aus *Ägypten:* a) eine Anzahl neolithiſcher Feuerſteinlanzen, Pfeilſpitzen, Schabern, Pfriemen uſw. aus Fayum, geſchenkt von Herrn *Seton-Karr* in London durch die Vermittlung von Herrn *Dr. Schoetenſack* in Heidelberg; b) einige koptiſche Stoffe mit intereſſanten figürlichen Darſtellungen.

2. aus *Griechenland und von den Inſeln:* a) größere Kollektion wertvollen neolithiſchen Scherbenmaterials aus Theſſalien, mykeniſche und geometriſche Scherben aus Mykene, Argos, Aegina, Athen. Scherben jüngerer Zeit aus Boötien uſw., geſchenkt von der Direktion des Nationalmuſeums in Athen; b) eine Sammlung charakteriſtiſcher Gefäßbruchſtücke aus Troja, Mykene, von den Inſeln, namentlich Melos und Kreta, geſchenkt von Prof. *Dr. Körber*-Mainz; c) eine Anzahl neolithiſcher Scherben aus Theſſalien, mykeniſche aus Kreta uſw., geſchenkt von Prof. *Dr. Wolters* in Würzburg; d) eine Kollektion ganzer Gefäße der mykeniſchen und Dipylongattung, protokorinthiſche uſw., auch zwei megariſche Becher, und einige Bronzegegenſtände aus Griechenland und von den Inſeln.

3. Aus *Ungarn:* Eine Gruppe von Gefäßen und Bronzen verſchiedener Perioden.

4. Aus *Italien:* a) aus Sardinien: Kopf eines Bronzefigürchens, geſchenkt von Herrn *Dr. Deninger*-Mainz, b) eine Anzahl verzierter bucchero-Gefäße und ein Eiſenſchwert in Bronzeſcheide aus Mittelitalien.

Die Aufſtellung des im Lauf des Jahres erfolgten Zuwachſes war wiederum zum großen Teil unmöglich. Im Verlauf des Sommers können zwar in dem jetzt reſtaurierten Teile des kurfürſtlichen Schloſſes die neuen Bureau- und zwei Ausſtellungsräume bezogen werden; dagegen ſind ſämtliche übrigen Ausſtellungsſäle des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums zu räumen, da dieſer Teil des Schloſſes nunmehr der Reſtaurierung unterzogen wird.

Die *Sammlung von photographiſchen und zeichneriſchen Aufnahmen* wichtiger Denkmäler und Altertumsgegenſtände hat ſich vermehrt durch zahlreiche Geſchenke, ſo von Prof. *Dr. Brunsmid,* Direktor des kroatiſchen Nationalmuſeums in Agram, und von *Dr. v. Rad*-Augsburg Photographien römiſcher und merowingiſcher Helme, von *G. M. Kam*-Nimwegen und Bürgermeiſter Staatsrat *Neſſel*-Hagenau Photographien zahlreicher Gegenſtände ihrer Sammlungen, von *Dr. G. Karo*-Bonn Photographien der ſeltenen Kollektion Goluchow (Fröhner), von Oberbürgermeiſter *Leinweber*-Bernburg Photographien von Gegenſtänden der dortigen Sammlung, von Architekt *Thomas* in Frankfurt Zeichnungen von Ringwällen, von Baurat *Winkler* in Kolmar Zeichnungen elſäſſiſcher Funde, von Prof. *Dr. J. Wilbrand*-Bielefeld Photographien von Urnen des dortigen Muſeums, ferner Photographien oder Zeichnungen von den Direktionen der Muſeen in Berlin (Völkermuſeum), Darmſtadt, Karlsruhe, Metz.

Führungen und *Vorträge* im Muſeum haben wieder zahlreiche ſtattgefunden, zum Teil mit freundlicher Unterſtützung der Herren *Körber, Neeb* und *Wallau,* ſo 1. für eine Anzahl Studenten der Univerſitäten Bonn, Gießen; 2. mehrere Klaſſen hieſiger und auswärtiger Mittelſchulen; 3. den heſſiſchen Landeslehrerverein; 4. fünf zuſammenhängende Vorträge für den Bezirkslehrerverein Mainz, Stadt und Land; 5. den Ausſchuß für Volksvorleſungen in Höchſt; 6. Vortrag und Führung für die Volksakademie in Rüſſelsheim; ferner hielt Direktor *Schumacher* einen Vortrag im Volksbildungsverein Alzey über „Alzey zur Römerzeit“.

Von den *„Altertümern unſerer heidniſchen Vorzeit“* wurde in dieſem Jahre Heft 5 und 6 des V. Bandes ausgegeben; Heft 7 iſt in Vorbereitung. Von der neuen gemeinſamen Zeitſchrift des Römiſch-Germaniſchen Zentralmuſeums und des Mainzer Altertumsvereins wird das erſte Heft zu Beginn des Sommers erſcheinen.

Direktor *Schumacher* nahm teil an dem Verbandstag der nordwestdeutschen Altertumsvereine in Münster in Westfalen, Direktor *Lindenschmit* an der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Bamberg; ersterer besuchte eine Anzahl rheinischer, letzterer mehrere Schweizer Museen. *Dr. Reinecke* hatte einen sechsmonatlichen Urlaub zur Teilnahme an den Ausgrabungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften bei Orchomenos und für eine griechische Studienreise; er ist auch Mitarbeiter an dem Werke, welches die Ergebnisse jener Grabungen darstellen soll.

K. Schumacher L. Lindenschmit

II.

Mainz und der Limes

Öffentlicher Vortrag, gehalten am 13. März 1906 anlässlich der Sitzung des Gesamt-Vorstandes des Römisch-Germanischen Central-Museums von Ernst Fabricius

DIE große Mehrzahl der Altertumsforscher, die sich mit dem Studium der Limesanlagen in Deutschland beschäftigen, ist gewöhnt, den Limes von der Peripherie aus zu betrachten. Das hängt mit dem lokalen Charakter dieser Forschung zusammen, die von den Überresten selbst ausgehen muß und notwendig zunächst auf die örtlichen Erscheinungen und Funde gerichtet ist. Dem gegenüber verdient die Frage wohl einmal aufgeworfen zu werden, wie der Limes von dem Centrum aus betrachtet sich eigentlich ausnimmt. In dem Centrum des gewaltigen Bogens, den der obergermanische Limes von Neuwied bis zum Hohenstaufen beschreibt, liegt Mainz. Die Frage drängt sich uns also hier in Mainz besonders auf, und sie erscheint umso wichtiger, als die Römer einst selbst von hier ihren Limes überschaut haben.

Denn von Mainz aus wurde der größte Teil des Limesgebietes über dem Rhein durch die Römer in Besitz genommen, von Mainz aus müssen die Anordnungen zum Bau der Straßen, zur Errichtung der Kastelle, zur Herstellung der Palissaden, Wälle und Grenzgräben ergangen sein, von Mainz aus wurde die Verteilung der zur Bewachung dieser Anlagen notwendigen Truppen geleitet, in Mainz befand sich endlich das Oberkommando und die Haupttruppenmacht der obergermanischen Provinz, die dem übrigen Grenzheere als Generalreserve gedient hat.

Einen historischen Vorgang wie die Entstehung der römischen Limeswerke in Deutschland werden wir nur dann vollkommen verstehen, wenn es uns gelingt, in die Erwägungen und Absichten derer einzudringen, die unter den Mitwirkenden die Hauptrolle gespielt haben. Die mühevolle Arbeit der Soldaten, die einst die neunzig Limeskastelle in Obergermanien und Rätien erbaut, die tausend Wachttürme errichtet, den viele hundert Kilometer langen Pfahlgraben aufgeworfen haben, die Ausdauer der Mannschaft, die dort oben auf den Höhen des Taunus im winterlichen Schnee Wache stehen und den Stürmen auf der Rauhen Alb trotzen mußte, bewundert man immer wieder von neuem. Verdienen aber auch die Strategen, die hier von der Hauptstadt der obergermanischen Provinz aus das Ganze geschaffen und geleitet haben, unsere Anerkennung, unsere Bewunderung? Wie war das Verhältnis von Mainz zum Limes in strategischer, in administrativer Beziehung gestaltet? Läßt sich die Bedeutung von Mainz für den Limes nicht in den Limesanlagen selbst erkennen?

Die Gründung des römischen Mainz, über das Professor Schumacher im vorigen Jahre an dieser Stelle vorgetragen hat, ist weit älter, als die Abgrenzung des römischen Besitzes auf der rechten Rheinseite durch den Limes. Es sollte einer der Hauptstützpunkte für die Aufrechterhaltung der römischen Herrschaft in Gallien sein und hat zugleich den Ausgangspunkt für das Vordringen der römischen Heere in das mittlere Deutschland gebildet. Beides war von dem Vorhandensein zahlreicher und guter Verkehrswege abhängig. In der Tat muß Mainz mit seinem Rheinübergang schon in der vorrömischen Zeit der Platz gewesen sein, an dem die Völkerstraßen von allen Seiten zusammenliefen. Auch der Name Moguntiácum beweist, daß bereits in der vorrömischen Zeit hier eine Ansiedelung bestanden hat, denn er ist nicht lateinisch, sondern keltischen Ursprungs.

Mainz war also die Stelle, wo Gallien und Germanien sich am engsten berührten. Hier an der Mündung des Mains mündeten auch die beiden großen Völkerstraßen, die aus dem Innern Deutschlands nach dem Rhein und nach Gallien führten: der uralte Weg, der von der Weser her durch die hessische Senke in die Wetterau zieht, also von Gießen über Butzbach zum Ostfuße des Taunus, und über die Vorhöhen des Gebirges an Homburg und Hofheim vorüber die Untermainebene erreicht, und der andere, gleichfalls sehr alte Völkerweg, der aus Thüringen kommend die Einsenkung zwischen der Röhn und dem Vogelsberg benutzt und über die Höhen zwischen der Nidder und der Kinzig an Frankfurt vorüber dem gleichen Ziele zustrebt, dem Rheinübergange zwischen Kastel und Mainz. Den Verlauf dieser beiden Wege hat Professor Georg Wolff in Frankfurt im einzelnen festgestellt und wiederholt auf ihre Bedeutung auch für die römische Periode hingewiesen. Auf diese Bahnen waren die Germanen bei ihrem Vordringen gegen den Rhein angewiesen, und nur diese Wege können den Römern in der augusteischen Zeit hier als Hauptoperationslinien bei ihren Angriffskriegen gegen Mittel- und Nord-Deutschland gedient haben. Noch heute schwanken unsere norddeutschen Herrn Kollegen, ob sie zur Reise hierher die eine oder die andere Route, die über Marburg-Gießen oder die über Fulda-Hanau, wählen sollen.

Nach dem Scheitern der Versuche, die in der augusteischen Zeit unternommen worden waren, die römische Herrschaft bis an die Elbe vorzuschieben, ist Mainz der Hauptstützpunkt der römischen Grenzverteidigung in Mittel- und Oberdeutschland. Seine Geschichte als solcher zerfällt in drei Perioden, je nachdem das Reichsgebiet am Rheine endigt oder darüber hinausreicht. In der ersten Periode, die sich bis zur Flavierzeit erstreckt, bis zum Jahre 70 nach Christus, bilden die

großen mitteleuropäischen Ströme Donau und Rhein die Reichsgrenze. Dasselbe ist dann wieder in der dritten Periode nach dem Jahre 260 der Fall. In der zweiten Periode hingegen, von den Flaviern bis Gallienus, von 70—260 n. Chr., reicht das Reichsgebiet weit in das rechtsrheinische Deutschland hinein bis an den Limes.

Uns geht hier eigentlich nur diese zweite Periode näher an. Wir müssen aber die militärische Lage am Rhein in der ersten Periode insofern in Betracht ziehen, als sie die Voraussetzung für die Besitznahme des Limesgebietes, des rechtsrheinischen Teils der obergermanischen Provinz, gebildet hat.

In der ersten Periode haben in Mainz, durch Abkommandierungen nur vorübergehend geschwächt, zwei volle Legionen gelegen, 12000 Mann schwere Infanterie und 240 Reiter, wie alle Legionen des Reiches römische Vollbürger, die anfangs in Italien, später in den Römerstädten der romanisierten Provinzen des Westens, des südlichen Galliens und Hispaniens, ausgehoben waren. Das lehren die zahlreichen Mainzer Grabsteine mit den Heimatangaben verstorbener Legionare. Außer Legionen umfaßte die Garnison auch sogenannte Auxilien, das sind Truppen, die aus den nichtrömischen Reichsangehörigen, aus Galliern, Hispaniern, Britanniern, Dalmatinern, Asiaten usw. ausgehoben wurden. Ihrem geringen Range entsprechend erhielten diese Mannschaften weniger Sold als Legionare und blieben länger im Dienst, bis sie nach 25 Jahren, mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt, entlassen wurden. Sie waren leichter als die Legionare bewaffnet, zum Teil beritten, in Abteilungen zu 500 oder zu 1000 Mann eingeteilt. Die Aufdeckung des Legionslagers in Neuß in Untergermanien hat gelehrt, daß dort bis zum Bataveraufstand im Jahre 70 solche Auxilien und zwar eine Ala Reiterei und zwei Kohorten Infanterie mit der Legion in demselben Standlager vereinigt waren. Das muß auch in Mainz der Fall gewesen sein, denn die Zahl der Mainzer Grabsteine von Mannschaften solcher Auxilien ist so groß, daß diese Leute nicht bloß zufällig in Mainz gestorben sein können. Eine Ala Hispanorum, eine Ala Noricorum, die 1. Kohorte der Ituräer vom Libanon, die 5. Thrakische, eine oder zwei Rätische Kohorten und andere haben in dieser ersten Periode zur Mainzer Garnison gehört, deren Stärke damit auf mindestens 15000 Mann steigt. Die Stadt hat denn auch einen ausschließlich militärischen Charakter gehabt und stand ganz unter militärischer Verwaltung.

Dazu kamen außerhalb von Mainz wenigstens bis zum Jahre 43 und dann wieder vom Jahre 70 ab eine dritte Legion in Straßburg und eine vierte in Vindonissa, dem heutigen Königsfelden bei Windisch in der Nordschweiz am Zusammenfluß der Aare, der Reuß und der Limmat. Zwischen diesen drei Hauptwaffenplätzen Windisch, Straßburg und Mainz sowie rheinabwärts von Mainz bis zur Grenze des obergermanischen Kommandobezirkes am Vinxtbache unterhalb von Andernach waren noch weitere Auxiliarabteilungen in kleineren Kastellen untergebracht. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 74 über die Verleihung des Bürgerrechtes an ausgediente Mannschaften der obergermanischen Auxilien gehörten damals mindestens 6 Alen Reiterei und mindestens 12 Kohorten Fußvolk zum obergermanischen Heere. Solche Auxiliarkastelle müssen beispielsweise in Worms, in Bingen, in Andernach gelegen sein, wo zahlreiche Grabsteine von Auxiliarsoldaten zum Vorschein kommen. Die Zahl dieser kleineren Kastelle wird nicht immer die gleiche, ihre Lage und ihre Besatzung werden nicht unverändert geblieben sein, denn die Bewohner auf dem rechten Rheinufer, die es abzuwehren galt, waren noch nicht durchweg zur Seßhaftigkeit gelangt.

Auf dem rechten Rheinufer gab es seit dem Ende des 2. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung fast nur noch Germanen, soweit das Land überhaupt besiedelt war. In Oberdeutschland hatte einst eine blühende keltische Kultur geherrscht, hatten große Niederlassungen von Helvetiern und anderen Keltenstämmen bestanden. Jetzt lagen weite Strecken verlassen und öde. Eben deshalb scheint auch das Straßburger Legionslager vom Jahre 46—70 unbesetzt geblieben zu sein.

Anders war es dagegen hier am Mittelrhein, wo in Oberhessen und Nassau die Mattiaker und namentlich die ihnen verwandten Chatten, die gefährlichsten Gegner der Römer an der obergermanischen Grenze, ihre Wohnsitze hatten, gedeckt durch ihre zahlreichen Ringwälle im Taunus.

Und hier, gegenüber dem Mainzer Legionslager, griff das römische Gebiet auch auf das rechte Rheinufer über. Schon damals übte Wiesbaden mit seinen Quellen eine große Anziehungskraft auf die Fremden aus. Das Hügelland zwischen dem Taunus und dem Main bis nach Hofheim und Hattersheim wurde die ganze Periode hindurch von den Römern besetzt gehalten. In Wiesbaden selbst auf der Höhe, die heute das städtische Krankenhaus einnimmt, und bei Hofheim lagen römische Auxiliarlager, die freilich nur mit Erdwällen geschützt waren, und auf dem äußersten Vorsprunge des Kapellenberges bei Hofheim, den man vom Kestrich, der Stätte des Mainzer Legionslagers aus, deutlich sehen wird, erhob sich ein hölzerner Wachtturm. Von seiner Gallerie überschaute der Posten das ganze Land bis tief in die Wetterau hinein und konnte jedes bedrohliche Zeichen durch seine Signale direkt nach Mainz melden.

Dies also war die Aufstellung der römischen Truppen in der ersten Periode bis zur Flavierzeit. Die Hälfte des obergermanischen Heeres war in und um Mainz konzentriert.

Schon die häufige Erwähnung des Jahres 70 in unserer Übersicht hat Ihnen gezeigt, daß diese Zeit, die Zeit der Bürgerkriege des Galba, Otho und Vitellius, des Bataveraufstandes und der Erhebung Vespasians, in der Geschichte der obergermanischen Provinz von epochemachender Bedeutung gewesen ist. Die Erfahrungen dieser Wirren, in denen die Chatten und Mattiaker nach Zerstörung der römischen Niederlassungen in Hofheim und Wiesbaden über den Rhein gekommen waren und Mainz belagert hatten, in denen die römische Herrschaft am Rhein und an der Donau zeitweilig ernstlich in Frage gestellt war und nur durch das Eingreifen von Truppen aus anderen Provinzen hatte wiederhergestellt werden können, — die Erfahrungen dieser Jahre müssen die militärischen Neuerungen in der Folgezeit veranlaßt haben.

Zunächst wurde in den ersten Jahren Vespasians nach einem Feldzuge gegen die Germanen von Straßburg aus eine Heerstraße über den Schwarzwald nach Rottweil am Neckar gelegt und weiter geführt bis zur oberen Donau, zum großen Teil in der Route der heutigen Schwarzwaldbahn. Herr Professor Schumacher hat ihren Lauf im einzelnen festgestellt. Der Zweck dieses durch einen Meilenstein vom Jahre 74 aus der Gegend von Offenburg datierten Straßenbaus war rein militärisch. Es galt, die Truppenlager

am Rhein mit denen an der Donau in beſſere Verbindung zu bringen. Die Wiederbeſeţung von Straßburg mit einer Legion, der VIII. Auguſta, ſteht mit dieſen Unternehmungen in Zuſammenhang, und die neue Linie wurde alsbald durch vorgeſchobene Auxiliarkaſtelle gedeckt. Mit dem Abſchneiden des Rheinknies bei Baſel war auch für die Mainzer Legionen der Weg nach der Donau erheblich abgekürzt.

Aber das genügte noch nicht. Bereits in den achtziger Jahren, alſo nur ein Dezennium ſpäter, wurde Mainz ſelbſt direkt mit Augsburg in Verbindung geſeţt, und auch dieſer Straßenzug zur Sicherung der wichtigſten Etappen militäriſch beſeţt.

Solche Militär- oder Etappenſtraßen, die vom römiſchen Gebiet aus in fremde Landſchaften vorgeſchoben wurden, nannte man in der techniſchen Sprache *limites*. Der älteſte Limes alſo, den wir in der Gegend von Mainz kennen, nahm von hier oder vielmehr drüben von Kaſtel ſeinen Ausgang. Er führte bei Koſtheim über den Main, an Groß-Gerau vorüber nach Heidelberg, überſchritt das Neckarbergland, kreuzte bei Cannſtatt zum zweiten Male den Neckar und zog dann durch das Filstal auf die Schwäbiſche Alb nach der Donau. Die Kaſtelle an dieſer Linie, zunächſt Groß-Gerau, vielleicht auch Gernsheim, Neuenheim bei Heidelberg, Cannſtatt uſw. wurden mit den Auxiliarkohorten, das wichtigſte von ihnen, Cannſtatt, ſogar mit einer Ala beſeţt, die am Oberrhein jeţt entbehrlich waren. Groß-Gerau, das als Limes-Kaſtell dieſer frühen Periode ein ganz beſonderes Intereſſe beanſprucht, iſt von der Limeskommiſſion nicht unterſucht worden, ſodaß den heſſiſchen Altertumsforſchern hier noch eine höchſt lohnende Aufgabe winkt.

Schon in dem Bau dieſes Limes tritt die Bedeutung von Mainz als Hauptwaffenplaţ am Rhein hervor, ſelbſt für die Donauprovinzen. In der Folgezeit findet ein lebhafter Truppenaustauſch auf der neuen Heerſtraße ſtatt. Die eine der Mainzer Legionen dieſer Zeit, die I. Adiutrix, hat ſie damals wiederholt in beiden Richtungen paſſiert.

Aber ſchon vor der Vollendung dieſer Straßen- und Kaſtellbauten hatte Kaiſer Domitian im Jahre 83 in einem Feldzuge gegen die Chatten die Wetterau erobert und die römiſche Grenze hier nördlich vom Main über die Kammhöhe des Taunus hinaus, nach Nordoſten bis an den Vogelsberg vorgeſchoben. Unter den wenigen Notizen, die wir über den Verlauf dieſes Krieges beſitzen, iſt beſonders eine ſolche des Julius Frontinus bemerkenswert, eines hohen, techniſch gebildeten Offiziers, der vielleicht perſönlich an dem Feldzuge teilgenommen hat. Er ſagt, daß Domitian, weil die Germanen nach ihrer Gewohnheit aus dem Gebirge und aus verborgenen Schlupfwinkeln die römiſchen Truppen angegriffen und einen ſicheren Rückzug in die Tiefe der Wälder gehabt hätten, Limites von 120 Meilen Länge habe anlegen laſſen, und dadurch nicht allein die Kriegslage umgewandelt, ſondern die Feinde, deren Zufluchtsſtätten er damit entblößt, ſeiner Herrſchaft unterworfen habe. Das Wort *limites* muß man auch hier, zumal in der Schrift eines Ingenieuroffiziers, von Militärſtraßen verſtehen, die ſtrahlenförmig in das feindliche Gebiet vorgeſchoben worden ſind. Dieſe Deutung iſt von verſchiedenen Mitarbeitern in jüngſter Zeit mit Recht gefordert worden. Nicht beſſer ließen ſich die befeſtigten Zufluchtsſtätten der Germanen, die nach Lage der Dinge vor allem im Taunus geſucht werden müſſen, entblößen, als durch die Anlage von Militärſtraßen in das für römiſche Truppen bis dahin unzugängliche Gebirge. Sind die Spuren dieſer Limites nicht mehr vorhanden?

Die Untermainebene und die Wetterau iſt von außerordentlich zahlreichen alten Wegen und Heerſtraßen durchzogen, die auf den erſten Blick einen faſt verwirrenden Eindruck machen. Die ſcharfſinnigen Beobachtungen von Profeſſor Georg Wolff haben aber einigermaßen Klarheit in dieſes Gewirr gebracht. Es zeigt ſich, daß hier drei Syſteme von Straßen in und übereinander liegen: ein vorrömiſches, deſſen Hauptlinien, die beiden uralten Völkerwege, ich Ihnen ſchon nannte, ein frührömiſches, und ein den entwickelten Verhältniſſen der ſpäteren römiſchen Periode angepaßtes Straßenneţ.

Das ältere römiſche Syſtem iſt nun im weſentlichen an eine urſprünglich nur als Kiesweg ausgebaute Heerſtraße angeſchloſſen, die von Kaſtel aus in weitem Bogen um den Taunus herum nach Buţbach zieht, alſo ganz ähnlich verläuft, wie der erſte jener beiden großen, vorrömiſchen Völkerwege. Aber während dieſer dicht am Fuße des Gebirges hinzieht, iſt die Römerſtraße weiter ab vom Gebirge in die Ebene verlegt. Augenſcheinlich war es gerade der alte Völkerweg geweſen, auf dem die Marſchkolonnen der Römer bei ihrem Vordringen in die Wetterau durch die Überfälle der aus dem Gebirge hervorbrechenden Germanen anfangs zu leiden hatten. Von den Höhen des Taunus aus beherrſchten die Chatten dieſen alten Völkerweg und waren jederzeit in der Lage geweſen, den Römern aus unmittelbarer Nähe in die Flanke zu fallen und ihre rückwärtigen Verbindungen zu unterbrechen. Auf dem neuen Wege waren die römiſchen Truppen dieſer Gefahr weit weniger ausgeſeţt.

Dieſe weiter abgerückte Operationslinie ſicherten ſie alsbald durch die Reihe der großen Auxiliarkaſtelle Heddernheim, Okarben, Friedberg und legten von dieſen zahlreiche Seitenſtraßen an, die nach den verſchiedenſten Richtungen in das Feindesland eindringen. Damals waren nicht allein die vier Legionen des obergermaniſchen Heeres auf dem doch ſo beſchränkten Kriegsſchauplaţe vereinigt, ſondern der Kaiſer hatte mindeſtens noch eine untergermaniſche Legion und Detachements, ſogenannte *vexillationes*, aller vier Legionen des britanniſchen Heeres herangezogen. Ein Teil dieſer Truppen iſt mit dem Brennen von Ziegeln, auf die ſie ihre Stempel geſeţt haben, und mit dem Bau jener Kaſtelle beſchäftigt worden, in denen man dieſe geſtempelten Ziegel findet. Nur unter Aufbietung ſo zahlreicher Truppen war es in der Tat möglich, den Feind gleichzeitig an allen Punkten zurückzudrängen, die rückwärtigen Verbindungen durch den Bau der Kaſtelle und der Limites zu ſichern und die Zugänge zu den ſtrategiſch wichtigen Übergangsſtellen über das Gebirge zu öffnen. Die Päſſe wurden dann alsbald befeſtigt, mit Feldwachen beſeţt und durch Vorpoſtenlinien untereinander verbunden. Und nachdem das Straßenneţ, für deſſen Anlage ausſchließlich militäriſche Geſichtspunkte maßgebend geweſen ſind, ſeinen nächſten Zweck erfüllt hatte, nämlich die Refugien der Gegner bloßgelegt worden waren — die ganze Kriegslage, wie Frontin ſagt, umgewandelt, die Chatten zur Unterwerfung gezwungen —, war es nicht minder geeignet, das eroberte Land zu behaupten und gegen Überfälle der außerhalb wohnenden freien Germanen zu ſichern. Dazu genügte aber jeţt, in den genannten Kaſtellen Wies-

baden, Hofheim, Heddernheim, Okarben, Friedberg und vielleicht noch Arnsburg (4 Stunden nordöstlich von Friedberg) Auxiliarabteilungen zurückzulassen, die den Vorpostendienst an der neuen Grenze versahen. Denn, und dabei zeigt sich nun der Grundgedanke, auf dem das ganze System aufgebaut ist, durch die Anlage der Limites lag das gesamte Okkupationsgebiet in dem unmittelbaren Aktionsbereich der Mainzer Legionen. Nicht auf den zahlreichen hölzernen Wachthäusern und Beobachtungstürmen an der Grenze beruhte also die Stärke dieser Grenzverteidigung, nicht auf den Verhauen und Verzäunungen, die hie und da am Grenzwege entlang gezogen wurden, nicht auf den verschanzten Feldwachen an allen wichtigen Übergangsstellen ins Ausland, wie am Zugmantel, auf der Saalburg, der Capersburg, auch nicht auf den Kohorten und Alen in den Kastellen des Binnenlandes, sondern auf Mainz und dem Limes, auf der gesicherten Verbindung des Mainzer Legionslagers mit jeder Stelle des rechtsrheinischen Okkupationsgebietes.

Ob man auch den Grenzweg, der die einzelnen Außenposten verband und für den Patrouillendienst und die Ronden unentbehrlich war, schon damals im 1. Jahrhundert *limes* genannt hat, ist ungewiß. Im Laufe der Zeit ist es jedenfalls geschehen, und schließlich am Ende des zweiten und in den folgenden Jahrhunderten wurde diese Bezeichnung geradezu auf den Grenzweg beschränkt.

Welche Gründe nun dazu geführt haben, die westliche Fortsetzung der Reichsgrenze nicht über den Kamm des Taunus und des Rheingaugebirges zu legen und etwa bei Rüdesheim an den Rhein treffen zu lassen, sondern nach Ems hinüberzuziehen und sogar das Neuwieder Becken mitzuumfassen, ist nicht überliefert. Um nicht mit Vermutungen ins Ungewisse zu schweifen, wird man die tatsächlichen Überreste der Römerzeit in diesen Gebieten genauer in Betracht ziehen. Dabei zeigen sich gleich in dem Abschnitte bis zur Lahn sehr auffallende Unterschiede gegenüber der Wetterau und der Untermainebene.

Auch hier kennen wir, dank dem unermüdlichen Eifer des Herrn Dr. Bodewig in Oberlahnstein, ein reich verzweigtes Straßennetz. Aber es sind ausschließlich Wege, die prähistorische Niederlassungen verbinden und an vorgeschichtlichen Grabhügeln vorüber führen, die also längst vorhanden waren, als die Römer ins Land kamen. Sie waren aber zum Unterschiede von den alten Wegen in der Wetterau für die römischen Bedürfnisse augenscheinlich ausreichend. Denn die Römer haben sich hier lediglich darauf beschränkt, die Wege, die sie vorfanden, hie und da auszubessern; neue Straßen haben sie in diesem ganzen Gebiete überhaupt nicht angelegt, und sogar die Grenze folgt größtenteils einem alten Höhenweg, der vom Rheingau hinüber nach der Lahn, nach der Gegend von Nassau zog. Wir kennen noch die Aufstiege von Wiesbaden, Kastel, Biebrich, Nieder-Walluf und Eltville, die sich auf der Höhe des Gebirges in dem Höhenwege vereinigen. Napoleon I. hat ihn in eine moderne Kunststraße verwandelt, und Automobile und Radfahrer jagen auf ihm jetzt achtlos an den prähistorischen Gräberfeldern und den römischen Limestürmen vorüber.

Noch merkwürdiger ist der Unterschied der militärischen Besetzung. Von kleinen Schanzen für die Feldwachen am Grenzwege abgesehen, kennen wir in dem ganzen Gebiet von Wiesbaden bis zur Lahn nur ein einziges Kastell der domitianisch-traianischen Zeit. Auch dieses, Marienfels, ist erheblich kleiner als die Kastelle der Wetterau, sogar ohne Steinmauer. Eine schwache Kohorte von 500 Mann hat also genügt, die ganze Grenzlinie von der Aar bis zur Lahn zu bewachen. Und doch haben die Römer das Hinterland hier nicht weniger geschätzt als in der Wetterau. Stattliche Gutshöfe aus römischer Zeit sind auch hier gefunden worden, das ganze fruchtbare Mühlbachtal ist voll von Resten römischer Niederlassungen. Wie erklärt sich also der merkwürdige Unterschied?

Unser militärischer Mitarbeiter, Generalleutnant von Sarwey, dem ich vieles von dem verdanke, was ich Ihnen heute vortrage, hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß die Terrainverhältnisse hier die Annäherung eines feindlichen Heeres von der germanischen Seite sehr erschweren. Denn da die Wasserläufe, die der Taunus nach der Lahn entsendet, sämtlich von Süden nach Norden gerichtet sind, ist das Land auch nur in dieser oder der umgekehrten Richtung zugänglich. Quer zu den Tälern, von Osten nach Westen, kann es durchlaufende Verkehrswege hier niemals gegeben haben. Dazu kommt weiter, daß hinter der künstlichen Grenzwehr in so geringem Abstande ein gewaltiges Naturhindernis, das tiefe Erosionstal des Rheins, sich hinzieht. Vor allen mußte aber ein feindliches Invasionsheer fürchten, nach Überschreitung der Grenze von Mainz aus in der Flanke gefaßt zu werden. Wie leicht konnten die Mainzer Legionen in der Richtung des Grenzlimes auf dem erwähnten Höhenwege einen Vorstoß ausführen, dem Feinde den Rückzug abschneiden und ihn, eingekeilt in die Rheinbiegung, in den Schluchten des Wispertales bei Lorch vernichten!

So zeigt sich auch hier wieder, daß die Eigenart der Limesanlagen uns erst dann verständlich wird, wenn wir sie von Mainz aus betrachten, und es zeigt sich zugleich, daß auch in diesem Abschnitt die Rücksicht auf den Krieg, auf den Krieg im großen Stil, bei der Organisation des Grenzschutzes maßgebend blieb.

Und wieder ein anderes Bild stellt sich uns in dem dritten Abschnitt, in dem Gebiete nördlich der Lahn dar. Ist etwa auch dort etwas von dem Einfluß des Mainzer Lagers zu spüren?

Für die Legionen war die Gegend um Neuwied nur auf mehrtägigem Gewaltmarsch über Coblenz oder allenfalls zu Schiff zu erreichen. Die einzige verfügbare Straße auf dem linken Ufer schnitt allerdings die Krümmungen des Rheins z. B. zwischen Boppard und Coblenz ab. Eine durchlaufende Straße auf dem rechten Ufer ist erst in moderner Zeit entstanden. Für schwere Infanterie sind es bis Coblenz mindestens drei tüchtige Tagemärsche. Man mußte also fürchten, den Feind schon am Rheinufer selbst zu treffen, den Strom angesichts des Gegners überschreiten und an dem vom Feinde besetzten Ufer landen zu müssen. Denn so unzugänglich vom Innern das Gebiet auf der Südseite der Lahn gewesen ist, so zugänglich war das Land unterhalb der Lahnmündung. In das Neuwieder Becken und nach der Moselmündung führten von Nordosten und Osten her wieder eine Anzahl sehr alter, bedeutender Völkerwege aus dem Innern Germaniens. Ein überraschender Angriff der Deutschen war also hier sehr leicht auszuführen, und selbst über den Rhein zu kommen war hier in dem weiten Tal für sie durchaus nicht schwierig. Wie haben sich die Römer gegen diese gewiß nicht geringe Gefahr geschützt?

Nirgends im Limesgebiet ſind die Auxiliarkaſtelle ſo dicht gedrängt, nirgends findet ſich eine ſolche Anhäufung von Truppen gerade in der älteren Zeit als in dieſer Gegend!

In Bendorf am Rhein hat Profeſſor Ritterling die Spuren von drei verſchiedenen, immer wieder nach kurzer Friſt erneuerten Erdkaſtellen der Flavierzeit feſtgeſtellt, deren Beſatzung die 1. Thrakiſche Kohorte gebildet hat. Unmittelbar am Rhein in dem ſüdlichſten Teile des Neuwieder Beckens lag das Kaſtell genau der Stelle gegenüber, an der die von der Coblenzer Moſelbrücke kommende Straße das Stromufer erreicht haben muß. Das Kaſtell Bendorf war alſo dazu beſtimmt, den Übergang über den Rhein an der von Mainz aus am ſchnellſten erreichbaren Stelle im ſüdlichſten Zipfel des Neuwieder Beckens zu decken.

Die beiden wichtigen Völkerſtraßen ſelbſt wurden alsdann durch die beiden Kaſtelle Heddesdorf bei Neuwied und Niederberg gegenüber von Coblenz geſperrt, deren Beſatzungen zugleich den Wachtdienſt verſehen mußten am Limes. Von Bendorf ſind beide nur 7—8 km entfernt. Die übrigen Kaſtelle in dieſer Gegend ſind entweder wie Niederbieber jüngeren Urſprungs oder haben zunächſt nicht als Standorte ſelbſtändiger Truppenkörper gedient.

In der zurückgezogenen Lage der drei älteren Kaſtelle erkennt man die Abſicht der Römer, mit ihren Truppen hier möglichſt nahe am Rhein zu bleiben. Auf dieſe Weiſe ließ ſich das Zuſammenwirken ihrer Beſatzungen unter ſich und mit den etwa von Mainz heranrückenden Reſerven ſicher ſtellen, und jeder Angriff, von welcher Seite er auch drohen mochte, konnte mit geſchloſſener Kraft zurückgewieſen werden.

Die Grenzlinie ſelbſt iſt hier aber auch ſo geführt, daß alle lokalen Zugänge zum römiſchen Gebiete, alle Abſtiege zur Ebene geſperrt waren. Von den zahlreichen Holztürmen, die Profeſſor Löſchcke auf allen Höhepunkten nachgewieſen hat, konnten die Wachtmannſchaften nicht allein das Vorland weithin überſchauen, ſondern jederzeit durch ihre Signale die Truppen in den Kaſtellen am Rhein in Bewegung ſetzen.

Ob ein ſolcher optiſcher Nachrichtendienſt auch von hier nach Mainz organiſiert war, wiſſen wir nicht. Aber wenn es richtig iſt, was Tacitus erzählt, daß am 1. Januar 69 der Fahnenträger der 4. Legion die Meldung von der in der Frühe ausgebrochenen Meuterei des Mainzer Legionslagers ſchon in der folgenden Nacht nach Cöln gebracht hatte, ſo muß damals wenigſtens die Straße mit Relaispoſten beſetzt geweſen ſein, müſſen überall Pferde zu ſchnellſter Weiterbeförderung der Boten in Bereitſchaft geſtanden haben.

Es wäre ſehr verlockend, den Einfluß des Mainzer Legionslagers auch in den militäriſchen Anlagen im Oſten und Süden des Limesgebietes zu verfolgen. Denn daß ſich ein ſolcher bis nach Rätien hin geltend gemacht hat, konnten wir ſchon aus dem Bau jener direkten Etappenſtraße über Groß-Gerau, Heidelberg und Cannſtatt nach der Donau ſchließen. Die römiſchen Beſitzungen hier im Süden Obergermaniens wurden noch vor Ablauf des erſten Jahrhunderts mit denen nördlich des Mains durch den Bau der Neckarkaſtelle unterhalb von Cannſtatt bis Wimpfen und Neckarburken, durch die Fortſetzung dieſer Linie über den Odenwald und durch den Bau der Mainkaſtelle von Obernburg bis Seligenſtadt in Verbindung geſetzt.

Aber die Verhältniſſe, die wir hier am Main, im Odenwald und am mittleren Neckar antreffen, gehen nicht durchweg ſo glatt auf, wie diejenigen in der Rheingegend. Außer Mainz ſind eben hier auch die Legionslager in Straßburg und Windiſch als Faktoren in Rechnung zu ſtellen.

Das Lager von Windiſch in der Schweiz war freilich, nachdem einmal die Reichsgrenze bis Cannſtatt-Urſpring-Faimingen vorgerückt war, in der Luftlinie 160 km und auf der Heerſtraße nach der Peutingerſchen Routenkarte 206 km vom Limes entfernt. Man begreift alſo ganz gut, daß dieſes Lager unter Traian wahrſcheinlich im Jahre 101 aufgehoben und die Legion nach der unteren Donau verlegt wurde. In Obergermanien mußten die Auxiliartruppen, die jetzt alle am Limes lagen, und die Legionen in Straßburg und Mainz genügen.

Auch die Straßburger Garniſon war in der Luftlinie 120 km vom Limes entfernt und von dem Limesgebiet durch den Schwarzwald getrennt, den die römiſche Heerſtraße nach Cannſtatt, dem Straßburg am nächſten gelegenen Limeskaſtell, nördlich umging. Zwiſchen Pforzheim und Cannſtatt kann man noch heute viele Kilometer weit dieſe wundervoll gebaute Kunſtſtraße der Römer verfolgen, und ein bei Bühl, nicht weit von Baden-Baden, gefundener Meilenſtein Traians aus dem Jahre 100, der die Entfernungen freilich *a Moguntiaco,* von Mainz ab zählt, führt uns in dieſelbe Zeit, in der Windiſch aufgegeben wurde. Die Verbindung der Limeskaſtelle mit Straßburg war jetzt doppelt wichtig. Aber die Legion ſelbſt näher an die Grenze zu verlegen, hat man ſich nicht entſchloſſen. Freilich hatte ſie, wie das Mainzer Heer, zugleich die Beſtimmung, das im übrigen unbeſetzte Gallien in Zucht zu halten.

Wie dem auch ſei — daß die Legionen in Mainz und Straßburg ſich in die Aufgabe, den jetzt in einer Kordonſtellung über Hunderte von Kilometern verteilten Auxilien am Limes als Rückhalt zu dienen, geteilt haben, geht deutlich aus den Inſchriften und geſtempelten Ziegeln der Limeskaſtelle hervor. Der Verſuch, mit Hilfe dieſer Zeugniſſe etwa getrennte Kommandobezirke der Straßburger und der Mainzer Legionen nachzuweiſen, will freilich nicht gelingen. Ja, man gewinnt den Eindruck, als ſei im Gegenteil eine ſchroffe lokale Trennung in mancher Beziehung abſichtlich vermieden worden.

Die Befehlshaber der Auxiliarkohorten wurden regelmäßig aus den Legionsoffizieren genommen. So finden wir an der Spitze der Kohorten am obergermaniſchen Limes bald Centurionen der 8., der Straßburger Legion, bald ſolche der 22., die etwa vom Jahre 100 an, nachdem die I. Adiutrix dauernd nach der mittleren Donau verlegt worden war, noch allein in Mainz zurückgeblieben iſt. Aber der naheliegende Gedanke, daß die Kommandantenſtellen der im Süden ſtehenden Auxiliarkohorten ausſchließlich mit Centurionen der 8., die im Norden mit Hauptleuten der 22. Legion beſetzt worden ſeien, beſtätigt ſich nicht. Selbſt an der von Straßburg nach Rottweil führenden Straße hat ein Centurio der Mainzer Legion auf der Paßhöhe der Dea Abnoba, der Göttin des Schwarzwaldes, ein Denkmal geſetzt, der dort unter Domitian ein Kommando gehabt haben muß. Umgekehrt hat man den Votivſtein eines Centurionen der 8., der Straßburger Legion, aus Ems. Oder ſollte der eine im Schwarzwald Höhenkur gemacht und der andere Herr Centurio Kränchenbrunnen getrunken haben?

Besonders häufig wurden Offiziere und Mannschaften der beiden Legionen zu Bauarbeiten am Limes herangezogen, wenn die Auxiliarier dazu nicht ausreichten. So hat eine Abteilung der Zweiundzwanziger in Welzheim, am südlichsten Punkt der großen gradlinigen Limesstrecke in Württemberg gearbeitet, die in den 50er Jahren des 2. Jahrhunderts angelegt worden ist. Auch in Mainhardt, Jagsthausen und Osterburken an derselben Linie hat die Mainzer Legion gelegentlich bauen müssen. Umgekehrt sind an dem Kastell Zugmantel, das von allen unmittelbar am Limes gelegenen Kastellen dem Standlager der 22. Legion am nächsten liegt, umfangreiche Bauarbeiten unter der Leitung eines Centurionen der 8. Legion ausgeführt worden.

Diese und andere Tatsachen sprechen für eine straffe Centralisation. Die Besetzung der Kommandantenstellen des Auxiliarheeres, die Bauarbeiten am Limes, die Überwachung des ganzen Grenzdienstes war vor allem Sache des Höchstkommandierenden, des *legatus Augusti pro praetore,* in dessen Prätorium hier in Mainz alle Fäden der Verwaltung zusammenliefen. Ja der kaiserliche Statthalter, der nach seinem Range auch kurzweg *consularis* genannt wurde, hatte über das ganze Limesgebiet ein Korps von bewährten Soldaten aus beiden Legionen zerstreut, die zu ihm in einem besonders nahen Verhältnis, die in seinem unmittelbaren Dienst standen. Diese Leute, die sogenannten *beneficiarii consularis,* wörtlich übersetzt, die „Begünstigten des Statthalters“, nahmen eine Stellung ein, die man mit der unserer Feldgendarmerie vergleichen kann.

In dem ganzen Etappengebiet zwischen den Grenztruppen und den Legionslagern haben die Benefiziarier ihre Stationen. An den wichtigsten Kreuzungspunkten der Straßen, an deren Austrittstellen in das Ausland, bei sehr vielen Grenzkastellen sind Denkmäler von Benefiziariern gefunden worden. Sie haben wahrscheinlich die Heerespolizei ausgeübt, namentlich da, wo die Mannschaften nicht unter den Augen ihrer direkten Vorgesetzten standen, also besonders auf den Etappenstraßen, und die Sorge für deren Offenhaltung wird ihnen übertragen gewesen sein.

Auch in den Denkmälern der Benefiziarier gehen die Angehörigen der beiden Legionen so durcheinander, daß die Absicht darin kaum zu verkennen ist. In Jagsthausen hat im Jahre 179 ein Soldat der 8. Legion als beneficiarius consularis gestanden, 186, sieben Jahre später, ist es ein Mann aus der 22. In Stockstadt steht 182 einer der 8., 199 einer der 22., im Jahre 201 wieder einer der 8. Legion. In Cannstatt findet sich zwischen 213 und 222 ein Achter, 223 ein Zweiundzwanziger, und am Vinxtbach, am nördlichsten Punkte der Provinz noch unterhalb von Andernach, ein Soldat der 8. Legion von Straßburg.

Diese Zeichen einer straffen Centralisation des Dienstes unter dem Statthalter in Mainz sind um so wertvoller, als in anderer Beziehung das alte Verhältnis von Mainz zu dem Limes im 2. und 3. Jahrhundert eher gelöst oder doch gelockert scheint.

Wir hatten gesehen, daß die Organisation des Grenzschutzes im Anfange, in der Zeit Domitians und Traians, rein militärisch ist, berechnet auf die unmittelbare Kriegsgefahr, beherrscht von dem Grundsatze der Strategie, die verfügbaren Truppen zusammenzuhalten, um den Gegner, wo immer ein Einbruch erfolgen sollte, aufzufangen und zurückzuwerfen, um gegebenen Falls auch die Offensive zu ergreifen.

Aber dieses System wurde unter Kaiser Hadrian verlassen. Unzweifelhaft auf seinen Befehl mußten die Kastelle im Binnenlande zum großen Teil geräumt und die Truppen hinausverlegt werden an die Grenze. So entstanden in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts meist an Stelle der Erdbefestigungen für die detachierten Feldwachen Steinkastelle von doppelter oder dreifacher Größe für ganze Kohorten. Damals sind also die Kastelle in Wiesbaden, Hofheim, Heddernheim, Okarben aufgelassen worden, und es traten die vergrößerten Kastelle Zugmantel, Saalburg, Langenhain, Butzbach usw. an ihre Stelle. Die Saalburg nahm zum Beispiel die 2. Rätische Kohorte, die frühere Garnison von Wiesbaden, auf. Auch die Außenkastelle auf der Ostseite der Wetterau Marköbel, Rückingen, Gr.-Krotzenburg gehören in diese Periode, und noch später, unter Antoninus Pius, wurde die große gradlinige Strecke von Miltenberg und Walldürn nach Welzheim gebaut, die das neue System in seiner Vollendung zeigt. Die Auxiliartruppen sind hier in nahezu gleichen Abständen an einer schnurgeraden, 80 km langen Linie aufgereiht, an einer Linie, die ohne alle Rücksicht auf das Gelände über Berg und Tal zieht. So etwas nennt man Schablone, militärisch ist es nicht.

Was mit diesem System beabsichtigt war, das lehrt der Bau der mechanischen Grenzsperre, den gleichfalls Kaiser Hadrian bezeugtermaßen angeordnet hat, und deren Reste überall wieder aufgefunden worden sind. Von Hönningen am Rhein bis Hienheim an der Donau in einer Ausdehnung von über 550 km wurde die Reichsgrenze überall da, wo sie nicht, wie es in dem Bericht heißt, durch Flußufer, sondern durch Limites gebildet wurde, mit Holzpalissaden abgesperrt. Für den Krieg im großen Stil war auch das ohne Wert.

Das alte, auf den eigentlichen Krieg berechnete System hatte sich zu gut bewährt. Die Germanen waren dadurch zur Ruhe, zur Seßhaftigkeit gezwungen worden, an den Frieden gewöhnt, soweit sie dazu fähig, d. h. im stande waren, ihre eigenen Volksgenossen von gelegentlichen Räubereien in dem inzwischen dicht besiedelten Römerlande abzuhalten.

Gegen diese Räubereien und Grenzverletzungen im Kleinen ist das neue, das hadrianische System gerichtet. Das Grenzheer ist zur Grenzpolizei degradiert: aufgelöst in einen einzigen Kordon von ungeheurer Länge, aber ohne jede Tiefe. Denn die hinteren Linien, die ohnehin nicht als Aufnahmestellungen für die weiter draußen stehenden Truppen geeignet waren, wurden aufgehoben.

Mit allen seinen großen und kleinen Kastellen, Wachttürmen und Palissaden ist der hadrianische Limes eine zerbrechliche Schutzwehr, ohne festen Zusammenhalt, ohne Elastizität, ohne Widerstandskraft. Nur die Legionslager blieben auch jetzt noch bestehen. Der Zusammenhang zwischen ihnen und den Stellungen der Grenztruppen ist jedoch nicht mehr der gleiche. Und doch war diesen der Rückhalt, den die Legionen gewährten, jetzt erst recht nötig. Ohne Mainz wären die Grenztruppen, ohne Mainz wäre der Limes alsbald dem Untergange preisgegeben gewesen. Die Legionen haben das Schicksal noch lange verzögert, abzuwenden vermochten sie es nicht.

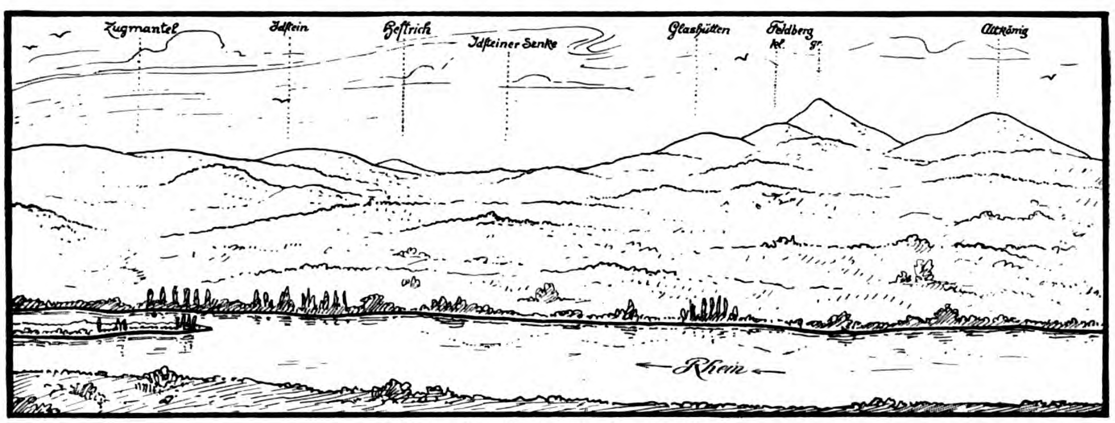
Als nach der schwachen Regierung des Antoninus Pius im letzten Drittel des 2. Jahrhunderts die Germanen von neuem in Bewegung kamen, als das Drängen der Ale-

mannen und Franken gegen die Reichsgrenze begann, wird der Limes zuerſt in Rätien, dann auch in Obergermanien bei jedem Vorſtoß der Deutſchen durchbrochen. Die Legionen konnten nicht, obwohl man ihre Zahl jetzt wieder wie es ſcheint vermehrte, an allen bedrohten Punkten zugleich ſein. Es iſt bezeichnend, daß die Stadt Andernach ſchon im Jahre 202 mit Mauern umgeben wurde, unter Billigung und mit Unterſtützung des Statthalters. Das kurz zuvor erbaute große Limeskaſtell Niederbieber auf der anderen Seite des Rheins, Andernach faſt gegenüber, gewährte alſo keinen ausreichenden Schutz. Das Kaſtell Bendorf und damit die Sicherung des Rheinüberganges war freilich aufgegeben, und der Statthalter durfte jetzt auch ſeine Legionare nicht mehr ſoweit von Mainz entfernen.

Was half es, daß am ganzen rätiſchen Limes die verfaulten Paliſſaden durch eine maſſive Steinmauer erſetzt wurden, am germaniſchen gegen die alemanniſchen Reiter der große Spitzgraben hinter den Paliſſaden aufgeworfen, den das Volk heute noch Pfahlgraben oder Pfahl, das heißt ſoviel als „die Pfähle“ nennt? Was half es, daß die Grenzbevölkerung militäriſch organiſiert, daß ſelbſt übergetretene Barbaren herangezogen wurden, um die Lücken des Grenzkordons auszufüllen, daß die Kaſtelle vermehrt, verſtärkt und vergrößert wurden? Auch erfolgreiche Vorſtöße, wie ihn Kaiſer Caracalla im Jahre 213 von Rätien aus gegen die Alemannen unternahm, blieben auf die Dauer ohne Wirkung. An Kampfesluſt und Selbſtvertrauen hat es den Mainzer Legionen auch damals nicht gefehlt. Als Severus Alexander im Jahre 235 den Frieden von den Deutſchen durch Geldgeſchenke erkaufen wollte, wurde er von den erbitterten Soldaten hier in Mainz erſchlagen. Der Führer der Empörung, der Thraker Maximinus, alsbald zum Kaiſer ausgerufen, hat die Waffen der obergermaniſchen Legionen noch einmal zu Ehren gebracht und den Titel Germanicus Maximus mit einiger Berechtigung geführt. Aber ſeine Erhebung in Mainz bildet den Anfang von inneren Wirren, die faſt die Auflöſung des Reiches herbeigeführt haben.

Als Kaiſer Gallienus, der ſich gleichfalls Germanicus Maximus nannte, im Jahre 263 ſeine zehnjährige Regierungszeit durch eine glänzende Prozeſſion in Rom feierte, folgte ihm, der als Triumphator zum Capitol zog, auch eine Gruppe Gefangener nach: *simulatae gentes,* als Germanen verkleidete Römer. Die echten Franken und Alemannen hatten vier Jahre zuvor den obergermaniſchen Limes gebrochen und das ganze Römerland auf dem rechten Ufer des Rheins erobert.

Verehrte Anweſende! Den Bau, den unſere Urahnen im Bewußtſein ihres nationalen Gegenſatzes gegen die entnationaliſierten Römer einſt in Trümmer geſchlagen haben, den Bau der antiken Kultur im Geiſte wiederaufzubauen, das iſt die nationale Aufgabe, der auch wir, der Geſamtvorſtand des Muſeums, hier dienen. Mainz hat wie kein anderer Ort in Deutſchland den berechtigten Anſpruch, ein Hauptſitz der römiſch-germaniſchen Forſchung zu ſein. Aber wenn es dieſen Rang behaupten will, den alle ihm neidlos einräumen, ſo muß die Arbeit der Fachleute, die hier am Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum wirken, von dem allgemeinen Intereſſe getragen ſein, von dem Opferſinne der Stadt und ihrer Einwohner. Möchte auch die diesjährige Verſammlung dazu dienen, dieſes Intereſſe zu beleben und unſeren Dank für die Opfer zu bekunden, die Mainz dem Muſeum darbringt.



Blick auf den Taunus vom Kastell in Mainz

III.

Aufgaben der Forschung und Grabung in Südwestdeutschland

von K. Schumacher

DER leider so früh verstorbene Museumsdirektor F. Hettner, einer der erfahrensten und kritischsten „Ausgräber“, mit dem ich während der Reichslimesuntersuchung vielfach zusammenzuarbeiten Gelegenheit hatte, äußerte sich mir einmal gegenüber, daß er kaum je eine Ausgrabung geleitet hätte, die er später nicht noch einmal hätte vornehmen mögen. Ein ehrliches und tapferes Wort, dem jeder objektiv denkende Ausgräber beipflichten wird. Bei aller Erfahrung und Kenntnis des Leiters von Grabungen, die nicht selten allein schon in technischer Beziehung große Ansprüche an die geistige und körperliche Energie desselben stellen, werden gar leicht gewisse Beobachtungen über Bodenbeschaffenheit, Schichtenlagerung, Mauerverband usw. unterlassen, die sich später namentlich bei der Veröffentlichung als sehr wichtig herausstellen.

Diese Unterlassungssünden dürften am seltensten da vorkommen, wo der Ausgräber die Probleme aufs genauste kennt, die sich an das betreffende Ausgrabungsobjekt in chronologischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht knüpfen. Der wissenschaftlich geschulte Ausgräber wird nicht nur das schärfste Augenmerk auf die Lage und das Verhältnis der Fundgegenstände und Erdschichten zu einander richten und sämtlichen abweichenden Erscheinungen und Störungen im gewachsenen Boden aufs sorgsamste nachgehen, sondern er wird auch aus der sofort festgestellten Zeit- oder Zwecksbestimmung der erhobenen Gegenstände Fingerzeige für die weitere Grabung gewinnen. Wer allerdings bei seinen Grabungen nur das finden will, was an anderen Orten bereits erkannt ist, der wird selten etwas Neues entdecken. So war es auch bei den früheren Limesgrabungen, wo immer wieder steinerne Wachtürme freigelegt wurden, ohne daß die viel wichtigere Tatsache Beachtung fand, daß ihnen an denselben Stellen schon Holztürme vorangingen.

Nicht mit Unrecht werden heute die sogenannten Arbeitsprobleme mehr als früher betont. Der objektive Forscher und Darsteller soll ja allem Problematischen gegenüber möglichst zurückhaltend sein; der Ausgräber, welcher Neues finden will, muß den noch schwankenden Vorstellungen etwas mehr Rechnung tragen. Es ist kein Zufall, daß Schliemanns gläubige Phantasie über die skeptische Kritik der Gelehrten gesiegt hat.

Ganz besonders verpönt sind bei manchen heutigen Prähistorikern Vermutungen über Wanderungen und Verschiebungen von Völkern in der Urzeit; der systematische Erforscher der Besiedelungsverhältnisse einer Gegend kommt ohne sie nicht aus und wird durch vorsichtig in dieser Richtung gestellte „Arbeitsprobleme“ manche Förderung erfahren.

Dies an einigen bezeichnenden Beispielen in Kürze nachzuweisen, ist der Hauptzweck der folgenden Zeilen.

Die Frage, was in ur- und frühgeschichtlichen Zeiten aus den Resten besiegter Völkerschaften wurde, erfährt nicht selten die verschiedenartigste Beantwortung. Die einen meinen, daß das unterworfene Volk mit Kind und Kegel ausgerottet wurde, andere lassen es als Hörige des Siegers auf der alten Scholle sitzen bleiben, wieder andere nehmen umfängliche Auswanderungen an. Nur eine zusammenhängende Behandlung dieser Frage für ein größeres Gebiet dürfte gesicherte Aufschlüsse zutage fördern.

Als solches Untersuchungsgebiet eignet sich ganz besonders Südwestdeutschland, weil gerade hier viele Völkerverschiebungen vor sich gingen, über die wir durch Litteratur wie Bodenfunde einigermaßen unterrichtet sind.

Seit der „großen Völkerwanderung“ und den damit zusammenhängenden Bewegungen hat allerdings keine namhafte Völkerverschiebung auf diesem Gebiete stattgefunden. Denn die Ansiedlungen Karls des Großen von Sachsen, Friesen, Bretagnern, Wenden usw., die Niederlassungen „welscher“ Kolonisten im Verlauf des Mittelalters bis in das 18. Jahrhundert haben zwar einzelnen Landesteilen frisches Blut zugeführt, aber das Volksgepräge im Ganzen vermochten sie nicht zu verändern.

1. Das letzte große Ereignis, welches von wirklicher Bedeutung für die Völkerlagerung Südwestdeutschlands ward, *ist der Sieg des Frankenkönigs Chlodwig über die Alamannen im Jahre 496.* Infolge desselben verloren die Alamannen an die Franken das ganze Main- und untere Neckargebiet, den nördlichen Teil der badischen Rheinebene, sowie Rheinhessen, Rheinbayern und das Elsaß.

Fragen wir nun, welches Schicksal in den genannten Gebietsteilen den bisherigen Besitzern des Landes zuteil wurde, so läßt uns die litterarische Überlieferung für die Einzelverhältnisse fast ganz im Stich, während Sprachforschung und Altertumskunde auch in dieser Hinsicht wichtige Aufschlüsse bieten.

Manche Sprachforscher lehren — und wie ich glaube mit Recht —, daß die Ortsnamen auf —ingen Sippensiedelungen, also Mark- und Wirtschaftsgenossenschaften bezeichnen (Ossingen = bei der Sippe des Osso) und der Zeit der ersten germanischen Besetzung des Landes nach der Römerherrschaft angehören, in unserem Falle also den Alamannen, während die Ortsnamen auf —heim das Eigentum von Grundherrn späterer Zeit bekunden, hier also in erster Linie von fränkischen Eroberern.

Wie steht es nun mit dem Vorkommen von Ortsnamen auf —ingen in jenem von den Alamannen an die Franken abgetretenen Gebiet?

In Rheinhessen endigen von den 185 heutigen Ortsnamen 137 auf —heim, 2 auf —ingen (Gensingen, Sprendlingen), 2 auf —hofen (Uffhofen, Ost- und Westhofen), 2 auf —weiler (Horrweiler, Lörzweiler), 3 auf stadt bezw. statt (Engelstadt, Mörstadt, Wörrstadt), über ein Dutzend haben den Namen der gallisch-römischen Siedelungen bewahrt, die meisten anderen auf – bach, —born etc. gehören der Kolonisation späterer Zeit an. Es ergibt sich hieraus, daß in Rheinhessen infolge der fränkischen Besitzergreifung weitaus die meisten der damals bestehenden alamannischen Ortsnamen verschwunden sind.[1])

In der bayrischen Rheinpfalz lagen die Verhältnisse für die Alamannen etwas günstiger. Schon G. Heeger hat in seinem Programm „Die germanische Besiedelung der Vorder-

pfalz an der Hand der Ortsnamen" (Landau 1900) darauf hingewiesen, daß in der Rheinebene zwischen Edenkoben—Landau bzw. Speier—Germersheim eine dichtgedrängte Gruppe von Ortsnamen auf —ingen vorhanden ist, während nördlich und südlich derselben fast nur Namen auf —heim etc. vorkommen. Diese Erscheinung erklärt Heeger wohl mit Recht in der Weise, daß die von Norden nach Süden in der Rheinebene vordringenden Franken in den dichten Wäldern und dem sumpfigen Gelände des Speier- und Rehbachgebietes, das heute noch fast den gleichen Charakter trägt, nichts zur Ansiedlung Verlockendes erblickten und dasselbe im Westen und Osten auf den alten Römerstraßen am Fuße des Gebirges und längs des Rheinhochgestades umgingen.

Im Elsaß, dessen Bewohner 589 von Gregor von Tours Alesaciones genannt werden, gestalteten sich die Dinge in besonderer Weise, da es zwar alamannisches Land, aber kein Teil des alamannischen Herzogtums war (vgl. H. Bloch, die geschichtliche Einheit des Elsasses, Corrbl. d. Ges. Ver. 1900 S. 37—42, wo auch weitere Litteratur angegeben ist). Allerdings sieht Bloch auch in den Heim-Orten alamannische Gründungen. Wieder auf anderem Standpunkt steht F. Cramer, rheinische Ortsnamen (S. 56 f.), der die Namen auf —ingen aus keltisch-römischem —iacum ableitet.

In der fruchtbaren, durch ein altes Neckarbett und viele kleineren Seitenzuflüsse des Rheins bewässerten *hessischen Rheinebene* finden sich sehr zahlreiche Dorfnamen auf —heim, dagegen nur ein einziger auf —ingen (Sprendlingen bei Dreieichenhain), letzterer inmitten eines ausgedehnten Waldgebietes, in welchem auch eine Anzahl Namen auf —hausen (Gräfenhausen, Wixhausen, Erzhausen etc.) begegnen.

Auch im nördlichen Teile der *badischen Rheinebene* haben sich allenthalben die fränkischen Heim-Namen festgesetzt, nur im Bereiche der unfruchtbaren Dünenwaldungen und in den Niederungen sind einige alamannische —ingen bestehen geblieben (Schwetzingen, Reilingen), wie auch einige —hausen (Bruchhausen, Sandhausen, Rheinhausen etc.). Ferner haben die uralten Flußübergänge und Fischerdörfer Sindlingen bei Höchst und Mainflingen - Dettingen bei Seligenstadt am Main, Edingen und Wieblingen bei Heidelberg am Neckar ihren alten Namen bewahrt. Es ist sicher kein Zufall, daß in den genannten Waldgebieten sich auch vorgermanische Ortsnamen in größerer Zahl häufen wie Messel (hess. Quartalbl. N. F. I S. 413), Ketsch, Malsch usw. Im allgemeinen läßt sich aber aus den Ortsnamen erkennen, daß in der linksseitigen Rheinebene bis gegen Basel hinauf die Franken mit den Resten der alamannischen Bevölkerung weit gründlicher aufgeräumt haben als auf dem rechten Rheinufer, wo diese vom Neckar an durch die Stammesgenossen im Schwarzwaldgebiet Schutz und Rückhalt hatte; schon im Bauland, der östlichen Fortsetzung des Odenwalds, treten uns zahlreichere —ingen entgegen, während die fruchtbareren Teile des Odenwalds von den Franken vollständig in Anspruch genommen wurden.

Wie verhalten sich nun zu diesem Bilde, das auf Grund der Ortsnamen gewonnen wurde, die Ergebnisse der Ausgrabungen?

Wenn es der archäologischen Forschung auch noch nicht gelungen ist, die in den Bodenfunden erhaltene Kulturhinterlassenschaft der Alamannen und Franken bis ins Einzelne zu scheiden und dem einen oder anderen Volksstamme zuzuweisen — ein Versuch, der in anbetracht der Gleichartigkeit vieler Typen bei Alamannen und Franken wohl nie ganz glücken wird, so sind doch namentlich im letzten Dezennium mannigfache Anhaltspunkte zutage getreten, um wenigstens in vielen Fällen jene Scheidung vornehmen zu können. Gerade für das mittlere und obere Rheintal liegen die Verhältnisse besonders günstig, weil hier alle Funde des fünften Jahrhunderts ohne weiteres den Burgunden und Alamannen zugeteilt werden können, während die Funde der späteren Zeit im nördlichen Teile jenes Gebietes im großen und ganzen von Franken herrühren. Vor allem kommt es also darauf an, für die einzelnen Fundgruppen eine möglichst genaue Datierung zu ermitteln, was mit Hilfe des Studiums der Formen, namentlich von Fibeln, Schnallen und Tongefäßen, sowie in Berücksichtigung der angewandten Techniken und Verzierungsmuster in den meisten Fällen zum mindesten auf ein Jahrhundert möglich ist. Auch die Beobachtung des Einflusses des Christentums auf die Bestattungsweise, wie die Orientierung nach Osten etc., wird gelegentlich weiterhelfen (vgl. Lindenschmit, Handbuch S. 129).

Aus Rheinhessen liegt in den Museen von Mainz, Worms, Bingen, Wiesbaden u. a. zwar ein sehr reiches Fundmaterial aus merowingischer Zeit, doch ist es vielfach noch in einer Zeit ausgegraben worden, wo man den topographischen Verhältnissen und der Trennung nach einzelnen Gräbern nur wenig Rechnung trug, sodaß es für unsere Zwecke in sehr vielen Fällen leider fast ganz versagt. Immerhin kann mit ziemlicher Bestimmtheit gesagt werden, daß die großen merowingischen Gräberfelder, wie die von Abenheim, Dietersheim, Eichloch, Flonheim, Freilaubersheim, Hahnheim, Köngernheim, Selzen, Schwabsburg im wesentlichen erst mit dem sechsten Jahrhundert beginnen, wenn auch vereinzelte Fundstücke noch dem fünften Jahrhundert angehören mögen. Anderseits hebt sich eine Gruppe meist kleinerer Friedhöfe ab, so bei Bretzenheim, Mainz, Mörstadt, Weinheim bei Alzey, Worms usw., welche nur Grabbeigaben des fünften Jahrhunderts enthalten.[2]) In den letzteren Gräberfeldern sind also Burgunden und Alamannen, in den ersteren Franken bestattet. Ferner wurden nicht selten an einzelnen Orten zwei Friedhöfe merowingischer Zeit entdeckt, so bei Alzey, Hangen-Weisheim, Ober-Olm[3]) etc., von denen der eine augenscheinlich die Toten der burgundisch-alamannischen, der andere die der fränkischen Bevölkerung birgt. Schon aus den angeführten Tatsachen läßt sich der Schluß ziehen, daß in Rheinhessen bei Einbruch der Franken die alamannischen Bewohner in großer Anzahl das Land verließen, da nur in ganz wenigen Fällen eine Weiterbenützung des alamannischen Friedhofes in fränkischer Zeit festgestellt werden kann.

In *der bayrischen Pfalz* sind bis jetzt nur wenige merowingische Gräberfelder systematisch untersucht worden, doch läßt sich für die von Obrigheim, am Birnbach bei Landau, Gersheim etc.[4]) bereits ziemlich sicher erkennen, daß sie erst im sechsten Jahrhundert, also in fränkischer Zeit, angelegt wurden.

In *der hessischen und nordbadischen Rheinebene* und in dem angrenzenden Hügelland sind vor allem frühe alamannische Friedhöfe in ziemlicher Zahl aufgefunden, so bei Trebur, Neuenheim, Heidelberg, Wiesloch, Bruchsal, im untern Maintal bei Stockstadt, Wenigumstadt, Nieder-Ursel, (Wiesbaden) usw. An mehreren dieser Orte wie bei

Wiesbaden, Neuenheim, Heidelberg, Wiesloch, Bruchsal[5]) glückte es auch die Gräberanlagen der fränkischen Zeit zu entdecken: sie liegen überall an anderer Stelle als die alamannischen. Außerdem läßt sich für eine Reihe größerer Friedhöfe, wie bei Sindlingen, Bittelborn, Kirchheim bei Heidelberg, Wiesenthal, Eichtersheim[6]) etc. der Beweis erbringen, daß sie erst mit Beginn des sechsten Jahrhunderts oder noch später in Gebrauch genommen wurden.

Für Württemberg, namentlich die Gegend von Heilbronn, hat A. Schliz in zwei beachtenswerten Studien[7]) an einer Reihe von Beispielen dargetan, wie hier in gewissen Gegenden nicht selten die kleineren alamannischen Grabfelder des fünften Jahrhunderts plötzlich aufgegeben wurden, und in deren Nähe, aber getrennt von ihnen, Friedhöfe fränkischer Zeit entstanden, während in andern Gegenden, die im Besitze der Alamannen blieben, jene alamannischen Grabfelder sich auch durch das sechste und die folgenden Jahrhunderte fortsetzen. Durch Vergleichung dieser Beobachtungen mit den Ergebnissen der Ortsnamenforschung konnte Schliz bereits wichtige Aufschlüsse erzielen über die Art des Vordringens der Franken in Württemberg, über die Grenzen der beiden Volksstämme, die Stärke des alamannischen Elementes unter den Franken usw.

Wenn nach dem Dargelegten das archäologische Material in dieser Hinsicht für einige Gegenden auch noch recht mangelhaft ist, läßt sich doch für Rheinhessen, große Teile der rechtsrheinischen Ebene und das untere und mittlere Neckartal bereits dasselbe Bild gewinnen, wie es das Studium der Ortsnamen ergeben hat: mit dem Eindringen der Franken verschwinden in den fruchtbaren Teilen unseres Gebietes die selbständigen alamannischen Siedelungen fast völlig, wie das plötzliche Aufhören ihrer Friedhöfe um das Jahr 500 verrät.

Die Betrachtung der Ortsnamen hat uns aber auch gezeigt, daß in einigen weniger fruchtbaren Gegenden, wie in den Wald-, Dünen- und Sumpfgebieten der Rheinebene bisweilen größere Komplexe von alamannischen Dörfern sich auch in fränkischer Zeit gehalten haben. Für die archäologische Forschung möge dies ein Fingerzeig sein, daß sie gerade in diesen Gebieten auf das Vorkommen merowingischer Gräber achtet und dieselben möglichst systematisch ausgräbt. In dieser Weise wird sie imstande sein, in das Verhalten der alamannischen und fränkischen Bevölkerungselemente zu einander weit tiefere Einblicke zu tun, als es die Ortsnamenforschung allein vermag. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen allerdings Ausgräber wie Museumsverwaltungen auf gewisse Dinge weit mehr Gewicht legen, als sie es bisher getan haben. Vor allem ist es unerläßlich, daß die einzelnen Friedhöfe vollständig und systematisch ausgegraben werden. Denn ein einziger, systematisch untersuchter Friedhof hat heute mehr wissenschaftliche Bedeutung als ein Dutzend nur „angegrabene". Ferner muß der Inhalt der einzelnen Gräber auch in den Museen geschieden bleiben. Die Lage und Anordnung der einzelnen Gräber sollte aus beiliegenden Situationsplänen ersichtlich sein. Durch Vergleich der Chronologie der einzelnen Gräberinventare und der Lage der betreffenden Gräber im Friedhof wird dann nicht selten der Nachweis gelingen, welches der älteste, welches der jüngste Teil des Friedhofs ist, und was für Bevölkerungsteile er im Verlaufe der Zeiten aufnahm. Ein anderer sehr vernachläßigter Gesichtspunkt ist das Aufsuchen von Wohnstätten der merowingischen Bevölkerung. Während in Südwestdeutschland hunderte von Friedhöfen dieser Zeit entdeckt und teilweise geöffnet sind, ist kaum ein halbes Dutzend gleichzeitiger Niederlassungen festgestellt (vgl. z. B. K. Pfaff, Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1904 S. 207 für Heidelberg). Ihre Spuren dürften allerdings in sehr vielen Fällen durch die Baulichkeiten der heutigen Dörfer verwischt sein. Ganz zerstört sind sie aber wohl nur selten und werden sich bei sorgfältigem Nachspüren ebensogut auffinden lassen, wie es für die vorrömischen Hüttenstellen gelungen ist. Die Kulturüberreste (Scherben etc.) dieser Wohnplätze dürften dann für die Frage des Wechsels alamannischer und fränkischer Bevölkerung eine nicht minder deutliche Sprache als die Gräberfunde reden.

Was war nun das Los jener Burgunden und Alamannen, die von den siegreichen Franken ihrer Ländereien im Rheintal beraubt wurden?

Von den Burgunden wissen wir durch die litterarische Überlieferung, daß sie sich bei dem Einfalle der Hunnen und wohl auch infolge des langjährigen Drucks der Alamannen um 440 aus der Wormser Gegend nach der gebirgigen Nordwestschweiz und in das angrenzende Frankreich (Burgund) zurückzogen. Ihrem Beispiele folgten beim Frankeneinbruch ohne Zweifel Scharen von Alamannen, die sich zu ihren Stammesgenossen am Oberrhein und Bodensee, auf die Raue Alb und in die nördliche Schweiz flüchteten. Auch schenkte ihnen der Ostgotenkönig Theodorich neue Wohnsitze, wohl in Oberschwaben, soweit das Land nicht bereits den „Walchen" (Welschen) gehörte.[8]) Wohl den tatsächlichen Verhältnissen entsprach es, wenn der König in seinem bekannten Brief „innumerabilem nationem partim ferro partim servitio subiugatam" und „reliqui qui nostris finibus celantur exterriti" unterschied. Beachtenswert erscheint in diesem Zusammenhange auch eine Vermutung Meyers von Knonau (Mitt. d. ant. Ges. Zürich XVIII H. 3 S. 100), daß jenes im Norden von den Alamannen an die Franken abgetretene Gebiet der nach Gewohnheit vom Sieger dem Besiegten abgeforderte dritte Teil des Landes war.

Aber die alamannischen Flüchtlinge aus dem Rheintal nahm nicht nur das Bergland am fernen Oberrhein gastlich auf, auch die schützenden Gebirgsgegenden in der Nähe sind vielen alamannischen Siedlern zur dauernden Heimat geworden, wie das Vorkommen der Ortsnamen auf —ingen verrät. Sowohl im Taunus (Auringen, Eibingen, Meilingen, Usingen, Gruningen etc.), als besonders im Westrich haben sich zahlreiche Ortsnamen auf —ingen erhalten, die wohl ziemlich sicher mit der alamannischen Besiedelung in Verbindung zu bringen sind. Dagegen bedarf die Frage noch der Aufklärung, wie weit die so häufigen —ingen im Gebiete der Saar und Mosel auf alamannische Kolonisation zurückgehen.[9])

Gegenüber diesen Ergebnissen aus der litterarischen Tradition und aus der Ortsnamenkunde ist die archäologische Forschung noch in beträchtlichem Rückstand. Durch Grabung und zufällige Funde hat sie zwar nachgewiesen, daß die Süd- und Osthänge des Schwarzwalds und die Rauhe Alb bis auf die Hochflächen in merowingischer Zeit eine auffallend dichte Besiedelung zeigten, sie hat aber den zeitlichen Verhältnissen der einzelnen Friedhöfe zu wenig Beachtung geschenkt. Die Gründe zu jener dichteren Besiedelung in z. T. wenig ergiebigen Gegenden sind wohl in verschiedenen Umständen zu erblicken. Dem namentlich

Viehzucht treibenden alamanniſchen Volke wird jenes von ſo zahlreichen Tälern durchſchnittene Bergland, das heute noch ein Hauptſitz der Viehzucht iſt, beſonders zugeſagt haben. Es wäre aber auch denkbar, daß ſich die alamanniſche Einwanderung auf jenen Höhen gewiſſermaßen ſtaute, da ihr die Ebene des Rheins und des Bodenſees noch länger als ein Jahrhundert durch die römiſchen Beſatzungen am Oberrhein verwehrt blieb. Am wahrſcheinlichſten iſt indeſſen, daß ein großer Teil dieſer Siedelungen erſt um das Jahr 500 entſtand, als die aus dem Norden zurückweichenden Alamannen hier feſten Fuß faßten. Alle dieſe Fragen können nur durch ſyſtematiſche Unterſuchung der alamanniſchen Friedhöfe dieſer Gegend zur Entſcheidung gebracht werden, am beſten natürlich Hand in Hand mit gleichartigen Beſtrebungen in der Nordſchweiz. Auch die Verſuche zur Unterſcheidung zwiſchen burgundiſcher und alamanniſcher Kulturhinterlaſſenſchaft in der Rheinebene ſind noch zu keinen einwandsfreien Ergebniſſen gediehen,[10]) während für die Weſtſchweiz genaue Unterſcheidungsmerkmale zwiſchen ſpäterer burgundiſcher und alamanniſcher Kultur und Kunſt gewonnen ſind.

2. *Gehen wir einen Schritt weiter zurück! Was iſt aus der galliſch-römiſchen Bevölkerung der Germania ſuperior beim Eindringen der Alamannen und Burgunder geworden?*

Wie wir ſchon oben geſehen haben, ſind in Rheinheſſen über ein Dutzend Ortsnamen der galliſch-römiſchen Epoche bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Freilich iſt nur für die größeren Anſiedlungen wie Alzey (Altiaia), Bingen (Bingium), Mainz (Mogontiacum), Worms (Borbetomagus) der galliſch-römiſche Urſprung des Namens völlig geſichert. Indeſſen gilt dies mit großer Wahrſcheinlichkeit auch für viele Orte in der Nähe dieſer Städte, ſo für Finthen, Bretzenheim, Drais (?), Olm, wie für Kaſtel bei Mainz, Pfeddersheim (villa Paterni) bei Worms, Kempten und Ockenheim bei Bingen, Albig bei Alzey, Planig bei Kreuznach (Cruſiniacum), während die Entſtehung der Namen Selzen (Saluſium) und Hohen-Sülzen, von Eich, Hamm, Iben und Nack zweifelhafter iſt.[11]) Jedenfalls aber kann als geſichert betrachtet werden, daß in Rheinheſſen nicht nur die größeren römiſchen Städte, ſondern auch die ihnen benachbarten vici vielfach ihre galliſch-römiſche Benennung auch in germaniſcher Zeit weitergeführt haben. Das Gleiche iſt in der bayriſchen Pfalz und im Elſaß zu beobachten (Altrip, Speyer, Zabern, Pfortz, Selz, Brumath etc.). Auf dem rechten Rheinufer dagegen ſind ſowohl in der Ebene, abgeſehen von Ladenburg (Lopodunum) und Breiſach (Briſiacum), als in dem angrenzenden bergigen Limesgebiete die zahlreichen, durch römiſche Inſchriften bekannten Ortsnamen faſt völlig verſchwunden, mit Ausnahme derjenigen, die mit einheimiſchen Fluß- oder Bergnamen zuſammenhängen. Verſchollen ſind zum großen Teil die römiſchen Namen der zahlreichen Limeskaſtelle zwiſchen Rhein, Main und Neckar, während ſie ſich im Donaugebiet, wo die römiſche Herrſchaft länger währte, in größerer Anzahl erhalten haben. Doch erinnern noch heute die mit —burg (und —ſtätte?) zuſammengeſetzten Namen (Krotzenburg, Aſchaffenburg, Niedernberg, Obernburg, Miltenberg, Bürgſtadt, Würzberg, Oſter- und Neckarburken, Dieburg, Dornberg, Offenburg etc., bezw. Seligenſtadt, Stockſtadt, Weiterſtadt, Eberſtadt, Bürſtadt etc.) an die alten Römerkaſtelle und Römerſiedelungen, und auch im erſten Teile der Ortsnamen ſind, wie bei Ladenburg (Lopodunum) bisweilen noch Reſte der alten Benennung erhalten.

Schon dieſe flüchtige Betrachtung der Ortsnamen lehrt uns, daß in der Frage des Verbleibs der römiſchen Bevölkerung nach dem Sturz der römiſchen Herrſchaft ein großer Unterſchied zwiſchen rechts- und linksrheiniſchem Gebiete beſteht. Erſteres ging bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, als der Limes von den Alamannen durchbrochen wurde, den Römern verloren, wenn ſie auch zeitweiſe wieder eine mehr oder weniger nominelle Oberherrſchaft über dasſelbe ausübten. Da beim Verluſte des Limes die bisherigen Kaſtell-Beſatzungen ſich wenn auch nur in Reſten über den Rhein zurückzogen, dürfte auch ein großer Teil der römiſchen Zivilbevölkerung, wenigſtens die wohlhabenden und beweglicheren Elemente, ſpäteſtens mit ihnen das Grenzland verlaſſen haben. Dagegen iſt die Mehrzahl der ärmeren Bevölkerung, die meiſt galliſch-germaniſcher Abkunft war, augenſcheinlich ruhig auf ihrer Scholle ſitzen geblieben.

In den großen bürgerlichen Anſiedlungen (canabae) bei den Limes-Kaſtellen, die im Verlaufe der Zeit ſich vielfach zu kleinen Städtchen ausgewachſen haben, kamen bei den Unterſuchungen der Reichslimes-Kommiſſion und bei früheren Grabungen nur ganz vereinzelte römiſche Funde aus der Zeit nach 260 n. Chr. zum Vorſchein; in der Hauptſache ſind es Münzen, namentlich Konſtantiniſcher Zeit, welche aber ebenſowohl von einer germaniſchen wie einer römiſchen Bevölkerung verloren ſein können. Nach dem ganzen Ausgrabungsbefund läßt ſich daher mit ziemlicher Sicherheit erkennen, daß jedenfalls der Kern der römiſchen Bevölkerung bei den Limeskaſtellen ſpäteſtens mit den Kohorten abgezogen iſt. Ebenſowenig ſind in irgend einer villa ruſtica des in Betracht kommenden Grenzlandes bis jetzt Funde gemacht worden, die weſentlich ſpäter als in die Mitte des dritten Jahrhunderts anzuſetzen wären. Sehr viele Villen, namentlich im Neckargebiet, zeigen deutlich die Spuren des Brandes, der ſie beim Anſturm der Alamannen um 260 n. Chr. in Schutt und Aſche legte, während dies in der Wetterau weniger der Fall zu ſein ſcheint.[12])

In der Rheinebene ſelbſt, die wie ein Glacis vor den linksrheiniſchen Feſtungen lag, konnten ſich die Römer, ſchon durch politiſchen Einfluß, etwas länger halten. Ein Grabſtein von Neuenheim-Heidelberg aus dem dritten bis vierten Jahrhundert bekundet aber auch, daß die Mannſchaft der dortigen ſuebiſchen Siedlung eine Art Miliz im Dienſte der Römer bildete[13]) und erläutert das ſtolze Wort in der Lebensbeſchreibung des Kaiſers Probus: omnes iam barbari vobis arant, vobis iam ſerunt et *contra interiores gentes militant . . . . . illis (sc. Germanis) ſola relinquimus ſola,* nos eorum omnia poſſidemus. Der Grund und Boden gehörte aber alſo doch bereits den Alamannen.

An einigen, allerdings bis jetzt nur ſehr wenigen Punkten der Rheinebene hat man römiſche Kulturreſte des vierten Jahrhunderts angetroffen, doch iſt die Frage noch keineswegs entſchieden, wieweit ſie von einer alamanniſchen oder römiſchen Bevölkerung ſtammen.[14]) Ammian berichtet (17,1), daß die Gehöfte der Alamannen im untern Maintal nach römiſcher Art gebaut waren (domicilia cuncta curatius ritu Romano conſtructa). In Heidelberg iſt von K. Pfaff ein alamanniſcher Töpferofen aufgedeckt worden, der ganz in römiſcher Weiſe eingerichtet war, und die oben erwähnten frühalamanniſchen Gräberfunde enthielten neben germani-

schen Kunsterzeugnissen auch rein römische. Spätrömische Funde der Rheinebene lassen sich also nicht ohne weiteres einer römischen Bevölkerung zuweisen, sodaß die archäologische Forschung in dieser Richtung sehr vorsichtig zu Werke gehen muß. Leider hat noch keine einzige derartige Fundstelle eine systematische Untersuchung erfahren.

Die ärmere gallisch-römische Bevölkerung hat aber sowohl in den Grenzdistrikten wie in der Rheinebene zweifelsohne an vielen Orten den Wechsel der Herrschaft auf ihrer bescheidenen Scholle überdauert. Wenn auch die archäologischen Materialien uns bis jetzt für diese Frage fast ganz im Stiche lassen, folgt jene Erkenntnis nicht nur aus der Fortdauer alteinheimischer Ortsnamen und dem Fortbestand der römischen Kultur namentlich in den Acker- und Handwerksgeräten, sondern vor allem aus dem somatischen Typus der heutigen Bevölkerung jener Grenzgegenden, wo außerordentlich viele Menschen von brünetter Hautfarbe und mit dunkeln Augen und Haaren wohnen.[15] Als ich die Ausgrabung der römischen Kastelle im badischen Odenwald begann, fiel mir diese Erscheinung sofort auf. Ein eingehenderes Studium der Geschichte dieser Gegenden, ihrer Bevölkerung und Erwerbsverhältnisse etc. überzeugte mich, daß eine Einwanderung und Mischung der Bevölkerung in neuerer Zeit vollständig ausgeschlossen ist, und daß somit tatsächlich Nachkommen jener gallisch-römischen Grenzbevölkerung anzunehmen sind, wie es G. Wolff auch für das Maintal und die Wetterau nachgewiesen hat. In einem Orte wurde sogar eine solche dunkelfarbige Familie seit alters mit dem Uznamen die „Hennen" bezeichnet, was in jener Gegend soviel als „Heunen" bedeutet (Hennenhäuser heißen dort die römischen Wachtürme am Grenzwall). Ob dieses Zusammentreffen nur ein zufälliges ist oder nicht, muß ich dahingestellt sein lassen.

Aus der fruchtbaren Rheinebene wurde auch die ärmere gallisch-römische Bevölkerung begreiflicher Weise in weit größerer Anzahl verdrängt als aus dem Odenwalde. Dies zeigt schon das seltenere Vorkommen von vorgermanischen Ortsnamen in den fruchtbaren Teilen der Rheinebene im Vergleich mit dem so häufigen Auftreten derselben in gewissen Teilen des Odenwaldes. Deutlicher aber noch wird jene Ansicht bestätigt durch den Nachweis einer romanischen Bevölkerung in abgelegenen Tälern des Schwarzwaldes und Oberschwabens, wie sie Baumann, Schulte und andere aus den Namen von Stiftern frühmittelalterlicher Klosterschenkungen etc. erschlossen haben.[16]

Für die archäologische Bodenforschung wäre es eine wichtige, noch kaum in Angriff genommene Aufgabe, den Ansiedlungen und Friedhöfen dieser Völkertrümmer im Gebirge nachzugehen. Bei der zu erwartenden Dürftigkeit ihres Kulturnachlasses im Boden ist das Aufsuchen jener Stellen zwar nicht ganz leicht, indessen wird es durch die Bodenverhältnisse, welche in den engen Gebirgstälern nur wenige Siedelungsgelegenheiten ermöglichen, sowie durch die Zähigkeit der Tradition in diesen Gebirgsgegenden wesentlich erleichtert. So dürfte eine eingehendere Untersuchung der Flurnamen in den Seitentälchen der Kinzig im Schwarzwald hinreichende Anhaltspunkte zum Ansetzen des Spatens bieten.

Das linksrheinische Gebiet wurde, abgesehen von verschiedenen Einfällen der Alamannen und der Gründung von alamannischen Bauernkolonien in dem Alisat,[17] erst im Jahre 406 (409) von den durch Stilicho nach Gallien gerufenen Sueben, Vandalen, Alamannen, Burgunden und Alanen dauernd besetzt, nachdem Mainz und andere Römerstädte zerstört waren. Wenn auch Mainz und Worms nach des Hieronymus Worten (Mogontiacum nobilis quondam civitas capta atque subversa est et in ecclesia multa hominum milia trucidata, Vangiones longa obsidione deleti), wie noch viele andere römischen Städte damals von den Germanen gründlich verwüstet wurden, so erhoben sie sich doch alsbald wieder aus der Asche, wenn auch nicht mehr zur alten Blüte, wie verschiedene Nachrichten kundgeben.[18] Trier und einige andere Städte widerstanden etwas länger, fielen aber auch beim Hunneneinbruch (450). Mit dem Tode des Aetius (454) war der Verbleib des linken Rheinufers in dem Besitz der Alamannen und Franken endgültig entschieden.

Daß bei dieser langsamen Umgestaltung der Verhältnisse sich das gallisch-römische Element auf dem linken Rheinufer viel zahlreicher als auf dem rechten hielt, namentlich in den Städten, liegt in der Natur der Sache und ließe sich an zahlreichen Beispielen durch Schriftstellernachrichten, Ortsnamenforschung, somatische wie archäologische Beobachtungen erhärten. Wir beschränken uns auf einige archäologische Bemerkungen. Während in den villae rusticae des rechtsrheinischen Limesgebietes, wie schon bemerkt, bis jetzt fast keine über die Mitte des dritten Jahrhunderts herabreichenden Fundstücke zutage getreten sind, die eine den Verlust des Limes überdauernde Benützung dieser Gutshöfe in römischem Besitz beweisen könnten, sind sie in den Villen des linken Rheinufers sehr zahlreich festgestellt bis zur Wende des vierten und fünften Jahrhunderts. Ich erinnere nur an die zahlreichen Münzschatzfunde, von denen mehrere augenscheinlich bei drohenden Alamanneneinfällen des dritten und vierten Jahrhunderts oder kurz vor der Schlußkatastrophe vergraben wurden, sowie an die zahlreichen bei solchen Villen entdeckten spätrömischen Grabstätten. In mehreren Villen sind auch römische Scherben des vierten Jahrhunderts unter Umständen erhoben worden, die gleichzeitige Bewirtschaftung derselben erweisen.[19] Im Hunsrück sind sogar römische Scherben des fünften Jahrhunderts in villae rusticae zum Vorschein gekommen, die dartun, daß in diesen entlegenen Gebirgsgegenden in der Nähe von Trier die römischen Kolonisten noch längere Zeit Stand gehalten haben.[20] Auch sind spätrömische, z. T. stark befestigte Refugien in den Vogesen und im Hartgebirge nachgewiesen, die ihrer Weltentrücktheit auf steilen Berghöhen der gallisch-römischen Bevölkerung besseren und dauernderen Schutz gewährt haben dürften, als die mit Mauern umgebenen Städte am Rhein oder die spätrömischen Kastelle bei Kreuznach, Alzey, Eisenberg usw.

Um aber diese Verhältnisse im einzelnen aufzuklären, bedarf es noch eifriger archäologischer Forschung. Durch zahlreiche Untersuchungen über Formgebung, Verzierungsweise und Technik der spätrömischen und frühgermanischen Fundstücke ist zwar der Nachweis erbracht, daß von einer vollständigen Unterbrechung der römischen Siedlungsverhältnisse und Kulturerrungenschaften durch die Germanen, wie man früher oft behauptete, für das linksrheinische Gebiet am allerwenigsten die Rede sein kann. Vielmehr ist durch zahlreiche Beispiele klargestellt, daß in diesen Gegenden die römischen Handwerker, wie Töpfer, Glas- und Metallarbeiter etc. inmitten der germanischen Bevölke-

rung ruhig ihre Geſchäfte weiter betrieben. Dagegen liegen in topographiſch-ſtatiſtiſcher Beziehung die Unterſuchungen noch ſehr im argen. Für das ganze linksrheiniſche Gebiet beſitzen wir keine einzige archäologiſche Karte, welche auch nur für einen kleineren Landſtrich dem Stand unſeres heutigen Wiſſens entſpricht und die bis jetzt bekannten römiſchen und merowingiſchen Anſiedlungen bzw. Friedhöfe vollſtändig verzeichnet. Bei der ungemein großen Anzahl derſelben würde eine ſolche Überſichtskarte mit einem Blicke erkennen laſſen, auf welchen Wegen die Alamannen und Franken vordrangen, und in welchen Gegenden die galliſch-römiſche Bevölkerung länger als anderwärts aushielt. Nach meinen Beobachtungen waren es vor allem die großen Römerſtraßen, welche ſowohl die Alamannen, wie die Franken in ihrem erſten Vorgehen leiteten. Dadurch erklärt es ſich auch, wie manche recht fruchtbare, aber von dieſen Straßen abgelegene Gegend zunächſt frei blieb von Germanen (vgl. namentlich die eigenartigen Verhältniſſe bei Metz). Eine wichtige Ergänzung bildet natürlich auch für dieſe Fragen die Ortsnamenforſchung.

3. Und wiederum einige Jahrhunderte zurück! *Eine alte galliſche Wanderſage* (bei Livius, Juſtin etc.) berichtet, daß zurzeit des Tarquinius Priscus von dem Könige der galliſchen Bituriger infolge von Übervölkerung ein ver ſacrum ausgeſandt worden ſei; dem Sigoveſus ſei durch das Los das hercyniſche Waldgebirge, dem Belloveſus Italien zugefallen. Wenn auch verſchieden zeitliche Geſchehniſſe in den Rahmen eines einzigen Vorganges zuſammengefaßt und in unrichtige Beleuchtung gerückt ſind, ſo birgt die Legende immerhin einen guten Kern. In hiſtoriſcher Zeit wohnten die Bituriges Viviſci im weſtlichen Frankreich an der Garonne und Loire; aber auch im mittleren Maintal, in der Gegend von Obernburg, ſind in frührömiſcher Zeit Cubi mit großer Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen, ebenſo Viviſci in der Gegend von Vevey am Genferſee.[21] Als die Helvetier im Jahre 58 v. Chr. die Schweiz verließen, war das Ziel ihrer Wanderung das Gebiet der Santoni und Viviſci an der Garonne, deren Nachbarn bzw. Nachfolger ſie einſt im Dekumatenland, wie in der Schweiz geweſen waren. Auch von den Volcae Tectoſages, die in ſpäterer Zeit an der oberen Garonne ſaßen, wird von Cäſar ein Reſt im hercyniſchen Waldgebirge erwähnt.[22] Nach der galliſchen, wie der römiſchen Geſchichtsauffaſſung waren alle dieſe Völkerſtämme von Gallien aus nach Oſten vorgedrungen. Mit Recht hält aber Müllenhof dieſer Anſchauung (in Anſpielung auf Tacitus Germania 2) die Worte entgegen: quis Narbonenſi Gallia relicta Germaniam peteret, informem terris, aſperam caelo, triſtem cultu aſpectuque niſi ſi patria ſit (deutſche Altertumskunde II S. 277). Auch die archäologiſchen Materialien der Früh-La Tène-Zeit Mitteleuropas geſtatten, wie ſchon Tiſchler erkannt hat, den Schluß, daß dieſe Bewegung von Oſt nach Weſt und nicht in umgekehrter Richtung vor ſich ging. Für unſere Zwecke genügt indeſſen die Tatſache, die durch die Ausgrabungen unanfechtbar geſichert iſt, daß um 500 v. Chr. ganz Weſt- und Süddeutſchland bis zum Thüringer Wald von galliſchen Scharen beſetzt wurde, ſowie die aus der Überlieferung zu gewinnende Erkenntnis, daß im Verlauf der fünf letzten Jahrhunderte v. Chr. auch auf unſerem Gebiete ſich verſchiedene galliſche Stämme ablöſten, wie die Bituriges, Volcae, Helvetii. Von den letzteren berichtet Tacitus (wohl nach Poſeidonios) ausdrücklich, daß ſie „inter Hercyniam ſilvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, ulteriora Boi, Gallica utraque gens" wohnten und noch Ptolemaeus bezeichnet das Dekumatenland als „ἡ τῶν Ἑλουητίων ἔρημος μέχρι τῶν Ἀλπείων ὀρέων." Bei dem Einbruch der germaniſchen Cimbern, die, wie Arioviſt, wahrſcheinlich das Maintal herabkamen und ſogar einen Stamm der Helvetier, die Teutonen, mit ſich fortriſſen, noch mehr aber beim Herannahen der Scharen des Arioviſt, zogen ſich die Helvetier in großer Anzahl nach der Schweiz zurück, aus derem nördlichen Teile ſie die Sequaner verdrängten. Den gleichen Weg dürften etwa 200 Jahre vorher die Bituriges eingeſchlagen haben, als die Helvetier (vielleicht aus dem Gebiete zwiſchen Main und Thüringen infolge germaniſchen Druckes von Norden) ins Land einrückten, alſo ein ähnlicher Vorgang, wie Jahrhunderte ſpäter die Alamannen aus den Maingegenden vor den Franken zurückwichen.

In welchem Umfange haben ſich nun Reſte dieſer galliſchen Bevölkerung unter der kurzen Herrſchaft der Germanen des Arioviſt und ſeiner Nachfolger und unter der längeren der Römer erhalten? Die Hauptmaſſe der Gallier iſt, wie überliefert, nach der Schweiz abgezogen, namentlich aus den fruchtbaren Ebenen des Rhein- und Maintals, aber im Gebirge laſſen ſich überall Überbleibſel der alten galliſchen Bevölkerung nachweiſen.

Schon die galliſchen Namen vieler Flüſſe wie Moenus (Main), Nicer (Neckar), Dubera (Tauber)[23] und manche Ortsnamen wie Lopodunum, Tarodunum, Seiopa, Grinario, Sumelocenna, Brigobanne uſw. ſichern eine gewiſſe Kontinuität der Bevölkerung. Deutlicher noch bekunden ſie zahlreiche römiſche Inſchriften namentlich aus dem Limesgebiet, die den Namen galliſcher Völkerreſte überliefern. So werden erwähnt bzw. laſſen ſich erſchließen die Cubi bei Obernburg, die Toutones bei Miltenberg (Seiopa?), die Santoni (und Turones?) bei Walldürn (vgl. Anmerkung 21), alle alſo im gebirgigen Odenwald, wohin ſie augenſcheinlich aus der fruchtbaren Ebene von Germanen und Römern verdrängt wurden. In dieſem Zuſammenhange ſind bezeichnend die Worte Cäſars über die Tectoſagen (de bello Gall. VI. 24) „ac fuit antea tempus cum Germanos Galli virtute ſuperarent, ultro bella inferrent, propter hominum multitudinem agrique inopiam trans Rhenum colonias mitterent. Itaque ea, quae fertiliſſima Germaniae ſunt loca circum Hercyniam ſilvam . . . . . Volcae Tectoſages occupaverunt atque ibi conſederunt; quae gens ad hoc tempus his ſedibus ſeſe continet ſummamque habet iuſtitiae et bellicae laudis opinionem. Nunc quidem in eadem inopia, egeſtate, patientia atque Germani permanent, eodem victu et cultu corporis utuntur" (A. h. V. V. S. 80). Die leviſſimus quisque Gallorum des Tacitus, die den dubiae poſſeſſionis ſolum des Dekumatenlandes ſich aneigneten, dürften dagegen eher einzelne waghalſige Koloniſten, als geſchloſſene Völkerteile geweſen ſein.

Intereſſant iſt, daß in denſelben Gegenden des Odenwalds, wo die galliſche Bevölkerung noch in römiſcher Zeit bezeugt wird, bei Miltenberg und Heidelberg, ſich auch Reſte des cimbriſchen Volkes bis in die römiſche Periode erhalten zu haben ſcheinen.[24] Von den germaniſchen Völkern des Arioviſt haben Markomannen und Chatten beim Vordringen der Römer am Rhein unter Druſus ihre bisherigen Sitze ſüdlich und nördlich vom Maine verlaſſen: Die erſteren zogen ſich nach Böhmen, die letzteren in nörd-

licher Richtung in das Gebiet der Sugambrer zurück, während von den Sueben ein größerer Teil in der badischen und hessischen Rheinebene verblieb (vgl. die Suebi Nicretes bei Ladenburg-Heidelberg, die wohl im Gegensatz zu Mainsueben so genannt sind, vgl. aber auch Anmerkung 31). Auch die linksrheinischen Germanen, Triboker, Nemeter, Vangionen verharrten größtenteils in ihren bisherigen Gebieten und eigneten sich die römische Kultur auffallend rasch an.

Diesen allgemeineren Umrissen vermag die archäologische Forschung im einzelnen noch manche charakteristische Züge hinzuzufügen. Mehrfach ist schon darauf aufmerksam gemacht worden (vgl. z. B. P. Reinecke, Nachrichten für deutsche Altertumsfunde 1901 S. 48), daß bei vielen gemeinsamen Erscheinungen der Früh-La Tène-Keramik Mitteleuropas sich eine Anzahl Sondergruppen abheben, wie die nord-bayerisch-böhmisch-pannonische, eine zweite, welche Elsaß, Baden und Württemberg umfaßt, eine mittelrheinische nördlich vom Neckar, die des Trevirer-Gebietes etc. Mir ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß diese Sonderbildungen im wesentlichen mit Stammesverschiedenheiten zusammenhängen, wie sich auch die frühe alamannische Keramik scharf von der gleichzeitigen fränkischen unterscheidet. Leider liegen aus dem Elsaß, aus Baden und Württemberg noch außerordentlich wenige keramische Erzeugnisse sowohl der Früh- als der Mittel-La Tène-Stufe vor, sodaß sich die Grenzen der einzelnen Gruppen noch nicht näher übersehen lassen. Auch die Bestattungsweise, bald in Grabhügeln, bald in Flachgräberfeldern, könnte zum Teil wenigstens mit ethnischer Verschiedenheit zusammenhängen. Eine Weiterverfolgung dieser Gesichtspunkte, namentlich Hand in Hand mit der Gewinnung neuen Materials aus den Grenzgebieten der einzelnen Gruppen, dürfte besonders für die Frage des Verhältnisses der Helvetier zu den Biturigern von Wichtigkeit sein. Auch die in Angriff genommene Untersuchung der Ringwälle und Schanzen Oberhessens und Thüringens wird uns wohl lehren, wann jene gallischen oppida und Refugien vor den nach Süden drängenden Germanen aufgegeben wurden. Eine Gegenprobe läßt sich durch das Auffinden datierbarer, frühgermanischer Brandgräber bzw. spätgallischer Skeletgräber in dem Gebiete zwischen Main und Thüringerwald anstellen. Auch im Elsaß und in der Rheinpfalz werden sich die Anzeichen des allmählichen Rückweichens der gallischen Mediomatriker vor den Scharen des Ariovist allmählich immer deutlicher herausstellen. Die Heidenmauer von St. Odilien und der mächtige Ringwall auf dem Donnersberg mit seinen mannigfachen Erweiterungen haben bei diesen Kämpfen sicherlich eine große Rolle gespielt.

Die Frage, wann und in wieweit die einzelnen gallischen Stämme der Früh- und Mittel-La Tène-Zeit sich in unserem Gebiete ablösten, kann mit wachsendem Material wohl auch durch das Studium der Entwicklung der verschiedenen Geräte- und Schmuck-Formen gefördert werden. Schon jetzt fällt auf, wie wenig Übergänge sich in einem großen Teil unseres Gebietes zwischen der Kultur der Früh- und Mittel-La Tène-Zeit beobachten lassen, wie diese letztere vielmehr plötzlich als etwas neues, fertiges auftritt. Diese Erscheinung kann in der Lückenhaftigkeit unserer bisherigen archäologischen Materialien begründet sein, ebensowohl aber kann sie das plötzliche Einrücken eines neuen Stammes veranschaulichen, der bis dahin an anderer Stelle ansäßig war und andere Kultureinflüsse erfahren hatte.

Auch aus der Verbreitung der verschiedenen gallischen Münztypen lassen sich, wenn auch nur in sehr vorsichtiger Weise, Rückschlüsse auf die Ausdehnung bzw. Wanderungen der einzelnen Stämme ziehen, doch liegen bis jetzt noch zu wenige Münzfunde vor, und auch diese wenigen sind bis jetzt nur für Württemberg in übersichtlicher Weise zusammengestellt (vgl. Hertlein, Fundberichte aus Schwaben XII (1904) S. 60—130).

Die keltische Bevölkerung, welche durch die erwähnten Inschriften noch in römischer Zeit für den Odenwald bezeugt ist, hat wahrscheinlich auch in gewissen Bodenfunden ihre Spuren hinterlassen. An erster Stelle steht die kastellartige Erdbefestigung der (Mittel- und) Spät-La Tène-Zeit bei Gerichtstetten mit ihrem steinernen Wohnhaus, Gruben- und Blockhütten im Innern.[25] Könnten die in derselben gefundenen keramischen Überreste, der Glasring und die Eisenfibel an und für sich ebensowohl von Germanen, wie Galliern der Spät-La Tène-Zeit herrühren, so spricht doch der ganze Befund eher für eine gallische als für eine germanische Anlage: das reiche Scherbenmaterial, das wenigstens im Unterbau steinerne Wohnhaus, vor allem aber der Umstand, daß der Erdwall teilweise über Hüttenstellen hinwegzieht, die, wenn auch nur um weniges, immerhin älter sind als die im Innern befindlichen Hütten und ein längeres Bestehen der Ansiedlung schon vor ihrer Befestigung voraussetzen. Alsdann sind es Gräberfunde der späteren La Tène-Zeit mit Skeleten von Heidingsfeld bei Würzburg, die in diesem Zusammenhange in Betracht kommen. Leider sind die Originale verschollen und nur noch durch Zeichnungen bekannt (Schwerter, Schildbuckel, Scheren, Lanze, Messer), sodaß sich die Zeitstufe nicht mehr mit voller Sicherheit bestimmen läßt. Doch möchte ich mich den Ausführungen P. Reineckes anschließen (Corrbl. f. Anthropologie 1901 S. 27 f.), der eine Ansetzung derselben in die Spät-La Tène-Zeit zu begründen versucht hat. Gehören diese Skeletgräber aber tatsächlich der Spät-La Tène-Zeit an (und nicht etwa einem späteren Abschnitt der Mittel-La Tène- oder gar der merowingischen Zeit), dann dienen auch sie mit ihrer Erdbestattung zum Beweise, daß in diesem Teil des Odenwaldes noch im letzten Jahrhundert v. Chr. Gallier saßen. Das Aufspüren weiterer ähnlicher Zeugnisse dürfte einer rationellen Bodenforschung nicht allzu schwer fallen.

Germanische Brandgräber des letzten Jahrhunderts v. Chr. sind in der Wetterau, im Main- und Rheintal, besonders aber in Rheinhessen an zahlreichen Orten entdeckt worden, ohne daß eine genauere Chronologie derselben bis jetzt hätte ermittelt werden können. Das bekannte Gräberfeld von Nauheim[26]) gehört zum großen Teile der 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. an, wie einige mitgefundenen Münzen zeigen. Gräber aus der 1. Hälfte dieses Jahrhunderts sind zwar sicherlich ebenfalls da und dort vorhanden, lassen sich aber noch nicht mit aller Bestimmtheit als solche bezeichnen. Gelingt es der Forschung, die Chronologie dieser Gräbergruppe deutlicher als bisher zu erhellen, so wird sie in der Lage sein, das Auftreten der ersten Germanen in Süddeutschland und besonders der Scharen des Ariovist in den einzelnen Gebietsteilen aufs genauste zu verfolgen. Aber schon jetzt dürfte durch die Bodenfunde feststehen, daß die Völker des Ariovist, wie es auch die Überlieferung erkennen läßt, das Maintal herabkamen und sich zunächst im unteren Maintal, in Rheinhessen, Rheinbayern und im südlichen Elsaß niederließen, während das

südliche Baden und Württemberg von diesen frühgermanischen Spuren beinahe frei ist.[27]) In Rheinhessen und Rheinbayern, also im Gebiet der Vangionen und Nemeter, lassen sich diese germanischen Gräber deutlich bis in die frührömische Zeit verfolgen, indem sie sich namentlich durch die Beigaben von Waffen gegenüber den Gräbern der römischen Bevölkerung verraten.[28]) Dagegen ist die Unterscheidung zwischen gallischen und germanischen Gräbern dieser Zeit noch sehr schwer, da auch die Gallier in diesen Gegenden im Verlaufe der Spät-La Tène-Zeit zur Leichenverbrennung übergingen und nicht selten den Toten Waffen ins Grab legten.

Auf dem rechten Rheinufer südlich des Neckars sind bis jetzt nur vereinzelte Germanengräber dieser Zeit zum Vorschein gekommen, so bei Reilingen und Hochstetten[29]) am Hochgestade des Rheins selbst, während sie nördlich des Neckars, namentlich bei Ladenburg, Groß-Gerau, längs des Mainufers und im Rheingau, in ziemlicher Anzahl aufgefunden wurden.[30]) Die letzteren rühren ohne Zweifel einerseits von Suebi Nicretes und Mattiaci her, welche alsbald in ein Bundesverhältnis zu den Römern traten,[31]) andererseits (weiter Main aufwärts) von den Markomannen, welche wie die Chatten beim Vordringen des Drusus ihr bisheriges Gebiet verließen. Das plötzliche Auftreten zahlreicher germanischer Ansiedlungen dieser Zeit bis auf die unwirtlichsten Höhen des Westerwaldes und in den abgelegensten und unfruchtbarsten Tälern Westfalens (z. B. im Hönnetal) hängt wohl mit dem überlieferten Zurückweichen der Chatten in das Gebiet der Sugambrer zusammen (vgl. Anmerkung 30). Andererseits bestätigt das Fehlen solcher frühgermanischer Spuren im mittleren Baden und in Württemberg die Ansicht derjenigen Forscher, welche die Sitze der Markomannen näher am Main annehmen. Gerade für diesen interessanten Zeitabschnitt unserer Vorgeschichte dürfte die Tätigkeit des Spatens in den nächsten Jahren noch manche Aufklärung bringen und die litterarische Überlieferung in wesentlichen Punkten ergänzen, falls die für Schürfungen notwendigen Mittel in genügendem Maße beschafft werden können. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß die Bestrebungen des Staates und der Altertums-Vereine immer mehr auch von Seiten der Stadtverwaltungen und von wohlhabenden Privaten Unterstützung finden. Möchte das schöne Beispiel, das die städtischen Verwaltungen von Frankfurt und Heidelberg gegeben haben, recht viele Nachahmungen finden!

4. Daß die Gallier nicht als die Urbewohner unseres Gebietes zu betrachten sind, ist durch die antike Überlieferung wie durch die Bodenfunde in gleicher Weise gesichert. *Wer aber waren ihre Vorgänger, die Träger der Hallstatt-Kultur, und wohin sind sie geraten?* Die antiken Schriftquellen nennen leider keine Namen dieser Völker, doch geben sie zur Vermutung Anlaß, daß bis in die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. ligurische und rätische Stämme, die in historischer Zeit ihre Sitze in den Alpen selbst hatten, das ganze Alpenvorland nach Nord und West bis nach Südfrankreich umlagerten (Müllenhoff, deutsche Altertumskunde III S. 171 f., IV S. 101). Nach der Angabe des in der ora maritima des Avienus erhaltenen periplus aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. wohnten damals Ligurer bis über die Rhonemündung hinaus (caespitem Ligurum etc., vgl. Müllenhoff, I S. 187 f.), und die Bezeichnung des Vindeliker-Gebietes als provincia Raetia der Römer, die wie der Name Rieß zeigt (im Mittelalter Retia, A. Bacmeister, alamannische Wanderungen (1867) S. 67, Müllenhoff IV S. 101), über die Donau hinüberreichte, läßt darauf schließen, daß zwischen Donau und Alpen nicht nur vor den gallischen Vindelikern Räter saßen, sondern daß sie bis in die römische Zeit hinein in großer Anzahl daselbst Stand gehalten haben.

Auch sprachliche Erscheinungen lassen sich vielleicht für jene Annahme ins Feld führen. Schon d'Arbois de Jubainville hat den Namen des Rheines aus dem Ligurischen abgeleitet und R. Henning hat im Corrbl. d. Ges. Ver. 1900 S. 34 zu dem Namen von Straßburg (Argentorate) verschiedene Parallelen auf ligurischem Boden (Barderate, Carbantorate etc.) herangezogen und glaubte bei dieser Gelegenheit noch weitere Belege für vorkeltische (ligurische?) Sprachreste aus dem Elsaß beibringen zu können (vgl. jetzt aber Jahrb. d. Vogesenklubs XVI (1900) S. 345 f.). Besonders aber hat F. Cramer „Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit" (1901) S. 5—20 eine ganze Anzahl Orts- und Flußnamen des linksrheinischen Gebietes auf ligurischen Ursprung zurückzuführen versucht, z. B. Borbetomagus, Caranusca, Isana (Isenach), Matra (Moder), Dura (Thur), während andere diese letzteren Namen für gut germanische erklären. Ebenso sind von L. Steub (Zur rätischen Ethnologie 1854) im ganzen rätischen Gebiet viele rätisch-tuskische Ortsnamen festgestellt. Schließlich ist für eine nahe Verwandtschaft zwischen den dem illyrischen Sprachstamme angehörenden Rätern und Ligurern neuerdings wieder R. Much energisch eingetreten (R. Much, Corrbl. f. Anthrop. 1905 S. 103 f.).

Die prähistorische Archäologie ihrerseits hat durch zahlreiche Ausgrabungen dargetan, daß sich in der Hallstatt-Zeit eine gleichmäßige Kultur mit den charakteristischen Bronze- und Eisenschwertern und den eigentümlichen polychromen Gefäßen im Halbkreise nördlich um die Alpen ausdehnte; sie beginnt mit den Ausläufern der Ostalpen und in Westungarn, erstreckt sich dann vom Kamme der Mittelalpen bis zum Donau- und Maintal[32]) und endigt schließlich an der unteren Rhone. Die Gleichartigkeit der Gesamtkultur und der Grabgebräuche, vor allem aber die merkwürdige bunte Keramik macht sehr wahrscheinlich, daß diese Gruppe eine ethnische Einheit darstellt, zum mindesten aber nahe verwandte Völker umfaßt.

Die Polychromie dieser Gefäße hat ihre nächsten gleichzeitigen Parallelen im euganeisch-venetischen Kulturkreise, wenn auch die Formen der Gefäße hier etwas andere sind.[33]) Auch die Bodenforschung scheint also zu bestätigen, was Überlieferung und Sprachforschung nahe gelegt haben, daß die Hallstatt-Bevölkerung unseres Alpenvorlandes eine ligurisch-rätische und dem illyrischen Stamme verwandte war. Indessen dürfen wir uns nicht verhehlen, daß alle die dargelegten Momente nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse sind, keine festen Tatsachen, wenn auch durch die Übereinstimmung in den verschiedenen Forschungszweigen die Beweiskraft der einzelnen Erwägungen erhöht wird. Hier sichere Grundlagen zu schaffen, ist die prähistorische Archäologie an erster Stelle berufen. Gesichert ist die Erkenntnis, daß in der mittleren und jüngeren Hallstatt-Zeit die Grabausstattung, namentlich mit den bunten Tongefäßen, in dem ganzen Gebiete vom Alpenkamm bis zum Donautal eine völlig gleiche war, ferner die Tatsache, daß in etwas späterer Zeit rätische Stämme in den Mittelalpen saßen. Es ist nun

Aufgabe der Bodenforſchung, in erſter Linie der ſchweizeriſchen, genau zu ermitteln, wann dieſe Kultur in die Alpen eingezogen iſt, ob zu gleicher Zeit wie in das Alpenvorland oder erſt etwas ſpäter, und ob ſich zwiſchen der Spät-Hallſtatt-Kultur und dem ſpäteren rätiſchen Kulturkreis Verbindungslinien finden laſſen, welche die Stammesgleichheit ihrer Träger dartun. Erſt wenn dieſe Fragen, die in ähnlicher Weiſe auch für die Ligurer gelten, einwandfreie Beantwortung gefunden haben, wird ſich ſicher entſcheiden laſſen, ob die Bevölkerung des nördlichen Alpenvorlandes eine rätiſch-liguriſche war oder nicht. Fallen aber dieſe Fragen in bejahendem Sinne aus, dann liegt wieder dieſelbe Erſcheinung vor, die wir bereits durch mehrere Perioden feſtgeſtellt haben: die Hallſtatt-Bevölkerung des Alpenvorlandes wurde durch nachrückende Stämme, in dieſem Falle durch die Gallier, in die Alpen zurückgedrängt.

Auch in der vorangehenden Bronzeperiode liegen die Verhältniſſe ganz ähnlich wie in der Hallſtatt-Zeit. Antike Litteratur und Sprachforſchung laſſen uns zwar für dieſe zurückliegenden Zeiträume völlig im Stich, dagegen lehrt die Prähiſtorie an der Hand zahlloſer Bodenfunde, daß während eines großen Teils jener Stufe die Nordſchweiz und Südweſtdeutſchland zum mindeſten eine Kulturgemeinſchaft bildeten, vielleicht ſogar eine Völkereinheit darſtellten. Für letztere Annahme ſprechen beſonders die gleichen Hüttenformen (z. B. Pfahlbauten), dieſelben Grabriten, das gleiche Tongeſchirr. Wie für die Hallſtatt-Periode die buntbemalte, ſo iſt für dieſe Stufe die „geſchnitzte“ Keramik charakteriſtiſch, die in der Nordſchweiz, wie in Südweſtdeutſchland im weſentlichen dasſelbe Verbreitungsgebiet wie die bunten Hallſtatt-Gefäße hat.[34]

Auch die am Ende der Bronzezeit bzw. bei Beginn der Hallſtatt-Periode in Süddeutſchland ſo häufigen „Urnenfelder“ haben in die Nordſchweiz übergegriffen (vgl. Corr. d. Geſ. Ver. 1906 S. 414). Dagegen für die Weſtſchweiz allein eigentümlich iſt die Kultur des bel âge du bronze, die noch lange Zeit weiterbeſtand, als bereits ringsum die neuen Hallſtatt-Formen herrſchten. Dieſer Umſtand läßt ſich wohl nur in der Weiſe erklären, daß in der Weſtſchweiz ein Volksſtamm von ausgeprägterer Eigenart in geſchloſſener Weiſe der neuen Kultur und den neu andringenden Volksſtämmen längere Zeit Widerſtand leiſtete.[35]

Auch in einer älteren *Stufe der neolithiſchen Periode* muß zwiſchen Alpen und Main bzw. Donau eine Zeit lang ein einheitlicher Volksſtamm gewohnt haben, wie die Ausbreitung des Pfahlbauten- oder Michelsberger-Typus zeigt.[36] Dieſes Volk wurde von den Trägern der ſog. Röſſener- und ſpiralkeramiſchen Kultur, die von Norden und Oſten kamen, bis an den Oberrhein zurückgedrängt, hat aber hier von neuem feſten Fuß gefaßt und das Eindringen jener bandkeramiſchen Elemente in die Nordſchweiz völlig zu verhindern gewußt.[37]

* * *

So treffen wir am Ende unſerer ſo lange Zeiträume umſpannenden Betrachtung ganz dieſelbe Erſcheinung, die wir am Ausgangspunkte unſerer Unterſuchung ſo deutlich erkennen konnten, als wir die Alamannen ſich vor den Franken in die Schweiz zurückziehen und hier ein neues Heim gründen ſahen. Und dieſelbe Tatſache, das Zurückziehen der in Südweſtdeutſchland anſäßigen Stämme nach dem Alpenland beim Heranrücken neuer Völkerſcharen aus Weſt, Nord oder Oſt haben wir auch in allen zwiſchenliegenden Perioden immer wieder mehr oder weniger ſicher feſtſtellen können, ſodaß ſich auch für die noch zweifelhaften Fälle wichtige Rückſchlüſſe ergeben.

Wie in jenen unruhigen Zeiten die Ringwälle auf leicht zu verteidigenden Bergeshöhen bei drohender Gefahr ſtändige Zufluchtſtätten für alle in den anliegenden Ebenen und Talweitungen wohnenden Gaugenoſſen bildeten, *ſo war das Alpenland mit ſeinen ſchützenden Bergen und Seen zu allen Zeiten das große refugium für die Stämme, die zwiſchen Donau und Rhein neuen Ankömmlingen weichen mußten.* Aber nur der mutigere und unbeugſamere Teil des jeweiligen Volkes hat ſich in weiterer Ferne neue Wohnſitze zu erobern gewagt, der weniger kühne Teil hat in den nächſten Gebirgen, im Schwarzwald, Odenwald und Taunus oder in den Vogeſen und in der Haardt ſeine Zuflucht geſucht, wo er ſchon wegen der geringen Fruchtbarkeit dieſer Gegenden ſeitens der neuen Herrſcher Duldung fand. Die ganz Schwachen und Kleinmütigen ſind ſogar meiſtens ruhig auf der alten Scholle geblieben, teils als Hörige der neuen Herren, teils um in harter Arbeit weniger fruchtbare Wald- und Dünengebiete zu bebauen, die die Sieger ihnen gerne überließen.

Und wie ſich an den Felswänden der Gebirge durch die allmähliche Schichtenlagerung die Entſtehungsgeſchichte unſerer Mutter Erde ableſen läßt, *ſo ergeben ſich durch das Studium der im Gebirge wohnenden Völkerſtämme tiefe Einblicke in die Schichtung und den Wechſel der Völker nicht nur im Gebirge ſelbſt, ſondern auch in den ſie umgebenden Ebenen, aus denen ſie im Verlauf der Zeiten wie nach einem ehernen Geſetz immer wieder in das Gebirge hineingedrängt worden ſind.*

Anmerkungen

1. Daß ſich unter den „heims“ auch eine Anzahl unechte oder ſekundäre befinden, die alte Namen auf ingen verdrängt haben, iſt wahrſcheinlich, aber nicht in größerem Umfange nachweisbar. Auch unter den Namen der im Mittelalter oder in der Neuzeit eingegangenen Orte, die ſich durch Urkunden oder aus Flurnamen erſchließen laſſen, begegnen uns manche alamanniſche, aber alle zuſammengenommen dürften das angegebene Verhältnis zwiſchen „heim“ und „ingen“ kaum weſentlich verändern. Nachweiſe über die Ortsnamen Rheinheſſens bei K. J. Brilmayer, Rheinheſſen (1904), W. Wagner, die Wüſtungen im Großh. Heſſen III Provinz Rheinheſſen (1865).

2. Vgl. für Bretzenheim Altert. heidn. Vorzeit V. Taf. 4 (S. 13) (L. Lindenſchmit). Mörſtadt: Weſtd. Ztſchr. VI S. 301, VIII S. 265, X S. 395, XI S. 239, XV S. 359 u. ſ. Weinheim: Weſtd. Ztſchr. 1895 S. 370 u. ſ. Wendelsheim: Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 432, Altert. heidn. Vorzeit V. Taf. 47.

3. Über Alzey vgl. Vom Rhein 1906 S. 59 (K. Schumacher). Auch unmittelbar neben dem römiſchen Kaſtelle ſind burgundiſch-alamanniſche Funde gemacht worden (vgl. Mainzer Zeitſchrift I Taf. Va Fig. 9, S. 80, zuſammen mit einem ausgeſprochen germaniſchen Ohrringe. Hangenweisheim: Weſtd. Ztſchr. XXII (1903) S. 416 und Ober-Olm: am Eingang des Ortes bis zur Kirche (vgl. Litteratur zu C. I. L. XIII. 7249) und in der Nähe des „Pfaffenſteins“. Mainz: im Gartenfeld, bei St. Johann, in der

neuen Anlage, am Hauptſtein und im heutigen Friedhof bei der Aureuskapelle (vgl. Lindenſchmit, Handbuch S. 92). Worms: am Liebfrauenſtift und vor dem Andreastor (vgl. Lindenſchmit, Handbuch S. 92, Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 308 u. ſ.).

4. Vgl. Mehlis, die Ausgrabungen des hiſt. Ver. der Pfalz (W. Harſter) 1886 S. 47 (Taf. XII—XVI) und Studien zur älteſten Geſchichte der Rheinlande IX (1886), „Das Grabfeld von Obrigheim“, H. Levy, fränkiſch-alamanniſches Gräberfeld am Birnbach bei Landau in der Pfalz, Pfälziſches Muſeum 1902. Schon Mehlis hat (Ausgrabungen des hiſt. Ver. etc. S. 55) darauf aufmerkſam gemacht, daß die alamanniſchen Friedhöfe ſich durch größere Armut der Beigaben von den fränkiſchen unterſcheiden. „Tatſache iſt, daß die fränkiſch-alamanniſchen Grabfelder, je weiter dieſelben in der Rheinebene nach Süden liegen, um ſo ärmer an wertvollen Beigaben an Schmuck und Waffen werden. Man kann durch eine von Speyer über Haßloch nach Neuſtadt gezogene Linie dieſe ärmere Region abgrenzen von dem nördlich gelegenen, an Gold- und Silberſchmuck, Edelſteinen und wertvollen Waffen reichen Territorium“. Vgl. auch Mehlis, Studien IV (1879) S. 48 f., 61 f. (Gersheim).

5. Zu *Neuenheim* vgl. Altert. heidn. Vorzeit V S. 17 Nr. 92 f. (Lindenſchmit); der Fundort iſt an der Hauptſtraße beim Gaſthaus zum grünen Laub. K. Pfaff, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1901 S. 214, 1904 S. 207. *Trebur, Wenigumſtadt* Alt. h. V. V S. 19—21; (Bretzenheim), *Niederurſel, Stockſtadt* Alt. h. V. 5 S. 12—15 (Lindenſchmit); zu Niederurſel auch F. Quilling, Weſtd. Ztſchr. XXI, S. 1 f. *Koſtheim* Alt. h. V. I. 6. VIII 1—3 u. ſ. (vgl. Worms Alt. h. V. I. 8. VII. 1). *Wiesloch:* Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 205 (K. Pfaff und W. Schnarrenberger, der Kraichgau in alamanniſch-fränkiſcher Zeit (1902) S. 15 f. *Bruchſal:* W. Schnarrenberger a. o. S. 11, Schliz, Fundber. a. Schwaben XI (1903) S. 41.

6. *Sindlingen* Naſſ. Annalen 29 (1897/98) S. 5 f. (F. Quilling). Das Gräberfeld von Sindlingen beginnt wie das von Sprendlingen in Rheinheſſen in der Hauptſache erſt im VI. Jahrh., gehört alſo fränkiſcher Zeit an. Da nun die Endung „ingen“ auf eine vorfränkiſche Gründung hinweiſt, iſt an beiden Orten der alamanniſche Friedhof noch zu ſuchen. Intereſſant iſt ein Vergleich mit dem Grabinventar des im altalamanniſchen Lande gelegenen Sindelfingen (nach Schliz, Fundber. a. Schwaben XI S. 46, V.—VII. Jahrh.). *Büttelborn:* Weſtd. Ztſchr. XV S. 353, XX S. 324, XXIII S. 340, XXIV S. 350 u. ſ. *Kirchheim* b. Heidelberg: Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 203 f. (K. Pfaff). *Wieſenthal:* K. Wilhelmi, Beſchreibung der alten deutſchen Todtenhügel bei W. 1838, Schliz, Fundber. a. Schwaben XI S. 60, E. Wagner, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 1—5. *Eichtersheim:* Veröff. d. Karlsruher Sammlungen II (1899) S. 85—89 (E. Wagner), Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 206 (K. Pfaff).

7. Ber. des hiſt. Ver. Heilbronn Heft VII „der Anteil der Alamannen und Franken an den Grabfeldern des frühen Mittelalters im Neckargau.“ Fundber. a. Schwaben XI (1903) S. 21—62, „die alamanniſchen Grabfelder des Schwabenlands in ihrer Stellung zur germaniſchen Kunſtübung des frühen Mittelalters.“ Vgl. auch K. Weller, die Beſiedelung des Alamannenlandes (Württ. Vierteljahrh. N. F. VII, 1898).

8. Vgl. F. Baumann, „die alamanniſchen Siedelungen in Raetia II a“, Ztſchr. d. hiſt. Ver. f. Schwaben und Neuburg 1875 S. 172 f., A. Schiber, die fränkiſchen und alamanniſchen Siedelungen in Gallien, beſonders in Elſaß und Lothringen (1894) S. 40, A. Schliz, Fundber. a. Schwaben XI (1903) S. 23 u. a.

9. A. Schiber a. o. S. 20 f., Naſſ. Annalen 29 (1897/98) S. 48 f. (F. Quilling).

10. Vgl. G. Koſſinna, Ztſchr. f. Ethnologie 1905 S. 406 und L. Wilſer, Vom Rhein 1906 S. 37.

11. *Finthen:* anno 893 Fontheim (ad fontes?), vgl. Ztſchr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Geſch. u. Alt. I S. 210 (Klein); *Bretzenheim:* anno 754, 773, 777 villa Brittanorum (Lehne, geſ. Schriften III S. 85 f., Ztſchr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Geſch. I S. 328 etc.). *Pfeddersheim:* 763 Paterni villa (Adamy, fränk. Torhalle und Kloſterkirche zu Lorſch (1891) S. 43 Ankg. 3). *Ockenheim:* in karolingiſchen Urkunden Ucenium (Ztſchr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Geſch. I S. 289). *Kempten:* 800, 858 Chamund, Capmunte, Cambomunt? vgl. Kramer, rheiniſche Ortsnamen S. 80.

12. Der in einer Villa bei Gondelsheim in Baden gemachte Kellerfund mit ſeinen eigenartig bemalten Gefäßen (Veröff. d. Karlsruher Sammlungen III (1902) S. 41 f., Corrbl. d. Geſ. Ver. 1901 S. 199 f., K. Schumacher) gehört auch in die Zeit um die Mitte des dritten Jahrhunderts, alſo in die Zeit, als der Limes geräumt wurde. Ähnliche aufgemalte Bäumchenmuſter zeigt ſchon eine Urne aus Heddernheim im Muſeum zu Frankfurt, die ſpäteſtens hadrianiſcher Zeit angehört. — E. Fabricius (Hiſt. Ztſchr. 98 3 F. 2. Bd. S. 26) iſt allerdings der Meinung, daß die ſeit Alexander Severus regelmäßig mit Grundſtücken ausgeſtatteten Grenztruppen zäher an dem ihnen geſchenkten Boden als am Reiche feſthielten. „Jedenfalls iſt keiner einzigen Kohorte, keiner Ala, keinem Numerus, ſo nahe auch für manche von ihnen namentlich in Ratien das ſchützende Stromufer war, der Rückzug über den Rhein oder über die Donau gelungen.“ Indeſſen habe ich in den Dutzenden von Meierhöfen, die ich im Limesgebiet teils völlig ausgegraben teils angeſchürft habe, auch keinen einzigen Scherben ſpätrömiſcher Zeit erhoben, wie ſie ſich im linksrheiniſchen Gebiet faſt in jeder villa ruſtica finden. Über die Wetterauer Villen vgl. G. Wolff, Bericht über die Fortſchritte der röm.-germ. Forſchung im Jahre 1905 S. 77.

13. Vgl. Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXI (1902) S. 10. („Als Scheinrömer führen denn auch der explorator und ſein Bruder römiſche Namen, während der Vater auf gut ſchwäbiſch Berus heißt“ (v. Domaszewski).

14. Vgl. die Gräberfunde Altert. heidn. Vorzeit V. Taf. 6 (Lindenſchmit), Fundber. a. Schwaben XII (1904) S. 11, am Wartberg bei Heilbronn (A. Schliz). Die Funde von Hochſtetten (Veröff. d. Karlsruher Sammlungen III (1902) S. 44 gehören zum großen Teil der erſten Hälfte des I. Jahrh. an, nicht dem III.—IV. Jahrh. (vgl. die neuen Funde von Hüfingen). Daß die Maſſe der wohlhabenderen römiſchen Bevölkerung aus den rechtsrheiniſchen Landen nach dem Fall des Limes abgezogen iſt, beweiſt auch die Seltenheit römiſcher Skeletgräber und Sarkophage in jenem Gebiet, die (abgeſehen von dem rechtsrheiniſchen Vorlande, Wiesbaden, Kaſtel, Koſtheim uſw.) bis jetzt hier nur ganz vereinzelt gefunden ſind, während ſie jenſeits des Rheins faſt bei jeder bedeutenderen

Anſiedlung in größerer Zahl zum Vorſchein kamen (in Rheinheſſen Sarkophage z. B. nicht blos bei Worms, Mainz, Bingen, Alzey, ſondern auch bei Nierſtein, Bretzenheim, Klein-Winternheim, Wolfsheim, Wendelsheim, Hohenſülzen etc.).

15. Vgl. auch G. Wolff, Weſtd. Ztſchr. II (1883) S. 425 f. und heſſ. Quartalbl. N. F. I S. 602 f. („Die Bevölkerung des rechtsrheiniſchen Germaniens nach dem Untergang der Römerherrſchaft") u. A. Rieſe, „die letzten Zeiten der Römerherrſchaft in den Rheinlanden" (heſſ. Quartalbl. N. F. I S. 412 f., mehr für das linksrheiniſche Gebiet). Beſonders beachtenswert iſt die Notiz Wolffs (l. c. S. 603), daß in Groß-Krotzenburg und Miltenberg im Schutte älterer römiſcher Gebäude und an mehreren Stellen dicht beim Kaſtell römiſche Brandgräber mit ſehr ärmlichem Inhalte ſich fanden, welche von Galloromanen aus der Zeit unmittelbar nach der Eroberung herrührten. Vgl. jetzt auch G. Wolff im Bericht über die Fortſchritte der röm.-germ. Forſchung im Jahre 1905 S. 78. (Germaniſche Skeletgräber in römiſchen Ruinen ſind dagegen bekanntlich nichts ſeltenes, ſo in Oſterburken, Heidelberg-Neuenheim, Ladenburg etc.). Auch die Bemerkung Wolffs, daß in der Wetterau die auf alamanniſche Zeit zurückgehende Zuſammenſetzung mit wille, wilre, weiler ſich namentlich da finde, wo einſt römiſche Villen geſtanden haben, kann ich für Baden und Heſſen durch Dutzende von Beiſpiele beſtätigen. Auch der häufige Flurnamen „Weiler" knüpft ſich meiſtens an römiſche Ruinen.

16. Vgl. F. Baumann, Forſchungen zur ſchwäbiſchen Geſchichte S. 495 f. A. Schulte, Ztſchr. f. Geſchichte des Oberrheins 1889 S. 300 f. Über die Verhältniſſe an der Donau vgl. J. Jung, Römer und Romanen in den Donauländern, Innsbruck 1877, beſonders S. 179 f.

17. Vgl. F. Dahn, Urgeſchichte d. german. u. roman. Völker II (1881) S. 278 f.

18. Vgl. F. Falk, das erſte Jahrtauſend chriſtlicher Bau- und Kunſttätigkeit in Mainz, Annalen d. Ver. f. Naſſ. Altertumskunde XII (1873) S. 1 f., C. Hegel, Verfaſſungsgeſchichte von Mainz im Mittelalter (1882) S. 5 f., A. Rieſe, heſſ. Quartalbl. N. F. I S. 414 f.

19. Z. B. in der Villa bei Dautenheim bei Alzey fanden ſich ſigillata-Scherben mit dem bekannten „Schachbrettmuſter" konſtantiniſcher Zeit, auch mit einer Münze, wahrſcheinlich des Valentinianus, vgl. Vom Rhein 1906 S. 47 (Curſchmann). Auch in einer neuerdings von Pfarrer Schlunk bei Engelſtadt (Kr. Bingen) entdeckten Villa am Mainzer Weg wurden in meiner Gegenwart dieſelben Scherben erhoben (über den Ziegelwieſen auf dem Pfarrklauer), wie ſie auch in dem ſpätrömiſchen Kaſtell bei Alzey zahlreich zum Vorſchein gekommen ſind, ebenſo in der Villa bei Wachenheim (Vom Rhein 1906 S. 53).

20. Z. B. vom „Kloſter" bei Regulshauſen, nördlich von Oberſtein (Scherben im Muſeum zu Birkenfeld). Vgl. auch F. Back, röm. Spuren und Überreſte im oberen Nahegebiet 1891 S. 62 f. u. ſ. Über Befeſtigungen in den Vogeſen und in der Haardt vgl. Bonn. Jahrb. IV (1844) S. 1 f. (J. Schneider), derſelbe: Beiträge zur Geſch. d. röm. Befeſtigungsweſens auf der linken Rheinſeite, insbeſondere der alten Befeſtigungen in den Vogeſen (Trier 1844) u. ſ., wenn auch die wenigſten der dort genannten Befeſtigungen römiſch ſein dürften. Ferner de Morlet, notice sur quelques monuments de l'époque galloromaine trouvés sur les sommites des Vosges, bull. d. l. soc. p. l. conservation d. mon. hist. en Alsace 1863. Vgl. auch v. Cohauſen, d. Befeſtigungsweſen der Vorzeit und des Mittelalters (1898) S. 43 f.

21. Vgl. O. Hirſchfeld, Sitzungsber. d. Berliner Akademie 1896 S. 453 f., v. Domaszewski, Weſtd. Ztſchr. XXI (1902) S. 203 (C. I. L. XIII 6607 (K. Zangemeiſter), O. Bremer, Ethnographie der germaniſchen Stämme S. 37, 58.

22. Wenn B. Nieſe, Zeitſchrift für deutſches Altertum 1898 S. 142 f. die Volcae am hercyniſchen Walde ganz und gar der Fabel zuweiſt, ſo ſcheint er mir doch zu weit zu gehen. Das zahlreiche Vorkommen von Volcae-Münzen in dieſem Gebiete kann allerdings nur mit Vorſicht gegen ihn zu Felde geführt werden (vgl. Lothring. Jahrbüch. 1902 S. 187 f. (Forrer), Fundber. a. Schwaben XII (1904) S. 69 f. (F. Hertlein).

23. Vgl. F. Dahn, Urgeſchichte d. german. u. roman. Völker III (1883) S. 15 f., A. Bacmeiſter, alemanniſche Wanderungen, beſonders S. 93 f., A. Birlinger, Rechtsrheiniſches Alamannien (1890) S. 11 uſw. Über die galliſch-römiſche Miſchkultur vgl. z. B. J. Asbach, zur Geſchichte und Kultur der röm. Rheinlande (1902) S. 3 f.

24. Vgl. C. I. L. XIII 6610 und 6402, 6604, 6605, Fabricius, die Beſitznahme Badens durch die Römer (1905) S. 20 f. und hiſt. Zeitſchr. 98 3 F. 2 Bd. S. 17. Die Vermutung von Fabricius, daß das Gelände zu beiden Seiten der inneren Limeslinie vom Main bis zum Neckar zur Zeit der Beſetzung durch die Römer ſo gut wie unbewohnt war, dürfte bei der Unfruchtbarkeit dieſer Gegend (roter Sandſtein) ſowie bei dem Mangel faſt aller vorrömiſcher Siedelungsſpuren das Richtige treffen. Dagegen war das fruchtbarere Gelände des äußeren Limeszuges von Miltenberg über Walldürn-Oſterburken-Jagſthauſen nach mehrfachen vorrömiſchen Fundſtellen ohne Zweifel beſiedelt, wenn auch nicht gerade ſehr dicht.

25. Veröff. d. Karlsruher Sammlungen II (1899) S. 75—84 (K. Schumacher).

26. F. Quilling, die Nauheimer Funde (Frankfurt 1903).

27. Mit Recht hat E. Fabricius auch aus Cäſars Bericht geſchloſſen, daß das Gebiet Arioviſts im unteren Elſaß und in der Pfalz lag (Beſitznahme Badens S. 11). Vgl. auch O. Bremer, Ethnographie der Germaniſchen Stämme (1900) S. 61.

28. Vgl. auch Mainzer Zeitſchrift I S. 34 Anmkg. 13.

29. Reilingen: Heidelberger Zeitung 1901 Nr. 175/76 (K. Pfaff). Hochſtetten bei Breiſach: Prähiſt. Blätter XI (1899) S. 68 (K. Gutmann).

30. Vgl. Bericht über die Fortſchritte der röm.-germ. Forſchung im Jahre 1904 (Frankfurt 1905) S. 11, für 1905 S. 20 f. (K. Schumacher).

31. Zangemeiſter C. I. L. XIII 2 p 231, vgl. auch M. Bang, d. Germanen im röm. Dienſt bis zum Regierungsantritt Conſtantins I (1906) S. 9, 101 u. ſ. Vgl. die vex(illatio) Sueborum Lon. Gor(dianorum) Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XII S. 184.

32. Sind auch Beiſpiele dieſer polychromen Art vereinzelt noch nördlich des Mains zum Vorſchein gekommen, wie im Hunsrück, um das Neuwieder Becken, im Lahntal bei Gießen und Wetzlar-Braunfels, im Rhöngebiet,

ja noch am Niederrhein im Siegkreis, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß dies nur letzte Ausſtrahlungen eines Kulturkreiſes ſind, der in ausgeprägterer Weiſe ſich ſogar auf das Gebiet ſüdlich der Linie Hagenau-Raſtatt-Ulm beſchränkte. Vgl. auch den Jahresbericht des R.G.C.-Muſ. 1903/04, Mainzer Zeitſchrift I S. 2 und Bericht über die Fortſchritte der röm.-germ. Forſchung im Jahre 1905 (1906) S. 16 f. (K. Schumacher).

33. Wenn Hörnes (Archiv f. Anthropologie III (1905) S. 280 Anmkg. 1) ſchreibt „Schumachers hypothetiſche Anknüpfung an die polychrome Keramik von Eſte uſw. iſt nicht ſtichhaltig, da die Gefäßformen und Muſter der letzteren ganz andere ſind," ſo hat er inſofern völlig Recht, daß die nordalpine bunte Gefäßgattung nicht direkt aus der euganeiſchen entſtanden ſein kann. Dagegen möchte ich den indirekten Zuſammenhang immer noch feſthalten und annehmen, daß beide Gruppen von einem gemeinſamen, weiter nach (Süd)-Oſten liegenden Centrum, etwa der noch wenig erforſchten dalmatiniſchen Küſte, ausgegangen ſind (vgl. auch Bericht über die Fortſchritte der röm.-germ. Forſchung im Jahre 1905 (1906) S. 17). Die Euganeer-Veneter gehören bekanntlich auch dem illyriſchen Sprachſtamme an.

34. Vgl. meine Ausführungen Altert. heidn. Vorzeit V. Taf. 32, 40 und Corrbl. d. Geſ. Ver. 1906 S. 414. Daß dieſe ſchlechtgebrannten Tongefäße, ähnlich wie die mykeniſchen oder griechiſchen Vaſen, mit Firnißtechnik weithin verſchickt worden ſein ſollen, kann ich nicht glauben. Andererſeits iſt dieſe Gefäßſchnitzerei ähnlich wie die Polychromie der Hallſtatt-Keramik etwas derartig eigenes, daß ſie ſchwerlich an den verſchiedenen Orten unſeres Gebietes unabhängig von einander entſtanden iſt, zumal ſie überall an dieſelben eigenartigen Gefäßformen gebunden iſt. Wenn wir nun in hiſtoriſcher Zeit deutlich ſehen, wie gewiſſe Gefäßformen der Alamannen ſich von denen der Franken, oder ſolche der Gallier von denen der benachbarten Germanen unterſcheiden, warum ſollen wir für weiter zurückliegende Zeiträume nicht ähnliches annehmen? Die gewöhnlichen Formen der Keramik dürfen für ſolche ethnologiſche Schlüſſe natürlich nur mit größter Vorſicht herangezogen werden.

35. Auch die naturwiſſenſchaftliche Forſchung kann zur Löſung dieſer Fragen beitragen. So ſind in gewiſſen Walliſer Tälern noch heute Haustierformen vorhanden, die man ſonſt in der Schweiz nicht mehr antrifft, wie die ſog. Eringer Rindviehraſſe und eine eigentümliche Ziegenart des Oberwallis, welche ſich mit den Reſten des liguriſchen Volkes in dieſes Bergland zurückgezogen haben könnten (vgl. J. Heierli, Urgeſchichte der Schweiz 1901 S. 326 f.).

36. Zu den Corrbl. d. Geſ. Ver. 1906 S. 410 f. von mir aufgeführten Fundſtellen iſt neuerdings eine wichtige von Groß-Umſtadt im Odenwald gekommen (vgl. heſſ. Quartalbl. IV (1906) S. 20—25 (B. Müller), die auch die charakteriſtiſchen Tulpenbecher ergeben hat. Sie zeigt, daß dieſe Pfahlbautenkultur nicht blos längs des Rheintals vorgedrungen iſt (die nördlichſte Fundſtelle iſt bis jetzt bekanntlich bei Urmitz), ſondern auch das Binnenland zwiſchen Neckar und Main erobert hat.

37. Die Grenzen zwiſchen der neolithiſchen Pfahlbauten- und der bandkeramiſchen Kultur ſind noch genauer feſtzuſtellen. Im Rheintal ſind die ſüdlichſten Fundſtellen des Röſſener-Typus in Baden bis jetzt bei Gondelsheim (Veröff. d. Karlsruher Sammlungen III S. 32), im Elſaß bei Egisheim bei Kolmar (Gutmann, Mitt. d. Geſ. f. Erf. d. geſch. Denkmäler im Elſaß XX (1899) S. 14*), die der Spiralkeramik in Baden am Kaiſerſtuhl, im Elſaß in der Gegend von Straßburg feſtgeſtellt (vgl. Bericht über die Fortſchritte der röm.-germ. Forſchung im Jahre 1905 S. 8). Auch wie weit der ſüdweſtdeutſche neolithiſche Pfahlbautentypus in der Schweiz nach Süden reichte, iſt noch nicht genau ermittelt.



Merowingische Fibel aus den Rheinlanden
im Besitz des Röm.-Germ. Centr.-Museums

IV

Die im Jahre 1906 gefundenen römischen Inschriften und Skulpturen

von K. Körber

(mit 26 Abbildungen nach Zeichnungen v. Hch. Wallau u. nach Photographien v. E. Neeb u. K. Körber)

I. Grabdenkmäler

1 *Grabſtein des L. Cornelius Colinus.* Gef. 1906 in Weiſenau gegenüber dem öſtlichen Ende der Friedhofsſtraße, wo der inzwiſchen verſtorbene Bauunternehmer Enders einen hohen Rain abgraben ließ, um aus der gewonnenen Erde Backſteine zu brennen. Hier führte eine römiſche Straße vorüber, an der ganz in der Nähe jetzt und ſchon früher (vgl. Lindenſchmit, Weſtd. Ztſchr. XXIII S. 363 f.; Becker, Verzeichn. d. röm. Inſchr. Nr. 234; Körber, Nachtr. IV Nr. 6) römiſche Gräber aufgedeckt wurden. — Kalkſtein. H. 1,24 m, Br. 46 cm, D. bis 23 cm. — Das Giebeldreieck, mit dem der Stein oben abſchließt, ſchmückt eine Roſe; an ſeine Seiten ſind ſchmale ſtumpfwinkelige Dreiecke angelegt mit Akroterien in je zwei Windungen. An manchen Stellen ſind noch Reſte des weißen Stuckes erhalten, mit dem der Stein überzogen war; von der roten Farbe, mit der die Buchſtaben jedenfalls ausgemalt waren, iſt nichts mehr ſichtbar.

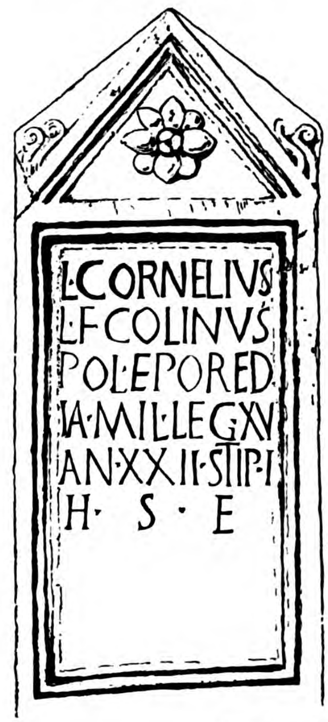


Abb. 1, 1 : 10

L(ucius) Cornelius L(ucii) f(ilius) Colinus Pol(lia tribu) Eporedia, mil(es) leg(ionis) XV an(norum) XXII stip(endii) I, h(ic) s(itus) e(st).

„Lucius Cornelius Colinus, des Lucius Sohn, aus der Tribus Pollia, gebürtig aus Eporedia (j. Ivrea an der Dora Baltea in Oberitalien), Soldat der fünfzehnten Legion, der 22 Jahre alt und eines im Dienſt geweſen, liegt hier begraben.“

Z. 1 ſteht *Colinus* für *Collinus*. Ritterling macht mich darauf aufmerkſam, daß dieſer ſonſt ſeltene Name nicht ſehr weit von Eporedia, in Vercelli, nachweisbar iſt (CIL. V 6682). — Z. 4. Die *legio XV Primigenia,* an die man zunächſt denken wird, wurde (nach Ritterling, de leg. Romanorum X gemina, S. 81 ff.) um 43 von Claudius gebildet und lag dann in Bonn und Köln, bis dieſes im J. 50 zur römiſchen Bürgerkolonie erhoben wurde. Dann kam ſie nach Vetera. Bei den engen Beziehungen, in denen die beiden germaniſchen Heeresbezirke zu einander ſtanden, iſt es zwar nicht auffallend, wenn einmal ein Angehöriger des untergermaniſchen Heeres in oder bei Mainz ſtarb, aber es läßt ſich nicht leugnen, daß der Stein nach Schrift und Verzierungsweiſe noch ganz denjenigen der Juliſchen Zeit gleicht. Darum wird v. Domaszewski recht haben, wenn er an die *legio XV Apollinaris* denkt, die ja zweifellos ſchon unter Auguſtus beſtanden hat. Er ſchreibt mir darüber: „Hier iſt endlich der Beweis, daß vor dem illyriſchen Aufſtand (6—9 n. Chr.) die *legio XV Apollinaris* in Mainz ſtand. Das oberrheiniſche Heer beſtand damals aus der XIII—XVI Legion, das niederrheiniſche aus der XVII—XX. Die XX iſt dann auch nach der Varusſchlacht wieder an den Niederrhein gekommen, die XV iſt in Illyricum geblieben.“ Freilich muß man auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die ſechzehnte Legion gemeint war, die bis 43 n. Chr. in Mainz ſtand. Dann läge ein Verſehen des Steinmetzen vor, das nachher vielleicht dadurch wieder gut gemacht wurde, daß die fehlende I auf dem Rande — denn auf dem eingerahmten Inſchriftfelde iſt kein Platz — aufgemalt war (einen ganz ähnlichen Fall weiſt mir Schumacher nach: CIL. XIII 6306).



Abb. 2

1 : 10

2 *Bruchſtück eines Grabſteines.* Gef. am 1. Nov. 1906 am Ernſt-Ludwig-Platz bei Anlage des Stollens, der Juſtizpalaſt und Arreſthaus unterirdiſch miteinander verbinden ſoll. Kalkſtein. H. 15 cm, Br. 16 cm, D. 6 cm. Das Bruchſtück iſt offenbar von einem Grabſtein der *Frühzeit* abgeſplittert, wie Material und Buchſtabenform beweiſen. Erhalten iſt ganz oder teilweiſe die Buchſtabengruppe . . . . *nus* und darunter und darüber geringe Reſte.

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXV S. 166.

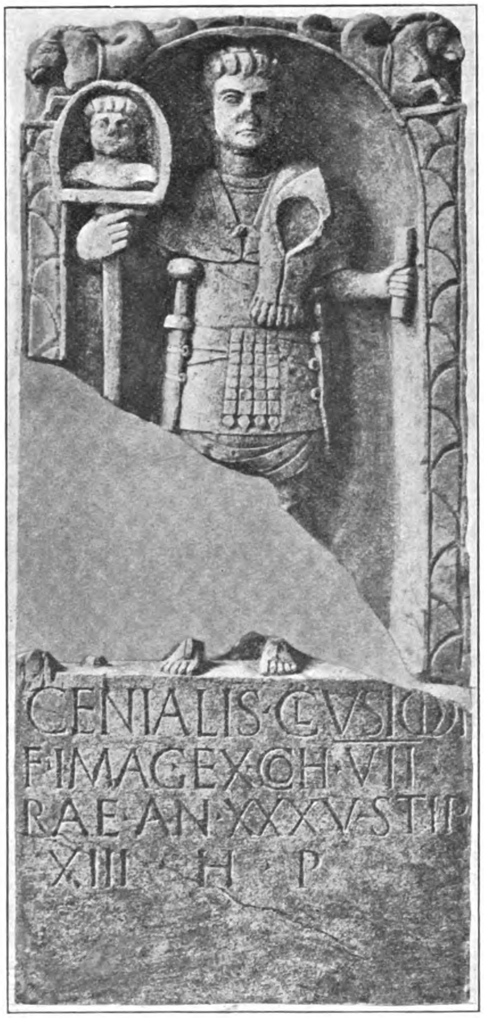


Abb. 3, 1 : 10

3 *Grabſtein des Cenialis* (*Genialis*). Gef. wie Nr. 1. Der Stein iſt leider ſchon in alter Zeit in Stücke zerſchlagen worden, von denen bis jetzt nur zwei, die keinen genauen Anſchluß haben, zu Tage kamen. Doch hat es ſich glücklich gefügt, daß nicht nur die faſt unverletzte Inſchrift, ſondern auch von der Skulptur alle weſentlichen Teile erhalten blieben. Außerdem beſteht die Hoffnung, daß das Fehlende noch nachträglich gefunden wird. — Kalkſtein. Das untere Stück mit der Inſchrift und den Füßen des dargeſtellten Mannes iſt 83 cm hoch; das obere mit dem größeren Teil des Bildes iſt rechts 50 cm, links 1 m hoch. Da auf dieſem oberen Stücke rechts unten gerade noch der Apex des wahrſcheinlich überhöhten I am Ende von CLVSIODI ſichtbar iſt, ſo iſt die urſprüngliche Höhe des ganzen Grabſteines auf ungefähr 180 cm zu berechnen. Breite und Dicke ſind nicht überall ganz gleich; jene beträgt ungefähr 64 cm, dieſe ungefähr 18 cm. — Dargeſtellt iſt, wie die Inſchrift uns zeigt, ein *imaginifer,* d. h. ein Träger des Kaiſerbildes, bei der ſiebenten Kohorte der Raeter. Faſt wie der ſog. Apollo von Tenea und ähnliche Figuren der archaiſchen Kunſt ſteht er, wie ſich aus der Stellung der Füße ergibt, ſtramm und gerade auf beiden Sohlen ohne Betonung von Stand- und Spielbein. Mit der Rechten aber trägt er das Kaiſerbildnis, bei deſſen roher Ausführung man natürlich keine Porträt-Ähnlichkeit erwarten darf. Es iſt ein Bruſtbild. Das Geſicht iſt ſehr in die Breite gezogen, was durch die abſtehenden Ohren noch auffallender wird. Die Haare hängen in einzelnen breiten Strähnen ins Geſicht und die Augen ſind weit geöffnet. Die Büſte iſt von einem niſchenartigen Gehäuſe umgeben, das nach oben in einem Bogen abſchließt, der durch eine zapfenartige Einkerbung in der Mitte geteilt iſt. Die Stange, woran es getragen wird, reicht bis auf den Boden, wo noch ein Reſt erhalten iſt. Die Linke hält, wie ſo häufig auf Grabſteinen, eine Rolle, deren Bedeutung noch nicht geſichert iſt.

Cenialis (Genialis) ſelbſt, deſſen Kopf vom Künſtler ähnlich — nur nicht ſo breit — gebildet iſt wie der des Kaiſers, iſt mit einem eng anliegenden, am Hals durch zwei Streifen verzierten Lederkoller, der *lorica,* bekleidet, die ebenſowenig wie es auf den anderen Grabſteinen der Rheinlande der Fall iſt, durch Metallſchuppen oder Metallringe verſtärkt iſt.[1]) Daher liegen auf den dem Hieb beſonders ausgeſetzten Schultern zu ihrem beſſeren Schutz noch breite Lederkappen mit umgeſchlagenem Rande;[2]) ſie laufen nicht in Streifen aus, wie es ſonſt wohl, um die Bewegung der Arme zu erleichtern, der Fall iſt. Dagegen ſind ſie ausnahmsweiſe auf der Bruſt zuſammengeneſtelt, wie es ſcheint, mit einer Metallſpange eigentümlicher Art. Auf der linken Schulter liegt der Helm. Der Künſtler hat ihn nicht am Kopf angebracht, weil dieſer ſonſt zu ſehr verdeckt worden wäre. Aus einem ähnlichen Grund iſt die eine Seite, die obere, am Hals anliegende, verkürzt worden. Auch auf den Grabſteinen der Fahnenträger der 14. Legion, die ſich in unſerem Muſeum befinden, ſind die

1) Einige rheiniſche Denkmäler, z. B. der Bonner Grabſtein des Pintaius (Abb. bei Lehner, das Provinzialmuſeum in Bonn, Taf. VI 4, und deutlicher bei Lindenſchmit, Tracht u. Bewaffn. Taf. III 2) und der Mainzer Grabſtein des Muſius (Abb. bei Lindenſchmit a. a. O. Taf. II 1) zeigen einen Ringpanzer unter dem Lederkoller. Daß es in der Tat ein Ringpanzer, *lorica hamata,* iſt und nicht etwa ein dicker wollener Wams, wie man auch geglaubt hat, beweiſt die ganz entſprechende Kriegstracht im Mittelalter, auf die mich Lindenſchmit aufmerkſam macht. Man vergleiche nur die gothiſchen Reliefs vom Mainzer Kaufhaus, abgeb. in der Zeitſchrift des Vereins zur Erforſchung der rheiniſchen Geſch. u. Altert. Bd. IV Taf. III—V (zu Schrohe's Aufſatz). Auch wäre es wohl zuviel verlangt, daß die *fabri,* die das Bild ihres verſtorbenen Kameraden in den Stein meißelten, Wolle und Leinen, dicke und dünne Stoffe anders als etwa durch die Anordnung der Falten hätten darſtellen ſollen.

2) Der für dieſes Schulterſtück übliche Name *humerale* iſt, wie mir v. Domaszewski mitteilt, nicht richtig; die Stelle Dig. 49, 16, 14, wo letzteres mit Strümpfen zuſammen genannt wird *(si miles tibiale vel humerale alienavit),* beweiſt, daß es ein Halstuch war.

Helme, anſcheinend Maskenhelme, über der linken Schulter dargeſtellt. Nach Vegetius tragen alle Fahnenträger ***galeas ad terrorem hostium ursinis pellibus tectas***, wie es am beſten ſichtbar iſt auf dem Grabſtein des Pintaius. Darnach wird man annehmen dürfen, daß die ſcheinbaren Franzen an den herunterhängenden Bändern als Bärenklauen zu deuten ſind. Sie hingen, wenn der Mann den Helm auf dem Kopfe trug, über die Bruſt herab. Die Oberfläche des Helmes iſt durchaus glatt gearbeitet, ohne jede Andeutung von Haaren der Tierhaut; der dreieckige Stirnſchild aber zeigt, daß das Fell oder wohl richtiger das Leder über einen Metallhelm gezogen war, wie es ja auch der angezogenen Vegetiusſtelle und der Darſtellung auf dem Grabſtein des Pintaius entſpricht. Doch ſieht man nirgends die Verſchiedenheit der beiden Stoffe irgendwie hervorgehoben. Durch die Geſichtsöffnung des Helmes wird noch ein Teil der Schulterkappen ſichtbar, auf dem an dieſer geſchützten Stelle noch beſonders viel von der roten Farbe ſichtbar iſt, mit der der Koller bemalt war. Wären, wie man vielfach glaubt (z. B. v. Domaszewski bei H. Hofmann, röm. Militärgrabſteine der Donauländer, S. 31, Anm. 85) auf dem Lederpanzer Metallſchuppen durch Bemalung angegeben geweſen, ſo müßte man ſie hier ſehen.[3] Die beiden G ü r t e l ſind faſt nur durch Umrißlinien angedeutet. Wie bei römiſchen Soldaten gewöhnlich, hängt das S c h w e r t auf der rechten Seite. Bei gemeinen Soldaten konnte es hier der nicht beſchildeten Seite einigen Schutz gewähren und bei ſeiner Kürze doch leicht aus der Scheide gezogen werden. Durch ihre Farbloſigkeit heben ſich beim Schwert wie beim Dolche die beiden Metallbänder deutlich ab von dem rot gefärbten Leder der Scheide; auch die daran befindlichen Ringe ſind bei beiden Waffen deutlich ſichtbar, ohne daß ſich die Art ihrer Befeſtigung am Gürtel erkennen ließe. Der Griff iſt der typiſch-römiſche, doch iſt er zwiſchen dem kugelförmigen Knauf und dem gewölbten Bügel glatt (im Durchſchnitt ſechseckig) und nicht wie gewöhnlich zum beſſeren Feſthalten mit drei Rippen verſehen. Die Spitze iſt abgebrochen. Der D o l c h entſpricht in der Form ſo genau den beiden Dolchen und der Scheide, die im Winter 1898/99 in der Emmeransgaſſe zu Mainz gefunden wurden (Abb. zu Lindenſchmit, W. Z. XVIII S. 399), daß dieſe als Modell gedient haben könnten: ganz gleich iſt der etwas gebogene Umriß der Klingen und Scheiden, gleich die Griffbildung mit der Anſchwellung in der Mitte und ſogar die drei Nietenköpfe am oberen Ende ſind oder vielmehr waren vorhanden; jetzt ſind die beiden äußeren abgebrochen. Von dem oberen Rande des einen der beiden Gürtel hängt wie gewöhnlich ein S c h u r z aus Riemen — hier ſind es deren vier — herab. Sie dienen zum Schmuck und auch zum beſſeren Schutz des Unterleibes und ſind zu dieſem Zweck mit runden oder viereckigen Metallplättchen beſchlagen; unten laufen ſie in kleine Anhängſel aus. Unter dem Lederwams ſchaut die bogenförmig geſchürzte Tunika hervor. Die Beine, deren Oberſchenkel viel zu kurz geraten ſind, wie man an dem erhaltenen Knie ſieht, waren nackt. An den Füßen deuten die über den Reihen herablaufenden Riemen, die ſonderbarer Weiſe über der zweiten Zehe zu endigen ſcheinen, auf das Vorhandenſein von Sandalen.

Die ganze Figur unſeres Kaiſerbildträgers ſteht in hoch erhabener Arbeit in einer Niſche, an deren Wölbung man noch deutlich die roten Streifen ſieht, durch die wie auf dem Mainzer Grabſtein des Silius die Rippen einer Muſchel nachgeahmt werden ſollten; auf anderen Grabſteinen ſind ſie noch plaſtiſch ausgeführt, z. B. auf dem in Bingerbrück gefundenen des Annaius (j. in Kreuznach). Die Ränder der Platte werden von einer Art Blätterſtab gebildet, auf dem oben zwei nach auswärts ſchauende Seepferdchen angebracht ſind.

Von Farben iſt auf unſerem Stein nur die rote erhalten gegenüber dem großen Farbenreichtum, den wir auf dem Siliusſteine wahrnehmen (ſ. Lindenſchmits Aufſatz darüber im nächſten Hefte) etwas auffallend. Rot iſt außer den erwähnten Streifen in der Niſche alles Lederzeug, namentlich am Schwert und Dolch, ſowie am Koller und Helm. Ob noch andere Farben verwendet waren, iſt zweifelhaft.

Die Inſchrift ſteht ohne alle Umrahmung unmittelbar unter der Skulptur. Sie lautet: *Cenialis Clusiodi f(ilius) imag(inifer) ex coh(orte) VII Rae(torum) an(norum) XXXV stip(endiorum) XIII. H(eres) p(osuit).* „Cenialis, des Cluſiodus Sohn, Träger des Kaiſerbildes in der ſiebenten Kohorte der Räter, 35 Jahre alt, 13 im Dienſt (liegt hier begraben). Sein Erbe ſetzte (dieſen Stein).“

Z. 1 a. A. ſteht C jedenfalls für G, wie öfter. — Einen *imaginifer* — unter Umſtänden auch mehrere — hatte jede Legion und auch jede Kohorte der Bundesgenoſſen, bei der die *imago* gewiſſermaßen das *ſignum cohortis* bildete, da die Kohorte neben den taktiſchen Fahnen der einzelnen Manipel als Ganzes in der Kaiſerzeit wahrſcheinlich kein anderes Feldzeichen beſaß (vgl. v. Domaszewski, Die Fahnen im römiſchen Heer, S. 71). Auf unſerem Stein beſitzen wir die e r ſ t e und bis jetzt e i n z i g e bildliche Darſtellung eines wirklichen *imaginifer.* (Der *signifer alae* ſcheint freilich im Grund auch nichts anderes als ein *imaginifer* geweſen zu ſein, doch wurde er nicht ſo genannt. Eine Abb. eines ſolchen aus Hexham in England gibt v. Domaszewski a. a. O. nach Ephem. epigr. VII 995; derſelbe verweiſt auf eine zweite, auf einem Stein aus Watermore in England (CIL. VII 68), auf welchem die *imago* bisher überſehen war.

Die Verehrung des Kaiſerbildes im Legionslager ſcheint ſchon unter Auguſtus aufgekommen zu ſein, wenigſtens iſt ſie bereits zur Zeit des Tiberius üblich; unter Caligula werden auch bereits die kleinen, t r a g b a r e n Bruſtbilder — das ſind die *imagines* im Gegenſatz zu den *statuae* — erwähnt (Tac. ann. IV 2 *facili Tiberio atque ita prono ut . . . colique per theatra et fora effigies eius interque principia legionum sineret;* Sueton, Tib. 65 *Seianum . . . quamvis . . . eius . . . imagines aureas coli passim videret*) wo freilich beide Mal von Seianus die Rede iſt; aber die Ehre, die dem Günſtling zuteil wurde, wird dem Kaiſer nicht verſagt worden ſein. Die *imagines* als Beſtandteile von Feldzeichen laſſen ſich aber erſt aus der Zeit des Gaius Caeſar nachweiſen: Sueton, Calig. 14 *Artabanus . . . . . signa romana Caesarumque imagines adoravit,* wo die Zuſammenſtellung

[3]) Gegen die Annahme aufgemalter Schuppen ſpricht auch der Umſtand, daß die *lorica squamata,* der wirkliche Schuppenpanzer, den man auf den beiden Veroneſer Grabſteinen des Q. Sertorius Festus und L. Sertorius Firmus abgebildet ſieht (ſ. Lindenſchmit, Tracht u. Bewaff. Tfl. I 6 und Tfl. II 2), ſich dadurch ſehr weſentlich von der einfachen Lorica der rhein. Denkmäler unterſcheidet, daß jenem die breiten Schulterſtücke fehlen, die ſich bei dieſer zu finden pflegen, weil ſie hier viel nötiger ſind.

der *imagines* mit den *signa* auf ihre Beschaffenheit hinweist. Vgl. v. Domaszewski, d. Religion des römischen Heeres, Westd. Ztschr. XIV S. 10 f.).

Welcher Kaiser auf unserem Grabstein dargestellt ist, läßt sich, wie gesagt, nicht erkennen, nur daß die Bartlosigkeit auf das erste Jahrhundert hinweist, was nur wenig weiter hilft. So muß man für die Datierung andere Dinge in Betracht ziehen. Die *coh. VII Raetorum* hat leider nicht sehr viele Denkmäler hinterlassen. Die früher in Mainz gefundenen Grabsteine von Soldaten einer Räter- sowie einer Räter- und Vindelicier-Kohorte CIL. XIII 7047 und 7048 gehören schwerlich der siebenten an. Als in Obergermanien stehend wird diese auf den vier Militär-Diplomen der Jahre 74, 82, 90 und 116 erwähnt. Seit Antoninus Pius hat sie zweifellos am Limes gelegen und zwar, wie aus mehreren Inschriften hervorgeht, im Kastell Niederberg bei Ehrenbreitstein. Daß sie in der Claudischen Zeit in Vindonissa war, beweisen nach Ritterling die dort gefundenen Ziegelstempel. Beide Orte gehörten zu Obergermanien, in dessen Hauptstadt Mainz sehr wohl ein Soldat einer dort stehenden Abteilung gestorben sein kann. Freilich wäre es auch möglich, daß die Kohorte in der Julischen oder Flavischen Zeit in Mainz (oder in Weisenau?) gelegen hätte. Jedenfalls führt diese Erwägung nicht zu einem bestimmten Datum. Etwas weiter kommen wir durch Betrachtung der Schrift, die mir wenigstens die Julische Zeit auszuschließen scheint. Noch enger aber werden wir die Entstehungszeit vielleicht begrenzen können, wenn wir auch den künstlerischen Charakter des Bildwerkes in Rechnung ziehen. Das soll bei dem Grabstein Nr. 4 geschehen, der jedenfalls aus derselben Zeit stammt.



Abb. 4, 1 : 10

4 *Grabstein eines unbekannten Soldaten.* Gef. wie Nr. 1 und 3. Kalkstein. H. 95 cm, Br. 53 cm, D. 23 cm. Leider fehlt die untere Hälfte mit den Füßen des dargestellten Mannes und der Inschrift. Das Bild ist dagegen bis auf Kleinigkeiten wohl erhalten, obwohl die Platte bei der Auffindung in mehrere Stücke zerbrochen war. Der Soldat steht in einer dreieckig abschließenden Nische. Er ist, von Schwert und Dolch abgesehen, ohne Waffen dargestellt; auch hat er keinen Lederpanzer an. Vielmehr ist er in die Tunika gekleidet, über der er einen dicken Wettermantel, die *paenula* trägt, die über den Rücken bis unter das Knie reicht, auf der Brust aber geschlossen ist und in zwei lange Zipfel ausgeht, die gewöhnlich ebenfalls bis zum Knie herabhängen (s. Hofmann a. a. O. Abb. 53 u. 54). Der Schlitz beginnt hier etwas rechts unterhalb der Stelle, wo die rechte Hand liegt. Wie man am Original wenigstens in Bezug auf den einen Zipfel deutlich sieht, sind beide über die Schultern zurückgeworfen, offenbar, damit sie den unteren Teil der Gewandung mit dem Riemenschurz usw. nicht verdecken. Auf der (vom Beschauer aus) rechten Seite ist die Darstellung allerdings durch Ungeschicklichkeit des Steinmetzen sehr unklar, ja irreführend geworden. Der am Hals sichtbare Wulst deutet die Kapuze an, die regelmäßig mit der Paenula verbunden ist.

Auf dem Mantel sowie auf Schwert und Dolch sind noch viele Spuren roter Farbe sichtbar. Die Linke, deren kleiner Finger mit einem rot bemalten Ring geschmückt ist, hält ein Schreibtäfelchen. Dadurch wird die Annahme gesichert, daß auch die viereckige Platte, die man oberhalb des Riemenschurzes auf manchen Denkmälern sieht (z. B. auf dem des Flavoleius im Mainzer und dem des Hyperanor im Kreuznacher Museum, Abb. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung, Taf. V), als ein im Gürtel steckendes Schreibtäfelchen aufzufassen ist. Der hier vollständig erhaltene Dolch, sowie die über den Unterleib herabhängenden, mit Metallplättchen geschmückten Riemen sind genau so gebildet wie auf dem Grabstein des Genialis (s. o.), ebenso — bis auf eine kleine Änderung am Bügel — das Schwert, an dem unten ein kleines Stück fehlt (das Beschläge des Ortbandes beginnt bereits am erhaltenen Teil). Auch die Tunika ist in gleicher Weise aufgerafft, sodaß die Falten sich ganz genau entsprechen. Zieht man dann noch weiter in Betracht, daß beide ohne Betonung von Stand- und Spielbein

auf der ganzen Sohle ſtehen, daß auch die Köpfe ganz ähnlich gearbeitet ſind mit ihren breiten ins Geſicht hängenden Haarſträhnen, den weit geöffneten Augen und den abſtehenden Ohren, daß endlich bei beiden die Hände in ihren vorſpringenden Teilen ganz flach behandelt ſind und noch als Teile der urſprünglichen Platte erſcheinen, aus der das Relief herausgehauen wurde, ſo wird man ſich der Überzeugung nicht verſchließen können, daß beide Steine nicht nur aus einer Zeit, ſondern ſogar von einem Meiſter ſtammen, dem freilich der eine, der des Genialis, beſſer gelungen iſt als der andere. Es fragt ſich nun, ob ſich noch andere Erzeugniſſe derſelben Werkſtätte nachweiſen laſſen. Ich glaube die Frage bejahen zu dürfen. Im Winter 1898/99 wurden in der Nähe des Gautores den Grundmauern des alten Stadtberings mehrere Säulenſockel entnommen, auf denen ſich Darſtellungen befinden (Weſtd. Ztſchr. XVIII Taf. VIII unten), die mir die größte ſtiliſtiſche Verwandtſchaft mit denjenigen auf unſeren Grabſteinen zu haben ſcheinen. Daß ſie künſtleriſch noch roher ſind, iſt zuzugeben, aber auch zwiſchen den beiden neugefundenen Grabſteinen iſt ein Unterſchied wahrzunehmen. So iſt der bitterböſe Ausdruck, den wir im Geſicht der Sockelfiguren ſehen, namentlich in dem des Signumträgers und ſeines Hintermannes, bei unſerem neuen Unbekannten zum Ausdruck der Unzufriedenheit und Verdrießlichkeit gemildert, woran bei Genialis faſt nur noch die herabgezogenen Mundwinkel erinnern. Jene Sockel ſtammen nun wahrſcheinlich aus der erſten Zeit Veſpaſians (ſ. Schumacher, Mainz. Ztſchr. I, S. 21) und ich ſehe keinen Grund, weshalb wir nicht auch unſere beiden Grabſteine dieſer oder dem Ausgang der Neroniſchen Zeit zuſchreiben ſollen. Der Charakter der Schrift paßt dazu ſehr gut, ebenſo die Nachrichten, die wir über die ſiebente Raeter-Kohorte haben. Es wäre ſogar möglich, daß dieſe damals in oder bei Mainz geſtanden hätte. Die Akroterien, mit denen die Dreiecke über den Giebelſeiten verziert ſind, kommen auch noch in der erſten Flavierzeit vor (ſ. Weynand a. a. O. S. 231 unten), die Roſen wohl auch, wenn ſchon ſie noch nicht dafür nachgewieſen ſind. Die breite, flache Behandlung der Akroterien ſcheint mir ſogar an ſich ſchon auf eine ſpätere Entwicklung hinzuweiſen.

Allerdings iſt mit unſerer Skulptur zuſammen ein kleines Bruchſtück (H. 16 cm, Br. 11 cm, D. 8 cm) von einer Inſchrift gefunden worden, das entſchieden auf frühere, vielleicht ſogar Juliſche Zeit, hinweiſt. Es bietet ganz oder teilweiſe die Buchſtaben PERA, wobei nicht ſicher iſt, ob nicht hinter dem P ein Punkt ſteht. Indeſſen iſt die Zugehörigkeit zu unſerem Relief in keiner Weiſe nachweisbar, ebenſo wenig wie die in der Nähe gefundenen Gräber irgendwelche Beweiskraft haben, da ſie aus ganz verſchiedenen Jahrzehnten und ſelbſt Jahrhunderten ſtammen. Eine ſichere Zeitbeſtimmung wird ſich aber jedenfalls erſt geben laſſen, wenn die an der Fundſtelle geplanten Ausgrabungen weitere Ergebniſſe geliefert und damit über die ſchwebenden Fragen Klarheit geſchafft haben.



Abb. 5, 1 : 10

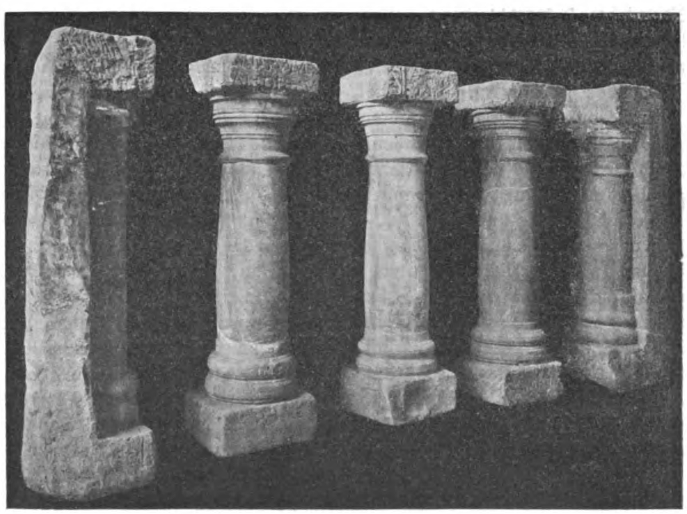


Abb. 6, ungef. 1 : 25

5 ***Fünf Grabſteinreſte,*** gef. am 5. April 1906 bei Anlage eines Kanals da, wo der unmittelbar vor dem Neutor rechts abzweigende Fußweg unter der Eiſenbahn durchgeführt iſt. Sie befinden ſich an der Sockel- oder der Deckplatte von drei 120 cm hohen Säulchen, die wohl die Stütze einer Brüſtung gebildet haben, und auf der Rückwand zweier gleich hoher dazu gehöriger Gewände mit davorſtehenden Dreiviertelſäulen. Der Form nach (ſ. Abb. 6) ſtammen die Säulchen, wie mir Lindenſchmit mitteilt, aus ſpätrömiſcher oder merowingiſcher Zeit, wo alſo die römiſchen Grabſteine zu Architekturgliedern umgearbeitet wurden. Die 3 Säulen ſind ohne Zweifel abgedreht. Das Material iſt gelblich-grauer Sandſtein, wie er in der Gegend von Flonheim bricht. In den Vertiefungen iſt vielfach noch die rote Farbe auf dem weißen Stuck erhalten.

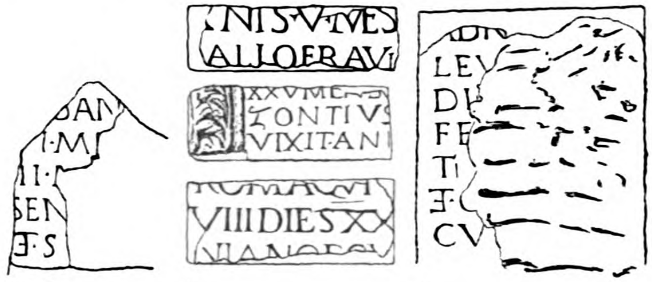


Abb. 7 a b c d e

a. Auf der Rückseite eines Gewändes (des links stehenden auf Abb. 6). Der Stein ist jetzt noch 34 cm breit (= der Tiefe des Gewändes) und 27 cm dick. Die Inschrift steht jetzt auf dem Kopfe. Ob Z. 1 a. A. S oder B gestanden, ist nicht ganz sicher; Z. 2 a. E. ist eine Senkrechte im Bruch sichtbar, ebenso Z. 3 a. E. der Rest eines N. Z. 5 a. A. steht *et* als einziges ganz erhaltenes oder sicher deutbares Wort.

b. Auf der Deckplatte einer Säule (der links stehenden von den drei Rundsäulen auf Abb. 6). Br. 31 cm, T. 29 cm. [*qui vixit*] *an*(*n*)*is V me*(*n*)*s*[*ibus* . . .] „welcher lebte fünf Jahre und . . . . Monate". Die zweite Zeile ist bis jetzt noch nicht gedeutet, zumal der dritte und fünfte Buchstabe in ihrem Wert nicht ganz fest stehen. Stand an dritter Stelle, wie es wegen des geringen Abstandes von dem folgenden O am wahrscheinlichsten ist, ein I, so haben wir wohl in . . . alio Eravi . . . (oder Fravi . . .) den Schluß und den Anfang zweier Wörter (Eigennamen?) im Ablativ oder Dativ vor uns. Stand aber dort ein L, was mir nicht unmöglich erscheint, so hätten wir vielleicht einen germanischen Namen *Allofravi* anzunehmen. Darüber schreibt mir Behaghel, daß diese Namensform nicht bezeugt sei, wohl aber andere Namen mit *Allo-* im ersten Glied, und daß es ebenso Namen mit *Frawi* gibt. Freilich scheine letzterer Stamm nur als erstes Glied der Zusammensetzung vorzukommen, was aber nicht beweise, daß es als zweites unmöglich sei. — Im übrigen ist zu bemerken, daß in *an*(*n*)*is* die Konsonanten-Verdoppelung unterlassen und in *me*(*n*)*s*[*ibus*] das n vor s wegen seiner schwachen Aussprache unterdrückt ist. — Der Ablativ bei *vixit* auf die Frage: wie lange? oder vielmehr: innerhalb welcher Zeit? ist auf Mainzer Steinen bis jetzt nur einmal beobachtet, nämlich auf einem Sarg des dritten oder vierten Jahrh. (s. Körber, Nachtr. IV Nr. 13), wo die Jahre im Ablativ, die Monate aber in Accusativ angegeben sind. So könnte auch hier vielleicht *me*(*n*)*s*[*es*] gestanden haben.

c) Auf der Deckplatte einer Säule (der mittleren auf Abb. 6), Br. 31 cm, T. 29 cm. [*qui vixit annis*] *XXV mens*[*ibus . . . et*] *Zontius* [*qui*] *vixit an*(*n*)*is* . . . „welcher 25 Jahre und . . . Monate lebte und Zontius, der . . . Jahre lebte." — Über die Schreibung von *an*(*n*)*is* mit e i n e m n und über den Ablativ bei vixit s. unter b).

d) Auf der Sockelplatte einer Säule (der rechts stehenden auf Abb. 6). Br. 31 cm, T. 29 cm. Die Inschrift steht jetzt auf dem Kopfe. Sie lautet: ***Roma, qui*** [*vixit* (*annos* oder) *menses*] *VIII dies XX . . . . niano equ*[*ite?*] „ . . . . aus Rom, der . . Jahre, 8 Monate und 20 Tage lebte". Die letzte Zeile ist nicht zu deuten: . . . *niano* ist wohl der Schluß eines Namens im Ablativ; die beiden folgenden Buchstaben sind unsicher, der erste wahrscheinlich ein E, der folgende C, G, S, O oder Q.

e) Auf der Rückseite eines Gewändes (des rechts stehenden auf Abb. 6). Der Stein ist jetzt noch 35 cm breit (d. h. so tief ist das Gewände) und 27 cm dick. Was von der Inschrift erhalten ist, zeigt Abb. 7). Zu bemerken ist dazu nur, daß Z. 1 a. A. ein A stand. Wie bei a) ist auch hier kein einziges Wort erhalten oder sicher zu erschließen außer dem *et* Z. 6 a. A.

Was die Zeit der Inschriften anlangt, so läßt sich darüber etwa folgendes sagen. Bei der Gleichheit des Materials und des paläographischen Charakters darf man wohl annehmen, daß sie alle fünf ungefähr derselben Zeit angehören; dem widerspricht zum wenigsten nicht die Gleichheit des Fundortes, die allerdings wegen der zweiten Verwendung des Steines nicht allzu schwer in die Wagschale fällt. Die Eigenart der Schriftzeichen und das Material — es ist rheinhessischer Sandstein — schließen die Frühzeit, mindestens das ganze erste Jahrhundert, aus; die Form der Buchstaben auch die frühchristliche Zeit, wo man zudem nur verhältnismäßig dünne Platten für Grabschriften verwendete, während unsere Steine jetzt noch 27—29 cm dick sind, ursprünglich aber gewiß noch dicker waren. Dieser Umstand sowie die Stellung der Inschrift auf dem Steine macht es auch unmöglich an eine zweite Verwendung der Vorderseite von Steinsärgen zu denken. Danach erscheint es am wahrscheinlichsten als Entstehungszeit unserer Inschriften etwa die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts anzunehmen. Damals ungefähr mag der benachbarte Friedhof in dem unteren Teil des Stadtparkes angelegt worden sein, so daß die Steine, wenn sie in einem in der Nähe gelegenen etwa merowingischen Bau verwendet werden sollten, gleich zur Hand lagen.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 72.

6 *Grabstein des Marcius Euvodus.* Gef. in der zweiten Hälfte des Septembers am Ernst-Ludwig-Platz bei Anlage des Stollens, der Justizpalast und Arresthaus unterirdisch miteinander verbindet. Der Grabstein war eingemauert in die Grundmauern der 1842 begonnenen und 1904 abgerissenen Schloßkaserne. Bei seiner brüchigen Beschaffenheit ging er bei der Hebung in Stücke, trotzdem die Bauleitung dankenswerter Weise dabei mit größter Sorgfalt verfuhr. — Gelblicher Flonheimer Sandstein. H. 185 cm, Br. 57 cm, D. 20 cm. Von der Gesamthöhe sind die unteren 62 cm nur rauh behauen. — Das viereckige Feld über der Inschriftplatte zerfällt in einen Giebel und zwei Dreiecke über seinen Schenkeln. Giebel und Seiten-Dreiecke sind mit ziemlich roh ausgeführtem Blätterwerk gefüllt.

D(is) M(anibus) M(arcii) Euvodi Marcia Festina et M(arcia) Julia filia[e] h(eredes) f(aciendum) c(uraverunt). „Den Manen des Marcius Euvodus. Seine Töchter, Marcia Festina und Marcia Julia haben als Erben (den Grabstein) machen lassen."

Z. 2 ist M nicht wie gewöhnlich Abkürzung des Vornamens *Marcus,* sondern der Gentiliciums *Marcius,* wie durch die Namen der Töchter gesichert ist. Ebenso steht es mit dem M der fünften Zeile, wo die auffallende Abkürzung allerdings dadurch verständlicher wurde, daß der Name vorher, in Zeile 3, ausgeschrieben war. Vielleicht hat der Steinmetz an der ersten Stelle das in der Vorlage ausgeschriebene *Marci(i)* für den bekannten Vornamen gehalten und darum abgekürzt. — Auffallend ist in dem Cognomen des Mannes die Verdoppelung des V, durch die offenbar die Aussprache *ëüvodi* dargestellt werden soll, welche den Übergang von dem ursprünglichen *euodi* zum späteren *evodi* bildete. Sonst scheint auf lateinischem Boden keine Spur dieser Mittelstufe vorhanden zu sein, die in der Aussprache des Mittel- und Neugriechischen ganz gewöhnlich ist (Thumb, Handb. d. neugr. Volksspr. S. 3, Hatzidakis, Einleitung S. 403, G. Meyer, Gr.[3] § 121). — Z. 5 a. A. geht ein Bruch durch die obere Wagrechte des E; dadurch ist das damit verbunden gewesene T bis auf ganz geringe Reste verloren gegangen. — Als Cognomen der zweiten Tochter ist das ursprüngliche Gentile *Julia* verwendet. Auf einer Inschrift aus Carnuntum (CIL. III Suppl. 3 Nr. 11, 222) heißt eine Frau sogar *Julia Julia* (v. Domaszewski a. a. O. denkt allerdings an eine Verschreibung für *Julia Julla,* doch vgl. die Binger Inschrift Körber III, 44 = CIL. XIII 7506). —

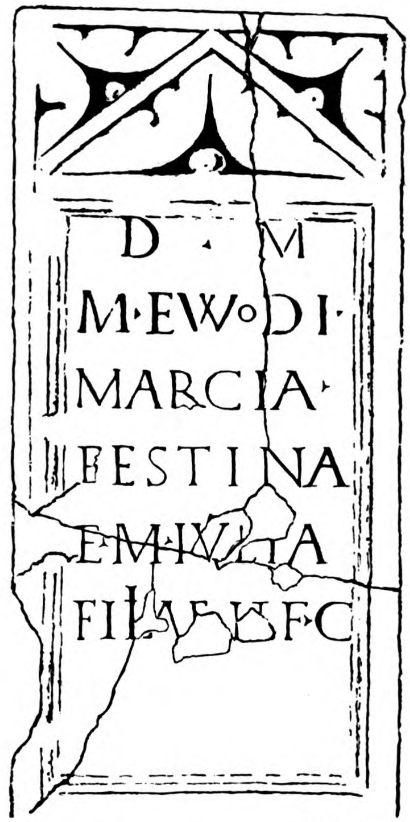


Abb. 8, 1 : 10

Z. 6 ist von dem fünften Buchstaben nur ein Stück der oberen Wagrechten erhalten, und auf dem Stein glaubt man ein allerdings sehr schlechtgeformtes S zu erkennen. In Wirklichkeit aber ist der Stein an dieser Stelle $2^1/_2$—3 mm abgeschürft, und es steht also nichts im Wege anzunehmen, daß hier das durch den Sinn geforderte E gestanden habe. Über die Ergänzung der übrigen beschädigten Buchstaben auf Z. 5 u. 6 kann kein Zweifel herrschen.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 163.

---

7 *Arg verstümmelte Frauenbüste von einem Grabsteine stammend.* Gef. wie Nr. 6. — Grauer Sandstein. H. 35 cm, Br. 48 cm, D. 20 cm. — Die Büste stand in einer Nische, von der rechts noch ein Stück erhalten ist. Die dargestellte Frau hatte den Mantel schleierartig über den Kopf genommen und hält ihn über der Brust mit der linken Hand fest. — Das Material läßt auf das zweite oder dritte Jahrhundert v. Chr. schließen.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 168.



Abb. 9, 1 : 8

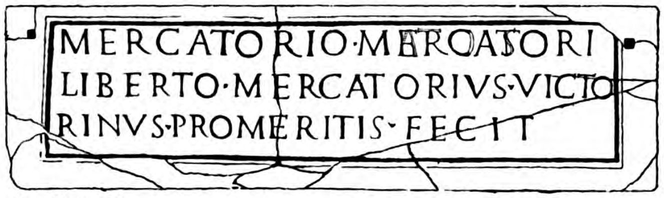


Abb. 10, 1 : 20

8 *Steinſarg des Mercatorius Mercator,* gef. wie Nr. 6, doch war dieſer Steinſarg, von dem nur Vorderwand und Boden erhalten iſt, ebenſo wie die unter der folgenden Nr. zuſammengefaßten Sargdeckel nicht wieder vermauert worden, vielmehr lagen dieſe Steine ohne Ordnung, meiſt hochkant, in der Erde, wenige Meter von der Grundmauer der Schloßkaſerne entfernt. — Grauer Sandſtein. L. 1,94 m, H. 54 cm, T. (des Sarges) 75 cm, D. (der Wandung) 15 cm. — Von den ſechs unten genannten zugleich gefundenen Deckeln ſcheint keiner auf dieſen Sarg zu paſſen; vielleicht gehörte ein ſiebenter dazu, der in den Grundmauern der Kaſerne verbaut, beim Verſuch ihn zu heben vollſtändig in Trümmer ging und darum nicht geborgen werden konnte. Auf dem rechten Eckſtollen ſah ich, als er noch in der Mauer ſteckte, die Reſte eines M.

[*D(is) M(anibus)*] *Mercatorio Mercatori liberto Mercatorius Victorinus pro meritis fecit.* „Den Manen! Dem Freigelaſſenen Mercatorius Mercator hat Mercatorius Victorinus (dieſen Sarg) für ſeine Verdienſte machen laſſen.“

Im zweiten Worte der erſten Zeile hat der Steinmetʒ ſich anfangs verhauen und ſtatt ERC die Buchſtaben ATO und weiter ſtatt des T ein S eingehauen. Das erſte Verſehen erklärt ſich wohl ſo, daß ſein Blick über die Buchſtabengruppe ERC der Vorlage hinweggeeilt war. Das S ſcheint aus der zweiten Zeile zu ſtammen. Übrigens haben die irrtümlich eingehauenen Buchſtaben auch eine merklich ſchlechtere Form als die anderen. — Der Freigelaſſene hat natürlich das Gentile ſeines Patrons.

Der Sarg wird der zweiten Hälfte des dritten oder dem vierten Jahrhundert angehören.

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXV S. 165.

---

9 *Sechs Steinſarg-Deckel.* Über die Auffindung vgl. das zu Nr. 6 u. 8 Geſagte. Die zugehörigen Särge werden wohl ſ. Z. als Waſſertröge uſw. verwendet worden ſein; die unbrauchbaren Deckel ließ man liegen, wie den z e r b r o c h e n e n Sarg Nr. 8. Die Deckel haben ſämtlich die Form, die bei Steinſärgen, welche mit einer Denkſchrift verſehen ſind, die gewöhnliche iſt, d. h. ſie ſind dachförmig geſtaltet (der Sarg ein Abbild des Hauſes!) mit würfelförmigen Stollen an den Ecken. Dieſe Stollen tragen an der Vorderſeite die Buchſtaben D bezw. = M *D(is) M(anibus)* „Den Manen“. Die weitere Inſchrift ſtand meiſtens auf dem Sarg, in ſelteneren Fällen begann ſie ſchon auf dem Deckel. Das Material unſerer ſechs Deckel ſtammt trotʒ der verſchiedenen Färbung offenbar aus demſelben Steinbruch in der Gegend von Flonheim in Rheinheſſen.

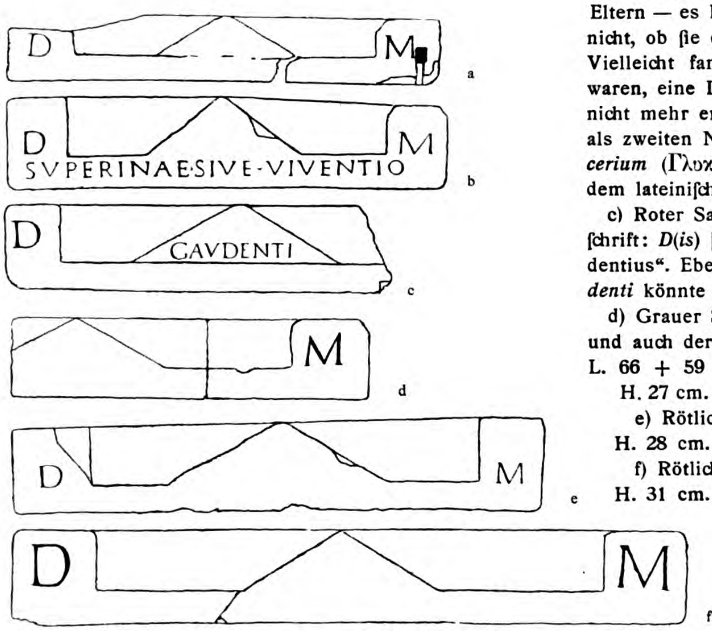


Abb. 11, 1 : 23

a) Rötlichgrauer Sandſtein. L. 1,50 m, T. 73 cm, H. 24 cm. Inſchrift: *D(is) M(anibus)*. Nach den Maßen zu einem Kinderſarg gehörig.

b) Roter Sandſtein. L. 1,53 m, T. 60 cm, H. 31 cm. Inſchrift: *D(is) M(anibus) Superinae sive Viventio.* „Den Manen. Der Superina oder dem Viventius.“ Demnach wußten die Eltern — es handelt ſich auch hier um einen Kinderſarg — nicht, ob ſie ein Mädchen oder einen Knaben beſtatteten! Vielleicht fand man, nachdem zwei Kinder verunglückt waren, eine Leiche in einem Zuſtande, der das Geſchlecht nicht mehr erkennen ließ. An ein Femininum *Viventium,* als zweiten Namen der Superina, gebildet wie z. B. *Glycerium* (Γλυκέριον, Deminutiv v. Γλυκέρα) wird man bei dem lateiniſchen Stamme des Wortes nicht denken dürfen.

c) Roter Sandſtein. L. 1,56 m, T. 74 cm, H. 31 cm. Inſchrift: *D(is)* [*M(anibus)*] *Gaudenti.* „Den Manen des Gaudentius“. Ebenfalls zu einem Kinderſarg gehörig. — *Gaudenti* könnte auch Dativ von *Gaudens* ſein.

d) Grauer Sandſtein. Links fehlt etwas über ein Drittel und auch der erhaltene Teil iſt in zwei Stücke zerbrochen. L. 66 + 59 cm (urſprünglich etwa 230 cm), T. 75 cm, H. 27 cm. Inſchrift: [*D(is)*] *M(anibus)*.

e) Rötlichgrauer Sandſtein. L. 1,82 m, T. 61 cm, H. 28 cm. Inſchrift: *D(is) M(anibus)*.

f) Rötlichgrauer Sandſtein. L. 2,32 m, T. 88 cm, H. 31 cm. Inſchrift: *D(is) M(anibus)*.

Dieſe ſechs Deckel gehören wie der Sarg Nr. 8 der zweiten Hälfte des dritten oder dem vierten Jahrh. n. Chr. an.

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Zeitſchr. XXV S. 165.

II. Bauurkunden.

10 *Vier Bauurkunden der legio I adiutrix.* So oft man in den letzten Jahren (1896, 1899 u. 1900) Stücke der alten Stadtmauer hinter dem Käftrich bis auf die römischen Grundmauern, auf denen sie ruht, beseitigte, traf man auf mächtige Sandsteinquader, die einstmals zu einem großen Gebäude gehört hatten, nach der Mitte des vierten Jahrh. aber zum Mauerbau verwendet worden waren (s. Lindenschmit, Westd. Ztschr. XIX S. 386 ff.); viele davon waren mit dem roh eingehauenen Zeichen der *legio I adiutrix* versehen (s. Abb. bei Körber, Nachtr. III 122 u. 123 und Nachtr. IV 24—29). Auf etwa 20 solcher Steine traf man auch als im Nov. 1906 das Mauerstück hinter dem Hause Käftrich Nr. 65 niedergelegt wurde; zwei davon waren ebenfalls gezeichnet (s. unten a und b). Außerdem entdeckte Herr Wallau beim Umsetzen der in den Jahren 1899 und 1900 gefundenen Steine auf zweien das früher übersehene Legionszeichen (s. unter c und d).

a) Rechtwinkelig behauener Eckstein. H. 53 cm, Br. 62 cm, T. 72 cm. Um zwei Seiten des Steines läuft eine einfache



Abb. 12, 1 : 15

Profilleiste, auf der dritten steht die Inschrift, die vierte zeigt eine Stoßfuge.

b) Rechtwinkelig behauener großer Baustein. H. 53 cm, Br. 49 cm, T. 100 cm. Die Inschrift befindet sich ganz oben an einer Ecke.

c) Zu einem Epistyl gehöriger Baustein. H. 57 cm, Br. 41 cm, T. 62—77 cm. Die Inschrift befindet sich an der Rückseite.

d) Keilförmig zugehauener, also zu einem Bogen gehöriger Stein mit einem ähnlichen Profil wie der vorige. H. 55 cm, Br. 32—38 cm, T. 66—77 cm. Die Inschrift befindet sich (verkehrt) auf der Rückseite.

III. Den Göttern gewidmete Denkmäler.

11 *Bruchstück eines Altars für eine unbekannte Gottheit.* Gef. wie Nr. 10. Bräunlicher Sandstein. H. 53 cm, Br. 11 cm, D. 25 cm. Das Erhaltene ist der rechte untere Teil; links und oben sind Bruchflächen, auch rechts sind manche Zeilen durch Abbröckelung etwas beschädigt.

. . . . *mil(es)* [*leg(ionis) XXII*] *pr(imigeniae)* [*p(iae) f(idelis) Alex(andrianae)*] *be*[*ne merito v(otum) s(olvit)*] *l(ibens)* [*Severo et Qui*]*ntia*[*no co(n)s(ulibus)*].

„Dem Gott . . . ., der sich um ihn wohl verdient gemacht hat, hat . . . ., Soldat der zweiundzwanzigsten Legion, der Primigenia benannten, treuen und zuverlässigen, Alexandrianischen, sein Gelübde gern erfüllt unter dem Konsulate des Severus und Quintianus".

Cn. Claudius Severus und L. Ti. Claudius Aurelius Quintianus waren i. J. 235 n. Chr. Konsuln. Da Alexander Severus bereits in einem der ersten drei Monate dieses Jahres bei Mainz ermordet wurde, so könnte die Legion auch bereits nach seinem Nachfolger Maximinus benannt gewesen sein.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 170.



Abb. 13, 1 : 7,5

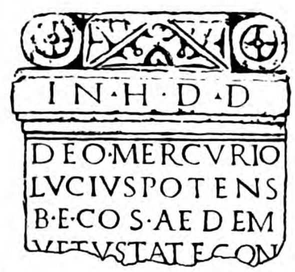


Abb. 14, 1 : 10

---

12 *Altar, dem Merkur geweiht.* Gef. am 8. Mai 1906 beim Abbruch des Hauses Rochusstraße Nr. 10. Der untere Teil fehlt. (Abb. 14.) — Grauer Sandstein. H. 40 cm, Br. 42 cm, D. 23 cm. — Am Krönungsgesims sieht man rechts und links je eine Rose als Kopfverzierung der Rollen, zwischen denen auf dem Altar der Opferteller eingetieft zu sein pflegt (hier fehlt er aber); die viereckige Fläche dazwischen zerfällt in drei Dreiecke, die mit stilisiertem Akanthus verziert sind. Die erste Zeile der Inschrift steht schon auf der vorspringenden Leiste des Gesimses. Die Inschrift lautet:

In h(onorem) d(omus) d(ivinae) deo Mercurio Lucius Potens be(neficiarius) co(n)s(ularis) aedem vetustate con[*lapsam restituit*].

„Zu Ehren des Kaiserhauses hat dem Gotte Merkur Lucius Potens, Beneficiarius (ein zu Dienstleistungen abkommandierter Gefreiter) des Statthalters den infolge seines Alters verfallenen Tempel wieder herstellen lassen."

Die Formel *in honorem domus divinae* ist vor Antoninus Pius († 161) nicht nachweisbar, unser Altar wird also wie die meisten der Mainzer Altäre um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts geweiht worden sein. Dies schließt den Gedanken aus, daß der Benefiziar des Statthalters, Lucius Potens, nur zwei Namen gehabt habe, daß also Lucius ein Vorname sei. Wie hier aus dem Vornamen ein Gentilicium geworden ist, so wurde ein solcher anderwärts als Einzelname gebraucht (*Titus*, Körber Nachtr. III Nr. 64 = CIL. XIII 7086) oder als Cognomen (*Quintus*, Körber Nachtr. IV Nr. 47). — Z. 4 steht zwischen B und E ungehöriger Weise ein Punkt; es müßte BE· oder B·F· heißen.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 74.



Abb. 15, 1 : 7,5

13 *Altar, der Epona geweiht.* Gef. am 9. Nov. 1906 am Käſtrich hinter dem Hause Nr. 65 bei Abbruch eines Stückes der alten auf römischen Grundmauern ruhenden Stadtmauer, in die er verbaut war. — Sandstein. H. 55 cm, Br. 34 cm, D. 23 cm. — Leider ist auch hier wie bei den meisten der im vorigen Hefte beschriebenen Altäre Sockel- und Krönungs-Gesims abgehauen worden, um den Stein besser legen zu können. Auf der linken Seitenfläche ist ein stilisierter Baum dargestellt, auf der rechten Kanne und Schöpfgefäß, die aber beide sehr zerstört sind. Die nur an der ersten und letzten Zeile etwas beschädigte Inschrift lautet:

Eponae T(itus) Fl(avius) Claudianu(s) trib(unus) militu(m) leg(ionis) XXII pr(imigeniae) p(iae) f(idelis) ex Syr(ia) Antio(chia) aram pos(u)it curante Vale(rio) Tertio b(eneficiario) eius. v(otum) s(olvit) l(ibens).

„Der Epona hat Titus Flavius Claudianus aus Antiochia in Syrien, Kriegstribun in der zweiundzwanzigsten Legion, der Primigenia genannten, treuen und zuverlässigen, diesen Altar setzen lassen, indem sein Benefiziar (s. zu Nr. 12) dafür Sorge trug. Er erfüllte freudig sein Gelübde."



Abb. 17, 1 : 7,5

Die erste erhaltene Zeile, war sicherlich auch die erste auf der eigentlichen Inschriftfläche, doch ist es immerhin möglich, daß auf der Gesimsleiste noch etwas gestanden hat, z. B. *In h(onorem) d(omus) d(ivinae).* — Unser Altar ist der erste des Mainzer Museums, der der Epona geweiht ist. Dies war eine ursprünglich gallische Schutzgottheit der Pferde (Epona vom gallischen Stamme *epo-* = griech. ἱππο-, lat. *equo-*), Maultiere und Esel. (Über die Abbildungen der Göttin s. Heft I S. 60 r). Sie fand aber bereits frühzeitig auch bei den Römern, namentlich in den niederen Volkskreisen der Maultiertreiber usw. Verbreitung. Auch die militärischen Verehrer der Gottheit, die auf den zahlreichen Zuschriften genannt werden, sind bis auf einen, dessen Name später getilgt wurde, entweder gemeine Soldaten oder aus dem Stande der Gemeinen hervorgegangen, ja Juvenal verhöhnt (sat. VIII 155—158) den Konsul des Jahres 94 n. Chr., weil er dieser niederen Gottheit huldige (s. Keune in Paulys Real-Encyklopädie u. d. W. *Epona*). Umso reizvoller ist es, daß auf unserem Stein ein so vornehmer Mann sich zu ihren Verehrern bekennt. Denn der hier genannte T. Flavius Claudianus ist wahrscheinlich derselbe, der CIL. VI 1413 als Konsul erwähnt wird (s. Dessau, Prosopogr. imp. Rom. II S. 66). Das Jahr seines Konsulates steht leider nicht fest, in den Kleinschen *Fasti consulares* wird es gar nicht angeführt. Doch dürfte es in die Zeit nach Septimius Severus fallen, da erst von diesem Kaiser Asiaten zum Tribunate herangezogen zu werden pflegten (s. v. Domaszewski zu CIL. XIII 6819 und zu Körber, Nachtr. III Nr. 118). Auch auf Bleiröhren aus der Gegend von Ardea (CIL. X 6767) wird ein *vir clarissimus* d. h. ein Mann senatorischen Standes Namens T. Flavius Claudianus genannt. Er ist vielleicht derselbe wie der oben genannte (Dessau a. a. O.). — Z. 5 ist der vierte Buchstabe etwas beschädigt, doch scheint es eher ein Y als ein V gewesen zu sein. — Z. 6 ist von dem V des Wortes EIVS wenig mehr als die Spitze erhalten. — Die auf solchen Altären sehr häufige Angabe des Konsulates ist vielleicht mit dem Sockelgesims weggefallen; doch wird man annehmen dürfen (s. o.), daß der Altar aus der Zeit des Septimius Severus (193—211) stammt.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 169.

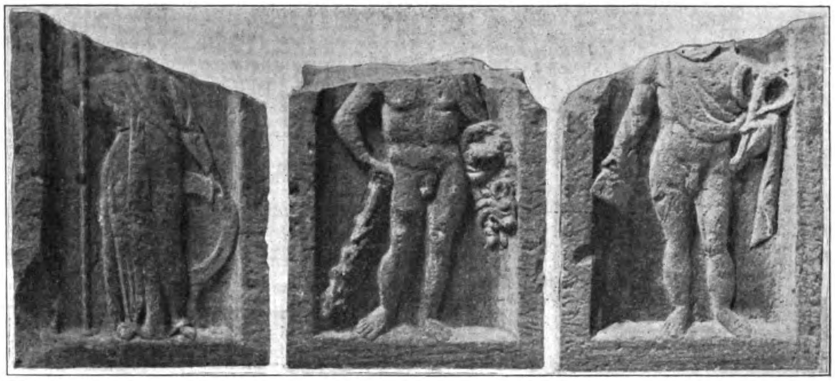


Abb. 16, 1 : 7,5

14 *Dreigöttersockel, dem Juppiter Optimus Maximus und der Juno Regina geweiht.* Gef. am 1. Okt. 1906 unter der Kellersohle der ehemaligen Mohren-Apotheke Schusterstraße Nr. 45 beim Bau des Geschäftshauses der Firma L. Tietz. Der Oberteil fehlt. Roter Sandstein. H. 64 cm, Br. 35 cm, D. 35 cm. Auf der einen Seite steht die Inschrift (s. Abb. 15). Die drei anderen sind mit Götterbildern geschmückt, die oben leider verstümmelt sind. Links (auf Abb. 16 rechts) steht Merkur. Der Gott ist nur mit dem kurzen Mantel, der Chlamys, bedeckt, der auf der rechten Schulter durch einen Knopf oder eine Spange zusammengehalten vorn die Brust bedeckt und über den linken Arm geworfen ist. Die Rechte hält den Beutel, die Linke den Botenstab, dessen Schlangen besonders plump gebildet sind. Auf der Rückseite des Steines sehen wir Herkules. Er ist ganz nackt gebildet bis auf das Löwenfell, das er um den linken Unterarm geschlungen hat. Die Rechte ruht auf der knotigen Keule und ist an die etwas einwärts gebogene Hüfte gelegt. Auf der rechten Seite unseres Steines steht Minerva, im langen bis auf die Füße reichenden Chiton. Die Anordnung des Mantels ist nicht mehr ganz deutlich. Er scheint auf der rechten Schulter durch einen Knopf od. dergl. festgehalten zu sein und vorn die eine Körperseite freizulassen. Bis in die Gegend des unteren Schildrandes herabfallend ist er unter dem linken Arme durchgezogen. Die scheinbaren Falten am linken Oberarm sind Verletzungen des Steines. Mit der hochgehobenen Rechten stützt die Göttin sich auf die Lanze, während sie mit der Linken den neben ihr auf einem Sockel stehenden Schild faßt, dessen innere Seite sichtbar ist. Wir haben also Minerva und Juno als Vertreterinnen des kapitolinischen Göttervereins und als dritte Gottheit Herkules, also die Zusammenstellung, die auf den Mainzer Drei- (und Vier-) Göttersteinen weitaus die häufigste ist. Letztere bildeten bekanntlich den Sockel von sog. Gigantensäulen (s. Heft I S. 95). Die Inschrift lautet:

[J(ovi) O(ptimo) M(aximo) et Junoni re]gin(a)e Julianus Juv(e)ntius in suo p(osuit).

„Juppiter, dem Besten und Höchsten, und Juno, der Königin, hat Julianus Juventius (dies Denkmal) auf seinem Grund und Boden setzen lassen."

Z. 1 steht, wie so häufig, e für ae. Die Zeile ist zur Hälfte unbeschrieben. — Z. 2 ist das E vom Steinmetz ursprünglich offenbar vergessen worden; ob es nachträglich mehr eingekratzt als eingehauen wurde oder die scheinbaren sehr kurzen Querhasten nur unbeabsichtigte Verletzungen sind, ist schwer zu entscheiden.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 168.

---

15 *Sockel eines Marsstandbildes.* Gef. am 11. Nov. in der Schusterstraße auf dem Bauplatz der Firma L. Tietz (ziemlich in der Mitte). — Sandstein. H. 59 cm, Br. 50 cm, T. 53 cm. — Die Inschriftfläche ist unten und oben von einem vorspringenden Gesimse eingefaßt. Zwei tiefe Löcher, die sich oben in dem Stein befinden, dienten offenbar zur Befestigung der Plinthe des Standbildes auf dem Sockel. Die Inschrift lautet:

Mar(ti) mil(itari) L(ucius) Prisc(inius?) Messor. „Mars, dem Kriegsgott, (hat) Lucius Priscinius Messor (dies Denkmal gesetzt)."

Z. 3 steht *Messor* nach v. Domaszewski für *Mensor* wie CIL. XIII 6672.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 169.



Abb. 18, 1 : 10

16 *Bruchstück einer Schuppensäule.* Gef. wie Nr. 15. Sandstein. H. 82 cm, D. 20 cm. Gehörte jedenfalls zu einer sog. Gigantensäule (s. Nr. 14 und Mzr. Zeitschr. Heft I S. 63).



Abb. 19, 1 : 7

17 *Torso eines Apollo-Standbildes.* Abb. 19. Sandstein. H. 56 cm. Gef. wie Nr. 15. Leider fehlen an dem verhältnismäßig gut gearbeiteten Werke außer dem Kopfe große Stücke der Arme und Beine. Der Gott ist nackt dargestellt bis auf die Chlamys, die am Hals und hinter dem linken Arm sichtbar wird. Mit der Rechten griff er, wie es scheint, nach der Leier, die in der Linken zu ergänzen sein wird.

18 *Kopf einer Statue der Minerva.* Abb. 20. Gef. wie Nr. 15. Sandstein. H. 25 cm. Das Gesicht war abgesplittert. Die Göttin hat einen korinthischen Helm auf, dessen Augenlöcher über der Stirn sichtbar sind. Unter dem Helm quillt das wellige Haar hervor.



Abb. 20 1 : 7







Abb. 21 1 : 16

IV. Inschriftlose Bauglieder.



Abb. 22, 1 : 16

19 *Zwei Platten, anscheinend von einer Brüstung.* Gef. wie Nr. 6. Sie sind aus grauem Sandstein gearbeitet.

a) H. 83 cm, Br. 1,10 m, D. 32 cm (am Pilasterkapitäl 35 cm), Abb. 21. Diese Platte ist auf drei Seiten verziert, war also an einem Ende der Brüstung, etwa am Eingang angebracht. Die zwei Breitseiten zerfallen in einen quadratischen Teil und einen anschließenden Pilaster, dessen dritte Seite die verzierte Schmalseite der Platte bildet. Die Verzierung der quadratischen Teile auf beiden Seiten ist nicht gleich. Auf der einen, jedenfalls der Vorderseite (Abb. 21 links), ist sie weit reicher und sorgfältiger ausgeführt. Hier sehen wir vier jedesmal in ein Achteck gestellte große Rosetten von 32 cm Durchmesser, alle von einander verschieden; die daneben und dazwischen befindlichen Drei- und Vierecke sind mit Blattwerk gefüllt. Auf der Rückseite (Abb. 21 rechts) ist dagegen ein einziges auf die Spitze gestelltes Quadrat angebracht, das mit Blattwerk und einer kleinen Rose in der Mitte geschmückt ist; ähnlich sind die übrig bleibenden Dreiecke verziert. Der Pilaster zeigt auf Vorder- und Rückseite allerlei Laubwerk, auf der Schmalseite des Steines (Abb. 21 Mitte) ein Traubengerank. Am Pilasterkapitäl war auf allen drei Seiten ein Kopf angebracht, der aus Blättern hervorschaute; alle drei Köpfe sind sehr beschädigt.

b) H. bis 78 cm, Br. 68 cm, D. 23 cm (s. Abb. 22). Diese Platte ist leider an den Rändern stark beschädigt. Auf der einen Seite trug sie dasselbe Muster wie der quadratische Teil auf der Vorderseite der unter a) beschriebenen, nur daß auch hier von den vier Rosetten jede etwas anders gestaltet ist. Die Rückseite ist rauh behauen und wird es wohl, da dieser Stein auch jetzt noch etwas dicker ist als der vorige und die Verzierung also nicht wohl abgearbeitet sein kann, immer gewesen sein. Sie war also jedenfalls nicht sichtbar. Daß aber beide Stücke zu e i n e m Bau gehörten, ist zweifellos.

Vgl. Korrbl. der Westd. Ztschr. XXV S. 166.



Abb. 23, 1 : 10



Abb. 24, 1 : 10

20 *Pfeilerkapitäl.* Abb. 23. Grauer Sandstein. H. 48 cm, Br. 31 cm, D. 34 cm. Unten ist noch ein kleiner Ansatz des Pfeilers vorhanden; oben ruht auf dem Kapitäl eine auf allen Seiten 3—3½ cm zurücktretende Platte, die gewiß dazu bestimmt war, in einen größeren Stein eingelassen zu werden, der auf dem Pfeiler ruhte. Die Verzierung besteht in hochgestellten Akanthusblättern, über denen girlandenartig angeordnete Blätter mit einer kleinen Rose darüber eingehauen sind. Diese Verzierung setzt sich auf den beiden Seitenflächen fort, doch ist sie auf der einen fast bis zur Unkenntlichkeit beschädigt, auf der anderen durch eine nachträglich eingehauene Falze schwer verletzt.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 167.

21 *Eckstück eines Kapitäls.* Gef. wie Nr. 13. Sandstein. H. 15 cm. Von der einen Seite sind 28 cm, von der anderen 16 cm erhalten.

22 *Gesimsstück mit teilweise erhaltener Bemalung.* Gef. am 25. Juli 1906 am Ernst-Ludwig-Platz beim Bau des Justizpalastes. Kalkstein. H. 25 cm, Br. 40 cm, T. 56 cm, wovon 23 auf die Ausladung kommen. Von nicht geringem Interesse ist der Stein deshalb, weil die ursprüngliche Bemalung noch in deutlichen Spuren erkennbar ist. Siehe darüber den Aufsatz Lindenschmits in dem nächsten Hefte.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXV S. 167.

23 *Kleiner Pfeiler* von einer Brüstung oder einem Fenster. Gef. ebenda. Sandstein. H. 87 cm, Br. 21 cm, D. 20 cm. Die Vorder- und Rückseite sind in gleicher Weise mit Akanthusblättern verziert (s. Abb. 24).

24 *Drei Säulenstümpfe.*

a) Basis und Stumpf einer Säule. Gef. wie Nr. 15. Gelblicher Sandstein. H. 37 cm, Durchm. der Basis ungefähr 45 cm, der Säule ungefähr 28 cm.

b) Basis und (auf besonderem Stein) Trommel einer dicken Säule. Gef. im Juni 1906 beim Neubau des Hauses Graben Nr. 2. Grauer Sandstein. H. 1,36 m (der Trommel allein 90 cm), Durchm. d. Säule 65 cm (s. Abb. 25 rechts).

c) Oberstück einer Säule. Gef. am 8. August 1906 am Ernst-Ludwig-Platz beim Bau des Justizpalastes. Gelblicher Sandstein. H. 80 cm, Durchm. d. Säule am unteren Ende 22 cm, Breite der Deckplatte 35 cm (s. Abb. 25 links; wegen der nötig gewordenen starken Verkleinerung ist das Profil des Kapitäls in etwas größerem Maßstabe hinzugefügt). Nach Lindenschmit gehören die Säulen b und c ebenso wie diejenigen von Nr. 5 der spätrömischen oder merowingischen Zeit an.

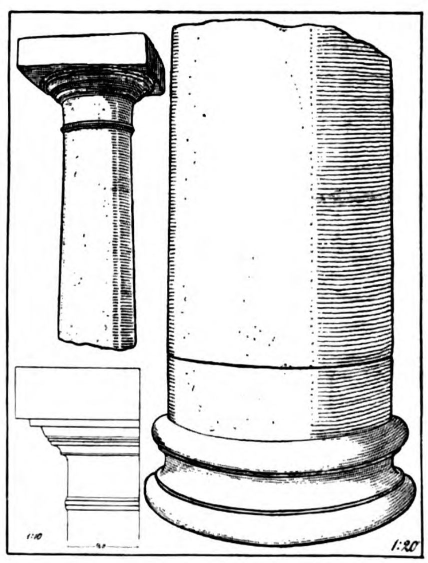


Abb. 25, 1 : 17

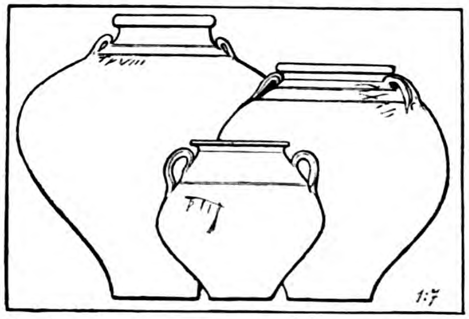


Abb. 26



V. Inschriften auf Gebrauchsgegenständen

Bei Herstellung des Verbindungsstollens zwischen Justizpalast und Arresthaus (s. z. Nr. 6) stieß man auch auf drei Brandgräber. Eines derselben war insofern bemerkenswert, als die Asche sich in einem jener Gefäße mit kleinen Henkeln befand (ihr lateinischer Name war *urceus*), auf denen oft, wie Bohn CIL. XIII pars III 1 S. 86 nachgewiesen hat, ihr eigenes Gewicht eingeritzt ist (Abb. s. Körber, Nachtr. IV S. 58 und Schumacher, Altert. u. heidn. Vorz. V Taf. 29). Auf dem neu gefundenen (Abb. 26 links) steht: T P VIII = *t(esta) p(ondo) VIII* = „Topf von 8 Pfund (Gewicht)". Acht römische Pfund sind = 2627 gr. Das Gefäß wiegt aber jetzt, wo ein Loch hineingeschlagen ist, noch immer 2830 gr, ursprünglich wog es etwa 50 gr mehr. Es stammt nach Schumacher aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts (vgl. Korrbl. d. W. Z. XXV S. 168). Das rechts danebenstehende Gefäß gehört zum alten Bestand des Museums, angeblich aus Oppenheim, wahrscheinlicher aus Nierstein. Seine Inschrift wurde von Herrn P. T. Keßler kürzlich entdeckt. Ihre Lesung ist zweifelhaft; Bohn schlägt vor: *c(apit) o(lla) p(ondo) V* „Das Gefäß faßt 5 Pfund", leider ist nicht gesagt wovon. 5 röm. Pfund sind = 1637 gr. Es selbst wiegt 2250 gr. Ebenso unsicher ist die Lesung des dritten, kleineren Gefäßes unserer Abbildung. Das erste Zeichen hält Bohn für eine Verbindung von T und P und liest demgemäß *testa pondo II* „Topf von zwei Pfund Gewicht". 2 röm. Pfund sind = 655 gr., das Gefäß wiegt aber 790 gr. Die Striche vor und hinter dem Zahlzeichen II scheinen nur zufällige Kritzer zu sein (s. Schumacher, Altert. u. heidn. Vorz. S. 164 Anm. 2). Von den beiden zuletzt genannten Gefäßen stammt nach Schumacher das erste aus der Zeit um 100 n. Chr., das zweite aus der ersten Hälfte des ersten Jahrh. n. Chr.

Berichtigung. Infolge nachträglicher Anderung des Satzes ist Seite 91 des vorigen Heftes in der Zeile unter Abb. 6 ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben. Es muß heißen: „so wird er kurz vorher die hohe Stellung am Rhein innegehabt haben" statt: „so wird er nicht kurz vorher" usw.

V.

Römische Bauwerke in und bei Mainz nach mittelalterlichen Urkunden

von Franz Falk

1. Caſtrum Das Römerlager klingt heute noch nach in der bekannten Ortsbezeichnung *„Käſtrich“*. Wie in einer lebendigen Urkunde iſt hier die Erinnerung an das ehemalige befeſtigte Lager der Legionen niedergelegt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in Urkunden des Mittelalters der Name wiederkehrt.

Im Jahre 1277 bekennt Hartung, Prieſter und zugleich Proviſor des Armenſpitals zu Mainz, nebſt den anderen Spitalbrüdern, daß ein Tauſch eingegangen ſei bezüglich ihrer innerhalb der Stadt im Keſtherich gelegenen Weinberge vineas noſtras, videlicet jugerum et dimidium infra muros civitatis moguntinae ſitas in loco, qui vulgariter *Keſtherich* nuncupatur, ratione permutationis etc.[1])

Auf dem Käſtrich gelegene Weinberge waren noch zu unſeren Zeiten zu ſehen; an ihrer Stelle ſteht unter anderem das St. Vincenzſpital.

2. Caſtel Zum Schutze ihrer Brücke legten die Römer auf dem jenſeitigen Ufer des Rheins eine Befeſtigung an, ein Caſtellum, von welchem Kaſtel ſeinen Namen hat.

Im Jahre 1112 erhält das St. Jakobskloſter eine Rheinmühle und einen ſehr großen Weinberg in Kaſtel molendinum unum in Reno, uineam quoque pergrandem *Caſtulo* ſitam.[2])

3. Lapides romanorum (Die ehemals bei Zahlbach geſtandenen Grabſteine) Das St. Stephansſtift gab im Jahre 1280 an einen gewiſſen Heinrich und ſeine Familie ein Haus in Zahlbach und drei Morgen Acker daſelbſt gelegen an der Stelle, welche heißt „an der Steige, wo die Steine der Römer aufgeſtellt ſind“, tria iugera agrorum ibidem ſita in loco, qui dicitur *an der Steige, ubi lapides romanorum* poſiti ſunt[3]); hierunter ſind jene Grabſteine römiſcher Soldaten zu verſtehen, wie man ſie noch in unſeren Tagen ſah, wenn man von Zahlbach nach Mainz ging; der Weg an dieſer Stelle iſt tatſächlich eine Wegſteige. Ich glaube nicht, daß unter lapides die Mauerreſte der Waſſerleitung zu verſtehen ſind; es heißt lapides und nicht muri, einzelne Steine, poſiti bezieht ſich nicht auf eine Mauer, und an einer Steige liegen die Aquäduktreſte ſicher nicht, mit Ausnahme eines Pfeilers in der Böſchung über dem oberen Zahlbacher Fahrwege, genau in der Leitungslinie.

Ausweislich des Verzeichniſſes der römiſchen, germaniſch-fränkiſchen .... Denkmale des Muſeums der Stadt (Becker) waren zu Zahlbach (Dalheimer Kloſter, Klubiſtenſchanze uſw.) 1794, 1804 und ſpäter eine Anzahl Soldatengrabſteine zutage gekommen, wohl an ihrer urſprünglichen Stelle; ſie wurden zum Teile aufgeſtellt, bis ſie 1866 ins Muſeum verbracht wurden. Obiger Urkunde von 1280 zufolge mögen die Steine ihre alte Stelle innegehabt haben.[4])

4. Die Waſſerleitung, aquaeductus Die Abtei St. Maximin bei Trier beſaß infolge Schenkung einen anſehnlichen Grundbeſitz, welcher bis an den Rhein reichte. Auch in und um Mainz findet ſich St. Maximinergut. Die Schenkungen kennen wir nicht aus den Originalen, ſondern größtenteils aus dem Güterverzeichnis, welches im Anfange des 13. Jahrhunderts aufgeſtellt wurde und uns in gutem Abdruck vorliegt im Urkundenbuch zur Geſchichte der jetzt die Preuß. Reg.-Bezirke Coblenz und Trier bildenden mittelrheiniſchen Territorien, bearbeitet von H. Beyer und L. Elteſter, Coblenz 1865 II, 428. Hier heißt es unter den Mainzer Beſitzungen bei Bretzenheim: .... *iuxta altos muros* in Dalerwege III iugera; *iuxta Ageduth* [ſo ſtatt — duch] contra eccleſiam Brizenheim I iug., iuxta villam Brizenheim V iug., in Eſelweke (d. i. Eſelsweg) IIII iug. .... retro *Ageduth* III iug.

Ohne Zweifel ſind die alti muri im Dalheimerwege die Mauerreſte der Waſſerleitung (S. 454).

Die Bezeichnung *Ageduch* (c und t zu manchen Zeiten in Urkunden ſchwer zu unterſcheiden) iſt Verkümmerung aus aquaeductus.

Das Geſchlecht „derer von dem Aquäduct“. Im ehemaligen Kloſter Dalheim, alſo nahe bei den Römerſteinen, fanden ſich ehemals Epitaphien des Ortwin, Ritter von Ageduch 1266 und Jutta, Gattin des Ritters Heinrich von Ageduch 1322. In ihren Wappen zeigt ſich eine Waſſerleitung (einfache Bögen), worüber zwei Sterne und darunter ein Stern. Lehne, Geſammelte Schriften IV, 169 ſagt, „das Geſchlecht war ſehr wahrſcheinlich begütert zu Zahlbach an der alten Waſſerleitung und nahm von dieſer den Namen an. Es ſcheint im erſten Viertel des 14. Jahrhunderts erloſchen zu ſein“. Man kann Lehne zuſtimmen.

Wenn es geſtattet iſt, einen Rückſchluß zu machen, ſo möchte ich annehmen, daß die Reſte der Waſſerleitung noch bis tief ins Mittelalter hinein ſo mächtig waren, daß man ſie als Waſſerleitungsreſte nicht verkennen und ſomit eine Familie ſich darnach benennen konnte. Später verringerte ſich mit Zunahme der Zertrümmerung (wohl Verwendung der Steine zu baulichen Zwecken in der Nachbarſchaft) der Reſt.

Auch in Köln benannte ſich eines der Geſchlechter de Aquaductu (Aducht); ein Wernerus de Aquaductu ſiegelt 1321 und 1343.[5])

5. Die Römerbrücke (Rachatom, Racheden, Raden) Unter dem 802 reſignierten Abte Baugulf von Fulda ſchenkte ein gewiſſer Lantfried dem Kloſter Fulda allerlei Beſitztum, darunter in Mainz eine Hofſtätte . . . juxta locum, qui illorum civium vel totius vulgarii ſermonis dictu nuncupatur *ad Hrachatom,* in ripa Rheni fluvii.[6])

Im Jahre 1274 verhandeln vor den Mainzer Richtern die Eheleute Heinr. Walpode und Kariſma ſeine Hausfrau über duas aquas molendinorum ſuper Renum in ea linea, quae vulgariter *Racheden* dicitur.[7])

Im Jahre 1353 beſtimmen die Naſſauiſchen Grafen Adolf und Johann die Grenzen ihrer Grafſchaft: Unſere Grafſchaft, Herrſchaft und Gericht geht da an, wo die Krufftel ſpringet . . . nid den Mayn ab biz in den Rine und den Rin inne biz an den dritten Raden an die Mülen zu Caſtel und alſo den Rin inne bis mitten in das Waldaff (affa = Bach, Waldbach, d. i. Walluf im Rheingau).

Zu letzteren Stelle bemerkt Bodmann, Rheingauiſche Altertümer S. 48 Note e: „Zur Erläuterung dieſer alten

gräflichen Nassauischen Rheingrenze bemerken wir, daß im 13. und 14. Jahrhundert, ja noch viel später jenseits zu Kastel ebenso wie jetzt bei Mainz Rheinmühlen angelegt waren, welche wie noch heutzutage ihr sogenanntes Gemörs an den Resten der 813 abgebrannten karolingischen Rheinbrücke befestigt hatten; deren waren nun von der Kirche zu Kastel an bis an das heutige Rheinbett 4, von diesen aber bis an das heutige Rhein-Gestade zu Mainz 16. Von diesen 16 bestimmte demnach die dritte die Breite der gräflich nassauischen alten Landgerichtsgrenze und zugleich seine Oberherrlichkeit am Rheinflusse. Jene 3 Raten wurden in spätere Zeiten zur Beförderung der Schiffahrt und vorzüglich zur Anländung von Flözen ausgebrochen, wie noch zu Kastel eine eingemauerte Inschrift bewahrt."

Die genannten Urkunden reden offenbar von einer und derselben Stelle im Rheine. Es ist jene Stelle (Wasserlinie), wo ehemals die Rheinmühlen standen, die den benachbarten Stadttoren die Benennung „Oberes- und Unteres Mühlentor" gaben. Wir finden 815 auch die Stadttorbezeichnung area in locus qui dicitur *Rahhada* porta und eine andere area in ipsa porta *Rahhadero*.[8])

Der Bedeutung des mir nicht verständlichen Wortes *Rachadon* sei weiterer Untersuchung vorbehalten.[9])

6. Das Drusudenkmal

Kein Gegenstand aus Römerzeit begegnet uns so oft in den geschichtlichen Aufzeichnungen der Vergangenheit als das zu Ehren des Feldherrn Drusus errichtete Kenotaph. Die weniger bekannten Stellen dürften folgende sein:

Urkundlich findet sich der „eichelförmige Stein" in einer Urkunde des Jahres 1268, es schenkte nämlich der Stiftsscholaster Erenfrid von Liebfrauen dem Kloster St. Jakob eine *vinea prope saxum glandiforme*.[10])

Jedenfalls hatte das Denkmal noch in dieser späten Zeit jenen Abschluß nach oben, der es einer Eichel ähnlich machte. Vgl. die Stelle unten (zum J. 1552), wo vom Abbrechen der „Spitze" die Rede ist.

Erzbischof Adolf aus dem gräflichen Hause Nassau schenkte 1471 dem Kloster St. Jakob einen fundus, qui ab antiquo vulgarisatus est, „der Viehhof", der sich erstreckt in der Breite gegen einen Weinberg, genannt „der Eygelstein" und in der Länge sich erstreckt von dem Weinberge genannt der Palmenstein bis zum Graben, welch letzterer geht vom Wilhelmiterturm bis zum Turm Hydeck.[11])

Spätere Urkunden nennen den Eichelstein *Drusiloch*, so erwähnt eine deutsche Urkunde von 1372 ein Unterpfand, bestehend in „ein morge wingarten, der in der stade borgbanne zu Mentzen gelegen ist, der da etzwanne was meister Craft steinmetz selgen und liget bei Truoseloch zwuschen eine morgen und anderthalb morgen wingerten.[12])

Eine Urkunde von 1384 redet von zwei morgen zu Druseloche by dem apte zu s. Jacob und den guten Luden geforch, item zwei morgen über dem wege, der do get von Truseloch zum Bockenden Crutze bi der frawen zu Silberberg.[13])

Als 1552 Markgraf Albrecht Alcibiades von Kulmbach gegen die Stadt anrückte, wurde beraten, wie die Stadt zu schirmen sei, . . . „sonderlich uff dem Jacobsberg allda dann schon angefangen beim Eichelstein zu arbeiten. Es wurde auch damals angefangen oben die spitz von demselben abzubrechen, der Meinung denselben genczlich zu ruiniren, und damit solche dem Feind nit zum Vortheil wäre, biß auff die Erd zu schleifen . . . Aber es ging alles bald zurück und war alles Vornehmen geendet, dann die Zeit war zu kurz, die Kosten zu groß . . ." So Chroniken von Mainz (ed. Hegel) II, 122.

Aventin in seiner Bayrischen Chronik weiß zu berichten: „Drusus starb darnach am 30. Tag im sumerlager bei Mainz. Sein Grab wird noch zu Mainz gezeigt, haist der Aichelperg, tuet auch davon meldung der heilig sant Hieronymus; das römisch her hat im zu er ainen pühel wie ain aichel zesam tragen und aufgericht. Alda alle jar auf ainen pestimten tag haben die Fußknecht und Kriegsvölker umb den scharlach laufen, die stat aus Gallenland (jetzt Frankreich) ir opfer und demüntig und andechtig gepet volbringen müssen.[14])

Eberhard Windeckes Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Kaisers Sigmundus geben mehrfach Nachrichten über Mainz; die ältesten sagenhaften Nachrichten beziehen sich auf den Ursprung der Stadt, wobei Drusus nicht fehlen darf; es heißt: „Do warent 12 meister, der warent vier rehtmeister und die leitent ein stat uf noch irer kunste, die hiez zu Menz; und wer von inen lernen wolt, der solt dar farn zu schulen ... do wart ein keiser hieß Trusus, der . . . wonete zu Menz mit sime huse. do sprach er, er wolt nirgent anders ligen dann (als) in der schonen stat Menz, do sin besten frunde ligent begraben . . . er starp in Menz und die von Menz begräbent in, also sie einen herren billichen solten begraben (wie man einen Herren billigerweise begraben sollte) ... do kamen sin frunde ... und alle sin gesinde und trugent mit iren schilten und mit iren dartschen den berg Trusenloch durch (zu Ehren) ere dez vorgennanten kaisers und noment den leimen noher Oppenheim[15]) zehen schühe von dem berge und machten im oben dri spitzen und satzten dozwuschen die dri spitzen ein kupfern sule (Säule), die mas 164 schuhe hoch. daruf so stunt ein knopf, der war überguldet. nu nomen sie den doten keiser und branten in zu pulver, also dezmols sitte (dazumal Sitte) war und daten daz pulver in den vergulten knopf. den sach man von verrn glissen (von Ferne glitzern), wann er stund hoch uf der kupfern sulen, und davon hieß die stat gulden Menz."[15])

Im 14. Jahrhundert hielt man das Denkmal des Drusus für seine eigentliche Begräbnisstätte. Ich möchte hier eine Stelle einfügen, welche in dem großen Legendarium Sanctorum registri moguntini der Frankfurter Stadtbibliothek und zwar als Einleitung zur Passio ss. mm. Aurei et Justinae steht; diese Passion steht im 2. Bande (die vier Bände sind um 1350 geschrieben, Codex 71 ist die Vorarbeit dazu).

Passio sanctorum martyrum Aurei et Justinae, vol. II. Ea persecutione, quae per Attilam Hunnorum regem coelesti judicio Christianis illata esse describitur, contigit, nobilissimam urbem Moguntiacum, ut adhuc res probat, funditus eversam concidisse et in ultionem haereticae pravitatis divino permisso ignibus conflagrasse. Conqueritur hic beatus Hieronymus in epostola ad Ageruciam, excisam deflens nobilissimam urbem Moguntiacum. Haec igitur civitas quondam Julium [Caesarem] qui per tripartitam Galliam ac partem Germaniae decennio armis subegit, deinde Drusum privignum Augusti aliosque Romanorum principes habuit non conditores, sed possessores. Qui videlicet Romani terrae marique victores hoc speciale privilegium suae ascribebant potentiae, ut quamcunque gentem vel religionem armis subicerent, statim eo loci municipia, urbes arcesque fundarent deductisque coloniis ad tutamentum regni in Romanas leges et ceremonias inque linguam latialem indigenas cogerent.

Testantur hoc urbes et apices per litora Rheni perque totam Galliam ab ipso Julio vel ipsius auctoritate fundatae, videlicet Agrippina, Tuitium, Juliacum, Octavia quae et Tungris, Nemetum, quae et Spira aliaeque per plures quas propter operis compendium et quia nota referimus enumerare longum est. De Druso autem testatur Drusilacum in eo qui speciosus dicitur monte situm, cui eo nomine inditum esse volunt quod sit Drusi latibulum. Habet enim opinio, eum ibi esse sepultum.

Homines quoque regionis Druso Drusingi antiquitus vocabantur, unde et adhuc quidam moderno tempore proprio nomine Drusingi nuncupantur. Consentiunt huic assertioni etiam Fastorum tituli qui principum nominibus et gestis in perpetuam memoriam insculpti lapidibus per totam urbem inveniuntur fracti et dijecti. Hoc etiam astruunt adhuc superstites theatri ruinae, quod Romano more ad ludos Circenses et theatrica spectacula constructum est. Ipsa enim civitas sicut ex diversis partibus pro variis negotiis ad se confluentes cujuslibet linguae vel sectae excipiebat homines, ita multorum sectabatur errores, et cui erat potestas omnibus dominari, non spernebat olim erroribus ancillari. Hac de re etiam sacerdotem suum, sanctissimum sane virum Aureum errores ejus increpando redarguebat. Pontificali solis et moenibus tunc temporis deturbabant quem postea Hunorum gladius cum sorore eademque sacra virgine Justina victimatum Christo Domino ad coelos misit.

Im 13. Jahrhundert herrschte in Mainz, speziell im Kloster St. Alban die Ansicht, Mainz habe in römischer Zeit nicht an jetziger Stelle gestanden, sondern im „Heiligentale“, also da, wo jetzt der allgemeine Friedhof, die Pfeiler der Wasserleitung stehen. Diese Ansicht spricht der Mönch Sigard von St. Alban aus in der Passio SS. Aurei et Justinae, um 1300. Was bestimmte ihn zu dieser Ansicht? Assertioni meae super priori civitatis Moguntiae loco consentiunt superstites in eadem planitie *murorum* particulae et fundamenta subterranea circumcirca reperta, imo etiam superstites *theatri* ruinae, quod more Romanorum ad ludos Circenses seu gladiatorios et ad spectacula publica, constructum fuisse extra vrbem hodieque monstratur, necnon et *tituli,* gesta atque nomina diversorum principum *lapidibus* insculpti, qui infra et extra vrbem pluribus in locis inveniuntur esse disjecti.[16])

Um auf das Wort „Drusiloch“ zurückzukommen, es wird eine Umbildung von „Drusileh“ sein, leh d. i. tumulus, Grab, Grabdenkmal.

7. Forum, Dietmarkt

Vom Castrum führt ein Hauptweg in die am Fuße der Anhöhe ausgebreitete bürgerliche Stadt; ohne Zweifel haben wir diesen Weg in der vom (ehemaligen) Gautore auf den Schillerplatz (ehemals Dietmarkt) führenden Weg zu suchen. Der öffentliche Marktplatz, das forum, fehlt auch hier nicht. In der Stiftsgeschichte von St. Stephan erscheint urkundlich 1309 ein Haus, gelegen super strata publica, que ducit de Gauportin *ad forum gentilium,* sitas in emunitate ecclesiae s. Stephani.[17]) Eine andere Urkunde 1299 nennt das St. Agnesekloster als gelegen apud *forum gentile.*[18])

Das forum gentilium heißt in deutschen Urkunden „Dietmarkt,“ Diet = Volk, Leute.

8. Heidenkeller

Die Ortsbezeichnung *„Heidenkeller“* kommt urkundlich vor; wir gehen wohl sicher in der Annahme, daß die Bezeichnung eine Stelle betrifft, an welcher die Reste, Gewölbe, Keller — mehrfach eingesunken — Ansiedlung aus römischer Zeit sichtbar waren.

„An dem *heydenkelren pade“,* Pfade, sagt ein Notariatsinstrument von 1352. Der Pfad befindet sich in der Marienborner Gemarkung[19]) und lief südöstlich seitwärts des nach Ebersheim führenden Weges (Borneweg, nach der Höhenkarte von 1900 und 1901).

Den Heidenkellern stehen die *Füllkeller* zur Seite. Ein solcher ist als hochbedeutende Fundstelle von Altertümern in der Gemarkung Klein-Winternheim und Ober-Olm vorhanden und sattsam bekannt. Die Erklärung des Wortes ist noch nicht gefunden. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts findet sich dafür der Ausdruck „im vollen Keller“.

Anmerkungen

1. Baur, Hess. Urkunden II, 277.
2. Baur, Hess. Urkunden II, 8.
3. Schaab, Gesch. der Stadt Mainz III, 175.
4. Über das Schicksal dieser Steine in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vgl. Lehne in Quartalblätter des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz. I. Jahrgang 1830, S. 17 f.
5. Quellen der Gesch. der Stadt Köln, herausgegeben von Dr. L. Ennen, IV, 82 Nr. 94; IV, 268 Nr. 254.
6. Schannat, Traditt. fuld. p. 51 Nr. 101; Dronke Nr. 180.
7. Baur, Hess. Urk. III, 12.
8. Wenk, Urkundenbuch Nr. 15.
9. Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der Altertumsvereine 1879, S. 79.
10. Joannis, Rer. Mog. II, 568.
11. Baur a. a. O. IV, 206.
12. Baur, a. a. O. III, 497.
13. Das. S. 546. Die „guten Leute“ sind die Aussätzigen, die dort eine isolierte Wohnstätte innehatten. „Zum bockenden Cruze“, d. i. zum sich biegenden Kreuze; es war ein Baumstamm mit einem Querbalken, welcher sich nach und nach krumm bog. In einer Urkunde von 1321 bei Gudenus, Cod. dipl. III, 191 wird er lateinisch bezeichnet: via publica, ubi crux est erecta linealiter directe usque ad crucem inclinatam . . . et ab eadem cruce inclinata directe ad portam etc. So findet sich als Ortsbestimmung: bockenduneiche, sich biegende, bückende Eiche. Sauer, Cod. dipl. Nass. I, 14.
14. Bayr. Chronik ed. Lexer. München 1883. Zweite Hälfte des Bandes S. 601.
15. Sollten hier die Kalksteine von den Oppenheimer Brüchen gemeint sein? Leimen = Mörtel. — Ein anderer König Aureolus ward gleichfalls zu Pulver gebrannt; sie machten einen Pfeiler, der heißet Eichelstein, mit vergoldetem Knopfe, der die Asche aufnahm. Derselbe Konig det den bornen (Brunnen, Quell) von Funte (Finthen) leiten in die stat, wann in Menz war großer brest von trinkwasser.
16. Joannis l. c. II, 15.
17. Baur, a. a. O. II, 702/3.
18. Schaab, Gesch. v. Mainz I, 375; Gudenus, Cod. dipl. III, 882; in den Mainzer Chroniken ed. Hegel mehrfach vorkommend.
19. Baur a. a. O. III, 333 Note.

VI.

Die Originalaltertümer in den Sammlungen des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz

Vermehrung im Berichtsjahre 1905/1906

von Dr. P. Reinecke

ENTSPRECHEND der Aufgabe des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums, Altertümer im Original nur ſoweit zu ſammeln, als ſie ihm geſchenkweiſe und im Austauſch zugehen oder aber leichter zu verſchaffen ſind als Nachbildungen, was ja vornehmlich für Vergleichsmaterial aus dem Auslande gilt, gehören die im Berichtsjahre 1905/1906 zugefloſſenen Vermehrungen der Originalbeſtände überwiegend außerdeutſchen Fundorten an. Auf Deutſchland fallen ſo nur einige wenige Zugänge, reichlicher iſt der Zuwachs aus dem ägäiſchen Kreiſe und Ungarn, dazu kommt noch Einzelnes aus Italien und Ägypten.



Abbildung 1 Tongefässe aus Gottmadingen

Die Erwerbungen an Originalen ſind im vorangehenden Jahresbericht des Muſeums im Einzelnen bereits kurz genannt. Von einer regiſterartigen Aufzählung der Neuerwerbungen kann hier deshalb füglich abgeſehen werden, zumal eine ſolche ſtatiſtiſche Zuſammenfaſſung, als Nachtrag der im vorigen Jahre gegebenen Aufzählung der Originalbeſtände des Muſeums, eher für ein umfangreicheres Fundmaterial am Platze iſt, alſo beſſer erſt wieder nach einigen Jahren erſcheint.

Aus den Zugängen an Originalen während des verfloſſenen Berichtsjahres wählen wir hier zur Vorlage nur Stücke aus, die ein allgemeines Intereſſe beanſpruchen dürfen, bringen aber zugleich im Zuſammenhang damit, wie bereits vor Jahresfriſt bemerkt, auch einiges Material aus den Erwerbungen früherer Zeiten.

* * *

Seitens der Großherzoglichen Altertümerſammlung in Karlsruhe wurde im Berichtsjahre durch Vermittlung des Herrn Geh. Rat E. Wagner dem Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum aus hallſtättiſchen Urnengräbern bei *Mallſpüren* und *Gottmadingen* und Grabhügeln bei *Rielaſingen* in Baden eine Gruppe unverzierter Tongefäße überwieſen. Aus dieſer Erwerbung legen wir hier in Abbildung Nr. 1 zwei urnenartige Vaſen und zwei Schälchen vor, die dem Flachgräberfelde mit Leichenbrand bei *Gottmadingen* (A. Konſtanz)[1]) entſtammen. Die mäßig großen urnenartigen Gefäße (Höhe 12,5 und 11,5 cm) erinnern an die ſtereotype Hallſtattform, nur fehlt ihnen der beſonders abgeſetzte, koniſch ſich verjüngende Hals. Bei anderen Vaſen dieſes Urnenfeldes (ebenſo wie anderwärts) kehrt die nämliche Form mit der üb-



Abbildung 2 Tongefässe aus Salem, Baden

lichen geometriſchen Verzierung der bunten ſüddeutſchen (donauländiſchen) Hallſtattkeramik wieder, was im Verein mit den Bronzen dieſer Gräber eine Datierung der Gefäße in die Stufe der eiſernen Hallſtattſchwerter ermöglicht. Die beiden Tonſchälchen von Gottmadingen, deren winzig kleiner Boden leicht eingedrückt iſt (Durchm. der Schälchen 10,5 und 9 cm), deuten auf die nämliche Zeitſtellung hin. Die hier nicht abgebildeten Vaſen von Mallſpüren und Rielaſingen ſchließen ſich zeitlich dem vollkommen an.

Abb. Nr. 2 gibt vier gleichalterige verzierte Tongefäße aus Grabhügeln von *Salem* (A. Überlingen)[2]) wieder, die von Herrn Geh. Rat Wagner bereits 1900 geſchenkt wurden. Die weitausladende Urne (H. 26 cm) von ſtereotyper Hallſtattform zeigt in metopenartiger Anordnung ſechs von der Schulter bis zur Umbruchſtelle des Bauches reichende Felder mit ſenkrechten breiten und ſchmalen Riefen; die ausgeſparten glatten Flächen haben dunkelvioletten (violettbraunen) Überzug, Hals und geriefte Felder ſind graphitiert. Die höhere, aber mehr kugelförmige Hallſtatturne (H. 29,2 cm), deren Hals ſich nicht ſcharf abſetzt, iſt durchweg graphitiert; die eingeritzte und eingeſtochene geometriſche Verzierung bildet fünf durch ſchmale Streifen von einander getrennte Rechtecke mit Diagonalen und Dreieckfüllung. Von den beiden innendekorierten Tonſchüſſeln zeigt die größere (D. 35,5 cm) auf der breiten Randzone Rautenſchmuck, am Boden einen Stern in Ritz- und Stichtechnik; der Tongrund der Schale iſt mit braunrotem Überzug verſehen, bis auf den Randſtreifen, die Rautenfüllung und die Dreiecke zwiſchen den Zacken am Boden, die Graphitüberzug haben. Bei der kleineren Schüſſel (D. 29,5 cm) iſt der treppenartig abgeſtufte Boden und ein ſchmaler Streifen am Rande graphitiert; die Verzierung bilden in der Randzone ſechs trapezförmige Felder mit Zickzack- und Diagonalfüllung in Ritztechnik und mit grober Keilſchnittfüllung (eingeſtempelte und ausgekerbte Dreiecke), am Boden flach eingedrückte Zickzacklinien.

Herr Hauptmann Mathes in Graudenz, dem das Muſeum ſchon wiederholte Zuwendungen verdankt, ſchenkte im Frühjahr 1905, außer ſlaviſchen Scherben von verſchiedenen weſtpreußiſchen Burgwällen und Flintwerkſtättenfunden von den Bingsbergen bei *Sackrau*, Kr. Graudenz (Weſtpreußen), einige weſtpreußiſche Tongefäße (Abb. Nr. 3) aus vorrömiſchen Steinkiſtengräbern der oſtdeutſchen Geſichtsurnengruppe (deren exakte zeitliche Fixierung im Augenblick noch Schwierigkeiten begegnet, vergl. Corr.-Bl. d. Deutſch. Anthr. Geſ. 1904, S. 13 f., 23 f., 38 f.). Eine unverzierte hochhalſige Urne (gr. D. 20 cm), deren oberer Teil leider abgebrochen iſt, möglicherweiſe eine einfache Geſichtsurne, ſtammt aus einer Steinſetzung bei *Jungen*, Kr. Schwetz. Eine ähnlich gegliederte Urne mit zwei Henkeln an der Schulter (H. 21 cm) und ein Henkeltöpfchen (H. 11 cm), beide mit der üblichen „Hängeverzierung" (hier flach eingegrabene Bänder gerader Linien), wurden bei *Sampohl*, Kr. Schlochau, in einer Steinkiſte beiſammen gefunden, die Urne noch mit Leichenbrand gefüllt.

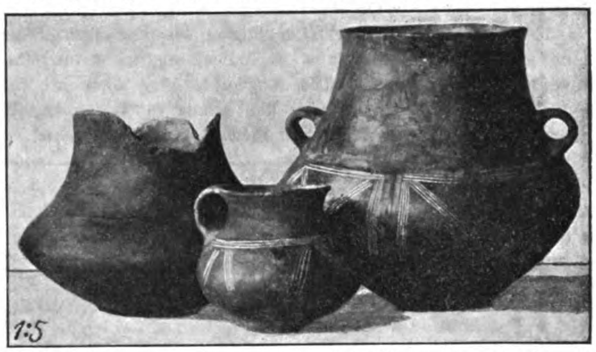


Abbildung 3 Tongefässe aus Jungen und Sampohl

Durch Vermittlung des Herrn Profeſſor Dr. Koſſinna-Berlin erhielt das Muſeum aus *Ferchesar bei Marzahne* (Kr. Weſthavelland, Brandenburg) eine typiſche nordweſtdeutſche „Mäanderurne" der älteren Kaiſerzeit (Abb. Nr. 4 a). Die am Halſe mit einem kleinen durchbohrten Zapfen (ſtatt eines Henkels) verſehene Urne (H. 15,5 cm) hat glänzend ſchwarzes Ausſehen auf der Außenſeite, das Innere iſt mattſchwarz, der mäßig feine Ton zeigt im Schnitt grauſchwarze Beſchaffenheit „geſchmauchter" Gefäße (Bucchero-Technik). Die Punktverzierung iſt in der üblichen Art mit dem Rädchen ausgeführt: vom Boden bis zum Umbruch vier ungleich große Felder mit Fiſchgrätenfüllung, von da bis zur Schulter Mäanderlinien (fünf Mäander). Ein Gegenſtück etwas beſſerer Buccherotechnik beſitzt das Muſeum ſeit 1904 im Original (Abb. Nr. 4 b). Es wurde bei *Aßhauſen* Kr. Winſen a. d. Luhe, Provinz Hannover, zuſammen mit einem ſtarken, ſchweren eiſernen Schildbuckel mit Stachelſpitze (Abb. Nr. 4 c) gefunden. Dieſe Mäanderurne iſt etwas größer in den Ausmaßen (H. 18,3 cm); die Verzierung beſteht auf der Unterſeite aus teilweiſe mit Sparren gefüllten Strahlen, über dem Umbruch aus Treppenmotiven (ſtatt des Mäanders).



Abbildung 4 Grabfunde von Ferchesar und Asshausen

Aus fränkiſchen Gräbern der *Rheinlande* erwarb das Muſeum eine kleine Gruppe von Metallobjekten (Schnallen, Scheibenfibeln, Fingerring, Beſchläge eines Eimerchens und eines Trinkhornes, alles von Bronze), ſowie zwei Halsketten aus Glas- und Bernſteinperlen. Eimer- und Trinkhornbeſchläge zeigen getriebene „klaſſiſche" Ornamente (ſich

überſchneidende Halbkreiſe, Bogenreihen uſw.). Eine Scheibenfibel (Abb. ſ. S. 22) iſt beſonders wertvoll wegen ihrer figürlichen, ſehr roh den Revers ſpätrömiſcher Münzen kopierenden Darſtellung (auf gepreßtem Bronzeblech), die in dem kleinen Kreiſe derartiger Arbeiten merovingiſcher Zeit[3]) bisher noch nicht vertreten war.

* * *

Von den unſerm mitteleuropäiſchen Arbeitsgebiet benachbarten und zugleich inhaltlich nahe verwandten archäologiſchen Gruppen erfuhr in unſeren Originalbeſtänden im Berichtsjahre die ungarländiſche wiederum eine erhebliche Vermehrung. Das Muſeum verfügt hier jetzt über den Grundſtock einer guten Vergleichsſammlung von Originalſtücken im Verein mit entſprechenden Nachbildungen, ſowohl für die vorrömiſche Metallzeit Ungarns wie die provinzial-römiſche Kultur in Pannonien und die germaniſchen und nichtgermaniſchen frühmittelalterlichen Gruppen an der mittleren Donau und der Theiß. Freilich ſetzt ſich dies Material mehr nur aus Einzelobjekten (Typen) und nicht aus geſchloſſenen Funden zuſammen.

Aus unſeren ungarländiſchen Beſtänden an Originalaltertümern wählen wir einige Funde zur Vorlage aus.

Aus einem größeren, leider im Kunſthandel zerriſſenen Fund aus dem ſüdweſtlichen Ungarn erwarb das Muſeum von verſchiedener Seite, jedesmal natürlich mit unzutreffender Fundangabe, aber unter ausdrücklicher Betonung der Zuſammengehörigkeit der Objekte, eine Anzahl Bronzen überwiegend rein frühhallſtättiſchen Charakters. Über den Fund, dem unſere ſich übrigens in ihrer erdig-grünen, unreinen Patina auffallend gleichenden Stücke angehören, erſchien im Archaeologiai Érteſítö 1905 (S. 189—191, 257—258) eine kurze Notiz mit Abbildungen einiger Bronzegegenſtände. Nach den hier gegebenen Mitteilungen, die unbedingt verläßlich ſein dürften, wurde der Fund 1901 auf einem Grabfelde (mit Urnen- und vereinzelten Skeletgräbern) bei *Kisköszeg* im Comitat Baranya gemacht. Übereinſtimmend ſigniert iſt eine Sammlung ungarländiſcher Altertümer, darunter erſichtlich zahlreiche Stücke dieſes nämlichen Fundes neben älteren wie jüngeren Objekten, die ſeit einigen Jahren im Naturhiſtoriſchen Hofmuſeum in Wien ausgeſtellt iſt. Es kann danach keinem Zweifel unterliegen, daß wir in dieſen gleichgearteten Objekten in Mainz, Wien und anderwärts Teile eines einzigen großen Fundes aus Südweſtungarn vor uns haben, deſſen Charakter freilich, ob nämlich Depot, ob Gräberinventar, vorläufig noch nicht geklärt iſt.

Von Bronzen, die zu dem großen Funde von Kisköszeg gehören müſſen, laſſen ſich nun aus dem Beſitz des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums folgende Gegenſtände, die zugleich auf den Abbildungen Nr. 5 und 6 (in $^1/_2$, $^2/_3$ und

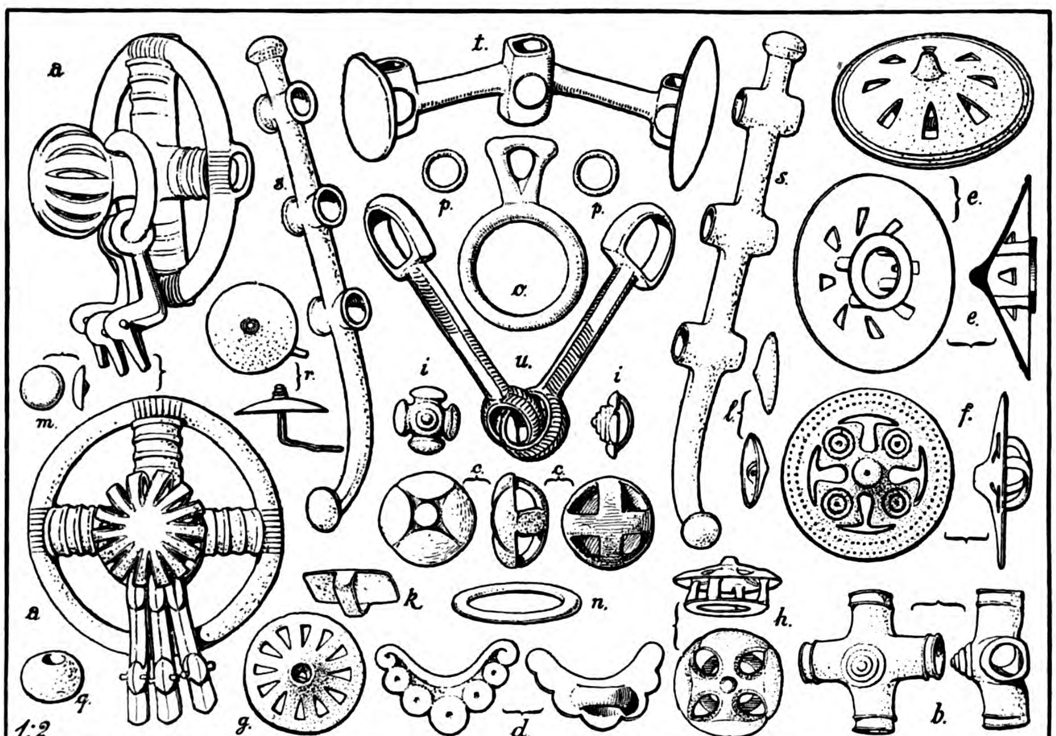


Abbildung 5 Bronzen von Kisköszeg, Westungarn

$^1/_5$ der natürlichen Größe) bildlich dargeſtellt ſind, namhaft machen: Ein gegoſſenes kreuzförmiges Röhrengebilde (Riemenkreuzung), von beſonders angefügtem Ring umſchloſſen, der an der Mündung der Kreuzſchenkel ſelbſt durchbrochen iſt; auf der Vorderſeite ein kräftiger geſchlitzter Knopf auf langem Stiel, an dieſem, an einem Ring beweglich, drei Vogelpro-

tomen (Abb. 5 a). — Drei kleinere gegoſſene kreuzförmige Röhrengebilde (Riemenkreuzungen), Vorderſeite mit kegelförmiger Erhebung (Stufenprofil), Rückſeite ebenſo, wie bei dem größeren, von einem Ring umſchloſſenen Exemplar, mit Öffnung in der Mitte (Abb. 5 b). — Drei mit Goldfolie verkleidete Zierbuckel, mit kreuzförmiger Schließe auf der Rückſeite. Die einfach um den Rand geſchlagene Goldfolie überzieht nur die Schauſeite des Zierbuckels, die einen vierſtrahligen Stern zeigt (Abb. 5 c). — Ein halbmondförmiger („geflügelter") Zierbuckel mit Öhr auf der Rückſeite, am convexen Rande eingeſchnittene Halbkreisfiguren (Abb. 5 d). — Zierſcheibe, koniſch geſtaltet, mit acht radial geſtellten Einſchnitten, am Rande eingegrabene Linien; auf der Rückſeite ringförmiges Öhr mit vier Stegen, zum Durchlaſſen eines Kreuzriemens (Abb. 5 e). — Etwas kleinere Zierſcheibe, kreuzförmig ausgeſchnitten, mit eingepunzter Verzierung, auf der Rückſeite kreuzförmig gebildetes Öhr (Abb. 5 f). — Radförmig durchbrochene Zierſcheibe, Unterſeite eben, an die Baſen griechiſch-geometriſcher Bronzefigürchen erinnernd, Bedeutung nicht klar (Abb. 5 g). — Zwei ungleich große kreuzförmige Zierknöpfe, der größere mit Ringöhr mit vier Stegen, der kleinere (verziert mit Buckel in Stufenprofil) mit einfachem bandförmigem Öhr (Abb. 5 h und i). — Zierbuckel, ſchwach gewölbte rechteckige Platte mit bandförmigem Öhr (Abb. 5 k). — Zahlreiche kleine Zierſcheiben in verſchiedenen Größen, ſtark gewölbt, mit kleinem Öhr auf der Rückſeite (Abb. 5 l, m). — Zwei ſchlichte Ringe in Koppelringgröße, ein gleich großes Stück, nur im Querſchnitt abgeplattet (Abb. 5 n). — Ein etwas kleinerer Ring mit trapezförmiger mitgegoſſener Öſe (Abb. 5 o). — Mehrere ſehr kleine gegoſſene, ſchlichte geſchloſſene Ringchen (Abb. 5 p). — Drei (ungleich große) ſchwere Bronzeperlen in Geſtalt einer flachgedrückten Kugel (Abb. 5 q). — Zahlreiche gegoſſene Bronzenägel mit vierkantigen Stiften, die in 1 cm Länge umgeſchlagen ſind; die Nägel haben große, flache, dünne Scheibenköpfe (D. 2,8, 2,6, 2,1 cm) mit flachem oder hohem kegelförmigem geripptem Knopf (Abb. 5 r). — Zwei Seitenſtangen einer Trenſe, im Typ der Stangen, die (in Eiſen und Bronze) ſich bis in die Stufe der eiſernen Hallſtattſchwerter verfolgen laſſen, nebſt Fragment einer dritten gleichartigen Stange (Abb. 5 s). — Anders geſtaltete Trenſenſtange, mit Scheibenabſchluß, ſtark gebogen, auf der concaven Seite auf den Querröhrchen mitgegoſſene ornamentale Scheibchen (Abb. 5 t). — Sicher nicht zu dem Funde von Kisköszeg (weil weſentlich früher erworben) gehört die Trenſe (Abb. 5 u) mit kräftigen Knebeln, die in ſteigbügelartige Schlußöſen ausgehen; wir bilden das Stück hier ab zur Illuſtrierung des in einem anderen Anteile des Kisköszeger Fundes liegenden frühhallſtättiſchen Trenſentyps.

Die bisher aufgezählten Gegenſtände gehören, vielleicht die Nägel ausgenommen, zum Pferdegeſchirr, das in den übrigen Anteilen des Fundes ja auch gut vertreten iſt, teilweiſe wieder mit noch anderen Formen. Ob die Nägel, die lebhaft an Ziernägel römiſcher Holzkäſtchen erinnern, auf dicken Ledergurten des Pferdegeſchirrs oder auf Holzbrettern eines Wagens ſaßen, mag dahingeſtellt bleiben.

Die Wiener Kollektion mit der Signatur Kisköszeg umfaßt auch (außer einigen ſicherlich nicht zu dieſem Funde gehörenden Metall- und Glasſachen und Keramik) noch Schmuckgegenſtände, Ringe und Fibeln von Bronze. Auch von ſolchen Dingen erhielt das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum gelegentlich der Erwerbung eines Teiles dieſes Fundes einige Proben, die in der Patina wieder ſehr gut zu den übrigen Stücken paſſen. An Fibeln iſt nur eine ſchlichte zweiſchleifige Bogenfibel (Abb. 6 a) mit großer dreieckiger Fußplatte vorhanden (in Wien u. a. eine zweiſchleifige Bogenfibel mit aufgeſchobenen Perlen und mehr rechteckiger Fußplatte und eine Bogenfibel mit wellenförmig eingeknicktem Bügel), an Ringſchmuck ein ſchlichter platter Armring mit übereinandergelegten Enden (Abb. 6 b), zwei ſchlichte offene kantige Fußringe (Abb. 6 c), eine Armſpirale aus Bronzedraht (das eine Ende abgebrochen, das erhaltene ſpiralig umgerollt) (Abb. 6 d), zwei dünne offene Halsringe, der eine, auffallend kleine vierkantig, mit feiner Torſion, der andere ſchlicht, mit hakenförmig umgebogenen Enden (Abb. 6 e, f), endlich einige kleine ſchlichte Drahtringchen (Abb. 6 g).

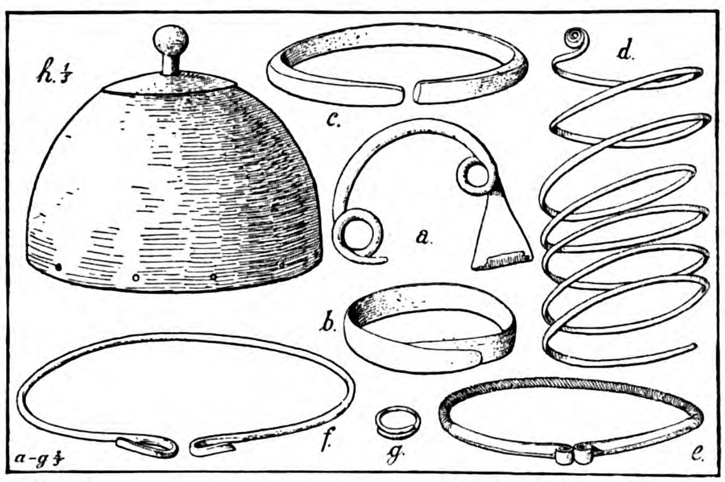


Abbildung 6 Bronzen von Kisköszeg, Weſtungarn

Nach der im Archaeologiai Értesitö mitgeteilten Fundnotiz waren im Funde noch zwei Helme von Bronze enthalten. Das Römiſch-Germaniſche Muſeum hat nun in der einen Gruppe von Objekten aus dem Funde von Kisköszeg einen Bronzehelm erworben, der zweifellos mit einem der beiden ſeither verſchollenen Exemplare identiſch iſt. Der Helm (Abb. 6 h) iſt etwas verdrückt, ziemlich defekt (jetzt ſtark ausgebeſſert). Er hat ungefähr halbkugelige Haubenform, am Scheitel jedoch mit beſonders abgeſetzter kreisrunder Fläche, die ein gleichgroßes gewölbtes Bronzeblech noch eigens deckt; die Spitze trägt einen ſtarken kugeligen Knopf auf kurzer dicker Stange, die im Helminnern mit einem Unterlagsplättchen vernietet iſt. Am Mündungsrande zeigen ſich in unregelmäßigen Abſtänden (4—6 cm) eingebohrte Löcher. Die Maße des Helmes betragen: Mündungsdurchmeſſer 19,5 und 23,5 cm, ganze Höhe 17,5 cm, Durchmeſſer der beſonders abgeſetzten Scheitelfläche 13 cm, ſichtbare Knaufhöhe 3 cm. Von den bekannten „ungariſch-norddeutſchen" Kegelhelmen der frühen Hallſtattzeit weicht unſer Stück ſtark ab, es macht einen ganz befremdenden Eindruck in-

folge ſeiner Knaufbildung, ſodaß man zunächſt an eine recente Zuſammenfügung der einzelnen Teile denken mag. Man wird faſt vergeblich unter den erhaltenen Monumenten nach Ähnlichem ſuchen,[4]) falls man nicht die bekannten Helme der Schardana auf ägyptiſchen Darſtellungen des Neuen Reiches zum Vergleich heranziehen will. Jedoch macht bei unſerm Helm die Einfügung des Knaufes durchaus nicht einen modernen Eindruck, alle Stücke, auch die vernietete Partie, zeigen einwandfreie Patina, zudem muß man ja den Knauf, ſo ungewöhnlich er auch an frühhallſtättiſchen Objekten erſcheinen mag, als durchaus gleichzeitig halten, denn der Knauf an dem großen kreuzförmigen Gebilde (Abb. 5a) iſt im Grunde ja das nämliche.

Gegen die zeitliche Zuſammengehörigkeit der hier aufgezählten Stücke wird ſich nicht viel einwenden laſſen, wenn auch dahingeſtellt bleiben muß, was von den Proben der verſchiedenen keramiſchen Gattungen in der Wiener Gruppe von Kisköszeg wirklich zu dem Funde gehört, zumal wir ja über den Charakter des Fundes, ob Depot, ob Grabinhalt, nichts Beſtimmtes wiſſen. Aber auch die Beurteilung des Alters der Bronzen läßt kaum Einwände zu, obſchon man zunächſt vielleicht zwiſchen dem erſten und dritten Abſchnitt der Hallſtattzeit ſchwanken kann, da wir einige der hier vertretenen Formen des Pferdegeſchirrs bisher mehr nur aus der Stufe der eiſernen Hallſtattſchwerter kannten und weiter andere Formen beiden Stufen gemeinſam ſind. Trotzdem kann hier nur die frühe Hallſtattzeit in Betracht kommen. Frühhallſtättiſche Funde von Stillfried a. March in Niederöſterreich (Depotfund im Naturh. Hofmuſeum Wien; Urnengräberfund in der Sammlung Much in Wien) bieten eine Anzahl trefflicher Parallelen für das Pferdegeſchirr von Kisköszeg, ferner weiſen die Vogelprotomen als Hängeſchmuck wie die Stufenprofile einzelner Objekte wieder auf die frühe Hallſtattzeit, überdies fehlen in Kisköszeg ja einzelne charakteriſtiſche Typen der Stufe der eiſernen Hallſtattſchwerter gänzlich. Die Formen der in Kisköszeg ſtatt der ſpezifiſch „ungariſchen" Typen vorkommenden Bogenfibeln wird man nun freilich bereits in der frühen Hallſtattzeit beginnen laſſen müſſen. Aber auch dies machen uns z. B. die althallſtättiſchen Gräberfunde von St. Kanzian bei Divatſcha (an der krainiſch-küſtenländiſchen Grenze) ohne weiteres verſtändlich, von italiſchem Material erſt gar nicht zu reden, zumal das Verbreitungsgebiet der „ungariſchen" leierförmigen und ſpiralgarnierten Fibeln (ſo gut wie der zweigliedrigen donauländiſchen Stücke) ſich mehr auf die Nordhälfte Ungarns (auf die von der Adria weiter entfernten Landesteile) beſchränkt. Trotz der unſicheren Fundumſtände haben alſo die Bronzen von Kisköszeg hervorragendes Intereſſe und bieten für die Beurteilung der noch viel zu wenig gekannten archäologiſchen Verhältniſſe des Südweſtens Ungarns manchen ganz neuen Geſichtspunkt.

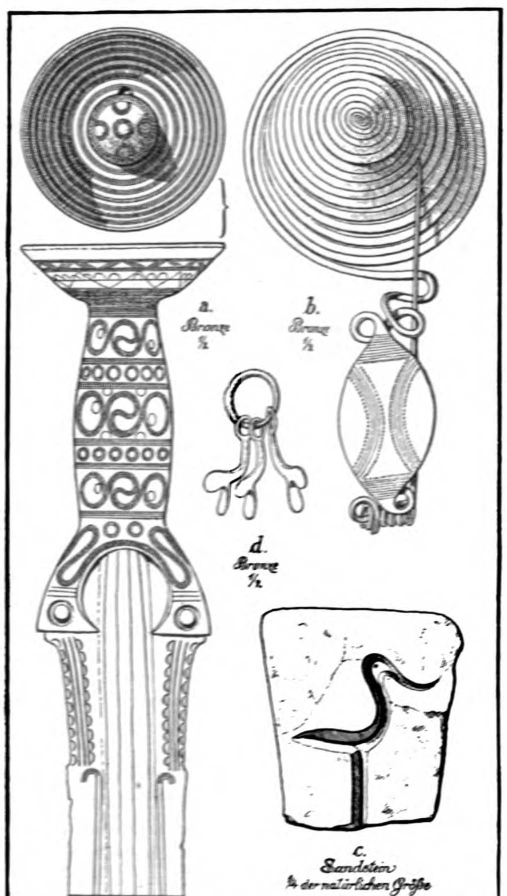


Abbildung 7 Frühhallstättische Objekte aus Ungarn

Aus unſeren Serienbeſtänden ungarländiſcher Provenienz legen wir hier noch einige andere frühhallſtättiſche Objekte in Abbildung vor.

Das Bronzeſchwertfragment (Abb. 7a) repräſentiert einen in Ungarn (und den Nachbargebieten) geläufigen Typus (mit großer ſchalenförmiger Knaufplatte), deſſen nächſter Verwandter (mit kleinerer, mehr ſcheibenförmiger Knaufplatte) auch an der oberen Donau und weiter nördlich eine gewiſſe Rolle ſpielt (die Typen auch weſtlich bis zur Rheinlinie und ſüdwärts bis zum Po bekannt).[5]) Das Stück iſt einmal intereſſant wegen der in feiner Gravierung ausgeführten Ornamente des Griffes. Die hier wie auf anderen Schwertern (vergl. Hampel, Bronzezeit in Ungarn, XXIII—XXV) vorkommenden Spiralelemente vermiſſen wir bekanntlich faſt ganz auf den gleichalterigen Arbeiten ſüddeutſcher Fabrik, hingegen kehren die feinen Linienbänder und das Bogenmuſter auf Griff und Knaufplatte im Weſten ja z. B. auf den Nadeln vom Pfahlbautypus uſw. wie auf keramiſchen Erzeugniſſen wieder (vgl. Alt. unſ. heidn. Vorz. V, Taf. 43, 44). Aber außerdem iſt dieſes Schwertfragment wichtig wegen der erſichtlichen Wiederverwendung des Griffes auf einer urſprünglich nicht dazu gehörenden Klinge. Der Griff ſelbſt iſt mit feiner Gravierung (mit deutlichen Spuren ſtarker Abnützung) bedeckt, das erhaltene Klingenſtück zeigt viel gröbere eingeſchlagene Verzierung, zudem iſt das Klingenende ſelbſt wieder etwas zu dick und zu breit für den Griff, mit dem es überdies durch zwei auffallend große unſchöne Niete verbunden iſt. Der Griff gehörte zweifellos urſprünglich zu einer entſprechend gehaltenen eleganten Klinge; als dieſe zerbrach, verwendete man den Griff bei einer weſentlich kräftigeren Klinge, und erſt als wiederum dieſe zerbrach, wanderte das Fragment in ein Gußdepot.

Eine frühhallſtättiſche Fibel ungariſchen Fundortes in unſeren Beſtänden (Abb. 7b) zeigt übrigens auch eine alte Reparatur. Bei der urſprünglich eingliedrigen Fibel (Nadel mit Bügel aus einem Stück) iſt die Spiralrolle zerbrochen, das an der Nadel befindliche Stück der Spirale iſt dem am Bügel ſitzenden einfach

eingehängt, ſodaß die Nadel wie in einem Charnier beweglich iſt. Die Fibel ſelbſt (ähnlich Hampel, XXXIX 3) iſt eine leichte Variante des ungariſchen eingliedrigen Typus: die Endſpirale iſt verhältnismäßig groß, der Bügel iſt ſchildförmig (ſpitzoval) ausgehämmert und durch Punzen verziert, ähnlich den Bügeln gleichalteriger zweigliedriger Fibeln aus Süddeutſchland, der mitteldeutſchen Zone und Oſtdeutſchland.

Nämlicher Zeitſtellung iſt die Hälfte einer ſteinernen Gußform für eine Schwanenfigur auf vierkantigem Stift (Fundort angeblich *Dolány* im Nográder Comitat). Das etwas verletzte Stück (Abb. 7 c), eine trapezförmige Platte, beſteht aus einem feinkörnigen glimmerhaltigen Material. Die Fläche mit der eingearbeiteten Vertiefung zum Ausgießen des Gußmodells iſt glattgeſchliffen, die Rückſeite iſt nicht geglättet, die Kantenflächen der Steinſcholle ſind nur teilweiſe oberflächlich abgeſchliffen. Die Maße des aus dieſem Modell gewonnenen Objektes ſind 10 cm (Breite) und 11 cm (Höhe). Solche Schwanenfiguren auf Stiften kennen wir ja in frühhallſtättiſchem Zuſammenhange, wenn auch nur in geringer Zahl, ich erinnere an die Stücke aus den Depots von Nagydem im Veszprimer Comitat (Hampel, CXCV 18) und Svijan in Nordböhmen (Richly, Bronzezeit in Böhmen XXXVIII), etwas anders iſt der Radnabenſtift aus dem Funde von Komjath im Liptauer Comitat (Hampel CXX 27 = LVI 1), ein wieder etwas anderes Stück (aber ohne Stift) liegt in dem Depotfunde von Hader bei Griesbach in Niederbayern.

Endlich bilden wir aus unſerer Kollektion ungariſcher Bronzen der frühen Hallſtattzeit noch ein kleines, von einem größeren Schmuckſtück ſtammendes Ziergehänge mit drei eingefügten Vogelprotomen ab (Abb. 7 d). Das Ziergehänge zeigt das übliche Schema, allerdings iſt die frühe Hallſtattzeit des mittleren Donaugebietes mit derartigen plaſtiſchen Arbeiten doch noch nicht gerade reichlich verſehen.

Aus den Beſtänden unſeres Muſeums an keramiſchen Materialien aus Ungarn, in denen mehrere Gattungen bereits durch gute Proben vertreten ſind, legen wir die Abbildungen (Abb. Nr. 8) einiger Gefäße aus Flachgräbern *Weſt- (Südweſt-) Ungarns* vor, die ſich zeitlich den eben behandelten Bronzen anſchließen.

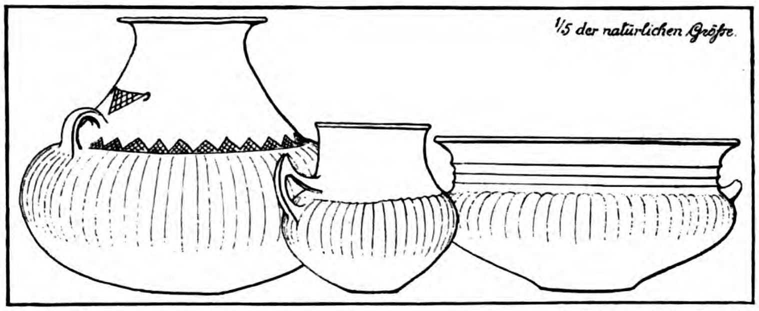


Abbildung 8 — Tongefässe aus Westungarn

Die Stücke, eine hochhalſige einhenklige „Hallſtatt“-Urne, eine weite Henkelſchale (Henkel abgebrochen) und ein enghalſiges Gefäß mit ſpitz ausgehendem Henkel, gehören zu der Gattung kannelierter Gefäße, die in frühhallſtättiſchen Urnenfeldern Pannoniens wohl bekannt ſind, ſo z. B. von Dalya und Kisköszeg in Comitat Baranya.[6])

So wenig wie die übrigen keramiſchen Gruppen der „ungariſchen Bronzezeit“ hat auch dieſe bisher eine zuſammenfaſſende Darſtellung gefunden. Das Vorkommen dieſer Keramik in Urnenfriedhöfen mit Leichenbrand des genannten Gebietes, wie die enge Verwandtſchaft mit der Topfware aus frühhallſtättiſchen Urnengräbern der anſtoßenden öſterreichiſchen Landesteile (Steiermark, Niederöſterreich) gibt ja auch hier wieder genügenden Anhalt zur chronologiſchen Beurteilung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir in dieſer typiſch frühhallſtättiſchen Ware auf weſtungariſchem Boden eine direkte öſtliche Weiterführung jener in Öſterreich vertretenen Gattung erblicken müſſen, freilich nicht, ohne daß manche leichte Varianten hier nun ausblieben.

In dem Sinne iſt dieſe Keramik wohl auch ſchon von anderer Seite aufgefaßt worden. Über ihre etwaige Ausdehnung auf andere Anteile Ungarns, weiter über ihren Formenkreis ſelbſt und ihre andersgearteten keramiſchen und ſonſtigen Begleiterſcheinungen wiſſen wir freilich vorläufig noch nicht viel zu ſagen.

Aus Südungarn beſitzt das Muſeum eine Anzahl Eiſenſachen in Mittel-La Tènecharakter. Die betreffenden Objekte, Schwerter, Schwertketten, Lanzenſpitzen, Hiebmeſſer, Schildbuckel, Scheeren, Fibeln, ſtammen nach der Angabe der Verkäufer, deren Richtigkeit nicht zu bezweifeln iſt, wenn freilich auch die Lokaliſierung der Fundſtätten daraufhin nicht verſucht werden kann, aus der Südhälfte der Länder der ungariſchen Krone, alſo offenbar aus der *Südoſtecke Pannoniens* (Syrmien und Gebiete ſüdöſtlich des Plattenſees). Aus dieſen Strichen Ungarns ſind ja übrigens auch in gewiſſer Zahl Nekropolen mit Inhalt dieſer Art bekannt geworden.

Abbildung Nr. 9 bringt aus dieſer Gruppe keltiſcher Eiſenſachen, die teilweiſe aus *Mitrovitza a. Save* ſtammen mögen, einige beachtenswerte Stücke. Die beiden Schwerter Nr. a (unvollſtändig erhalten) und b haben Scheiden mit gepunzter Verzierung. Die größere von ihnen iſt bereits in der Feſtſchrift des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums, 1902, S. 86, beſchrieben worden. Die andere verzierte Scheide gehört zu einem ſehr kurzen Schwert. Ein drittes Schwert (Nr. c) hat ein Ortband nach Art der älteren La Tènetypen, wie ſie aber auch bei uns mehrfach noch in der Mittel-La Tènezeit vorkommen. Ein anderes, hier nicht abgebildetes Schwert dieſer Gruppe, bei dem die Scheide bereits fehlt, iſt zweimal zuſammengebogen. Die Schwertkette, beſſer geſagt, die eiſerne Gürtelkette (Nr. d), entſpricht der auch bei uns mehrfach gefundenen Kette. Von den Lanzenſpitzen iſt ein langes ſchmales und ein gedrungenes breites Exemplar abgebildet (Nr. e, f). Bei dem einen Schildbuckel (Nr. g) fallen die großen Beſchlagplatten auf, die Bildung der Beſchlagplatten des anderen (Nr. h) bemerkt man bei uns auch nicht gerade allzuhäufig. Eine dem Oſten eigentümliche Erſcheinung ſind die Hiebmeſſer des Typs, von denen die Abbildung Nr. i ein Exemplar bringt. Von den ſüddeutſchen La Tènehiebmeſſern (ſtereotyp

in der erſten, bereits ſelten in der zweiten La Tèneſtufe) unterſcheiden ſie ſich vollkommen durch die Bildung des kurzen runden, mit Knöpfen beſetzten Griffes,[7] dieſe öſtlichen Stücke können alſo lediglich, wie wir jetzt deutlicher als früher ſehen, als Weiterführungen jener Waffe gelten, und zwar als Weiterführungen, die hier einer weſentlich jüngeren Stufe zukommen. Scheren (Nr. k) bilden auch bei uns in der jüngeren Hälfte der La Tènezeit nicht ſeltene Beigaben. Endlich iſt noch die als Nr. l abgebildete fragmentierte Eiſenfibel beachtenswert wegen ihrer Größe und der eigenartigen Profilierung des umgeſchlagenen Fußteiles.

Zeitlich gehören die hier vorgelegten Eiſenſachen aus Südungarn in die jüngere Hälfte der La Tènezeit, eher noch in die dritte Stufe (Tiſchlers Mittel-La Tène) als in die eigentliche Spät-La Tènezeit.[8]) Sie entſtammen den Gräbern der keltiſchen Skordisker, welche eine vorkeltiſche illyriſche Bevölkerung, deren Name in dem Pannoniens noch Jahrhunderte hindurch nachlebte, hier abgelöſt hatten. Es ſcheint, als gäben in Slavonien und den angrenzenden Gebieten die Bodendenkmäler ſelbſt dieſe ethniſchen Differenzen in ſcharfer Weiſe kund. Im Charakter unſerer zweiten La Tèneſtufe (mit Tiſchlers Früh-La Tènefibeln) ſind hierſelbſt noch keine Funde zum Vorſchein gekommen, ſolche nach Art der Frühzeit der La Tènekultur fehlen hier erſt recht. Den Gräbermaterialien in echtem Mittel-La Tènecharakter an der unteren Save und Drau[9]) ſtehen als, ſoweit erſichtlich, nächſt ältere Gräberſchicht grundverſchiedene Dinge gegenüber. Die Skeletgrabfunde von Adaševci, Vučedol bei Vukovar, Mitrovitza uſw.[10]) laſſen für die Zeit, die unſerer erſten La Tèneſtufe in der Zone nordwärts der Alpen entſpricht, einen in ſeinen Derivaten der Certoſa-Kultur vom keltiſchen Element ganz abweichenden Niederſchlag erkennen. Wie weit dieſe eigenartige Gräbergruppe Slavoniens[11]) zeitlich und räumlich ſich ausdehnt, iſt noch ſchwer zu überblicken. Die eigentümlichen Gürtelbeſatzſtücke kehren nördlich der unteren Drau (und vielleicht auch in Dakien) in noch nicht recht geklärtem (ſcheinbar jüngerem) Zuſammenhange wieder, alſo beſchränkt ſich offenbar dieſe Gruppe nicht auf Syrmien allein, allerdings ſcheint ſie andererſeits auch nicht in dieſer Ausbildung auf größere Teile Bosniens überzugreifen. Jedenfalls wird man ſie mit der vorkeltiſchen illyriſchen Bevölkerung hierſelbſt in Verbindung bringen müſſen. Und ſoweit der augenblickliche archäologiſche Befund ein Urteil erlaubt, hätten Kelten hier erſt mit der Mittel-La Tèneſtufe feſten Fuß gefaßt.

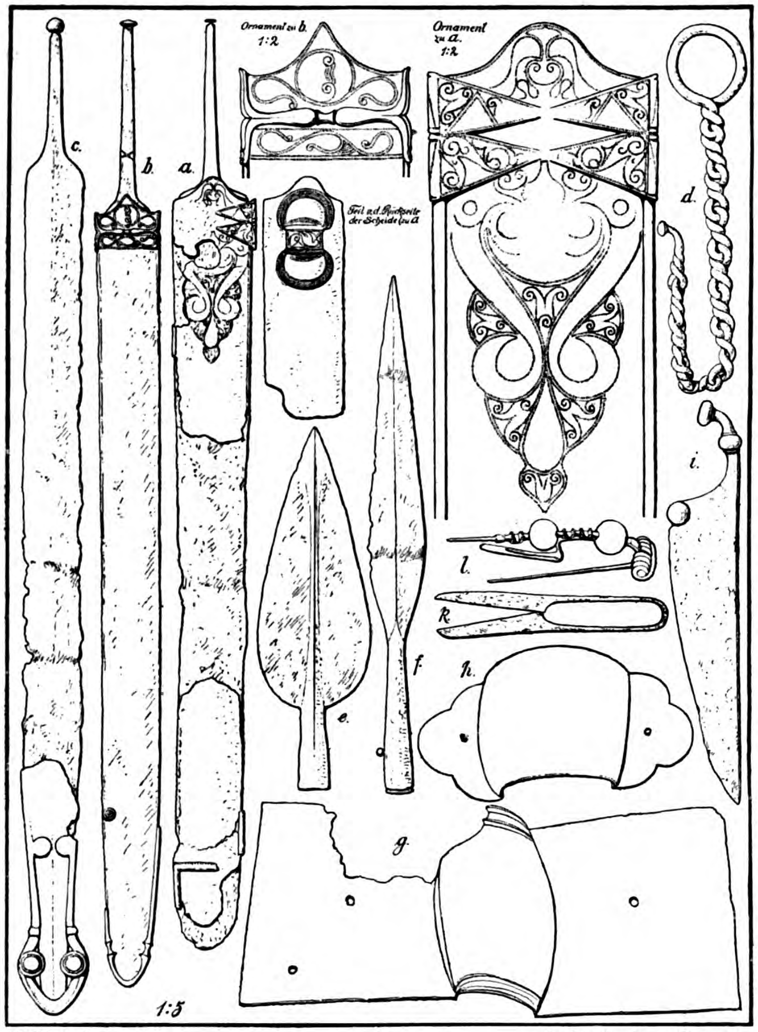


Abbildung 9 La Tènefunde aus Pannonien

* * *

Durch eine Zuwendung ſeitens des Nationalmuſeums in Athen, wie durch geſchenkweiſe Überlaſſung von Scherbenaufſammlungen aus Kreta, Melos, Aegina und dem griechiſchen Feſtlande (durch Prof. Körber-Mainz und Prof. Wolters-Würzburg) und Ankäufe aus dem Kunſthandel hat ſich während des Berichtsjahres in den Beſtänden des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums das Vergleichsmaterial aus dem ägäiſchen Kulturkreiſe erheblich vermehrt. Mit einer noch in Ausſicht ſtehenden Zuwendung einer kleinen Gruppe vorgeſchichtlicher Objekte aus Griechenland und den entſprechenden Nachbildungen verfügt das Muſeum nunmehr über eine freilich noch ſtark vermehrungsbedürftige, inſtruktive kleine Überſichtsſammlung für die mykeniſchen und vormykeniſchen Zeiten im ägäiſchen Kreiſe. Bei den vielen, allerdings meiſt ja noch nicht recht entwirrten Beziehungen, die unſere heimiſchen vorgeſchichtlichen Kulturgruppen mit den Mittelmeerkulturen

des Altertums verknüpfen, fällt dem Römiſch-Germaniſchen Muſeum unbeſtreitbar die dringende Aufgabe zu, eine ſolche Überſichtsſammlung zu beſchaffen, die eine Darſtellung der vor- und frühgeſchichtlichen Kultur der griechiſchen Welt, wenn auch vielleicht in ſtark abgekürzter Form, ermöglicht und zu vergleichenden archäologiſchen Studien anregt, die der heimiſchen Prähiſtorie immer unentbehrlicher werden.[12]) Der Ausbau dieſer Vergleichsſammlung durch Erwerbung von Originalen wie Nachbildungen wird künftig noch energiſch gefördert werden müſſen, ſelbſtverſtändlich unter Beſchränkung auf die für unſere heimiſche Altertumsforſchung wichtigen Denkmäler.

Für die der altbronzezeitlichen Inſelkultur vorangehenden Zeiträume, die man ſchlechthin als Neolithicum zuſammenfaßt, kommen heute im ägäiſchen Kreiſe drei räumlich wie auch einigermaßen inhaltlich getrennte Fundgruppen in Betracht,[13]) das Neolithicum Kretas, das theſſaliſche Neolithicum mit einer älteren und jüngeren Stufe, endlich der phokiſch-böotiſche Kreis während der orchomeniſchen Frühzeit (der Zeit der unterſten, älteſten Schicht in Orchomenos), wahrſcheinlich gleichfalls mit zwei getrennten Stufen. Trotz ihrer ſtarken lokalen Färbung verbinden mancherlei gemeinſame Erſcheinungen dieſe drei Gruppen, dadurch ihr zeitliches Zuſammenfallen gewährleiſtend; für die zeitliche Abſchätzung bietet überdies die kretiſche Fundreihe den nötigen Anhalt, indem nämlich hier das Neolithicum (in Knoſſos mit 7 m mächtiger Kulturſchicht!) klar und deutlich der Inſelkultur vorausgeht, die ja in Kreta (im Early Minoan) mit einem erſtaunlich reichen Formenvorrat ihren Ausgangspunkt, ihr Kulturzentrum hatte. Beziehungen des ägäiſchen Neolithicums zu unſerm großen bandkeramiſchen Kreiſe ſind für jeden, der die Monumente kennt, einigermaßen erſichtlich;[14]) eine der lokalen Gruppen, die jüngerneolithiſche Kultur Theſſaliens, hat überdies als eine Art Ausläufer, Außenpoſten (richtiger vielleicht: Ausgangspunkt) des großen oſteuropäiſchen neolithiſchen Kreiſes mit bemalter Keramik (Ukraine, Beſſarabien, Oſtgalizien, Bukowina, Moldau, Siebenbürgen, Thrakien) zu gelten.

Aus der kretiſchen neolithiſchen Gruppe beſitzt das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum lediglich einige unverzierte, brauntonige Scherben aus *Knoſſos,* ein Randſtück und einen Röhrenhenkel, die zur Illuſtrierung der neolithiſchen Kultur auf Kreta vorläufig wenig bieten.

Etwas günſtiger iſt unſere Sammlung mit Scherbenmaterial für das theſſaliſche Neolithicum verſehen. Aus den neolithiſchen Stationen *Dimini* und *Sesklo* bei *Volo* erhielt das Muſeum eine Kollektion bemalter Scherben, überwiegend der jüngerneolithiſchen Gruppe, von denen die Abbildung Nr. 10 einige Proben wiedergibt. Die techniſch mit der bekannten oſteuropäiſchen bemalten neolithiſchen Ware übereinſtimmenden, in der Ornamentik (verwilderten Spiral-Mäandermuſtern, Schachbrett uſw.) ihr wenigſtens naheſtehenden, bemalten Scherben dieſer Gruppe gehören überwiegend zu (außen und innen bemalten) koniſchen Schalen mit nach innen gebogenem Rande und flachem Boden oder entſprechenden Schalen auf hohen, hohlen Füßen; der Ton iſt mattgelb, mehr weißlich oder mehr rötlich, die Oberfläche ſorgfältig geglättet, nur ſelten poliert, und mit einem matten Schwarz bemalt. Zwei Stücke gehören zu einer anderen jüngerneolithiſchen Gattung: das eine (Nr. b) zeigt einen braunroten, ſtark polierten Überzug mit aufgemaltem Schwarz (zickzackgefüllte Dreiecke u. a.), bei dem anderen (Nr. c) läßt der rotbraune polierte Überzug Streifen des mattgelben Grundes frei, die Ränder der ausgeſparten Streifen ſind dann mattſchwarz konturiert, ſodaß hier alſo drei Farben nebeneinander erſcheinen. Proben von Weißmalerei (in der älteren wie jüngeren Stufe) beſitzt das Muſeum nicht, ebenſowenig von den monochromen verzierten und unverzierten Gattungen dieſer jüngerneolithiſchen Gruppe, wie von ſonſtigen Kleinfunden an Stein, Ton uſw. Von der älterneolithiſchen Ware dieſer theſſaliſchen Stationen ſind nur zwei Scherben (die eine Nr. a) der typiſchen Schalen mit Rotmalerei (tremolierſtichartige Zickzackmotive) auf gelbbraunem Grunde vorhanden.

Für den böotiſch-phokiſchen neolithiſchen Kreis (Stationen am Kopaisſee und in der oberen Kephiſosebene), von dem die Ausgrabungen Sotiriadis'[15]) und der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften ein überwiegend keramiſches Material mit einer Anzahl monochromer und bemalter Gattungen zu Tage gefördert haben, hat unſer Muſeum noch keine Proben aufzuweiſen.



Abbildung 10 Scherben aus Thessalien

Über ein anſchauliches Demonſtrationsmaterial, freilich vornehmlich nur in Kopien, verfügt das Muſeum für die nachneolithiſche, altbronzezeitliche Inſelkultur, allerdings beſchränkt ſich dies Material lediglich auf die Inſeln ſelbſt, die im Hin-

blick auf die neuen kretiſchen, erſtaunlich reichen Gräberfunde dieſer Zeitſtellung (Evans' Early Minoan mit mehreren Untergruppen) durchaus nicht mehr als Ausgangspunkt dieſer Kultur gelten können.[16] Im Abguß ſind bei uns die weſentlichſten Stücke des Inſelkulturkreiſes aus deutſchen Muſeen (von Melos, Naxos, Paros, Seriphos, Syros uſw.) vertreten, neben Idolen auch Steatit- und Marmorvaſen und Tongefäße ſcheinbar älteren und jüngeren Charakters. An Originalen beſitzt das Muſeum nur eine trianguläre Bronzedolchklinge des Kykladentyps (L. 23,5 cm), ein Schälchen (Dchm. 9 cm) und ein Idol aus Marmor, angeblich aus *Amorgos* (Abb. Nr. 11). Bei dem ſchlichten koniſchen Marmorſchälchen zeigten ſich, wie betont werden muß, bei der Reinigung im Innern unter der Erdkruſte anhaftende rote Farbſpuren, vielleicht von einem rot aufgemalten Ornament, deſſen Einzelheiten jedoch aus den wenigen erhaltenen Reſten nicht mehr erſichtlich waren. Entſprechend ſind ja wohl auch die Marmoridole mehr oder minder ſämtlich bemalt geweſen, wie einige Proben lehren. Daß die gelbtonigen Kännchen und Becher mit Rot- und Braunmalerei aus Kykladengräbern von Syros rotbemalte Marmorvaſen nachahmen, erhellt hieraus ohne weiteres.

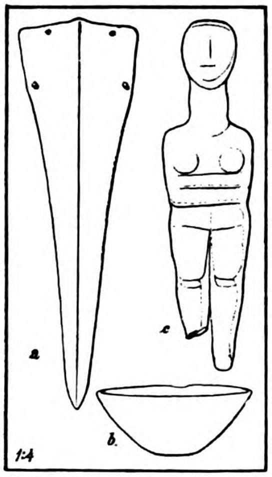


Abbildung 11 Amorgos

Der Inſelkultur folgt auf Kreta die Kamareszeit (Middle Minoan). Evans trennt hier von der Hauptkamareszeit, die durch die Funde von Kahun in das erſte Viertel des II. vorchriſtlichen Jahrtauſends verwieſen wird, noch eine Frühkamaresſtufe[17] mit weſentlich einfacheren Formen ab, während die Spätkamareszeit (einſchließlich Evans' Late Minoan I, mit Vaſen ältermykeniſcher Firnißtechnik) der Schachtgräberſtufe des Feſtlandes (1700, 1600 v. Chr.) entſpricht.[18]

An Dokumenten für die Kamareskultur Kretas, die, wie die Ausgrabungen im böotiſchen Orchomenos gezeigt, in der Hauptkamaresſtufe (Orchomenos: Urfirnißſchicht) ſogar das griechiſche Feſtland auffallend beeinflußt hat,[19] beſitzt unſer Muſeum neben einzelnen ſtark ergänzten kleinen Gefäßen bisher nur Scherbenproben aus *Knoſſos, Gurnia, Palaekaſtro* und *Phaeſtos*, ein paar Becherfragmente mit Streifenverzierung der frühen Kamaresſtufe und Stücke mit weiß aufgemalten Spiral- und Blattmotiven auf gutem und ſchlechtem ſchwarzem Firnißgrund der Haupt- und Spätkamaresgruppe. Die Abbildung Nr. 12 gibt einige dieſer Proben, die aus *Knoſſos* ſtammen, unter Ergänzung der betreffenden Vaſenformen wieder. Bei der Schnabelkanne Nr. a iſt bemerkenswert, daß „Kamarestechnik" und „mykeniſche Technik" auf ihr vereinigt ſind, ſowie es auch mehrere anderweitig publizierte Stücke zeigen: am Halſe iſt der gelbe Tongrund mit dunklen Firnißſtreifen bemalt, der Körper der Vaſe iſt hingegen ganz mit dunklem Firniß überzogen, dieſer Firnißgrund wird belebt durch weißkonturierte breite rote Streifen (Weiß und Rot in matten Farben). Das Schnabelgefäß Nr. b war ſchwarz gefirnißt und weiß bemalt, ebenſo der ſpiralverzierte gehenkelte Becher (c) der geläufigen „mykeniſchen" Form. Die beiden kleinen Becher d und e der Frühkamaresſtufe zeigen auf dem gelben Tongrunde den dunklen Firnißüberzug (bei dem einen Exemplar iſt der Firniß violettrot) mit matten weißen Streifen.

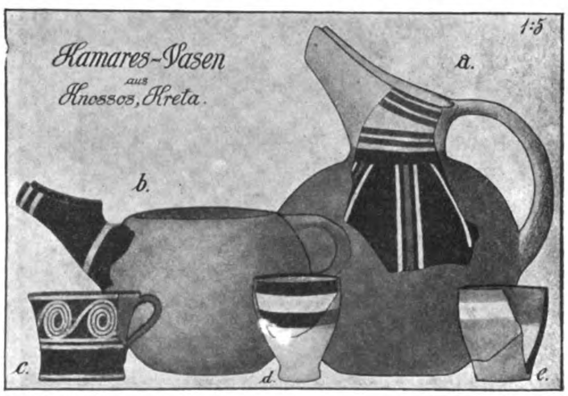


Abbildung 12 Knossos

Der Spätkamareszeit Kretas (Vaſen im Spätkamaresſtil = I. Firnißſtil bei Furtwängler-Loeſchcke, Middle Minoan III; Vaſen in ältermykeniſchem Stil = Firnißſtile IIa, IIIa, Late Minoan I) entſpricht auf dem Feſtlande die Stufe der Schliemannſchen Schachtgräber von Mykenae mit einer Fülle einheimiſcher keramiſcher Erſcheinungen neben kretiſchem Import und nachbarlichem Austauſch in mäßigem Umfange. Dieſe in die Zeit zwiſchen dem mittleren und neuen Reiche Agyptens zu verweiſende Stufe ergibt ſich mit aller Deutlichkeit aus dem Befund an Vaſen der Schachtgräber in Mykenae im Verein mit einer kritiſchen Abſchätzung der Ausbeute aus den zahlreichen Siedelungen dieſer Zeit auf den Inſeln wie dem Feſtlande (Phylakopi, Theraſia, Akrotiri, Paros, Amorgos, Syros, Aegina, Mykenae, Tiryns, Argos, Eleuſis, Athen, Aphidna, Orchomenos, Sesklo uſw.).[20]

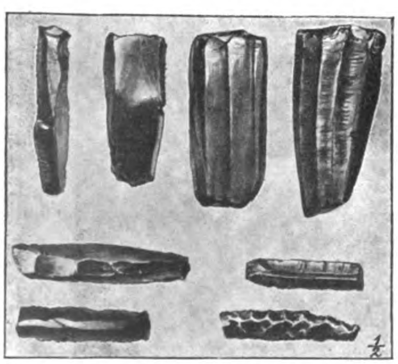


Abbildung 13 Obsidianobjekte, Melos

Zur Umſchreibung dieſer Schachtgräberſtufe beſitzt das Muſeum von den Inſeln wie dem Feſtlande von einer Anzahl Punkte Scherbenſammlungen, zu denen noch Obſidiannuclei und Meſſer von *Melos* (Abb. Nr. 13) wie von anderen Punkten und weiter Abgüſſe einiger Gefäße und Kleinfunde aus Stein, Ton uſw., wie die Gilliéronſchen Copien kommen.

Die feſtländiſchen keramiſchen Gattungen ſind bei uns aus *Mykenae, Tiryns, Argos* (Aspis), *Aegina* (Aphroditeheiligtum) und *Eleuſis* (Oſtſeite des Burgberges) mit charakteriſtiſchen Proben vertreten, beide Gattungen Mattmalerei, rotüberzogene polierte, weiter monochrome gelbe, graue (buccheroartige, nach

Art der „lydiſchen“)[21] und grobe Ware; lokale Beſonderheiten, wie z. B. das feine Buccheroſchwarz von Mykenae und Argos, oder gar aus Kreta importierte ältermykeniſche wie von den Inſeln eingeführte Firnißware, fehlen uns noch.

Von den ältermykeniſchen Siedelungen auf den Inſeln iſt aus *Phylakopi* auf Melos ein gutes Scherbenmaterial vorhanden, darunter einige leicht zu ergänzende Stücke wichtiger Vaſenformen. So vor allem (Abb. Nr. 14 a) das Halsſtück einer einhenkligen Kanne des Typs,[22] der aus dem VI. Schachtgrabe (mit Firnißmalerei), wie in dem Depot importierter ſchlechtgefirnißter Inſelvaſen in Knoſſos (Evans: Middle Minoan III), ferner im V. Schachtgrabe auch in Silber bekannt iſt und noch in leichter Weiterführung in Metall in der nächſten Stufe (des Vaphiograbes) auf Kreta und in Mykenae wie in den ägyptiſchen Gräbern mit Keftiu-Darſtellungen erſcheint. Andere Fragmente gehören zu Schalen mit umgebrochener Mündung (b), Schnabelkannen (c, d), zweihenkligen Becken (e) mit Schnabelausguß (Kamarestyp), Pithoi, Badewannen uſw. Abgeſehen von einzelnen monochromen Proben (darunter charakteriſtiſch profilierte, rotpolierte (f) und die graue, auf dem Feſtlande in Maſſen vorkommende, auf den Inſeln außer von Phylakopi auch auf Paros und Syros nachgewieſene Ware)[23], handelt es ſich bei unſerm Material um die grobe lokale meliſche Firnißware mit braunrotem und rotem dünnem Firniß auf dem kaum geglätteten, mehr oder minder gelblichen Tongrunde (Abb. a, e, g—l, n) oder mit ſchwarzem, dann mit mattem Weiß bemaltem (d, o) oder rotbraunem Firnißüberzug (b, m); einige Scherben zeigen auch (der II. Gattung bei Furtwängler-Loeſchcke entſprechende) Mattmalerei (Schwarz) auf weißgelbem Grunde oder Überzug (Abb. c), offenbar Import vom Feſtlande oder ſeinen vorgelagerten Inſeln, etwa Aegina.

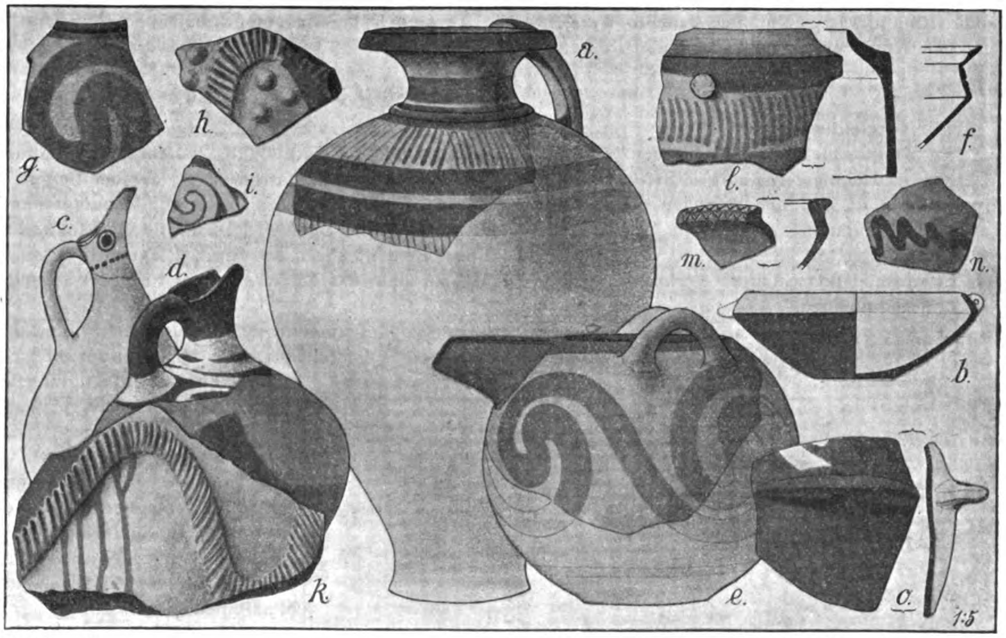


Abbildung 14 Vasenfragmente aus Phylakopi

Der Spätkamareszeit (Schachtgräberſtufe) folgt auf Kreta und den Inſeln wie dem Feſtlande die Zeit des Palaſtſtiles und der frühen Kuppelgräber von Vaphio uſw.[24] Außer wenigen Nachbildungen (von Gold-, Stein- und Tonvaſen uſw.) bietet unſer Muſeum bisher kein Studienmaterial für dieſe Stufe, deren Monumente in den Muſeen Athen und Herakleion zugleich den Höhepunkt kretiſcher Kunſt und Kultur während der mykeniſchen Zeit bedeuten. In unſerer Scherbenkollektion aus Phylakopi, woſelbſt ja der Palaſtſtil auch reiche lokale Nachahmung fand, ſind Stücke, die man mit Sicherheit der Vaphioſtufe zuweiſen könnte, nicht vorhanden, es ſei denn, daß einige Pithosfragmente hier in Betracht kämen.

Aus der nun anſchließenden eigentlichen jüngermykeniſchen Stufe (des jüngeren III. Firnißſtiles mit Bügelkannen uſw.) beſitzt das Muſeum außer reichem Scherbenmaterial feiner und geringer Firnißware wie unbemalter Keramik aus *Kreta* wie von den *Inſeln* und dem *Feſtlande* eine Anzahl Vaſen und Idole, Ton- und Steinwirtel, die kein beſonderes Intereſſe bieten und lediglich als Demonſtrationsmaterial in Betracht kommen. Beachtung verdienen hingegen die Proben mykeniſchen Glasſchmuckes (Abb. Nr. 15), größere ſpitzovale und rechteckige Plättchen mit röhrenförmig durchbohrten Abſchlüſſen zum Durchziehen von Schnüren und entſprechende kleine blüten- und roſettenförmige Hängeglieder, insgeſamt 25 Stück. Die Farbe des jetzt meiſt mit ſtarker, undurchſichtig weißer Verwitterungskruſte überzogenen Glaſes iſt ein durchſichtiges, mäßig dunkles Kobaltblau; die einzelnen Glieder ſind in Formen gepreßt. Gleichzeitig mit dieſem Glasſchmuck, der

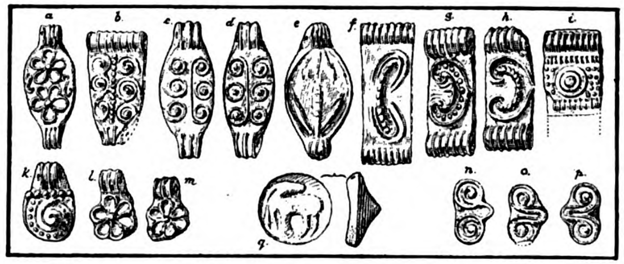


Abbildung 15 3/4 der Grösse

wohl einem Grabe in *Attika* entſtammt, wurde eine rohe Gemme (Rückſeite leicht koniſch gewölbt) aus verwittertem Steinmaterial erworben.

Die ſpätmykeniſche Zeit (des IV. Firnißſtiles), die im ägäiſchen Kreiſe das II. vorchriſtliche Jahrtauſend beſchließt, iſt in den Beſtänden des Muſeums nur durch einige Scherben aus *Mykenae* und einzelne Nachbildungen vertreten. Selbſt in unſerer Kollektion kypriſcher Vaſen fehlt es an Materialien hierfür, abgeſehen von den kypro-ſyriſchen Fabrikaten (Ringfußware, gelbtonige bemalte Ware), die (in Ägypten ja bereits weſentlich früher vertreten) im eigentlichen ägäiſchen Kreiſe aber kaum von Belang waren.

* * *

Unſer Vergleichsmaterial italiſcher Provenienz konnte im Berichtsjahre durch einige wertvolle Erwerbungen (meiſt aus dem Kunſthandel) vermehrt werden (während ſich Gelegenheit zur Nachbildung italieniſcher Fundſtücke kaum bot).

Herr Dr. Deninger-Freiburg i. Br. ſchenkte den Kopf einer ſardiniſchen Bronzefigur, der bei *Dorgali* (Diſtr. Nuovo, Prov. Saſſari) auf Sardinien gefunden wurde. Der Kopf weicht etwas ab von den Typen, die Monumenti antichi XI (1901), Taf. X—XIV, zuſammengeſtellt ſind. Das Geſicht iſt bei großer Höhe ziemlich ſchmal, die Backenknochen treten ſtark vor, das Untergeſicht iſt erheblich eingezogen, die riſſige Beſchaffenheit der Bronze läßt nicht erkennen, ob beſonders herausmodellierte Ohren vorhanden waren: ſonſt aber ſteht das Köpfchen unter den dort abgebildeten Figuren Taf. X, 5 am nächſten.

Aus *Unteritalien* (ohne nähere Fundortsangabe) erwarb das Muſeum fünf figürliche, bemalte griechiſche Salbgefäße des VII.—VI. Jahrh. (Abb. Nr. 16). Das Väschen in Geſtalt eines hockenden Affen (Nr. a) entſpricht Nr. 1313 (Furtw.) der Berliner Vaſenſammlung. Von den beiden gelbrottonigen Widdergefäßen (ähnl. Furtw. Nr. 1322) iſt das kleinere (Nr. b) mit langgezogenem Körper und Hals (L. 10 cm, H. 9 cm), mit Tupfen bemalt, das größere (Nr. c) mit gekreuzten Strichen und Radornament am Körper, Hals und Kopf ſind gefirnißt. Die beiden Schwäne anderer Fabrik (Nr. d, e) ſind identiſch mit Nr. 1341 bei Furtwängler; bei dem einen iſt Hals und Kopf mit Tupfen und Streifen bemalt, der Körper zeigt auf gefirnißtem Grunde Gravierung (Flügelandeutung), aufgeſetztes Rot fehlt, das andere ganz entſprechende Stück iſt recent übermalt.

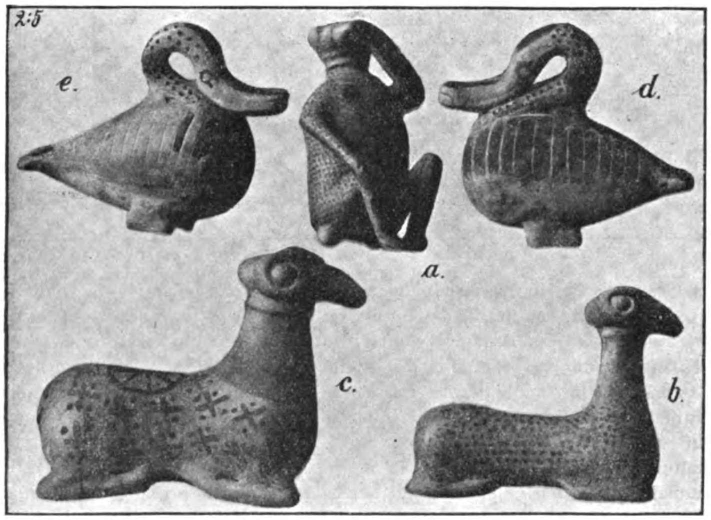


Abbildung 16 Bemalte Salbgefässe aus Unteritalien

Eine wertvolle Bereicherung erhielt die italiſche Kollektion des Muſeums durch keramiſche Materialien und ein Langſchwert aus der Nekropole von *Capena,* der alten vejentiſchen Kolonie unweit des Tiber dem Sabinerlande gegenüber, über die ſoeben in den Monumenti antichi ein ausführlicher Bericht erſchienen iſt.[25])

Die zehn Vaſen aus Capena, die in der Abbildung Nr. 17 wiedergegeben ſind, gehören dem VII. vorchriſtlichen Jahrhundert an. Sie ſind Scheibenarbeit, in Buccherotechnik (braunſchwarz und ſchwarz glänzender Ton) hergeſtellt und ſämtlich durch Gravierung verziert, mit geometriſchen wie orientaliſierenden Muſtern (Wolfszahn u. a.; Flechtband,



Abbildung 17 Buccherovasen aus Capena

phönikiſche Palmette, Palmettenbaum, Lotosknoſpen uſw.) und figürlichen Darſtellungen, orientaliſierenden Flügelweſen. An Formen umfaßt die Gruppe: einen 30,5 cm hohen Holmos (röhrenförmiger Unterſatz mit glockenförmigem Fuß, kugeliger Anſchwellung und koniſchem Träger), wie wir ſolche ja zur Genüge in Metall wie Ton, vielfach noch in weſentlich reicherer Gliederung aus Mittelitalien kennen, eine kugelige Vaſe mit abgeſetztem, ausladendem Halſe nach Art der in Mittelitalien ſo häufigen kugeligen Urnen, einen henkelloſen Becher des üblichen Metall- und Buccherotyps, zwei hochhalſige zweihenklige Becher (beim größeren Knöpfe auf den Henkeln; beim kleineren auf dem Boden ein eingeritztes V), ein enghalſiges Kännchen mit gerieftem Körper, Kleeblattmündung und Knopf auf dem Henkel, ein entſprechend geripptes Väschen mit zwei Henkeln und gleichfalls geripptem Deckel mit Knopf, einen einhenkligen Becher mit abgeſetztem hohem Halſe, einen Skyphos der üblichen protokorinthiſchen Form, endlich ein kleines Dreifußbecken (Metallform, mit hohen Füßen). Die Stiliſierung der eingeritzten Flügelpferde und orientaliſierenden Motive iſt auf den verſchiedenen Vaſen recht gleichartig. Sie entſpricht vollkommen der Zeichnung auf identiſchen Tongefäßen aus dem römiſchen und ſüdetruriſchen Gebiet (Monumenti antichi IV 1894, Fig. 94, Taf. VI; XV 1905, paſſim), während ähnlich dekorierte Vaſen aus dem Sabinergebiet und Mitteletrurien ſtiliſtiſch geringer ausgeführt ſind.

Aus dem teilweiſe ausgeraubten Grabe XLI der Nekropole von Capena, das noch eine zweite Eiſenklinge nebſt attiſchen Vaſen (ſchwarz- und rotfigurig), Buccherovaſen, Bronzen, Glasperlen u. a. m. enthielt, ſtammt das leidlich gut erhaltene Eiſenſchwert (Geſamtlänge 79,5 cm) mit Holzſcheidenreſten und durchbrochenem Ortband aus Bronzeblech, das in Abbildung Nr. 18 wiedergegeben iſt. Im Typus entſpricht die Waffe (ebenſo wie die zweite Klinge des Grabes) eher

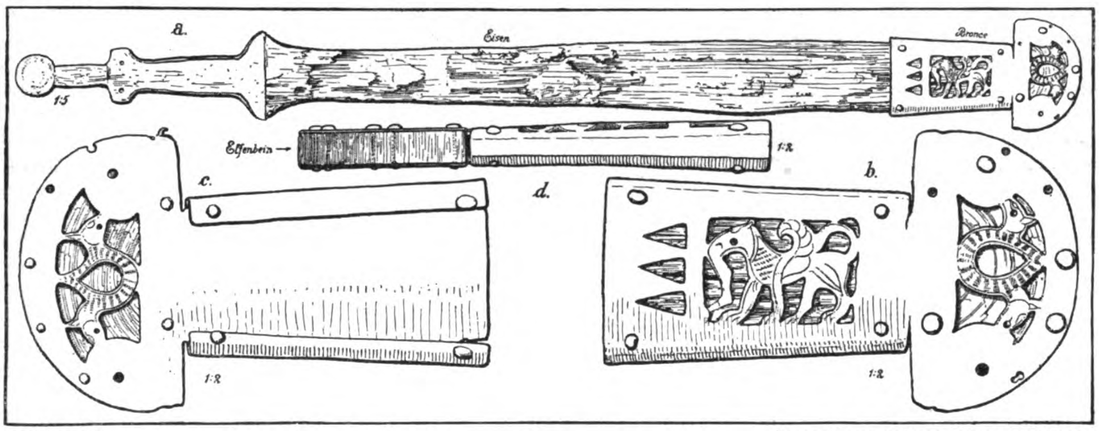


Abbildung 18 Eisenschwert mit Bronzeortband aus Capena

den Eiſenſchwertern mit breiter Griffzunge aus den Nekropolen der Oſthälfte Mittelitaliens (Picenum, Samnium uſw.), als etwa den Kurzſchwertern aus etruskiſchen Gräbern. Der Griff unſeres Schwertes iſt reich gegliedert, indem er auf kurzer, von der Griffzunge ausgehender Stange einen kleinen ſcheibenförmigen Knauf (Holz mit Eiſenbelag) zeigt, allerdings ſind die Einzelheiten unter der recenten ſtarken Ergänzung nicht recht verſtändlich. Die Klinge iſt ſtark blattförmig gebildet; von der Holzſcheide haben ſich noch reichlich Reſte erhalten. Das (14 cm lange, 8,5 cm im Maximum, 5 cm im Minimum breite, rund 1 cm dicke) Ortband, das in ganz gleicher Form, freilich ohne den Durchbruch, in der Nekropole von Aufidena[26]) wiederkehrt, bilden aus Bronzeblech geſchnittene viereckige Stücke mit großem halbkreisförmigem Aufſatz. Die Ränder des viereckigen Teiles des äußeren Bleches ſind über das der Rückſeite gelegt und mit ihm durch Niete zuſammengefügt; von der Holzſcheide haben ſich hier noch Stücke gut erhalten. Zwiſchen die halbkreisförmigen Platten iſt ein entſprechend geſchnittenes, 1 cm dickes Stück aus Elfenbein geſchoben (Abb. Nr. 18 d), mit den Bronzeblechen durch dickköpfige Bronzeſtifte verbunden. Das Ortband zeigt auf der Außenſeite (Abb. Nr. 18 b) im Durchbruch auf dem rechteckigen Teil Dreieckmuſter und einen geflügelten, im Maul einen Menſchenſchenkel haltenden Löwen (mit Gravierung), auf der halbkreisförmigen Platte an einem Spitzoval ſitzende Tierköpfe, gleichfalls mit Innengravierung; der Halbkreisausſchnitt der Rückſeite (Abb. Nr. 18 c) iſt entſprechend verziert.

Die Stiliſierung der Protomengebilde wie des Flügelweſens, das ja ganz ähnlich auch auf figuralen Arbeiten des oberitaliſchen Kreiſes wiederkehrt, iſt die geläufige archaiſche, der älteren archaiſchen Zeit, für das Schwert erhalten wir damit eine Datierung in die Zeit um 600 v. Chr. Freilich ſteht damit nicht recht im Einklang, daß in dem nämlichen Grabe auch eine weſentlich jüngere attiſche Vaſe gefunden wurde, aber es iſt aus dem Fundbericht nicht erſichtlich, daß das Schwert unbedingt zu der Beiſetzung mit den griechiſchen Vaſen gehören müſſe.

Für den rein etruskiſchen Kreis iſt unſer Schwert nebſt dem anderen Exemplar aus demſelben Grabe und weiteren Objekten aus Capena eine durchaus ungewöhnliche Erſcheinung, denn ausgeſprochene Langſchwerter aus Eiſen begegnen uns wohl in den Nekropolen der halbbarbariſchen Stämme des öſtlichen Mittelitaliens, nicht aber in Etrurien ſelbſt. Aber die Nekropole von Capena weiſt noch andere Arbeiten im Charakter der halbbarbariſchen Arbeiten des öſtlichen Mittelitaliens auf, z. B. in den getriebenen Bronzeſcheiben mit phantaſtiſchen Tieren und Doppeltieren (Mon. ant. XVI, Paribeni, tav. II), die ja ſtiliſtiſch den bekannten Bronzeſcheiben von Aufidena und den verwandten, gravierten und getriebenen Exemplaren anderer Fundorte im öſtlichen Mittelitalien durchaus naheſtehen, während ſie mit Arbeiten aus Etrurien ſelbſt (z. B. von Vetulonia) ſich kaum berühren. Das an der Oſtgrenze Etruriens gelegene Capena iſt dem-

nach ein Punkt, an dem neben dem rein etruskischen Element doch eine gewisse Beimengung aus dem halbbarbarischen Kreise des östlichen Mittelitaliens in den Gräberfunden zu erkennen ist.

Aus diesem trotz aller sichtbaren griechisch-etruskischen Einflüsse halbbarbarischen Kulturkreise der Osthälfte Mittelitaliens besitzt unser Museum in einer Anzahl von Objekten im Original wie Nachbildung (aus Karlsruhe und aus Privatbesitz) bereits eine kleine lehrreiche Sammlung, welche manche Eigentümlichkeit dieses Kreises vorzüglich zur Darstellung bringt und in unserm Museum im Hinblick auf die gleichalterigen Kulturgruppen des östlichen Oberitaliens (nebst den Ostalpengebieten), wie der Zone nordwärts der Alpen unentbehrlich ist. So sind aus diesem Kreise, dessen Einzelheiten und räumliche wie zeitliche Untergruppen[27]) bisher noch kaum in größerem Zusammenhange studiert sind, bei uns z. B. vertreten: große Zierscheiben mit eingepunzten stilisierten Vierfüßlern usw., darunter ein reichverziertes Stück (wie Not. d. Scavi 1895, S. 258 f.), andere Zierscheiben in durchbrochener Arbeit, ein Gehänge aus Drahtgewinden, Fibeln, Gürtel und Gürtelhaken, ein „samnitischer" Brustpanzer u. a. m.[28]) Mit Abbildung Nr. 19 geben wir aus diesem Kreise eine große Bronzegürtelscheibe (18 cm Durchm.) wieder, die das Museum vor einiger Zeit im Kunsthandel erworben hat. Die Scheibe gehört wohl zum Gürtelschmuck; sie hing offenbar, wie die zwei einzelnen Durchbohrungen andeuten, an einer Doppelkette und trug selbst an den fünf Gruppen von Durchbohrungen Doppelgehänge. Sie ist leicht kegelförmig getrieben und zeigt gravierte und gepunzte Verzierung (auf dem Original jetzt weiß eingelegt, um sie sichtbar zu machen). Besonders interessant ist der in den konzentrischen Ringen um das große Mittelfeld durch eingeschlagene Dreiecke gebildete Zickzack, der an die feinen Keilschnittmotive sehr viel älterer Gürtelscheiben der nordwestdeutsch-skandinavischen Bronzezeit erinnert, mit denen freilich die viele Jahrhunderte jüngeren Arbeiten dieses Kreises gar nichts zu tun haben.

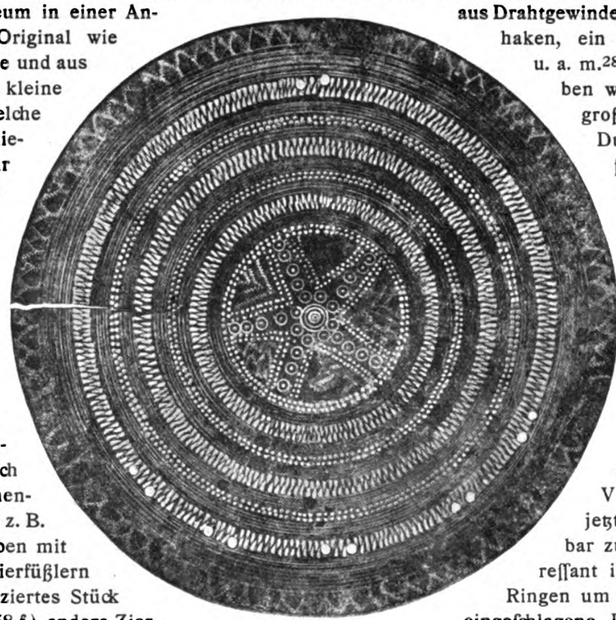


Abbildung 19
Zierscheibe aus Mittelitalien

Anmerkungen

1. E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, 1885, S. 15—16.
2. ib. S. 3 u. f.; Veröffentl. Großh. Altertumssammł. Karlsruhe II 1899, S. 55 f.
3. Arbeiten wie z. B. Alt. u. h. Vorzeit I, I, 8, 1.
4. Das Museum Turin besitzt einen einigermaßen vergleichbaren Bronzehelm von Cuneo: die hier noch durch eingegrabene Strichreihen verzierte Helmhaube entspricht der unsrigen, es fehlt auch nicht die (hier am Rande gezähnte) Platte am Scheitel, aber die Knaufbildung ist etwas anders. Das wäre die einzige mir bekannte Parallele.
5. Neben diesen zwei Typen und ihren lokalen Nachahmungen können wir an frühhallstättischen Schwertformen in unserer Zone noch Griffzungenschwerter mit Schilfblatt- oder nicht geschweifter Klinge, weiter Ronzano- und Antennenschwerter nachweisen (letztere beide Typen werden in mir unverständlicher Weise von Hoernes, Korr.-Bl. d. Gesamtvereins 1907, Sp. 64, 65, nebst anderen vorhandenen frühhallstättischen Typen für die Nekropole von Hallstatt einfach für jünger erklärt).
6. Keramik von Kisköszeg in der oben kurz erwähnten Fundgruppe im Naturhist. Hofmuseum Wien. — Dalya: Arch. Értesitö 1903, S. 30 f. Die Abbildungen dieser Publikation sind wiederholt (u. zw. in eigener Umzeichnung) bei Hoernes, Die Hallstattperiode, Fig. XVII (Arch. f. Anthrop., N. F. III 1905, S. 265), sehr seltsam nehmen sich hier als „althallstättisch" eine La Tèneeisenlanze und eine unvollständige, aber sehr charakteristische Fibel im Früh-La Tèneschema aus!
7. Formen, wie das Hiebmesser vom Wiener Berg bei Ödenburg, Arch. Értesitö 1889, S. 364, aus der zweiten La Tènestufe, wird man für ein typologisches Bindeglied zwischen den älteren und jüngeren Formen halten können.
8. Bei dem Fehlen prägnanter Spät-La Tènetypen in nennenswerter Zahl wird man diese Nekropolen nicht durchweg bis ans Ende der La Tènezeit reichen lassen dürfen. In Pannonien wird ja, wie wenigstens einige größere reichhaltige Funde (z. B. Arch. f. Anthr. N. F. III, S. 181 f.) andeuten, die Spät-La Tènezeit sich noch als gesonderte Stufe zu erkennen geben. Ein überaus wichtiger Fund dieser Zeitstellung aus Syrmien ist der von Jarka bei Mitrovitza (Vjesnik Agram, N. F. VI 1902, S. 84—86), dessen breiter großer Gürtelhaken (mit Emailknöpfen) ja so lebhaft an die altitalischen Gürtelbleche erinnert, in den großen Gürtelhaken nämlichen Schemas aus dem Tessin (z. B. Anz. f. Schweiz. Altertumskunde, N. F. I 1899, Taf. XI) aber Gegenstücke ungefähr gleicher Zeitstellung findet.
9. Neben Skeletgräbern scheinen in Pannonien in dieser Zeit vereinzelt Brandgräber aufzutreten, die zusammengebogenen Schwerter lassen vielleicht darauf schließen. In Krain hat man ja bereits gute Brandgräberfelder mit dem stereotypen Mittel-La Tènematerial.
10. Mitt. d. Präh. Comm. Wien I (Hft. 5, 1900) S. 282 f. — Vjesnik, Agram, N. S. VI, 1902, S. 68 f.

11. Unter Eiſenlanzenſpitzen aus Südungarn beſitzt das Römiſch-Germaniſche Centralmuſeum übrigens wahrſcheinlich mehrere Exemplare, die dieſer Gräbergruppe angehören.

12. Wie notwendig es für die prähiſtoriſche Archäologie iſt, von den ägäiſchen Materialien klare Anſchauungen zu gewinnen, lehren z. B. die jüngſten Ausführungen P. Höfers (Jahresſchr. f. d. Vorg. ſächſ.-thür. Länder, V 1906, S. 29 u. f., beſonders S. 31, 32), der eine Datierung frühbronzezeitlicher Funde (zu Unrecht ins XIX. Jahrh.) nur auf Grund teils irriger, teils nunmehr antiquierter Vorſtellungen von den ägäiſchen Materialien verſuchen konnte.

13. Hiſſarlik-Troja I. Stadt iſt dem gegenüber erheblich viel jünger, wie unſere Studien uns jetzt gelehrt haben: Troja I dürfte kaum der Kamareszeit zeitlich vorangehen, alſo kaum vor das Jahr 2000 v. Chr. reichen. Überdies bieten die Reſte aus Troja I zum nord- und mittelgriechiſchen Neolithicum gar keine Beziehungen, wie ſich deutlich zeigt.

14. Eine wirkliche Löſung unſeres komplizierten neolithiſchen Problems (und ſeiner Chronologie), das ſtatt klarer immer verwirrter wird (u. a. mehren ſich neuerdings wieder Hinweiſe für das junge Alter der Bandkeramik, z. B. erſcheinen bandkeramiſche Steinbeilformen gleich zweimal in Frühbronzezeitfunden, vergl. Sächſ.-Thür. Jahresſchr. V 1906, Taf. III 7, VI 8), erſcheint mir heute nur noch möglich auf Grund einer poſitiven Klärung der neolithiſchen Verhältniſſe im Mittelmeergebiet.

15. Aus Sotiriadis' Bericht (Athen. Mitt. 1905) erhellen die Zeitſtellung dieſer Gruppe und ihre Zuſammenhänge mit dem theſſaliſchen und kretiſchen Neolithicum noch nicht. In den Berichten über Sotiriadis' Vortrag auf dem Archaeologen-Kongreß in Athen 1905 ſind natürlich dieſe Dinge auch nicht erwähnt.

16. In Anbetracht der aus den kretiſchen Funden (wenn auch noch nicht ganz klar) erſichtlichen zeitlichen Gliederung der Inſelkultur werden auf den griechiſchen Inſeln ſelbſt die Unterſuchungen der Stationen dieſer Kultur fortgeſetzt werden müſſen. Aus Tſuntas' Ergebniſſen der 1890er Jahre allein iſt noch nicht die nötige Klarheit zu gewinnen, zumal Tſuntas ſelbſt eine Reihe (wie wir jetzt wiſſen) weſentlich jüngerer Gräber (der Hauptkamares- und der Schachtgräberſtufe) inmitten der Inſelkultur-Nekropolen geöffnet hat.

17. Die Kamares-Firnißtechnik (ebenſo wie die Firnißtechnik der mykeniſchen Vaſen) war in Kreta übrigens ſchon in älteren Zeiten (im Early Minoan) bekannt. Ebenſo findet ſich die „mykeniſche" Firnißtechnik (heller matter Grund mit aufgemalten Firnißmuſtern) auf Kreta wie auf dem Feſtlande ja auch während der Kamareszeit.

18. In Evans' Vortrag auf dem Archaeologen-Kongreß 1905 waren die Verhältniſſe nicht in einer mit den Ergebniſſen auf dem Feſtlande konformen Weiſe ſkizziert, wie an anderer Stelle darzulegen iſt.

19. Nach einer neuen Notiz ſoll auch im oberen Kephiſosgebiet dieſe lokal-böotiſche Kamaresgruppe (in Hockergräbern bei Drachmani) erkannt ſein. Die Materialien ſind noch unveröffentlicht. — Im Peloponnes (Argolis) war zweifellos auch Kamarestechnik dominierend. Leider laſſen ſich die Materialien aus der tiefſten Schicht von Tiryns noch nicht überblicken. — Auf den Inſeln iſt der Einfluß der Kamareskultur in der Zeit vor der Schachtgräberſtufe noch nicht klar zu überſchauen. — Auch die theſſaliſchen Stationen ergaben Zeugniſſe dieſer Zeitſtellung, freilich ohne Firniß. — In den gleichalterigen Stationen Troja I und Yortan-Kelembo iſt der Firniß mit Weißmalerei durch die primitivere Buccherotechnik mit weißer Bemalung erſetzt.

20. Freilich iſt das Material dieſer Stufe, der in Orchomenos die über der Urfirnißſchicht liegende, inhaltlich durchaus gleichförmige, von den Urfirniß-Erſcheinungen aber ſtark abweichende Gruppe entſpricht, namentlich in Phylakopi gründlich verkannt worden: dark faced, geometric, early mycenaean wie teilweiſe auch die later mycenaean pottery ſind durchaus nur Erſcheinungen dieſer einen einzigen Stufe, wie ſich auf Grund des Befundes der Schachtgräber und der entſprechenden Schicht in Orchomenos mit einſchneidender Schärfe zeigen läßt. In Argos z. B. hat man dieſe Stufe auch falſch eingeſchätzt, ebenſo wagte niemand eine richtige Fixierung der Gräber von Aphidna.

21. Dieſe ältermykeniſche buccheroartige Ware (auf dem Feſtland von der Argolis bis Theſſalien bekannt) erſcheint auch in charakteriſtiſchen Profilen in Hiſſarlik (H. Schmidt, Troj. Alt., Nr. 3086, 3088—91, 3137 u. a. m.), wo ſie, obſchon man ſie aus techniſchen Gründen der grauen „lydiſchen" Ware der VI. Stadt anreihte, jedenfalls nicht in dieſer Schicht, ſondern tiefer gefunden wurde. Für den Schichtenkomplex Hiſſarlik II—V bieten dieſe Stücke den nötigen chronologiſchen Anhalt: zugleich lehren ſie, daß man mit Yortan-Kelembo und Hiſſarlik I nicht mehr in unermeßliche Fernen hinaufrücken darf, ſondern dieſe ſich ſehr wohl mit der Kamareszeit vereinigen laſſen.

22. In der Publikation über die Ausgrabungen in Phylakopi iſt dieſe Vaſenform nicht abgebildet, ſo wichtig ſie als Bindeglied zwiſchen Erſcheinungen aus Kreta, den Inſeln und dem Feſtlande auch iſt. Auf ſolche Dinge hat leider das Phylakopi-Buch viel zu wenig Rückſicht genommen.

23. Das rotpolierte Fragment, deſſen Profil Abb. Nr. 14 f. gegeben iſt, ſtammt von einem großen Becher mit gerieftem Fuß, wie ſolche vornehmlich in der grauen Ware dieſer Stufe erſcheinen (in Maſſen in Theſſalien, Böotien, Attika, Aegina, Argolis, vereinzelt auf Paros, Melos und in Troja II/V).

24. Late Minoan II; Furtw.-Loeſchcke Firnißſtil II b; Zeitalter Thutmes III, Gräber mit Keftiudarſtellungen. Die Zerſtörung der großen Paläſte auf Kreta deckt ſich mit dem Verſchwinden des Keftiu aus den ägyptiſchen Darſtellungen und läßt auf einen Zuſammenbruch des Keftiureiches durch eine Völker-Überflutung aus dem Norden ſchließen.

25. XVI, Hft. 2, 1906, 277 f.

26. Monumenti antichi, X 1901, S. 363, Fig. 81 a.

27. Die Nekropole von Aufidena umfaßt z. B. einen Zeitraum, der unſerer Späthallſtattſtufe und den beiden älteren La Tèneſtufen Süddeutſchlands entſpricht.

28. u. a. Alt. u. h. Vorz. II, VIII, Beilage (Taf. VII) Nr. 2. II, XI, 1, 1. II, XII, 2, 1. 2.

Zum vorjährigen Bericht iſt übrigens noch nachzutragen, daß die in Mainz. Zeitſchr. I, 1906, S. 17, erſte Sp., erwähnte geometriſche Scherbe der Schwarzdipylongattung von *Aegina* aus dem Gebiet des Aphaia-Tempels ſtammt.

VII.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz

für das Rechnungsjahr April 1906 bis April 1907

LANGWIERIGE, mit der geordneten Tätigkeit des Muſeums nicht zuſammenhängende Arbeiten haben im verfloſſenen Jahr ihren ſtörenden Einfluß auf die Leiſtungen der Werkſtätten wiederholt geltend gemacht. Die Verlegung der Verwaltungsräume und die Überführung eines Teils der Sammlungen in die neuen Ausſtellungsſäle verlangten dringend die tätige Beihilfe und die Überwachung eines Teils des Perſonals unſerer Werkſtätten, namentlich ſoweit es ſich um den Transport der Bibliothek, des Aktenmaterials, der dem Muſeum anvertrauten Altertümer auswärtiger Sammlungen und der eigenen Sammlungsobjekte handelte. Wenn trotz dieſer Störungen und einer auch in dieſem Jahre wieder ſtarken Inanſpruchnahme unſerer Zeit durch Arbeiten für auswärtige Muſeen und für Schulen die Zahl der in den eigenen Werkſtätten hergeſtellten Nachbildungen die Ziffer des vorigen Jahres übertrifft, ſo iſt dies auf den zufälligen Umſtand zurückzuführen, daß eine große Zahl der nachgebildeten Gegenſtände den Kopiſten verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten bot.

Es wurden in den Werkſtätten des Muſeums 469 Nachbildungen aus Gips und Metall hergeſtellt. Von auswärtigen Sammlungen gelangten durch Ankauf oder Tauſch 28 Kopien in den Beſitz des Muſeums. Indem ſich alſo die Ziffer der zugegangenen Nachbildungen im ganzen auf 497 Gegenſtände beläuft, ſind die im Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum vereinigten Nachbildungen auf 21 473 Nummern angewachſen.

Die zur Nachbildung und meiſt auch zur Konſervierung und Wiederherſtellung überſandten Altertümer gehören zum größten Teil den nachſtehend genannten 30 Staats- und ſtädtiſchen Muſeen und Vereinsſammlungen an: dem hiſtoriſchen Muſeum in *Baſel*, dem Muſeum in *Birkenfeld* (Oldenburg), dem Provinzial-Muſeum und dem Akademiſchen Kunſtmuſeum in *Bonn*, der Sammlung der anthropologiſchen Geſellſchaft in *Cöln*, der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in *Dillingen* (Bayern), dem hiſtoriſchen Muſeum in *Frankfurt a. M.*, dem ſtädtiſchen Muſeum in *Gera*, der Kgl. Akademie der Wiſſenſchaften in *Göttingen*, dem Muſeum der Altertumsgeſellſchaft in *Graudenz*, dem ſtädtiſchen Muſeum in *Haltern*, dem Provinzial-Muſeum in *Hannover*, der Sammlung des archäologiſchen Inſtituts in *Heidelberg*, dem Saalburgmuſeum in *Homburg v. d. H.*, den Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in *Karlsruhe*, dem ſtädtiſchen Muſeum in *Koburg*, dem ſtädtiſchen Muſeum in *Lindau*, dem Großherzoglichen Antiquarium in *Mannheim*, dem Muſeum in *Neumarkt* (Oberpfalz), dem Germaniſchen National-Muſeum in *Nürnberg*, dem ſtädtiſchen Muſeum in *Pforzheim*, der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in *Regensburg*, dem Großherzoglichen Muſeum in *Schwerin* (Mecklenburg), dem Muſeum des hiſtoriſchen Vereins für die Pfalz in *Speyer*, der k. Staatsſammlung vaterländiſcher Altertümer in *Stuttgart*, der Sammlung der Muſeumsgeſellſchaft in *Teplitz*, dem Muſeum in *Thorn*, der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in *Weißenburg* (Bayern), dem naſſauiſchen Landesmuſeum in *Wiesbaden*, dem Paulusmuſeum in *Worms* und dem Muſeum in *Xanten*.

Außerdem haben auch Privatſammler und Gelehrte einzelne Objekte wie die Ergebniſſe größerer Ausgrabungen überſandt.

I. Arbeiten für fremde Muſeen.

Ein großer Teil der dem Muſeum anvertrauten Altertümer hat durch die Arbeit der Werkſtätten, durch die ſachgemäße Reinigung oder Zuſammenfügung aus zahlreichen Bruchſtücken einen erhöhten Wert für die Wiſſenſchaft erhalten, viele Funde wurden durch die ſorgfältige Konſervierung dem ſicheren Untergang entriſſen. Dieſe, ſeit faſt 50 Jahren ausgeübte, fruchtbare und von mancher Seite lange nicht genügend geſchätzte Tätigkeit des Muſeums, kam im verfloſſenen Jahre vor allem der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in *Dillingen* (Bayern), dem Provinzial-Muſeum in *Bonn*, den Muſeen in *Graudenz* und *Teplitz* zugute. Außerdem wurde die Sichtung und Wiederherſtellung der Ausgrabungen in *Numantia* übernommen, eine Arbeit, die noch nicht ganz vollendet iſt. Auch Funden des *Saalburgmuſeums* und einem leider in Privatbeſitz übergegangenen Grabhügelfund von *Thannheim* in Württemberg wurden längere Zeit und viele Mühe gewidmet. Die Bronzegefäße dieſes Hügelgrabes, darunter die Reſte einer reich verzierten Ciſte, ſind erſt jetzt für die Wiſſenſchaft gewonnen.

Neben dieſen Arbeiten hat wieder ein anderer Zweig der Tätigkeit für auswärtige Sammlungen, die Anfertigung von beſtellten Kopien, die Werkſtätten des Muſeums längere Zeit beſchäftigt. Die lebensgroßen Standbilder, der römiſche Legionär und der fränkiſche Krieger, wurden dem ſtädtiſchen Muſeum in *Haltern* geliefert. Auch das hiſtoriſche Muſeum der Stadt *Frankfurt* erhielt das lebensgroße Standbild des römiſchen Legionärs. Für das Reichsmuſeum in *Leiden*, die Staatsſammlung für vaterländiſche Altertumsdenkmale in *Stuttgart* und den hiſtoriſchen Verein für die Saargegend in *Saarbrücken* wurden je zwei kleine Standbilder des Römers und des Franken angefertigt, während für die ſtädtiſche Oberrealſchule in *Eſſen* eine Statuette des Legionärs hergeſtellt wurde. Der hiſtoriſche Verein in *Saarbrücken* erhielt ferner eine Gruppe von ſechs in den Stoffen der Originale ausgeführten Modellen römiſcher Waffen, das Muſeum in *Carcaſſonne* Abgüſſe römiſcher Soldatengrabſteine; Gipsabgüſſe von Tongefäßen und Geräten verſchiedener Art wurden für eine Reihe von Muſeen und Privaten hergeſtellt. Kopien von Gefäßen und Schmuckſachen, aus Metall angefertigt, erhielten die Muſeen von *Hannover* und *Karlsruhe*. Wie wichtig die Nachbildung wertvoller Fundſtücke auch für den Beſitzer der Originale werden kann, zeigte ſich wiederum, als im verfloſſenen Jahre der *Goldſchmuck von Kappel* aus dem Muſeum in *Karlsruhe* verſchwand und der Vernichtung verfiel. Nur dem Umſtand, daß im Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum plaſtiſche, getreue Kopien der betreffenden Fundſtücke vorhanden waren, iſt es zu verdanken, daß dieſer koſtbare Fund einem eingehenderen Studium, als es die Zeichnung gewähren kann, erhalten blieb.

II. Vermehrung der eigenen Sammlungen.

1. Aus der großen Zahl der *Nachbildungen* aus koloriertem Gips und Metall mögen folgende Gruppen beſondere Erwähnung finden: aus der *neolithiſchen Periode* eine Anzahl Tongefäße aus Gräbern und Wohngruben von *Urmitz*, im Beſitz der anthropologiſchen Geſellſchaft in *Cöln;* darunter zwei Gefäße, die eine Verzierung zeigen wie das Bruchſtück Bonn. Jahrb. H. 110, S. 137 Fig. 7. Mehrere Gräberfunde der Schnurkeramik mit Tongefäßen und Steinwerkzeugen, vom *Hebenkies bei Wiesbaden* (Muſeum Bonn), von *Sprantal* und *Gemmingen* (Muſeum Karlsruhe), aus der Umgebung von *Bingen* (Muſeum *Worms*) und von *Prosnick* i. Böhmen (Muſeum Teplitz). Einzelne Gefäße der Spiralkeramik aus der Umgegend von *Worms* und aus *Böhmen*. Ein ſehr fein verzierter Henkelnapf aus einem Hockergrab bei *Mölsheim* (Muſeum Worms) und eine verzierte Schüſſel von *Urmitz* (Muſeum Bonn), letztere beide der Zonenkeramik angehörig. Aus der *Bronzezeit* eine Gruppe charakteriſtiſcher, feingeglätteter Gefäße mit ansa lunata uſw. des älteſten Aunjetitzer Typus aus Gräbern und Wohngruben bei *Leitmeritz* und *Groß-Tſchernoſek* in Böhmen (Muſeum Teplitz). Eine intereſſante Kupferdoppelaxt (bzw. Hammer) mit langem Metallſtiel aus *Niederhone* bei Eſchwege (Muſeum Kaſſel). Eine Anzahl „geſchnitzter“ Tongefäße von *Großengſtingen, Oberſtetten, Auingen, Upflamör* uſw. auf der Rauhen Alb (Muſeum Stuttgart) [vgl. A. u. h. Vorz. V, Tafel 40]. Aus der *Schlußſtufe der reinen Bronzezeit:* Grabhügelfunde von *St. Andrae* am Riegſee in Oberbayern (prähiſtoriſche Staatsſammlung in München), *Peckatel* und *Friedrichsruhe* in *Mecklenburg-Schwerin* (Muſeum Schwerin), die A. u. h. Vorz. V, Taf. 38 und 39 eingehender behandelt ſind. Aus ſüddeutſchen Urnenfeldern des *Übergangs von der Bronze- zur Hallſtattperiode:* Grabfunde von *Bierſtadt* und *Nierſtein* (Muſeum Wiesbaden), *Haßloch* (Muſeum Speier) — vgl. A. u. h. Vorz. V, Taf. 43 und 44 —, auch einiges gleichzeitiges Material aus Norddeutſchland, Funde aus der *Babilonie* und aus der Gegend von *Minden*. Auch wurden von den zwei ſchönen Goldſchalen von *Terheide* (Provinzial-Muſeum in Hannover) und dem Goldring von *Eyendorf* galvanoplaſtiſche Nachbildungen hergeſtellt. Eine größere Gruppe von Nachbildungen von Gefäßen, verzierten Scherben, Spinnwirteln uſw. des *älteren ägäiſchen* und des *mykeniſchen Kulturkreiſes* aus den Ausgrabungen der bayeriſchen Akademie zu *Orchomenos* bildete eine willkommene Ergänzung der Vergleichsmaterialien aus dem öſtlichen Mittelmeergebiet. Auch von den bekannten galvanoplaſtiſchen Nachbildungen *mykeniſcher* Altertümer der Geislinger Metallwarenfabrik konnten einige weitere Stücke erworben werden: eine goldene Totenmaske, mehrere Dolche, Gefäße, goldene Zierate mit buntem Schmelz uſw., ſodaß das Muſeum jetzt im Beſitz der wichtigſten Vertreter dieſer hochentwickelten Kunſtrichtung iſt, die auch die mittel- und nordeuropäiſche Bronzezeitkultur ſtark beeinflußt hat. Aus der *Hallſtattzeit* ſind außer den obengenannten Funden von *Thannheim* beſonders zu erwähnen: mehrere Grabhügelinventare von *Kicklingen* (Muſeum Dillingen), darunter eine Wagenbeſtattung mit intereſſanten Teilen des Wagens und Pferdegeſchirrs; ferner Grabhügelfunde von *Auernheim* (Muſeum Weißenburg i. Bayern) und *Gammertingen* (Muſeum Sigmaringen), erſtere mit Schalen mit ſpitzem umbo, letztere mit polychromen Urnen mit Kerbſchnittverzierung. Von *La Tène-Funden* ſind hervorzuheben ſolche der *1. und 2. Stufe* von *Geisheim* und *Parsberg* i. d. Oberpfalz (Muſeum Nürnberg) und *Weißenturm* b. Coblenz (Muſeum Bonn), und Funde der *Mittel-La Tène-Zeit* von *Langugeſt* (Böhmen). Die Keramik *helleniſtiſcher* Zeit konnte wieder durch Nachbildung einiger intereſſanter Gefäße, glaſierter Scherben uſw. aus *Griechenland* und *Italien* vermehrt werden (Archäologiſches Inſtitut der Univerſität Heidelberg). Die *römiſche Abteilung* hat in dieſem Jahre einen verhältnismäßig großen und wichtigen Zuwachs erhalten. Es iſt vor allem eine größere Zahl bemalter römiſcher Gefäße zu nennen; die Einreihung dieſer nach Originalen aus den Muſeen zu Frankfurt a. M., Wiesbaden, Speyer, Mannheim und Crefeld hergeſtellten Kopien gewährt ſchon jetzt einen Überblick über die hauptſächlichſten Formen und Dekorationsmotive dieſer in ihrer Zeitſtellung früher nicht allgemein richtig beurteilten Keramik. Eine Gruppe von Tongefäßen aus *Haltern* war inbezug auf ihre genaue Datierung für die keramiſche Sammlung von Wichtigkeit. Durch eine Reihe von Gräberfunden in Oſtpreußen mit römiſchem Inventar aus der *jüngeren Kaiſerzeit* konnte die Sammlung geſchloſſener Grabfunde in erfreulicher Weiſe vermehrt werden. Von den kleineren Fundgruppen verdient ein Satz verſilberten und ſilbernen Geſchirrs aus dem *Kaſtell Niederbieber* (Muſeum Bonn) hervorgehoben zu werden. Die großen Platten bieten inſofern auch ein beſonderes techniſches Intereſſe, als ſie aus Bronze gegoſſen, aber mit äußerſt dünngeſchlagenem Silberblech plattiert ſind, das faſt den Eindruck galvaniſcher Verſilberung hervorruft. Von den einzelnen Fundſtücken fordert namentlich ein aus zwei zuſammengenieteten Calotten gebildeter Eiſenhelm ſpätrömiſcher Herkunft, gefunden in *Worms,* Beachtung. Die Vermehrung der Altertümer der *Völkerwanderungszeit* konnte in dem verfloſſenen Jahre leider nicht in dem gewünſchten Maße gefördert werden, da ſich zufällig Funde aus älteren Kulturperioden in größeren Mengen darboten und die Tätigkeit der Werkſtätten durch die erwähnten Störungen behindert war. Dagegen wird dieſer ſchon reich entwickelten Abteilung bei Gelegenheit ihrer in dem nächſten Jahre erfolgenden Neuaufſtellung und in den folgenden Jahren wiederum beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet werden. Zu erwähnen iſt diesmal eine Gruppe von Fibeln der *fränkiſch-alamanniſchen Zeit* aus *Wiesloch* i. Baden mit intereſſanten, in Blech gepreßten Verzierungen. Dem *Ende dieſer Periode,* dem 8. Jahrhundert, gehören eine Reihe hochintereſſanter Reliefs aus zwei Kirchen in der Nähe von *Oviedo* in Spanien an, die im Austauſch gegen Abgüſſe heimiſcher Skulpturen aus karolingiſcher Zeit in den Beſitz des Muſeums gelangten. Auch wurden Abgüſſe von zwei *karolingiſchen* Reliefbildern aus Kirchen Rheinheſſens neuerdings hergeſtellt; ſie ſind A. u. h. Vorz. V, Heft 8 veröffentlicht.

2. Auch der *Zuwachs an Originalen* war wieder recht erfreulich und betrug im ganzen über 300 Nummern, wobei die einzelnen Nummern häufig ganze Gruppen bezeichnen. Aus *Deutſchland* erhielten wir: 1. mehrere Tongefäße und Scherben aus den *neolithiſchen* Pfahlbauten des *Bodenſees;* 2. eine Anzahl Schaber, Nuklei uſw. von Feuerſtein aus *Neuſtadt* in Holſtein, geſchenkt von Frl. *A. Binder*-Mainz; 3. Steinbeil- und Silexſtücke, Scherben *verſchiedener Perioden* uſw. vom Ringwall *Staffelberg* bei Staffelſtein (Ober-Franken), geſchenkt von *Dr. Roßbach* in Lichtenfels; 4. Scherben, hauptſächlich der Hallſtattzeit, vom Ringwall bei

Köſtlach im Ober-Elſaß, geſchenkt von Herrn *Rektor Gutmann* in Mülhauſen; 5. einige buntbemalte *Hallſtattgefäße* von *Zainingen* und *Münſingen* auf der Alb, im Austauſch mit dem Muſeum zu Stuttgart; 6. eine Anzahl Tongefäße der La Tène-Zeit aus Grabhügeln bei *Birkenfeld,* im Austauſch mit dem Muſeum in Birkenfeld; 7. vier eigenartige römiſche *Bleiſtangen* aus einem größeren Funde *bei Koblenz,* geſchenkt von Herrn Ingenieur *Günther* in Koblenz. Aus *fremden Ländern* wurde folgendes Vergleichsmaterial gewonnen: 1. Aus *Kleinaſien:* (Didyma und Milet) eine Kollektion von 138 helleniſtiſchen, römiſchen und byzantiniſchen Lämpchen wovon die meiſten ſchön verziert ſind, geſchenkt von Herrn Direktor *Dr. Wiegand* in Smyrna. 2. Aus *Ägypten:* eine Anzahl koptiſcher Gewandmuſter. 3. Aus *Südrußland:* mehrere Medaillons, Anhänger uſw. von Gold, aus verſchiedenen Perioden. 4. Aus *Ungarn:* eine Gruppe von Tongefäßen verſchiedener Perioden. 5. Aus *Böhmen:* verzierte neolithiſche Tonſcherben von *Herbitz, Karbitz, Leitmeritz* und *Liquitz,* geſchenkt von Herrn Muſeumsdirektor *v. Weinzierl* in Teplitz. 6. Aus der *Schweiz:* der Inhalt von 11 Gräbern der bekannten Nekropole von Giubiasko im Teſſin, vermittelt durch die Direktion des Landesmuſeums in Zürich. 7. Aus *Spanien:* eine intereſſante Gruppe von Bronzefibeln der *Spät-La Tène-Zeit.*

III. Auch die Sammlung photographiſcher und zeichneriſcher Aufnahmen

wichtiger Denkmäler und Altertumsgegenſtände hat durch Geſchenke von Muſeen und Privaten einigen Zuwachs erhalten.

IV. Die Bibliothek

iſt von Dr. Reinecke katalogiſiert und neugeordnet worden. Eine Reihe auswärtiger Gelehrter hat ſie bereits, zum Teil längere Zeit hindurch, benützt.

V. Führungen und Vorträge

im Muſeum haben, teilweiſe wieder mit freundlicher Unterſtützung der Herren *Körber, Neeb* und *Wallau,* mehrfach ſtattgefunden, ſo für 1. den bayeriſch-heſſiſchen Gymnaſiallehrerkurſus; 2. eine Anzahl Oberlehrer, Muſeumsaſſiſtenten, Studenten uſw. unter Führung von Prof. *Dr. Dragendorff;* 3. eine Anzahl Lehrer aus Mainz; 4. zwei Abteilungen von Studierenden der techniſchen Hochſchule in Darmſtadt; 5. mehrere Klaſſen hieſiger und auswärtiger Mittelſchulen u. a. m. Ferner hielt Direktor *Schumacher* einen Vortrag auf dem Verbandstag der ſüdweſtdeutſchen Altertumsvereine in Baſel über „Beziehungen zwiſchen der Schweiz und Südweſtdeutſchland in vorrömiſcher Zeit“ (vgl. Bericht über den 7. Verbandstag der Weſtdeutſchen Vereine 1906 S. 27 bis 39) und im Mainzer Altertumsverein einen Vortrag über „Handel und Gewerbe in Mainz zur Römerzeit“.

VI. Literariſche Tätigkeit.

Das erſte Heft der neuen vom Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeum und dem Mainzer Altertumsverein gemeinſam herausgegebenen *Mainzer Zeitſchrift* iſt im Verlauf des Sommers erſchienen, Heft 2 iſt im Druck. Von den „Altertümern unſerer heidniſchen Vorzeit“ wurden im Verlauf des Etatsjahres Heft 7 und 8 herausgegeben. Kataloge der neolithiſchen Abteilung, der römiſchen Keramik und einer Auswahl wichtigerer Gipsabgüſſe und Modelle aller Perioden ſind in Vorbereitung.

VII. Zur Geſchichte der Anſtalt.

Im Verlauf des Monats Juni und Juli konnten in dem nun wiederhergeſtellten Teile des kurfürſtlichen Schloſſes die neuen Bureauräume (zuſammen ſechs Zimmer) bezogen werden. Von den neuen Ausſtellungsſälen (15 Säle) ſind zwei (neolithiſche Abteilung) bereits mit dem neuen Geſchränke ausgeſtattet, vollſtändig eingerichtet und für Studienzwecke zugänglich. Die übrigen Säle werden im Verlauf des nächſten Jahres eingerichtet werden, ſobald die von Reich, Heſſen und der Stadt Mainz erbetenen Mittel zur Beſchaffung der neuen Schränke zu Gebote ſtehen.

Von den Vorſtandsmitgliedern des Muſeums iſt Geh. Rat *Voß* (Berlin) geſtorben. Gelegentlich der Vorſtandsſitzung am 13. März 1906 hielt Prof. Dr. *Fabricius*-Freiburg i. B. einen Vortrag über „Mainz und der Limes“, am 14. März 1907 Prof. *Dr. Dragendorff*-Frankfurt a. M. über „Die Grabdenkmäler von Neumagen“. Zu beiden Vorträgen waren die Mitglieder der benachbarten Altertumsvereine eingeladen und zahlreich erſchienen.

K. Schumacher L. Lindenſchmit

VIII.

Beiträge zur Kenntnis des Bildhauers Johann Sebastian Barnabas Pfaff

von E. Neeb (dazu Tafel I, II und III)

RECHT zahlreich waren in Mainz die Werke der Bildhauerkunſt des 18. Jahrhunderts. In den Zeiten des Vandalismus oder Vandalentums, die man ſonſt auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte etwa anderthalb Jahrtauſend zu früh anzuſetzen pflegte, iſt vieles zu Grunde gegangen; das immerhin noch umfängliche Material zeigt uns aber deutlich genug, daß hier tüchtige Meiſter, deren Können ſich oft hoch über die Mittelmäßigkeit handwerklicher Technik erhebt, zum Schmucke kirchlicher und profaner Bauten beigetragen haben.

Erſt ſeitdem in den letzten Jahrzehnten die kunſtgeſchichtliche Betrachtung auch die Zeiten des Barocks und des Rokoko eingehender behandelt und richtiger würdigt, ſchenkt man auch den bisher recht ſtiefmütterlich behandelten Kindern der Plaſtik dieſer Epochen etwas mehr Aufmerkſamkeit. Kommt doch in ihnen das Gefühlsleben ihrer Zeit ebenſo gut zum Ausdruck, als dies bei den Werken anderer Zweige der Kunſt oder in der Literatur der Fall iſt. Es ſind Erzeugniſſe ihrer Zeit, dieſe bald pompeuſen, bald graziöſen Madonnenbilder mit dem leiſen Anflug von Koketterie, den die Rokokozeit ihnen zu geben pflegt, dieſe ſentimentalen Heiligen mit der pathetiſchen Poſe des tragiſchen Helden der Bühne. Ein tieferes, innigeres Gemütsleben geht ihnen ab, aller Gefühlsausdruck iſt nach außen in die Stellung, die Geſte und nicht zum mindeſten in die Drapierung verlegt. Gerade in letzterer Hinſicht, in der Art und Weiſe der Gewandbehandlung und der Faltengebung hatte die Geſchichte der deutſchen Plaſtik nur einmal noch ein Ähnliches erlebt: es war die Zeit der ſpäten Gotik; hier iſt alles knitterig, der maleriſchen Linie zulieb ohne Rückſicht auf das Geſetz der Schwere, in zahlloſe Falten und Fältchen gelegt; die Meiſter des 18. Jahrhunderts ſuchen wenigſtens die lebhaft flatternde Gewandbewegung ihrer Figuren zu begründen, ſei es durch einen bald ſtärker, bald leiſer wehenden Luftzug, der neckiſch in dem Kleide ſich fängt, ſei es durch die Bewegungsmotive der lebhaft geſtikulierenden oder ſanft hinauf- oder herabſchwebenden Geſtalten. Die beigegebenen Tafeln mit Modellen aus dem Nachlaſſe des Bildhauers Pfaff geben hierfür ſchon Beiſpiele genug. Aber auch die zahlreichen Heiligenbilder teils in den Kirchen und Klöſtern, teils an den Faſſaden oder Ecken der Wohnhäuſer der alten Biſchofsſitze längs des Mains, an die ſich Mainz in dieſer Beziehung anſchließt,[1]) geben Belege in Hülle und Fülle.

So umfänglich nun heute in Mainz das Material an Bildwerken aus dem 18. Jahrhundert immer noch iſt, eben ſo dürftig iſt unſere Kenntnis von den Meiſtern, die ſie geſchaffen haben. Erſt in der letzten Zeit tritt die eine oder andere Perſönlichkeit etwas deutlicher aus dem Dunkel hervor und läßt ſich mit noch vorhandenen Werken in Verbindung bringen. Greifbarer wird für uns jetzt z. B. ein Meiſter Burckhard Zammelss,[2]) deſſen Tätigkeit in die erſte Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt. Schon ſeit Jahrzehnten auf den Bildhauer Johann Sebaſtian Barnabas Pfaff (1747 bis 1794) hingewieſen zu haben, iſt das Verdienſt Fr. Schneiders.[3])

Um Pfaffs künſtleriſches Wirken in Mainz hat ſich im Laufe der Zeit eine Art von Sage geſponnen. Alles Mögliche und Unmögliche an Bildhauerarbeit wurde auf ſeinen Namen getauft. Der Verfaſſer eines kleinen Schriftchens, „die Heiligenſtatuen der Stadt Mainz“, hat es ſogar fertig gebracht, ihm inſchriftlich (durch Jahreszahl oder Chronoſtichon) datierte Bildwerke zuzuſchreiben, die er ſchon 60 bis 70 Jahre vor ſeiner Geburt angefertigt haben müßte.[4])

Im Folgenden ſoll nun zuſammengeſtellt werden, was bis jetzt an ſicheren oder wenigſtens einigermaßen zuverläſſigen Nachrichten über Pfaffs Leben und Wirken ermittelt werden konnte. Daß dieſes recht wenig iſt und noch ſehr der Vervollſtändigung bedarf, verhehlen wir uns nicht. Was hier gebracht wird, ſoll mehr die Forſchung anregen als ſie endgültig abſchließen.

Es wäre nun auch vielleicht recht verlockend, dürfte aber vielleicht auch ebenſo gefährlich ſein, auf Grund einiger ſtiliſtiſcher Kriterien, die ſich etwa aus ſicher beglaubigten Arbeiten Pfaffs ableiten ließen, unter den Heiligenbildern der Stadt Mainz aufs neue eine Taufe auf den Meiſter Pfaff vorzunehmen — allein die Schar der

„Attributioniſten“ iſt auf dem Gebiete der Malerei ſchon zahlreich genug, wir wollen ſie auf dem der Plaſtik nicht noch um einen vermehren. Bei Werken dieſer Bildhauer aus der Zeit des Barocks und Rokokos Zeitſtil und perſönliche Eigentümlichkeit von einander getrennt zu halten, iſt ungemein ſchwierig, und die Gefahr, bei der Zu- oder Abſprechung von Bildwerken auf Irrwege zu geraten, liegt nur zu nahe.

Wir ziehen in den Kreis unſerer Betrachtung zunächſt nur diejenigen Arbeiten, die entweder ganz ſicher als Werke Pfaffs beglaubigt ſind, oder ſolche, von denen uns das Modell aus Pfaffs Nachlaß und die ausgeführte Figur heute noch vorliegen, und ſchließen daran einige Modelle, die datiert ſind oder ſonſtwie ſich ungefähr zeitlich feſtlegen laſſen. Auf dieſe Weiſe ſoll zuerſt einmal eine ſichere Baſis geſchaffen werden, auf der dann die äſthetiſche und ſtiliſtiſche Betrachtung und Beweisführung weiterbauen kann. Eine Schilderung mit dem vielverſprechenden Titel „Joh. Seb. Pfaff und ſein Werk“, fein gegliedert in die Werke der Jugendzeit, des Übergangs, die Arbeiten der Reife, des neuen Stils, der Spätzeit u. a. m., wagten wir nicht zu geben. Die noch vorhandenen Modelle könnten ſcheinbar hierfür eine recht ſchöne Grundlage bieten; aber darüber, ob ſie *alle*, wenigſtens die früheſten, in ſoweit ſie datierbare, von Pfaffs eigner Hand herrühren, treten doch, wie wir ſehen werden, nicht ganz unbegründete Zweifel auf.

Ein Künſtler von bedeutendem Rufe muß Pfaff geweſen ſein, noch bis zum Anfange der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſcheint in Mainz ſein Andenken fortgelebt zu haben. In Naglers Künſtlerlexikon wird er zwar nicht angeführt, aber wir finden ihn verzeichnet bei Jäck, zweites Pantheon der Literaten und Künſtler Bambergs (2. Abdr., Bamberg 1844), S. 96. Hier heißt es: „Pfaff geboren zu Kronach, wohnte als Hofbildhauer zu Mainz neben dem Zuchthauſe in der Auguſtinergaſſe und war mit der Tochter eines Wundarztes aus Bruchſal verehlicht, welche ſich nach deſſen Tod mit dem aus Bamberg gebürtigen Hofbildhauer Georg Scholl zu Mainz verheiratete, deſſen Sohn jetzt ebenfalls ein berühmter Bildhauer daſelbſt iſt“.[5]) Abgeſehen von der falſchen Angabe des Geburtsortes,[6]) iſt der Verfaſſer dieſer Notiz im weſentlichen richtig unterrichtet. Die genaue Angabe der Wohnung legt die Vermutung nahe, daß Jäck Gelegenheit hatte, in Mainz ſelbſt über Pfaff Näheres zu erfahren. Nach der Mitteilung eines jetzt noch in Mainz lebenden Urenkels des Bildhauers Pfaff wohnte dieſer im altehrwürdigen Hauſe „zum Stein“, jetzt Weintorſtraße 1 und $1^1/_{10}$.[7]) Dieſes Haus, das ganz in der Nähe der Auguſtinerſtraße liegt, hatte noch im Anfang des 19. Jahrhunderts einen Eingang von der Auguſtinerſtraße aus,[8]) allerdings liegt es nicht *neben* dem Zuchthaus (Gefängnis), ſondern ihm ſchräg gegenüber. Daß Pfaff *Hof*bildhauer geweſen iſt, läßt ſich nicht belegen. Das Tauf- und Sterberegiſter der St. Ignazkirche nennt ihn nur civis et statuarius (nicht statuarius aulicus).

Johann Sebaſtian Barnabas Pfaff iſt laut Taufmatrikel[9]) den 11. Juni 1747 zu Obertheres, einem kleinen Orte in Unterfranken (ca. 400 Einwohner), der auf dem rechten Mainufer an der Staatsſtraße Schweinfurt-Bamberg (Eiſenbahnſtation) liegt, getauft worden. Sein Vater war Johann Chriſtoph Pfaff († zu Obertheres 11. 5. 1767 im Alter von 67 Jahren). Zum Eintrag in das Sterberegiſter iſt bei dem Vater bemerkt, daß er faber et judicii assessor, alſo Schreiner und Gerichtsbeiſitzer, geweſen war. Verheiratet war Joh. Chriſt. Pfaff zweimal; bei der erſten Eheſchließung im Jahre 1728 fungierte als Zeuge *der Bildhauer Joh. Thomas Wagner, der Vater des berühmteren Bildhauers Joh. Peter Alexander Wagner* (geb. 26. 2. 1730 zu Obertheres).[10]) Unſer Joh. Seb. Barnab. Pfaff ſtammt aus der zweiten Ehe mit Margar. Grüßling, die am 7. 2. 1734 geſchloſſen wurde. Ein älterer Bruder Pfaffs, Joh. Kaſpar, geb. 18. 4. 1736, war ebenfalls Bildhauer († 9. 1. 1811).[11]) Auch ein anderer Bruder, Ambroſius (geb. 7. 12. 1738), muß im Kunſthandwerk tätig geweſen ſein; bei ſeinem Sterbeeintrag (4. 3. 1791) iſt bemerkt: novorum altarium recentisque tabernaculi monasterii huius exstructor. Von dieſem Ambroſius ſind heute noch in einer Familie zu Obertheres Nachkommen vorhanden, die im *Pfaffenhauſe*, einem einfachen Bauernhauſe mit der Wohnung im Erdgeſchoſſe, wohnen. Liegt nun der Bezeichnung *Pfaffenhaus* der Familienname „Pfaff“ zu Grunde, — die andere Möglichkeit, daß das Haus urſprünglich in geiſtlichem Beſitze war, iſt allerdings nicht ausgeſchloſſen — ſo hätten wir in ihm mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit das Geburtshaus unſeres Meiſters Joh. Seb. Pfaff zu ſehen. Das Kloſter, für das Ambroſius Pfaff arbeitete, lag im Dorfe

Obertheres ſelbſt. Es wurde von den Benediktinern auf dem Michelsberg zu Bamberg mit Mönchen beſiedelt, lag aber ſtets im Würzburger Gebiet.[12]) Aus dieſem Kloſter Obertheres ſtammte nun auch ein Pater Coeleſtin, dieſer wurde dem Bildhauer Valentin Götz, der im Bruchſaler Schloſſe arbeitete (1723 war er mit einem Gehalte von 200 fl. angeſtellt worden), als Gehilfe in ſeiner Kunſt beigegeben.[13]) Die eigentümliche Tatſache nun, daß aus dieſem kleinen Orte eine ganze Reihe von Bildhauern, zu denen wir doch wohl auch den Pater Coeleſtin rechnen dürfen, hervorgegangen iſt, legt die Vermutung nahe, daß die Benediktinermönche des Kloſters in Obertheres hier in irgend einer Weiſe, den Traditionen des Ordens entſprechend, anregend oder lehrend gewirkt haben mögen. Hier kann vielleicht die dortige Lokalforſchung noch einige Aufklärung bieten. Auch die Beziehungen von Pfaffs Vater zu dem Bildhauer Joh. Wagner, ſeinem Trauzeugen, ſind nicht unwichtig. Leider können wir ſie nicht weiter verfolgen; ob der Sohn Joh. Sebaſtian ſie weiter gepflegt, etwa zu dem 17 Jahre älteren Peter Alex. Wagner in die Lehre gegangen iſt, wiſſen wir bis jetzt nicht. In ſpäterer Zeit ſcheint Joh. Seb. Pfaff zu ſeinem Heimatsorte ſelbſt keine Beziehungen mehr gehabt zu haben. Dagegen weiſen uns Spuren auf einen Aufenthalt Pfaffs in Bamberg. Es befinden ſich nämlich unter den aus dem Beſitze einer in Mainz verſtorbenen Enkelin Pfaffs in die Sammlung des Mainzer Altertumsvereins übergegangenen Modellen, auf die wir unten noch ausführlicher zurückkommen werden, zwei Stücke, die mit einer Künſtlerinſchrift verſehen ſind: das eine iſt ein meiſterhaft behandelter Kopf eines Kruzifixus, er trägt auf der Innenfläche des Halſes die Bezeichnung *„G. Reüß Bamberg 1755"*, das andere ſtellt ein reizendes Köpfchen einer klagenden Geſtalt dar, das vielleicht zu einer Maria oder Magdalena am Kreuze gehörte; es iſt an derſelben Stelle bezeichnet mit *„Georg Reüß in B."*[14]) Der Schluß nun, daß Pfaff als Lehrling oder Geſelle in der Werkſtatt des *Georg Anton* Reuß beſchäftigt war, wir alſo in dieſem tüchtigen Bamberger Meiſter möglicherweiſe den Lehrer Pfaffs zu ſuchen hätten, liegt nahe. Auf irgendeine Weiſe wäre dann Pfaff in Beſitz dieſer Modelle ſeines Meiſters gekommen und hätte ſie ſorgfältig ſein ganzes Leben lang aufbewahrt. Aber Pfaffs Ehenachfolger, der Bildhauer Georg Scholl, der 10 Jahre lang bei Pfaff gearbeitet hatte und nach des Meiſters Tode im Jahre 1795 (5. Okt.) in Mainz deſſen Witwe heiratete und die Werkſtätte weiterführte, ſtammt ebenfalls aus Bamberg, wo er am 12. 12. 1763 getauft worden war. Sein Taufpate war der Bildhauer *Joh. Georg* Reuß.[15]) Es können alſo auch durch ihn dieſe beiden Modelle in die Pfaffſche Sammlung gekommen ſein, weshalb unſere Vermutung über Pfaffs Lehrmeiſter doch fraglich wird.

Auf welchem Wege und durch welche Veranlaſſung Pfaff nach Mainz gekommen iſt, bleibt uns bis jetzt noch unbekannt. Eine Familientradition meldet zwar, er wäre zuſammen mit dem bekannten Bildhauer Peter Joſef Melchior in Mainz eingewandert, irgendwelche Belege laſſen ſich dafür aber nicht beibringen.[16])

Im Jahre 1773 kann er ſchon in Mainz geweſen ſein. Wir ſchließen dieſes aus einem Eintrag in eine Familienbibel, die ſich im Beſitze eines heute noch in Mainz lebenden Urenkels Pfaffs, des Herrn Bildhauers Müller, befindet.[17]) Auf der Innenſeite des Deckels ſteht von fremder Hand geſchrieben: „scriptura sacra | iſt in der Theillung zum loß gefallen | Johann Sebaſtian Barnabo Pfaff | gebürtig in Cloſter Theres | den 18. April 1768." Dieſes Datum bezieht ſich auf eine Erbteilung, in der alſo Pfaff das koſtbare Familienſtück erhielt. Es kann das väterliche Erbe gemeint ſein, denn Pfaffs Vater ſtirbt 11. 5. 1767. Der für Pfaffs Anweſenheit in Mainz in Betracht kommende Eintrag ſteht auf dem erſten Blatt der Bibel, er iſt von Pfaffs eigner Hand geſchrieben und lautet: „bey Curfürſt Emrich: Anno 1773 im Jully ſein dy Herrn battres ſozietett Jeſu aufgehoben worten und ſeint in betterer (?) verwandelt worden". Da der Mainzer Kurfürſt genannt iſt, muß er ſich auf die Vertreibung der Jeſuiten aus Mainz beziehen, die Pfaff ſelbſt miterlebte.

Vielleicht laſſen ſich aber die Spuren von Pfaffs Tätigkeit in Mainz ſchon vor dem Jahre 1773 nachweiſen. Im Jahre 1768 begannen die Auguſtiner zu Mainz den Neubau ihrer Kloſterkirche.[18]) 1771 war die Faſſade dieſer Kirche vollendet. Für die Stuckaturarbeit im Innern der Kirche, die 1771 begonnen wurde, hatten ſich die Auguſtiner einen auswärtigen, verheirateten Meiſter kommen laſſen, *der hier noch etliche Geſellen zur Förderung ſeiner Arbeit annimmt.* Über die Beſchäftigung eines auswärtigen Meiſters in Mainz führen die Mainzer Stuckateure Metz und Keck bei der kur-

fürstlichen Regierung Beschwerde. In ihrer Klageschrift geben sie an, der auswärtige Meister stamme aus Schwäbisch-Gemünd. In seiner Erwiderung auf diese Eingabe bezeichnet jedoch der Prior des Augustinerklosters diese Angabe als falsch.[19]) Leider nennt uns der Prior in seinem langen Schreiben weder den Namen noch die wahre Herkunft des Meisters. Aus den Darlegungen des Priors ergibt sich aber, daß die Arbeiten im Chor schon 1771 abgeschlossen gewesen sein müssen.

Über dem Altar der Augustinerkirche (es ist ein sog. römischer Altar, ohne Aufsatz, nur mit einem Tabernakel ausgestattet) erhebt sich der für die Barockzeit typische, mächtige baldachinartige Überbau, dessen Säulen auf einem hohen Sockel ruhen (vgl. Tafel I, 10). Hinter dem Altar ist in einer Nische der Chorwand eine Kreuzabnahme angebracht, die zugleich die Stelle des eigentlichen Altarbildes vertreten soll. Zwischen den Säulen, die den Baldachin tragen, steht rechts (Evangelienseite) auf dem Sockel eine Opferung Isaaks, links an entsprechender Stelle die Figur des Melchisedech (Tafel I, 11 u. 12). Das Material der Säulen sowie auch eines Teiles des figürlichen Schmuckes ist Stuck, und zwar sind Säulen und Figuren gleichzeitig aufgetragen.[20]) Es müssen also hier Stuckateur und Bildhauer gemeinschaftlich oder auch in einer Person gearbeitet haben; ob nach eigenem Entwurfe oder nach einer gegebenen Vorlage, wissen wir nicht. Zu der *Figur der Maria von der Kreuzabnahme sowie zu der Opferung Isaaks sind nun aus dem Pfaffschen Nachlasse die Modelle noch vorhanden;* sie entsprechen, abgesehen von ganz unwesentlichen Abweichungen, die sich bei der Ausführung im großen leicht einschleichen, ganz genau den noch vorhandenen Figuren.[21]) Hier liegt also die *Möglichkeit* vor, daß der damals 24jährige Bildhauer Pfaff zu den Gesellen gehörte, die von dem uns unbekannten Stuckateur hier in Mainz angenommen worden waren, und daß er von diesem mit den Ausführungen der figürlichen Arbeit am Hochaltare betraut wurde. Ob aber diese Figuren von Pfaff selbst entworfen worden sind, oder ob sie von ihm nur nach Modellen, die ihm eingehändigt wurden und die er dann nach Vollendung der Arbeit für sich zurückbehalten hat, ausgeführt worden sind, läßt sich bis jetzt noch nicht entscheiden.[22]) Ein Rätsel bleibt für uns auch zunächst noch die Inschrift P. W. F., die sich am Fuße des Kreuzstammes der Kreuzabnahme befindet; daß wir es mit einer Künstlerinschrift zu tun haben, dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein. Aber wer verbirgt sich hinter diesen Buchstaben, doch wohl eher der Bildhauer als der Stuckateur?

Nehmen wir nun als sicher an, daß Pfaff an dem Hochaltar der Augustinerkirche mitgearbeitet hat, so könnte es scheinen, als habe er auch zum Stuckateurhandwerk Beziehungen gehabt. Ein Stuckateur Pfaff (Paff) kommt nun in Mainz im Jahre 1772 vor. Er trägt aber den Vornamen *Georg*. Als von Georg Pfaff Stukator herrührend ist nämlich der Entwurf für den linken (nördlichen) Seitenaltar (hl. Kreuzaltar) der St. Quintinskirche zu Mainz bezeichnet. Diese Zeichnung[23]) (Aufriß und Grundriß, aber nur in der rechten Hälfte ganz ausgeführt) trägt die Beischrift: „Althar-Aufriß | Plan f. Sa. Quinthin 2150 fl. | Georg Paff Stukator | Maintz d. 2ten Jenner 1772." Der heutige Altar zeigt nicht mehr seine ursprüngliche Gestalt, einzelne Teile von ihm wurden entfernt oder in anderer Weise zusammengesetzt.[24]) Zwei Figuren vom Altar (Maria und Johannes) sind jetzt hinter den Hochaltar der Quintinskirche versetzt. Die noch vorhandenen Reste des ursprünglichen Altars zeigen aber vielfache Übereinstimmung mit dem Entwurfe, sodaß es ziemlich sicher sein dürfte, daß der Altar nach dem Pfaffschen Plane, vielleicht mit einigen Abänderungen oder Vereinfachungen, ausgeführt gewesen war. Über einen Stuckateur Georg Pfaff haben wir sonst keine Nachrichten. Unser Bildhauer hatte nach Ausweis der Oberthereser Taufmatrikel auch keinen Bruder dieses Namens. Rührt etwa die Beischrift des Planes gar nicht von dem Künstler selbst her, sondern ist erst nachträglich von dem Pfarrer oder einem Mitglied des Kirchenvorstandes gelegentlich seiner Vorlegung oder Begutachtung beigeschrieben worden? Dabei könnte dann der Vorname des Künstlers falsch angegeben sein und somit dieser Georg Pfaff mit unserem Bildhauer Joh. Sebastian identisch sein.

Ob und wie weit Pfaff an dem figürlichen Schmuck der Fassade der Augustinerkirche beteiligt war, läßt sich archivalisch bis jetzt nicht belegen.[25])

Während der Drucklegung dieses Aufsatzes fanden sich noch zwei bisher allerdings recht versteckt aufgestellte Bildhauerarbeiten (Abb. 1 u. 2 im Texte), die auf Grund ihrer völligen oder teilweisen Übereinstimmung mit Modellen aus Pfaffs Nachlasse ebenfalls in den Kreis unserer Be-

trachtung gezogen werden müſſen. Wir reihen ſie nachträglich hier ein, weil ſie ſtiliſtiſch den bis jetzt betrachteten Arbeiten am nächſten ſtehen. Die eine iſt ein auf Wolken knieender *hl. Joſeph mit dem Jeſuskinde,* das er zärtlich umfaßt. Die Gruppe ſtimmt genau überein mit dem auf Tafel III, 20 abgebildeten Modelle, nur erſcheint ſie dort als Medaillonrelief (vgl. jedoch die Bemerkung zu Taf. III, 20). In der Behandlung zeigt der Körper des Jeſusknaben viel Ähnlichkeit mit den auf Taf. III, 7 bis 10 abgebildeten Putto-Darſtellungen. Das Gegenſtück dazu bildet ein ebenfalls auf *Wolken knieender Heiliger,* der die rechte Hand auf die Bruſt legt und in der ausgeſtreckten Linken ein kleines Medaillon mit einem Chriſtuskopfe hält, den er ſinnend betrachtet. Dieſes Medaillon ſoll aber eine ſpätere Ergänzung ſein. Die Figur wird als Judas Thaddaeus bezeichnet. Sie zeigt in der Kopf- und Gewandbehandlung eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem auf Taf. II, 4 abgebildeten Modelle, nur iſt ſie im Gegenſinne aufgefaßt. Beide Bildwerke ſind von Holz; ſie haben eine Höhe von ca. 1,05 m, die Rückſeite iſt bei beiden unbearbeitet. Wahrſcheinlich waren ſie Gegenſtücke, die an einem Altare oder ſonſtwo an einer Wand angebracht waren (vergl. Bem. zu Taf. III, 20). Die urſprüngliche Bemalung (Gewand: weiß, die ornamentierten Gewandſäume: vergoldet, die Wolken: blau) iſt jetzt unter einem einfarbigen grauweißen Anſtrich, mit dem man in ſpäterer Zeit verſtändnislos die Figuren überſchmierte, verſchwunden. Augenblicklich ſtehen beide Figuren in den ſeitlichen Niſchen an dem nach dem Kirchhofe führenden Portale der Peterskirche zu Mainz, wo ſie im Jahre 1873 aufgeſtellt wurden,[52]) vorher ſollen ſie auf dem Kirchenſpeicher geſtanden haben. Näheres über ihre Herkunft konnte bis jetzt noch nicht ermittelt werden.



Abb. 1. Jud. Thaddaeus am Südportal der Peterskirche, Mainz

In einer ähnlichen Lage wie bei den Figuren vom Hochaltar der Auguſtinerkirche befinden wir uns einem anderen Mainzer Bildwerke gegenüber. Es iſt das *Standbild d. hl. Ignatius*, das im Jahre 1772 in der mittleren Niſche der Faſſade der St. Ignatiuskirche zu Mainz aufgeſtellt wurde. Auch zu dieſer Figur liegt aus dem Pfaffſchen Nachlaſſe das Modell vor (vgl. Taf. I, 1). Kleine Abweichungen (z. B. in der Bartbehandlung) kommen gegen den Zuſammenhang zwiſchen Modell und ausgeführter Figur nicht in Betracht. Nun wurden aber die Steinblöcke zu dieſer Figur im Jahre 1771 in die Werkſtätte des Bildhauers Johann Jakob Juncker[26]) gebracht, „dem Herrn Junger (Juncker) zu der Fügur die ſtein am reihn auffgelatten an der hitt abgelatten. In der Hütt geführ aufeinander geſetzt“, heißt es in der Quittung des Fuhrmanns Klappenberger. Nachdem die Arbeit an der Auguſtinerkirche vollendet war, kann alſo Pfaff in die Werkſtätte Junckers eingetreten ſein und dort als Geſelle gearbeitet haben. Daß dabei ſein Name und ſeine Perſönlichkeit nicht in den Vordergrund tritt, erklärt ſich eben aus dem Zunftleben der damaligen Zeit. Nur als Meiſter und Mitglied einer Zunft hätte er in die Öffentlichkeit treten können, ohne dieſe Eigenſchaften hatte er ſtreng genommen für das Publikum oder die Arbeitgeber zu Mainz keine Berechtigung zur ſelbſtändigen künſtleriſchen



Abb. 2. Hl. Joseph am Südportal d. Peterskirche, Mainz

Existenz. So mag sich auch die Tatsache erklären, daß uns Pfaffs Name in den Baurechnungen der St. Ignazkirche nicht begegnet. Wie schwer es einem Auswärtigen selbst als Meister noch hielt, hier gegen das engherzige Zunftmonopol und die Eifersucht der Mainzer Meister selbständig einen Arbeitsauftrag auszuführen, dafür gibt es Beispiele genug.[27]) Mainzer Bürger und Mitglied der Bildhauerzunft wird aber Pfaff erst im Jahre 1777. Nun ging aber der Aufnahme in die Zunft eine längere oder kürzere Wartezeit voraus, während welcher der Handwerker an Ort und Stelle, wo er sich niederlassen wollte, gearbeitet haben mußte; diese Zeit, die *Standjahre,* belief sich gewöhnlich auf drei Jahre.[28]) So war es wenigstens der Gebrauch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; daß die streng konservativen Zünfte hiervon späterhin abgegangen sein sollten, zumal einem Fremden gegenüber, ist kaum wahrscheinlich. Also schon aus diesem Umstande dürfte man schließen, daß Pfaff wenigstens seit dem Jahre 1774 in Mainz tätig gewesen sein muß. Welche Werke er allerdings in dieser Zeit geschaffen, für wen und bei welchem Meister er gearbeitet hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber an Arbeit wird es ihm nicht gefehlt haben, ja er muß es sogar zu einem, allerdings recht bescheidenen Wohlstande, zu einem Vermögen von mindestens 500 fl., gebracht haben.

In den ersten Monaten des Jahres 1777 nämlich reicht Pfaff bei der kurfürstlich hohen Landesregierung zu Mainz sein Gesuch um Aufnahme als Bürger und Bildhauer (d. h. in die Bildhauerzunft) dahier ein.[29]) Am 12. 4. 1777 geht dieses Gesuch dem Vizedomamte zum Berichte zu. Das Vizedomamt fragt bei der Bildhauerzunft an. Diese wendet zwar gegen Pfaffs Annahme ein, „daß der Nahrungsverdienst für die Bildhauer in allhiesiger Stadt so gering wäre, daß sie kaum davon leben könnten". Doch das Vizedomamt macht geltend, daß seit einiger Zeit einige Bildhauer dahier mit dem Tode abgegangen wären,[30]) und dem Publico an geschickten Künstlern gelegen wäre. Es glaubt nicht, daß der Einwand der hiesigen Bildhauer erheblich genug sei, und ist dafür, daß dem Supplikanten in seinem Gesuche willfahret werden könne. Doch verlangt es in seinem Resolutum, daß der Supplikant ein Vermögen von 500 fl. bescheinige, auch einige Stücke seiner Arbeit produziere, worab dessen hinlängliche Geschicklichkeit zu entnehmen wäre. Am 19. 4. 1777 erfolgt die Genehmigung der Regierung; am 4. Juni 1777 schwört Pfaff mit einer Reihe anderer neu aufgenommener Bürger den Bürgereid und wird an demselben Tage in die Bildhauerzunft aufgenommen. Unterm folgenden Tage, 5. Juni 1777, meldet uns das Heiratsregister von St. Ignaz: „dimissus Sebastianus Pfaff civis statuarius cum Apollonia Nagelin, Bruchsalae inthronizandus", d. h. er wurde vorübergehend aus dem Pfarrverbande von St. Ignaz entlassen, um in Bruchsal getraut zu werden (inthronizandus). Also nicht bloß die Sorge um eine gesicherte bürgerliche Existenz veranlaßten Pfaffs Gesuch um die Aufnahme als Mainzer Bürger, er hatte sich inzwischen auch nach einer Lebensgefährtin umgesehen und sie gefunden in Apollonia Nagel, der Tochter des Wundarztes Peter Nagel in Bruchsal.[31]) Sofort nach seiner Aufnahme in die Mainzer Bürgerschaft eilt er zur Hochzeit nach Bruchsal.

Wo und auf welche Weise nun Pfaff seine zukünftige Frau kennen gelernt hatte, bleibt noch eine offene Frage, die an und für sich gleichgiltig sein könnte, wenn sie nicht im Zusammenhang stünde mit *Pfaffs künstlerischer Tätigkeit in Bruchsal.*

Unter den Statuen in der Avenue des Bruchsaler Schlosses befindet sich auch eine Gruppe von vier Figuren, die die vier Jahreszeiten darstellen. Wille[32]) vermutet in ihnen Arbeiten des Bildhauers Heinrich Staller, der um 1730 in Bruchsal arbeitete. Er schreibt über ihn: „Aus Wiesentheid in Franken ... war auch der Bildhauer Heinrich Staller gekommen mit dem Auftrage, aus dem Malscher Steinbruche 24—25 Statuen zu meißeln, die jedenfalls für den Hofgarten bestimmt waren ..." Zum besten dieser Art gehören eine Anzahl von Kolossalfiguren, die bis vor Kurzem noch *im Garten der Saline ihren Platz* gehabt und hier in Wind und Wetter stark gelitten haben. Es sind *mythologische Figuren,* Arbeiten aus guter Zeit, da übertriebene barocke Formen die Eindrücke eines rein empfundenen Naturalismus nicht störten, Charakter und Stimmung auch bei solchen Massenproduktionen noch zum Durchbruch kamen. Vielleicht *mag* das traditionell gewordene fränkische Talent, das sich von den tiefempfundenen Schöpfungen *Riemenschneiders* bis zu den reizvollen Dekorationsstücken *Peter Wagners* zu Würzburg und Veitshöchheim, langsam abnehmend, doch stets fruchtbringend erhalten hat, auch in den Statuen der Saline wieder zu finden sein und *Heinrich Staller* der Künstler sein." Wille nennt zwar die Gruppe der vier Jahres-

zeiten nicht ausdrücklich, aber aus der Anmerkung zu S. 65 ergibt ſich, daß er ſie in den Kreis dieſer Stallerſchen Arbeiten miteinbezieht. Die Originale der vier Jahreszeiten befinden ſich jetzt im Beſitze des Grafen von Bismarck auf Lilienhof bei Ihringen. Die jetzt im Schloßgarten zur Aufſtellung gelangten Kopien wurden vom Bildhauer Weltring im Jahre 1902 angefertigt.[33]) Zur Figur *des Winters* aus dieſer Bruchſaler Gruppe liegt uns nun das *mit beſonderer Sorgfalt ausgeführte Modell* vor, das zu der ſchon öfters erwähnten Modellſammlung aus dem Pfaffſchen Nachlaſſe gehört (das Modell iſt abgebildet auf Taf. II, 13, die Originalfigur hier im Texte. Näheres über letztere ſ. unten bei den Bemerkungen zu Taf. II, 13). Wir ſtehen alſo hier wieder vor derſelben eigentümlichen Tatſache, die uns oben ſchon bei den Figuren am Hochaltar der Auguſtinerkirche und bei der Statue des hl. Ignatius begegnet iſt: auf der einen Seite haben wir die Pfaffſchen Modelle, auf der anderen Seite ſtehen, vorausgeſetzt, daß Wille's Annahme richtig iſt (vgl. jedoch Anm. 33), die ausgeführten Figuren im Zuſammenhange mit einem ganz andern Meiſter. Nun aber ſpricht doch für eine, wenn auch vielleicht nur vorübergehende Tätigkeit Pfaffs in Bruchſal, einmal ſchon ſeine Heirat mit einer Bruchſalerin, dann aber auch die Tatſache, daß auch die *Figur des hl. Sebaſtianus* auf einem Seitenaltar der St. Peterskirche zu Bruchſal mit photographiſcher Treue mit dem Pfaffſchen Modell (ſ. Taf. I, 2) übereinſtimmt. Sollte denn unſer Pfaff eben nur Modelle älterer und gleichzeitiger Meiſter geſammelt haben, oder ſind die Modelle Kopien, die er nach den Bruchſaler Figuren angefertigt hat? Für einen ſelbſtändig ſchaffenden Künſtler, und das muß Pfaff geweſen ſein, ſcheinen ſie uns zu ſklaviſch getreu. Urkundliche Belege über Pfaffs Tätigkeit in Bruchſal konnten bis jetzt noch nicht beigebracht werden. Aber die Ermittelungen über Pfaffs Aufenthalt und ſeine Arbeiten in Bruchſal ſind kaum über die Anfänge hinausgediehen; vielleicht unterſtützt uns die dortige Lokalforſchung auf Grund der hier gebotenen Andeutungen und des auf den Tafeln abgebildeten Materials.[34])

Im Jahre 1778 iſt Pfaff mit ſeiner jungen Frau wieder in Mainz. Am 25. März 1778 läßt er in St. Ignaz ſeine erſte Tochter taufen, am 24. Febr. 1780 den erſten Sohn Georg, am 27. Okt. 1781 den zweiten Sohn Joh. Thaddaeus, beide werden Bildhauer, am 1. Juni 1783 die zweite Tochter uſw. Das ſind aber für dieſe Zeit die einzigen Lebenszeichen von unſerem Künſtler.

Bei der Darſtellung von Pfaffs künſtleriſchem Entwicklungsgange könnte für dieſe Zeit in Betracht kommen das Modell (Taf. III, 13) einer *heiligen Katharina,* die Kopfbildung und der Geſichtsausdruck zeigt hier ſchon ſtreng klaſſiſche Formen. Auch in den Bewegungsrichtungen iſt ſchon mehr ſtatuariſche Ruhe eingetreten, und die Faltengebung neigt bereits der vertikalen Richtung zu, nur der lebhaft über das linke Bein herübergewehte Mantelzipfel erinnert noch an die Gewandbehandlung einer früheren Zeit. Auf der Rückſeite der Figur ſteht die Jahreszahl 1779. Da das Modell nur etwa zu dreiviertel ſeiner Rundung ausgearbeitet iſt, ſo war die Figur für eine Niſche oder einen Altar beſtimmt; die ausgeführte Arbeit iſt bis jetzt noch nicht ermittelt.



Abb. 3. Der Winter. Originalfigur

Für den ſtatuariſchen Schmuck größerer Bauten zu arbeiten, fehlte allerdings gerade um dieſe Zeit hier in Mainz unſerem Meiſter die Gelegenheit; denn gerade um die Wende der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts ruhte in Mainz die monu-

mentale Bautätigkeit, in deren Dienst auch die Plastik hätte auftreten können, für einige Jahre. Erst im Jahre 1781 setzt sie wieder mit einem Bauwerke ein, dem leider nur eine kurze Lebensdauer beschieden war, das aber allen Zeitgenossen einmütige Bewunderung abnötigte. Nicht ausschließlich für die Geschichte der Mainzer Kunst bedeutet der Untergang dieses Baues einen schweren Verlust! Es war dies die *Dompropstei*, der stolze Palast, den sich der damalige Dompropst Damian Friedrich Graf von der Leyen in den Jahren 1781—1786 von dem französischen Architekten Mangin erbauen ließ. Er lag auf dem heutigen Gutenbergsplatze dicht vor dem Theater und bestand aus einem höheren Mittelbau, an den sich rechts und links rechtwinkelig zwei Flügel anschlossen. Sie öffneten sich nach der heutigen Ludwigstraße hin, der südliche Flügel zog sich in seiner Längsrichtung zum Teil noch unter dem Hause Fuststraße Nr. 2 hin, zum Teil lag er in der heutigen Fuststraße.[35]) Bei der Beschießung von 1793 wurde das Gebäude durch das Feuer der deutschen Belagerungsarmee zerstört. Ein reicher, heute noch teilweise erhaltener Figurenschmuck zierte das Äußere und Innere des Baues. *Er war das Werk unseres Bildhauers Joh. Seb. Pfaff, der uns hier zum erstenmal mit sicher beglaubigten Arbeiten entgegentritt.* Wenn sich hierfür auch keine archivalischen Belege beibringen lassen, so bezeichnet doch schon eine zeitgenössische literarische Quelle, eine im Jahre 1789 anonym erschienene Beschreibung einer Reise auf dem Rhein von Mainz bis Andernach, den Bildhauer Pfaff wenigstens als den Meister der sechs Figuren *auf der* Dompropstei,[36]) und für einen Teil der Figuren sowohl vom Äußern als auch vom Innern besitzen wir noch die Pfaffschen Modelle (vgl. Taf. I, 7—8).

Auf der Attika des Mittelbaues dieses Palastes standen sechs allegorische weibliche Figuren, „vom Bildhauer Paf fleißig bearbeitete Genien so die Künste vorstellen" heißt es von ihnen auf S. 42 der erwähnten „Reise auf dem Rhein". Sie folgten, soweit dieses nach dem gleichzeitigen Kupferstiche von Coentgen (s. Taf. II, 21) noch feststellbar ist, von rechts nach links in der Reihenfolge: 1) die Gartenbaukunst, 2) der Gesang (oder Musik), 3) die dritte Figur ist auf dem Coentgenschen Kupferstiche nicht zu bestimmen; auch die Originalfigur ist verloren, vielleicht haben wir in einem der auf Tafel I, 3 oder 4—6 abgebildeten Modelle diese Figur zu suchen, 4) die Baukunst (Modell und ausgeführte Figur auf Taf. I, 8 u. 13), 5) die Malerei, 6) die Bildhauerkunst (nähere Angaben s. unten bei der Beschreibung der Modelle in den Bemerkungen zu den Tafeln). Bis auf die dritte (s. o.) haben sich die Figuren erhalten.[37]) Sie hatten ein wechselvolles Schicksal. Als der französische Architekt St. Far im Jahre 1804 für Napoleon die Entwürfe zu dem großen Theaterbau auf dem damals neu geschaffenen Gutenbergsplatze entwarf, hatte er auch eine Wiederverwendung dieser Figuren von der Dompropstei beabsichtigt.[38]) Der französische Theaterbau, der 1809 begonnen wurde, kam aber nicht weit über die Anfänge hinaus. Eine zeitlang lagen die Figuren auf dem Gutenbergsplatze, dann kamen sie in das Armenhaus, heute hat sie der Mainzer Altertumsverein im Hofe des eisernen Turmes aufgestellt.

Vergleicht man nun die noch vorhandenen Pfaffschen Modelle mit den ausgeführten Figuren, so ergibt sich die eigentümliche Tatsache, daß die Modelle künstlerisch viel vollendeter sind als die Figuren selbst (vgl. Taf. I, 8 u. 13). Allerdings waren die Figuren für einen hohen Standort bestimmt und mehr auf dekorative Wirkung berechnet. Möglicherweise überließ Pfaff die Ausführung in Stein Gesellenhänden.

Auch die figürliche Ausschmückung des Innern der Dompropstei muß in Pfaffs Händen gelegen haben. Auf dem von Mangins eigener Hand gezeichneten Querschnitte durch den Mittelbau des Palastes sehen wir an den Wänden des Hauptsaals zwischen den Säulen auf hohen Sockeln vier weibliche Figuren stehen, die vielarmige, aus einem Füllhorn herauswachsende Leuchter tragen (s. Taf. II, 22).[39]) Zu dreien dieser Figuren sind ebenfalls die Modelle noch erhalten (eines davon auf Tafel I, 7). An den großen Hauptsaal der Dompropstei schlossen sich rechts und links zwei halbrunde Apsiden. Hier standen auf Sockeln, die denen der Leuchterfiguren gleichen, kleine geflügelte Amoretten, in den kleinen Putten auf Tafel III, 7—10 haben wir ähnliche Darstellungen zu erblicken.

Diese Figuren vom Innern der Dompropstei sind spurlos verloren gegangen. Möglicherweise waren sie nur aus Stuck und gingen schon bei dem Brande im Jahre 1793 (vgl. Goethe a. o.) zu Grunde.

Alle diese Arbeiten Pfaffs zeigen schon ganz die strengen klassizistischen („antikischen") Formen. Sie beweisen uns also die Vielseitigkeit des

Künſtlers, der ſein Talent mit Leichtigkeit und Sicherheit dem raſch ſich vollziehenden Stilwechſel vom Rokoko zum Klaſſizismus anzupaſſen wußte. In dieſen klaſſiziſtiſchen Kreis gehört auch noch das Modell (Taf. III, 15) *Minerva mit dem Reliefporträt des Kurfürſten Friedr. Karl v. Erthal*. Schon Schneider[40]) behauptete, daß dieſes Modell als Vorlage für ein Denkmal dienen ſollte, allerdings kann es nicht für Kurfürſt Emmerich Joſeph beſtimmt geweſen ſein. Eine ſpäterhin ausgeſprochene Vermutung Schneiders hat viel Anſprechendes; danach könnte dieſes Modell mit der Reſtauration der Mainzer Hochſchule durch Kurfürſt Friedr. Karl v. Erthal 1784 in irgendwelchem Zuſammenhang ſtehen; vielleicht war es die Vorlage für irgendein Denkmal, das dieſe größte Tat des Kurfürſten verherrlichen ſollte. Zeitlich und ſtiliſtiſch ſteht auch den Figuren der Dompropſtei nahe das mit 1786 datierte Modell einer *Minerva* (Taf. III, 4), ob und wo es ausgeführt worden iſt, bleibt bis jetzt noch unbekannt.

Noch eine letzte Arbeit, zu der Modell und Figur ſich erhalten haben, ſoll hier angeführt werden. Es iſt dies eine *Sphinx*, die in der rechten Tatze eine Schale hält. Das Modell, das unten als Schlußvignette abgebildet iſt, beſitzt Herr Bildhauer Müller in Mainz, die ausgeführte Figur iſt im Hofe des Eiſernen Turmes aufgeſtellt.[41]) Woher dieſe Sphinx ſtammte, war bis jetzt ein Rätſel, wer ihr Meiſter war, bleibt es noch. Über den urſprünglichen Standort der Figur gibt uns der Verfaſſer der „antiquariſchen Wanderungen" Auskunft.[42]) Auf Blatt 140 heißt es bei der Geſchichte und Beſchreibung des neuen Brunnens auf der großen Bleiche zu Mainz, hinter dem „neuen Brunnen" hätte nach der mittleren Bleiche zu ein kleinerer geſtanden, der zum bequemeren Waſſerholen eingerichtet geweſen wäre und daſelbſt ſeit der Errichtung des größeren Brunnens gleichfalls fortbeſtanden hätte. Bei der Erneuerung des Brunnens im Jahre 1828 wäre er weggeſchafft worden. „Eine große ſteinerne Sphinx, welche letzterem Brunnen zur Zierde gedient und oben auf dem Brunnenſteine ſich befunden hatte, wurde ſpäter im St. Rochusſpital aufgeſtellt und befindet ſich jetzt im Hofe des kurfürſtlichen Schloſſes aufbewahrt und zur Disponibilität." Daß die Figur vor einigen Jahrzehnten von dem zuletzt genannten Platze in den Eiſernen Turm geſchafft wurde, ſteht feſt. Daß unſere Figur gleichzeitig mit dem neuen Brunnen alſo etwa in den Jahren 1724—1728 entſtanden ſein ſoll, dürfte doch kaum anzunehmen ſein, ja ſelbſt für die Zeiten von Pfaffs Tätigkeit in Mainz trägt ſie zu ſehr den Charakter „napoleoniſcher" Kunſt. Allerdings hatte Pfaff zum Mainzer neuen Brunnen Beziehungen, aber ſie ſcheinen mehr ſatiriſcher als künſtleriſcher Art geweſen zu ſein (ſ. unten). Möglicherweiſe fanden ſchon während der franzöſiſchen Okkupationszeit 1797—1814 durch die Regierung einige Erneuerungen am Brunnen ſtatt, und beauftragte man den Bildhauer Joh. Georg Scholl, Pfaffs Schüler, Geſellen und Nachfolger (ſ. unten), mit der Anfertigung dieſes neuen Schmuckes für den kleineren Brunnen.

Die Zeiten der erſten franzöſiſchen Okkupation (1792—1793) mögen mit all dem Elend, das ſie über die Stadt brachten, auch Pfaffs künſtleriſcher Wirkſamkeit ein Ziel geſetzt haben. Von den neuen Herren der Stadt ſcheint er nicht entzückt geweſen zu ſein. In ſeiner Bibel leſen wir den Eintrag: „den 21. Oktober Anno 1792 ſint die frantzoſen in Meintz Eingezogen und ſint gekommen als freunt, haben freiheit und gleichheit gebretiget und haben filles unheil angericht." Noch bezeichnender iſt eine kleine Anekdote, die der Verfaſſer der „antiquariſchen Wanderungen" (Bl. 137) erzählt, ſie liefert auch einen Beweis dafür, daß noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts Pfaffs Andenken in Mainz fortlebte. Bekanntlich trug der Obelisk auf dem neuen Brunnen urſprünglich einen Kurhut als Bekrönung. Ihn wollten die Franzoſen im Jahre 1792 durch eine Freiheitsmütze erſetzen, „Der geniale Bildhauer Pfaff aus Mainz, ein munterer aufgeweckter Mann, wurde deshalb konſultiert und gab den bißig-witzigen Vorſchlag zum Beſten: man ſolle über den Kurhut eine Freiheitsmütze von Blech machen und dieſelbe rot anſtreichen laſſen — bei der etwaigen Rückkehr des Kurfürſten in ſeine alte Reſidenzſtadt Mainz könne man die Freiheitsmütze wegnehmen und man habe alsdann auch gleich wieder den Kurhut. Dieſer beißende Witz von Pfaff wurde von den Franzoſen und Klubbiſten ſehr ungnädig aufgenommen." Die Familientradition weiß ſogar zu erzählen, daß er vor den Franzoſen habe flüchten müſſen und eine zeitlang in Naſſau gelebt habe. Als Grund ſeiner Flucht gibt ſie an, er habe die Freiheitsmütze auf dem neuen Brunnen nicht grüßen wollen. Die oben erzählte

Anekdote, die Tellſage und vielleicht auch ein Stückchen Wahrheit ſind hier ineinander gefloſſen. Jedenfalls war Pfaff im Jahre 1794 wieder in Mainz. Hier ereilte den in ſeinen beſten Jahren ſtehenden Künſtler ein frühzeitiger Tod. Das Totenbuch von St. Ignaz meldet uns unterm 30. März 1794 „(Obiit) Pfaff, Sebaſtianus civis et statuarius." Er ſtarb in ſeinem 47. Lebensjahre.

Schon ſeit dem Jahre 1785 hatte Joh. Georg Scholl (ſ. o. S. 59 u. Anmerkung 15) in Pfaffs Werkſtätte gearbeitet. Am 5. Oktober 1795 heiratet er Pfaffs Witwe, ſeine ehemalige Meiſterin, und wird der Stammvater der bekannten Mainzer Bildhauerfamilie Scholl. Von Pfaffs Söhnen wurden zwei ebenfalls Bildhauer. Georg Alois Maria, † am 30. Sept. 1803 im Alter von 23 Jahren, und Joh. Thaddaeus, geb. am 25. Dez. 1781, die Familie nennt ihn Joh. *Sebaſtian,* er ſtirbt in Mainz 1843; er ſoll aber nur als Holzbildhauer tätig geweſen ſein.[43]) Seine Tochter Anna Maria heiratet 1836 den Holzbildhauer Karl Ant. Leop. Gaſtel. Im Jahre 1883 ſtarb ſie hier in Mainz als Witwe. Aus ihrem Beſitze ging im Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts die ſchon öfters erwähnte Modellſammlung durch Vermittlung des Herrn Franz Heerdt in den Beſitz des Mainzer Altertumsvereins über, in deſſen Räumen ſie heute aufgeſtellt iſt. Die Sammlung muß aber urſprünglich viel umfangreicher geweſen ſein. So manches Stück war nachweislich ſchon vor ihrer Erwerbung durch den Mainzer Altertumsverein in die Hände von Sammlern oder Liebhabern übergegangen. Eine Tochter aus der zweiten Ehe des Joh. Thaddaeus (Sebaſtian), Gertrude, heiratet 1836 den Bildhauer Müller, aus dieſer Ehe ſtammte der heute noch lebende Bildhauer Herr Georg Müller, dem wir manche wertvolle Auskunft über ſeinen Urgroßvater verdanken.

Gerne möchten wir etwas über Pfaffs *Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft des alten Mainz, ſeine Familienverhältniſſe und ſeine Beziehungen zu gleichzeitigen Künſtlern* wiſſen. Auch hier müſſen wir uns mit Wenigem begnügen. Seine guten Freunde und Bekannten hat er in guten Bürgerkreiſen. Als Paten oder Patinnen ſeiner neun Kinder begegnen uns die Frau des Hofkochs Schmahlenberger, ein Georg Schmuttermayer, Maurer, wahrſcheinlich der ſpätere Baumeiſter,[44]) eine Süßin, vielleicht die Tochter oder eine Verwandte des Landbaumeiſters Süß; dann kommt auch ein Korbmachermeiſter, ein Schreinermeiſter, die Frau eines Globularius u. a. vor. Auch die Vermögensverhältniſſe der Familie ſcheinen ganz gut geweſen zu ſein; Pfaffs Witwe hatte, als ſie Scholl heiratete, noch ein Vermögen von mehr als 3000 fl; an Verdienſt muß es alſo dem Meiſter nicht gemangelt haben. Freilich fehlt uns bis jetzt, abgeſehen von den Arbeiten für die Dompropſtei, jede Spur von Pfaffs Tätigkeit aus ſeiner Meiſterzeit. Die Modelle Taf. I Fig. 4—6, die dem klaſſiziſtiſchen Zeitgeſchmack entſprechen, ſowie die auf Taf. III Fig. 2 und 5 könnten auf vornehme Auftraggeber ſchließen laſſen.

Zeitgenöſſiſchen Malern, von denen ein Kaſpar Schneider zu ſeinen Lebzeiten ſchon hochgeſchätzt wurde, muß Pfaff irgendwie näher getreten ſein. Ob aber gemeinſchaftliche künſtleriſche Intereſſen Maler und Bildhauer zuſammengeführt, ob Pfaff nur als auftraggebender Kunde in ihr Atelier kam, wiſſen wir nicht. Im Beſitze des Herrn Müller in Mainz befindet ſich heute noch ein Porträt Pfaffs in Öl gemalt, aus dem Jahre 1782; es zeigt ihn uns in Gallatracht, auf der Rückſeite iſt es bezeichnet mit J. Andreas Wette junior pinxit Mayntz den 31. Oktober 1782. Aus dem folgenden Jahre (1783) ſtammt das Bild der damals 30jährigen Frau Pfaff, gemalt von dem ſchon erwähnten Mainzer Maler Joh. Kaſpar Schneider;[45]) dargeſtellt iſt ſie als Diana mit einem Pelze um die nackten Schultern, ein lebensfrohes Kind ihrer Zeit. In ihrem Hauskoſtüme mit dem Häubchen auf dem Kopfe hat Kaſpar Schneider in demſelben Jahre noch einmal Frau Pfaff in einer kleinen Tuſchzeichnung porträtiert; das Bild befindet ſich im Beſitze einer Urenkelin Pfaffs, es trägt die Bezeichnung „desiné par C. Schnei(der) 1783." Damals (vielleicht auch noch etwas früher) mag wohl auch das Modell einer liegenden Quellnymphe entſtanden ſein, zu dem Frau Apollonia ſelbſt ihrem Manne geſeſſen haben ſoll.[46]) Aus dem Jahre 1786 haben wir noch ein Bild des Meiſters ſelbſt in ſeiner Künſtlertracht (ſ. Textbild), gemalt von Heinrich Foelix.[47]) Auf ſeinen Beruf als Bildhauer deutet die im Hintergrund noch ſichtbare antike Büſte eines Jünglings und das Modellierholz, das er in der Rechten hält. Mit ſeinen großen ſchwarzen Augen blickt er ſcharf und klug in die Welt. Es iſt wirklich der muntere aufgeweckte Mann, der den Klubiſten den biſſig-witzigen Vorſchlag von der blechernen Freiheitsmütze für den neuen Brunnen machte. Ein etwas ſcharf ſatiriſcher Zug ſoll eine Familieneigentümlichkeit der Pfaffs geweſen ſein. Gerade

das letztere Bild, das, wie ein Vergleich mit dem oben erwähnten Porträt von Wette ergibt, unzweifelhaft unsern Meister darstellt, dürfte doch einen Rückschluß auf Pfaffs angesehene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft der damaligen Zeit gestatten. Heinrich Foelix nämlich war kurfürstlicher Porträt- und Hofmaler in Trier, dessen Sohn, Heinrich Foelix, seit 1792 Vorleser und geheimer Sekretär des letzten Kurfürsten von Köln.

Außer diesen Gemälden sind uns auch noch die Medaillonporträts von Pfaff und dessen Frau erhalten. Sie sind in starkem Relief, weißer Ton (Gips?) auf blauem Grunde, ausgeführt und zeigen das Ehepaar in der vornehmen Tracht der damaligen Zeit (vgl. Taf. III 21/22). Der Bildhauer J. P. Melchior soll sie Pfaff zu seiner silbernen (?) Hochzeit geschenkt haben. Die silberne Hochzeit kann freilich Pfaff nicht gefeiert haben, wohl aber mögen ihm diese beiden Medaillons bei irgendeiner anderen festlichen Gelegenheit geschenkt worden sein. Den Vergleich mit den bei Zais und Hirth[48]) abgebildeten gleichartigen Arbeiten Melchiors brauchen unsere beiden Porträtdarstellungen nicht zu scheuen. Auch zeigen sie ähnliche Größenverhältnisse (ca. 16 cm). Die Tradition, daß Pfaff mit Melchior nach Mainz gekommen sei, ist oben S. 59 schon erwähnt worden. Melchior läßt sich in Mainz für die Zeit von 1770 bis 1779 nachweisen,[48]) hauptsächlich arbeitete er hier als Modelleur für die Höchster Porzellanmanufaktur. — Eigentümlicherweise begegnet uns nun unter den Pfaff'schen Modellen eine kleine Gruppe von Figürchen, die ganz den Eindruck machen, als wären sie für eine Ausführung in Porzellan gedacht. Es ist ein trauerndes Mädchen, eine Mutter mit dem Kinde und eine kleine Minerva (Taf. III Fig. 11, 12 und 18, sie sind in etwas größerem Maßstabe als die anderen Figuren aufgenommen). Vielleicht gehören auch noch in diesen Kreis der flötenblasende Satyr (Taf. III Fig. 16), der Meleager (Taf. III Fig. 17) und die vier Putten-Darstellungen (Taf. III Fig. 7—10). Sollte nun unser Meister, *vielleicht* angeregt durch seinen Freund Melchior, sich auch gelegentlich einmal mit der Herstellung von Modellen für die kurfürstlich-mainzische Porzellanmanufaktur in Höchst a. M. versucht haben?[49])

Noch eine Frage drängt sich am Schlusse unserer Darlegungen auf. *Wie lassen sich die Werke des Bildhauers Pfaff in die ganze kunstgeschichtliche Entwicklung des 18. Jahrhunderts einreihen?*



Abb. 4. Joh. Seb. Pfaff nach dem Gemälde von H. Foelix.

Doch sollte diese für die richtige Würdigung unseres Meisters wichtigste Frage nicht noch zu früh gestellt sein? So viel läßt sich vielleicht mit einiger Vorsicht behaupten: Ein engerer Zusammenhang der Mainzer Plastik des 18. Jahrhunderts mit der gleichzeitigen fränkischen, wie sie uns in den alten Bischofssitzen, Klöstern und Schlössern längs den Ufern des Maines in fast zahllosen Beispielen entgegentritt, scheint zu bestehen. Schon die Beziehungen der baulustigsten der Mainzer Erzbischöfe, Johann Philipps und Lothar Franz von Schönborn, zu Würzburg und Bamberg machen diesen Zusammenhang wahrscheinlich. Gerade unter dem letzteren wurden die bei seinen zahlreichen Bauten in der Würzburger und Bamberger Gegend beschäftigten Architekten (Balthasar Neumann und Leonhard Dientzenhofer), wenn auch nicht als ausführende, so doch als beratende Künstler öfters nach Mainz berufen. Auf dem Gebiete des Kunsthandwerks finden wir Stuckateure, die in seinen Schlössern in und um Bamberg arbeiteten, späterhin in Mainz beschäftigt.

Und so mag denn auch auf dem Gebiete der Bildhauerkunst „das traditionell gewordene fränkische Talent", das in eines Riemenschneiders Schöpfungen wurzeln soll (s. oben S. 62), freilich umgemodelt durch den Geist einer anders empfindenden Zeit, noch bis weit über die Mitte

des 18. Jahrhunderts und fernhin bis hierher an die Ufer des Rheines, langſam abnehmend zwar, doch ſtets fruchtbringend nachgewirkt haben. Doch um ſichere Beziehungen nachzuweiſen, fehlt uns bis jetzt noch vor allem das Vergleichsmaterial an Abbildungen. Für die Mainzer Plaſtik liegt es bereits in einigem Umfange vor.[50]) Für die Würzburger Gegend iſt der Anfang gemacht, für Bamberg ſteht es noch aus. Erſt wenn die Einzelforſchung hier das Material geſichtet und ſo feſtere Grundlagen geſchaffen hat, läßt ſich auch unſeres Meiſters Stellung in der kunſtgeſchichtlichen Entwicklung ſeiner Zeit feſtlegen und würdigen. Mag er auch nicht zu den Sternen erſter Größe gehören, ein ehrenvoller Platz wird ihm ſicher beſchieden ſein.

Bemerkungen zu den Tafeln I—III

a) **Anordnung.** Auf den Tafeln ſind ſämtliche Pfaffſchen Modelle abgebildet, ſoweit ſie ſich jetzt im Beſitze des Mainzer Altertumsvereins befinden, abgeſehen wurde nur von der Wiedergabe einiger Modelle, die zu noch vorhandenen, ausgeführten Figuren gehören (Dompropſtei, Auguſtinerkirche zu Mainz).

Auf Tafel I ſind zum Zwecke des Vergleichs teils Modelle, teils ausgeführte Figuren wiedergegeben.

Auf Tafel II—III iſt verſucht worden, in der Anordnung der Modelle ſelbſt wenigſtens einigermaßen eine dem Zeitſtil entſprechende Reihenfolge im großen und ganzen einzuhalten, ſodaß alſo die Figuren der drei erſten Streifen auf Tafel II mehr die Zeit des Rokoko, auf Tafel III die Streifen 1—3 mehr die Zeit des Klaſſizismus oder den Übergang dazu vertreten. Rückſichten auf die möglichſte Ausnützung des zu Gebote ſtehenden Raumes, auch photographiſch-techniſche Schwierigkeiten machten hie und da eine Durchbrechung des Anordnungsprinzips zur Notwendigkeit; da eine Reproduktion in Lichtdruck ſoweit als möglich der Autotypie (Textkliſchee) vorgezogen wurde, ſind auf Tafel II u. III auch die Anſichten der Dompropſtei und die beiden Medaillonportraits Pfaffs und ſeiner Frau untergebracht worden.

Die Reduktion erfolgte bei der Mehrzahl der Modelle in gleichem Maßſtabe (etwa auf $^2/_7$ der natürlichen Größe), bei einigen (Taf. III Fig. 7—24, ausgenommen 13/14) mußte aus beſonderen Gründen hiervon abgewichen werden. Bei der kurzen Beſchreibung der Modelle ſind jedesmal die Maße angegeben, ſodaß der Reduktionsmaßſtab leicht erſichtlich wird.

b) **Die Modelle.** Die Modelle ſelbſt haben eine durchſchnittliche Höhe von ca. 26—30 cm. Sie ſind faſt alle aus einem weißen oder braunen Ton hergeſtellt und gebrannt;[51]) nur Taf. III Fig. 1 und 19 ſind an der Luft getrocknet. Taf. III Fig. 9, 10, ſind aus Gips gefertigt. Bei einigen der Modelle iſt am Sockel ein Maßſtab oder über die ganze Figur eine Quadrierung eingeritzt. Dieſe müſſen alſo wirklich ausgeführt oder wenigſtens für die Ausführung beſtimmt geweſen ſein. Eine Bezeichnung tragen die Modelle ebenſowenig wie die noch vorhandenen ausgeführten Figuren. Durchgehends zeigen die Modelle, ſelbſt da, wo ſie nur als Skizze behandelt ſind, eine ungemein flotte und ſichere Hand. Auch Einzelheiten (Geſicht und Hände oder der Gewandſtoff) ſind oft mit großer Sorgfalt durchgebildet oder zum Ausdruck gebracht. Durch einen weißen, zum teil ſchwer zu entfernenden Anſtrich, der den Modellen zu irgendeiner Zeit einmal gegeben wurde, haben dieſe Feinheiten hie und da etwas Not gelitten.

Bei der Beſchreibung der Modelle beſchränken wir uns auf das Notwendigſte und führen nur das an, was auf der Abbildung gar nicht oder nur teilweiſe ſichtbar iſt.

Tafel I

Fig. 1. Der *hl. Ignatius,* im Zirkus von den Löwen angefallen. Höhe 34 cm. Am Sockel iſt als Anhaltspunkt für die Ausführung in Stein durch einen Strich die Mittelachſe bezeichnet. Die ausgeführte Figur ſteht in der mittleren Niſche der Faſſade der St. Ignazkirche zu Mainz. Die Figur iſt aus zwei Blöcken zuſammengeſetzt (vgl. oben S. 61). Bei der ausgeführten Figur iſt der Bart länger, ſonſt herrſcht genaue Übereinſtimmung (vgl. Anm. 26).

Fig. 2. *Der hl. Sebaſtian,* an einen Baumſtamm gefeſſelt. Höhe 23 cm. Die ausgeführte Figur am rechten Seitenaltar (Epiſtelſeite) der Peterskirche in Bruchſal.

Fig. 3. *Allegoriſche weibliche Figur.* Mit der Rechten rafft ſie den Überwurf, in der Linken hält ſie eine Schale. Höhe 26,5 cm. Rückſeite unbearbeitet, alſo für eine Niſche oder einen hohen Standort (auf einer Attika) berechnet. Es könnte vielleicht das Modell für die 3. Figur der Dompropſtei (ſ. oben S. 47) ſein; allerdings zeigen die andern Statuen der Dompropſtei viel lebhaftere Bewegungsmotive. Überhaupt fällt dieſes Modell mit ſeiner ſenkrechten, faſt ſteif zu nennenden Stellung ganz aus dem Kreiſe der anderen Modelle. Sollte es eine Arbeit Scholl's ſein?

Fig. 4. *Allegoriſche weibliche Figur (Ceres).* Höhe 28 cm. Rundfigur.

Fig. 5. *Desgl. (Flora).* Höhe 27 cm. Rundfigur, am Sockel Maßſtab für die Ausführung.

Fig. 6. *Desgl. (Hygieia).* Höhe 28 cm. Rundfigur.

Die Modelle Fig. 4—6 können zu einer Gruppe gehört haben, die für die freie Aufſtellung (etwa in einem Garten) beſtimmt war.

Fig. 7. *Leuchterträgerin.* Sie hält mit dem rechten Arme ein Füllhorn, aus dem die hier fehlenden Arme des Leuchters herauswachſen. Höhe 28 cm. Rückſeite unbearbeitet. Es iſt eines der Modelle für die vier Leuchterfiguren des Hauptſaales der Dompropſtei (vgl. Taf. II, 22), und zwar für die erſte Figur von rechts (ſ. oben S. 64).

Die zwei anderen noch vorhandenen Modelle gleicher Art ſind nicht abgebildet. Für die vierte Figur iſt das Modell nicht mehr vorhanden.

Fig. 8. *Die Baukunſt,* allegoriſche weibliche Figur. Mit dem rechten Arme ſtützt ſie ſich auf ein Reißbrett, auf dem der Plan der (alten) Dompropſtei aufgeheftet iſt, mit der rechten Hand hält ſie eine Reißſchiene. Das Reißbrett ruht auf einem Kompoſitkapitäl, das auf der Seite liegt. Mit der Linken weiſt ſie auf den Plan. Anſpielung auf den Neubau des Palaſtes durch v. der Leyen (ſ. oben S. 64). Höhe 27,5 cm. An der Sockelplatte ein Maßſtab. Die ausgeführte

Figur ſtand auf der Dompropſtei. Abgebildet Tafel I, 13. Sie weicht in der Kopfhaltung und Haarbehandlung etwas vom Modell ab, auch liegt zu ihren Füßen noch ein Winkel. Auf dem Bogen, der auf dem Reißbrett aufgeheftet iſt, iſt der Grundriß der (alten) Dompropſtei angedeutet und dabei die Inſchrift ALTE DOMPROBSTEI geſetzt.

In der Modellſammlung noch vorhanden, aber hier nicht abgebildet ſind: Modelle zu Nr. 1 (Gartenbaukunſt) und Nr. 2 (Geſang). Die Behandlung der Füße ganz ſkizzenhaft.

Die *ausgeführten Figuren* ſtehen jetzt im Hofe des Eiſernen Turmes. Sie haben durchſchnittlich eine Höhe von 1,80 m. Auf der Rückſeite ſind ſie unbearbeitet. Material grau-weißlicher Sandſtein. Noch erhaltenen Farbenſpuren nach zu ſchließen, ſcheinen die Figuren urſprünglich weiß angeſtrichen geweſen zu ſein. Alle zeigen in der Kopf- und Gewandbehandlung ein enges Anlehnen an die Antike.

1. *Die Gartenbaukunſt.* In dem rechten Arm trägt die Figur ein Füllhorn, das mit Gartenfrüchten (Apfeln, Trauben, Rüben uſw.) angefüllt iſt, zugleich ſtützt ſie ſich mit dem Arme auf einen breiten Reifen, auf dem die einzelnen Figuren des Tierkreiſes dargeſtellt ſind. Zu ihren Füßen ſteht eine Gießkanne, auf der der Tierkreisreifen ruht; vor der Gießkanne liegt ein Spaten. Mit der Linken faßt ſie an den Rand des Füllhorns. Auch hier ſteht das Modell künſtleriſch höher als die ausgeführte Figur.

2. *Der Geſang.* Mit dem rechten Ellenbogen ſtützt ſie ſich auf ein viereckiges Poſtament, den rechten Unterarm hat ſie in die Höhe gehoben, in der Hand hielt ſie irgendeinen Gegenſtand. Im herabhängenden linken Arme trägt ſie eine Lyra.

3. Original verloren (*Heilkunſt?*, ſ. oben S. 64).

4. *Die Baukunſt.* S. Bem. zu Taf. I, Fig. 8.

5. *Die Malerei.* Im rechten Arm hält ſie ein Bild (Kopf), das ſie auf ein viereckiges Poſtament ſtützt; in der Linken hat ſie den Pinſel. Zu ihren Füßen liegt die Palette. Die beſte der vorhandenen Figuren.

6. *Die Bildhauerkunſt.* Im linken Arm, den ſie auf ein viereckiges Poſtament ſtützt, hält ſie eine Büſte (Zeuskopf?), in der linken Hand den Meißel (?), in der herabhängenden Rechten wahrſcheinlich den Hammer.

Fig. 9—12 (untere Reihe), ausgeführte Figuren vom Hochaltar der Auguſtinerkirche zu Mainz, lebensgroß, Fig. 9—10 in Stuck über einen aus Holz oder Holzkohle beſtehenden Kern aufgetragen.

Fig. 9. *Maria vor der Kreuzabnahme.* Das Modell zu dieſer Figur iſt noch vorhanden, hier nicht abgebildet. Höhe 25,5 cm (ſ. oben S. 60).

Fig. 10. *Die Kreuzabnahme* (ſ. oben S. 60). Nur zur Figur der Maria liegt das Modell noch vor. Wahrſcheinlich lehnte ſich der Künſtler an ältere Vorbilder (Kupferſtiche) an (vgl. Feſtſchrift für Dr. Fr. Schneider S. 193; über die Benutzung von Kupferwerken durch Bildhauer und Stuckateure ſ. „die Denkmalpflege" 1906 S. 45, 1907 Nr. 1 und Neeb, Verzeichnis d. Mzr. Kunſtdenkmäler I. S. 24, gr. Bleiche 27 und $27^1/_{10}$).

Fig. 11. *Opferung Iſaaks.* Modell zu dieſer Gruppe noch vorhanden, hier nicht abgebildet. Höhe 22 cm.

Fig 12. *Melchiſedech.* Das Modell auf Taf. II, 6 zeigt weſentliche Abweichungen von der hier abgebildeten ausgeführten Figur. Holz.

Fig. 13. *Ausgeführte Figur* von der Dompropſtei (ſ. zu Fig. 8).

Tafel II Die figürlichen Darſtellungen ſind nur Modelle. R. u. = Rückſeite unbearbeitet, die Figur war alſo für die Aufſtellung an einer Wand (in einer Niſche oder auch auf einem Altar) beſtimmt.

Fig. 1. *Hl. Antonius* mit dem Jeſuskinde auf dem Arme, das ihn zärtlich an das Kinn faßt; äußerſt naturaliſtiſcher, faſt an ein Porträt erinnernder Geſichtsausdruck. Das Rauhe des Mönchsgewandes iſt auf dem Modell (durch Anrauhen mit einem ſtumpfen Pinſel) ſehr charakteriſtiſch angedeutet. Höhe 26 cm. R. u.

Fig. 2. *Hl. Joſeph* mit dem Jeſuskinde auf dem Arme. Nach einem Gipsabguſſe. Das Originalmodell im Beſitze des Herrn Vlasdeck, Bildhauer in Mainz. Es ſoll ebenfalls aus dem Pfaffſchen Nachlaſſe ſtammen. Höhe 27 cm. R. u.

Fig. 3 und 4. *Maria* und *Johannes,* vermutlich zu einer Kreuzigungsgruppe gehörend. Höhe 26 cm. R. u.

Fig. 5. *Hl. Laurentius,* mit der Linken den Roſt haltend, den er ſinnend betrachtet. Der Stoff der Dalmatika wieder in ähnlicher Weiſe wie bei Fig. 1 angedeutet. Über dem Modell liegt eine Quadrierung, an der Sockelplatte iſt ein Maßſtab angebracht. Höhe 26 cm. R. u.

Fig. 6 und 7. *Aaron* und *Melchiſedech.* Zu Füßen des erſteren das Rauchfaß. Höhe 27 cm. R. u.

Fig. 8—10. *Drei Biſchofsgeſtalten.* Höhe 28—29 cm. R. u.

Fig. 8. *Biſchofsgeſtalt,* ſegnend, mit Quadrierung verſehen.

Fig. 9. *Hl. Nikolaus? Hl. Bonifatius?*

Fig. 10. *Ein Stifter,* auf dem linken Arm das Modell einer Kirche tragend, in der Linken hielt er einen Gegenſtand (Martyrerpalme oder Kreuz?). Bezüglich der Kopf- und Bartbehandlung vgl. die ausgeführte Figur des hl. Ignatius an der Faſſade der St. Ignazkirche zu Mainz (vgl. Anm. 26). Für ſtilkritiſche Verſuche könnten in Betracht kommen: der hl. Emmeran auf dem Portal am Emmeranskirchhof in Mainz (Kopie, die Originalfigur jetzt im Domkreuzgang), der hl. Bonifatius in der Peterskirche, hl. Nikolaus und Valentin am Eingange in der Chriſtophskirche zu Mainz, Nikolaus am Seitenaltar der St. Ignazkirche.

Fig. 11. *Wahrſager* oder *Aſtrolog.* Rundfigur (für einen Garten?). Über der Bruſt trägt er ein breites Band mit kabbaliſtiſchen Zeichen, die linke Hand hielt wahrſcheinlich einen Zauberſtab. Höhe 24,5 cm.

Fig. 12. *Maria immaculata* in der bekannten typiſchen Form, in der Rechten hielt ſie eine Lilie. Um ein noch lebhafteres Faltenſpiel in der Gewandbehandlung zu erzielen, iſt hier der Schleier an einer Stelle zu einem Zipfel zuſammengerafft und dieſer durch den Gürtel gezogen, ein Motiv, das auch bei Taf. II Fig. 3, 4, 6, 13, 19 und Taf. III Fig. 1 in ähnlicher Weiſe beim Mantel angewendet worden iſt (vgl. auch Taf. I Fig. 10 (hl. Johannes) und Fig. 12). Höhe 30 cm. R. u.

Fig. 13. *Der Winter.* Auf dem Kopfe eine Zipfelmütze, die Hände in einem Muffe, der Mantel mit Pelz verbrämt. Er ſchreitet über einen Putto, der mit der linken einen Zipfel des Mantels lüftet und in ein Kohlenbecken bläſt. Im Hintergrund ein Holzſtoß. Rundfigur. Höhe 28 cm (über die ausgeführte Figur ſ. oben S. 63. Sie zeigt einige Abweichungen vom Modell. Der Putto ſitzt bei ihr mit den Beinen nach auswärts. Der im Modell deutlich erkennbare zottige Rand des Pelzmantels iſt bei der Steinfigur entweder von vornherein nicht ausgeführt geweſen oder abgewittert).

Fig. 14. *Skizze (Perſeus?).* Männliche Geſtalt mit Helm, Schuppenpanzer, auf dem eine Ägis angedeutet iſt, der rechte Arm weit ausgeſtreckt, mit der Linken hielt er einen Gegenſtand, der noch über das rechte Bein herüberlief (Lanze??). Höhe 26,5 cm. R. u.

Fig. 15. *Hl. Johannes Nepomuk.* Typiſche Form, die in Mainz außer in den Kirchen auch als Faſſadenfigur häufiger wiederkehrt (vgl. Neeb, Verzeichnis I, Regiſter u. „Plaſtik"). Am Sockel Maßſtab. Höhe 32 cm. R. u.

Fig. 16. *Maria (?),* klagende, weibliche Geſtalt. Den Schleier hat ſie über das Haupt gezogen, die Hände faltet ſie nach rechts hin unter einem Tüchlein, ſinnend ſieht ſie abwärts; ſie ſteht auf Felſengeſtein (oder einem Scheiterhaufen?). Gehörte vielleicht zu einer Grablegung oder Anbetung? Höhe 28,5 cm. R. u.

Fig. 17. *Erzengel Michael.* Er ſchreitet über den ſich bäumenden Satan, der hier geflügelt und mit Drachenſchwanz dargeſtellt iſt; mit dem rechten Bein tritt er auf den Flügel, in der Rechten hält er das Schwert, über die Bruſt läuft ein Band, an dem ein Medaillon hängt. Höhe 25,5 cm. Rückſeite nicht ganz ausgearbeitet. Für ſtiliſtiſche Betrachtungen vgl. die Figur des Erzengels Michael an der Faſſade der Ignazkirche zu Mainz (Photographie in der Photographienſammlung der ſtädtiſchen Gemäldegallerie).

Fig. 18. *Vulkan,* von einem Mantel umflattert, der über der linken Schulter mit einer einem Tierkopfe ähnlichen Spange zuſammengehalten wird; in der linken Hand hält er einen Hammer, den er auf den Kopf eines in ein Fell (oder Pelzmantel) eingewickelten Putto legt. Dieſer bläſt mächtig ſeine Backen auf und ſcheint den Blaſebalg ſymboliſieren zu ſollen. Mit dem rechten Arm ſtützt ſich Vulkan auf den Amboß, der hinter dem Putto mit der Spitze unter dem Mantel hervorragt. Übertrieben lebhafte Bewegungsmotive. Höhe 34 cm. Rundfigur.

Fig. 19. *Skizze für eine Heiligenfigur. (Judas Thaddaeus?)* Mit dem linken Arme umfaßt er ein langes Holzſcheit (oder eine Keule?), das auf dem Boden ſteht. Mit der linken Hand hält er wider den Balken ein rundes Bild, das er mit dem unteren Rande auf die Hüfte ſtützt und in Verzückung betrachtet. Den rechten Arm legt er über die Bruſt. Stark ſkizzenhafte Behandlung; vielleicht war das Modell für eine freiſtehende Figur beſtimmt. Die Sockelplatte iſt abgerundet. Höhe 28,5 cm. Quadrierung.

Fig. 20. *Geometrie?,* allegoriſche weibliche Figur. In der Rechten hält ſie ein Inſtrument (Zirkel?), mit der Linken ſtützt ſie ſich auf eine mit geometriſchen Figuren bedeckte Tafel, die ein Putto hält. Höhe 23,5 cm. Quadrierung. Rundfigur.

Fig. 21. Außere Anſicht der Dompropſtei nach dem Kupferſtiche von Coentgen 1786 (ſ. Anmerkung 33). Bildgröße 5,8 × 11,6 cm. An der Stelle, wo im Vordergrunde die Figuren ſtehen, läuft heute die Ludwigſtraße.

Fig. 22. Querſchnitt durch den Mittelbau der Dompropſtei nach einer kolorierten Zeichnung von Mangin, datiert Maience le 1er Fev. 1790. Das Original hat die Mainzer Stadtbibliothek vor einigen Jahren erworben. Bildgröße 33,5 × 59 cm.

Tafel III Modelle. Fig. 21—22. Die Medaillonporträts Pfaffs und deſſen Frau.

Fig. 1. *Hl. Andreas.* Mit dem linken Arm ſtützt er ſich auf das hinter ihm ſtehende Kreuz, die rechte Hand iſt abgebrochen. In der Stellung und Gewandbehandlung der Figur des hl. Joſeph Taf. II Fig. 2 naheſtehend. Rundfigur. Höhe 31,5 cm. Tonmodell, an der Luft getrocknet.

Fig. 2. *Fürſtliche Geſtalt (hl. Ludwig?)* mit Krone, Plattenpanzer, darüber Hermelinkragen und Mantel. Auf den Schenkelplatten des Panzers ſind Lilien als Verzierung eingeritzt. Auf dem Boden liegt rechts von der Figur eine aufgerollte Schriftrolle (Pergamenturkunde). Sehr ſorgfältig ausgearbeitetes Modell. Höhe 30 cm. R. u.

Fig. 3. *Hl. Achatius (?),* ritterliche Geſtalt mit Helm, Lederpanzer und Mantel. Mit dem linken Arme hält er einen auf dem Boden ſtehenden Schild, in der linken Hand die Martyrerpalme; die hochgehobene Rechte hielt ein Kreuz oder eine Lanze. Höhe 29 cm. R. u.

Fig. 4. *Minerva.* Den Helmbügel bildet ein geflügelter Drache. Auf ihrer rechten Seite ſteht der Schild mit dem Meduſenhaupt. Auf der unteren Fläche der Sockelplatte mit Bleiſtift geſchrieben die Jahreszahl 1786 und zwei nicht mehr lesbare Worte. Rundfigur. Höhe 30 cm.

Fig. 5. *Ritterliche Geſtalt* mit Helm, Plattenpanzer und Mantel. Mit der Linken faßt er an das Schwert. Um den Hals trägt er eine Kette, an der ein Orden hängt, der unter dem Mantel auf der linken Seite noch ſichtbar wird (Johanniter), zu ſeinen Füßen liegt rechts ein Schild mit drei $\binom{2}{1}$ Kronen. Quadrierung. Höhe 31,5 cm. R. u.

Fig. 6. *St. Georg.* Die Quadrierung iſt mit Bleiſtift aufgezeichnet. Höhe 26 cm. R. u.

Fig. 7. *Putto,* der einen mächtigen Karpfen über die Schulter trägt. Rundfigur. Höhe 15,5 cm. Reduktion ca. $^1/_3$ (über die Kindergeſtalten Joh. Pet. Wagners und ihre Vorbilder ſ. Lempertz, Wagner S. 11 f.).

Fig. 8. *Putto.* Im linken Arme hält er einen Vogel, den er mit der rechten Hand um den Hals faßt; über die linke Schulter hängt an einem Riemen ein Täſchchen. Rundfigur. Höhe 19,5 cm. Reduktion ca. $^1/_3$.

Fig. 9. *Putten,* ſich küſſend (für freiſtehende Figur oder Porzellan?). Gips, Höhe 25 cm. Reduktion ca. $^1/_3$.

Fig. 10. *Putto* mit Affe (Schimpanſe), dem er über die Schulter weg auf den linken Hinterſchenkel tritt. Mit der linken Hand hält er den linken Vorderarm des Affen, der nach ihm in die Höhe greift, mit der Rechten faßt er an den Kopf des Affen. Gipsabguß. Höhe 18 cm. Reduktion ca. $^1/_3$. Modell für Porzellanfigur?

Fig. 11. *Kauerndes Mädchen.* Mit dem rechten Arm ſtützt es ſich auf ein mit Blumen gefülltes Körbchen. Es blickt geſpannt nach oben und hält den linken Arm abwehrend (oder die Augen gegen die Sonne ſchützend) nach oben. Vielleicht das Modell für Porzellanfigur (ſ. oben S. 50). Der untere Teil der Rückſeite iſt unbearbeitet. Höhe 15 cm. Reduktion ca. $^2/_3$.

Fig. 12. *Mutter mit Kind,* auf Felſen ſitzend. Das Kind greift ihr mit der rechten Hand nach dem Schleier. Die Mutter hält ihm mit der rechten Hand ein Spielzeug hin (Madonna?). Modell hohl. Vielleicht für eine Porzellanfigur. Höhe 17 cm. Reduktion ca. $^2/_3$.

Fig. 13. *Hl. Katharina.* Mit der linken Hand rafft ſie ein Stück ihres Schleiers (ähnliches Motiv bei Taf. I Fig. 4, Taf. III Fig. 3 und 4) und hält zugleich das Bruchſtück des Rades, von dem unten noch ein Speichenreſt ſichtbar iſt. Die Rechte hielt wohl die Palme. Der Kopf ſchon ganz klaſſiziſtiſch. Auf der Rückſeite in der Höhlung die Jahreszahl 1779 (ſ. oben S. 63). Höhe 25,5 cm. R. u.

Fig. 14. *Geflügelte Geſtalt,* allegoriſche Figur. Der Helm hat einen hohen Bügel, der einen jetʒt abgebrochenen Federbuſch trug (vgl. Fig. 3 oder 6). Über die Bruſt ein eng anliegendes, zugeſchnürtes Lederkoller, das von zwei Trägern gehalten wird. Unter den Brüſten ein breiter Gürtel, ſein Schloß bildet ein Widderkopf, der im Maule einen Ring trägt, durch den der Schwertriemen gezogen iſt, dieſer läuft über den Leib herunter und verſchwindet unter dem bis auf die Hüften herabgeſunkenen Mantel. Mit der Rechten ſtütʒt ſie ſich auf den Schild. Um den linken Oberarm trägt ſie einen mit Stoff unterlegten, ſpangenartigen Reif, deſſen Schließe ein Löwenkopf bildet. Höhe 28 cm. R. u.

Fig. 15. *Minerva mit dem Medaillonporträt des Kurfürſten Fr. Karl v. Erthal.* Sie ſteht neben einer kanellierten Säule, auf die ſie das Porträt ſtütʒt, das ſie mit der linken Hand hält. Die Verhüllung des Bildes iſt eben herabgeſunken. Von links kommt ein kleiner Putto, der neugierig zu der mit der Rechten auf das Bild hinweiſenden Göttin aufſchaut. Zu ihren Füßen liegt ein Füllhorn. Höhe 32 cm. R. u. (ſ. oben S. 65). Zur Beſtimmung des Porträts vgl. die Originale der Medaillen bei Bockenheimer, Reſtauration der Mainzer Hochſchule, und das von Cöntgen entworfene Titelblatt zu Hartleben, Anzeigen der juriſtiſchen Literatur I, Mainz 1785.

Fig. 16. *Satyr,* die Flöte blaſend. Im Haare ein Epheukranz, zu ſeinen Füßen liegt der Thyrſosſtab, über dem Baumſtumpf ein Pantherfell. Rundfigur. Höhe 25,5 cm. Reduktion $^1/_3$.

Fig. 17. *Meleager* mit dem Eberkopf, den er auf einen Baumſtumpf ſtütʒt, an dem der Köcher mit Pfeilen hängt. Rechts ſein ſchnuppernder Hund. Rundfigur. Höhe 23 cm, Reduktion $^1/_3$. Auf der Unterſeite der Sockelplatte ſteht „Wagner", ſcheint aber eine Aufſchrift aus dem 19. Jahrhundert zu ſein.

Fig. 18. *Minerva.* Mit der linken Hand hält ſie einen auf dem Boden ſtehenden Schild, auf dem das Meduſenhaupt noch ſichtbar iſt. Von rechts her ſchmiegt ſich neugierig zu ihr aufſchauend, ein Putto an ihre Beine. Sie zeigt ihn anſehend, mit der Rechten warnend auf den Schild, den ſie zugleich durch das aufgehobene Gewand zu verdecken ſucht. Modell für eine Porzellangruppe? Höhe 19 cm.

Fig. 19. *Weibliche Figur* von überſchlanken Körperverhältniſſen. Das Tonmodell iſt nicht gebrannt, ſondern an der Luft getrocknet. Höhe 37 cm. Stark reduziert. Vielleicht eine Arbeit Scholls.

Fig. 20. *Der hl. Joſeph mit dem Jeſuskinde,* auf Wolken knieend. Starkes Hochrelief (vgl. den Kopf mit dem des hl. Joſeph auf Tafel II Fig. 2). Vielleicht als Füllung für den Schild an dem oberen Teile eines Altaraufſatʒes gedacht. Ton auf ovale Gipsplatte aufgeſetʒt. Höhe 30 cm. Stark reduziert. Über die ausgeführte Figur ſ. o. S. 61.

Fig. 21—22. *Medaillonporträt Pfaffs und ſeiner Frau* (ſ. oben S. 67). Höhe 16 cm.

Fig. 23. *Mariä Himmelfahrt.* Hoch-Relief. Auf Wolken knieend wird Maria von Engeln aufwärts getragen. Den linken Fuß ſetʒt ſie auf die Mondſichel. Ton auf ovaler Gipsplatte aufgeſetʒt. Höhe 38,5 cm. Stark reduziert.

Fig. 24. *Der Friede?,* allegoriſche weibliche Figur. Mit der Linken umfaßt ſie einen Palmbaum, in der Rechten hält ſie eine Taube. Höhe 40 cm. Stark reduziert. Vielleicht eine Arbeit Scholls.

Anmerkungen

1. Vgl. Neeb, Verzeichnis der Kunſtdenkmäler der Stadt Mainz, I. (Privatbeſitʒ), Ztſchr. d. Vereins zur Erforſchg. rhein. Geſch. u. Alt. B. IV S. 454 f. [auch ſeparat und als Beilage des Programms des Realgymn. und der Oberrealſch. zu Mainz 1905 S. 6 f.) und Regiſter unter „Plaſtik"; ferner „Denkmalpflege" 1905 Nr. 10, S. 78—79.

2. Vgl. Mzr. Tagbl. 18./2. 1906. Herrn Verwalter Lang gebührt das Verdienſt, ihn als Meiſter des Reliefs über der Toreinfahrt des Mainzer Gefängniſſes (1743) nachgewieſen zu haben; ferner vgl. über Zammelß (Sammels, Lametʒ) Zais, Ztſchr. d. Vereins B. III, 386 (im Geſuch heißt es noch, daß er vor allbereits 5 Jahre faſt, alſo 1715 in Pommersfelden tätig war); Brühl, Mainz S. 236 (Grabmal v. Gymmich im Dome zu Mainz); Roth, Geſch. der Herren u. Grafen v. Eltʒ II. 333 (Grabmal d. Erzb. Phil. Karl v. Eltʒ im Dome zu Mainz); Mainzer Stadtaufnahme von 1747 (Mainz, Stadtbibliothek) Nr. 1175. Die beiden letʒteren Hinweiſe verdanke ich der liebenswürdigen Unterſtütʒung des Herrn Bibliothekar Dr. Heidenheimer, Mainz. — Über einen Bildhauer J. J. Juncker ſ. Neeb, Baugeſch. d. Ignazkirche (in der Feſtſchrift der St. Ignazkirche in Mainz, 1907, Druck von Böttiche Nachfolger) S. 42 f. und S. 51. Laut Fabrikrechnung der St. Ignazkirche 1780 p. 76 und Urkunden dazu Nr. 35 werden ihm am 10. Aug. 1780 für die zwei akkordierten Bilder auf den zwei Nebenaltaren von Gips, St. Barbara und St. Eliſabeth, 11 Gulden ausbezahlt (gemeint ſind die zwei Medaillons im oberen Abſchluß der Altäre); laut Fabrikrechnung 1781 p. 73 (Urkunden Nr. 48) erhält Juncker für zwei Kruzifixe auf die Nebenaltare je 3 fl. (die Fabrikrechnungen befinden ſich im Pfarrarchiv von St. Ignaz zu Mainz; vgl. auch unten Anm. 25). Über einen Bildhauer Nikolaus Bindriem († 14. Auguſt 1776 in St. Ignaz) vgl. Schrohe, die Sebaſtianuskirche in Mainz, Mainz 1903, S. 16 (Sep.-Abdr. aus dem Mainzer Journal). Über Kaſpar Hirnle vgl. Forſchner, Geſch. der St. Quintinskirche S. 73 f., Fr. Schneider, Portal am Quintinskirchhof, Mainzer Journal 1898 Nr. 252 (Sep.-Abdr. S. 8 f.) und Kirchenprotokoll von St. Ignaz (im Pfarrarchiv) 13. 6. 1711, 26. 5. 1712, 7. 11. 1714, 9. 5. 1726. Über den Hofbildhauer Peter Henke ſ. Zais, Ztſchr. des Vereins, III S., 389; Henke ſtirbt 7. 12. 1777, im Sterberegiſter von St. Ignaz (jetʒt Mainzer Standesamt) lautet der Eintrag: „statuarius aulicus ex domo castigationis". Henke ſoll auch nach Brühl, Mainz S. 200 die Skulpturarbeiten in der Peterskirche angefertigt haben.

Die von Zais benütʒten Akten befinden ſich jetʒt z. T. im Geh. Staatsarchiv, Berlin (für Henke kommt in Betracht Rep. 110 B. XXV Fasc. 6, Auguſt 1769), z. T. im Geh. Haus- und Staatsarchiv zu Darmſtadt. Sie ſind leider noch nicht vollſtändig ausgenütʒt, *beſonders die Berliner Akten enthalten u. a. höchſt wertvolle Inventarien über die bei dem kurfürſtlichen Hofkammerzahlamte vorfindlichen Pretioſen (1780). — Rechnungen und Quittungen über Ankäufe von ſolchen ca. 1786—1788. — Inventarien der 1792 geflüchteten Hofmöbel und Effekten und deren Zurücklieferung 1793—1794 (intereſſant, weil ſie eine Vorſtellung von der Möblierung der Räume im kurfürſtlichen Schloſſe geben, beſonders auch manche Notiz über die ehemals in kurfürſtlichem Beſitʒe befindlichen Gemälde enthalten). — Verzeichniſſe von entbehrlichen, altabgängigen,*

zum allenfalsigen feilen Verkauf vorrätigen Hofmeubeln (1780); indianische Tapeten, Portieren etc., darunter auch eine Rubrik „an Mahlereien“. Es sind dieses „Blaffons“, Supreportes u. a. aus dem 2. und 3. Stock (Gardesaal, Antichambre, Audienzzimmer) des alten Flügels, die wohl bei den Veränderungen unter Ostein und Erthal entfernt wurden (Geh. Staatsarch. Berlin. R. 110 B. XXXVII b). — Taxationen von Pretiosen 1777, (darunter der Confraternitatscoulang, der Krone und des Kreuzes, 6339 fl.). — Inventarium über das bei Hofe vorrätige Silber (1775). Auch Aktenfaszikel, die für die Mainzer Musikgeschichte nicht unwichtig sind, befinden sich dabei.

3. Vgl. Schneider, Portal am Quintinskirchhof S. 10 und Weizsäcker, Von alter und neuer Barockkunst am Mittelrhein, Frankfurter Ztg. 1903 Nr. 128 (9. April).
4. Wir würden dieses Schriftchen, dessen Wert einzig und allein vielleicht darin bestehen könnte, daß es zum erstenmal die an Mainzer Häusern angebrachten Heiligenbilder aufzählt, gerne mit Stillschweigen übergangen haben, hätte nicht eine ernst zu nehmende Forschung seine mit verblüffender Sicherheit aufgestellten Behauptungen ohne weiteres acceptiert. Vgl. Falk, Marianum Moguntinum Mainz 1906, S. 203 f.
5. Diesen Hinweis verdanke ich gütiger Mitteilung der Kgl. Hofbibliothek zu Bamberg; ebenso auch ausführlichere Mitteilungen über den Bamberger Bildhauer Georg Reuß (s. unten Anmerkg. 14). Ich versäume nicht ihr an dieser Stelle nochmals herzlichst zu danken.
6. Pfaff stammt aus Obertheres. — Der Name Pfaff soll in Kronach öfters vorkommen. Eine andere alte Mainzer Familie hatte auch Beziehungen zu Pfaff aus Kronach, ob diese Pfaffs in Kronach mit denen in Obertheres in verwandtschaftlicher Verbindung standen, wissen wir nicht.
7. Über das Haus „zum Stein“ vgl. Neeb, Verzeichnis I S. 122 f. (Weintorstraße 1 und $1^{1}/_{10}$).
8. Nach mündlichen Mitteilungen älterer Mainzer. Vgl. auch Schaab, Gesch. der Stadt Mainz I, S. 573.
9. Die ausführlichen Auszüge aus den Pfarrbüchern verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Pfarrer Halbig in Obertheres. Für seine wichtigen Mitteilungen sei ihm an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.
10. Vgl. Lempertz, Joh. Peter Alex. Wagner, ein Beitrag zur Gesch. der deutschen Plastik, Köln 1904 S. 4 f. Auf diese Arbeit, die u. a. auch für die interessanten Beziehungen des Kunstlebens am oberen Main zu Wien (vgl. auch die Dientzenhofer) wichtige Winke gibt, hat mich Herr Prälat Dr. Fr. Schneider hingewiesen.
11. Über ihn s. Lempertz S. 4 und S. 113 Anm. 11. Er heiratete 1774 eine Marg. Clausner. Ein Steinmetzmeister Kilian Clausner kommt in Mainz vor. Vgl. Forschner, Quintinskirche S. 74 (1755) und Neeb, Baugesch. der St. Ignaz-Kirche S. 38 f. Der Vorname Kilian weist auf Würzburger Gebiet hin (ob er von dort eingewandert?). Ein Kilian Clausner wird Mainzer Bürger im Jahre 1749 und wird in demselben Jahre in St. Ignaz mit Eulalia Katharina Dillmännin, relicta vidua Henrici Dillmann, lapicida. p. m. getraut. Leider fehlen gerade für das Jahr 1749 die Vizedomamtsprotokolle, die uns über die Herkunft Clausners hätten Auskunft geben können.
12. Über das Kloster in Obertheres s. auch Lempertz S. 4.
13. Vgl. Wille, Bruchsal, Heidelberg 1900 S. 65 (vgl. auch unten Anmerkg. 32).
14. Vgl. Jäck, zweites Pantheon S. 103. Hiernach war Georg Anton Reuß geboren im Würzburgischen und lebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Bamberg. Er verfertigte die Figuren um die Kanzel der Michelsberger Kirche in Bamberg, auf der Altenburg bei Bamberg das Kreuz mit Maria und Johannes u. a. Weitere Angaben über Reuß bei Leist, die Meister der Kanzel und der Chorstühle in der Kirche auf dem Michaelsberg zu Bamberg S. 4, Laemer, die ehemalige Benediktinerabtei Michelsberg zu Bamberg S. 362 f. Diese Angaben verdanke ich freundlicher Mitteilung der Kgl. Bibliothek zu Bamberg. — Der Kopf des Christus von der Kreuzigungsgruppe, die allerdings nicht auf, sondern nahe bei der Altenburg steht, ist nach dem mit Reuß bezeichneten Modelle aus dem Pfaffschen Nachlasse angefertigt. Der Kopf der Magdalena aus dieser Kreuzigungsgruppe zeigt verwandte Züge mit dem anderen oben im Texte erwähnten Modelle Reuß'.
15. Mainzer Archiv, Vizedominatsakten 1794. Am 17. September 1794 liegt das Gesuch des Bildhauergesellen Joh. Georg Scholl um Aufnahme in die Mainzer Bürgerschaft und Häckerzunft dem Vizedomamt vor. Er gibt an, 200 Reichsthaler Vermögen zu besitzen, die Witwe Pfaff, die ihn zu ehelichen genommen, besitze über 3000 fl. — Scholls Taufschein liegt den Akten bei. Sein Vater war Valentin Scholl civis et statuarius hujatis (d. h. in Bamberg).
16. Über Melchior s. Hirth, Deutsch Tanagra I, S. XXXVIII ff. und Anmerkg. 48.
17. Es ist eine Ausgabe der Dietenbergerschen Bibelübersetzung, Köln 1600, bei Quentel Erben, mit Holzschnitten von Virgil Solis. Unter dem Druckprivileg steht noch die Angabe: *„M: Georgius Göpfert me possidet“*, etwas tiefer von anderer Hand dann: *Sebastian Barnabo Pfaff in Obertheres“*. Vor Ev. Matth. Kap. I steht derselbe Eintrag. Hier nennt sich Göpfert nach pro-t. parochus in Oberschönfeld. Göpfert war also ursprünglich Besitzer der Bibel. Vor dem Titel zum neuen Testament steht: „Anno 1707 Ist diese | Bibel von mir Joann Georg | Anding Buchbinder zu | Hassfurth Wiederum frisch | eingebunden worden und | vor die herrn pfaffen theils | Bilthauern und teils schreiner | von Ober Theres unkosten“, darunter eine feine Skizze (Stiftzeichnung) für einen Altaraufsatz oder eine Nischenfigur. Auf einem Sockel mit Rokokoornament ruht die Weltkugel, um die sich die Schlange ringelt. Auf ihr steht Maria, in der rechten Hand die Lilie, die linke legt sie auf die Brust, um das Haupt den Sternenkranz; lebhaft flatterndes Gewand, um das ganze eine reiche Rokokoumrahmung; es ist der bekannte Typus der Immakulata-Darstellung (vgl. das Modell Tafel II Fig. 12). Haben wir hier eine Handzeichnung Pfaffs oder eine solche seines Bruders?
18. Vgl. Neeb, Zur Geschichte der Augustinerkirche in Mainz, Festschrift für Dr. Fr. Schneider 1906 S. 189 ff. Abbildung eines Teiles der Fassade in Neeb, Bilder aus dem alten Mainz, 2. Auflage, Tafel XX—XXI.
19. Vgl. Festschrift für Dr. Fr. Schneider S. 190.
20. l. c. S. 193.
21. Zur Figur eines Melchisedech liegt auch ein Modell vor (Tafel II, 6), die ausgeführte Figur am Hochaltar der Augustinerkirche entspricht ihm aber nicht genau.

22. Vgl. auch Festschrift für Dr. Fr. Schneider S. 192 f. — Inwieweit diese Modelle (Maria, Opferung Isaaks) mit den anderen (z. B. Tafel II, 3. 4) in Bezug auf die Technik Verwandtschaft oder Gleichheit zeigen, müßte von einem erfahrenen Bildhauer zunächst einmal festgestellt werden. Über eine Familientradition bezüglich der Kreuzabnahme in der Augustinerkirche s. Festschrift für Dr. Fr. Schneider S. 193.

23. Schneider, Portal am Quintinskirchhof, Mainzer Journal 1898 Nr. 152 (S. 10 des Separatabdruckes) schreibt diese Arbeiten sowie auch die am Seminarportal unserem Pfaff zu. Das Seminarportal muß „kurze Jahre" vor 1768 errichtet gewesen sein (vgl. Mainzer Archiv unter „Augustiner"); möglicherweise kann der figürliche Schmuck später (etwa gleichzeitig mit dem des Hauptportals an der Kirche) aufgesetzt worden sein.

24. Der Entwurf befindet sich im Besitze der Frau Franz Heerdt Wwe. (Heerdtsche Sammlung). Eine Photographie davon in der Photographien-Sammlung der Mainzer Gemäldegalerie.

25. Über die Stiftung und Errichtung des Altares geben die Urkunden des Pfarrarchives von St. Quintin keine Auskunft. Über die Schicksale des Altars s. Forschner, Quintinskirche S. 32 f., 39, 54.

26. Vgl. Neeb, Baugeschichte der Ignazkirche S. 43, woselbst auch eine Abbildung der Figur des hl. Ignatius. Statt *Anton Hoff* ist auf der Widmungsinschrift der Figur wohl *Anton Gött* zu lesen. Vgl. Sterberegister von St. Ignaz (jetzt auf dem Mainzer Standesamt) unter dem 30. August 1772, wo ein Anton Gött genannt ist. Die archivalischen Belege für das a. a. O. über das Ignatiusbild Mitgeteilte sind: Pfarrarchiv St. Ignaz., Urk. zur Baurechnung der Ignazkirche 1771/73 Nr. 16 ff. (Quittung des Fuhrmanns Klappenberger). — Das Material der Figur ist vielleicht ein Stein, der in der Nähe von Wiesentheid gebrochen wurde; die Blöcke für vier weitere Figuren, die in den Fassadennischen aufgestellt werden sollten, aber nicht zur Ausführung kamen (s. unten), hatte die Kirche von dort bezogen. Über die Herkunft der vier Figuren, die heute an den seitlichen Nischen der Fassade der St. Ignazkirche stehen, s. Neeb a. a. O. Die Belege dazu sind: Pfarrarchiv St. Ignaz, Rechnung über Melbersche Erbschaft 1790/91 p. 14/15 und Urkunden dazu Nr. 9/10 und Urkunden zur Rechnung über Melbersche Erbschaft 1791/92 Nr. 1. Auch diese vier Figuren: gute Hirte, Maria Immaculata (diese wurden laut Chronostichon am Sockel 1752 angefertigt) Johannes der Täufer und Erzengel Michael hat man Pfaff zugeschrieben (vgl. Weizsäcker, Frankfurter Zeitung 1903 Nr. 128). Der Kirchenvorstand von St. Ignaz hatte allerdings schon im Jahre 1772 das Material für vier Statuen in den Nischen der Fassade angeschafft. Es wurde geliefert von Valentin Dürner, Steinhauermeister von Wisentheyd („Abschwientter? Steine"). Die Blöcke, die 389 fl 24 kr. gekostet hatten (vgl. Urk. zu Baurechnung von St. Ignaz 1771/73 Nr. 86 ff.), lagen aber noch im Jahre 1786 unbearbeitet auf dem Kirchhofe (vgl. Kirchenprotokoll von St. Ignaz 19. XI. 1786 §. 462). Was aus den Steinen geworden ist, wissen wir nicht. Photographie des guten Hirten, Erzengels Michael und der Maria Immaculata in der Photographiensammlung der Mainzer Gemälde-Galerie; Maria Immaculata auch in Lichtdruck als Mono Nr. 5141, München 1907 (Andelfinger). Abbildung der Fassade der Ignazkirche (unterer Teil) bei Neeb, Bilder aus dem alten Mainz, 2. Auflage Tafel XXIX.

27. Freilich scheint man in den Kreisen der Arbeitgeber auch bisweilen freiere Ansichten gehegt zu haben. Der Prior des Augustinerklosters zu Mainz behauptet z. B. von den Stuckateuren, sie seien *nicht zünftig*, sondern *Freikünstler*, denen in aller Welt zu arbeiten unverwehrt sei. Vgl. Festschrift für Schneider S. 190 unten. Über das Verhalten der Mainzer Handwerker auswärtigen Meistern gegenüber vgl. Schneider, Eine Künstlerkolonie des 18. Jahrhunderts in der Karthause zu Mainz, Mainz 1902 S. 9 f., Neeb, Baugeschichte der Ignazkirche S. 39 f.

28. Vgl. Bockenheimer, die Mainzer Zünfte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Beiträgen zur Geschichte der Stadt Mainz, V. S. 47 f.

29. Pfaffs Gesuch selbst ist leider bis jetzt noch nicht aufgefunden. Es würde uns sicher manche Vermutung über Pfaffs frühere Schicksale erspart haben. Uns liegen nur vor die Vizedomamtsprotokolle und der Bericht des Vizedomamts an die Regierung (Mainzer Archiv, Vizedomamtsprotokolle 1777, p. 124. 151. 165 und Vizedomamts-Akten, Bürgerliches, Fasc. 1777). Den Hinweis auf diese Aktenstücke verdanke ich Herrn Bibliothekar Dr. Heidenheimer.

30. Einer davon war Nik. Bindriem (vgl. Anmerkg. 2).

31. In seinem Sterbeeintrag 21. I. 1782 (Totenbuch der Hofpfarrei Bruchsal 1759—84) heißt er „perhonestus D. Petrus Nagel chirurgus castrensis (der Dragoner und Grenadierkompagnie)". Beigesetzt wurde er auf dem St. Peterskirchhofe zu Bruchsal. Dort ruht auch Pfaffs Schwiegermutter, eine geborene Catharina Siegel, gest. 15. 4. 1786 (freundliche Mitteilung des Herrn Dr. Fr. Hirsch, Großh. Bezirksbauinspektor, Bruchsal). — Apollonia Nagel war geboren 1753 zu Bruchsal.

32. Wille, Bruchsal, Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert, 2. Auflage Heidelberg 1900 S. 65. Diese kultur- und kunstgeschichtlich gleich wertvolle Arbeit stützt sich auf eingehende Verarbeitung des archivalischen Materials über die Baugeschichte des Bruchsaler Schlosses.

33. Hirsch, Das Bruchsaler Schloß im 19. Jahrhundert, Heidelberg 1906, S. 79 f. Nach Hirsch stammen die Figuren in der Mittelallee, zu denen auch die vier Jahreszeiten gehören, aus der Zeit des Fürstbischofs Kardinal Franz Christoph v. Hutten, † 1770. Die Photographie der Originalfigur des Winters, nach der das Textbild hergestellt ist, verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Großh. Forst- und Domänendirektion zu Karlsruhe.

34. Es handelt sich um Familientraditionen; der Name Nagel ist in Bruchsal noch öfters vertreten. Auch muß Pfaff noch später Beziehungen zu Bruchsal gehabt haben. Am 27. Oktober 1781 wird ein Johann Siegel (vgl. Anmerkg. 31), civis et mercator Bruchsalensis, als Taufpate seines Sohnes Joh. Thaddaeus genannt (Taufregister von St. Ignaz d. dat.). — Ferner wäre zu ermitteln: Entstehungszeit und Stifter des Sebastianusaltars in der Peterskirche; wieweit und bis zu welcher Zeit die Bauakten über das Bruchsaler Schloß vorliegen und ausgenutzt sind, entzieht sich unserer Kenntnis.

35. Die Lage der Dompropstei läßt sich aus noch vorhandenen Plänen St. Fars für die Anlage der Ludwigstraße und des Gutenbergsplatzes (Mainzer Stadtbibliothek und städtisches Hochbauamt) ziemlich genau bestimmen. Die Flügel des Baues hatten auf der Innenseite eine Länge von 32 m, die Länge des Mittelbaues betrug zwischen den Flügeln gemessen 24 m. Mehr oder minder ausführliche Beschreibungen der Dompropstei finden sich in folgenden Werken: Reise auf dem Rhein von Mainz bis Andernach 1789 (Koblenz, Himmesische Buchhandlung) S. 40 ff.; Goethe, Belagerung von Mainz, Werke B. 25 S. 263 (Hempel), Goethe nennt irrtümlich unseren Bau die Domdechanei, meint aber die Dompropstei; Vogt, malerische Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf, Frankfurt a. M. 1806 S. 12; Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, 190 f. — Über alte Ansichten des Palastes s. Schneider, Darstellungen der Stadt Mainz, Ausstellung 1879. Von den dort aufgeführten Darstellungen sind jetzt Nr. 285 sowie auch Nr. 304 (wichtig für die Lage, Größe und den Grundriß) in Besitz der Mainzer Stadtbibliothek übergegangen. Nr. 285 gibt leider für die Bestimmung der Figuren auf der Attika keine Anhaltspunkte, die Figuren sind hier zwar sehr groß gezeichnet, aber Phantasiegebilde. Ferner besitzt die Mainzer Stadtbibliothek noch einen Querschnitt durch den Mittelbau von Mangins eigener Hand (Tafel II, 22).

36. Auch Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, S. 190. u. 192, nennt Pfaff als ihren Verfertiger.

37. Zu Nr. 1, 2 und 4 der Figuren von der Attika liegen auch noch die Modelle vor.

38. Vgl. Schaab, II, S. 192 und die Zeichnung von St. Far, die rechts von der Eingangstüre zu der Mainzer Stadtbibliothek hängt.

39. „Zwischen jedem Paar Säulen steht entweder ein vier Schuh hoch vergoldeter Genius, der einen zu Armleuchter bestimmten Gueridon trägt", Reise auf dem Rhein S. 43. — Auf Tafel I, 7 ist nur das Modell zu der ersten Figur von rechts wiedergegeben.

40. Schneider, Darstellungen der Stadt Mainz Nr. 539. Der auf dem Medaillon dargestellte Kurfürst ist v. Erthal, nicht Emmerich Joseph (s. oben zu Tafel III, 15). Frau Gastel war die Enkelin Pfaffs, Tochter Joh. Seb. Pfaffs des jüngeren (s. Text S. 66).

41. Das Modell ist gebrannter Ton. Höhe 14,5 cm, auf der Vorderseite der Sockelplatte ist ein Maßstab für die Übertragung angebracht. Die ausgeführte Figur mißt 0,68 m in der Höhe, Länge der Sockelplatte 1,37 m. Herr Müller besitzt noch ein zweites Modell einer Sphinx, die auf einem hohen Sockel ruht. Die Figur ist aus Lindenholz (Höhe 12 cm), der Sockel (Höhe 11 cm) besteht aus Tannenholz. Vielleicht wurden beide Modelle gleichzeitig angefertigt und vorgelegt, das hier abgebildete wäre dann zur Ausführung gewählt worden.

42. Über die antiquarischen Wanderungen, die in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden sein müssen, s. Neeb, Verzeichnis I, S. 5 Anmerkg. Ihr Verfasser ist der Rat am Bezirksgericht zu Mainz Fr. Dael. Über die Geschichte des neuen Brunnens vgl. Brühl, Mainz S. 202 f., Schaab II, S. 279 ff.

43. Vgl. Neeb, Verzeichnis I, S. 109 (Schillerstraße 40).

44. Vgl. Neeb, Verzeichnis I, S. 101 f. (Rheinstraße 91).

45. Mainzer Gem.-Gal., Katal. Nr. 310. S. u. Anmerkg. 47.

46. Im Besitze des Urenkels, des Bildhauers Müller in Mainz. Das Profil zeigt auch viel Ähnlichkeit mit dem des Medaillonportraits (Tafel III Fig. 22).

47. Mainzer Gem.-Gal. Katal. Nr. 309. Die beiden Bilder Nr. 309 und 310 stammen aus altmainzer Privatbesitz (Vermächtnis Goedecker). Über H. Foelix vgl. J. Neeb, hinterlassene Schriften, Mainz 1846 S. 342 Anmerkg., über Kaspar Schneider vgl. Darstellung der Stadt Mainz, Ausstellungskatalog 1879 S. 120 f. Im Jahre 1786 arbeitet auch der kurtrierische Hofmaler Jan. Zick in der Ignazkirche. 1787 malte derselbe das Deckengemälde im Akademiesaal des kurfürstlichen Schlosses. Ob Foelix mit ihm nach Mainz gekommen?

48. Vgl. Hirth, Deutsch Tanagra I, S. XXXIX, mit Benutzung von Zais, kurmainzische Porzellan-Manufaktur zu Höchst, Mainz 1887.

49. Die Modelle: Putto mit Affe, und die beiden sich küssenden Putten Tafel III Fig. 9 und 10 bestehen aus Gips. Möglicherweise sind sie Abgüsse nach den in die Fabrik abgelieferten (oder auch fremden) Originalen.

50. Vgl. Neeb, Verzeichnis I, S. 7 des Vorwortes.

51. Über die Verwendung des Tons vgl. Lempertz, P. Wagner S. 36.

52. Vgl. Klepper, St. Peterskirche in Mainz, Mz., 1874. S. 45.



Abb. 5. Sphinx im Eisernen Turm zu Mainz

IX.

Albrecht Dürers Tafelgemälde „Barmherzigkeit“ 1523
ehemals im Dom zu Mainz

von D. Friedrich Schneider (dazu Tafel IV)

IM Dom zu Mainz hinter des Domſtifts hoher Kanzel, alſo nach der Südſeite hin, an einem Pfeiler hing zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine gemalte Tafel mit Chriſti Bildnis, das als ein Ecce Homo bezeichnet ward und angeblich von Albrecht Dürers Hand gemalt ſein ſollte. Wiewohl die Urheberſchaft Dürers keineswegs unbekannt war, konnte dementgegen einem der Mainzer Domherren unverhüllt ausgeſprochen werden, daß darum nicht „ſehr Nachfrage“ daſelbſt ſei, mit anderen Worten, das Bild werde nicht genügend gewürdigt. Das Bild iſt heute und ſeit langer Zeit verſchollen; allein es lebt noch in einer Vorzeichnung von Dürer und in einer hochwertigen Nachbildung.[1] Während mehr als drei Jahrzehnten war es im 17. Jahrhundert Gegenſtand vielfacher Verhandlungen. Nachdem es ſeltſame Fährlichkeiten beſtanden, taucht es in friedlichen Tagen wieder auf und wird von einem Meiſter der Schabkunſt verewigt, um dann ſpurlos zu verſchwinden. Das Kunſtwerk ſteht auf einem ſo großen Namen, daß es ſich wahrlich lohnt, ſeiner Vorgeſchichte nachzugehen; dazu kann heute mehr geſagt werden, als man ſeither vermutete. Seine Umwerbung im 17. Jahrhundert verknüpft nicht bloß die Fäden ſeiner Beziehungen zu dem Namen ſeines Schöpfers, ſondern gewährt auch in die Kunſtneigungen der Zeit lichten Einblick und führt ſeltſame Dinge aus Welt und Zeit vor. Die Schluß-Erinnerung an das Bild in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts iſt einem letzten Aufleuchten zu vergleichen, in dem aber das Urbild verſchwommen und im Weſenszug verändert nochmals auftaucht.

Zunächſt gilt es feſtzuſtellen, ob das Bild überhaupt auf Dürer zurückgeführt werden kann, und unter welchen Vorausſetzungen es in den Dom zu Mainz und gerade an die bezeichnete Stelle gelangte.

Die Aufmerkſamkeit auf den Dürerſchen Ecce Homo im Dom zu Mainz wird zuerſt durch einen Brief des Herzogs Maximilian I. von Bayern (1597—1651) angeregt, der den Domherrn Johann Ulrich von Andlau (1605—1650), Erzprieſter des Domſtiftes, am 18. Auguſt 1615 in Sachen des Bildes um ſeine Vermittelung beim Domkapitel angeht. Für Maximilian war Kunſtpflege[2]) ebenſowohl Gegenſtand ſeiner perſönlichen Neigung, wie Machtmittel im Dienſt einer klugen und weitblickenden Hausmachtspolitik. Für Werke Dürers hatte er eine perſönliche Neigung; mit dem Eifer und dem Spürſinn des Sammlers vereinigte er die weiteſt gehende Freigebigkeit in Erwerbung von Kunſtwerken ſeiner Neigung. Bezeichnenderweiſe lenkte Herzog Maximilian dem Mainzer Bild ſeine Aufmerkſamkeit zu, nachdem er im vorhergehenden Jahre 1614 in Frankfurt das Hellerſche Stiftungsbild, die Himmelfahrt Mariae, bei den Dominikanern[3]) erſtanden und den Kaiſer Rudolf, deſſen Angebot ſich auf 10 000 Goldgulden belief, in der Bewerbung ausgeſtochen hatte.[4]) Ein findiger Agent muß auf die Mainzer Tafel aufmerkſam gemacht und bei dem Herzog Stimmung erweckt haben, auch hier einen Vorſtoß zu verſuchen. Bei dem Frankfurter Handel hatte Maximilian es lediglich auf die von Dürer eigenhändig und mit der höchſten Sorgfalt ausgeführte Mitteltafel abgeſehen; die in Dürers Werkſtatt gefertigten Seitenflügel[5]) hatten auf den Kennerblick des Herzogs keine Anziehung geübt. Sein Vorgehen in Frankfurt beleuchtet in jedem Fall die letzten Abſichten, welche ihn bei ſeinem Begehren in Mainz leiteten, wenn ſie auch noch verhüllt blieben. Der an den Domherrn von Andlau zu Mainz gerichtete Brief iſt im eigenhändigen Original im Kgl. Staatsarchiv zu München (A. 33/3) erhalten und von Dr. Meſmer im Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit, Nürnberg 1876 Nr. 4, S. 110 abgedruckt; für die Dürer-Forſchung iſt er aber, ſoviel mir bekannt, bis jetzt nicht herangezogen worden. Er wird deswegen am geeigneteſten hier wortgetreu folgen:

„Demnach wür in erfahrung bringen, wasmaſſen zu Menz in der tumbkirchen an einem pfeiler ein gemalte tafel daran Chriſti bildnus oder ein ecce homo wie man fürgibt, von Albrecht Dürers hand gemalt, dern man der orten nit ſer nachfrage, ſich befinde und wür von euch nit allain ſchriftlich ſondern auch im werck euer

zu uns tragende gute affection zu verſpüren gehabt ſo haben wür demnach unſer gemüt euch herunder eröfnen auch umb euer guetachten und bedencken erſuchen wollen wie wür die ſachen und an was enden alſo anbringen möchten, das ſolche tafel uns möchte gutwillig gefolgtet werden, und da es zuerlangen, das ſolche uns auf ein monat oder lengſt zwai mechte auf unſern koſten wol verwart hieher gelifert werden weren wür des vorhabens von unſern maler einen, ſo der kunſt wol erfaren (und ſo wür der zeit wegen unſer under handen habenden gepeu und angefangenen arbeit nit von hinnen laſſen könden) ein ſo änliche gleichfermige copiam machen und inner ſolcher zeit unfelbar an derſelben ſtat lifern zulaſſen ſo von dem obemelten ſtuck nit ſolten erkant werden, mit dem noch vernern erbiehten, das da an angeregter copi etwas ermanglen und man alſo des Dürers aigner hand wider unſer verhoffen weitter begeren ſolte, ſolches ebenergeſtalt wider folgen zelaſſen. Und weil wür an euer wilferikeit euer guetachten und rat uns heruber zueröfnen nit zweiflen wöllen, alſo geſchicht uns von euch guetes gefallen, das underdeſſen und bis wür verſichert das uns kain abſchlag erfolge die ſachen in ſtil und enge gehalten werde es were dan die ſach ſolcher facilitet das ir euch ſolche als gleich und für euch ſelbs richtig zumachen getraute wollen wür es euerer discretion und dexteritet haimbgeſtelt haben auch diſe euer bemühung und von euch erwartende wilferikeit mit allem gutem zu erwidern unvergeſſen ſein."

Das Anſinnen des Herzogs geht nun dahin, daß ihm das Bild vom Domkapitel auf einen Monat oder längſtens zwei wohl verwahrt auf des Herzogs Koſten nach ſeiner Reſidenz geliefert werde. Eigentümlich muß es berühren, daß dem Domkapitel geradezu ausgeſprochen wird, daß am jenſeitigen Ort um die Tafel „nit ſer nachfrage" ſei, womit eine Abgabe derſelben offenſichtig eingeleitet wird. Dann werden dem Adreſſaten verbindliche Dinge geſagt, zugleich aber ſeine zu dem Herzog „tragende affection" in Erinnerung gebracht; er verſieht ſich der Willfährigkeit des Kapitels, und daß ihm kaum Abſchlag erfolgen werde: Umſchmeicheln und Drängen reichen ſich abfolgend die Hand. Ausgeſprochen wird die Abſicht, von ſeinem „maler der in der kunſt wol erfaren" eine ſo ähnliche „gleichförmige copiam machen" zu laſſen, daß ſie von dem in Rede ſtehenden Stück nicht ſollte erkannt werden. Dieſe Kopie ſollte nun dem Domkapitel anſtelle des Originals geliefert werden; wofern aber an der Wiederholung etwas mangeln und ein Unterſchied gegen Dürers Hand wider Verhoffen weiteres in der treuen Wiedergabe zu begehren bleibe, ſo wolle man das Original wieder folgen laſſen. Wüßte man nicht, wie ſehr es dem Herzog ausſchließlich um Werke von Dürers „eigener Hand" zu tun war, ſo könnte man bei der wechſelnden Gedankenfolge des Briefes vielleicht doch bloß an eine Kopie denken, die der Herzog für ſich beſitzen wollte. Aber das war offenbar nicht ſein innerſter Gedanke: er erſchöpfte ſich nicht umſonſt in Anrufung der „facilität", der „discretion und dexterität"; auch verſpräche er nicht, die zu „erwartende wilferigkeit mit allem guten zu erwidern", und die Erfüllung ſeines Anſinnens ſolle ihm „unvergeſſen" ſein. Indem der Herzog das ganze Schreiben eigenhändig abfaßte, ließ er ſeinen Empfindungen und Wünſchen freien Lauf; der Brief legt hierfür Zeugnis ab. Trotz der zufälligen oder gewollten Unſicherheit in Darlegung ſeines letzten Zieles, blieb man aber im Domkapitel zu Mainz darüber nicht im unklaren, worauf ſein Begehren gerichtet war: das Anſuchen des Herzogs wurde überhaupt abgelehnt.[6]) Der Vorgang in Frankfurt dürfte nicht lange vorher ſtattgefunden haben und in dem nahen Mainz ruchbar geworden ſein. Auch war man im Domkapitel der Pflicht der Pietät eingedenk, die man einer ſo koſtbaren Zuwendung durch den Kardinal-Erzbiſchof Albrecht von Brandenburg, eines der freigebigſten Wohltäter der Domkirche, ſchuldete; daß die Nachfrage danach nicht ſehr geweſen, mag darin ſeinen Grund gehabt haben, daß man aus dem Dürerſchen Ecce Homo zu Mainz nicht eine Schau machte, wie es zu Frankfurt bei den Dominikanern mit der Hellerſchen Tafel[7]) geſchah, aus deren Beſichtigung „von Kaufleuten und anderen Reiſenden reichliche Trinkgelder" erfloſſen; das Bild war an der von dem fürſtlichen Erblaſſer beſtimmten Stelle oder doch dicht dabei verblieben, ſeitdem es dem Dom zugewandt worden war. Übrigens erwies ſich das Kapitel etliche Jahre nachher bei einem neuen Anlaß, der ſich um des Bildes willen ergab, nach allen Beziehungen höchſt umſichtig und ließ es in der Folge an gewiſſenhafter Hut ſeines Schatzes nicht fehlen. Das Anſinnen des Herzogs Maximilian wurde des weiteren, offenbar weil es nicht amtlich angebracht, ſondern

nur zu Händen des Kanonikus von Andlau gestellt worden war, nicht amtlich behandelt, jedenfalls nicht sitzungsmäßig verzeichnet, sondern „in stil und enge" verabschiedet. So konnte davon später nur aus der Erinnerung davon geredet werden, während bei protokollarischer Aufnahme in so wichtiger Sache unfehlbar „des Nachsuchens" gepflogen worden wäre, um den Präzedenz-Fall heranzuziehen; danach aber wird das ganze Vorkommnis bloß aus der Erinnerung innerhalb des Kapitels aufgeführt und die Stellungnahme erst im Wiederholungsfall 1629 protokollarisch festgelegt.

Es bedarf nunmehr vor allem der Feststellung, wie das Domstift zu Mainz in Besitz des so eifrig umworbenen Bildes gekommen war, und ob aus seiner Vorgeschichte die Urheberschaft Dürers erwiesen werden kann. Bislang wurde gelegentlich die Vermutung ausgesprochen, daß das Vorbild des „Doomsschen Schabkunstblattes wahrscheinlich für Dürers Gönner, den Kardinal Albrecht von Brandenburg gemalt worden sei", so neuestens Val. Scherer in seinen Erläuterungen zu Dürer, IV. Klassiker der Kunst, 1904 S. 372 zu Abb. 62. Es blieb aber ganz unbeachtet, daß Paul Redlich († 13. Mai 1901) in seiner unerschöpflich reichen Arbeit über „Kardinal Albrecht von Brandenburg und das neue Stift zu Halle 1520—1541" (Mainz 1900) den im Besitz von Albrecht befindlichen Gemälden Dürers sorgfältig nachgegangen ist. Konnte er auch nach seiner Äußerung S. 179 nur wenige derselben, die nach Auflösung des neuen Stifts von da nach Mainz oder Aschaffenburg überführt worden, nachweisen, so trifft dies bezüglich der in Rede stehenden Tafel glücklicherweise sicher zu. Redlich selbst kannte die Nachbildung von Dooms offenbar nicht, noch auch die von Ephrussi[8]) schon 1882 veröffentlichte Vorzeichnung und vermochte daher die Frage seinerseits nicht zum endgiltigen Abschluß zu bringen. Dermalen liegt der Fall anders und wird im Zusammenhang mit dem ebenfalls von Redlich (a. a. O. Beil. 37 S. 139*) nach dem Original im Kreisarchiv zu Würzburg veröffentlichten Testament Albrechts vom Jahre 1540, S. 170* in vollkommen befriedigender Weise klargestellt. Es heißt daselbst: „Item legiren und ordnen wir auch in unserm dumstifft zu Mentz *vier Tafeln:* .... die dritten mit der barmhertzigkheit[9]), so etwan der *Albrecht Dhurer* gemhalet, in sanct Michels capellen[10]) oder wo es platz und am besten licht hat". Die Beifügung „etwan" ist hier im zeitlich gewendeten Sinn auf Vergangenheit weisend = „einst, vormals" (Mor. Heyne, Deutsch. Wörterb. I 1905, S. 836) gebraucht und bezieht sich nicht auf eine unsichere Urheberschaft Dürers, sondern auf die schon siebzehn Jahre vorher vollendete Tafel. Wenn die Darstellung „Barmhertzigkheit" genannt wird, so bezeichnet sie im Sprachgebrauch des ausgehenden Mittelalters jene mystisch-meditative Versinnbildlichung Christi in seinem Leiden, wo von einem bestimmten Vorgang in der Leidensgeschichte abgesehen und Christus als „Schmerzensmann" mit dem Inbegriff aller Leidensursachen und ihrer Wirkungen von der Dornenkrönung und Geiselung an bis zur Durchbohrung von Seite und Händen — außerzeitlich — abgebildet wird. Der Ausdruck im Testament Albrechts ist dem Zeitgebrauch und der mystisch-meditativen Anschauungsweise durchaus entsprechend und bezeichnet den Inhalt des Bildes treffend, während die Benennung „Ecce Homo", wie sie im 17. Jahrhundert gebraucht wird, willkürlich ist, von der sprachlichen Überlieferung absieht und das mystische Andachtsbild mit der Vorführung durch Pilatus und dessen sentenziösem Ausspruch verwechselt. Nach der Wiedergabe durch Dooms trägt der Heiland außer den Attributen der Leidenswerkzeuge auch die Wundmalen. Wenn zur linken Seite des Herrn ein Mohrenkopf als Erinnerung an die verspottenden Kriegsknechte beigefügt ist, so kommt ein solcher Typus bei den reicher entwickelten mystischen Andachtsbildern des späteren Mittelalters gemeiniglich vor, wie u. a. die Darstellungen der Gregorius-Messe belegen; sie kann aber hier, falls der beturbante Mohr schon auf der Dürerschen Tafel selbst vorhanden war, auch aus künstlerischer Erwägung zur Füllung des Raumes nach dem ohnehin geläufigen Typus beigefügt worden sein. Die ikonographischen Unterlagen für die „Barmherzigkheit" oder Miserikordien-Darstellungen lassen sich bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts nachweisen, häufig aber kurz nach der Mitte des 15. Jahrhunderts[11]) in mannigfacher Fassung, namentlich in volkstümlichen Frühdrucken verfolgen und hängen unmittelbar mit der Wiedererweckung des inneren Lebens durch mystische Schriftsteller und Prediger zusammen: sie sind sinnvolle, ergreifende Andachtsbilder ohne jedes Neuerungsbestreben.[12]) Bezeichnend für diesen Zug der Zeit ist, daß der doch sonst nicht gerade innerlich gewandte Kardinal Al-

brecht mehrere ſolcher Miſerikordien-Bilder von hohem Kunſtwert beſaß[13]) und deren zwei gerade dem Dom zu Mainz vermachte, wovon eins „mit dem geſtick Ecce homo in unſer frawen new capellen uff den altar“, die von ihm ſelbſt erbaut worden war, beſtimmt wurde. Die „Meſſe des heiligen Gregor“ mit dem Schmerzensmann und den Paſſions-Symbolen iſt gar in zwei Darſtellungen aus ſeinem Beſitʒ nach Aſchaffenburg (Galerie-Kat. Nr. 263 und 267) gelangt; auf letʒteren erſcheint Albrecht ſogar bei der liturgiſchen Handlung mittätig. Es offenbart ſich darin gewiß auch ein pſychologiſches Problem, daß ſelbſt verfeinerte Naturen in ſchmerzerweckenden Darſtellungen die Befriedigung eines Gefühlsreizes, der Luſt am Grauſigen, zu verkoſten verlangten.[14])

Wenn nun nach den geſchichtlichen Unterlagen angenommen werden darf, daß die Domkirche zu Mainz eine „Barmherzigkeit“ von Dürer und zwar aus der Zuwendung des Kardinals von Brandenburg beſaß, ſo wird des weiteren zu erörtern ſein, welche Stellung das Tafelgemälde im Werke Dürers einnimmt; eine Vorſtufe des Bildes hat naturgemäß ebenſoſehr in Betracht zu kommen, wie äußere Bezeugungen über ſein Verbleiben im Dom und eine graphiſche Wiederholung als ſpäteſte Beurkundung.

Wenn in dem Inventar, das Albrecht am 3. Oktober 1525 (Orig. Kreisarchiv zu Würzburg, bei Redlich, a. a. O. S. 54*, vergl. S. 178 ff.) aufnehmen ließ „Uff dem altar Criſtoferj: Ein gantʒ werckliche[15]) gemalte taffell wie Pilatus nach der gewſchelung Chriſtum den juden getzeigt und geſprochen: Ecce homo“, aufgeführt wird, ſo darf deren naher Zuſammenhang mit der im Teſtament von 1540 präziſer benannten Tafel der „barmhertʒigkeit, ſo . . . Albrecht Dhurer gemhalet hat“ umſo gewiſſer angenommen werden, da eine ſolche „Barmherzigkeit“ noch im 17. Jahrhundert im Dom zu Mainz an (oder doch dicht bei) der Stelle hing, wofür Albrecht ſie ausdrücklich beſtimmt hatte, nämlich „in ſankt Michels capellen oder wo es platʒ und am beſten licht hat“. Überdies war es nach dem 1659 danach gefertigten Schabkunſtblatt mit dem Monogramm Dürers und der Jahreszahl 1523 verſehen, ſodaß das Gemälde ſehr bald in den Beſitʒ Albrechts gelangte (wenn es nicht von ihm beſtellt war) und bereits 1525 in dem Halleſchen Inventar aufgeführt wird. Zudem trägt die Vorzeichnung von Dürer die Jahreszahl 1522, ſodaß die Kette nur noch enger ſich ſchließt. Daß Albrecht im Hinblick auf ſeinen Tod das Barmherzigkeit-Bild gerade in die Michaels-Kapelle geſtiftet hat, erklärt ſich daraus, daß der Erzengel Michael nach den Worten der kirchlichen Liturgie die Seelen der Verſtorbenen zum Paradies geleitet. Albrecht kannte genau die Örtlichkeit; er wußte, daß die Kapelle neben dem ſüdlichen Seitenſchiff an ſich eng und durch die anſtoßenden Bauteile der Memorie im Licht beeinträchtigt ſei, daher die ausdrückliche Beifügung, die Tafel aufzuhängen, wo ſonſt ſie Platʒ und am beſten Licht habe. Wenn nun der Herzog Maximilian in ſeinem Schreiben von 1615 die Stelle des Bildes „in der tumbkirchen an einem pfeiler“ angibt, ſo hatte das Domkapitel zuvor von der ihm gewährten Freiheit Gebrauch gemacht und die Tafel nicht in der Kapelle ſelbſt aufgehängt; aus einer ſpäteren Angabe von 1629 erhellt aber, daß doch in nächſter Nähe der Kapelle, „hinter dies orths dhombſtiffts hoher Canzell“, die der Michaels-Kapelle ſchräg gegenüber ihren Aufgang hat, und zwar an einem Pfeiler zwiſchen Seitenſchiff und Kapelle das Gemälde angebracht worden war. Albrecht hatte bei dem Mangel an Wandflächen in der Domkirche die Auskunft, eine zweite von ihm legierte Tafel mit dem jüngſten Gericht „an einem pfeyler in unſerem dhumſtifft“ aufzuhängen, getroffen und damit ſelbſt dem Domkapitel in der Wahl der Stelle für die „Barmherzigkeit“ den Weg gewieſen. Welcher Pfeiler hinter der hohen Kanzel es geweſen, läßt ſich nicht feſtſtellen; hielt man ſich im allgemeinen an der bezeichneten Örtlichkeit der Michaels-Kapelle, ſo konnte die Wahl ſchließlich nach Albrechts eigener Beſtimmung noch davon abhängig gemacht werden, an welchem der Pfeiler hinter der Kanzel das Bild am beſten Licht hatte. Es zeugt für Albrechts feines Empfinden, wenn er den ihm ſo lieb gewordenen Tafeln für ſeinen Todesfall beſtimmte, ihm beſonders teure Stätten zur künftigen Bewahrung anzuweiſen, dabei aber doch dem Kapitel die Freiheit läßt, ſolche Stellen zu wählen, wo ſeine Bilder im günſtigſten Lichte hängen: im Hinblick auf ſein Lebensende die Sorge des Kunſtfreundes verbunden mit einem Zug des Vertrauens in die Entſchließungen des Domkapitels, der verdient, im Charakterbild Albrechts feſtgehalten zu werden. Der Tafel ward nach mancherlei Zwiſchenfällen wohl bei ihrer Rückverbringung aus Köln 1648 eine andere Stelle, näm-

lich „in Choro Majore“, im Stiftschor, angewieſen, wahrſcheinlich in Erwägung ihres hohen Wertes, wovon das Domkapitel durch wiederholte Umwerbung der Tafel ſich mehr und mehr überzeugen mußte. Da der Stiftschor mit ſeinem koſtbaren Inventar unter Verſchluß und ſorgfältiger Überwachung ſtand, ſchien das Bild dorten ſicherer geborgen, als bei freier Aufhängung an einem Pfeiler im großen, allgemein zugängigen Kirchenraum.

Von ſeiner Geſamterſcheinung, insbeſondere aber von ſeiner Bezeichnung als Werk Dürers gibt das ungewöhnlich große, mit höchſter Sorgfalt ausgeführte Schabkunſtblatt von Gaſpar Dooms aus dem Jahre 1659 Zeugnis. Danach trug es oberhalb der rechten Schulter des Heilandes das Monogramm Albrecht Dürers, darüber die Jahreszahl 1523. Der Zuſammenhang mit Dürers Vorzeichnung aus dem Jahre 1522 iſt, ungeachtet mannigfacher Abweichungen, die teilweiſe gewiß auf Rechnung Dürers kommen, teilweiſe aber dem Kopiſten zulaſten zu ſetzen ſind, unverkennbar, ſodaß die Wiedergabe durch Dooms ebenſowohl Zeugnis für das Werk Dürers ſelbſt ablegt, wie über ſein Verbleiben im Dom zu Mainz bis zum Jahr 1659; was dann aus der Tafel geworden, iſt in Dunkel gehüllt.

❖

Die Bewerbung um das Dürerſche „Ecce-Homobildt“ ſetzte im Jahr 1629 aufs neue ein, nicht eben zu verwundern, da in Nürnberg für echte und gefälſchte Werke Dürers[16]) bei Imhoffs Erben und Nachkommen ein förmliches Warenmagazin ſich herausbildete, wo Dürer als gangbarer, ja viel umworbener Handelsartikel geführt wurde. Geſchickte Hände hatten gar manche Dürerzeichnungen wiederholt, und bewanderte Kopiſten wie Hans Hofmann, Georg Gärtner und Bonnacker ſowie Joh. Chriſtian Ruprecht, Joh. und Georg Fiſcher, Jobſt Harrich, Paul Jouvenel u. a. ſetzten viele Gemälde Dürers in oft täuſchenden Wiederholungen in Umlauf. Es kann darum kaum wundernehmen, daß dem Mainzer Bild ſich die Aufmerkſamkeit aufs neue zuwandte. Diesmal war es ein Mitglied des Mainzer Domkapitels, einer der Dignitäre, der Domſänger Joh. Reinhard von Metternich in Sinzig, der dem Kapitel von 1593—1638 angehörte. Er genoß den Ruf eines vielſeitig gebildeten, in der politiſchen und kirchlichen Verwaltung mannigfach erfahrenen Mannes, der in ſeinen Beziehungen zu den Mitgliedern des Reichstags und vielen Fürſtlichkeiten Sinn und Geſchmack zu bilden Gelegenheit in Fülle hatte. Er war wiederholt, ſo zu Würzburg und Rhenſe, Vertreter des Mainzer Kurfürſten Georg Friedrich von Greiffenklau (1621—1629) und erfreute ſich offenbar ſeines Vertrauens und ſeiner Zuneigung. An Greiffenklau wendete ſich darum Metternich zuerſt, um von dem „Ecce-Homobildt“ eine Wiederholung für ſich malen zu laſſen. Es war offenbar darauf abgeſehen, daß der Erzbiſchof das Anliegen beim Kapitel oder doch bei einzelnen Dignitären anbringe und durch ſein Anſehen den Erfolg verſichere. Der Erzbiſchof Greiffenklau verſtarb aber über den Verhandlungen am 6. Juli 1629 ſechsundfünfzigjährig gegen Vermuten früh. Joh. Reinhard von Metternich gab ſein Verlangen keineswegs auf und brachte alsbald ſein Anliegen geſchäftsmäßig unterm 9. Oktober desſelben Jahres 1629 beim Kapitel an[17]): es möge ihm erlaubt werden, „daß Kunſtückh undt Büldt, hinder dies ortts [Mainz] dhombſtiffts hoher Canzell . . . durch [den] bei ſich habenden Mahler es mahlen undt copey darvon machen [zu] laſſen“. Er bemerkte des weiteren, er begehre „es nit von dem ort anderſt wohin zu transferieren, ſondern daſelbſt zu laſſen und zu dem Endt ein Geriſt aufrichten laſſen“ zu wollen. In der Verhandlung wird nun nicht, wie ſonſt üblich, etwa auf einen früher protokollierten Vorgang zurückgegriffen; aber „Reverendiſſimum Capitulum erinnert ſich, daß Churfürſtl. Durchlaucht in Bayern daßſelb bildt dero hinzugeben begert“, man ſich „deſſen [jedoch] difficultiert, aber erbotten [habe], ſofern ihr Churfürſtl. Durchlaucht durch einen Mahler wolten von demſelben Copei laßen machen, das es geſtattet werden ſolte“. Hier wird beſtimmt der Gedanke ausgeſprochen, daß es damals völlig ausgeſchloſſen war, das Bild von Dürers „eigener Hand“ abzugeben und es durch eine Kopie erſetzen zu laſſen, wie Herzog Maximilian durch Domherrn von Andlau hatte anſinnen laſſen. Offenbar hatte ſich in der Erinnerung wach erhalten, was Kardinal Albrecht in ſeinem Teſtament 1540[18]) ausdrücklich beſtimmt hatte, wie von anderen Werken, ſo gewiß auch von ſeinen koſtbaren Bilderſchenkungen durchaus nichts „durch die zukhunfftig ertzbiſchoff noch dechan und capitel unſers dhumſtiffts zu Meintz alienirt oder vereuſſert werden, ſonder in der beſten form, ſo daſſelbig im rechten beſchrenken, ſolichs

alles, wie oberzelt, zu ewigen zeiten bey unſer dumkirchen zu Mentʒ zu behalten“ ſei. Im Kapitel wird weiter erwähnt, daß der Kurfürſt, mit dem Herzog Maximilian darüber hatte verhandeln laſſen (Joh. Schweikard von Kronberg † 1621 oder vielleicht auch Georg Friedrich von Greiffenklau † 1629?), inzwiſchen verſtorben, jedoch noch vorher „unterthenig conſilirt,“ alſo im ablehnenden Sinn vom Kapitel beraten worden war, „uff ein weitter begern ihrer churfürſtl. Durchlaucht allſo [beim Ablehnen] verplieben“ ſei. Indes iſt das Kapitel dem Antrag Metternichs gegenüber der Meinung, daß „es ihrn hochwürden undt gnaden nit zu verwegern ſey, weil ſie es durch ihren Mahler an dem ortt, wo es iez iſt, verpleiben, nuhr abcopiern und ein gerüſt darzu wolten machen laßen“. Die Sache verlief jedoch keineswegs ſo einfach, wie abgeredet. Ob die Kopie überhaupt angefertigt worden, iſt nicht erſichtlich: die Schwedengefahr überzog wie eine Gewitterwolke das deutſche Reich und bedrohte bald unmittelbar den Mainzer Kurſtaat und die erzbiſchöfliche Reſidenzſtadt. Der Erzbiſchof Anſelm Kaſimir von Wambolt wendete ſich mit dem größeren Teil des Domkapitels zur Flucht nach Köln an dem Tage, da Oppenheim am 19. Dezember 1631 in die Hände der Schweden fiel. Erſt am 22. Juni 1636 kehrte der Erzbiſchof wieder in das am 9. Januar 1636 den Kaiſerlichen übergebene Mainz zurück. Johann Reinhard von Metternich ſtarb am 1. Januar 1638 wohl zu Mainz; er wurde wenigſtens in der Lambertus-Kapelle des Domes beſtattet. Nach etwa einundeinemhalben Jahre nach ſeinem Tode wird nach dem Kapitelsprotokoll vom 17. Auguſt 1639 die Frage aufgeworfen, wie es denn um das offenbar nach allgemeiner Kenntnis von Herrn von Metternich an ſich genommene Bild von Dürer ſtehe. Das Protokoll vermerkt in dürrer Anſchuldigung „Ecce Homo habe der Herr Dompropſt Metternich [ſeit 1629] hinter ſich behalten; der Herr Oberſt [wohl ſein Erbe und naher Verwandter, wahrſcheinlich damals in Köln] werde ſolches noch haben.“ Es iſt nun die nächſtbegründete Annahme, daß Herr von Metternich bei der Flucht vor den Schweden ſich die Bergung des Kunſtwerks angelegen ſein laſſen und dasſelbe auf eigene Fauſt nach Köln in ſicheren Verwahr verbracht habe. Bei der langen Unterbrechung der Tagung des Kapitels zu Mainz erlitt ſowohl die Nachfrage nach dem Verbleib, wie auch die Einleitung der Rücklieferung begreifliche Verzögerung. Die ſo ſtark zum Ausdruck gekommene Mißſtimmung über das eigenmächtige Verfahren des verſtorbenen Dompropſtes erhielt nach vierjährigem Zwiſchenraum erneuten Ausdruck. Unterm 7. September 1643 wurde durch den Kuſtos Hugo Eberhard Kratʒ von Scharffenſtein (1638—1663) und den Scholaſter Jodokus Philipp von Weiler (1638—1655) die Anfrage nach dem Verbleiben des Bildes Ecce Homo im Kapitel geſtellt (Protokoll des Domkapitels a. a. O. Nr. 32 Fol. 371), wie es damit ſtehe; es erfolgte der Beſcheid, es ſei noch in Händen eines gewiſſen Weymann, eines offenbar in Kapitelskreiſen bekannten Mannes, vielleicht Metternichſchen Bedienſteten oder Teſtamentsvollſtreckers. Die Aufmerkſamkeit auf den koſtbaren Schatʒ ging jedoch keineswegs verloren, es erging vielmehr neuerdings am 22. November 1646 und zwar unmittelbar an einen Lothar von Metternich [ob den vorgenannten Oberſt?] die Aufforderung zur Rückerſtattung des Bildes. Dieſer „ſchreibt [darauf] von der Mahlerei Ecce Homo, daß ſolches ſolle gefolgt werden, ſo zu Cölln liege“. Auf abermalige Mahnung erfährt nun das Kapitel von ihm (4. Januar 1647), daß er nunmehr „das Ecce Homo will abfolgen laſſen“. Monate gehen abermals darüber hin; das Kapitel bringt nunmehr unterm 7. September 1647 die Sache auf einen anderen Fuß. Vielmal ſei darum geredet worden, das Bild abfordern zu laſſen; nunmehr wird beſchloſſen, den Kanonikus Herrn von Eltʒ „zu pitten, ſolichs bildt zu ſich zu nehmen zu Cölln und anhero zu bringen“. Hugo Friedr. von Eltʒ war in der Sitʒung offenbar anweſend und erbietet ſich darauf, ſofort ſolches zu tun. Eltʒ war auch in Trier bepfründet und bekleidete daſelbſt das Amt des Groß-Archidiakons ſeit 1631. Auf dem Friedenskongreß[19]) zu Münſter vertrat er an der Spitʒe einer Vierer-Geſandtſchaft Kurtrier. Er förderte mit ſo ausgezeichnetem Geſchick bei den Friedensverhandlungen die Sache von Kurtrier, daß der Kaiſer Ferdinand III. am 19. Juni 1646 ihm beſondere Namensehrung ſowie ein ſehr anſehnliches Gnadengeſchenk zuwendete. Infolge des ſchleppenden Geſchäftsganges verließ Eltʒ im Auguſt 1647 die Stadt Münſter und erſchien gleich darauf im September im Kapitel zu Mainz. Kurz darauf iſt er in Köln, wohl wieder auf dem Weg nach Münſter. Er geht ſeinem Auftrag in Köln alsbald nach und berichtet (Protokoll a. a. O. Fol. 667') am 7. Oktober 1647 ans Domkapitel,

daß er das Bild „erhoben habe"; er fügt aber bezeichnenderweiſe bei, es „werde aber ein Doppeldukat der Frauen Bürgermeiſterin gegeben müſſen werden". Das Bild befand ſich demnach in Obhut der „Frauen Bürgermeiſterin", und es ſchien darum dem Mainzer Vertreter angemeſſen, der Frau des Bürgermeiſters für Unterſtand und Obſorge, die man dem Bild vermutlich lange Zeit gewährt hatte, eine entſprechende Verehrung im Betrag eines Doppeldukaten zu machen. Ehrengeſchenke derart lagen ſo ſehr im Brauch der Zeit, daß hier in dieſem Fall nicht ungewöhnliches gefunden werden darf. Bürgermeiſter[20]) der Stadt Köln waren im Jahre 1647 Jakob von Rottkirchen und Konſtantin vom Geſchlecht der Jude, der 1644 ſchon einmal im Amte war. Um weſſen Frau es ſich bei der Verehrung handelte, iſt nicht feſtzuſtellen geweſen. Von der Erhebung des Bildes aber bis zu den Vorbereitungen der Überſendung verfließen abermals Monate. Eltz mag durch die Friedensverhandlungen in Münſter, die über Jahresfriſt zum Abſchluß kamen, viel in Anſpruch genommen worden zu ſein. Wo das Bild inzwiſchen bewahrt worden, iſt nicht geſagt; doch meldet er unterm 22. Januar 1648 (Protokoll, a. a. O. Fol. 702[1]) dem Domkapitel nach Mainz, „daß es Ecce Homo eingepackht inn daß Prediger Cloſter [zu Köln] eingeſtellt, begere auch zu wißen, ob er lenger noch darunder [am Niederrhein in Köln] verbleiben ſolle", worauf beſchloſſen und kurz verzeichnet wird: „Solle ſich allhier einſtellen." Der Unterſtand bei den Dominikanern zu Köln wurde wohl gewählt, weil dort ein dem Herrn von Eltz verfügbarer und ſicherer Raum geboten werden konnte, während er ſelbſt Köln zu verlaſſen hatte und im Winter wohl nicht ſofort eine geeignete Gelegenheit zur Überführung nach Mainz, ſei es zu Waſſer oder zu Land, ſich bot. Immerhin verſchwindet darauf das Bild auf ungefähr ein Jahrzehnt aus den Verhandlungen. Nach Mainz gelangte es ſicher und wurde von dem Kapitel auch wieder in der Domkirche aufgehängt, nachdem es annähernd ſiebzehn Jahre dem Orte ſeiner Beſtimmung entfremdet worden war: es darf füglich wundernehmen, daß es in ſo ſchwierigen Zeiten wieder aufgefunden und zurückverbracht worden war.

⁂

Unerwähnt ſchmückte das rührende Bild der „Barmherzigkeit" Dürers wieder die weiten Hallen des Domes, in denen ſein Stifter Kardinal Albrecht damals noch unter der herrlichen Wappentafel aus hellrotem Marmor der Voralpen ruhte, die wohl von ſeinem bevorzugten Peter Flötner in demſelben Jahre gefertigt worden, 1540, in dem er auch jene Bildtafel legierte. Die nächſte Nachricht von dem Bilde gründete ſich abermals auf deſſen längere Entfernung von der ihm angewieſenen Stelle in der Domkirche. Unvermittelt enthält das Protokoll des Domkapitels, a. a. O., den Beſchluß vom 25. Mai 1657: „Ecce Homobildt, ſo Hauptmann Caſpar vor anderthalb Jahren [alſo in 1655] ex Choro Maiore empfangen ins Kupfer zu ſtechen, ſoll inwendig 4 Wochen wieder eingeliefert werden." Eine ganze Reihe von Neuheiten, die in dieſem kurzen Eintrag enthalten ſind. Zunächſt hatte das Bild, an deſſen Übereinſtimmung mit der Dürerſchen „Barmherzigkeit" nicht zu zweifeln, damals ſeine Aufſtellung in Choro maiore, dem Stiftschor des Domes, wie ſchon bemerkt, wohl um der größeren Sicherheit willen erhalten. Sodann taucht ein „Hauptmann Caſpar" auf, der, in der Stecherkunſt erfahren, das Bild in Kupferſtich kopiert. Der hier bloß mit dem Vornamen Caſpar benannte Stecher iſt, wie aus der weitläufigen Unterſchrift ſeines in Rede ſtehenden Stiches zu erſehen, Caſpar Dooms, oder wie er ſelbſt ſchreibt Gaſpar Dooms. Er war zwiſchen 1655 und 1659 ſicher [ob länger?] als Kupferſtecher und Geometer in kurmainziſchem Hofdienſt, suae Celsitudinis Electoralis Moguntinae familiaris aulicus. Er wird als Schüler des Gilles Congnet zu Antwerpen genannt und war, wenn nicht aus Antwerpen ſelbſt, doch wohl Flamländer. Wenn ihn das Kapitels-Protokoll als Hauptmann bezeichnet, ſo hatte er, wie das in der Zeit ſo häufig geſchah, als Geometer und Feſtungsbaumeiſter zeitweiſe militäriſche Verwendung gefunden, auch wohl Kriegsdienſte getan und den Grad eines Hauptmanns erworben. Als ſein Geburtsjahr wird 1574 angegeben (Hymans in von Mander II. S. 71).[21]) In Mainz muß er großes Vertrauen genoſſen haben, ſonſt würde ihm das ſo hoch bewertete Gemälde nicht in ſeine Wohnung oder Werkſtätte ausgefolgt worden ſein. Wenn er jetzt nachdrücklich und bündig an die Rückgabe der ſo lang ausgeliehenen Tafel erinnert wird, ſo ſteht dies keineswegs mit guten und vertrauensvollen Beziehungen ſeitens der Herrſchaft zu dem Hofkünſtler im Widerſpruch. Welchen Erfolg die Mahnung hatte, iſt nicht erſichtlich; man dürfte

ſich aber ſchließlich wohl vertragen haben. Immerhin gingen noch volle zwei Jahre darauf, bis die Platte vollendet und zum Abdruck gebracht wurde. Unterm 29. Juli 1659 meldet ein Eintrag im Protokoll: „Ecce homobildt in Kupfer geſtochen, wirdt Einem hochw. Domkapitel unterthänigſt präſentirt, und Ihme [Caſpar Dooms] dahingegen Ein Ehrenfelſer Stück Weins verehrt.“ Der Stecher hatte übrigens dem Domkapitel nicht nur Abdrücke überhaupt dargeboten, ſondern die Platte mit einer großen, teilweiſe poetiſchen Inſchrift und ausführlichen Widmung verſehen, die für die Geſchichte des Blattes in mehrfacher Hinſicht wertvoll iſt; ſie iſt bis jetzt nur unvollſtändig[22]) wiedergegeben und folgt hier zum erſtenmal in unverkürztem Abdruck.[23]) Die Inſchrift gruppiert ſich in zwei fünfzeiligen Hälften in ſehr ſorgfältigen, wechſelnden Schriftzügen um das kreisrund gerahmte Wappen des Mainzer Erzbiſchofs Johann Philipp von Schönborn (1647 bis 1673). Voraus ſtehen acht Diſtichen in italieniſcher Kurrentſchrift geſtochen:

Cernis, ut ad vivum Patientis in icone Chriſti Certatim ſpirent, hinc amor, inde dolor?	Quicquid enim noſtram propter tolerare ſalutem Suaſit amor, totum viva tabella refert.	Vulnera ſacra vides, lector: ſed ſacra tot inter Vulnera praecipuum vulnus amoris erat.	Hoc unum ſupereſt: ut compatiare dolenti, Huncque iterum qui te ſic adamavit, ames.

Darauf folgt der erſte Teil der Widmung in liegender Kapitalſchrift:

REVERENDISSIMO AC ILLVSTRISSIMO PRINCIPI AC DÑO: DÑO: IOANNI PHILIPPO, S. S. || Moguntinae Archiepiscopo: S. R. I. per Germaniam Archicancellario, Principi Electori, || Episcopo Herbipolenſi, Franciae Orientalis Duci, etc:

NEC NON REV$^{\underline{mis}}$ AC PRÆNOBILIBVS, DÑIS: DÑIS: PRÆPOSITO, DECANO, CÆTERISq || Praelatis ac omnibus Canonicis Capitularibus Cathedralis Eccleſiae Moguntinae et dominis ſuis clementiſſimis ac gratioſiſſimis dedicat conſecratq

Gaſpar Dooms ſuae Celſitudinis Electoralis Moguntinae familiaris aulicus, ſculptor et geometra 1659

Das Blatt iſt von einer ungewöhnlichen Größe und kommt vermutlich den Abmeſſungen des Originals gleich. Der Abdruck im Berliner Kupferſtichkabinett, der ſcharf um den Plattenrand beſchnitten iſt, ſodaß Bild- und Papier-Größe ſich decken, hat eine Höhe von 1005 mm mit Inſchrift, von 965 mm ohne dieſelbe; eine Breite von 617 mm. Die Maße der Figur ſind reichlich die eines ſtarken, ſitzenden Mannes. Auch das Dresdener Kabinett beſitzt einen Abdruck des, wie ich erfahre, wegen ſeiner Größe meiſt in einer beſonderen Mappe „verborgenen“ Blattes. Das Blatt wird von Heller (a. a. O.) als über Lebensgröße (35 Zoll 9 Linien hoch, 23 L. breit) und von hoher Seltenheit bezeichnet.[24]) Die Platte beſteht, wie auch aus der beifolgenden Wiedergabe erſichtlich, aus zwei Teilen und iſt neben dem Schabkunſt-Verfahren zumteil mit dem Grabſtichel bearbeitet. Auch heute noch gilt es als hochpreiſige Seltenheit. Das Domkapitel erachtete den Wert des Blattes und die Widmung des „Hauptmannes“ und Hofſtechers Dooms ohne üblen Vermerk der Verzögerung ſehr anſehnlich und beſchloß dem Künſtler „ein Ehrenfelſer Stück Weins“ dafür zu verehren. Der Ehrenfelſer wächſt oberhalb der Bingen gegenüber gelegenen feſten Mainzer Zollſtätte in unmittelbarer Nachbarſchaft des Rüdesheimer Berges, und das Erzeugnis der dortigen Lage gehörte zu den beſten Rheingauer Weinen. Die Verehrung war umſo höher zu erachten, als ſie ſich auf ein ganzes „Stück“ ($7\frac{1}{2}$ Ohm zu 80 Maas, alſo 600 Maas = 1200 Liter) belief. Über die Aufnahme von Dooms in kurmainziſche Dienſte gibt das im Würzburger Kreisarchiv erhaltene Beſtallungsbuch keine Auskunft. Bezeichnend iſt, daß der Kurſtaat ſeit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts bedeutende Geometer und Kartographen bis ins 18. Jahrhundert in ſeinen Dienſten hatte. So wurde unter Erzbiſchof Daniel Brendel (1555 bis 1582) unterm 3. Mai 1575[25]) „Godefridus Maſcopius Magiſter artium zum Geographo auf- und angenommen, wirdet jahrs auf der [Hof-] kammer beſoldet mit fl 120 à 15 baz, zwei Kleider und die Koſt zu Hof“. Dooms ſtand als „Hauptmann“ wohl auch in anſehnlichem Verhältnis zu dem Erzbiſchof, wie zu dem Domkapitel. Die Anſtellung ſolcher in der Vermeſſungskunſt erfahrenen Leute muß dem Domkapitel wie der erzſtiftlichen Verwaltung ein lebhaftes Anliegen geweſen ſein, da deren Berufung und Beſtellung in den Wahlkapitulationen

ſtändig vorkommt. Am Ende des 17. Jahrhunderts erſcheint in Mainziſchen Dienſten ein ungewöhnlich rühriger und vielſeitiger Mann dieſes Faches, Niklas Perſon,[26]) „geſchworener Feldmeſſer und Kupferſtecher“, der unter Erzbiſchof Anſelm Franz von Ingelheim (1679—1695) in ſiebenzehn Blättern ein monumentales Kartenwerk, darauf „als architekturae profeſſor et geometra“ eine große Überſichtskarte über das Erzſtift und viele andere künſtleriſche Stichwerke herausgab († 1711). Dooms verſchwindet mit 1659 aus ſeinen Beziehungen zu Mainz; ob er dann erſt nach Prag und Wien ſich gewendet hat, war zunächſt nicht zu erweiſen. Im vorliegenden Fall kommt ihm die große Bedeutung zu, daß er Dürers „Barmherzigkeit“ noch im Jahre 1659 bezeugt und in einer ſehr beachtenswerten Weiſe die Weiterentwickelung des Bildes von dem Entwurf von 1522 bis zur Ausführung 1523 vorführt, wenngleich er die Ausdrucksweiſe ſeiner Perſon wie ſeiner Zeit in die Wiedergabe ſeines Schabkunſtblattes in kaum erfreulicher Weiſe hineingetragen hat. Soviel aber ſteht feſt, daß die Verbindung zwiſchen den in der Geſchichte des Werkes grundlegenden Daten 1522 und 1659 ſchließlich durch Caſpar Dooms hergeſtellt iſt.

Zu der Zeichnung von Dürer hat jüngſt G[uſtav] P[auli] ſich ausführlich geäußert.[27]) Er betont, daß ſie in die Gruppe jener Zeichnungen von dem leidenden Chriſtus gehöre, welche die Höhe ſeines Schaffens und ſeines Ruhmes nach der Rückkehr ſeiner niederländiſchen Reiſe (10. Juli 1520 bis 12. Juli 1521) bezeichnen. Aus einer Reihe von Blättern auf grün grundiertem Papier ſind zwiſchen 1522 und 1523 eine Anzahl Zeichnungen entſtanden, die für eine nie vollendete Kreuzigung beſtimmt waren. Zu dieſer Gruppe gehört auch die Vorzeichnung, die der Mainzer „Barmherzigkeit“ zu Grunde lag, wiewohl ſie nicht unmittelbar jenen Kreuzigungsſtudien beizuzählen iſt. Dürer machte vielmehr zu einem geplanten oder von Kardinal Albrecht in Auftrag gegebenen Gemälde eine ſorgfältige Aktſtudie, wozu ihm ein muskularer Mann diente, der die Spuren harter Arbeit trägt. Nach den ſehnigen Armen, dem eingeſunkenen Bruſtkorb und den hochgezogenen Brauen hat die Zeichnung Verwandtſchaft im Modell mit einer Zeichnung des gekreuzigten Chriſtus von 1523 zu Paris (L. 328). Die Zeichnung iſt gleich den vorerwähnten auf grünem Papier, doch hier mit zartem Silberſtift ausgeführt. Die mit weißer Kreide aufgeſetzten Lichter ſind bis auf geringe Spuren verſchwunden. Faſt will es übrigens ſcheinen, als habe Dürer in den Kopf der Zeichnung abſichtlich oder faſt unbewußt etwas von ſeinen eigenen Zügen und dem leidenden Ausdruck hineingetragen, der nach ſeiner Erkrankung in Seeland (1520), wohl an Sumpffieber und Milzleiden, über ihm lag. 1521 erkrankte er abermals[28]) an „Fieber mit einer großen Schwäche, Unluſt und Hauptweh“. Faſt ſcheint ſeine Erkrankung periodiſch aufgetreten und von ihm vorgefühlt worden zu ſein. Und möglicherweiſe kann ſich auf Ablieferung der „Barmherzigkeit“ beziehen, was er am 4. September 1523[29]) an Kardinal Albrecht zu einer Sendung von Kupferſtichen ſchreibt: er hab' ſie heuer bei Zeit, ehe krank geworden, ausgeführt, dann aber fragend zufügt: „Das ander [Bild der „Barmherzigkeit“?] gedenk ich, ob ſolchs Euern Gnaden nit worden wär. Bitt darauf Euer Curfürſtlichen Gnaden gnädige Antwort.“ Jedenfalls fällt Entwurf wie Ausführung in eine für den Meiſter leidensvolle Zeit.

Die Zeichnung[30]) gehörte urſprünglich den Beſtänden der Albertina zu Wien an, wurde aber auffälligerweiſe ausgeſchieden und 1827 durch Vermittelung des Hamburger Kunſthändlers Harpen von Grunling erworben. Dann ging ſie in Beſitz des Bremer Senators Hieronymus Klugkiſt über, und durch deſſen Vermächtnis gelangte ſie in den dortigen Kunſtverein bezw. in die Bremiſche Kunſthalle.

Zu dem Schabkunſtblatt des Caſpar Dooms bemerkt der begleitende Text der Dürer Society a. a. O., daß es (Heller 2269?) ein verſchollenes Bild von Dürer aus dem Jahre 1523 wiedergebe. Die Beifügung eines Negers mit Turban[31]) wird unentſchieden gelaſſen, ob ſie Dürer oder Dooms zuzuſchreiben ſei. Die Seltenheit des Blattes wird auch hier betont.

Dooms hat ſeinem Blatte nach oben einen viereckigen Abſchluß[32]) gegeben, jedoch dieſe ſeine Freiheit gegenüber der abgerundeten Geſtalt[33]) des Tafelbildes dadurch bekundet, daß er den erweiternden Zwickeln eine von dem Grund des Bildes ſtark unterſchiedene, hellere Tönung verliehen hat. Die darin eingefügten Wappen in ihrer formloſen Behandlungsweiſe bekunden zur Evidenz, daß ſie freie Beifügungen von Dooms

ſind. Durch Scherer, a. a. O. S. 372 zu Abb. 62 haben ſie eine irrige und in ihrer Folgerung unzuläſſige Deutung erfahren: er nimmt ſie für die Wappen des Erzbistums Mainz und leitet daraus die Beſtellung der Tafel durch Kardinal Albrecht ab. Nun ſind es nicht zuſammen die Wappen des Erzbistums, ſondern der (zudem von Dooms unrichtig tingierte) Schild ſoll das Wappen des Domkapitels, ſilbere Balken im roten Feld, wiedergeben, während der zur heraldiſch linken Seite eingefügte Schild, das ſilberne Rad im roten Feld, das Wappen des Erzſtifts iſt. Es iſt nicht gleichgültig, daß troß der Widmung an den Erzbiſchof Johann Philipp von Schönborn deſſen Wappen bloß unten inmitten der Dedikation angebracht iſt, auf dem Blatt ſelbſt aber die Wappen der Mainzer Kirche und des Domkapitels. Die Löſung wird darin zu finden ſein, daß das Tafelbild Eigentum des Domſtiftes war, wie es Kardinal Albrecht teſtamentariſch beſtimmt hatte, und das Domkapitel ſeinen Beſitz daran vertrat. In der Widmung wird dann ganz korrekt dem Erzbiſchof mit ſeinem Wappen der Vorzug eingeräumt. Dooms war übrigens in der deutſchen Heraldik überhaupt nicht ſtark, wie neben der ſchlechten Form der Wappenſchilde und der fehlerhaften Tingierung auch die Unachtſamkeit in der Bildung des Mainzer Rades beweiſt, das ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts konſtant mit ſechs Speichen gezeichnet wird. Wenn die Paſſions-Inſtrumente, Rute und Geißel, gegen die Zeichnung in umgekehrter Anordnung auf dem Schabkunſtblatt erſcheinen, ſo dürfte dieſe Änderung ſchon von Dürer ſelbſt auf ſeinem Gemälde vorgenommen worden ſein. Ebenſo mögen verſchiedene Umgeſtaltungen in der Bildung des Körpers, ſtärkere Entwickelung des Bruſtkorbes, Verkürzung des rechten Vorderarmes, andere Lage der linken Hand, ebenfalls auf Dürer ſelbſt zurückgehen und in ſeinem Gemälde vorgelegen haben. Es darf zwar als ſicher angenommen werden, daß der Stecher in Wiedergabe des Dürerſchen Gemäldes dem eigenen wie dem Zeitgeſchmack mehrfach nachgegeben hat.[34]) Anderſeits war aber Dürer bei der bildmäßigen Ausführung von ſeiner Studie vielfach und zwar nicht zum Vorteil abgewichen. Wie die Einflußnahme von der einen und von der anderen Seite ſich tatſächlich geſtaltet habe, iſt heute kaum nachzuweiſen und ſoll auch hier nicht unterſucht werden. Gewiß iſt, daß der Niederländer Dooms durchaus perſönlich geſehen und dementſprechend wiedergegeben hat. Immerhin danken wir ihm die Erinnerung an die ergreifende „Barmherzigkeit“ von Dürer. Sein Zeugnis iſt das letzte vom Daſein des Bildes im Beſitz des Domſtifts zu Mainz, ja es iſt die ſpäteſte Nachricht von dem Tafelgemälde überhaupt.

Im Verfolg ſeines weiteren Schickſals iſt es mir nicht gelungen, in den Protokollen des Domſtifts, die zu Würzburg im Kreisarchiv lagern, irgendwelche Nachricht zu erheben, die ſich auf das Bild bezieht. Bei dem rieſigen Umfang der daſelbſt aufgeſtapelten Materialien, die von fern nicht völlig durchgearbeitet ſind, iſt nicht unbedingt ausgeſchloſſen, daß ein bezüglicher Vorgang doch dorten verzeichnet ſei. Bei der umſtändlichen Sorge jedoch, womit die Geſchäfte im Kapitel verhandelt wurden und in einigermaßen wichtigen Fällen nicht auf den erſten Antrag erledigt zu werden pflegten, wäre die Frage der Veräußerung eines ſolchen „Kunſtückhs“, wie es im Prot. vom 9. Oktober 1629 mit Nachdruck und Stolz genannt wurde, nicht kurzer Hand abgetan worden. Ob abermals ein widriger Zufall es den Händen des Kapitels entwunden habe, mag als Vermutung ausgeſprochen werden. Wenn einſt das Mainzer Kapitel in einer ſo feſten und konſequenten Weiſe um Wiedergewinnung des Bildes ſich bemühte, ſo war ſeine Stellungnahme ebenſowohl durch Rechtsbewußtſein, wie Pietät gegen den illuſtren Stifter Kardinal Albrecht geleitet. Vielleicht drang aber doch ſpäter die Auffaſſung durch, daß Albrecht ſelbſt in einem Nachtrag zu ſeinem Teſtament am 23. September 1545, alſo einen Tag vor ſeinem Tod, entgegen dem vorher erwähnten Verbot jeglicher Veräußerung aus ſeinem Vermächtnis, nunmehr „mit gutter vorbedrachtung, aus eigner bewegnus und freyem gutten willen, ytzgemelten articul de non alienando gentzlich und entlich fallen laſſen, denſelben caſſirt, ufgehaben, vernichtigt unnd unſer dhumcapitel frey geſtelt haben . . . Und ſoll hiermit unnſer dhumcapitel Fug und macht haben . . ., ſolche clinodia und kirchengezierd jederzeit anzugreifen, zu alieniren, zu verpfenden oder zu verkauffen nach irem willen und wolgefallen“.[35]) Wenn Albrecht ſo jedes Hindernis ſelbſt aus dem Weg geräumt hatte und die Abgabe von Wertſtücken aus ſeinem Vermächtnis nicht einmal mit Kautelen verknüpfte, ſo konnten gelegentliche Erwägungen

doch recht wohl über den Verbleib des Bildes entscheiden: es konnte etwa als Ehrengeschenk an einen Fürsten oder potenten Herrn vergeben werden. Merkwürdigerweise ist aber auch über die vom Dompropst von Metternich betriebene Wiederholung des Bildes nichts in Erfahrung zu bringen gewesen. Ob Metternich die Kopie, wie er beabsichtigte, wirklich hatte ausführen lassen, ist unter den oben erwähnten erschwerten Umständen nicht erwiesen, ja sehr fraglich. Jedenfalls ist ein Bild derart nie bekannt geworden und ließ sich auch im Besitz der Familie der jetzigen Grafen von Metternich zu Gracht auf Schloß Gracht (Kreis Euskirchen) nicht nachweisen.[36])

Eine Nachprüfung des von Domvikar Bourdon 1727 mit großer Sorge und gutem Verständnis aufgestellten Verzeichnisses aller Grabschriften und einer großen Zahl bemerkenswerter Kunstaltertümer des Domes hat mich keine Spur des Bildes der „Barmherzigkeit" auffinden lassen, sodaß danach anzunehmen ist, es sei zur Zeit der Abfassung dieser Inschriften-Sammlung nicht mehr vorhanden gewesen. Freilich fehlen im allgemeinen Bilder, die nicht durch Widmungsinschriften bezeichnet waren, deren Vorhandensein im Dom aber sonst bezeugt ist. Die Hoffnung, aus den Versteigerungs-Protokollen des französischen Kommissars Bonaventure,[37]) der 1801 das bewegliche Inventar der Domkirche öffentlich ausbot, vielleicht Nachrichten über das Bild zu erheben, ließ sich nicht verwirklichen, weil die Bestände des ehemaligen französischen Präfektur-Archivs teilweise in Mainz, teilweise in Darmstadt, Koblenz, Köln und Speyer lagern und selbst in Bruchteilen noch nicht bearbeitet sind.[38])

⁂

Der Rückblick auf die Geschichte des Dürerschen Passions-Bildes entrollt dessen wechselreiches Geschick: überaus betrübend aber ist die Tatsache, daß ein so viel umworbenes und hochgeschätztes Werk seit so langer Zeit verschollen ist. Die Hoffnung, einer alten Kopie auf die Spur zu kommen, hat versagt; es wäre doch immer noch eine farbige Wiedergabe gewesen, die mehr sagen konnte, als das tote Schabkunstblatt von einem wohl geschickten, aber nicht hochstehenden Stecher. Der Gedanke, daß das Original noch erhalten sei und aus seiner Vergessenheit jemals wieder auftauchen könnte, hat so wenig Wahrscheinlichkeit für sich, daß er als vermessen erscheint. Was zur Geschichte des köstlichen Werkes beigebracht werden konnte, ist immerhin geeignet, die Forschung aufs neue darauf hinzulenken. Gewiß steigert sich auch in unseren Tagen das Interesse dafür, wenn es über anderthalb Jahrhunderte die vornehmsten Kunstfreunde beschäftigte und seine Hüter an der Stelle seiner Stiftung über Jahrzehnte zu wachsamer Sorge um seine Erhaltung anspornte.

Beilage Zur Geschichte der Übertragung der Hellerschen Tafel von Frankfurt nach München ist der nachfolgende Brief des Priors der Dominikaner an Herzog Maximilian von Bayern von entscheidendem Wert. Er war selbst Cornill (s. u. Amkg. 3 u. 7) unbekannt geblieben und stellt, neben seiner allgemeinen Wichtigkeit, den Zeitpunkt der Übergabe unanfechtbar fest. Der Brief ist mir unmittelbar vor Abschluß der Arbeit durch freundliche Vermittelung des Herrn Dr. phil. Erwin Hensler-Straßburg in Abschrift bekannt gegeben worden.

1614. IX. 23. Dominikaner an Max v. Bayern. Frankfurt (Main) Städt. hist. Mus.

Durchleuchtigster Fürst, Euer fürstl. Durchlaucht seien mein Gebet gegen Gott und demütigste Dienst zuvor. — Gnädigster Herr, Obwohl wir die von Ew. fürstl. Durchlaucht begehrte weitberühmte dürerische Tafel je und alwegen für einen sonderbaren Schatz unsers Convents gehalten, dahero auch solche bis dato weder der verstorbenen kaiserlichen Majestät, noch andern Königen und Potentaten um angebotene Recompens nicht wenig, sondern viel tausend Gulden folgen zu lassen je und alwegen Bedenken getragen, so haben wir doch Ew. fürstl. Durchlaucht zu Erzeigung unser sonderbaren Affektion, so wir gegen derselben als einen katholischen Fürsten des Reiches tragen, vor allen andern zukommen lassen: und solchen derselben hiermit praesentieren und verehren wollen mit demütiger Bitt, die wolle daraus unser wohlmeinend Gemüt vermerken und ihr uns und unsern Orden auf alle begebende Fäll als dessen patronus befohlen sein. Der allmächtige Gott wolle dieselbe in langwieriger Gesundheit und glücklicher Regierung erhalten und tun derselben uns demütig befehlen.

Datum Frankfurt den 23. Sept. äo 1614

Ew. fürstl. Durchlaucht
demütiger
Frater Joes Kocherus
prior Prediger Ordens in
Frankfurt. Mein eigen Hand.

1903. VIII. 6. ex originali
Erwin Hensler
1907. VII. 26.

Anmerkungen

1. Die beiden angefügten Abbildungen ſind nach beſonderen Aufnahmen gefertigt: die der Zeichnung nach dem Original in der Kunſthalle zu Bremen, die nach dem Schabkunſtblatt nach dem Abdruck im Kgl. Kupferſtichkabinett zu Berlin. Die Maße von beiden Originalen ſind unten genau angegeben. Den Vorſtänden der beiden Sammlungen habe ich für gefälliges Entgegenkommen verbindlichen Dank auszuſprechen.
2. Vgl. Artur Weeſe, München (Berühmte Kunſtſtätten Nr. 35) 1906, S. 86.
3. Moriz Thauſing, Dürer. 1876, S. 293 ſetzt irrig 1615, Cornill a. a. O. S. 37 1 u. 7 das Jahr 1613.
4. Maximilian ſicherte dem Konvent der Dominikaner dafür eine Rente von jährlich vierhundert Goldgulden zu. Vgl. Leop. Kaufmann, Albrecht Dürer. 1887, S. 51.
5. Thauſing, a. a. O. S. 298.
6. Herzog Maximilian mochte das ſicher nicht erwartet haben; jedenfalls ließ er ſich aber von weiteren Bemühungen in dieſer Richtung nicht abſchrecken. 1627 bewarb er ſich ſo eifrig beim Rate der Stadt Nürnberg um die „vier Temperamente" von Albrecht Dürer und erreichte in der Tat ſein Vorhaben. Vgl. Thauſing, a. a. O. S. 486. Fürſten erwieſen ſich damals mehr ſo begehrlich, wie der Pfalzgraf Wilhelm, der das Stift zu Aſchaffenburg um die Überlaſſung von wertvollen Bildern anging und in einem Brief vom 25. Mai 1612 beim Stift „der verehrten Tafeln" ſich bedankt. Orig. im Stiftsarchiv zu Aſchaffenburg nach Mitteilg. d. H. Dr. Erw. Hensler.
7. Thauſing, a. a. O. S. 293. Vgl. übrigens Otto Cornill, Jacob Heller und Albrecht Dürer im Neujahrsbl. d. Ver. f. Geſch. u. Altertumskunde zu Frankfurt a. M. 1871, S. 23 ff.
8. Charles Ephruſſi, Albert Dürer et ses Dessins, Paris 1882, Text S. 316 u. Abb. (o. p.).
9. „Barmherzigkeit" iſt im Sprachgebrauch jener Zeit zu faſſen als zum Erbarmen anregend; in demſelben Sinn auch erbärmlich. So gerade bei der hier einſchlägigen Paſſionsdarſtellung: „unter den gemählten gefiel mir nichts beſſer als ein ecce homo wegen ſeiner erbärmlichen Darſtellung", Simpliziſſimus (1669) I, 86. Vgl. Mor. Heyne, Dtſches. Wörterb. 1905, I. Sp. 777. Für den ganzen Stimmungskreis höchſt bezeichnend und fruchtbar iſt, „der Schatzbehalter oder ſchrein der waren reichtümer des Heils und ewyger ſeligkeit genant". Nürnberg, Anthoni Koberger, Fol. 1491.
10. Wie ſehr Kardinal Albrecht dieſer Andachtsſtätte im Dom zugetan war, geht daraus hervor, daß er dahin auch Glasgemälde mit den Bildern des heil. Bonifatius, des heil. Viktor und anderer Heiligen ſamt ſeinem darunter angebrachten Wappen und der Jahreszahl 1521 geſtiftet hatte. Nach Bourdon, Epitaphia in ecclia metropolitana, 1727. Mſpt. (Capella S. Michaelis). Abſchr. Stadtbibliothek, auch in meinem Beſ.
11. Vgl. Frz. Xav. Kraus, Geſch. d. Chriſtl. Kunſt. II[1] 1897. S. 304 ff. m. Abb. — Heinr. Bergner, Handb. d. kirchl. Kunſtaltertümer in Deutſchland. 1905, S. 525 m. Abb.
12. Dürer ſelbſt war in dieſe Anſchauungen völlig eingegangen, wie zahlreiche Schöpfungen ſeiner Hand beweiſen. Der Schmerzensmann kehrt in mehrfachen Faſſungen wieder; die Meſſe des heil. Gregor hat er behandelt; die Vera Ikon liegt in ergreifenden Darſtellungen vor, und wenn auch das koloſſale Chriſtushaupt, das Caput cruentatum, nicht von ihm ſelbſt zum Holzſchnitt gezeichnet ward, ſo ſpricht doch der ganze machtvolle, ergreifende Zug für unmittelbaren Zuſammenhang mit Dürer.
13. Redlich, a. a. O. S. 193 u. 170.*
14. Hier ſei dazu verzeichnet die grauſige Darſtellung des Leichnams Chriſti von Math. Grünewald mit des Kardinals Wappen in der Stiftskirche zu Aſchaffenburg; das Bild mit der Marter der Zehntauſend und das Martyrium des heil. Erasmus; ferner das für den Dom zu Mainz beſtimmte „jüngſte Gericht mit vielen ſeltzamen peynen, an einen pfeyler in unſerem dhumſtiefft, do es am bequembſten iſt und auch am beſten licht hat". (Redlich, a. a. O. S. 170*).
15. „wercklich" wohl im Sinne von wirkend (Vgl. Mor. Heyne, a. a. O. 1906, Sp. 1391), hier alſo ergreifend.
16. Vgl. hierzu Thauſing, a. a. O. S. 141 ff.
17. Mainzer Domkapitelsprotokoll. Nr. 31, fol. 123' im Kreisarchiv zu Würzburg: hier zum erſtenmal mitgeteilt.
18. Bei Redlich, a. a. O. Beil. 37, S. 169* ff.
19. F. W. E. Roth, Geſchichte der Herren und Grafen zu Eltz. 1889. I. S. 401. Vgl. Joannis, Rer. Mogunt. II. Sect. V. de Cantoribus, p. 336; Sect. VI. de Canonicis, p. 355.
20. Gefällige Mitteilung aus dem hiſtoriſchen Archiv der Stadt Köln durch den Stadtarchivar Dr. Herm. Keuſſen.
21. Er mußte danach das hundertſte Jahr überſchritten haben. Vgl. Wurzbach, Niederl. Künſtler-Lexikon S. 415. Übereinſtimmend wird ſein Aufenthalt zu Mainz, Wien und Prag zwiſchen 1644—1675 geſetzt. Er gilt als einer der erſten Arbeiter in der Schabkunſt, wird jedoch bald als mittelmäßiger, bald als geſchickter Kupferſtecher erwähnt.
22. Bei Heller, Prakt. Handbuch für Kupferſtichſammler. 2. Aufl. 1850.
23. Gefällige Mitteilung des Herrn Geheimrats Dr. M. Lehrs, bezw. des Herrn Dr. Elfried Bock in Berlin.
24. Als Preiſe gibt Heller (a. a. O.) an Verſteigerung Hohenwieſen 5 fl; ein anderes Ex. wurde in der Auktion des preuß. Auditors Würtemberg für 25 Thlr. verkauft.
25. Kgl. Kreisarchiv Würzburg. Mainzer Ingroſſaturbuch Nr. 72, S. 300. Gefällige Mitteilg. d. H. Dr. Hans Goldſchmidt-Hamburg. Maſcopius (Embricenſis, aus Embrica-Emerich a. Rhein, auch Maſcopp genannt) iſt der Verfaſſer des im Kreisarchiv zu Würzburg bewahrten Vogelſchau-Planes von Mainz aus dem Jahre 1575. Er erhielt wohl auf Grund dieſer weit angelegten Arbeit, die ſich auf eine 1568 eingeleitete Stadtaufnahme anſchloß, ſeine bleibende Anſtellung. Auf dieſen Stadtplan hat 1899 Profeſſor Dr. Franz Falk zuerſt aufmerkſam gemacht. Eine darauf 1901 erfolgte Veröffentlichung durch Clemens Kiſſel entſpricht in keiner Weiſe dem wertvollen Dokument, kann aber immerhin als Bild ſeines Inhaltes dienen.
26. Vgl. (Friedr. Schneider) Darſtellungen der Stadt Mainz und ihrer Denkmäler. Ausſtellung 1879. 3. Ausg. S. 115.
27. Vgl. Dürer Society. 1905. 8. Ser. Pl. XVII. Begleitender Text von Guſtav Pauli und Campbell Dodgſon. Collotype from the drawing with the lead-point (40. 8 by 29 cm, 16 by 11 3/8 cm) in the Kunsthalle Bremen (Ephr. 316, B. 131). — Ephruſſi a. a. O. rühmt die Zeichnung als „belle étude; ... le corps long, aux chairs un peu pendantes ... manque de noblesse; les bras surtout déplaisent par une longueur démesurée." Er irrt übri-

gens, wenn er ſagt: les yeux . . . semblent menacer les bourreaux: es iſt einfach der ſ. g. „falſche Blick“ in der Kunſt der Zeit und auch Dürers, der hier namentlich begründet iſt, wenn Dürer dabei ſein eigenes Bild im Spiegel benützt hat.

28. Thauſing, a. a. O. S. 492 ff.
29. K. Lange und F. Fuhſe, Dürers ſchriftlicher Nachlaß. 1893, S. 69.
30. Gefällige Mitteilung des Herrn Dr. G. Pauli, Direktors der Kunſthalle zu Bremen.
31. Abgeſehen von dem vorher gemachten Hinweis auf Negerköpfe bei Darſtellungen des Schmerzensmannes ſei doch erwähnt, daß Dürer Mohren und Türken mit dem Turban wiederholt dargeſtellt hat, es entſprach ganz ſeiner Neigung für phantaſtiſches Koſtüm. Vgl. Thauſing, a. a. O. S. 243 u. Scherer, a. a. O. Türkenfamilie, Taf. 90.
32. Die viereckige Form war durch techniſche Erforderniſſe beim Einſpannen der Platte in die Preſſe von ſelbſt gegeben.
33. Daß Dürer ſeinen Tafeln nach Erfordernis oder Belieben abgerundete Form gegeben hat, beweiſt und zwar ſehr auffällig das Allerheiligenbild des Landauer-Altars, deſſen Original-Rahmen viereckig iſt. Vgl. Abb. bei Thauſing, a. a. O. zu S. 305 u. Taf. zu S. 306.
34. Für die Überſetzung älterer Kunſtwerke durch Künſtler von ſpäteren Stilperioden iſt höchſt lehrreich und anziehend, was Karl Voll in ſeinem trefflichen Buch über „Vergleichende Gemäldeſtudien“ 1907 bei verſchiedenen Anläſſen ſagt. So, daß der Kopiſt mehr oder weniger unbewußt Veränderungen an der Holbeinſchen Madonna angebracht habe (S. 21); ferner daß der Künſtler, der den Baumgartner-Altar von Dürer übermalte, nicht ohne Pietät war; aber der Stil des Barocks erwies ſich dem der Spätgotik gegenüber viel naturaliſtiſcher und beinahe auch rationaliſtiſcher, er will die Dinge trotz einer gewiſſen Luſt zur Übertreibung ſagen, wie ſie ſind, und ſah darum auf eine gewiſſe Korrektheit (S. 33). Das alles läßt ſich auch von dem Schabkunſtblatt von Dooms ſagen, wenngleich Dürers Original auch nicht mehr vorliegt. Auch Dooms wollte treu ſein; aber zwiſchen Dürer und ihm lag ein Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert und ein völliger Wandel der Empfindung und des Sehens.
35. Bei Redlich, a. a. O. S. 180* nach der Pergt.-Urk. mit kleinerem Siegel Albrechts. Dieſe Urk. iſt dem Pergt.-Folioheft des Teſtaments im Kreisarchiv zu Würzburg angehängt. Auch bei dem ſonſt unzureichenden May, E. B. Albr. II. v. Mainz II 1875 S. 517 u. 519.
36. Gefällige Auskunft des Provinzialkonſervators für Rheinland, des Herrn Profeſſors Dr. Paul Clemen zu Bonn v. 5. Novbr. 1906.
37. Vgl. Friedr. Schneider, Dom zu Mainz. 8° Ausg. 1886. S. 65[1]).
38. Gefällige Auskunft ſeitens des Gr. Heſſiſchen Haus- und Staats-Archivs zu Darmſtadt vom 31. Auguſt 1906, ſowie gleichzeitig der Gr. Provinzial-Direktion Mainz.

X.

Zur Mainzer Kunstgeschichte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts

Von Dr. H. Schrohe

DIESER liebreiche und hochverſtandige Churfurſt war ein eifferer der Gottesforcht und gerechtigkeit, *ein beforderer und erhalter des friedens.*" Damit rühmte der Mainzer Kupferſtecher Nikolaus Perſon zwei der hervorragendſten Eigenſchaften des Kurfürſten Johann Philipp von Schönborn (1647—1673). Denn er war es, der ſeinem Lande in Wahrheit verſchaffte, was der weſtfäliſche Friede den deutſchen Gauen rein äußerlich verhieß. Nach all den Wirren und Prüfungen dieſes „tränenreichen" Krieges genoß nun das Mainzer Erzſtift die Segnungen einer geordneten und wohlwollenden Regierung. Unter Johann Philipp ſchloß ſich eine Reihe der Wunden, welche die ſturmbewegte Kriegszeit dem Kurſtaate geſchlagen hatte. Und alsbald erwacht neues Leben in der Mainzer Biſchofsſtadt. Etwa zwei Jahrzehnte nach dem Friedensſchluß ziehen Künſtler nach Mainz und finden daſelbſt Beſchäftigung. Gewiß galt es in einzelnen Fällen Erſatz zu bieten für das, was durch den Krieg in Abgang gekommen war. Aber die Neuſchöpfungen ſind zu zahlreich und verſchiedenartig, als daß ſie einzig hierin ihre Erklärung fänden. Das kunſtverſtändige Auge wollte ſich an Werken freuen, die es veranlaßt hatte; vielleicht wünſchte auch da und dort der Reichtum Proben ſeines Könnens zu geben. Kurz, die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts bringt in Mainz mannigfache künſtleriſche Leiſtungen hervor.

Am beſten zeigt dies der Dom mit ſeinen vielen plaſtiſchen Kunſtdenkmälern. Hier erhielt noch der erſte Kurfürſt des 17. Jahrhunderts, Wolfgang von Dalberg (1582—1601), ein herrliches Grabdenkmal wie ſeine Vorgänger. Seinen unmittelbaren Nachfolgern, Johann Adam von Bicken (1601—1604), Johann Schweickhardt von Cronberg (1604—1626), Georg Friedrich von Greiffenklau (1626—1629) und Anſelm Kaſimir von Wambolt (1629—1647) blieben ſolche verſagt; einfache Grabplatten wahrten die Erinnerung an Bicken, Greiffenklau und Wambolt. Erſt Johann Philipp von Schönborn (1647—1673) errichtete man wieder ein Grabdenkmal in dem Mainzer Dome. Ebenſo erlitt die Erneuerung der Altäre, mit der man kurz vor 1600 begonnen hatte,[1]) zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eine längere Unterbrechung. Etwa vier Jahre nach dem weſtfäliſchen Frieden beginnt in dem Dome langſam wieder die künſtleriſche Tätigkeit, um ſich dann in den ſiebziger und achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts reicher zu geſtalten. In dem Jahre 1652 etwa wurde in der damaligen Bonifatiuskapelle ein neuer Altar aufgerichtet; dasſelbe geſchah 1654 in der Thomas- und Dionyſiuskapelle und etwa 1658 in der Peter- und Paulskapelle. In der Barbarakapelle wurde 1657 jener Altar begonnen, der in dem Rauchmülleriſchen Kruzifixus und deſſen gemaltem Hintergrunde einen ſo wirkungsvollen Abſchluß erhielt. 1662 ſchuf man in Erinnerung an den Kurfürſten Georg Friedrich von Greiffenklau in der Michaelskapelle den Michaelsaltar und in dieſelbe Zeit fällt der Neubau eines Altares in der Nazarius- und Celſuskapelle. Vor 1668 ließ der Dompropſt Hundt von Saulheim die damalige Marienkapelle mit einem neuen Altare ſchmücken. Aus den ſiebziger Jahren rühren die Denkmäler der Kurfürſten Johann Philipp († 1673), Damian Hartard († 1678) ſowie das des Landgrafen Georg Chriſtian von Heſſen-Homburg († 1677) her; ferner ließ Kurfürſt Damian Hartard 1676 den Laurentiusaltar errichten; dagegen widmete man dem Andenken der Kurfürſten Lothar Friedrich († 1675) und Karl Heinrich († 1679) nur einfache Grabplatten. Wenig ſpäter, etwa 1679, erhielt die Lambertuskapelle auf Metternich-Beilſteiniſche Koſten einen neuen Altar. Die achtziger Jahre brachten dem Dome nur ein neues Prachtdenkmal, nämlich das des Grafen Karl Adam von Lamberg († 1689). Wohl aber erfuhr der Dom in ſeinem Innern eine Reihe von baulichen Veränderungen. 1682 gab man dem Weſtchor in den heute noch vorhandenen Chorwänden einen neuen Abſchluß; vorher entfernte man den Lettner, welcher den Weſtchor im engeren Sinne gegen die Vierung abſchloß. Ebenſo verfuhr man im Oſtchor;[2]) auch hier mußte der Lettner fallen. Bei dieſer Gelegenheit (1683) entſtand vor dem Pfeilereinbau ein neuer Altar zu Ehren der Him-

melfahrt Mariens. 1686 stellte man rechts und links von diesem, d. h. auf der Epistel- und Evangelienseite zwei neue Seitenaltäre auf; ersterer war Christus als dem Schmerzensmanne (vir dolorum), letzterer der Schmerzensmutter (mater dolorosa) geweiht.[3]) In den neunziger Jahren wurden in dem Dome nur zwei bedeutende Grabdenkmäler aufgerichtet, das des Dompropstes Johann Wilhelm Wolf-Metternich zu Gracht († 1694) und das des Kurfürsten Anselm Franz von Ingelheim (1679—1695). Das nächste wichtige Grabdenkmal gehört dem neuen Jahrhundert an und bezeichnet eine völlige Änderung im Geschmacke; es ist dem Dompropste Johann Ferdinand von der Leyen († 1714) gesetzt.

Diese künstlerische Tätigkeit, wie sie in dem Mainzer Dome während der bezeichneten Zeit entfaltet wurde, setzt voraus, daß eine Reihe von Malern und Bildhauern sich damals dauernd oder vorübergehend in Mainz aufhielt; und dies umsomehr, als zu gleicher Zeit auch andere Mainzer Kirchen im Innern neugestaltet und mehrere hervorragende Profanbauten aufgeführt wurden. Einzelne der vorgenannten Altäre und Denkmäler können im folgenden einem bestimmten Künstler zugewiesen werden; umgekehrt werden auch mehrere Künstler genannt werden, von denen Schöpfungen zunächst noch nicht bekannt sind; schließlich soll neben mehreren Kunsthandwerkern ein Kupferstecher Erwähnung finden, der einzelne der besprochenen Personen im Bilde festhielt, aber sich auch sonst auf den verschiedensten Gebieten betätigte.

1. Mathias Rauchmüller

Dieser hervorragende Bildhauer mag zuerst genannt werden. Der berühmte Kruzifixus, den er für den Mainzer Domdechanten Johann von Heppenheim, genannt von Saal,[4]) schuf, scheint vorerst das einzige seiner Kunstwerke zu bleiben, das Mainz beherbergt; es läßt sich aber unser Wissen über ihn nach verschiedenen Richtungen erweitern. Als Professor Haendcke seinen Aufsatz über Rauchmüller schrieb,[5]) berührte er ebensowenig wie vor ihm Nagler die Frage, ob Rauchmüller jemals in Mainz weilte. In der Tat ist diese Frage zu bejahen; wir haben dafür mehrere historische Zeugnisse. Denn in der Sitzung, die der Mainzer Stadtrat am 21. Mai 1670 abhielt,[6]) beklagten sich die „Bildthauer alhie" mit Namen Arnold Harnisch und Balthasar Frieß über „Mathias Rauchmüller, daß ohnerachtet Er die Kunst nicht zünftig gelernett hatte, dennoch sowohl in Stein alß Holtz arbeite oder stöhre und Ihnen Eintrag thete, bathen umb deßen Einstellung". Der Rat beschloß, „weilen Er (d. h. Rauchmüller) keine burgerliche onera tragen thut, so solle Er sich auch von dato dießes deß Arbeitens enthalten, es seye den, daß Er sich zur Zunfft qualificiren könne". Wenige Wochen später brachte[7]) vor der gleichen Behörde der Maler Jost Bickkardt gegen den Bildhauer *und Maler* Mathias Rauchmüller die Klage vor, „daß Er (Rauchmüller) ihnen (Bickhardt) abweßend und gegen (= gegenüber) die beede Bildhauwer arnold harnischen und balthasar frießen gröblich iniurijrt und ein S. V. schelm gescholten". Der Rat beschloß, der Beklagte solle als überzeugt alsbald deprezieren, was denn auch geschah, und außerdem 10 Pfund Heller Strafe geben. Erfreulicher und wichtiger ist die dritte Nachricht, welche die Vizedominatsakten über Rauchmüller enthalten. Es wurde nämlich in der Ratssitzung[8]) vom 16. Juli 1670 dem „Mathiae Rauchmüllern, Kunstmahlern von Zell am Costentzischen under See, Mathias Rauchmüllers Einwohners und Metzgers daselbsten Eheleiblichen sohn, und Jungfern Annae Mariae Henrich München burgers und Krämers alhie Eheleibliche tochter ex mandato (des Gewaltsboten) Ausheischezettel verfertiget". Erst nach Jahresfrist, am 4. August 1671, folgte diesem bürgerlichen Aufgebot die Trauung[9]) in der Pfarrkirche St. Quintin zu Mainz. Noch einmal begegnet uns urkundlich der Name Rauchmüller, nämlich in der Stadtaufnahme von 1687: da heißt[10]) es von der Behausung Ecke Schuster- und Betzelsstraße (Schustergasse Nr. 33), daß sie Anna Maria Rauchmüller zu eigen ist.

Damit sind, soweit sich feststellen ließ, die urkundlichen Nachweise über Rauchmüllers Mainzer Aufenthalt erschöpft. Zunächst erfahren wir daraus, daß Rauchmüller nicht, wie Nagler und Haendcke annahmen, aus Tirol stammte. Freilich, was ihn nach Mainz führte, wissen wir auch jetzt noch nicht. Spätestens im Mai 1670 kam Rauchmüller nach Mainz und war hier, wie die Beschwerde von Harnisch und Frieß beweist, mit Bildhauerarbeiten in Holz und Stein beschäftigt. Wer sein Auftraggeber war, entzieht sich unserer Kenntnis. Für den Dom wurde in dieser Zeit, wie es scheint, kein Kunstwerk gefertigt; wohl aber

war man damals in der Reichklarakirche um die Erbauung eines neuen marmornen Hauptaltars bemüht,[11]) für den u. a. das Silbergeſchmeide verwendet wurde, das Maria Eliſabeth von Geispitzheim, geborene Lorchin von Dürmſtein, dem Kloſter vermacht hatte. Der neue Hochaltar koſtete 500 fl abgeſehen von den beiden Tafeln (Bildern), die ebenfalls geſtiftet wurden. Sehr wohl könnte Rauchmüller — jegliche Belege hierfür fehlen aber — in der Reichklarakirche künſtleriſch tätig geweſen ſein, umſomehr als dieſer Altar einen Bildhauer und einen Maler nötig machte. Daß Rauchmüller aber beide Berufe hier übte, beweiſen die oben mitgeteilten urkundlichen Aufzeichnungen. Mit dem Hofmaler Bickhardt wäre Rauchmüller wohl nicht in Streit geraten, wenn nicht die Ausübung der gleichen Kunſt beide gegeneinander eingenommen hätte. Übrigens hat Prälat Dr. Schneider den Beweis erbracht,[12]) daß in der alten Mainzer Auguſtinerkirche das Gemälde des Hauptaltares, die Anbetung der drei Könige, von Rauchmüller herrührte.

Prälat Schneider war es auch, der zuerſt auf die Inſchrift hinwies,[13]) die früher *unter* dem Rauchmülleriſchen Kruzifixus in dem Mainzer Dome geſtanden haben ſoll. Sie iſt nur aus der Inſchriftenſammlung des Domvikars Bourdon vom Jahre 1727 bekannt und lautet: „O Amor miſerentis — O Dolor patientis — O Miſericordia redimentis — O Ingratitudo redemptae gentis — Anno 1659.“ Auf dieſe Jahreszahl kommt es allein hier an. Aus ihr ſchloß Prälat Schneider, daß das Rauchmülleriſche Kruzifix aus dem Jahre 1659 ſtamme. Dieſe Annahme müßte rückhaltslos zugegeben werden, wenn beſagte Inſchrift auf und nicht unter dem Kruzifixe geſtanden hätte. Da dieſe aber nicht organiſch mit dem Kunſtwerke verbunden war, ſo iſt der Zweifel berechtigt. Zunächſt beſteht ſchon eine Verſchiedenheit zwiſchen dieſer Inſchrift und der heute noch vorhandenen Marmortafel, die ehedem auf der Epiſtelſeite an dem Altare angebracht war; ſie lautet: „Joannes âb Heppenheim dictus à Saal hujus metrop. Eccleſiae Decanus erexit ao 1657.“ Es war demnach der Altar früher fertig als das Kruzifix. An ſich gewiß nichts Auffälliges, nur war, wie wir wiſſen,[14]) der ganze obere Teil des Altars darauf zugeſchnitten, dieſem Kruzifixus Rauchmüllers einen wirkungsvollen Hintergrund zu geben. Deshalb wäre es weniger befremdend, wenn umgekehrt das Kruzifix zeitlich dem Altarbau voranginge. Bleibt man dabei, daß Rauchmüller dieſe Arbeit bereits 1659 fertigte, ſo drängen ſich ſofort einige andere Fragen auf. War Rauchmüller bereits 1659 in Mainz und weilte daſelbſt ununterbrochen bis 1671, oder verließ er dazwiſchen die Stadt, um wieder in ſie zurückzukehren?

Man kann ſich den Gang der Dinge auch anders vorſtellen. Entweder: die Jahreszahl der Inſchrift iſt von Bourdon falſch geleſen[15]) und lautete ſtatt 1659 1669; oder: urſprünglich ſtanden dieſe Worte unter einem geringwertigeren Kruzifix, etwa unter einem ſolchen, das einer der genannten Bildhauer, Harniſch oder Frieß, geliefert hatte; und als dann der große Künſtler Rauchmüller in Mainz erſchien, ließ man durch ihn die ältere und geringere Arbeit erſetzen. Wie ſchön würde dazu die Beſchwerde paſſen, die Harniſch und Frieß in der Sitzung des Mainzer Stadtrates vom 14. Auguſt 1669 anbrachten.[16]) Da beklagten ſich „beede Bildhauwer alhie“, Harniſch und Frieß, „uber Einen alhie arbeitenden frembten *bildſchnitzer, ſo doch die Kunſt nicht gelernt hette*“. Der Rat beſchloß, die beiden Bildhauer den folgenden Mittwoch auf die Münze vorzuladen. Am 21. Auguſt 1669 wiederholten[17]) die beiden Bildhauer auf der Münze ihre Klagen „gegen Einen frembten alhie arbeitenden“. Der Vizedominus, Freiherr von Sickingen, erbot ſich, denſelben (d. h. den Fremden) vor ſich kommen zu laſſen und ihn dahin zu bereden, ſich mit den beiden abzufinden. Was weiterhin geſchah, wiſſen wir nicht. Jedenfalls ließen ſich dieſe Klagen ſehr gut auf Mathias Rauchmüller beziehen. Verdiente er nicht, wenn er an dem berühmten Kruzifixus und etwa an dem von Nagler und Haendcke erwähnten Elfenbeingefäß arbeitete, in allererſter Linie den Namen „Bildſchnitzer“? Konnten ferner Harniſch und Frieß von jedem beliebigen Bildhauer behaupten, er habe die Kunſt nicht gelernt? Machten ſie ſich nicht lächerlich, wenn dieſer trotz ihrer Behauptung Bedeutendes zuwege brachte? Anders lagen die Verhältniſſe gegenüber Rauchmüller. Ihn, der bald als Maler, bald als Bildhauer bezeichnet wurde, konnten ſie mit einem größeren Scheine von Recht für einen ungelernten Bildhauer erklären. Schließlich löſte die Annahme, daß Rauchmüller den Kruzifixus 1669 anfertigte, eine andere Schwierigkeit, die freilich Haendcke nicht auffiel. Er verzeichnet nämlich Kunſtwerke Rauchmüllers ausſchließlich aus den Jahren 1670

bis 1682. Gehörte nun das Kruzifix tatsächlich in das Jahr 1659, so besteht zwischen ihm und allen übrigen Schöpfungen Rauchmüllers eine Lücke von elf Jahren, für die jede Nachricht über den Künstler fehlt. Entstammt dagegen der Kruzifixus im Mainzer Dome dem Jahre 1669, so besteht zwischen Rauchmüllers Werken eine ununterbrochene Verbindung.

Nachtrag. Die obige Annahme, daß Mathias Rauchmüller nicht 1659, sondern erst 1669 den Mainzer Kruzifixus fertigstellte, erhält ihre Bestätigung durch den Eintrag, der sich in dem Radolfzeller Taufbuch findet und mir von dem päpstlichen Geheimkämmerer Herrn Dekan und geistlichen Rat Friedrich Werber gütigst mitgeteilt wurde, er lautet:

Anno Domini 1645

Infans:	Baptizans:	Parentes:
Mathias	parochus M. Jo. Schreckh	Mathias Rauchmüller Agatha Schneider

Patrini:	Dies:	Mensis:
Clemens Seiber consul Catharina Zimmermann	11	Januarii

Wenn Mathias Rauchmüller am 11. Januar 1645 getauft wurde, also wenige Tage vorher geboren war, so konnte er nicht bereits 1659 d. h. mit 14 Jahren den vollendeten Kruzifixus schaffen, wohl aber war er hierzu 1669, d. h. mit 24 Lebensjahren fähig.

2. Der Bildhauer Arnold Harnisch

Die Bildhauer Arnold Harnisch und Balthasar Frieß waren es, die, wie oben erwähnt, bei dem Mainzer Stadtrate gegen Rauchmüller vorstellig wurden. Während wir von Frieß nicht mehr als den Namen kennen, sind wir über Harnisch etwas besser unterrichtet.[18]) Im April 1683 führte er zusammen mit dem Bildhauer Tönner (siehe diesen unten) bei dem Rate gegen Berufsgenossen Beschwerde. Im August des Jahres 1687 erschien[19]) er wieder vor diesem mit einer Klage. Diese richtete sich gegen den Schreiner Balthasar Seidel, weil derselbe ihm Eingriff in die Bildhauerei tue und de facto einen Störer befördere; er bat daher um Inhibition. Der beklagte Seidel verantwortete sich dahin, er habe sich unlängst der kurfürstlichen Hofkammer gegenüber vertraglich verpflichtet, für die St. Emmeranskirche in Mainz einen Altar anzufertigen; dabei habe er dem Meister Harnisch um einen gewissen Preis die Bildschnitzarbeit übertragen wollen; dieser sei aber nicht bereit gewesen, sie um diesen Preis zu liefern. Der Rat beschloß, unter den gegebenen Verhältnissen für diesmal und ohne Konsequenz zu gestatten, daß sich Seidel für den Altar der Emmeranskirche des ledigen Bildschnitzers bediene, gegen den Harnisch klage. Nach Fertigstellung des Altares solle Seidel den Bildschnitzer entlassen und dergleichen Arbeiten in Zukunft Mainzer Bürgern und Bildschnitzern zuweisen. Im September 1687 war Arnold Harnisch nicht mehr am Leben.[20]) Er hat aber Werke geschaffen, um derentwillen wir ihm auch heute noch Interesse entgegenbringen.

Soweit wir wissen, war Harnisch zuerst zu Idstein im Taunus künstlerisch tätig. Hier baute der Graf Johannes von Nassau-Idstein in den Jahren 1667—1677 die Stadtkirche um (Lotz-Schneider, Baudenkm. des Reg.-Bez. Wiesbaden S. 248). Bei dieser Gelegenheit soll Arnold Harnisch die sieben Marmorsäulen und die darüber befindlichen Bögen gefertigt haben, welche die Emporen der Kirche nach dem Innern zu tragen. Sicher führte er 1673 den marmornen Hauptaltar aus. Dieser besteht aus einem mächtigen Altartisch. An dessen vorderer sowie seitlichen Flächen sind Säulen mit darüber gelegten Bögen in perspektivischer Verjüngung eingearbeitet; diese wiederholen gleichsam das Motiv, das der erwähnten Stützung der Emporen zu Grunde liegt. Die Altarwand hat einen großen Ausschnitt, der im Halbkreis abschließt und zur Aufnahme des noch vorhandenen Altarbildes bestimmt war. Vor dem rechten und linken Ende der Altarwand steht je eine gewundene Säule, deren jede 45 Taler gekostet haben soll. Über diesem ganzen Aufbau erhebt sich der Architrav, der rechts und links mit einer Volute bekrönt ist, während sich in der Mitte ein Postament befindet. Auf diesem sollte ursprünglich der auferstandene Heiland angebracht werden, daher die Inschrift Jesu Christo Victori; allein dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Die ganze Arbeit Harnischs imponiert mehr durch die Wucht des Materials als durch die Feinheit der Ausführung.

Es berichtet der zuverlässige Mainzer Geschichtschreiber Gudenus,[21]) der Bildhauer Ar-

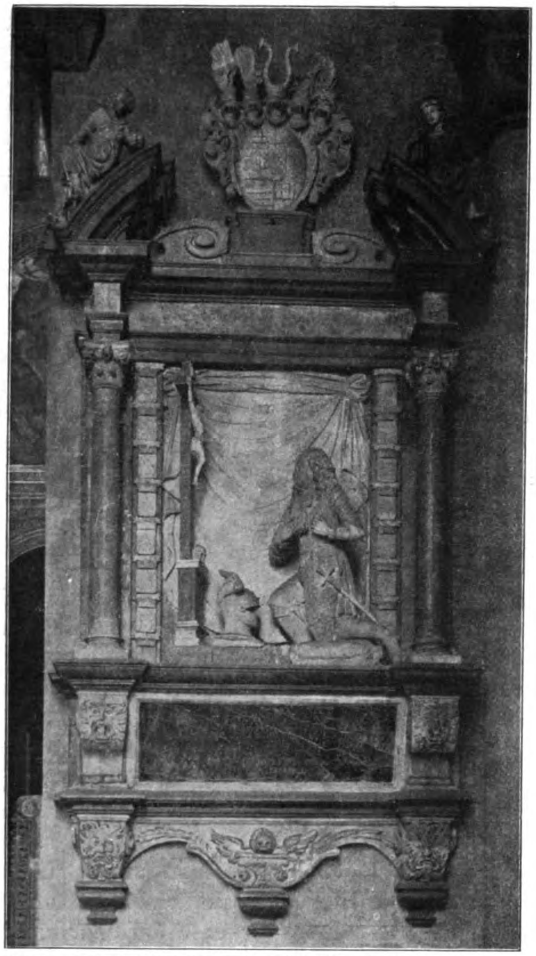


Abb. 1. Denkmal des Landgrafen Georg Christian von Hessen-Homburg



Abb. 2. Altar Mariae Himmelfahrt, jetzt in Lörzweiler

nold Harnisch habe im Jahre 1677 für 1275 Gulden das Denkmal des Landgrafen Georg Christian von Hessen-Homburg († 1677) verfertigt; die Idee, welche dem Denkmal zu Grunde liegt, ist nicht gerade originell. Der Landgraf kniet in voller Rüstung vor einem freistehenden Kruzifix und weist mit beiden Händen auf Brust und Herz, betont also wohl dem Heilande gegenüber seine Liebe und lautere Gesinnung. Den Helm hat Georg Christian unmittelbar vor sich stehen. Die Darstellung des Landgrafen selbst verrät keine außergewöhnliche Geschicklichkeit in der Behandlung des Persönlichen. Der Kopf ist auffallend dick, die Züge sind nicht fein herausgearbeitet, sondern plump und derb, der Hals ist kurz und ein Ansatz zu einem Doppelkinn vorhanden, alles Eigentümlichkeiten, die nicht durch die Persönlichkeit des Landgrafen, sondern, wie weiterhin dargelegt wird, in der geringeren Geschicklichkeit des Künstlers bedingt sind. Die architektonische Umrahmung bildet ein Portal, wie solche so oft bei den Barock-Denkmälern Verwendung finden. Zwei Säulen von rötlichem Marmor flankieren das Monument, das mit zwei rundbogigen Giebelansätzen nach oben endet. In dem auf diese Weise ausgesparten Raume befindet sich auf schwarzem Postamente das landgräfliche Wappen. Auf den giebelbogigen Ansätzen selbst lagern zwei weibliche Figuren, deren linke einen Totenkopf und deren rechte eine Sanduhr in der Hand hält. Die Hinterwand, vor der Georg Christian kniet, ist von weißem Marmor und stellt einen Vorhang dar, der an zwei Rosetten befestigt ist. Die Portalgesimse unmittelbar neben dem Vorhang tragen links acht, rechts sieben Ahnenwappen. Das ganze Denkmal ruht auf drei schwarzen Kragsteinen; diese stützen zunächst den dreiteiligen unteren Aufstand. Die beiden äußeren Stützpunkte stellen Tiermasken mit geschlossenen Mäulern dar, der mittlere hat u. a. einen Totenkopf. Auf diesem



Abb. 3. Laurentiusaltar

Hartard von der Leyen von 1679 u. der Altar Mariä Himmelfahrt von 1683, jetzt in der Pfarrkirche zu Lörzweiler, unmittelbar folgen. Abgesehen davon, daß an diesen vier genannten Denkmälern die Marmorarten im allgemeinen übereinstimmend verwertet sind, bestehen auch sonst augenfällige Ähnlichkeiten. Diese erstrecken sich auf die Bildung der Säulen und



Abb. 4. Grabdenkmal des Erzbischofs Damian Hartard

zweifach ausgebogten Untersatze erhebt sich die Basis des Monumentes, bei der im allgemeinen die geraden Linien vorherrschen. An den beiden Enden unter den Säulen des eigentlichen Denkmales springen weißmarmorne, konsolartige Postamente vor; an diesen sind Tierfratzen mit offenen Mäulern angebracht. Dazwischen befindet sich auf schwarzem Marmor die Inschrift. Was die Verwendung der verschiedenen Marmorfarben anbelangt, so läßt sich im allgemeinen sagen, daß die architektonischen Umrahmungen aus schwarzem, die Füllungen aus blaugrauem und die Säulen, wie bereits erwähnt, aus rötlichem Marmor bestehen. Soweit der Marmor zu Figuren, Tierfratzen, Kapitälen, Konsolen und Wappen verarbeitet ist, ist die weiße Farbe die alleinherrschende.

Zeitlich geht dieser Arbeit Arnold Harnischs der Altar der Laurentiuskapelle von 1676 voraus, während das Denkmal des Kurfürsten Damian

Kapitäle, auf die körperliche Gestaltung und Anbringung der Engelchen sowie auf die Gesichtszüge der Persönlichkeiten. Hierbei kommt freilich der Mariä Himmelfahrtsaltar nicht in Betracht, da er keine Personen aufweist; aber die Figur des Kurfürsten erinnert mit der plumpen Gesichtsbildung, dem kurzen Halse und dem Doppelkinn an den Landgrafen, während der Laurentius sich von beiden Gestalten etwas weiter entfernt. In der rundbogigen Giebelbedachung stehen sich die beiden Altäre und das Kurfürstendenkmal näher. Auf diesen Kunstwerken sind nämlich die Giebelbögen etwa in den beiden mittleren Vierteln stark ausgeschnitten. So erhält der Abschluß eine viel gefälligere und lebhaftere Form, als wenn der Giebelbogen auch in der Mitte dieselbe Breite hätte wie an den Anfängen. Die Tierfratzen an dem Denkmal des Kurfürsten Damian Hartard erinnern außerordentlich an jene, die über den Kragsteinen des Land-

grafendenkmals angebracht sind. Auch in der Symbolik stimmen diese beiden Denkmäler überein. Totenkopf und Sanduhr kehren an dem Greiffenklaudenkmal wieder. Hier befinden sich auf der rundbogigen Giebelbedachung drei Figuren, das linke Engelchen weint, ebenso das rechte; das mittlere hält mit beiden Händen eine Sanduhr und hat den linken Fuß auf einen Totenkopf gestellt. Außerdem tragen die zwei Engelchen, welche auf dem rundbogigen Aufsatz der Figurennische sitzen, Sanduhren und Totenköpfe in den Händen. Auf den beiden Altären ist das Wappen des Erzbischofs bezw. des Dompropstes Joh. Wilh. von Wolf-Metternich an derselben Stelle angebracht und in gleicher Weise von Engeln umgeben. So bestehen bei aller Verschiedenheit in Einzelheiten zwischen den vier Denkmälern handgreifliche Ähnlichkeiten. Da nun das Denkmal des Landgrafen nachweislich von Arnold Harnisch herrührt, so ist damit auch der Meister der drei anderen Kunstwerke gegeben. Arnold Harnisch dürfen wir als einen beachtenswerten Bildhauer unter dem Kurfürsten von der Leyen ansprechen. Seiner Werkstätte entstammen zweifellos auch die schwarzen Marmorportale,[22]) die der genannte Kurfürst an dem Greiffenklauischen Teil des kurfürstlichen Schlosses sowie an dem Teile anbringen ließ, den er selbst aufführte.

3. Bildhauer und Maler, die ihren Werken nach nicht bekannt sind

a) Bildhauer

1. *Joseph Harnisch.* Er ist geboren[23]) als Sohn des Arnold Harnisch am 24. Oktober 1663. Am 9. April 1698 wird von dem Mainzer Rate ein Ausheischezettel begehrt[24]) für den Bildhauer Joseph Harnisch, welcher der Sohn des verstorbenen Bürgers und Bildhauers Arnold Harnisch ist, und für Antonetta Gerstin, Tochter des verstorbenen kurfürstlichen Hauptmanns Gersten. Am 12. Mai desselben Jahres wurde Joseph Harnisch, der ebenso wie seine Frau aus Mainz stammte, zum Bürger angenommen.[25]) Wie einst sein Vater zusammen mit Frieß, so suchte Joseph Harnisch im Verein mit dem Bildhauer Rosaler die Rechte des Standes zu wahren. Beide erscheinen[26]) am 23. Februar 1699 vor dem Stadtrate und wiederholten ihre Klagen gegen die Schreiner und Steinmetze, „daß selbige ihnen merclichen eingriff in ihrer profession und arbeit theten, mithin sie Kläger in der nahrung verkürtzten, bathen umb remedirung". Der Rat erklärte: „Was in ganzen oder halben Bildern, Statuen und Figuren bestehet, solche Arbeit gehört allein den Bildhauern, den Steinmetzen und Schreinern aber bleibt unverwehrt allerhand Zieraten, sodann auch Engels-Fratzen- oder andere dergleichen -gesichter und -köpfe in und bei ihrer Arbeit zu verfertigen. Im übrigen mögen die Bildhauer und Steinmetze noch zur Zeit die glatte Marmorarbeit cumulative oder zugleich so lange anfertigen, bis die Bildhauer klagen und mit Bestand erweisen werden, daß den Steinmetzen sotane Arbeit nicht gehörig noch anderwärts ihnen zuläßig sei." Vor März 1732 starb Joseph Harnisch.[27])

2. *Jörg Frieß,* Bildhauer aus Mainz, gehört[28]) zu den neuen Bürgern, die am 18. Februar 1668 vereidigt wurden. Vielleicht ist dies derselbe Frieß, der 1669 und 1670 zusammen mit Arnold Harnisch bei dem Rate vorstellig wurde;[29]) es kommt nämlich öfter vor, daß Leute, die mehrere Vornamen führen, bald mit dem einen, bald mit dem anderen bezeichnet werden.

3. *Georg Fritz;* er begegnet[30]) uns im Jahre 1669 bei dem Bürger Johann Konrad Bolender als Pate.

4. Der Bildhauer *Adolf Tönner* (auch *Tenner*) wurde am 21. Januar 1683 als Mainzer Bürger beeidigt (V. D. A. 1683—1686 S. 55). In der Ratssitzung vom 3. April 1683 (ebenda S. 99) beschwerte er sich zusammen mit Arnold Harnisch über „den also genannten Schweitzer und Peter"; beide bitten den Genannten als „Stümpelern und Störern" die Arbeit zu untersagen. Am 9. August 1688 strengte[31]) Tönner zusammen mit einem Schreiner bei dem Stadtrate eine Beleidigungsklage an.

5. Der Bildhauer *Theobald Weidemann* hat in den Jahren 1687 und 1689 ein Eckhaus auf der Bleiche in Eigentum.[32])

6. Der fremde Bildhauer *Christian Rosaler* wurde am 16. März 1690 in Mainz als Bürger vereidigt.[33]) Am 23. Februar 1699 führte er, wie oben erwähnt, mit Joseph Harnisch vor dem Stadtrate Beschwerde.

7. Die Maler und Bildhauer *Valentin David Albrecht* und *Niclas Gelfft.* Am 26. Juli 1716 beschwerten[34]) sich die Brudermeister der Goldschmiedezunft abermals bei dem Mainzer Stadtrate darüber, daß sich hiesige bürgerliche Maler

und Bildhauer Valentin David Albrecht und Niclas Gelfft der Zunftordnung nicht anbequemen wollten. Der Stadtrat forderte die beiden Beklagten auf, sich der Zunftordnung und deren Observanz zu fügen; sie sollten ferner „die annehmenden Jungen sowohl als ihre weiber ordnungsmessig — gleich anders ihrer Zunfft incorporirte Meister — ihnen jedoch ahn ihrer erlernten Kunst und profession allerdings ohnnachtheylig, einschreiben lassen". Albrecht läßt sich 1714 als Deckenmaler in dem nassauischen Schlosse zu Idstein nachweisen (Lotz, Baudenkm. S. 248).

b) Maler

1. *Johann Wilhelm Bach,* Maler. Eine Tochter dieses verstorbenen Malers verheiratet sich am 31. Januar 1661.[35])

2. *Johann Christoph Gärtner,* Maler. Der Maler Johann Christoph Gärtner richtete im Jahre 1662 an den Kurfürsten Johann Philipp eine Bittschrift. In dieser hebt er hervor, er habe sich über dreißig Jahre in Mainz in kurfürstlichen Diensten aufgehalten und sein Leben mühselig zugebracht. Wegen zunehmenden hohen Alters und täglich abnehmenden Gesichtes könne er nur schwer sein tägliches Brot verdienen, „allermaßen ohne daß die Mahlerey-Kunst hierselbst sehr ohnprofitirlich undt dobeneben wegen überhäuffung der frembden fast alle nahrung sünckhet". Er bittet daher um die Personalbefreiung; sollte ihm diese nicht zuteil werden, so wisse er kein anderes Mittel, als bei seinen Freunden in Nürnberg für den Rest seines Lebens Unterschlupf zu suchen. Unter dem 3. Juni 1662 verlieh der Kurfürst Gärtner, der unter seinem Vorgänger Anselm Kasimir etliche Jahre Hofmaler gewesen, die erbetene Personalfreiheit. Bezeichnend für Johann Philipps Regierungssystem sind dabei die Worte: „Nuhn kommen Wir zwahr zu dießer undt dergleichen Befreyhungen sehr ungern, Indeme alhießige Unsere Bürgerschafft deß tragendten Lasts — wie Wir gehrn gnädigst sehen wolten — auff solche weiß nicht erleichtert wurdtet."

3. *Hermann Biller,* Kunstmaler. Gegen diesen klagt[36]) am 9. Mai 1663 bei dem Stadtrate der Brudermeister der Krämerzunft. Biller wohne auf gewisse Kondition in dem Monplaisier,[37]) dem Hochzeitshause, und belästige die Hochzeitsgäste der Krämerzunft; dadurch verschaffe er ihrem Zunfthause einen schlechten Ruf. Biller erklärte daraufhin, er sei in einem Falle gröblich beleidigt worden, sonst habe er mit den Gästen keine Händel gehabt. Der Stadtrat beschloß, daß Biller am 17. Juni, an dem sein Hausbestand ablaufe, ausziehen solle.

4. *Hans Jakob Eger,* Maler aus Frankfurt. In der Sitzung des Stadtrates vom 10. September 1664[38]) wurde folgendes bekannt gegeben: Hans Jakob Eger, Maler aus Frankfurt, hat Mandato Eminentissimi dem Herrn Gewaltsboten als ein Bürger Handtreue an Eidesstatt — weil er ein kranker und abgelebter Mann ist — geleistet, ihrer kurfürstlichen Gnaden und deren Erzstift treu und hold zu sein. Weil die Stadt Frankfurt wegen seines Abzuges den zehnten Pfennig von ihm verlangte, so wurde ihm auf Nachsuchen ein Zeugnis dahin erteilt, „daß Er Bürger und der concordaten, so zwischen Maintz und Frankfort ufgerichtet, vehig seye". „Hingegen Er Eger und deßen Haußfraw wegen sothaner empfangener sonderbahren gnad versprochen, dem bürgerlichen Hospital, damit sie fürters ohne bürgerliche Ahnlag (in betrachtung sie ohne daß schlechte nahrung und ihren ufenthalt bey ihrem sohn Einem Canonico[39]) zu St. Stephan hette) pleiben mögte, Ein hundert gulden zugeben, *auch die rathstuben, da man Jhme farbe darzu verschaffen würde, nach und nach außzumahlen,* und hat (er, d. h. Eger) zu dessen Versicherung H. Heckh in ihrem nahmen parole gegeben".

5. *Valentin Krambs,* Maler. Er befindet sich unter den Bürgern, die der Rat im Juni 1665 aufnimmt.[40]) Er war fremd und Kalvinist. Deshalb beschloß[41]) der Stadtrat am 28. August 1667, Krambs solle „entweder ferneren schutzes alhie verlustiget sein oder aber die catholische religion ahnnehmen". Im Jahre 1687 weilt Krambs noch in Mainz.

6. *Simon Franziskus Ehrlich*, Maler. Ihm, der zu „Neuß" in Schlesien gebürtig war, und dessen Vater Simon noch daselbst wohnte, sowie der Jungfrau Ursula, Tochter des Hermann Möring, Kornschreiber zum neuen Haus in Westfalen, gab[42]) der Stadtrat am 2. Januar 1669 einen Ausheischezettel.

7. *Jost Bickhardt,* Maler. Am 18. Dezember 1669 legte[43]) dieser Maler und „Bediente" (= Bedienstete) des Freiherrn von Boyneburg dem Stadtrate seine Personalfreiheit in originali vor; letztere war unter dem 7. Dezember 1669 (von dem Kurfürsten Johann Philipp) in Würzburg ausgestellt. Kraft dieser Urkunde war Bickhardt

als angenommener Hofmaler von aller Hut ſowie von Wacht- und Frondienſt u. dergl. befreit. Dieſe Perſonalfreiheiten galten nur für beſtimmte Zeiträume. Deshalb mußten ſie erneuert und dann dem Rate wieder vorgelegt werden. So zeigte[44]) Bickhardt eine neuausgeſtellte Urkunde am 31. Juli 1675 dem Rate vor. Kurfürſt Karl Heinrich, der am 9. Januar 1679 in Beſitz des Mainzer Erzſtiftes kam, nahm[45]) bereits am 23. Februar 1679 Joſt Bickhardt „umb ſeiner guten Mahlerey-Kunſt willen“ zu ſeinem Hofmaler an und verlieh ihm Perſonalfreiheit, d. h. Befreiung von Hut, Wacht-, Frondienſt und Einquartierung. In der Ratsſitzung vom 3. April 1683 (V. D. A. 1683—1686 S. 99) beſchwerte ſich Joſt „Pickard“ über den italieniſchen Maler (vielleicht der unter Nr. 8 genannte Richi), daß derſelbe entgegen dem ergangenen Dekret mehr als einen Geſellen halte, ferner darüber, daß ſich *Friederich* und *Berg*, ebenfalls Maler, in Mainz aufhielten, arbeiteten und ihm (Bickhardt) die Nahrung abſchnitten, ohne daß ſie ſich hier zünftig gemacht hätten oder Beiſaßen wären. 1687 iſt Joſt Bickhardt bereits tot.[46])

8. *Ulrich Richi*, italieniſcher Maler, Beiſaße d. h. nicht ſelbſtändiger Meiſter. Er und Jungfrau Katharina, Tochter des verſtorbenen Beiſaßen Karl Kaſpar erhielten auf Befehl (des Gewaltsboten) am 12. Juni 1675 einen Ausheiſchezettel;[47]) er ſollte jedoch innerhalb eines Vierteljahres ſeinen und ſeiner Hausfrau Geburtsbrief beibringen, ſonſt ſolle er ohne kurfürſtlichen Befehl nicht in der Stadt geduldet werden.

9. *Philipp Peter Appel*, Maler. Am 11. Juni 1680 nahm[48]) man ihn, der ortsfremd war, unter die neuen Bürger auf und vereidigte ihn. Im Jahre 1687 läßt er ſich noch in Mainz als Häuſerbeſitzer nachweiſen.[49])

10. *Jorg Friedrich Heß* (oder Heſſe), Maler. Ihm, der aus Eibenſtock in Sachſen gebürtig war, und deſſen Vater Hans Chriſtoph Heß noch als Spengler daſelbſt wohnte, ſowie der Jungfer Maria gab[50]) der Stadtrat am 9. Juli 1681 auf Befehl des Gewaltsboten einen Ausheiſchezettel. Die Jungfrau Maria war die Tochter des verſtorbenen Karl Kaſpar, der unter dem Oberſten Claris als Soldat gedient hatte. Als der Ausheiſchezettel ausgeſtellt wurde, hatte Heß noch nicht die Abſicht, ſich in Mainz bürgerlich niederzulaſſen.

11. *Georg Philipp Verr*, Maler. Ihm gehörte nach der Stadtaufnahme von 1687[51]) das Bierhaus zum großen Schieferſtein und das daneben gelegene Wohnhaus.

12. *Anton Roulandt*, Maler. Am 11. März 1688 entſchied[52]) der Stadtrat in der Klage, die Konrad Kurmann, Wirt im Rieſen, gegen den Maler Anton Roulandt wegen Zehrung und Logiament erhob.

13. *Johann Beſſmer*, Hofmaler. In der Hattſteiniſchen Chronik (Mainz. Stadtbibl.) S. 194 werden die Kunſtmaler Le Clair und Beſemer zum Jahre 1679 unter dem kurfürſtlichen Hofſtaate aufgeführt (gütige Mitteil. von Dr. Heidenheimer). Er kommt[53]) bereits 1689 in Mainz als Beſitzer eines Hauſes auf der Bleiche vor. Er wird aber erſt am 9. Juni 1693 als Ortsfremder unter die Mainzer Bürger aufgenommen.[54])

14. *Görg Lenhard Danner*, Maler. Unter den neuen Bürgern, die 1702 aufgenommen wurden,[55]) befindet er ſich; er iſt wie ſeine Frau ortsfremd.

15. *Philipp Bickhardt*, Maler. Am 6. Auguſt 1705 wurde bei dem Stadtrate ein Ausheiſchezettel begehrt[56]) für Philipp Bickhardt, Maler, den Sohn des früheren Mainzer Hofmalers Jodocus Bickhardt, und Maria Salome Botthin, Tochter des verſtorbenen kurfürſtlichen Trabanten N. Botth.

c) Glasmaler

Über ſolche finden ſich für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts folgende Nachrichten:

Der Glasmaler und Bürger *Johann Berncaſſel* iſt laut einer Urkunde vom 24. Juli 1652 von ſeiner Frau Anna Maria Lauffin geſchieden (Mainz. Stadtbibl.; gütige Mitteilung von Dr. Heidenheimer).

Am 23. Januar 1664 klagte[57]) die Glaſerzunft bei dem Stadtrate über die Störer (ihres Gewerbes) auf der Schanze ſowie über „den Glasmaler“, daß er ſich nicht in ihre Zunft begeben wolle und fremde Meiſter zur Verfertigung der Fenſter an ſich ziehe, alſo ihre Nahrung ſchwäche. Wie der Rat dieſe Klage inbetreff des Glasmalers entſchied, iſt nicht erſichtlich.

In der Stadtaufnahme[58]) von 1687 wird ein Haus verzeichnet, das der Gattin des verſtorbenen Glasmalers *Johann Wilhelm Vehling* gehört.

Am 12. Februar 1691 liegt[59]) dem Stadtrate ein Geſuch des Glasmalers *Karl Heinrich Velten* und ſeines Schwagers, des Schneiders und Stäblers im Dome, Heinrich Koch vor; ſie wollen bei dem Hoſpital zum Floß auf ihre Behauſung am Flachsmarkt eine Hypotheke von 300 fl machen.

d) Der Kupferstecher Nikolaus Person

Über die äußeren Lebensverhältniſſe dieſes vielſeitigen und fruchtbaren Künſtlers iſt nicht allzuviel zu ſagen. Er ſtammte aus Longwy in Lothringen und war der Sohn des Oberſtleutnants Wilhelm Perſon, der unter dem Herzog von Lothringen als Offizier gedient hatte. Wann Nikolaus Perſon nach Mainz kam, iſt nicht überliefert. Kurfürſt Johann Philipp war es, der ihn entweder nach Mainz einlud oder bei einem Beſuche der Stadt hier feſthielt. Denn Perſon war noch lange nach Johann Philipps Tod († 1673) deſſen eingedenk, was er dieſem verdankte. Als er 1696 die Bildniſſe der Mainzer Erzbiſchöfe herausgab, da ſetzte er unter den warmen Nachruf, den er genanntem Kurfürſten widmete, die Worte: Incidebat Aeternitati — Nicolaus Perſon ipſius ope ſculptor et geometra. Dieſe Begünſtigung durch Johann Philipp nahm vor dem 4. Auguſt 1668 ihren Anfang. Denn an dieſem Zeitpunkte iſt Perſon bereits Kupferſtecher bei Hofe und mit der Tochter eines Mainzer Bürgers, des Krämers Franz Eberhardt, verlobt.[60]) Am 21. Auguſt 1668 folgte die Verheiratung.[61]) Dieſer Ehe entſtammten, ſoweit wir wiſſen, ſechs Kinder. Die Paten, welche Perſon für ſeine Knaben und Mädchen ausſuchte,[62]) ſind ein Beweis dafür, daß er in gebildeten und vornehmen Kreiſen Zutritt hatte. Dieſen verſchaffte ihm ſeine Kunſt ſowie ſeine allgemeine Bildung. Wie gut es um dieſe beſtellt war, offenbaren die zahlreichen Diſtichen, mit denen er hohen Gönnern ſeine Werke überreichte. Freilich tritt gelegentlich auch einmal ein recht häßlicher Zug[63]) bei Perſon zu Tage, Streitſucht und Leidenſchaft.

Die Tätigkeit Perſons war eine ungemein vielſeitige. Das zeigt vor allem das nachfolgende Verzeichnis ſeiner Arbeiten. Doch beſchäftigte ihn keineswegs nur die Herſtellung und Publikation von Kupferplatten. Er führte auch den Titel Geometer, Ingenieur, machinator operum bellicorum und utriusque architecturae profeſſor, das heißt wohl, er war Zivil- und Militäringenieur, Maſchinenbauer und Architekt. Gelegentlich ſehen wir ihn auch einmal als praktiſchen Geometer arbeiten. Im Auguſt 1696 dachte nämlich der Mainzer Stadtrat daran,[64]) da „uff der ſchantz alhier im graben eine ſtarckhe Waſſerquell ſich befinde“, dieſe in die Stadt zu leiten. Zu dieſem Ende benötigte man mancherlei Vorarbeiten. U. a. meinten die Stadträte, „könnte man das Waſſer durch hieſigen Kupfferſtecher perſon abwiegen und einen überſchlag machen laſſen, wie hoch der Waſſerfall (der Quelle) in die Statt ſeyn würde“.

Wie ſich die Lebens- und Vermögensverhältniſſe Perſons in Mainz geſtalteten, wiſſen wir nicht. Er beſaß[65]) auf der Bleiche ein eigenes Haus. In der Frühe des 15. Juli 1710 ſtarb[66]) er, geſtärkt durch die heiligen Sterbeſakramente, eines frommen Todes.

Folgende Titel ſeiner Arbeiten konnten feſtgeſtellt[67]) werden:

1. Woltherus Henriquez a Streuesdorff S. S. Theol. Doctor in alma Univerſitate Colon. Ordinarior. Profeſſorum ſenior Jubilarius; Dei et Apoſt. ſedis gratia ex ordine Erem. S. Auguſtini 1634 Epiſcopus Aſcalonenſis; Mog. Suffraganeus; Praepoſitus B. M. V. Erfurti. Rector Magnificus Cancellarius Theol. facult. Decanus Mogunt.

Unterſchrift am ovalen Bildrahmen: Perſon ad vivum faciebat Moguntiae 1672. Einzelblatt.

2. Bildnis mit Unterſchrift: Henricus Turnich U. J. D. Protonotarius Apoſtolicus Inſignium Eccleſiarum D. Petri B. M. V. ad grad. et S. Gangolphi Moguntiae Decanus, Cantor, et Canonicus Capitularis. Moguntiae 1672 Perſon faciebat.

Das Bildnis iſt z. B. eingeklebt in ein Exemplar Commentarium Variarumque Reſolutionum Juris Civilis Communis Et Regii Tomi Tres Francofurti 1597. Dieſes Buch ging infolge Vermächtniſſes des Dr. jur. Türnich 1674 in die Bibliothek des Mainzer Auguſtinerkonventes über.

3. Lotharius Fridericus D. G. S. Sedis Moguntinae Archiepiſcopus etc. † 1675 die 3. Junii. Unterſchrift: N. Perſon ſculpſit Moguntiae. Der Erzbiſchof liegt auf dem Paradebett. Einzelblatt.

4. Das Bildnis des Dr. Zachias[68]) 1688.

5. Moguntia | Sub Turcico Gallorum iugo | Infoelix | a glorioſa S. R. I. obſidione reddita | Foelix | Moguntiae apud Perſon 1689. | Cum privilegio. Stadtplan.

6. Ein Einzelblatt: Ein unbekanntes Wappen, geſchmückt mit zwei beſchriebenen Fahnen ſowie mit vier Engeln, von denen zwei ein flammendes Herz halten; letzteres trägt die Inſchrift: Ex toto Prov. 3 v. 5. Das ſo gruppierte Wappen flankieren zwei weibliche Geſtalten, die Juſtitia und die Pietas. In der Ecke rechts unten ſteht: Perſon ſculp. 1691.

7. Maintʒ. Ihre Fortification hatt angefang 1665. Die Frantʒoſen kamen hinein Ao. 1688, wurden aber 1689 von den Kayſerlichen undt Allijrten ausgetrieben. Unten rechts N. Perſon (aus dem folgenden Werke Perſons ſtammend).

8. Perſon Quotidiani Martis labores cum ſpecialibus tabellis propugnaculorum Fol. 1692; aufgeführt in dem Katalog der ehemaligen Mainzer Jeſuitenbibliothek; dieſer, nicht aber das Werk ſelbſt, befindet ſich jetʒt auf der Mainzer Stadtbibliothek.

9. ſeX DeVota VVLneratae, attrItae pIèqVe reſIpIsCentIs anIMae ſVſpIrIa (= 1693) fundata in variis actibus contritionis et amoris Dei ſuper omnia, pro ſpirituali poenitentium ſolatio in ſtrenam typicis formis expreſſa et reverenti corde oblata Per P. F. Wilhelmum Freylinck. Ord. Praed. Praedicatorem Generalem, Sacrae, Metropolitanae et Electoralis Eccleſiae Moguntinae Confeſſarium, Calendis Januarii. Moguntiae, Apud Georgium Chriſtophorum Schultes, Typogr. enthält ein Bild S. Hieronymus als Einſiedler vor einem Kruzifixe kniend; mit der Rechten hält er ein geöffnetes Buch; unter dieſem liegt ein Totenkopf, rechts von Hieronymus iſt eine Quelle, hinter ihm kauert ſich ein Löwe; in der Ecke rechts unter dem Bilde ſteht: Perſon. Die Unterſchrift des Bildes lautet: hIeronYMVs poenItens ſeCVrVs et tVtVs In antro Latet DIVInâ gratIâ roberatVs.

10. Nova Pro Tempore Sua Cuique Indifferenter Reddens *Geographia* oder Neue Tabellen durch welche gleichſam ohne mühe, alle Landt-Carten ſampt dero beygeſetʒte Zeichen zu verſtehen. Allen groſen-Potentaten-Räthen, Kriegs-Officieren, vornehmen Kauffleuten, Academiſten etc. zu dienſt ahn tag gegeben durch *Nicol. Perſon* Kupferſtecher und Ingenieur. Maintʒ· In Verlegung des Authoris (ohne Jahr).

Gewidmet iſt dieſe Schrift dem Fürſtbiſchof Lothar Franz von Bamberg. Da Lothar Franz im Jahre 1695 den Mainzer Kurhut erhielt, ſo fällt Perſons Buch zwiſchen 1693 und 1695. In der Widmung ſagt er: „das unterthänigſte andencken des Groſen Glorwürdigſt. Churfurſtn u. herrns h. Johan Philip Ew. hochf. Gnd. geweſen Ohmens höchſts. ged. u. meine ſchuldige trewſte devotion erkühnen u. verſichern mich, das dieſelbe von der Clementʒ höchſtged. Churf. nimmermehr degenerieren werden.“ . . . Im Gegenſatʒ zu den geographiſchen Verzeichniſſen, aus denen das Buch beſteht, iſt der Schmuck des Werkes auch heute noch von größtem Intereſſe. Es kommen dabei in Betracht: das Titelblatt, das Widmungsblatt, die Tafel, welche die Erklärung der Zeichen enthält, jene, welche der geographiſchen Einteilung (er nennt es: Abtheilung) der Weltkugel vorausgeht, endlich jene Tafeln, welche ſich zu Beginn der Weltteile Europa, Aſien, Afrika und Amerika finden. Am Schluſſe hat Perſon wieder eine Kupfertafel mit der Inſchrift: Cuique ſuum dediſſe ſatis. Moguntiae ex Iconographia Nicol. Perſon. Zu bemerken iſt noch, daß der Text nicht gedruckt, ſondern ebenfalls durch Kupferplatten hergeſtellt iſt; infolgedeſſen ſind die Textſeiten nur einſeitig benutʒt.

11. Novae Archiepiſcopatus Moguntini Tabulae. Moguntiae Sumptu N. Perſon. Enthaltend ein doppelſeitiges Titelbild, ein Titelblatt, ein Widmungsblatt, welches das Werk dem Mainzer Kurfürſten Anſelm Franz von Ingelheim (1679—1695) und dem Mainzer Domkapitel zueignet, ein Blatt mit einem Notarum Clavis und ſechzehn doppelſeitigen Karten, die an einer oder an zwei Stellen figuralen Schmuck haben. Dieſen Karten ſchließen ſich in dem Exemplar der Mainzer Stadtbibliothek vier andere an. Die erſte trägt die Inſchrift: Archiepiſcopatus et Electoratus Moguntini una cum adjacentibus repraeſentatio Eminentiſſimo ac Celſiſſimo Principi ac Domino D. Lothario Franciſco S. Sedis Moguntinae Archiepiſcopo etc. S. H. N. Perſon Aut. Die erſte dieſer vier Karten bringt die Gebiete weſtlich und öſtlich des Rheinſtromes von Speyer bis Nackenheim bei Oppenheim, der öſtliche Grenzpunkt iſt etwa Heidelberg, der weſtliche der Einfluß der Simmer in die Nahe. Die zweite Karte gibt das Gebiet nördlich der erſten; als äußerſten Punkt in dieſer Richtung gibt die Karte Gießen. Die dritte Karte ſchließt ſich öſtlich an die zweite an und reicht in weſt-öſtlicher Richtung von Hanau bis Schweinfurt. Ein Teil der gefürſteten Abtei Fulda iſt durch eine Beikarte bedeckt, die mit der Aufſchrift verſehen iſt: Satrapiarum Mogonarum In Landgraviatu Haſſiae ſitarum ſub ſcala minori annexa Repraeſentatio. Die vierte und letʒte Karte ſchließt ſich ſüdlich an die vorangehende an und reicht im Süden etwa bis Wimpfen. Dieſe Karte trägt gleichſam als Schlußſchrift die Bemerkung: Moguntiae Apud Autorem Nicol. Perſon Utriusque Architecturae profeſſorem et Geometram Cum Privilegio Em^mi^ Princip. Elect. Mog. D. ſui Clementiſſimi. Dieſe vier zuletʒt genannten Karten des Mainzer Erzſtiftes haben ſich auch in einem

Druck auf gelber Seide erhalten (Bildgröße 118×79 cm). Die vier Teile der Geſamtkarte wurden einzeln gedruckt und dann mit peinlicher Genauigkeit aneinander genäht, ſodaß die einzelnen Stücke völlig zuſammenpaſſen. Der ſcharfe Abdruck, der z. B. die einzelnen Schattierungen deutlich hervortreten läßt, ſowie der wirkſame Gegenſatz zwiſchen dem ſchwarzen Druck und der gelben Grundfarbe erhöhen den vornehmen Geſamteindruck dieſer tadellos erhaltenen Karte. Sie gehört Herrn Beigeordneten Heuerling in Wimpfen und wurde dem Verf. durch Herrn Benefiziaten Roßkopf gütigſt vorgelegt. Es war wohl dieſes eigenartige Schauſtück einſtmals als Dedikationsexemplar für eine hohe Perſönlichkeit, vielleicht für den Kurfürſten Lothar Franz ſelbſt beſtimmt.

12. Excellentiſſimo ac Illuſtriſſimo Domino D. Joanni Carolo Libero Baroni de Thüngen a Zeitloß, Burgſinna, Volckerſteyer, et Weickersgruben S. C. M. nec non Principis Elect. Mog. ſummo Rei-Armamentariae Praefecto, Duarum Legionum Praeſidi. Gubernatori Mogunt. vigilantiſſimo, optimo . . . In Amatorum amorem humillime D. D. C. N. Perſon Ingen. et ſculptor. 1695. Dieſes Einzelblatt enthält das Porträt Thüngens, umrahmt von kriegeriſchen Enblemen; darunter ſtehen elf auf Thüngen bezügliche Diſtichen.

13. Warhoffte Abbildungen deren Hochwurdigſten Ertzbiſchoffen und Churfurſten zu Maintz vom jahr Chriſti 1419 bis auff den jetzigen Hochwurdigſten Furſten und herrn H. Lotharium Franciſcum des Heil. ſtuhls zu Maintz Ertzbiſchoffen, des H. R. R. durch Germanien Ertzcantzlern, und Churfurſten etc. Biſchoffen zu Bamberg etc. ſampt jedes angeſtambten 4 Anchen und kurtzer anmerkung ihrer Wahl, Regierung und Tods. Mayntz Durch fleis, undt Cöſten Nicol. Perſon kuperſt. und Ingenieurs 1696. Es enthält dieſes Werk ein Titelblatt, auf dem der vorgenannte Titel von dem Wappen des Erzſtiftes und ſeiner zwölf Suffraganbistümer umrahmt iſt, ein Widmungsbild mit dem Wappen des Kurfürſten Franz Lothar von Schönborn, ein Widmungsblatt, auf dem ſich Perſon an genannten Erzbiſchof und ſein Domkapitel wendet, ein Blatt mit dem „Verzeichnus Aller Und Jeder Biſchoffen, Ertzbiſchoffen Und Churfürſten Des Hohen- Ertz- Und Dhombſtiffts Mayntz“ und endlich die Bildniſſe von zweiundzwanzig Kurfürſten, beginnend mit Konrad III. (1419—1434) und endigend mit Franz Lothar, der 1695, alſo ein Jahr vor dem Erſcheinen des Perſoniſchen Werkes, den erzbiſchöflichen Thron beſtieg. Von beſonderem Intereſſe wäre die Frage, welcher Vorlagen ſich Perſon bei den Bildniſſen der einzelnen Kurfürſten bediente. Wenn ſie auch hier nicht abſchließend beantwortet werden kann, ſo mögen doch einige Beobachtungen an dieſer Stelle ihren Platz finden. Im allgemeinen läßt ſich ſagen, daß die Bilder der älteren Zeit weniger gelungen ſind, dagegen geben ſie, ſoweit ſie dem 17. Jahrhundert angehören, im weſentlichen die Züge der Mainzer Kirchenfürſten wieder, die auch auf anderen Stichen dieſer Zeit hervortreten. Ein ſolcher Unterſchied in den Bildniſſen läßt ſich nicht etwa damit erklären, es habe Perſon für die ältere Zeit an guten Vorlagen gefehlt; denn für eine Reihe der Erzbiſchöfe hätten die Denkmäler des Mainzer Doms die Vorbilder abgeben können und müſſen, ſo für Konrad III., Diether von Iſenburg, den Verweſer Albrecht Herzog von Sachſen, Berthold von Henneberg u. a. Von einer Wiedergabe der Geſichtszüge dieſer Kurfürſten kann aber nicht geſprochen werden. Zwar lag bei Darſtellung des Verweſers Albrecht dieſe Abſicht vor; denn Perſon bemühte ſich die Jugendlichkeit Albrechts wiederzugeben und hielt ſogar an der Agraffe des Pluviales feſt, indem dieſe da wie dort der heilige Georg ſchmückt; aber aus dem feingeſchnittenen Köpfchen des Adminiſtrators iſt bei Perſon ein längliches, alltägliches Geſicht geworden. Dagegen entſprechen, wie bereits betont wurde, Perſons Kurfürſten des 17. Jahrhunderts im allgemeinen den auch ſonſt vorhandenen Bildniſſen dieſer Kirchenfürſten. Namentlich haben Damian Hartard von der Leyen und Franz Anſelm von Ingelheim in der Perſoniſchen Auffaſſung mit den Denkmälern im Mainzer Dome auffallende Ähnlichkeit.

Die Perſoniſchen Bilder der Kurfürſten ſind demnach von ſehr verſchiedenem Werte, wie dies wohl bei eingehenderer Unterſuchung noch mehr zutage treten dürfte. Aber trotzdem haben ſie wiederholt zur Vorlage gedient und ſind geradezu kopiert worden.

Die Bildniſſe Adolfs von Naſſau und Diethers von Iſenburg, die Georg Helwichs Moguntia devicta 1715 beigegeben wurden, ſind genaue Wiederholungen der Perſoniſchen Stiche, nur in verkleinertem Formate. Ebenſo hat H. Knodt in ſeine Commentationes hiſtoricae de Moguntia litterata I et II 1752 Perſons Titelblatt mit Varianten, das Verzeichnis aller und jeder Biſchöfe

uſw. ohne Veränderungen, aber mit Nachträgen im Texte, die Bildniſſe der Kurfürſten Johann Schweickhardt von Kronberg, Anſelm Kaſimir von Wambolt und Karl Heinrich von Metternich unter Änderungen der Legenden übernommen. Letztere beſorgte wie einzelne neue Tafeln der Univerſitätskupferſtecher Wilhelm Chriſtian Rücker bezw. H. Cöntgen.

Auch als der genannte Rücker ſeine Bildniſſe der Mainzer Kurfürſten etwa um 1752 herausgab, benutzte er die Perſoniſchen Vorlagen. Freilich bemühte er ſich die Selbſtändigkeit zu wahren; deshalb änderte er z. B. die Stellung des Kopfes, die Bekleidung oder Bedeckung des Hauptes. Daß Rücker auf dieſe Weiſe Perſon zurückdrängte, läßt ſich wohl kaum behaupten. Man vergleiche nur bei beiden das Bild des Kardinals Albrecht. Perſon hat Dürers Porträt des Kardinals von 1512 kopiert, Rücker dagegen ein Phantaſieſtück geſchaffen. Das ſchönſte bei Rücker ſind die Umrahmungen der Bilder.

14. Reverendiſſimo, Perilluſtri, ac Gratioſo Domino, D. Francisco Emmerico Wilhelmo a Bubenheim etc. ex Eccl. Metropol. Mogunt. Cantore, omnium Amore ac voto Decano Electo 26. Mart. 1699. Ein Einzelblatt mit allegoriſcher Anſpielung auf die Wahl Bubenheims. Auf einer Menſa iſt ein Brettſpiel mit Würfeln und Steinen ausgebreitet; von rechts weiſt eine Hand auf den gefallenen Wurf hin; von links bringen zwei Engel das Bubenheimiſche Wappen heran. Auf der Vorderſeite der Menſa ſtehen 15 Diſtichen. Die Schlußſchrift lautet: Offert Integro Veros, humilique verſus pectore Perſon.

15. Planum et Area Platearum et Domorum Civitatis Moguntinae juxta prototypon ſub Eminentiſſimo Principe Electore Joanne Schwicardo factum Renovatum vero ad uſum Camerae Electoralis 1699. N. Perſon Geometra Juratus. Stadtplan; Zeichnung in drei Farben.

16. Novum Architecturae Speculum per Nicolaum Perſon Moguntiae editum. Die Herausgabe dieſes Werkes, in dem das Jahr des Erſcheinens nicht angegeben iſt, fällt zwiſchen 1699 und 1710[69]) (dem Todesjahr Perſons); denn es iſt dem Würzburger Fürſtbiſchof Johann Philipp von Greiffenklau (1699—1719) zugeeignet. Das Werk enthält abgeſehen von dem Titel und den beiden Widmungsblättern 57 Seiten höchſt verſchiedenen Inhaltes. Es befinden ſich darin Grund- und Aufriſſe von Gebäuden, an deren Plänen Perſon keinerlei Anteil hat, ſo von der älteren Stadioniſchen Dompropſtei, von dem Eingangsgebäude der Mainzer Zitadelle uſw. Daneben begegnen uns Entwürfe Perſons, ſo einer zu dem Dalberger Hof, genannt zu den Säuköpffen, der aber nicht zur Ausführung kam, ferner ein ſolcher für ein Haus, das ein Herr Cremau zu Rottweyer im Elſaß erbauen wollte. Von der Sebaſtianuskapelle, welche 1666 folg. in Mainz aufgeführt wurde, gibt Perſon eine perſpektiviſche Anſicht ſowie den Grundriß. Es iſt übrigens nicht ausgeſchloſſen, daß Perſon der Baumeiſter dieſer Kapelle war. Ferner enthält das Buch Muſter für Bodenbelag, Säulen, Türen, Fenſter, Tore, Baluſtraden, Treppen, Zieh- und Springbrunnen. Damit iſt natürlich der Inhalt dieſer 57 Blätter ebenſowenig erſchöpft, wie die Frage gelöſt, warum Perſon Skizzen von bereits beſtehenden fremden Bauten wiedergab.

17. Novi Architecturae Speculi Mechanica. Moguntiae a N. Perſon edita, umfaßt 12 Blatt mit Dach- und Brückenkonſtruktionen, mit Ramm- und Hebemaſchinen.

18. Novi Architecturae Speculi Hortenſia Moguntiae N. Perſon excud. enthält 10 Blatt. Von dieſen ſind vier dem Schönborniſchen Garten in Mainz gewidmet; eins behandelt die Orangerie in Geibach; andere geben Entwürfe für Blumenbeete und dergleichen.

19. Moguntia ab oriente. Standpunkt für dieſen kleinen unbedeutenden Stich iſt die Hochheimer Höhe. Auf folgende gleich undeutliche Punkte außerhalb Mainz wird durch Legenden erwieſen: Hortus electoralis, Favorita dictus; Carthuſia in monte St. Michaelis; Clauſtrum virginum vulgo Paenitentes; Pagus Weiſenaw; Sta. Crux, H. Kreutz; oppidum Caſſel; oppidum Coſtheim. Rechts unten: Perſon exc. Entſtanden nach 1701.

20. Ichnographia ſive Planum Carthuſiae montis S. Michaelis prope Moguntiam Nicolaus Perſon retulit 1708. Wagner-Schneider, die vormaligen geiſtlichen Stifte im Großherzogtum Heſſen II. Bd. gibt auf einer Tafel dieſen Situationsplan wieder.

Dazu kommen folgende undatierbare Werke Perſons:

21. Ein Einzelblatt, eingeklebt in eine leere Decke (Mainz. Stadtbiblioth.). Wie es ſcheint, iſt nur die Hälfte des Stiches noch vorhanden. Die Malerei, mit Helm und Harniſch angetan, ſitzt mit Pinſel und Palette vor einer Staffelei. Ihr Blick iſt nach aufwärts gerichtet, wo ein Engel ſchwebt; dieſer hält in der Rechten einen leer gebliebenen Bilderrahmen; in der Linken trägt

er eine mächtige Poſaune. Auf dem einen Bein der Staffelei ſteht: N. Perſon fecit Mogunt. Zur Rechten des Malerei liegt ein großer Schild am Boden. Bei dem ganzen Bilde handelte es ſich wohl um eine Verherrlichung eines Kriegshelden.

22. Perſon, Geographia totius orbis; aufgeführt in dem Katalog der ehemaligen Kartauſe bei Mainz; dieſer, nicht aber das Werk ſelbſt, befindet ſich jetzt auf der Mainzer Stadtbibliothek.

23. S. Stephanus Protomartyr Eccleſiae Moguntinae; in der Ecke rechts unten: Perſon. Eingeklebt in den Liber vitae Eccleſiae Colleg. S. Stephani Mogunt. (Handſchrift der Mainzer Stadtbibliothek). — Dazu kommt noch allenfalls nach Naglers Angaben im Künſtlerlexikon XI S. 131:

24. Die ſchlafende Venus auf dem Ruhebette nach Titian kl. qu. fol.

25. „Er iſt vermutlich auch jener Künſtler, der nach Simonneau eine Allegorie geſtochen hat, die Religion mit der Tiara auf dem Haupte vorſtellend, wie ſich bei ihrem Anblicke die Laſter zerſtreuen; zu ihrer Linken ſtehen die Kirchenväter. Dieſes Blatt iſt gegen 1715 geſtochen"[70]) (Nagler).

Die vorſtehende Aufzählung der Perſoniſchen Arbeiten beruht auf den Beſtänden der Mainzer Stadtbibliothek. Wie wenig dieſe erſchöpfend iſt, beweiſt das Teſtament einer Tochter Perſons. Dieſe, Maria Katharina mit Namen, geboren am 19. Auguſt 1688[71]) und geſtorben[72]) am 2. März 1748, vermachte[73]) die Kupferplatten des Vaters zum größten Teil dem Mainzer Jeſuitenkolleg.[74]) Dieſem Umſtand verdanken wir die nachfolgenden höchſt wertvollen Angaben.

Catalogus deren Kupferplatten. 1. Die groß Maynzer Landcharta in 4 groſen platten beſtehend. 2. Die Trieriſche groſe Landcharte in 9 platten beſtehend. 3. Die Luxemburger Charte in 2 groſen platten beſtehend. 4. Die Elſaßer dito in 3 groſen platten. 5. Pfältziſche Landcharte 2 groſe platten. 6. Katzen Ehlenboger dito 1 groſe platt. 7. Neckariſche charte 1 groſe platt. 8. Straßburger dito 1 groſe platt. 9. Ein groſes crucifix in 3 platten beſtehend. 10. Daß H. Creutz von Creutzenach in 2 groſen platten. 11. Daß hochw(ürdigſte) Guth, ein platt klein realgröße. 12. Die Mutter Gottes von Paſſau dito größe. 13. Die Mutter Gottes mitt einem ſchlafenden Jeſuskind und St. Joannis gros realgröße. 14. Daß Churmäntzer Reſidentzſchloß Joannesburg zu Aſchaffenburg. 15. Ein Contrafait Churf. Ingelheim ſeel. gros Imperialgröße. 16. Ein Buch von denen Churfürſten in 26 platten beſtehend. 17. Ein Buch von proportion des menſchen ſowohl für mahler als bildhauer dienlich. 18. Ein Buch genant novum architecturae Speculum für aller ley bawleuth dienlich, beſtehend in 82 platten. 19. Ein Buch mitt nahmen Symbola und ſchwalbacher Cur-buch in 56 platten. 20. Ein geographiebuch in 57 platten. 21. fueſt ſäulenbuch der Architectur ſambt daß ſchloß zu Aſchaffenburg mitt ſeinem grundtriß und 32 platten. 22. Geibacher luſtgarten und grundriß deß ſchloß daſelbſt 24 platten. 23. 131 ſtück bilderplatten in quarto. 24. 168 bilderplatten. 25. Daß romaniſche ſchachſpiel und regir Spiel ſambt 4 Kupfer, wie auch vorräthigen abdruck ſowohl von landcharten alß bilder. 26. 2 Kupferne preßen ſambt drucktücher und eine buchtruckerpreß.

Es wäre zu wünſchen, daß Nikolaus Perſon, dieſer gewandte Zeichner und dieſes ebenſo erfindungsreiche wie vielſeitige Talent eine fachmänniſche Würdigung erführe. Dieſe allein kann darüber Aufſchluß bringen, welcher Schule Perſon angehört, und inwieweit er originell oder Kompilator iſt. An Stoff würde es für eine ſolche Arbeit ſicher nicht fehlen; denn gewiß laſſen ſich noch manche der Perſoniſchen Arbeiten, welche der Teſtamentsauszug erwähnt, in deutſchen Bibliotheken nachweiſen.

e) Kunsthandwerker

Von den genannten Bildhauern und Malern würde vielleicht mancher, wenn ſeine Werke bekannt wären, nicht die Bedeutung haben, die dem tüchtigen Kunſthandwerker ohne weiteres zugeſprochen wird. Von den Vertretern letztgenannter Richtung laſſen ſich mehrere für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in Mainz nachweiſen.

Als *Glockengießer* ſind in dieſer Zeit tätig:

1. *Chriſtian Klapperbach.* Es iſt aber ſicher zwiſchen zwei Vertretern dieſes Namens zu unterſcheiden; denn die zweite Glocke in Aßmannshauſen[75]) iſt im Jahre 1578 von einem Chriſtian Klapperbach gegoſſen und 1646 wurde die Salusglocke der Mainzer Emmeranskirche von einem Träger des gleichen Namens umgegoſſen. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir in erſterem den Großvater und in letzterem den Enkel vermuten.[76]) Dieſer war 1626 mit Anna, geborene Betz, in der Emmeranskirche getraut worden.[77]) Ein naher Verwandter von ihm iſt der kurfürſtlich mainziſche Kammerherr Wilhelm Klapperbach. Wenn nun deſſen Witwe zwölf ſilberne Becher, zwölf ſilberne Löffel mit Bildern der zwölf Apoſtel, zwei ſilberne Salzkannen und vierundzwanzig Zinnteller mit breiten Borten hinterließ,[78]) ſo dürfen wir in dieſem Nachlaß Erzeugniſſe der Klapperbachiſchen Kunſtfertigkeit erblicken; Glockengießer

befaßten sich ja im Mittelalter und auch später mit Arbeiten, die heute Gürtler, Zinngießer und Silberschmiede fertigen.

2. *Simon Michelin.* Er goß nachweislich im Jahre 1681 die größte Glocke in Rockenberg (Arch. für Hess. Gesch. XV. S. 516); 1687 ist er bereits tot; denn die Stadtaufnahme aus diesem Jahre verzeichnet (Nr. 225) eine Behausung, welche der Witwe des Glockengießers Simon Michelin gehört.

3. *Kaspar Roth.* Unter den neuen Bürgern, die der Mainzer Stadtrat am 21. Juli 1672 vereidigte,[79]) befand sich „Caspar Rodt, glockengießer"; er und seine Frau waren nicht aus Mainz.

4. *Christoph Roth.* Am 31. August 1674 gibt[80]) der Mainzer Rat dem Christoph Rodt, Glockengießer von Aschaffenburg, der Zeit „Connestabel" d. h. Stückmeister[81]) zu Mainz, und Sophie der Witwe des Bürgers und Schuhmachers Kaspar Schaaf einen Ausheischezettel. Übrigens goß auch späterhin noch ein Mitglied der Familie Roth, Georg Christoph mit Namen, Glocken und zwar in der Zeit von 1711[82]) bis 1736.[83])

Als *Orgelmacher* lebten während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Mainz:

1. *Peter Geißel.* Er besitzt 1687 ein Haus im Tempelgäßchen.[84])

2. *Hans Jakob Dahm.* Ihn nahm der Stadtrat am 12. Mai 1698 unter die neuen Bürger auf;[85]) er wie seine Frau waren ortsfremd.

Als *Spiegelrahmer* und *Verfertiger von Wandleuchtern* mit Spiegelhintergrund erscheint, freilich etwas später als alle vorgenannten Künstler und Kunsthandwerker, der Mainzer Bürger und Hoftrabant *Anton Wermelskirch.* Über ihn erhalten wir Aufschluß durch den Eintrag, der am 28. April 1732 in die Mainzer Vizedominatsakten gemacht wurde. Er lautet:[86]) „Churfürstl. regierung befehlt per rescriptum, hiesigen burger und hoff Trabanten anton wermelskirch über sein treibendes spiegel commercium zu vernehmen, welcher dan sogleich ad senatum vorgefordert worden und hat derselbe dieses commercij halber folgende erklährung gethan, daß Er nemblich all das spiegelglaß und die hierzu erforderliche folia respective dahier bey dem hoffglaser oder zu franckfurt in dem Churfürstl. Spiegelmagazin oder zu Lohr[87]) selbsten in der manufactur kauffen thate und anhero bringen liese, folglich dem herrschaftlichen interesse und gedachter Spigelmanufactur keine Tort oder schaden zufügete, und gleichwie ja männiglich erlaubt seye, umb seine spigel höltzerne, messingene, geschnitten oder ungeschnittene rahmen mit und ohne Zierrath machen zu lasen, also verhoffe Er auch, daß ihme ohnverwehret seyn werde, dergleichen von glaß zu schneiden und zu verfertigen; wie Er dan sogleich Ein von seiner arbeit verfertigten oder nach seiner arth aptirten spigel producirte, woran nichts anderst als auff eine besondere arth seine auff das glaß geschnittene arbeit, welche ohne dem seinem vorgeben nach auff solche arth zu Lohr nicht gemacht würde, zu sehen; wordurch Er erweisen wollte, daß damit der dasigen Spigelmanufactur der geringste eingrieff oder schaden nicht geschehen thäte und solte ihn Gott davor behüten, daß Er das daselbsten fabricirte glaß verachten sollte oder jemahls verachtet habe, weilen Er ja selbsten dergleichen verarbeiten und ihnen abkauffen thue." Der Stadtrat beschloß, den erforderten Bericht unter Einsendung des Protokolles an die kurfürstliche Regierung zu erstatten und zugleich den produzierten gläsernen „Wandleuchter" durch den beklagten Wermelskirch überbringen zu lassen, im übrigen aber weiteren Befehl abzuwarten.

Alle die gegebenen Nachweise sind naturgemäß einseitig. Sie entstammen zumeist den Vizedominatsakten, d. h. den Protokollen des Mainzer Stadtrates. Mit diesem kamen die Künstler aber nur dann in Berührung, wenn es sich um Aufnahme in den Bürgerverband, um Befreiung von bürgerlichen Lasten oder Ausheischezettel handelte, und wenn sie als Kläger oder Beklagte erschienen. Aber vielleicht begegnen die genannten Männer als Jünger oder als Meister der Kunst da und dort wieder. Dieses könnte allmählich zu einer richtigen und sicheren Würdigung dieser Männer und der künstlerischen Bestrebungen führen, die zweifellos in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die maßgebenden Kreise in Mainz beherrschten. Ein solcher Erfolg bedeutete einen Gewinn für die Lokalhistorie und eine Bereicherung der allgemeineren Kunstgeschichte.

Anmerkungen

1. *Zeitlich* reihen sich diese neuen Altäre folgendermaßen aneinander (diesen Angaben sind die Inschriften zu Grunde gelegt, die Bourdon in dem handschriftlichen Werke Epitaphia in ecclesia metropolitana Mogunt., Eigentum der Mainzer Seminarbibliothek, mitteilt. Ein Sternchen bedeutet, daß der betreffende Altar in dem Dome oder an dem bezeichneten Orte noch vorhanden ist): Altare

S. Chiliani im Ostchor 1596; *Altare S. Petri ad vincula nach 1601; Altar in der Allerheiligenkapelle 1604; *der Altar in der Johanniskapelle 1607 (Bourdon am a. O. gibt fälschlich im Gegensatz zur Altarinschrift das Jahr 1703 an); Altare S. Crucis im Ostchor 1608; Altare trium regum im Westchor 1610; Altar in der Magnuskap. 1610; Altar in der Margaretenkap. etwa 1616. Altar in der Victorkap. 1622; Altare S. Annae im Westchor 1624. Der Altar in der Andreaskapelle trug folgende Inschrift: Revdus et Praenobilis D. Joannes Philippus a Wartberg hujus metrop. necnon S. Albani et D. Virginis ad gradus Ecclesiarum Cancus, 14. Sept. 1639 pie defunctus, *altare hoc per Executores erigi disposuit*. Damit ist über das Jahr des Altarbaues selbst nichts gesagt. Über die weiteren Altaraufrichtungen, die etwa mit 1652 einsetzen, gibt oben der Text Aufschluß.

2. Damals entfernte man auch den oberen Teil der Doppelkapelle des heiligen Martinus, der sich im Mittelschiffe erhob.
3. Die Aufstellung dieser beiden Seitenaltäre in der Pfarrkirche zu Bodenheim ist dieselbe. Denn auf der Epistelseite kommt stets das zeitlich Frühere, auf der Evangelienseite das zeitlich Spätere zur Darstellung. Auf der Epistelseite wird das alte Testament oder das Leiden Christi, auf der Evangelienseite das neue Testament oder die Auferstehung Christi dargestellt. So geht auch das Leiden Christi zeitlich und ursächlich dem Mariens voraus.
4. Vergleiche Schrohe, Johann von Heppenheim, gen. von Saal. Ein Mainzer Domherr des 17. Jahrhunderts, Festschrift zu Ehren des Prälat Schneider, 1906 S. 150.
5. Repertorium für Kunstwissenschaft Bd. XXV S. 89—97 und S. 483.
6. V(ize) D(ominats-)A(kten) auf der Mainzer Stadtbibliothek Band 1670—1674 S. 24a. Diese haben ihren Namen daher, weil die Sitzungen des Rates unter dem Vorsitze des kurfürstlichen Vizedominus stattfanden.
7. V. D. A. Bd. 1670—1674 S. 27a.
8. Ebenda S. 38b.
9. Kirchenbücher von St. Quintin (Mainzer Standesamt) I. Bd. S. 51. 1671 4. August copulati sunt Mathias Rauchmüller pictor Mathiae Rauchmüllers civis et lanionis zu Zell am Unterseeh ohnweit Costnitz et pudica virgo Anna Maria Dni Henrici Münchs civis et mercatoris hic Mogunt. filia legitima.
10. Stadtaufnahme von 1687 (Mainzer Stadtbibliothek) Bezirk: Von der Jesuiter Schuelen nach der Quintinsgassen, durch die betzelsgassen bey dem Prediger Kloster herumb bis wider an die Schulen. Nr. 644 der Storch. Nr. 645 „Eine Eckbehaußung sambt bronnen ahn der betzelsgaßßen gegen St. Quintin über ist aigen Annae Mariae Rauchmüllerin."
11. Schrohe, Geschichte des Reichklaraklosters in Mainz S. 47.
12. Dr. Fr. Schneider, Von den Denkmälern des Mainzer Domes I. Mainz 1902 S. 7.
13. Ebenda S. 7.
14. Ebenda S. 6.
15. Diese Möglichkeit darf nicht kurzer Hand zurückgewiesen werden. Bourdon gibt beispielsweise an, der Altar der Johanneskapelle sei 1703 errichtet worden; in der Tat rührt er nach der heute noch vorhandenen Inschrift aus dem Jahre 1607 her.
16. V. D. A. Bd. 1664—1669 S. 256b.
17. Ebenda S. 288a.
18. Die Gattin Harnischs war eine Tochter des kurfürstlichen Pistorbäckers und Bürgers Konrad Brick(en) auf der Löhrgasse. Mit Katharina Brick(en) war Harnisch bereits im Oktober 1663 verheiratet, Protoc. Facult. Medicae Mogunt. S. 133. Aus den Taufregistern (Kirchenbuch von St. Quintin) lassen sich sechs Kinder nachweisen: S. 203, 1663 24. Oktober Joseph, auch Bildhauer, siehe unten; S. 207, 1665 15. Juli Anna Regina; S. 236, 1670 13. Juli Catharina, Patin die Frau des Ratschreibers Hell; II. Bd. 1672 18. März Clemens, Pate Clemens Hinck, Steinmetz; 1676 März Sebastianus, Pate Sebastian Majer kurf. Steinschneider und Wachsposierer; 1680 7. November Christoph, Pate Christoph Küchler, Buchdrucker.
19. V. D. A. Bd. 1687—1694 S. 62a. Sitzung vom 18. August 1687.
20. Denn am 16. September 1687 bezeichnen die Ratsfreunde, welche die Stadtaufnahme machen, ein Haus auf dem Markte als Eigentum von Arnold Harnischs Witwe; Stadtaufnahme von 1687 Nr. 792; es muß eins der Häuser Markt Nr. 5—11 gewesen sein. Schaab, Gesch. von Mainz I. S. 299 gibt den Namen Harnischs nicht an. Genauer läßt sich Harnischs Tod nicht feststellen, da die Totenregister von St. Quintin für die Zeit von März 1683 bis dahin 1690 fehlen.
21. Codex diplomaticus Mog. II S. 841.
22. Diesem Gedanken ist Prof. Neeb in seinem Führer durch Mainz (Beckmann-Führer) S. 66 ziemlich nahe gekommen, wenn er auch nicht Harnisch als den Meister dieser Kunstwerke vermutete.
23. Kirchenbuch von St. Quintin I S. 203, 1663 24. Oktober Baptizatus est Josephus Harnisch Arnoldi et Catharinae Harnisch filius; patrinus Josephus Meyer.
24. V. D. A. Bd. 1695—1700 S. 488.
25. Ebenda S. 425.
26. Ebenda S. 525f.
27. Am 17. März 1732 bittet die Witwe Harnisch um Schatzungsnachlaß. V. D. A. Bd. 1731—1732 S. 75a. Ein Sohn (?) des Joseph Harnisch, Hieronymus, kommt 1742 als Inhaber eines Hütten- und Steinmetzplatzes vor. Bauakten der Mainzer Stadtbibl. 1742.
28. V. D. A. Bd. 1664—1669 S. 195a.
29. Vergl. Anm. 6 und 16.
30. Kirchenb. von St. Quintin I. Bd. S. 232, 1669 10. Mai.
31. V. D. A. Bd. 1687—1694 S. 140b.
32. Stadtaufnahme von 1687 (Mainzer Stadtbibl.) Nr. 1435 und Lista der Churfürstlichen bedienten und anderen gefreyten persohnen (Mainzer Stadtbibl.) S. 71.
33. V. D. A. Bd. 1687—1694 S. 172.
34. Ebenda Bd. 1713—1730 S. 63b f.
35. Kirchenbuch von St. Emmeran zu diesem Datum.
36. V. D. A. Bd. 1660—1663 S. 184a.
37. In der Stadtaufnahme von 1687 wird unter Nr. 1143 das Haus zum Monplaisir als Eigentum der Krämerzunft bezeichnet.
38. V. D. A. Bd. 1664—1669 S. 33b.
39. Daniel Eger kommt am 14. Juni 1662 in den Besitz des Kanonikates und stirbt am 26. Oktober 1678. Wagner, geistl. Stifte II S. 547.
40. V. D. A. Bd. 1664—1669 S. 68b.
41. Ebenda S. 170b.
42. Ebenda Bd. 1664—1669 S. 228a.

43. Ebenda S. 273 a.
44. Ebenda Bd. 1675—1682 S. 24 a.
45. Fasz. Perſonalfreiheiten, Mainz. Stadtbibl.
46. Denn in der Stadtaufnahme von 1687 heißt es unter Nr. 570: „Ein hauß gegen dem häringsbronnen über mit hohen Treppen iſt aigen Joſt Bickarts Mahlers ſeel. Erben.“
47. V. D. A. Bd. 1675—1682 S. 21 a.
48. Ebenda S. 205 a.
49. Stadtaufnahme von 1687 Nr. 1034: „Ein hauß darneben ſambt hoff und bronnen, auch hinterhauß im reuel uff dem flaxmark iſt aigen Peter Appeln Mahler“, entſpricht heute etwa Flachsmarkt Nr. 4.
50. V. D. A. Bd. 1675—1682 S. 275 b.
51. Stadtaufnahme von 1687 Nr. 96 und Nr. 95.
52. V. D. A. Bd. 1687—1694 S. 107.
53. Liſta der Churf. bedienten und anderen gefreyten perſohnen S. 30.
54. V. D. A. Bd. 1687—1694 S. 522.
55. Ebenda 1701—1705 S. 55 b.
56. Ebenda S. 334.
57. Ebenda Bd. 1664—1669 S. 5 b.
58. Stadtaufnahme von 1687. Die häußer am Leichhoff auff der anderen ſeiten vom Eckhauß zum Spiegelberg Nr. 497.
59. V. D. A. Bd. 1687—1694 S. 256.
60. Ebenda Bd. 1664—1669 S. 210 b. Am 4. Auguſt 1668 ſtellte der Rat einen Ausheiſchezettel aus für: Nicolaus Perſon aus Longwy in Lothringen, Kupferſtecher bei Hof, den Sohn des verſtorbenen Wilhelm Perſon, der Oberſtleutnant unter dem Herzog von Lothringen war, und Jungfrau Maria Apollonia, die Tochter des Bürgers und Krämers Franz Eberhardt.
61. Kirchenbuch von St. Quintin I. Bd. S. 48, 1668 21. Auguſt copulatus eſt praemiſſis trinis proclamationibus Dnus Nicolaus Perſon e Longwy Eminentiſſimi principis ac Electoris Mogunt. Calchographus, Dni Wilhelmi Perſons Obriſtleutnants ſeel. unter Jhro fürſtl. Durchl. (?) von Lothringen filius legitimus cum pudica Maria Apolonia, Dni Francisci Eberhardts civis et mercatoris filia legitima.
62. Kirchenbuch von St. Chriſtoph S. 139, 1669 10. Oktober Baptizatus eſt Franciscus filius Dni Nicolai Perſon montismedienſis Eminentiſſimi principis Electoris Moguntia calchographi aulici ex Maria Apollonia coniuge; patrinus fuit Dnus Franciscus Eberhardt mercator Mogunt. — Kirchenbuch von St. Quintin II. Bd. 1672 5. Januar Baptizatus eſt Maria Juliana Nicolai Perſon Calchographi aulici filia; patrina Maria Juliana Zipfin coniunx Caroli Zipfi curiae aulicae ſcribae. — Kirchenbuch von St. Quintin II. Bd. 1678 Februar (ohne Tag) Baptizatus eſt Franciscus Nicolai Perſon Calchographi et Ingeniarij filius; patrinus Dnus Franciscus de Cuminel Sereniſſimi ducis Lotharingiae in Equeſtribus Dom. Baronis de Merey locumtenens. — Ebenda 1686 27. April baptizatus eſt Joannes Godefridus Weibert Nicolai Perſon Geometrae et Calchographi aulici filius; patrinus praenobilis Dnus Joannes Godefridus Weibert Langwit von Simmern. — Ebenda 1688 19. Auguſt Baptizata eſt Maria Catharina Dni Nicolai Perſon Calchographi et Ingeniarij et Mariae Apoloniae coniugum; patrina venerabilis inferior mater Conventus S. Agnetis Maria Catharina. — Kirchenbuch von St. Chriſtoph S. 188, 1691 14. März Baptizatus eſt Joannes Ludowicus Dni Nicolai Perſon Calchographi et Ingeniarij Mog. ac Mariae Apolloniae coniugum legitimus filius. Levabat e sacrofonte plurim. Rdus Nobilis ac Ampliſſimus Dnus Joannes Ludowicus Cuntzer Eccles. Collegiatae S. Joannis Mog. Decanus Metropolitan. vicarius Aerarii necnon Cranarii praefectus. Eine Tochter Perſons, die ſich am 26. Oktober 1710 mit Georg Joſeph Vogler verheiratete (Kirchenb. v. St. Chriſt. S. 46), Maria Margareta mit Namen, fand der Verf. in den Taufregiſtern nicht. Von *Johann Gottfried Weibert Perſon* rührt her: 1) Gedenkblatt für Franz Ludwig, Pfalzgraf und Fürſt von Neuburg uſw., hergeſtellt anläßlich ſeiner Wahl zum Koadjutor des Mainzer Erzbiſchofes (5. November 1710). Allegoriſches Einzelblatt; Unterſchrift: J. W. G. Perſon. Die Auffaſſung und Korrektheit der Zeichnung bleibt hinter den Leiſtungen des Vaters, Nikolaus Perſon, zurück. 2) Geometriſcher Grundriß des Albans-Bergs etc. (bei Mainz) vorgetragen durch J. W. G. Perſon Chur. Maintz. Ingenieur undt Hoff-Mathemat. Ao. 1713. Originalzeichnung in mehreren Farben.
63. V. D. A. Bd. 1670—1674 S. 247 b. In der Ratsſitzung vom 23. Mai 1674 klagte der Quintinstürmer Spatz gegen den Kupferſtecher Perſon, „daß Er ſeine fraw iniurjrt und geſchlagen, bath zu vorigen verſchiedenen (Strafen) abermahlige Beſtraffung. Iſt demſelben Perſon per decretum bey ſtraff 20 Thlr. uferlegt worden, weilen (er) nun zu 3 mahligen Vorgebott bey dem Ampt nicht Erſchienen, ſolle künftigen ſambſtag morgens umb 7 Uhr daſelbſt einfinden, und do Er Churf. exemption Erlangt hette, ſelbe fürzuzeigen oder aber obige ſtraff Erlegen“.
64. Ebenda Bd. 1695—1700 S. 236, Sitzung vom 20. Auguſt 1696.
65. Liſta (Vergl. Anm. 53) S. 38.
66. Kirchenbuch von St. Chriſtoph S. 266, 1710. Die 15. Julij Summo mane obiit D. Nicolaus Perſon civis huiatis, Sculptor Aerarius et operum bellicorum Machinator, omnibus ſacramentis rite proviſus et pie mortuus. Ad parochiam S. Quintini translatus. Seine Gattin überlebte ihn; Kirchenbuch von St. Quintin II 1712 24. März ſepulta eſt Maria Catharina Perſon vidua Nicolai Perſon.
67. Hierbei unterſtützte den Verfaſſer Herr Dr. Heidenheimer an der Mainzer Stadtbibliothek. Notizen, die er gelegentlich über Perſon geſammelt hatte, ſtellte er als hochwillkommene Ergänzung zur Verfügung. Wie bei ſo vielen Anläſſen, ſo fühlt ſich der Verfaſſer auch bei dieſem Herrn Dr. Heidenheimer zu wirklich herzlichem Danke verpflichtet.
68. Dieſe Angabe beruht auf Nagler, Künſtlerlexikon XI S. 131, der *im ganzen* auf *ſechs* Arbeiten Perſons hinweiſt.
69. Dieſe Tatſache iſt in doppelter Hinſicht intereſſant. Einmal zeigt ſie, daß das Denkmal des Dompropſtes Heinrich Ferdinand von der Leyen († 1714) mindeſtens vier Jahre vor ſeinem Tode in dem Entwurfe fertig war, ferner, daß die von Dalberg den Neubau ihres Hofes in der Klaraſtraße, der 1715—1718 erfolgte, bereits vor 1710 planten.
70. Dieſe Angabe iſt natürlich nicht haltbar, da Perſon (vergl. Anm. 66) bereits 1710 ſtarb.
71. Siehe die Anm. 62.

72. Kirchenb. von St. Christoph II. Bd., 1748 2. März obiit, 3. sepulta ad St. Quintinum Maria Catharina Personin, virgo omnibus Sacramentis provisa.

73. Die folgenden Aktenstücke befinden sich auf der Mainzer Stadtbibliothek A. Lade 47c. *Die puncta des testaments* lauten also: 7. Die Todtangst bruderschafft bey den H. Jesuiter die soll daß große Crucifix, welches in 3 Kupferplatten bestehet, haben. 13. sollen die H. Jesuiter im Collegio alle Kupfer sambt vorräthigen druck haben, ausgenommen, waß landcharten seye.

74. Die Quittung des Jesuitenkollegiums lautet: Daß ein Collegium Societatis Jesu in Mayntz von der Verlassenschafft der wohl Edlen Jungfer Personin, seel. andenkens krafft dero hinterlaßenen testaments in gegenwarth der dießfalls von Churfürstl. hohen regierung angeordneten Commission empfangen habe für deßen newe Kirch: 1. ein groses Crucifix aus 3 blatten bestehend, 2. 24 Kupferne blatten vom schloß Geibach, 3. die Seriem allhiesiger abgelebten Churfürsten in 25 blatten, 4. ein grose Kupferne blatt, die Mutter Gottes präsentirend, 5. allerhand grose, mittelmäßige und kleinere blatten, an der Zahl 287, sambt unterschiedlichen abgedruckten papyrene bilder, solches bescheine hiermitt Mayntz den 13. Martij 1748

Joannes Bickel S. J.
Collegij Moguntini Procurator.

75. Ihre Inschrift lautet: „Christian Klapperbach zu Mentz goß mich 1578" (Denkmäler des Rheingaues S. 136, Lotz-Schneider S. 15). Die größte Glocke der Kirche zu Schuppach (bei Weilburg) ist 1585 von Christian Klapperbach zu Mainz gegossen (Lotz-Schneider S. 404). Auf der größeren der beiden Glocken zu Dreieichenhain, die umgegossen wurde, stand: „Christian Klapperbach gos mich zu Maintz als man zalt 1586" (Arch. f. hess. Gesch. XV 485). Die im Dachreiter der Kirche zu Worfelden aufgehängte Glocke trägt folgende Inschrift: „Christian Klapperbach zu Mentz gos mich Anno 1590" (Quartalblätt. des hist. Ver. f. Großh. Hessen 1890 S. 5). Die größte Glocke in St. Christoph zu Mainz, die aus dem Jahre 1596 stammte, trug die Inschrift: „In dem Namen Unseres Herrn Jhesu Christi floß ich, Christian Klapperbach zu Mentz Goß Mich" (Bockenheimer, St. Christophskirche S. 24). Von dem jüngeren Christian Klapperbach rührt die zweite Glocke zu Medenbach bei Wiesbaden her. Ihre Inschrift lautet: „† Christian Klapperbach goß mich anno 1651" (Lotz-Schneider S. 318). Die Sturmglocke zu St. Stephan in Mainz trägt die Inschrift: „Johann Klapperbach gos mich anno domini 1615" (Klein, Die Kirche St. Stephan S. 33). Vielleicht ist dieser Johannes Klapperbach der Sohn des älteren Christ. Klapperbach und der Vater des jüngeren.

76. In der Ratssitzung vom 17. Oktober 1663 wird ein Ausheischezettel für Gertrudis Klapperbach, Tochter des verstorbenen Bürgers und Glockengießers Christian Klapperbach, und den Meister Hans Jakob Meckhes, Bürger und Spengler in Frankfurt, gegeben. Am 3. November 1663 erschien die Witwe des Christian Klapperbach zusammen mit dem kurfürstlich-mainzischen Kammersekretär Wilhelm Klapperbach und mit dem Meister Lukas Dietrich, Bürger und Faßbender, als Zeugen und bat um einen Geburtsbrief für ihre Tochter Gertrud. Bei dieser Gelegenheit erklärten die Zeugen, die Witwe Anna Klapperbach, geborene Betz, sei 1626 mit Christian Klapperbach zu St. Emmeran in Mainz getraut worden. Für 17. Okt. und 3. Nov. 1663 vergl. V. D. A. Bd. 1660—1663 S. 212.

77. Ebenda.

78. Schrohe, Geschichte des Reichklaraklosters in Mainz S. 15.

79. V. D. A. Bd. 1670—1674 S. 159a. Am 13. September 1677 wurde in der Michaelskapelle zu Friedberg die große Predigtglocke von 64 Zentnern durch Meister Kaspar Roth von Mainz umgegossen (Arch. f. hess. Gesch. XV 499). Die zweite Glocke der Kirche zu Mosbach (bei Wiesbaden) wurde 1678 von Kaspar Roth in Mainz gegossen (Lotz-Schneider S. 330).

80. V. D. A. Bd. 1670—1674 S. 257b.

81. Die Stadtaufnahme von 1687 gibt S. 4 das Haus des Stückgießers Roth an; es muß zwischen Bockspforte und dem neuen Turm (Holzturm) gelegen haben.

82. Es goß Georg Christoph Roth 1711 die dritte Glocke der Kirche zu Mosbach bei Wiesbaden (Lotz-Schneider S. 330) sowie die dritte Glocke in Aßmannshausen (Lotz-Schneider S. 15, Denkmäler des Rheingaus S. 136), 1716 die mittlere Glocke zu Rockenberg (Arch. f. hess. Gesch. XV 516), 1717 die mittlere Glocke zu Ober-Erlenbach (ebenda S. 510), 1727 die zweite Glocke zu Neudorf im Rheingau (Lotz-Schneider S. 335), 1732 die dritte Glocke zu Oppershofen (Arch. f. hess. Gesch. XV S. 514) und 1733 eine Glocke für St. Stephan zu Mainz (Klein, St. Stephan S. 33).

83. Im Jahre 1736 lieferte Georg Christoph Roth die kleine Glocke zu Ober-Wöllstadt (ebenda S. 513).

84. Stadtaufnahme von 1687 Nr. 83. Die Orgel der Kiedricher Pfarrkirche erfuhr 1652 durch den Kiedricher Orgelbauer Wendelin Kirchner († 1709), einen Schüler des Orgelmachers Peter Geißler zu Mainz, eine größere Herstellung (Lotz-Schneider S. 507).

85. V. D. A. Bd. 1695—1700 S. 424.

86. Ebenda Bd. 1731—1732 S. 87f.

87. Errichtet unter dem Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn (1695—1729), (Werner, Der Dom zu Mainz III S. 131).

NACHTRÄGE: Zu S. 95. Am 5. August 1659 veräußern *Philipp Rinpart, Maler* und Hans Wendel Gulffreich ihre Behausung unweit des Kapuzinerklosters in Mainz (Akten der Mainzer Stadtbibliothek). — Zu S. 97. Am 8. September 1704 wird dem Geometer *N. Person* die Personalfreiheit erneuert (Zais in der Zeitschrift des Mainzer Altertumsvereins III S. 386). — Zu S. 100. Symbolica in Thermas et acidulas reflexio apud *N. Person* Moguntiae 4°, 52 Kupfertafeln, Schlangenbad, Wiesbaden, Ems, zumeist aber Schwalbach betreffend (Zais, a. a. O.). — Zu Anmerkung 62. Der kurmainzische Ingenieur Person — es kann nur J. W. G. Person gemeint sein, da Nikolaus Person seit 1710 tot ist — fertigt 1711 um 500 fl ein Denkmal für den Speyerer Bischof Joh. Hugo. Beschreibung dieses 1852 zerstörten Denkmals bei Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speyer II S. 596 und Anmerkung 1768.

BERICHTIGUNG: S. 14 ist Speyer und Aschaffenburg zu streichen.



1 2 3 4 5 6 7 8



9



10



11



12



13

Fig. 1—8 Modelle aus dem Nachlasse Pfaffs
Fig. 9—13 ausgeführte Figuren

phot. Neeb

Lichtdruck C. Kuhn, München



1 2 3 4 5 6 7



8 9 10 11 12 13

Tafel II



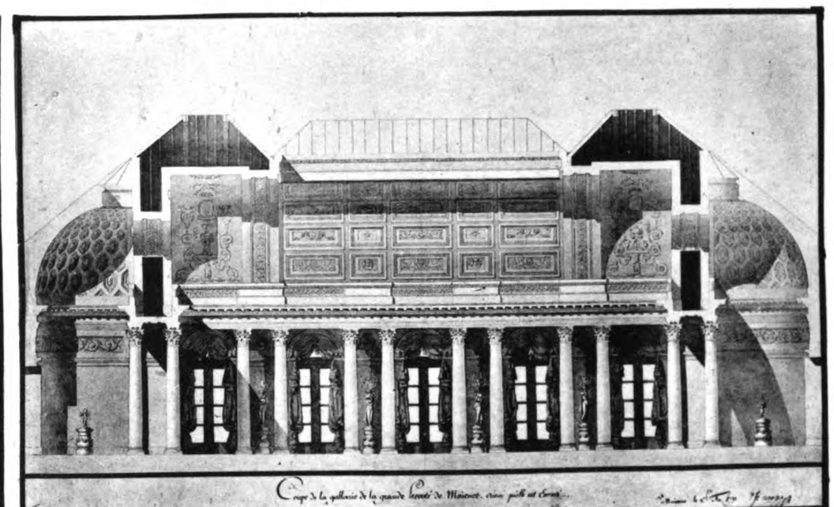
14 15 16 17 18 19



21



20



22

Modelle aus dem Nachlasse Pfaffs
Fig. 21 und 22 Äusseres und Inneres der Dompropstei

phot. Neeb

Lichtdruck C. Kuhn, München



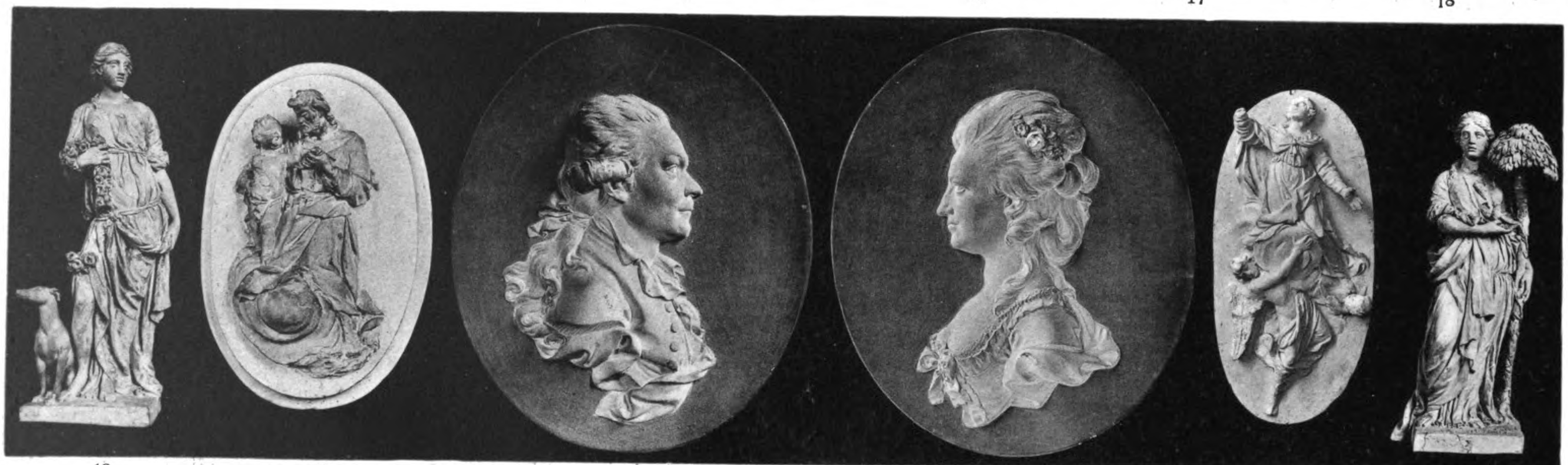
1 2 3 4 5 6



7 8 9 10 11 12



13 14 15 16 17 18



19 20 21 22 23 24

Modelle aus dem Nachlasse Pfaffs
Fig. 21 und 22 Porträts Pfaffs und seiner Frau

phot. Neeb

Lichtdruck C. Kuhn, München



1. Vorzeichnung in der Kunsthalle zu Bremen 1522



2. Schabkunstblatt von Gaspar Dooms 1659

Albrecht Dürers Tafelgemälde „Barmherzigkeit“ 1523
ehemals im Dom zu Mainz von D. Frdr. Schneider

Lichtdruck C. Kuhn, München

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON
der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Jahrgang III, 1908, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Seite

Mainz 1908, in Kommission bei L. Wilckens
Gedruckt bei Philipp von Zabern, Großh. Hess. Hofdruckerei, Mainz

I.

Die im Jahre 1907 gefundenen römischen und frühchristlichen Inschriften und Skulpturen

von K. Körber

(mit 33 Abbildungen nach Zeichnungen von Heinrich Wallau und Photographieen von E. Neeb)

I. Römiſche Grabdenkmäler

1 *Grabſtein des L. Licinius Sacerdos,* eingemauert in der ſüdöſtlichen Ecke der an die katholiſche Kirche zu Kaſtel angebauten Sakriſtei, wo er im Juli 1907 beim Abklopfen des ſeitherigen Bewurfes zutage kam. Da eine Herausnahme nicht möglich war, wurde, bevor der neue Bewurf die Inſchrift auf lange Zeit wieder zudeckte, ein Gipsabguß gemacht, der im Muſeum aufbewahrt wird. Erhalten ſind zwei aneinander paſſende Steine (I und II auf Abb. 1), die, mit der Inſchrift nach Süden ſchauend, übereinander liegen, der unterſte (Nr. II), 1,65 m über dem Boden. Sie haben folgende Maße: (Nr. I) H. 28 cm, Br. 38 cm und (Nr. II) H. 64 cm, Br. 42 cm, D. 27 cm. Das Material iſt wahrſcheinlich Kalkſtein.

L(ucius) Lici[nius] Q(uinti) f(ilius) Fab(ia tribu) Sac[e]r-d[o]s an(norum) V h(ic) s(itus) e(st). „Lucius Licinius Sacerdos aus der Tribus Fabia, fünf Jahre alt, liegt hier begraben".

Z. 1 iſt die Leſung wohl ſicher, troꜩdem nur von den erſten Buchſtaben die Füße erhalten ſind. — Z. 2 iſt von dem in C eingeſchrieben geweſenen E kaum noch etwas zu ſehen. — Die Inſchrift war bisher nicht ganz unbekannt, da ſie ſchon von Gamans († 1670) abgeſchrieben und nach ſeinen Papieren von Fuchs († 1782) in ſeiner Alten Geſchichte von Mainz II S. 169 veröffentlicht worden war. Daraus ſchöpften dann die Späteren. Aber jene Abſchrift war unvollſtändig und ungenau, da die erſte Zeile ganz fehlte und die zweite zumteil falſch geleſen war. Als Fundort gibt Gamans an: *prope Caſtel ex adverso Moguntiae in fronte oratorii,* welch leꜩtere Angabe Fuchs überſeꜩt: „In der Mauer der alten Martinskapelle". Dieſe lag nach Fuchs II 172 „in der Gegend von St. Jörgen-Friedhof", d. h. vor dem jeꜩigen Wiesbadener Tor, wo ſie auf den Merianſchen Plänen zu ſehen iſt. Als ſie den neuen Feſtungswerken Plaꜩ machen mußte, wurden die Steine verwendet, um die Kaſteler Pfarrkirche durch den öſtlichen Anbau nebſt Sakriſtei zu erweitern. In deren Mauern ſtecken alſo die an der Martinskapelle einſt ſichtbar geweſenen römiſchen Grabſteine.

Vgl. CIL. XIII 7315.

Unmittelbar über den eben beſprochenen zwei Steinen, aber mit der Inſchrift nach Oſten gekehrt, iſt ein dritter eingemauert, den wir auf Abb. 1 mit den beiden anderen vereinigt haben (Nr. III), weil ſie zuſammen gefunden wurden und auch nach Form und Größe der Schrift zuſammengehören könnten. H. 50 cm, Br. 32 cm, D. 54 cm.

Die Inſchrift lautet *[D]is [Mani]bus,* „den Manen".

In Z. 1 kann links nur ein D gefehlt haben. Dieſes wird etwas breiter geweſen ſein als das S derſelben Zeile, ſodaß die Mittellinie des Steines etwa durch die Senkrechte des B in *Manibus* gegangen ſein wird. Daraus folgt, daß in dieſem Worte das A mit M und vielleicht auch das I mit N oder B verbunden geweſen iſt. — Daß Stein III mit I und II zuſammen zu einem Denkmal gehört hat, kann nur als möglich, aber nicht als ſehr wahrſcheinlich bezeichnet werden. Dagegen ſpricht zunächſt die Verſchiedenheit der Breite; denn wenn, wie oben dargelegt, bei Nr. III die Mittellinie des Steines durch die Senkrechte des B ging, ſo war der ganze Stein nur etwa 65 cm breit, während I und II zuſammen 80 cm breit ſind. Es müßten



Abb. 1, 1 : 25

alſo an III bei einer früheren Verwendung 8 cm abgearbeitet worden ſein. Noch größer, aber leichter zu erklären, iſt die Verſchiedenheit der Dicke (die ich freilich bei Nr. I leider nicht feſtſtellen konnte). Hier kann man annehmen, daß III noch die urſprüngliche Dicke aufweiſt, während II in der Mitte geſpalten iſt. Die größte Schwierigkeit zeigt ſich aber bei Betrachtung der verwendeten Formeln. Am Rhein iſt *hic situs est* nach dem Jahre 90 nicht mehr nachweisbar, während umgekehrt *Dis Manibus* in flaviſcher Zeit erſt ganz vereinzelt vorkommt, allerdings gerade in Mainz einmal ſogar auf einem v o r flaviſchen Stein (CIL. XIII 6812), der freilich jeꜩt verloren iſt, ſodaß man die zweifellos ungenaue Überlieferung nicht nachprüfen kann (ſ. Weynand, B. J. 107/8 S. 191). Die Schriftform kann bei den geringen Zeitunterſchieden, um die es ſich hier handelt, kaum in Betracht kommen.

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXVI Heft 11/12.

---

2 *Halber Grabſtein des Aulupor,* eingemauert in die nordöſtliche Ecke der an die katholiſche Kirche zu Kaſtel angebauten Sakriſtei; er liegt 1,77 m über dem Boden, die



Abb. 2, 1 : 10

Inſchrift ſchaut nach Norden. Über die Fundumſtände vgl. das bei Nr. 1 Geſagte. Gipsabguß im Muſeum. H. 75 cm, Br. 37 cm, D. 35 cm. Die Inſchrift des Grabſteines, und zwar die ganze, nicht nur die jetzt vorübergehend wieder ſichtbar gewordene linke Hälfte, iſt ſchon im 16. Jahrhundert abgeſchrieben worden, ſo z. B. von Accurſius († 1546), der von ihr berichtet, daß ſie ſich *in muro sacelli divi Martini,* alſo an der St. Martinskapelle, befinde. Seine Abſchrift liegt im allgemeinen der Wiedergabe im CIL. XIII 7292 und damit der unten gegebenen zugrunde, ſoweit dieſe über das auf unſerem Steine Gebotene hinausgeht. Der Stein iſt namentlich am Anfang der Zeilen ſtark beſchädigt.

[Au]lu[p]or [Aulusani (filius)?] mil(es) leg(ionis) X[XII p(rimigeniae) p(iae) f(idelis) qui v]ixit an[nis XXXIII st]ip(endiorum) XIII[I cives ex ci]vitate [Anchealo . . .] vusanus [Diatr . . . . (filius) e]t Mucap[or Mucat]ralis (filius) m[il(ites) leg(ionis) s(upra) s(criptae) f]ratre[s et con]tubern[ales ob] pietate(m) f[ecerunt].

„Aulupor, des Auluſanus Sohn, Soldat der zweiundzwanzigſten Legion, der Primigenia genannten, treuen und zuverläſſigen, der 33 Jahre lebte und 14 als Soldat diente, aus der Gemeinde Anchialus (liegt hier begraben). . . . vuſanus, des Diatr . . . . Sohn und Mucapor, der Mucatralis Sohn, Soldaten der oben genannten Legion, ſeine Vettern und Zeltgenoſſen ſetzten (ihm dieſen Grabſtein) aus Liebe.“

Z. 1 las Accurſius ///// ORAVLVSA ////, Huttich († 1544) und Peutinger († 1547) überliefern AVLVS CORAVLVS. Letztere benutzten, ohne es Wort haben zu wollen, die nicht zum Druck gelangte Handſchrift des früh verſtorbenen hoch begabten Mainzer Humaniſten Dietrich Greſemund oder Gresmund (des Jüngeren, † 1512), der ſich zu allererſt in Mainz wiſſenſchaftlich mit den hier gefundenen römiſchen Inſchriften befaßt hat (vgl. v. Domaszewski, CIL. XIII S. 303 f.; über Greſemund vgl. jetzt Bauch in den Beiträgen zur Geſchichte der Univerſitäten Mainz und Gießen (1907) S. 10 ff.). Man ſieht, im 16. Jahrhundert war in dieſer (wie auch am Anfang anderer Zeilen) noch einiges zu leſen, was jetzt, nach dem Gipsabguß zu urteilen, zerſtört iſt. Im Corpus ſind dann die Namen Aulupor und — zweifelnd — Auluſanus wiederhergeſtellt worden aufgrund anderer Inſchriften, wo dieſe thrakiſchen Namen vorkommen. — Z. 3 ſteht *annis,* wie oftmals, für *annos.* — Z. 5 war als Heimat Anchialus (auch Anchialum oder Anchiale genannt) in Thrakien angegeben. — Z. 6 am Anfang las Greſemund richtig . . . vuſanus (mit kleinerem v), während Accurſius (und deshalb d. CIL) . . . nuſanus bietet. — Die Zeile 7 und 8 genannten Namen ſind auch ſonſt nachweisbar: CIL. VI 2386 werden in einer Inſchrift *drei* verſchiedene Aur. Mucapor erwähnt, bei deren einem die Heimatsangabe, Beroe in Thrakien, noch erhalten iſt (in derſelben Inſchrift kommt auch ein Aur. Aulupor vor); ein Mucapor war es ferner, der den Kaiſer Aurelianus in Thrakien ermordete (Fl. Vopiscus, vita Aureliani 39). Andrerſeits kommt Mucatralis (die Silbe CA iſt von den Herausgebern des Corpus ergänzt worden) noch zweimal ſogar auf Mainzer Steinen vor: *Aulus Mucatralis* Becker 11 = CIL. XIII 6716 und *Lucius Mucatralis* Becker 56 = CIL. XIII 6740. (Alles, was ſich über Thrakien aus Inſchriften gewinnen läßt, iſt jetzt geſammelt bei Dumont, Mélanges d'archéologie.) — Mommſen nahm an der unlateiniſchen Form der hier vorkommenden Namen Anſtoß; deshalb wurde im Corpus, wie ein in meinem Beſitz befindlicher Korrekturbogen zeigt, anfangs vermutet, die Männer hätten *Mucaporius Aulusanus, . . . nusanius Diatr . . . .* und *Mucaporius Mucatralis* geheißen, ſchließlich hat man ſich aber bei den überlieferten Formen beruhigt, ohne anzudeuten, in welcher Beziehung die am Schluß genannten vier Namen zueinander ſtehen. Ich denke, *vusanus* und *Mucapor* ſind Einzelnamen, welche durch den Vatersnamen im Genetiv näher beſtimmt werden, eine Art der Namengebung, die vom 3. Jahrhundert an öfter vorkommt (vgl. *Germanus Ibliae* und *Justus Censorini,* Körber, Nachtrag IV Nr. 47). Vater des Mucapor könnte dann entweder der Aulus oder der Lucius Mucatralis ſein, die beide ebenfalls im 3. Jahrhundert der 22. Legion angehörten, und von denen jener im Jahre 227 einen Altar ſtiftete, was mit dem vermutlichen Alter unſeres Steines recht gut ſtimmen würde; *fratres* Z. 9 ſteht dann im Sinn von „Vettern“, „Blutsverwandten“. — Da die Sprache der Thraker zu den indogermaniſchen gehörte, könnte die Silbe *por* in *Aulupor* und *Mucapor* verwandt ſein mit dem lateiniſchen *puer* und die Namen alſo Patronymica ſein wie unſere Janſon, Peterſon uſw. (vgl. das lateiniſche Marcipor = Marci puer, „Knabe, Sklave des Marcus“). — Z. 11 pietate für pietatem. — Wir ſahen, daß im 16. Jahrhundert noch die *ganze* Inſchrift ſichtbar war, und zwar wahrſcheinlich, wie wohl auch die des L. Licinius Sacerdos (Nr. 1), auf *nicht* zerſpaltenem Stein. Erſt bei der neuen Verwendung an der Kaſteler Stadtkirche (ſ. zu Nr. 1) hat man die großen Quader zerlegt und zumteil ſo eingebaut, daß die beſchriebene Seite nicht ſichtbar wurde. Wenn einmal die Sakriſtei abgeriſſen wird, wird man gewiß noch manche Inſchrift entdecken und wiederentdecken. — Der Stein gehört etwa der Mitte des 3. Jahrhunderts an.

---

3 *Bruchſtück eines Grabſteines,* eingemauert an der Nordſeite der katholiſchen Pfarrkirche zu Kaſtel, unmittelbar über dem Sockel gegenüber dem Eingange des Schulhauſes. H. 86 cm, Br. 35 cm. Auf dem großen Stein iſt von der Inſchrift nichts mehr zu leſen als *ibus,* was doch wohl zu [Dis Man]ibus, „den Manen“, zu ergänzen iſt.



Abb. 3, 1 : 7,5

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXVI Heft 11/12.

4 *Halber Grabſtein eines Unbekannten,* gefunden im Januar 1907 beim Bau des neuen Arreſthauſes zwiſchen Kaiſer-Friedrich-Straße und Ernſt-Ludwig-Platz. Grauer Sandſtein. H. 1,70 m, Br. 48 cm, D. 34 cm. Linke Hälfte verloren. Urſprünglich waren auf unſerem Stein Mann und Frau in ganzer Geſtalt nebeneinander ſitzend dargeſtellt, wie es auf dem bekannten Denkmal des Bluſſus (Abbildungen von Altertümern des Mainzer Muſeums, Heft I) der Fall iſt. Aber erhalten iſt nur noch die Geſtalt des Mannes, deſſen Geſicht leider völlig abgetreten iſt, da der Stein offenbar lange Zeit auf dem Boden lag. Über

dem Bilde wölbt sich die Nische. Diese ist in ihrem oberen Teil als Muschel gebildet, deren Rippen körperlich hervortreten und nicht etwa bloß gemalt sind, wie auf anderen Grabsteinen unseres Museums; sie stehen mit gerundetem Abschluß auf einer Leiste. Im Zwickel zwischen Bogen und geradlinigem Abschluß des Steines ist ein runder Knopf angebracht. Unterhalb der Muschel sind in der Nische noch Reste roter Farbe erhalten; von sonstiger Bemalung unseres Steines finden sich keine sicheren Spuren. Unser Mann — sein Name ist unbekannt — sitzt auf einer Kline und hat, wie es auf keltischen Denkmälern häufig und auch auf demjenigen des Blussus der Fall ist, in der linken Hand einen gefüllten Geldbeutel, während er mit der rechten einen im Schoß liegenden Gegenstand hält, der eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Traube hat oder — mehr noch — mit einem Pinienzapfen. Letzterer könnte den Mann als Verehrer des Attis (s. unten) bezeichnen, in dessen Mythus die immergrüne Fichte — und als deren Vertreterin wohl auch die Pinie — eine große Rolle spielte. Gekleidet ist unser Mann anders als Blussus; er trägt nicht den keltischen Kapuzenmantel, der die ganze Gestalt einhüllt, vielmehr ist der Mantel unter dem rechten Arme durchgezogen und so über den Rücken gelegt, daß er beide Schultern bedeckt und an der linken Körperseite tief herunterhängt. Unter dem Mantel schaut am Halse und am linken Arme das faltige Untergewand hervor. Die Füße sind mit Schnürschuhen bekleidet. Ein sehr kleiner Hund mit eingezogenem Schwanze schaute vielleicht zu seiner Herrin empor, aber mit der linken Hälfte des Steines ist auch sein Kopf verloren gegangen. Auf dem Blussusdenkmal sitzt ein Hündchen auf dem Schoße der Frau.

Unter der Nische befindet sich ein Sockel mit völlig ungegliederter Fläche. Spuren einer Inschrift sind darauf nicht erkennbar, vielleicht ist sie aus irgendeinem Grunde überhaupt nicht eingehauen worden. Die einzig erhaltene rechte Seitenfläche ist dagegen reich verziert. Unter einem bogenförmigen Abschluß, neben dem die Zwickel mit einer Blume ausgefüllt sind, sehen wir eine Tänzerin ihre Kunst ausüben. Ihre Kleidung besteht aus einem Chiton mit Überhang; das Bruststück ist über den Schultern (nur an der rechten noch sichtbar) durch einen Knopf mit dem Rückenstück verbunden. Eine Halskette und Armringe an Oberarm und Handgelenk bilden ihren Schmuck. Sie steht auf der äußersten Spitze des linken Fußes, während das rechte Bein hinter dem linken gekreuzt ist. Mit den Händen schwingt sie über dem Kopfe einen Schleier. Die rasche Bewegung wird durch das wehende Gewand sehr deutlich zum Ausdruck gebracht.

Die Tänzerin übt ihre Kunst scheinbar auf einem wohl gegliederten Sockel aus, auf dessen Vorderfläche ein trauernder Attis mit übereinandergeschlagenen Beinen dargestellt ist. Er trägt die phrygische Mütze, unter der das wallende Haupthaar, das sich von der Mütze freilich nicht abhebt, bis auf die Schultern herabfällt, und den aufgeschürzten



Abb. 4, 1 : 15

Chiton; in der Rechten hielt er nach besser erhaltenen Darstellungen (z. B. auf den beiden Rottenburger Altären, Haug und Sixt Nr. 128 und 129) den Bogen oder den Hirtenstab und stützte darauf den linken Ellenbogen, während das Kinn zum Zeichen der Trauer in der linken Hand ruht. Die Verehrung des Attis ist aus Phrygien übernommen und von Anfang an auf das engste mit derjenigen der Kybele, der phrygischen Göttermutter, verbunden. Er ist nach dem Mythus ihr Liebling, der sich in der Raserei entmannt und stirbt, nachher aber zu neuem Leben erweckt wird. So bedeutet sein Bild auf Grabsteinen zugleich die Trauer um den allzufrüh Verschiedenen und auch wohl die Hoffnung auf Auferstehung. Die Verehrung der phrygischen Göttermutter ist zwar schon im Jahre 205 vor Chr. in Rom eingeführt, aber doch erst um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts nach Chr. in den Provinzen volkstümlich geworden. Daß unser Denkmal nicht aus früherer Zeit stammt, beweist schon die Verwendung des Sandsteines.

Vgl. Korrbl. d. Westd. Ztschr. XXVI S. 103 ff.

II. Bauurkunden

5 *Bauurkunde der ersten Legion,* gef. am 3. Dez. 1907 beim Abbruch einer Mauer, die sich nördlich an die ehemalige Reicheklara-Kirche anlehnte; von Herrn Bauinspektor Gelius in das Museum geliefert. Kalkstein. H. 25 cm, Br. 44 cm, D. 15 cm. Der Stein ist stark beschädigt, namentlich ist links ein Stück abgehauen. Die Inschriftplatte war, wie bei Legionsbausteinen gewöhnlich, mit schwalbenschwanzähnlichen Verzierungen (ansae) versehen, die ihrerseits mit je einer Rose geschmückt waren, offenbar Nachahmung einer angenagelten Metallplatte.



Abb. 5, 1 : 7,5

[L]eg(io) Ī *adiutr(ix) c(enturia) Veturi Veri.* „Die Centurie des Veturius Verus von der erſten Legion, der helfenden, (errichtete dieſen Bau)."

Die *legio I adiutrix* ſtand etwa vom Jahre 70 an mehrere Jahre lang in Mainz und muß dann auch unter Trajan kurze Zeit in Obergermanien geweſen ſein. Unſer Stein wird aus der erſten Periode ſtammen; ſ. zu Nr. 6.



Abb. 6, 1 : 7,5

6 *Bauurkunde der vierzehnten Legion,* gef. beim Bau der höheren Mädchenſchule am Mitternachtsplatz, wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1905 oder 1906; jetzt im Muſeum. Kalkſtein. H. 29 cm, Br. 50 cm, D. 16 cm. Rechts fehlt ein größeres Stück mit einem Teil der Inſchrift. Wie bei Nr. 5, ſo hat auch hier die Inſchriftplatte zwei ſchwalbenſchwanzähnliche Verzierungen.

Leg(io) XIIII [gem(ina)] Mart(ia) [vic(trix)]. „Die vierzehnte Legion, die doppelte, Martiſche, ſiegreiche (errichtete dieſen Bau)."

Z. 1. ſteht C ſtatt G. — Z. 2 iſt A in ganz eigenartiger Weiſe mit M und R verbunden. Der Querſtrich des T iſt ſehr kurz. — Auch die Form der Interpunktion, das rautenförmige Blatt, iſt ziemlich ungewöhnlich. — Die *legio XIIII gemina* ſtand zweimal in Mainz, von 14—43 und, nachdem ſie ſich inzwiſchen in Britannien die ehrenvollen Beinamen *Martia victrix* erworben, von 70—90. Während dieſer Jahre war ſie alſo anfangs mit der *legio I adiutrix* zuſammen (ſ. zu Nr. 5), und beide bauten damals nach den ſchlimmen Erfahrungen des vorausgegangenen galliſch-germaniſchen Aufſtandes, wo auch Mainz belagert worden war, die ſeitherigen Erdwerke des Legionslagers zu einem Steinkaſtell mit entſprechenden Innenbauten um (ſ. Schumacher, Mainzer Ztſchr. I S. 21). Daher die zahlreichen Bauurkunden gerade dieſer zwei Legionen (vgl. CIL. XIII 6836—6848, 6923—6934 und Mainzer Ztſchr. II Nr. 10 a—c). Daß Legionsbauten in der Nähe des Fundortes geſtanden haben, läßt ſich bis jetzt nicht nachweiſen.



Abb. 7, 1 : 7,5

7 *Bauurkunde der zweiundzwanzigſten Legion,* gef. am 15. Nov. 1907 beim Ausbrechen der Grundmauern der St. Albanskirche (im ſeitherigen Fort Karl). Kalkſtein. H. 24 cm, Br. 43 cm, D. 10 cm. Auf beiden Seiten der Inſchriftplatte iſt zur Verzierung ein Amazonenſchild angebracht.

Leg(io) XXII P(rimigenia) p(ia) f(idelis). „Die zweiundzwanzigſte Legion, die Primigenia genannte, treue und zuverläſſige (hat dieſen Bau errichtet)."

Die *legio XXII Primigenia* erhielt die ehrenden Beinamen *pia fidelis* im Jahre 90 wegen ihrer beim Aufſtand des Saturninus bewieſenen Treue (ſ. Ritterling, de leg. X gem. p. 11 ff.); nach dieſer Zeit, aber doch wohl nicht lange nachher, iſt unſere Inſchrift entſtanden.

8 *Bruchſtück eines Legionsbauſteines,* gef. im Frühjahr 1907 beim Abbrechen von Feſtungsmauern im Bereich des früheren Forts Karl. Kalkſtein. H. 15 cm, Br. 24 cm, D. 16 cm. Erhalten iſt nur noch ein Stück von der Umrahmung der Inſchrift und des Schwalbenſchwanzes; dazwiſchen ein Stern (ſ. Abb. 7 nebenſtehend).



Abb. 8, 1 : 10

III. Den Göttern gewidmete Denkmäler

9 *Oberteil eines Altares der Minerva,* gef. am 14. Nov. 1907 beim Abtragen der auf römiſcher Grundlage ruhenden alten Stadtmauer hinter dem Hauſe Käſtrich Nr. 53. Der Stein lag nicht zwiſchen den Quadern, die das Fundament bildeten, ſondern darüber in der Mauer. Sandſtein. H. 30 cm, Br. 38 cm, D. 22 cm. Über dem Sims liegt zunächſt eine mit einem gerollten Band verzierte Platte, darüber erhebt ſich ein kleiner Giebel, der ebenſo

wie die ſeitlich ſich anſchließenden Dreiecke und Polſter mit Blattwerk gefüllt iſt. Auf der Oberſeite ein Opferteller zwiſchen Rollwülſten.

Deae Minervae C(aius) „Der Göttin Minerva hat Gajus . . . . (ſein Gelübde gelöſt).“

Von dem Gentilicium des Stifters ſind noch die Köpfe zweier Senkrechten erhalten, auf die VNV folgte (doch iſt das letzte V nicht ganz ſicher). — Dieſelbe Verzierung wie auf unſerem Stein findet ſich auf einer ganzen Reihe von Altären unſeres Muſeums, von denen ſechs datiert ſind (ſ. Körber, Nachtr. III Nr. 2), fünf davon ſtammen aus der Zeit von 198—211, einer (Nachtr. IV 38) aus dem Jahre 235. Um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts wird alſo auch unſer Altar entſtanden ſein. Dazu ſtimmt die Verwendung des Sandſteines und andererſeits die Beobachtung Rieſes (Weſtd. Ztſchr. XVII 131), daß *deus* und *dea* nicht vor 180 zum Götternamen hinzugeſetzt werden.

---

10 *Inſchriftloſer Altar und Oberteil eines ſolchen*, gef. wie Nr. 9. Das Material iſt beidemal Sandſtein, die Verzierung, ſoweit man ſie erkennen kann, ähnlich derjenigen auf Nr. 9. 1. Ganzer Altar. H. 58 cm, Br. 32 cm, D. 19 cm. Eine Inſchrift ſcheint überhaupt nicht eingehauen geweſen zu ſein, vielleicht war ſie aufgemalt. Oben darauf iſt kein Opferteller zwiſchen den Wulſten, ſondern eine glatte Fläche, auf die ein Götterbild geſtellt werden konnte. 2. Oberteil eines Altars. H. 26 cm, Br. 37 cm, D. 17 cm. Der Stein iſt ſo beſchädigt, daß von der Inſchrift nichts, von der Verzierung wenig erhalten iſt. Oben darauf war ein Opferteller.

---

11 *Inſchriftloſer Oberteil eines Altares*, gef. am 20. Juni 1907 in den Grundmauern des gothiſchen Chores der ehemaligen Albanskirche. Sandſtein. H. 30 cm, Br. 48 cm, D. 22 cm. Die Inſchrift iſt offenbar ausgemeißelt.

---

12 *Zwei Bruchſtücke von Schuppenſäulen*, gef. wie Nr. 11. Sandſtein. Das größere iſt 54 cm hoch bei einem Durchmeſſer von 20 cm. Die Säule, von der leider ein großes Stück abgeſpalten iſt, war nur auf etwa 2/3 ihres Umfanges mit Schuppen verziert. — Das kleinere Bruchſtück iſt bei ungefähr gleichem Durchmeſſer 43 cm hoch, es zeigt noch den Anſatz des Kapitäls.

---

13 *Bruchſtück einer Weiheſchrift* zu Ehren des Mithras (?), gef. am 18. Sept. 1906 auf dem Tietzſchen Bauplatz, Schuſterſtraße 41—45. Sandſtein. H. 50 cm, Br. 39 cm, D. 10 cm. Leider iſt der Stein zum zweitenmal verwendet geweſen, wie man an dem Profil eines kleinen Bogenfenſterchens ſieht, das an ſeiner linken Seite eingehauen



Abb. 9, 1 : 10

iſt. Daher fehlen oben und links, vielleicht auch unten, Stücke der Inſchrift, und ihre Deutung iſt außerordentlich erſchwert. v. Domaszewski, dem ich einen Abklatſch geſendet, ſchreibt dazu: „Vor *eo quod* fehlen die Z. 7 *ipsis* genannten Leute. In Z. 5 ſteht das Verbum zu *eo quod*, das ein Compoſitum von *ferre* ſein muß, d. h. das gewöhnliche *conferre* für „Beitrag leiſten“: *[cont]ulissent*. Gewöhnlich wird Geld beigetragen, wie in der ſtehenden Formel *aere collato;* hier aber zeigt das Z. 3 erhaltene MV . . ., daß perſönliche Leiſtungen, Materiallieferungen, Handarbeiten u. dgl. gemeint ſind: *mu[nera]*. Iſt Z. 3 *[mili]tari* zu ergänzen (*[salu]tari* gibt keine Konſtruktion), ſo ſind dieſe Leiſtungen von Soldaten gemacht, alſo: *[manu mili]tari*. Nach *munera* fehlt ſo wenig, daß das vor *domus* Z. 4 erhaltene A zu *[omni]a* zu ergänzen iſt. Wie die *domus* näher beſtimmt war in der Lücke vor *[cont]ulisset*, kann ich nicht ſagen, aber wahrſcheinlich iſt es die *domus* eines Offiziers wie CIL. XIII 8016. Dann folgt die Gegenleiſtung. — Z. 6 a. A. iſt *[Deo Mithra]e* zu ergänzen. — Z. 7 kann *eius* ſich auf die *domus* beziehen, alſo *[in solo] eius*, „auf dem Grundſtück“; denn die Mithrastempel müſſen auf Privatboden ſtehen (Relig. d. r. H. S. 66), und die unbekannten Leute, die die *munera* geleiſtet haben, ſind eben die *cultores Mithrae*. Dann folgt *[de suo] omni [impendi]o fecit*. Das Ganze wäre alſo zu leſen: *[l]eg(ionis) VIII Au[g(ustae) . . . . . .] eo quod [manu mili]tari mu[nera omni]a domus [. . . . . . cont]ulissent [Deo Mithra]e templum [in solo] eius ipsis [de suo] omni [impendi]o fecit.*“ „. . . Darum weil Soldaten der achten, Auguſta genannten Legion (Verehrer des Mithras) alle möglichen Arbeiten (beim Bau?) des Hauſes . . . geleiſtet hätten, hat für ſie ſelbſt . . . dem Gotte Mithras auf dem dazu gehörigen Grundſtück ganz auf ſeine Koſten einen Tempel erbaut.“

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXVI S. 106.

---

14 *Hälfte einer Weiheinſchrift*, gef. im Juli 1907 an der ſüdweſtlichen Ecke der katholiſchen Kirche in Kaſtel (vgl. Nr. 1). Auf Veranlaſſung des Herrn Architekten Löffelholz ausgebrochen und als Geſchenk der Kirchengemeinde, vermittelt durch Herrn Pfarrer Hofmann, in das Muſeum gebracht. Sandſtein. H. 72 cm, Br. 25 cm, D. 25 cm. Leider iſt von der Hauptſeite nur die linke Hälfte erhalten (Abb. 10 rechts) und noch dazu in einem Zuſtande, der jede Leſung auszuſchließen ſcheint. Außerdem fehlt oben vielleicht ein großes Stück an dem Stein; das untere Drittel war unbeſchrieben. Beſſer erhalten iſt die linke Schmalſeite (Abb. 10 links), worauf wahrſcheinlich als Stifter eine Anzahl Principales der 22. Legion genannt ſind. Die erſten drei Zeilen, von denen Reſte erhalten ſind, entziehen ſich noch der Deutung. — Z. 2 ſind nur die drei letzten Buchſtaben ganz ſicher. — Z. 3 iſt die erſte Senkrechte nicht ganz ſicher. — Dann folgen acht Namen in der Art, daß Gentile und Cognomen je eine Zeile füllen. Auch ſie ſind faſt

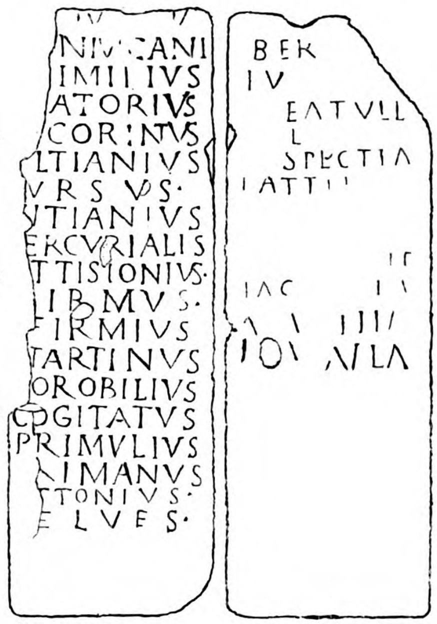


Abb. 10, 1 : 8

alle, namentlich am Anfang, beſchädigt, doch iſt die Ergänzung meiſt ſicher.

[*St*]*atorius Corintus,* [*A*]*ltianius Ursus,* [*T*]*itianius Mercurialis,* [*A*]*ttisionius* [*F*]*irmus,* [*F*]*irmius* [*M*]*artinus,* [*C*]*orobilius Cogitatus, Primu*[*l*]*ius* [*Pr*]*imanus,* [*A*]*ttonius* [....s].

Z. 13 a. A. ſcheint der erſte Strich nicht ganz ſenkrecht zu ſtehen, indeſſen iſt für *QVartinus* kein Platʒ; die Wagrechte daran beruht wohl auf Verletʒung. — Z. 16 kann ich von L keine Spur mehr erkennen. — Z. 19 iſt nichts ſicher als das s am Ende; *Elves* hat der Mann natürlich *nicht* geheißen.

Die keltiſchen Namen mehrerer der auf dem Stein Genannten, das Fehlen der Vornamen, die Verwendung des Sandſteines deutet auf die Spätzeit, früһſtens die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts.

15 *Reliefplatte mit Darſtellung einer Viktoria,* gef. am 15. Nov. 1907 beim Ausbrechen der Fundamente der römiſchen Stadtmauer hinter dem Hauſe Käſtrich Nr. 53. Kalkſtein. H. 83 cm, Br. 76 cm, D. 24 cm. Das Relief bildete offenbar einen Teil der Brüſtung, die den großen Hof des Prätoriums von der umgebenden Säulenhalle ſchied. Daher findet ſich auf der allein erhaltenen rechten Seite eine 5 cm vorſpringende, 16 cm breite Leiſte, die in eine entſprechende Falze eines ſäulentragenden Sockels oder eines Eckpfeilers eingelaſſen war. Ein Dübelloch in der Mitte der Oberſeite zeigt, daß auf unſerer Platte noch ein jedenfalls etwas vorſpringender Deckſtein auflag und läßt auf eine urſprüngliche Breite von etwa 98 cm ſchließen. Zu derſelben Brüſtung gehörte gewiß auch das merkwürdige Relief, das eine trauernde Germanin darſtellt (beſprochen von mir im Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XVII S. 205, von Lindenſchmit, Weſtd. Ztſchr. XVIII S. 396 (m. Abb.), von Bienkowski, Feſtſchrift für O. Hirſchfeld S. 350 und von Schumacher, Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit V S. 82 (m. Abb.), obſchon die Maße andere ſind (H. 72 cm, D. 30 cm). Dargeſtellt iſt auf dem neu gefundenen Stein eine Viktoria mit weit geöffneten, mächtigen Flügeln. In der Linken hat ſie einen Palmzweig, die Rechte liegt auf einem übergroßen Eichenkranz, der *corona civica,* einer der höchſten Auszeichnungen, die für Rettung von Bürgern verliehen wurde. Von der auf der mittleren Scheibe wahrſcheinlich vorhanden geweſenen Inſchrift *ob cives servatos* iſt keine Spur mehr ſichtbar; ſie wird aufgemalt geweſen ſein. Der Kranz ruht auf einem ſteinernen Unterſatʒ, an dem die breiten Bänder herunterfallen. Die Göttin ſelbſt, die ſich nicht gerade durch beſonderen Liebreiz auszeichnet, iſt mit Ober- und Untergewand angetan. Bei der überaus rohen Ausführung läßt ſich nur vermuten, daß der Mantel von der linken Schulter her über den Rücken und unter dem rechten Arm hindurchgezogen und dann über den linken Unterarm gelegt iſt, von dem die Stoffmaſſe, in unnatürlicher Weiſe an den Körper angepreßt, herabfällt.



Abb. 11, 1 : 10

16 *Relief mit Darſtellung des Merkur, der Minerva und des Ocellus,* gef. gegen Ende Nov. beim Ausbrechen der ſpätrömiſchen Fundamente der Stadtmauer hinter dem Hauſe Käſtrich Nr. 53. Die Platte füllte hier den Zwiſchenraum zwiſchen zwei großen Quadern aus. Bräunlicher Sandſtein. H. 38 cm, Br. 65 cm, D. 9 cm. Die Darſtellung iſt überaus roh und noch dazu ſchlecht erhalten. In der

Mitte ſteht, wie es ſcheint, gänzlich nackt Merkur. Er ſchultert mit der Linken den Schlangenſtab, während die Rechte einen Beutel hält, der ihn als Handelsgott kennzeichnet. Neben ihm ſteht ein Tier, jedenfalls der dem Merkur heilige und oft beigegebene Bock; rechts und links von dem Beutel ſind wohl die Hörner des Bockes angedeutet. Neben dem Gott ſteht Minerva, langbekleidet, mit Helm und balkendicker Lanze. Auf der anderen Seite ſteht ein Gott in langem, bis zu den Knieen reichendem Rock, mit dem Hammer in der Rechten. Dieſer läßt ihn als Ocellus erkennen, einen galliſchen Gott, der im römiſchen Germanien den Namen Silvanus führte (Michaelis, Lothr. Jahrb. VII 128 ff., v. Domaszewski, Archiv f. Religionswiſſenſchaft, IX 150 f.). — Das Relief ſtammt aus dem 3. Jahrhundert.

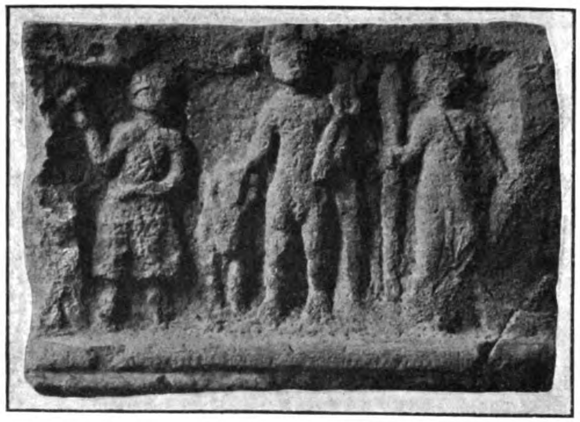


Abb. 12, 1 : 8

IV. Inschriftbruchstücke von unsicherer Bedeutung. Inschriftlose Bauglieder und Särge.

17 *Sechs kleine Bruchſtücke,* alle wahrſcheinlich römiſch-heidniſchen Urſprungs, ſ. Abb. 13; a—e aus ſpäteren Mauern des Forts Karl, f aus Weiſenau.

a. Gef. am 25. Juni 1907. Kalkſtein. H. 12 cm, Br. 20 cm, D. 13 cm.
b. Gef. am 11. Mai 1907. Kalkſtein. H. 16 cm, Br. 27 cm, D. 14 cm.
c. Gef. am 11. Mai 1907. H. 17 cm, Br. 20 cm, D. 20 cm.
d. Gef. am 11. Mai 1907. Kalkſtein. H. 10 cm, Br. 16 cm, D. 12 cm.
e. Gef. am 21. Febr. 1907. Kalkſtein. H. 25 cm, Br. 23 cm, D. 7 cm. — Z. 1 ſcheint eine Altersangabe enthalten zu haben: [*a*]*n*(*nos*) *XI* . . ., dann folgte wohl der Name deſſen, der den Stein ſetzte.
f. Gef. im Jahre 1906 zuſammen mit den in der Mainzer Ztſchr. II S. 23 ff. beſprochenen, aus Weiſenau ſtammenden Grabſteinen; doch ſcheint mir unſer Bruchſtück eher von einem Altar zu ſtammen. Sandſtein. H. 32 cm, Br. 9 cm, D. 18 cm.



Abb. 13, 1 : 15

18 *Bruchſtück eines Grabſteines,* gef. am 21. Mai 1907 beim Abbrechen ſpäterer Mauern des Forts Karl. Kalkſtein. H. 26 cm, Br. 22 cm, D. 20 cm; ſ. Abb. 21 c. — Zeile 3 und 4 war das Lebensalter des Verſtorbenen angegeben: *vixit* [*annos* ... *menses*] *V dies* ..., „lebte .... 5 Monate, . . . Tage." Die Interpunktion, die auf altchriſtlichen Inſchriften ſehr ſelten iſt, und die Form der Buchſtaben beſtimmen mich, die Inſchrift noch in die heidniſche Zeit, etwa in das 3. Jahrhundert, zu ſetzen.

19 *Zwei Köpfe aus Sandſtein.* a. Kopf eines Knaben. Er war in der Nordwand der katholiſchen Kirche zu Kaſtel eingemauert und wurde auf Veranlaſſung des Herrn Architekten Löffelholz herausgebrochen und als Geſchenk der Kirchengemeinde, vertreten durch Herrn Pfarrer Hofmann, dem Muſeum übergeben. Der Kopf iſt 16 cm hoch und zeigt eine ſtarke Neigung nach rechts aufwärts. Bemerkenswert iſt, daß in den Vertiefungen des Mundes, der Augen, des gewellten Haares und anderwärts noch viele rote Farbſpuren erhalten ſind. — b. Kopf von einer lebensgroßen Frauenſtatue, gef. in Weiſenau in der Nähe der in der Mainzer Ztſchr. II Nr. 1, 3 und 4 beſprochenen Grabſteine. H. 30 cm. Geſchenk des Herrn Leutnants Scheuner.



a

Abb. 14



b

20 *Stein mit Blätterverzierung,* vielleicht zu einem großen Grabmal gehörig. Er iſt neben Nr. 2 in der Oſtſeite der an die katholiſche Pfarrkirche zu Kaſtel angebauten Sakriſtei eingemauert. Gipsabguß im Muſeum. H. 44 cm, Br. 35 cm. Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXVI Heft 11/12.

21 *Zweiundzwanzig, teilweiſe ſehr große Quader,* gef. im Nov. 1907 beim Abbrechen der alten Stadtmauer hinter dem Hauſe Käſtrich Nr. 53. In bezug auf ihre Lagerung vgl. Mainzer Ztſchr. I S. 27, wo ein anderes Stück derſelben Mauer abgebildet iſt. — Als ſich bald nach der Mitte des 3. Jahrhunderts wegen der drohenden Einfälle der Germanen die Notwendigkeit herausſtellte, auch die bürgerliche Niederlaſſung am Fuße des vielleicht ſchon ganz verlaſſenen, jedenfalls aber ſeit 90 n. Chr. halb leer ſtehenden Kaſtells zu befeſtigen, brach man u. a. einen ſehr großen, einſt von der *legio I adiutrix* errichteten Bau ab und verwendete die ſo gewonnenen Steine neben vielen anderen zur Herrichtung der Grundmauern (ſ. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XIX S. 101 ff.). Von jenem Bau ſtammen die meiſten der neu gefundenen Quaderſteine, andere von der Brüſtung am Hof des Prätoriums. Letztere ſind aber nur mit je zwei eingerahmten leeren Feldern verziert und befanden ſich alſo wohl an einer anderen Seite (oder in dem Prätorium einer anderen Legion) als die unter Nr. 15 genannten Reliefplatten, die auch in den Maßen mit ihnen nicht übereinſtimmen.



Abb. 15, 1 : 7

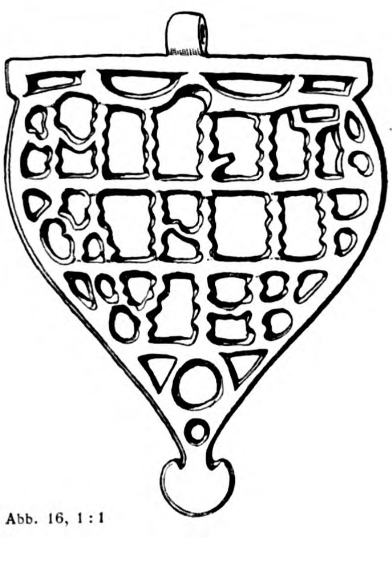


Abb. 16, 1 : 1

22 *Großes korinthiſches Marmorkapitäl,* gef. im Jahre 1907 bei Wiederherſtellung der evangeliſchen Johanniskirche. Es war in einer Strebe im Innern der Kirche vermauert. H. 42 cm, Durchm. 45 cm. Die vorſtehenden Teile der Akanthusblätter und Ranken ſind leider überall abgeſtoßen. Das Kapitäl gehört der ſpätrömiſchen Zeit an. Geſchenk der evangeliſchen Kirchengemeinde. Abb. 15.

---

23 *Kleineres, ſehr beſchädigtes Kapitäl,* gef. im Herbſt 1907 beim Bau des Wohnhauſes für Steuerbeamte am Gautor. Sandſtein. H. 22 cm, Br. 18 cm. Gleichzeitig kam an der nämlichen Stelle ein ſpitzwinkliges Sockelſtück aus Sandſtein zutage. H. 24 cm, Br. der Seiten 34 und 38 cm.

---

24 *Stück eines Pilaſterkapitäls,* gef. im Gebiete der ehemaligen Albanskirche. Sandſtein. H. 15 cm, Br. 65 cm, D. 63 cm. Erhalten iſt eine körbchenartige Verzierung von guter Arbeit. Der Stein ſtammt vielleicht von einem großen Grabmal. Daß ſolche in der Gegend ſtanden, beweiſt ein in der Nähe gefundenes Stück von einem Schuppendach, wie ſie beſonders von den Neumagener Grabdenkmälern her bekannt ſind. H. 34 cm, Br. 36 cm, D. 15 cm.

---

25 *Zwei große Steinſärge,* gef. im Gebiete der Albanskirche, wahrſcheinlich in zweiter Verwendung. Der eine, der aus rotem Sandſtein gefertigt iſt, iſt leider bei früheren Sprengungen zur Hälfte zerſtört worden. Jetzt iſt er noch 106 cm lang bei 85 cm Höhe und 61 cm Breite. Die Wandſtärke beträgt 12 cm. Die Sargwände ſind ebenſo wie der mächtige dachförmige Deckel mit runden, parallelen Streifen verziert. Sie ſind ſorgfältig mit dem Meißel hergeſtellt und ſcheinen nach einer Beobachtung Hettners als beabſichtigtes Ornament erſt um das Jahr 300 aufzutreten, während ſie an Särgen früherer Zeit nur als roher Steinſchlag vorkommen. — Noch ſpäteren Urſprungs iſt der zweite, ein ſog. Plattenſarg, d. h. er iſt nicht aus einem Block herausgehauen, ſondern aus einzelnen Platten zuſammengeſtellt. Grauer Sandſtein. Der Boden beſtand aus zwei nebeneinander gelegten Platten von 92 und 98 cm Länge, 120 cm Breite und 18 cm Dicke. Die Langſeiten waren 173 cm lang, 60 cm hoch und 12 cm dick, die Schmalſeiten waren 125—130 cm lang. Die Deckelplatte iſt zerſtört.

V. Inſchriften auf Gebrauchsgegenſtänden

26 *Zierrat aus Bronze,* befindet ſich ſeit langer Zeit in der Sammlung, ohne daß ein Fundort angegeben wäre. Von einem gleichen Stück wurde jüngſt im Kaſtell Zugmantel die obere Hälfte gefunden, bei welcher Gelegenheit Herr Dr. Barthel auf unſer Exemplar aufmerkſam machte. Die Verwendung iſt unſicher; vielleicht iſt es das Gegenbeſchläg einer Schnalle. Die Inſchrift iſt in drei Zeilen gewiſſermaßen aus dem Bronzeblech ausgeſchnitten und lautet: MILIT ANTI UM = *militantium,* „der Kriegführenden“. Auf einem anderen zugehörigen Stück wird das Wort geſtanden haben, von dem der Genetiv abhängt, *spes* oder etwas Ähnliches. — Z. 2 iſt der Querbalken des T völlig in die Trennungslinie der Zeilen gefallen und dadurch unkenntlich geworden.

VI. Frühchristliche Grabsteine

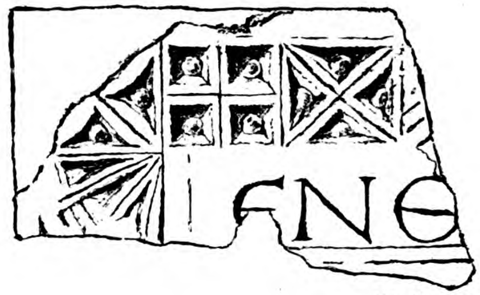


Abb. 17, 1 : 3

27 *Bruchſtück einer griechiſchen Grabſchrift,* gef. am 23. Nov. 1907 in den Grundmauern der Albanskirche. Kalkſtein. H. 12 cm, Br. 22 cm, D. 8 cm. Die Inſchrift war von einem aus abwechslungsreich verzierten Quadraten geſchmackvoll zuſammengeſetzten Rahmen umgeben, den wir uns gewiß verſchiedenfarbig denken müſſen (ſ. Nr. 37 c). Von der Inſchrift iſt leider nicht viel erhalten.

Ἔνθ[α κεῖται . . .], „Hier liegt . . .“ Der Mittelſtrich des Θ iſt nach beiden Seiten bis zur Kreislinie verlängert. — Die vorliegende iſt die einzige griechiſche Grabſchrift, die in Mainz bis jetzt zutage getreten iſt, während ſolche in Trier und Südfrankreich ziemlich viel gefunden wurden. Nach dem griechiſchen Maſſilia führte, den Ufern des Rheines und der Rhone entlang, die wichtigſte Handelsſtraße, die unſere Gegend nicht nur mit Italien, ſondern auch mit dem griechiſch gewordenen Morgenlande verband; daher iſt es kein Wunder, daß auch das Chriſtentum auf dieſem Wege vielfach durch Griechen verbreitet wurde, und es ſteht nichts im Wege, die Inſchrift in die Zeit zu ſetzen, wo dies zuerſt geſchah, alſo in das 4. Jahrhundert.

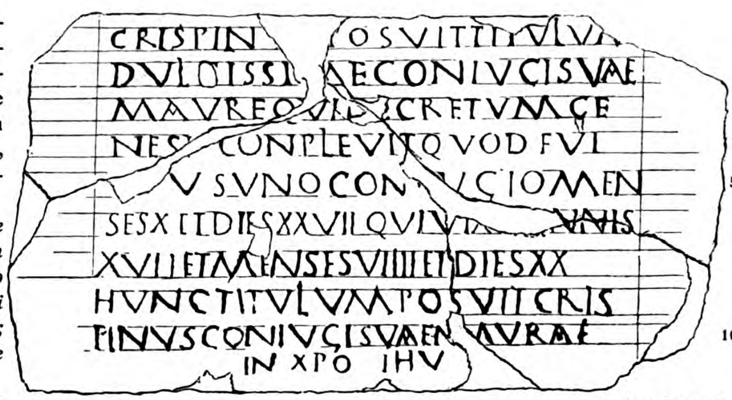


Abb. 18, 1 : 5

28 *Grabſtein der Maura,* gef. beim Abbrechen von Mauern im Gebiete des ſeitherigen Forts Karl, wo einſt die Albanskirche ſtand, und zwar der größere untere Teil am 8. Nov. 1907, die zwei oberen Stücke ſchon am 28. Okt. Kalkſtein. H. 29 cm, Br. 53 cm, D. 9 cm. Die Inſchrift iſt ſorgfältig zwiſchen Linien geſetzt.

Crispin[*us p*]*osuit titulum dulcissim*(*a*)*e coniugi suae Maur*(*a*)*e, qui* [*de*]*cretum genesi*[*s*] *conplevit, quod fui*[*m*]*us uno con*[*i*]*ugio menses XII dies XXVII, qui vix*[*it a*]*nnis XVII et menses VIIII et dies XX; hunc titulum posuit Crispinus coniugi suae Maurae in Chr*(*ist*)*o Je*(*s*)*u.*

„Criſpinus ſetzte den Grabſtein ſeiner lieben Gattin Maura, die den Ratſchluß der Schöpfung erfüllte, daß unſere Ehe nur 12 Monate und 27 Tage dauerte. Sie lebte 17 Jahre und 9 Monate und 20 Tage. Dieſen Grabſtein ſetzte Criſpinus ſeiner Gattin Maura in Chriſto Jeſu.“

Die Namen Criſpinus und Maura ſind ſehr gewöhnlich; auch in Trier befindet ſich z. B. ein Grabſtein aus dem 4. Jahrhundert, der einer Chriſtin Maura von ihrem Gemahle Bonifatius geſetzt iſt. Dagegen bietet die Inſchrift ſonſt manches Intereſſante. Die Formel *quae decretum genesis complevit* iſt für die altchriſtliche Epigraphik vollſtändig neu. Auch die Schlußformel *titulum posuit in Christo Jesu* iſt durchaus ungewöhnlich. Grammatiſch auffallend iſt noch, daß der Inhalt des *decretum* durch einen Satz mit *quod* c. Ind. wiedergegeben iſt, daß in *conplevit* vor *p* nicht *m* ſondern *n* ſteht (ſ. Seelmann, Ausſpr. d. Latein. S. 271 ff.), ſowie daß e und ae in der Endung wechſeln (Z. 2 *dulcissime,* Z. 3 *Maure,* aber Z. 2 *suae,* Z. 9 *suae Maurae;* vgl. Körber, Nachtr. III Nr. 131). — In paläographiſcher Beziehung weicht die Inſchrift von den ſpäteren heidniſchen nicht allzu ſehr ab: die Schlinge bei *P* und *R* iſt ſehr klein, ebenſo die Querſtriche bei *E, T* und *L;* letzteres iſt überhöht; *A* hat gebrochenen Querſtrich, *M* ſehr ſchräg geſtellte Außenſtriche; das *G* unterſcheidet ſich von dem *C* durch ein nach unten geführtes Häkchen. Ferner iſt bemerkenswert, daß bei *Christo Jesu* die Wortſtämme mit griechiſchen, die Endungen aber mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben ſind. — Was endlich die Entſtehungszeit anbelangt, ſo haben wir wahrſcheinlich die älteſte der bis jetzt in Mainz gefundenen frühchriſtlichen Inſchriften vor uns. Die römiſchen Namen Criſpinus und Maura weiſen auf die Zeit, wo die Germaniſierung der Bevölkerung wenigſtens in der Stadt noch nicht durchgedrungen war. Zu vergleichen ſind in dieſer Beziehung die altchriſtlichen Inſchriften Triers, die alle dem 4. oder der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts angehören müſſen, da das Chriſtentum hier durch die um die Mitte des 5. Jahrhunderts eingedrungenen ripuariſchen Franken auf längere Zeit vernichtet wurde. Auf die Frühzeit deutet es auch, daß derjenige, der beſtattet, überhaupt genannt iſt, da die Chriſten ſpäter die Andeutung jedes irdiſchen Bandes zu vermeiden pflegten. Außerdem fehlen die für frühchriſtliche Grabſteine ſo bezeichnenden Formeln *hic jacet, hic pausat, in hoc tumulo requiescit, bonae memoriae, in pace* uſw. vollſtändig. Ich glaube daher, daß unſere Inſchrift noch in das 5. Jahrhundert, wenn nicht früher zu ſetzen iſt.



Abb. 19, 1 : 10

29 *Bruchstück einer Grabschrift,* gef. am 21. Nov. 1907 in den Grundmauern der Albanskirche. Kalkstein. H. 35 cm, Br. 25 cm, D. 8 cm.

Auf Z. 2 und 3 scheinen Eigennamen gestanden zu haben. Dann folgte [*qui?*] *vixit . . . .* [*mens*]*es VIII d*[*ies . . . .*], „welcher . . . 8 Monate und . . . Tage lebte." Die offenbar noch römischen Namen, die Form der Buchstaben, die, abgesehen vielleicht von *L* und *A*, noch ganz die der heidnischen Zeit ist, lassen auf das 4. oder 5. Jahrhundert schließen. Es ist nicht sicher, daß es eine christliche Inschrift ist, doch spricht dafür das Fehlen jeglicher Interpunktion.

---

30 *Bruchstück einer Grabschrift,* gef. am 23. Nov. 1907 in den Grundmauern der Albanskirche. Auf allen Seiten Bruchflächen. Kalkstein. H. (der Inschriftfläche) 20 cm, Br. 20 cm, D. 12 cm.

Die Inschriftreste entziehen sich der Deutung. Z. 2 könnte man [*q*]*uem* ergänzen, Z. 3 . . . . *m non*(*a*)*m,* Z. 4 . . . . *mus cuius,* Z. 5 [*g*]*raviter* lesen. — Die Buchstabenform weist auf das 4. oder 5. Jahrhundert.

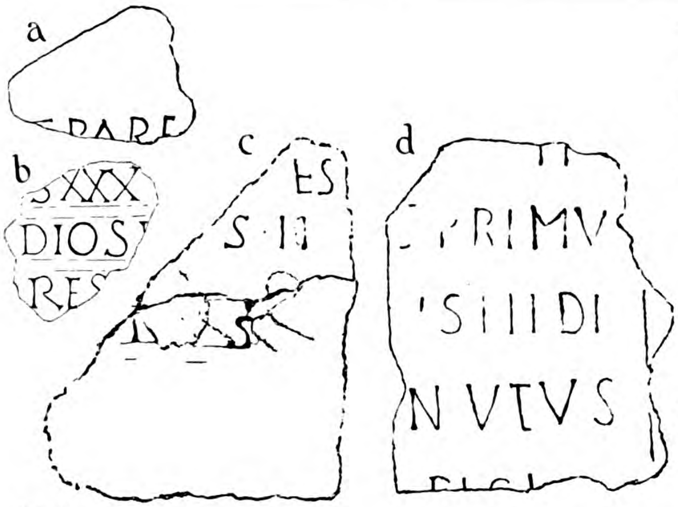


Abb. 20, 1 : 5

31 *Vier Bruchstücke von Grabsteinen,* gef. auf dem Gebiete des seitherigen Forts Karl bezw. der Albanskirche. Das Material ist überall Kalkstein.

a. Gef. am 22. Nov. 1907 in den Grundmauern der Albanskirche. H. 10 cm, Br. 14 cm, D. 6,5 cm. . . . . *pare*[*ntes*], „die Eltern".

b. Gef. am 11. Juni 1907 in neueren Mauern. H. 10 cm, Br. 13 cm, D. 4,5 cm. Z. 1 war das Lebensalter des Verstorbenen angegeben: [*vixit anni*]*s XXX* . . ., „lebte 30? Jahre", dann kam der anscheinend griechische Name dessen, der den Stein setzte, vielleicht eines [*p*]*res*[*byter*].

c. Gef. am 27. Juni 1907. H. 28 cm, Br. 22 cm, D. 8,5 cm. Man erkennt auf dem Stein eine Altersangabe: [*mens*]*es*[. . . *die*]*s II.*

d. Gef. am 21. Mai 1905. H. 28 cm, Br. 23 cm, D. 8 cm. — Z. 2 erkennt man den Namen *Primus,* dann eine Altersangabe [*ann?*]*is III di*[*es* . . .]; darauf folgte vielleicht der Name dessen, der den Stein setzte [. . . .]*nutus* (der scheinbare Ansatz am unteren Ende des *T* beruht auf einer Verletzung des Steines).



Abb. 21, 1 : 8

32 *Vier Bruchstücke von Grabschriften,* gef. beim Abbrechen späterer Mauern des ehemaligen Forts Karl, wo früher die Albanskirche stand. Material überall Kalkstein.

a. Gef. am 19. Juni 1907. H. 20 cm, Br. 19 cm, D. 8 cm. Oben ist ein Stück der Umrahmung erhalten, die Verzierung links deutet auf ein christliches Symbol. Auch die anscheinend vorliegende Eingangsformel *hic* (*iacet?*), „Hier liegt", deutet auf eine altchristliche Inschrift, während die Buchstaben ihrer Form nach sogar einer sehr frühen Zeit angehören könnten.

b. Gef. am 21. Mai 1907. H. 17 cm, Br. 24 cm, D. 6 cm. Paläographisch ist die Inschrift sehr reizvoll, da die Buchstabenstriche meist nicht gleichmäßig dick sind, sondern nach oben oder unten anschwellen und außerdem vielfach über den Schnittpunkt verlängert sind, sodaß hier angesetzte kleine Dreiecke entstehen (s. *A, V* und *M*). — Z. 1 wird den Namen enthalten haben, Z. 2 das Wort *titulum,* für Z. 3 weiß ich keine Erklärung; wahrscheinlich wird mit *—am* ein Wort schließen, mit *me* ein neues beginnen (meam?).

c. Vgl. Nr. 18.

d. Gef. am 11. Mai 1905. H. 9 cm, Br. 12 cm, D. 5 cm. Die Buchstaben sind ähnlich eingehauen wie bei Nr. b, nur ist bei *A* bloß der eine Strich über dem Schnittpunkt verlängert. *AN* = an[nis?].

33 *Unterteil eines Grabſteines*, gef. am 21. Nov. in den Grundmauern der Albanskirche. Kalkſtein. H. 20 cm, Br. 43 cm, D. 12 cm. Der Stein iſt verziert mit dem — hier nicht in einen Kreis eingeſchriebenen — älteren Chriſtus-Monogramm, das aus den griechiſchen Buchſtaben XP = χριστός „Chriſtus" beſteht; ihm iſt auf beiden Seiten eine Taube zugewendet, das chriſtliche Symbol der Unſchuld, Sanftmut und Liebe.

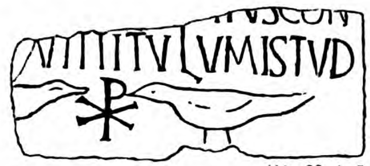


Abb. 22, 1:8

[eiu]s con[iux pos]uit titulum istud. „Ihr? Gemahl (Seine? Gattin) ſetzte dieſen Grabſtein."

Z. 1 iſt auf dem Stein nicht mit Sicherheit zu entſcheiden, welche Buchſtaben dem *s* vorausgingen. Das Maskulinum *titulus* iſt hier zum Neutrum *titulum* geworden, wie aus dem dabeiſtehenden Pronomen ſich ergibt. In der Ausſprache fielen die beiden Formen damals zuſammen, da ſowohl das auslautende *s* wie das auslautende *m* in der Volksſprache nicht mehr gehört wurden. — *L* zeigt ſchrägen Querſtrich. — Die Form der Buchſtaben, die Verwendung des älteren Chriſtus-Monogrammes, das, wenigſtens in Gallien, nur bis 493 (in Rom bis 451 oder 471) nachweisbar iſt, und die Nennung deſſen, der den Stein ſetzte, zeigen, daß unſere Inſchrift zu den frühſten gehört und wohl noch aus dem 5. Jahrhundert ſtammt.

---

34 *Halber Grabſtein des Ruſticus*, gef. am 11. Nov. 1907 beim Abbrechen der Treppe an der nördlichen Seitenapſide der Albanskirche. Kalkſtein. H. 23 cm, Br. (an der Inſchriftfläche) 37 cm, D. 9 cm. Erhalten iſt, leider nicht einmal ganz, die linke Hälfte. Zum Schmuck der Platte war über der Inſchrift das mit einem Kreis umgebene ältere Chriſtus-Monogramm angebracht; rechts und links daneben je eine Taube (ſ. Nr. 33) und ein Palmzweig, das Symbol des Sieges.

Rusticu[s hic iacet?] qui vics[it annis . . .] menses II di[es . . . . .] dulcis par[entibus], „Ruſticus liegt hier begraben, der . . . . Jahre, 2 Monate und . . . . Tage lebte, ſeinen Eltern teuer."

Ruſticus iſt ein vom 4. Jahrhundert an ſehr gewöhnlicher Name. Daß aber die Grabſchrift mit dem Namen des Beſtatteten beginnt, iſt auf altchriſtlichen Steinen ſelten. — Z. 2 ſteht *CS* für das gleichlautende X. — Paläographiſch bemerkenswert iſt der ſchräge Querſtrich des *L* und der gebrochene Mittelſtrich des *A*. — Die Einfachheit der Inſchrift, der römiſche Name (ſ. z. Nr. 28) und die frühe Form des Chriſtus-Monogramms zeigen, daß unſer Denkmal noch aus dem 5. oder höchſtens dem Anfang des 6. Jahrhunderts ſtammt.



Abb. 23, 1:5

---

35 *Grabſchrift der Leoncia und einer anderen Frau*, gef. am 16. Nov. 1907 an der ſüdlichen Seitenapſide der Albanskirche. Kalkſtein. Der mächtige Block war ſchon in römiſcher Zeit an einem Bau verwendet, wie man an dem Wolfsloch und den charakteriſtiſchen Stoß- und Mörtelfugen an beiden Schmalſeiten erkennt. Leider iſt der Stein ſchon in alter Zeit, d. h. ehe er in den Grundmauern der Albanskirche verbaut wurde, in der Mitte auseinandergebrochen. H. 40—44 cm, D. 29 cm, Br. der linken Hälfte 55 cm, der rechten Hälfte 50 cm. Wenn die beiden Steine ſo nahe als möglich aneinandergerückt werden, ſo klaffen ſie an der ſchmalſten Stelle der Inſchrift etwa 8 cm auseinander, die ſichere Ergänzung der erſten Zeilen ergibt, daß ſie in urſprünglicher Lage noch etwa 3—4 cm weiter voneinander entfernt waren. Die Urſache dieſer ſtarken Beſchädigung, durch die leider ein ſehr wichtiger Teil der Inſchrift verloren ging, war offenbar ein großer Brand, dem der Stein an dieſer Stelle ausgeſetzt war, wie man an der roten Färbung auf beiden Seiten der Bruchſtelle erkennt. Wo die Glut am größten war, iſt er aber auch mürbe und bröckelig geworden, ſodaß er der Zerſtörung hier ſtark ausgeſetzt war. An der linken Hälfte iſt dann die rechte Seite offenbar zu einer ebenen Fläche abgearbeitet worden. — Rechts und links von der Inſchrift iſt zum Schmuck die ältere Form des Chriſtus-Monogrammes in radförmiger Umrahmung angebracht, und zwar auffallenderweiſe in liegender Stellung; ſo liegen denn auch die beiden in das *X* eingeſchriebenen chriſtlichen Symbole (ſie ſind dies in Anſpielung auf die Offenbarung Johannis I 8) Alpha und Omega (letzteres wie gewöhnlich in unzialer Form) auf der Seite (ähnlich bei Le Blant, inscr. chrét. I Abb. 215). Die beiden Monogramme ſind übrigens nicht ganz gleichmäßig ausgeführt, da bei dem einen der Balken des *P* bis zum Kreisrand durchgeführt iſt, bei dem andern nur bis zum Schnittpunkt mit dem *X*.

Hic quiesc[it in pac]e Leoncia, qu(a)e vixi[t anni]s LXVIII beata requ[ie vit (?)]ae. Hic quiesci(t) in [pace . . . .]ova, qu(a)e vixit ann[is . . . . d]ies X? [be]ata requie (vitae ?) q[u(a)e rec]es[sit] die Veneres (h)ora . . . delexit domeno [suo(?) qui eas deponer?]e dignatus est uno titu[lo . . . .].

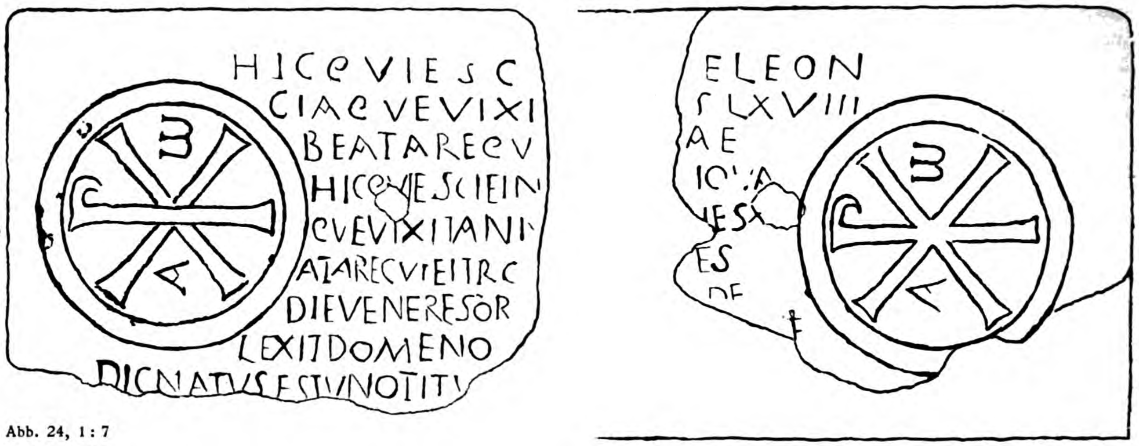


Abb. 24, 1 : 7

„Hier ruhet in Frieden Leoncia, welche 68 Jahre lebte in glücklicher Ruhe des Lebens. Hier ruhet in Frieden . . . . . ova, welche . . . Jahre und . . . Tage lebte in glücklicher Ruhe des Lebens. Sie ſtarb am Freitag in der . . . Stunde. Sie liebte ihren Herrn, der ſie beide in einem Grabe beizuſetzen für würdig gehalten hat.“

Z. 1 und 2 ſteht *Leoncia* für *Leontia,* das ein vom 4. Jahrhundert an ſehr gebräuchlicher Name iſt. In der Volksſprache trat bei *ci* vor Vokalen Aſſibilation ein, die (erſt in merowingiſcher Zeit und im ganzen recht ſelten!) eine Verwechslung mit *ti* herbeiführte (CIL. XIII 7671 *deposicio* auf einer altchriſtlichen Inſchrift aus Plait bei Andernach; CIL. XIII 2391 *neguciatoris, stacio* und *oracionem* auf einem Lyoner Grabſtein vom Jahre 601). — Z. 2 und 5 *que* für *quae.* — Z. 3. Es kann angenommen werden, daß die Zeilen rechts ebenſo wie links bis zum Monogramm reichten; die flach eingegrabenen Buchſtaben ſind aber dann in ſeiner Nähe von Z. 3 an wahrſcheinlich abgetreten. Die Unſicherheit darüber erſchwert natürlich die Ergänzung ſehr. — Z. 4 ſteht vor *IN* ein deutliches *E,* verſchrieben für T. — Z. 5 a. E. iſt das *X* nicht ganz ſicher, dahinter iſt ein Loch im Stein. — Z. 6 vermutet Fonck (Innsbruck) wohl mit Recht, daß die Buchſtabengruppe ITR von dem des Lateiniſchen nicht kundigen Steinmetzen verſchrieben ſei für VITAE, das dann auch Z. 3 a. E. einzuſetzen wäre. Die Formel *qui vixit (in) beata requie* ſcheint, wie ſo manches andere, was auf unſeren Steinen vorkommt, für die altchriſtliche Epigraphik neu zu ſein; ſie vertritt das häufige *qui vixit in pace* oder *qui vixit feliciter.* A. E. könnte [*rec*]*es*[*sit*] geſtanden haben (vgl. CIL XIII 8482 *Leontius . . . . in pace recessit* und 8483 *Valentiniano . . . . in albis cum pace recessit,* beide aus Köln). — Z. 7 iſt die Benennung des Wochentages nach der Planeten-Gottheit bemerkenswert, wofür ich auf den frühchriſtlichen Inſchriften Galliens und Germaniens nur noch zwei Beiſpiele finde: [*obiit die*] *Veneris* bei Le Blant, Inscr. chrét. I Nr. 68 und *dep(ositio) Basiliae XI Kal(endas) Feb(ruarias) die Solis* bei Le Blant, nouveau recueil des inscr. chrét. Nt. 277. Sonſt iſt die altrömiſche Art üblich, nach Kalenden, Nonen und Iden zu rechnen, die an der zweiten Stelle neben der anderen verwandt war. *Veneres* ſteht für *Veneris,* wie in der nächſten Zeile *domeno* für *domino:* das kurze i wechſelt auf galliſch-germaniſchem Boden infolge ſeines zwiſchen beiden Vokalen liegenden Klanges ungemein oft (Seelmann a. a. O. S. 195 ff.). Bei *or . . .* dachte Wallau mit Recht an Angabe der Todesſtunde, (*h*)*ora . . .;* ich finde dafür aber kein anderes Beiſpiel. — Z. 7 und 8 iſt wohl *dilexit* zu leſen, indem das vorhandene *DE* für *di* (ſ. o.) ſteht; dann iſt allerdings dieſe Zeile nicht wie die vorausgehende bis zu dem Kreis durchgeführt. — Z. 8 ſteht *domeno* für dominum; über den Wechſel von *e* und *i* ſ. o., über *o* für *um* ſ. z. Nr. 39. Hier könnte das *M* allerdings auch weggebrochen ſein. Die Ergänzung dieſer Zeile verdanke ich Falk (Klein-Winternheim). Die neunte Zeile war vermutlich die letzte. Die linke Seite unſeres Grabſteines iſt hier etwas abgearbeitet. — Paläographiſch bemerkenswert iſt die kurſive Form des *Q* und die ſchräge Richtung des Querſtriches bei *L.* Bei *A* iſt der Mittelſtrich in den erſten fünf Zeilen gebrochen, in den letzten vier ſcheint er gerade zu ſein, doch iſt er hier überall nur ſchlecht erhalten. Die Schrift iſt in bezug auf Ausführung und Abſtand der Buchſtaben ſehr ungleichmäßig eingehauen, die Verzierung dagegen recht ſorgfältig. – Was die Zeitſtellung der Inſchrift anbelangt, ſo ſchließt ſie ſich den vorher behandelten Nummern an. Die verhältnismäßig einfache Eingangsformel, der römiſche Name der Verſtorbenen, die Andeutung (oder Nennung?) deſſen, der den Grabſtein ſetzte, das ältere Chriſtus-Monogramm, das nach 493 nicht mehr nachweisbar iſt (Le Blant, Inscr. chrét. p. XII), deuten auf das 5. oder ſpäteſtens den Anfang des 6. Jahrhunderts. In demſelben Sinn iſt die Verwendung des großen römiſchen Werkſtückes aufzufaſſen, dergleichen in ſpäterer Zeit nicht mehr ſo zur Verfügung ſtanden. Nachdem ein Brand der merowingiſchen Kirche oder Kapelle, in der das Denkmal urſprünglich ſtand, auch dieſes halb zerſtört hatte, wurden die beiden Steine, in die es zerbrochen war, in dem karolingiſchen Neubau mit anderen Grabſteinen als willkommenes Baumaterial verwendet.

---

36 *Bruchſtücke eines frühchriſtlichen Grabſteines*, gef. vom 14. bis 23. Nov. 1907 in den Grundmauern der Albanskirche. Kalkſtein. Zwei Stücke paſſen aneinander, ſie ſind bei 8 cm Dicke zuſammen 31 cm hoch und 58 cm breit. Das nachträglich gefundene kleinere Stück, das die rechte obere Ecke des Steines bildete, iſt 12 cm hoch und 18 cm breit. Die Inſchriftplatte iſt von einem tiefer als dieſe liegenden Rahmen umgeben, der in einem Rundſtab

beſteht. Zum Schmuck diente das in einen Doppelkreis eingeſchriebene ältere Chriſtus-Monogramm, in welchem — unſymmetriſch — Alpha und Omega angebracht ſind. In den unteren Ecken befindet ſich je ein kleinerer Kreis mit Kreuz und vier Punkten; auch dieſer iſt nach Sauer (Freiburg) ein chriſtliches Symbol, die zum Brechen eingeteilte Hoſtie darſtellend.

[*In hunc titulo*] *requi*[*escit* . . . . . *q*]*ui* [*vixit annis* . . . . . *in*] *pace*. „In dieſem Grabe ruht . . . . . der . . . . . Jahre in Frieden lebte.“

Z. 2 a. E. iſt der Bogen hinter i ein Bruchrand.

Der Stein gehört etwa der Wende des 5. und 6. Jahrhunderts an.

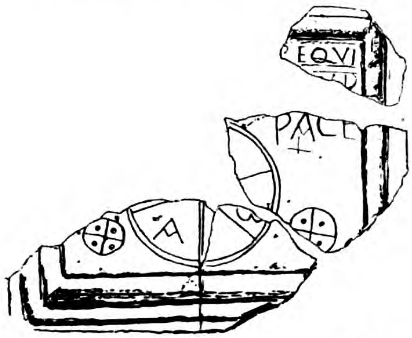


Abb. 25, 1 : 10

---

37 *Vier inſchriftloſe Bruchſtücke von altchriſtlichen Grabſteinen,* gef. in den Grundmauern oder in der Nähe der Albanskirche. Das Material iſt überall Kalkſtein.

a. Gef. am 21. Febr. 1907. H. 44 cm, Br. 30 cm, D. 11 cm. Alteres Chriſtus-Monogramm mit Alpha und Omega in einem mit Winkeln verzierten Doppelkreis.

b. Mit Dreiecken und Sternkreiſen verziertes Stück.

c. H. 27 cm, Br. 14 cm, D. 8 cm. Der Stein war am Rande der Hauptſeite und der (auf der Abb. durch eine punktierte Linie davon getrennten) Nebenſeite mit Dreiecken verziert, die, wie der Stein heute noch zeigt, abwechſelnd rot gefärbt ſind (durch Schraffierung auf der Abb. angedeutet). Auch der breite ſchräge Streif iſt rot. Man darf aus dieſem Stücke ſchließen, daß auch auf anderen Grabſteinen nicht nur die Inſchriften, ſondern auch die Verzierungen durch Farbe hervorgehoben waren.

d. H. 13 cm, Br. 17 cm, D. 10 cm. Älteres Chriſtus-Monogramm in einfachem Kreis.

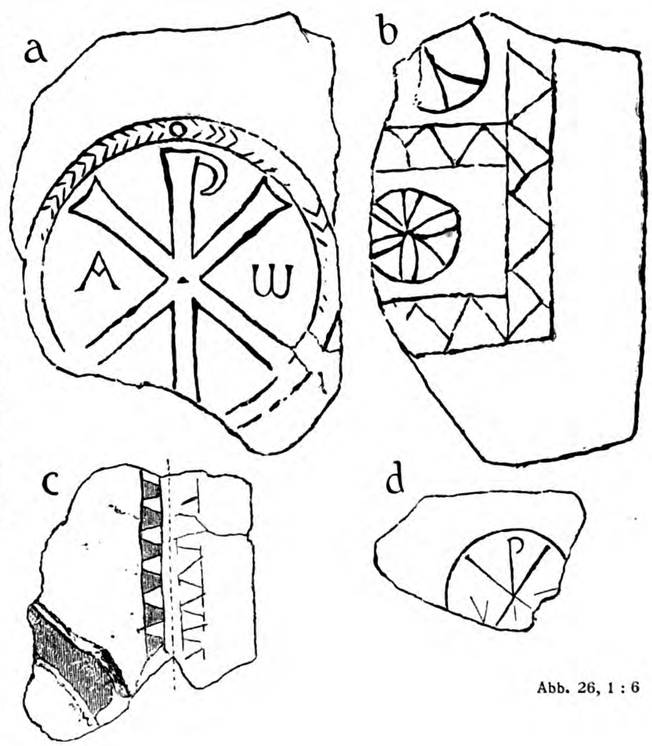


Abb. 26, 1 : 6

---

38 *Bruchſtück von dem Grabſtein der —tia,* gef. am 8. Nov. 1907 wie Nr. 34. Kalkſtein. H. 24 cm, Br. 40 cm, D. 8 cm. Der Stein war mit dem Chriſtus-Monogramm der jüngeren Form verziert, das in einen einfachen Kreis geſtellt iſt; daneben wird links der Reſt eines anderen, kleineren Kreiſes ſichtbar.

Hic requie[*scit i*]*n pace nomi*[*ne Apa ?*]*tia, qui v*[*ixit a*]*nno*[*s* . . . .].

„Hier ruht in Frieden (eine Frau) namens Apatia (?), welche . . . Jahre lebte.“

Z. 3 ſteht *qui* für *quae,* wie auf altchriſtlichen Grabſteinen ſehr gewöhnlich; vgl. franzöſiſch *qui.* Die Form der Buchſtaben iſt, wenn man von dem *A* und dem *Q*



Abb. 27, 1 : 5

abſteht, derjenigen noch ſehr ähnlich, die auf Inſchriften des 3. Jahrhunderts üblich iſt, die Eingangsformel *hic requiescit in pace* iſt aber auf galliſchen Inſchriften nicht vor 469 nachweisbar (Le Blant, Inscr. chrét. p. IX). Andererſeits findet ſich die jüngere Form des Chriſtus-Monogramms nicht mehr nach 525 oder 540 (Le Blant, a. a. O. p. XII). Am Rhein dürfte die Mode ſich freilich etwas verſpätet haben (wie in Gallien gegenüber Rom). Wir werden alſo das 6. Jahrhundert als Entſtehungszeit unſerer Inſchrift annehmen können.



Abb, 28, 1 : 5

39 *Grabſtein der Leutegund,* gef. wie Nr. 34. Kalkſtein. H. 45 cm, Br. 58 cm, D. 10 cm. Die Inſchrift iſt von einem erhöhten Rand umgeben. Wie es ſcheint, war der Stein mit einem Kreuz in radförmiger Umrahmung geſchmückt. Der untere Teil iſt verloren.

† *Tumolant hic marmora cultum Leutegondes in albis rapta*(*e*) *q*(*uius*) *an*(*i*)*ma in pace Chr*(*ist*)*i quiescit. Con*(*di*)*derunt hoc titulum pater et* (*mater*) *ossa piissimi* . . . .

„Es bedeckt hier der Stein die ſterbliche Hülle der Leutegund, die im Taufgewand uns entriſſen wurde, und deren Seele im Frieden Chriſti ruht. Es beſtatteten in dieſem Grab Vater und Mutter liebevoll ihre Gebeine.“

Die Inſchrift bietet für die Erklärung mancherlei Schwierigkeiten. Schon die Eingangsformel iſt mir aus keiner anderen bekannt. — In Z. 2 muß *cultum* als Objekt zu *tumolant* etwas Konkretes bezeichnen. Da nun *cultus* in der Bedeutung „äußere Erſcheinung, Kleidung“ ganz gewöhnlich, nach chriſtlicher Auffaſſung aber der Leib das Gewand der Seele iſt, ſo ſcheint es nicht zu kühn zu ſein, das Wort hier im Sinn von „ſterblicher Hülle“ zu nehmen, wenn es auch ſonſt in dieſer Bedeutung nirgends nachweisbar iſt (nach freundlichen Mitteilungen von Fonck und Lommatzſch). — Z. 2 und 3 *Leutegondes* iſt der Genetiv des deutſchen Namens *Leutegund,* wobei das *o,* wie mir Behaghel mitteilt, ungermaniſch iſt, alſo auf romaniſcher Lautgebung beruht (ſ. unten zu *hoc titulum*); ebenſo könnte die Endung *es* vulgärlateiniſch für *is* ſtehen (ſ. d. Bem. zu 35). Prof. Falk in Klein-Winternheim ſpricht ſich dagegen entſchieden dafür aus, daß hier in der lateiniſchen Inſchrift der ahd. Genetiv auf *—es* verwendet ſei und beruft ſich dafür auf Schannat, Corpus trad. Fuld. (1772) p. 32: *Ego ī Dei noīe Hadabirg* . . . . *trado,* während in der Überſchrift ſtehe *Traditio Hadabirges.* Unbedingt beweiskräftig iſt das Beiſpiel freilich nicht. In Leutegund ſind die ahd. Stämme *leut, liut,* „Volk“, und *gund,* „Kampf“, enthalten. Förſtemann, ahd. Namenbuch, führt u. a. folgende Formen an: Leodegunda (Anfang des 7. Jahrhunderts), Liutgunda (8. Jahrhundert), Liutkund (9. Jahrhundert). — Z. 3 *in albis* heißt: in dem weißen Gewande, das man bei der Taufe als Symbol der durch ſie gewonnenen inneren Reinheit anzog; man legte es erſt nach 8 Tagen wieder ab. (Da für den Vollzug der Taufe das Oſterfeſt ganz beſonders beliebt war, hieß der Sonntag nach Oſtern *Dominica in albis sc. depositis,* heute noch der „weiße Sonntag“.) „*In albis*“ zu ſterben, galt für große Gnade und wird daher oft beſonders hervorgehoben, z. B. Gregor Tur. Franc. II 29 *baptizatus . . . puer . . . in ipsis . . . albis obiit,* CIL. XIII 8483 *in albis cum pace recessit* auf einer Grabſchrift aus Köln. Damit hängt es wohl zuſammen, daß man trotz aller Mahnungen der Kirche die Taufe gern bis auf das Sterbelager aufſchob (Le Blant, a. a. O. zu Nr. 355; Kraus, Realencycl. d. chriſtl. Altert. z. d. W. *Alba*). Leutegund braucht alſo keineswegs ein Kind geweſen zu ſein. — Z. 3 und 4 *rapta* ſteht für *raptae,* vielleicht durch die keltiſche Genetivform beeinflußt. — Z. 4 *Q* iſt Abkürzung für *quius* = *cuius; qu* wechſelt auf Inſchriften, die unter dem Einfluß der Volksſprache ſtehen,

zu allen Zeiten ſehr häufig mit *cu* (vgl. z. B. *qum* und *qura* auf einem Grabſtein der juliſchen Zeit, Körber, Nachtrag IV Nr. 6); denn die Lautgruppe *qu* wurde im Lateiniſchen nicht wie das deutſche *kw* ausgeſprochen, es ſtand vielmehr dem *cu* ſehr nahe, da der zweite Laut dem engliſchen *w* entſprach (Seelmann, Ausſpr. des Latein. S. 350). *anma* für *anima*. Vor *pace* war *in* vergeſſen worden; es wurde nachträglich eingeflickt, und zwar etwas zu weit links, da an der richtigen Stelle kein Platz mehr war. *XPI* für *Chriſti*; die griechiſchen Buchſtaben ſind in dieſem Wort gewiſſermaßen ſtarr geworden. — Z. 5—7 iſt der Satzbau verworren. Wahrſcheinlich iſt hinter *pater et* infolge einer Nachläſſigkeit des Steinmetzen, der ja auch Z. 4 das *in* vergeſſen hatte, *mater* ausgelaſſen; *pater et mater piisimi* iſt dann Subjekt, *ossa* Objekt zu *con(di)derunt*, und *hoc titulum* ſteht für *hoc titulo* „mit, in dieſem Grab." Wem dieſe Annahmen zu kühn erſcheinen, der vergleiche die aus derſelben Zeit ſtammende Grabſchrift Körber, Nachtr. III Nr. 230. In *piisimi* iſt die Verdoppelung des *s* unterblieben. Für *pater et mater piisimi* vgl. CIL. XIII I 2 Nr. 3750 *pater et mater piiss(imi) fecer(unt)* in einer heidniſchen und 3862 *patris* (= *parentes*) *pie[nti]ssimi titulum posuerunt* in einer altchriſtlichen Inſchrift aus Trier. *Conderunt* ſtatt *condiderunt* iſt wahrſcheinlich ein Schreibfehler, da ein Perfektum *condi* nirgends vorkommt; vielleicht lautete die Vorſchrift für den Steinmetzen *condederunt*, denn die Perfektform *condedi* iſt nach Ausweis des Theſaurus ling. lat. auf Inſchriften nicht ganz ſelten. Daß *titulus* im Sinn von *sepulcrum*, „Grab", ſteht, iſt eine Eigentümlichkeit des Mainzer Lateins jener Zeit*) und kommt auf unſeren gleichzeitigen Steinen noch fünfmal vor (ſ. Nr. 41 und Nachtr. III Nr. 228, 231, 232, 233), dreimal ſteht dabei *hunc titolo* für *hoc titulo*; ſo wird hier in demſelben Sinne *hoc titulum* ſtehen, wie ſich anderwärts auch die Redensart *requiescit in hoc tumulum* häufig findet (z. B. Le Blant Nr. 382, 407, 437 u. a.); die beiden Formen des Akkuſativs und des Ablativs waren eben völlig zuſammengefloſſen, da das ſchließende *m* unhörbar geworden, urſprünglich langes *o* und urſprünglich kurzes *u* nicht mehr unterſchieden wurden. Sogar ein gleichzeitiger Schriftſteller von der Bedeutung des Biſchofs Gregor von Tours († 593) legt den „*literati*", ohne zu widerſprechen, folgende Vorwürfe gegen ſich (Gregor) in den Mund: *saepius pro masculinis feminea, pro femineis neutra et pro neutra* (*so!*) *masculina commutas*, ..., ablativis accusativa et rursum accusativis ablativa praeponis. (Gregor Tur., de gloria confessorum, praef.). Im übrigen vgl. CIL. XIII 7671 *conditur tomolo Anserico* auf einem gleichzeitigen Grabſtein aus Plait bei Andernach und *condita hoc tumulis requiiscit ossa sepulchrum* auf dem oben erwähnten Mainzer Grabſtein. — Das Zeichen hinter *piisimi* weiß ich nicht zu deuten, und auch für das *A* a. E. habe ich keine Erklärung. — In paläographiſcher Beziehung iſt darauf aufmerkſam zu machen, wie Z. 1 die Buchſtaben groß beginnen, um bis zur Mitte der Zeile immer kleiner zu werden, wie ſie dann aber plötzlich anſchwellen und allmählich wieder abnehmen. Die Buchſtabenſtriche ſind meiſt an den Enden durch Apices gleichſam zweiſpitzig geworden. Der ſchräg geſtellte Querſtrich des *L* ſetzt nicht am unteren Ende der Senkrechten an, die auch bei *B*, *D* und *R* über den Anſatz des Bogens hinausgeht. Merkwürdig iſt noch die Form des *B*, deſſen Bogen nicht aneinander ſtoßen. Für Inſchriften der merowingiſchen Zeit auffallend iſt ferner die Verbindung des *N* mit *T* und der gerade Mittelſtrich des *A* (vgl. auch Nr. 35). — Was die zeitliche Stellung der Inſchrift anlangt, ſo verbietet das Kreuz a. A. der erſten Zeile, ſie über das 6. Jahrhundert hinaufzurücken. Die Form der Buchſtaben deutet auf das Ende des 6. oder den Anfang des 7. Jahrhunderts. Damit ſtimmt auch der Lautbeſtand des Namens: *eu*, die Vorſtufe von *iu*, findet ſich bis in die erſte Hälfte des 8. Jahrhunderts und wechſelt in fränkiſchen Namen des 6. und 7. Jahrhunderts ziemlich willkürlich mit *eo* (Braune, althochdeutſche Grammatik § 47 A. 1).

*) Außer in Mainz findet es ſich in dieſem Sinn nur noch in einer altchriſtlichen Inſchrift vom Hof Gimbach im Taunus (CIL. XIII 7320), die natürlich von Mainz aus beeinflußt iſt.

40 *Grabſtein des Gaerehold*, von Lindenſchmit am 15. April 1907 an der Stelle gefunden, wo der obere Weiſenauer Weg in das ſeitherige Glacis-Gelände mündet, offenbar verſchleppt von dem nahen Friedhof an der ehemaligen Albanuskirche. Kalkſtein. H. 20 cm, Br. 17 cm, D. 13 cm. Die Inſchrift iſt namentlich am Anfang der Zeilen verletzt, am Ende fehlt eine ganze Zeile, wenn nicht deren mehrere:

† *In* (*h*)*unc tumulo* (*r*)*equiiscit bene memorio Gaereho*[*l*]*dus qui vix*[*it*] *in pace* [*annis* . . . . .]. „In dieſem Grabe ruht geſegneten Andenkens Gaerehold, der . . . . . Jahre in Frieden lebte."



Abb. 29, 1 : 3

Die Inſchrift begann mit einem Kreuz. — Vor *unc* iſt die ſchwach ausgeſprochene Aſpiration weggelaſſen (vgl. Nr. 35 *ora* und Körber, Nachtr. III Nr. 230 *oc* auf frühchriſtlichen Steinen, Nachtr. IV Nr. 6 *ospes* auf einem ſolchen der juliſchen Zeit). — Über *in (h)unc tumulo* und die hier zutage tretende Vermiſchung der Formen des Akkuſativs und des Ablativs vgl. zu Nr. 39 *hoc titulum*. — Z. 2 iſt vor *E* aus Verſehen ein *R* ausgelaſſen. — (*r*)*equiiscit* für *requiescit;* das e hatte im Lateiniſchen teilweiſe eine nach i hinneigende Färbung. Am Ende der Zeile iſt die Senkrechte des *T* wohl mit dem erſten Umrahmungsſtrich zuſammengefallen, ſodaß man

nur die Wagrechte und den Anſatʒ am unteren Ende erkennt. — Z. 3 f. ſteht *benememorio* für *benememorius*. Wie *m* ſo wurde auch *s* am Ende der Wörter ſchon in alter Zeit ſehr ſchwach ausgeſprochen und daher leicht weggelaſſen; über *o* für *u* ſ. zu Nr. 39; *bonememorius* oder *benememorius* aber iſt ein auf frühchriſtlichen Inſchriften häufig vorkommendes Adjektiv, entſtanden aus *bonae memoriae*, woraus zunächſt *bone memorie* (Nachtr. III 228) und dann mit rückwärts wirkender Aſſimilation *bene memorie* (Nachtrag III 229) wurde (vgl. Nr. 41 und 42 dieſes Heftes und Le Blant, Inscr. chrét. de la Gaule I Nr. 59). — Z. 5 a. A. ſcheint bei oberflächlicher Betrachtung ein *A* geſtanden zu haben, ſieht man aber genauer zu, ſo findet man, daß der vermeintliche linke Schrägſtrich des *A* in Wirklichkeit ein Bruchrand iſt, der nicht, wie es bei *A* ſein müßte, an der Spiʒe des Buchſtabens beginnt, ſondern etwas tiefer. Dagegen können die erhaltenen Reſte ſehr wohl zu einem *L* der hier vorkommenden Form gehört haben. — Z. 6 a. E. iſt der linke Schrägſtrich des *A* im Bruche noch erhalten. — Paläographiſch bietet die Inſchrift manches Eigentümliche. Zunächſt ſtehen ſämtliche *N* verkehrt (Gundermann denkt hier an eine aus der Buchſchrift eingedrungene Kurſivform), ebenſo auch das *V* in der Mitte von Z. 5. Die *C* ſind alle mehr oder weniger eckig, desgleichen die *O*, namentlich die größeren. Dagegen haben die *E* zumteil eine Neigung, rund zu werden (z. B. Z. 3 Mitte). Zwiſchen dem vokaliſchen und konſonantiſchen *V* iſt offenbar ein Unterſchied gemacht: jenes hat zwei gerade Striche, während bei dieſem der linke gebogen iſt. *T* hat unten, *L* oben einen wagrechten Anſatʒ; bei leʒterem iſt der Querſtrich in der Mitte ſchräg an das untere Ende der Senkrechten angeſeʒt. Das *Q* zeigt ganz kurſive Form. *G* gleicht dem eckigen *C* mit einem am Ende der unteren Querhaſta angeſeʒten, etwas gebogenen Strich. Die Mittelſtriche des *M* gehen nur wenig tief herab, der Querſtrich des *A* iſt gebrochen, beides wie gewöhnlich auf früh-chriſtlichen Inſchriften. — Die Namensform Gaerehold iſt bis jeʒt nicht belegt geweſen. Förſtemann, Alth. Namenb. I², führt aus dem 6. Jahrhundert die Form Gairoald an, ferner Gaerold, Gaerolt und Gerhold, die beiden leʒten aus dem 8. Jahrhundert. Der Name bedeutet: „Der mit dem Ger, d. h. dem Speer Waltende, Gebietende"; jeʒt heißt er Gerolt. — Der Stein gehört dem 7. (oder dem 8.) Jahrhundert an, denn das quadratiſche *O* findet ſich erſt ſeit etwa 600 (Le Blant I p. XXV), und wegen des *ae* in *Gaereholdus* kann er, wie mir Behaghel mitteilt, jedenfalls nicht über den Anfang des 9. Jahrhunderts herabreichen.

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXVI S. 109.



Abb. 30, 1 : 5

41 *Grabſchrift des Prieſters Badegiſel*, gef. am 8. Nov. 1907 wie Nr. 34. Kalkſtein. H. 45 cm, Br. 42 cm, D. 9 cm. Unter der Inſchrift iſt eine einfache Verzierung angebracht. In der unteren Hälfte des Steines ſind — etwas nach links gerückt — vier Fünftel eines Kreisbogens ſichtbar, der vielleicht bei einer früheren Verwendung des Steines die Umrahmung eines chriſtlichen Monogrammes bildete. Die Buchſtaben und Linien ſind rot ausgemalt.

✝ *In hunc titulum requiiscit benememorius Badegiselus presbiter, qui vixit in pace annus XXXXX feliciter.* „In dieſem Grabe ruht geſegneten Angedenkens der Prieſter Badegiſel, der in Frieden 50 Jahre glücklich lebte."

Z. 1–3. Über *in hunc titulum* auf die Frage wo? ſ. die Bem. z. Nr. 39; über *requiiscit* für *requiescit* und über das Adjektiv *benememorias* vgl. die Bem. zu Nr. 40; in requiiscit ſind die Silben einmal durch einen Punkt getrennt. — Z. 3. Der Name Badegiſel kommt auch ſonſt vor, z. B. hieß ſo nach Gregor von Tours ein Biſchof von Le Mans (581—586); das Wort iſt zuſammengeſeʒt aus *bada* „Kampf" und *gisil* „Geiſel", hier wohl in der älteren Bedeutung „junger Edeling." — Z. 4 *presbiter* für *presbyter;* die Presbyter nahmen in der altchriſtlichen Kirche eine Mittelſtellung ein zwiſchen den Biſchöfen und Diakonen. Unſer heutiges Wort Prieſter iſt aus presbyter entſtanden. — Z. 5 *annus* für *annos*, vgl. die Bem. zu Nr. 39 *hoc titulum*. — Z. 6 ſcheint urſprünglich die vulgärlateiniſche Form *filiciter* (wie Körber, Nachtr. III Nr. 231) eingehauen geweſen zu ſein; dann wurde das *I* troʒ der Raumnot in *E* verbeſſert. — Die Inſchrift iſt offenbar mit Rückſicht auf den angeſehenen Prieſter, dem ſie gewidmet war, mit beſonderer Sorgfalt eingehauen und gehört in paläographiſcher Beziehung zu den reizvollſten, die das Mainzer Muſeum beſiʒt. Die Senkrechte der Buchſtaben iſt faſt überall über den Anſatʒ der Querſtriche, Bogen uſw. hinausgeführt (vgl. die *B, C, D, E, G, L, M, N, P, R*); der Querſtrich des *L* kreuzt die Senkrechte, ebenſo kreuzen ſich die beiden Mittelſtriche des *M*, der des *A* iſt gebrochen. *C, D, G* und *O* (vgl. auch das *Q*) ſind eckig gebildet, wobei das *G* eine beſonders eigentümliche Form erhalten hat. Troʒdem die Inſchrift zwiſchen Linien ſteht, ſind die Buchſtaben doch von ſehr verſchiedener Größe. — Das ✝ zu Anfang der erſten Zeile und viele Beſonderheiten der Schrift zeigen, daß unſer Denkmal nicht vor dem 6. Jahrhundert, das viereckige *O*, daß es nicht vor dem 7. entſtanden iſt. Aber es iſt auch wahrſcheinlich nicht ſpäter; denn die im 6. und 7. Jahrhundert bei den Franken ſo häufigen Namen auf —giſel werden nach Förſtemann im 8. kaum noch gebildet.

42 *Bruchſtück vom Grabſtein des Landulf,* gef. am 21. Mai 1907 beim Abbrechen ſpäterer Mauern auf dem Gebiete des ſeitherigen Forts Karl, wo früher die Albanuskirche lag. Sandſtein. H. 22 cm, Br. 37 cm, D. 10 cm. Leider iſt der Stein unten und oben verſtümmelt. Durch die Mitte des erhaltenen Stückes zieht ſich eine Zickzack-Verzierung.

[In hunc tumulo requi]iscit bonememorius Landulfus. „In dieſem Grabe ruht geſegneten Angedenkens Landulf . . .“

Die Formel *in hunc tumulo requiiscit* pflegt dem Subjekte vorauszugehen, nicht zu folgen, alſo wird mit *Landulfus* trotz des Zierſtriches *keine* neue Grabſchrift beginnen. — Über die Form *requiiscit* und über das Adjektiv *bonememorius* zu Nr. 40. — Paläographiſch bemerkenswert iſt das eckige *C* und das viereckige *O* der zweiten Zeile, während das etwas kleinere der erſten rund iſt (ſ. z. Nr. 40); die Bogen des *B* ſtoßen nicht zuſammen (vgl. Nr. 39), das *R* iſt der kurſiven Form angenähert, das *L* hat ſchrägen, das *A* gar keinen Querſtrich. — Da das viereckige *O* erſt um 600 beginnt, ſo wird die Inſchrift dem 7. Jahrhundert angehören.

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXVI Heft 11/12.

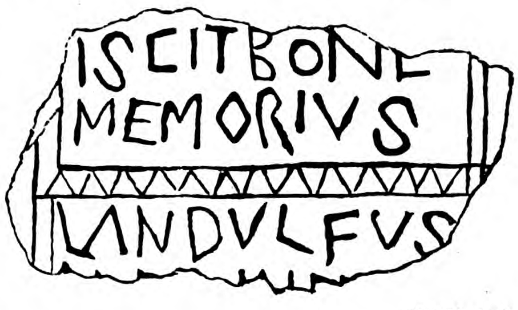


Abb. 31, 1 : 5

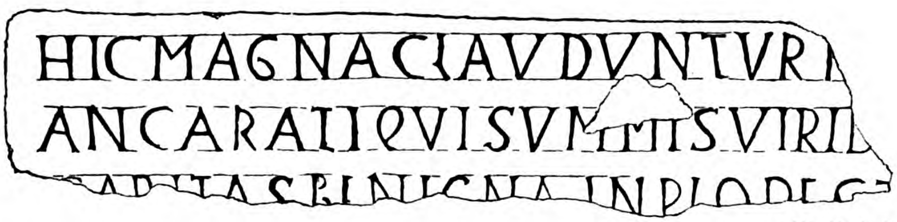


Abb. 32, 1 : 5

43 *Bruchſtück vom Grabſtein des Ancarat (?),* gef. am 11. Mai 1907 beim Abbrechen ſpäterer Mauern auf dem Gebiete des ſeitherigen Forts Karl und der ehemaligen Albanuskirche. Kalkſtein. H. 14 cm, Br. 67 cm, D. 14 cm. Leider iſt von dem Stein nur die linke obere Ecke erhalten.

Hic magna clauduntur . . . . . Ancarati, qui summis virib[us] . . . . . caritas benigna in pio pect[ore] . . .

Eine Ergänzung iſt bis jetzt nicht möglich geweſen. Auch die Zeit läßt ſich ſchwer beſtimmen. Die römiſche iſt natürlich ausgeſchloſſen, aber auch die barbariſche vor dem 8. Jahrhundert. Am eheſten ſcheinen mir die ſauberen und ohne Abkürzung geſchriebenen Buchſtaben für die Zeit der karolingiſchen Renaiſſance zu paſſen, für die mir freilich Vergleichsmaterial ſo gut wie gar nicht zu Gebote ſteht. Das *G* mit eingerolltem unterem Ende finde ich auf Mainzer Inſchriften vom 3. Jahrhundert (Körber, Nachtr. IV Nr. 44) bis zum 11. (Willigistüren, Kraus, chriſtl. Inſchr. II S. 106), das *M* mit hochliegenden Mittelſtrichen beginnt im 7. Jahrhundert (Nachtr. III Nr. 227 f), eine der unſrigen ähnliche Form des *Q* geht vom 6. bis 10. Jahrhundert (Nachtr. III Nr. 226 und 239), nur das *L* mit dem ſchrägen Querſtrich kann ich bloß vom 4. Jahrhundert (Nachtr. III Nr. 222) bis zum 7. oder 8. nachweiſen. Bemerkenswert iſt auch die Form des *T* mit Anſatz am unteren Ende wie auf dem Grabſtein des Gaerehold, Nr. 40. Für die Datierung könnte der Name des Verſtorbenen ausſchlaggebend ſein, wüßte man nur ganz ſicher, daß er vollſtändig überliefert und nicht etwa ſchon auf der erſten Zeile begonnen hat. *Ancarat* könnte eine ältere Form des ſpäteren Enginrat ſein; ob aber noch zurzeit der Karolinger -nk- für ſpäteres -ng- auch in der Mainzer Gegend ſtehen könne, wie es weiter ſüdlich wohl denkbar ſei, hält Behaghel für unſicher, ſpäter iſt es unmöglich. Das Wort enthält als erſten Beſtandteil die Wurzel des nur griechiſch (von Suidas u. a.) überlieferten ἄγγων = Lanze der Franken.

Vgl. Korrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXVI Heft 11/12.

44 *Bruchſtück einer ſehr fein eingehauenen, faſt eingeritzten Inſchrift,* gef. am 8. Nov. 1907 in den Grundmauern der Albanskirche. Bräunlicher Sandſtein. H. 10 cm, Br. 22 cm, D. 8 cm.

Die Inſchrift entzieht ſich vorläufig noch der Deutung. Die Buchſtabengruppe VENER legt es nahe an den *dies Veneris* zu denken (ſ. Nr. 35).

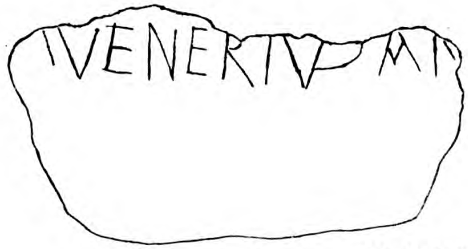


Abb. 33, 1 : 3

45 *Bruchſtück eines Sargdeckels,* gef. am 11. Juni 1907 im Gebiete der Albanskirche. Roter Sandſtein. H. 71 cm, Br. 45 cm, D. 10 cm. Die Oberfläche des Deckels war in ſehr ſorgfältiger, ſauberer Arbeit in umrahmte Felder geteilt, die mit feiner Strichelung verziert ſind. Erhalten iſt nur der untere Teil.

46 *Kleines Pilaſterkapitäl,* gef. am 3. März 1907 auf dem Gebiete der Albanskirche. Kalkſtein. H. 11 cm, Br. 32 cm, D. 23 cm. Stammt wohl noch aus der merovingiſchen Zeit.

47 *Verzierter Balken, zu einer Brüſtung(?) gehörig,* gef. im Gebiete der Albanskirche. Kalkſtein. H. 110 cm (Abbildung und Beſprechung folgt in Neeb und Lindenſchmits Fundbericht über die Ausgrabungen an der S. Albanskirche).

48 *Kleines Pilaſterkapitäl,* gef. im Jahre 1907 unter der Vorhalle der Johanniskirche. Kalkſtein. H. 42 cm, Br. 30 cm, D. 20 cm. Vorn iſt eine viereckige Aushöhlung von 12 : 5 cm hineingearbeitet. Nach Lindenſchmit gehört das Kapitäl der frühromaniſchen Zeit an.



Blick in die Steinhalle des Mainzer Museums phot. Neeb

Berichtigungen und Nachtrag:

In Nr. 16 iſt S. 6 und 7 beidemal Sucellus zu leſen ſtatt Ocellus.

In Nr. 41 iſt S. 16 letzte Zeile der linken Spalte paci zu leſen ſtatt pace.

Zu Nr. 28 überſendet mir Klinkenberg einen beachtenswerten Beitrag. Er überſetzt: „Sie hat die Beſtimmung der Geneſis erfüllt" mit Beziehung auf Geneſ. I 28 *crescite et multiplicamini et replete terram.* Ferner faßt er *uno coniugio* als Nominativ = *unum coniugium* „dadurch, daß wir ein Paar waren" auf und vergleicht Geneſ. II 24 *et erunt duo in carne una.* Die ſpätlateiniſche Form kann nicht auffallen, da auch *qui* für *quae* ſteht.

Zwei weitere lateiniſche Inſchriften, worunter eine frühchriſtliche, die in Bingen gefunden ſind und im dortigen Muſeum aufbewahrt werden, behandelt Oxé S. 103 ff. dieſer Zeitſchrift.

II.

Archäologische Karte der Umgebung von Mainz

von K. Schumacher (dazu Tafel I)

IN dem fruchtbaren Mainzer Becken mit ſeiner ſo günſtigen geographiſchen Lage und ſeinem milden Klima, da, wo heute die Häuſer der Städte Mainz, Wiesbaden, Biebrich und Kaſtel mit ihren zahlreichen Vororten bald eine einzige Rieſenſtadt bilden, haben ſeit den älteſten Zeiten faſt an jedem ſonnigen Plätzchen, wo nur ein Quell oder ein Bach reichliches und gutes Trinkwaſſer ſpendete, kleinere oder größere Gruppen menſchlicher Anſiedelungen geſtanden und trotz aller Stürme der Zeiten und trotz des öfteren Wechſels der Bevölkerung in faſt ununterbrochener Kontinuität ſich immer wieder erneuert. Zeugen deſſen ſind die zahlloſen Spuren jener älteſten Kulturen, die der Erdboden erhalten hat: Reſte der Hüttenſtellen und Verteidigungsanlagen verſchiedenſter Art, Geräte des täglichen Lebens, Waffen und Schmuck und nicht zuletzt die wenn auch vielfach ſtark vermoderten Gerippe jener Menſchen ſelbſt. Auch das ſind Dokumente, die uns von den Leiden und Freuden jener Urbevölkerungen erzählen und die Geſchichte jedes einzelnen Fleckchens Erde verraten, deſſen heutiger Namen nur in den ſeltenſten Fällen die Erinnerung an jene inhaltreiche Vergangenheit bewahrt hat.

Die Kulturhinterlaſſenſchaft dieſer Siedelungen wird ſeit vielen Dezennien von einer ganzen Reihe von Muſeen geſammelt (Mainz, Worms, Wiesbaden, Darmſtadt, Frankfurt etc.) und gelegentlich auch durch ſyſtematiſche Grabungen des näheren erforſcht. Mit großer Opferwilligkeit und Ausdauer iſt ein ſehr umfangreiches archäologiſches Material zuſammengetragen worden, das in den Schauſälen der Muſeen das Erſtaunen der Beſchauer hervorruft und die Freude, nicht ſelten aber auch die Verzweiflung der Forſcher bildet. Denn nur allzuoft iſt es eine rudis indigeſtaque moles, die jeder feineren Durcharbeitung, namentlich in bezug auf die Verläßlichkeit und Art der Fundortangaben, entbehrt. Die Schuld an dieſen Mißſtänden tragen allerdings in letzter Linie weniger die Verwaltungen der Muſeen als die ganze Öffentlichkeit, welche noch zu wenig Verſtändnis und Verantwortungsgefühl für dieſes Erbe unſerer Väter beſitzt und weder den zufälligen Funden genügende Beachtung ſchenkt, noch die Muſeen mit hinreichenden Mitteln ausſtattet, womit ſie einen geregelten archäologiſchen Landesdienſt einrichten könnten.

Wie heute die Dinge liegen, tut tatſächlich manche Muſeumsleitung beſſer daran, zunächſt einmal die alten Beſtände in gründlichſter Weiſe nach Herkunft und Zuſammengehörigkeit zu unterſuchen, als immer neue Unternehmungen einzuleiten (abgeſehen natürlich von gefährdeten Objekten), die aus Mangel an wiſſenſchaftlich geſchulten Kräften oder genügenden Geldmitteln nicht ſelten nur in unzulänglicher Weiſe durchgeführt werden. Noch leben genug Leute, die ſich an ältere Funde, ſelbſt aus ihrer Jugendzeit, genau erinnern und die mangelhaften Fundnotizen der Muſeen zu ergänzen in der Lage ſind. Von der nachwachſenden Generation iſt in dieſer Beziehung wenig zu erhoffen, beſonders da die Kenntnis der alten Gewann-Namen immer mehr ſchwindet. Als eine ganz dringliche Aufgabe der Muſeumsverwaltungen muß daher ein ſolcher Verſuch bezeichnet werden, durch perſönliche Umfrage von Dorf zu Dorf noch zu retten, was in kurzer Zeit unwiederbringlich verloren wäre.

Von derartigen Erwägungen ausgehend, habe ich bei meinen zahlreichen Ausflügen und Ferienwanderungen in der Umgebung von Mainz die meiſten der bisher bekannten Fundſtellen beſichtigt und von Ackerbeſitzern und alten Leuten mir erzählen laſſen, was ſie über den Namen der Örtlichkeit, über die Fundumſtände uſw. wußten. Auf dieſe Weiſe habe ich weitaus die meiſten der im folgenden behandelten Dörfer beſucht, darunter viele zu wiederholten Malen. Unter vieler Spreu fehlten auch nicht gute Körner, und faſt überall fanden ſich Ortseinwohner, Bürgermeiſter, Geiſtliche, Lehrer, einfache Bauersleute bereit, der Sache ihre weitere Aufmerkſamkeit zu widmen. Ihnen allen hier einzeln zu danken, iſt unmöglich: die bekundete Liebe zur Heimat und das Intereſſe für deren Geſchichte lohnt ſich am beſten in ſich ſelber. Mir aber gehören dieſe Erinnerungen an das ſonnige Rheinheſſen und ſeine liebenswürdigen, heiteren Bewohner zu einem wertvollen Lebensbeſitz.

Dieſe meine Beobachtungen und Erkundigungen vorzulegen und dadurch zu genauerer Beachtung der betreffenden Stellen anzuregen, iſt indeſſen keineswegs der Hauptzweck der folgenden Zeilen. *Vielmehr möchten ſie an einem Beiſpiele zeigen, wie nach meiner Anſicht archäologiſche Karten kleinerer Gebiete ohne allzugroßen Koſtenaufwand für wiſſenſchaftliche Benützung brauchbar zu geſtalten ſind.* Wo genügende Mittel vorhanden ſind, um bei größerem Maßſtabe der Karten für jede Periode eine andere Farbe zu wählen oder durch Anwendung durchſcheinender Deckblätter die verſchiedenen Perioden auseinanderzuhalten, wie es bei der letzten Generalverſammlung der Deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine in Mannheim F. v. Duhn vorgeſchlagen hat, da möge man getroſt dieſen Weg gehen. Sehr viele Altertumsvereine und Forſcher werden aber nicht in dieſer glücklichen Lage ſein. Einen, wie ich hoffe, für viele Fälle genügenden Erſatz erſtrebt mein ſchon in jener Mannheimer Verſammlung gemachter Vorſchlag, die archäologiſchen Karten kleinerer Gebiete nach Art der geologiſchen einzurichten und die einzelnen Stufen durch Zeichen oder Buchſtaben und Zahlen ſcharf zu ſcheiden (Corrbl. d. Geſ. Ver. 1908, S. 18 f).

In der beigehefteten Karte bedeutet:

▲ 1 neolithiſch, Stufe des Pfahlbauten- oder Michelsberger Typus,
▲ 2 neolithiſch, Stufe des Röſſener Typus,
▲ 3 neolithiſch, Stufe des Hinkelſtein-Typus,
▲ 4 neolithiſch, Stufe der Spiralkeramik,
▲ 5 neolithiſch, Stufe der Zonenkeramik,
▲ 6 neolithiſch, Stufe der Schnurkeramik,
□ 1 bronzezeitlich, Stufe des Aunjetitzer Typus (älteſte Bronzezeit),
□ 2 bronzezeitlich, Stufe der Randbeile (ältere Bronzezeit),

□ 3 bronzezeitlich, Stufe der entwickelteren Abſatzbeile (mittlere Bronzezeit),

□ 4 bronzezeitlich, Stufe der Lappenkelte (jüngere Bronzezeit,

□ 5 bronzezeitlich, Stufe der Urnenfelder (jüngſte Bronze- oder älteſte Hallſtattzeit),

■ 1 ältere Hallſtatt-Zeit (Gündlinger Stufe),

■ 2 mittlere Hallſtatt-Zeit,

■ 3 jüngere Hallſtatt-Zeit,

⊥ 1 früheſte La Tène-Zeit,

⊥ 2 Früh-La Tène-Zeit,

⊥ 3 Mittel-La Tène-Zeit,

⊥ 4 Spät-La Tène-Zeit,

⊠ eine prähiſtoriſche Siedelung, deren Zeit noch nicht genauer beſtimmt iſt,

◓ 1 frührömiſch (1. Jahrhundert),

◓ 2 mittelrömiſch (2.—3. Jahrhundert),

◓ 3 ſpätrömiſch (3.—4. Jahrhundert),

● 1 burgundiſch-alemanniſch (5. Jahrhundert),

● 2 fränkiſch-merowingiſch (6. Jahrhundert),

● 3 fränkiſch-merowingiſch (7. Jahrhundert),

● 4 karolingiſch (8.—9. Jahrhundert).

Bei der Aufzählung der Funde der einzelnen Orte ſind keineswegs ſämtliche überhaupt bis jetzt daſelbſt gemachten Altertumsreſte angeführt, ſofern ſie in den Arbeiten von Kofler und Lindenſchmit bequem zuſammengeſtellt ſind, ſondern in der Hauptſache ſind nur lokal geſicherte Fundſtellen von allgemeiner Bedeutung in Betracht gezogen. *Es kommt mir darauf an, aus der verwirrenden Menge von Einzelnachrichten ein klares Bild zu gewinnen, an welchen Stellen der einzelnen Gemarkungen, bezw. in welcher wirtſchaftlich bedeutſamen Umgebung ſich allmählich größere Gruppen menſchlicher Behauſungen von längerer Zeitdauer gebildet haben, und in welchem Zuſammenhang dieſe ſtehen mit den Dorfgemeinſchaften des frühen Mittelalters und der neueren Zeit.* Auf dieſe Weiſe hoffe ich auch Geſichtspunkte von allgemeinerer beſiedelungsgeſchichtlicher Bedeutung zu erzielen.

Von *litterariſchen Bearbeitungen* kommen, abgeſehen von den älteren Arbeiten von Pauli, Emele, Walther uſw., für unſere Zwecke beſonders in Betracht der Text zur archäologiſchen Karte des Großherzogtums Heſſen von *F. Kofler* und die alljährlichen Berichte *L. Lindenſchmits* in der Muſeographie der Weſtdeutſchen Zeitſchrift und neuerdings in dieſer Zeitſchrift. Namentlich Lindenſchmits Berichte bilden geradezu die Grundlage einer wiſſenſchaftlichen Beſiedelungskunde unſeres Gebietes, wenn auch in den älteren Berichten genauere Ortsangaben noch meiſt fehlen. Mündliche Mitteilungen desſelben haben indeſſen auch in dieſer Beziehung manche Ergänzung geboten.

Von beſonders häufig benutzten und im folgenden öfters in abgekürzter Form zitierten Werken ſeien (abgeſehen von der Muſeographie und den Berichten Lindenſchmits) folgende hier genannt:

Ph. A. Pauli, Die römiſchen und deutſchen Altertümer am Rhein, I. Abt. Rheinheſſen, Mainz 1820.

J. Emele, Beſchreibung römiſcher und deutſcher Altertümer in dem Gebiete der Provinz Rheinheſſen, zweite Ausgabe, Mainz 1833.

G. W. J. Wagner, Die Wüſtungen im Großherzogtum Heſſen, Provinz Rheinheſſen, Darmſtadt 1865.

Ph. A. F. Walther, Die Altertümer der heidniſchen Vorzeit innerhalb des Großherzogtums Heſſen, Darmſtadt 1869 (mit Karte).

F. Kofler, Die archäologiſche Karte des Großherzogtums Heſſen, Archiv für heſſiſche Geſchichte und Altertumskunde I (1893) Heft 1 und Nachtrag I ebenda II Heft 2 (1897).

L. Lindenſchmit, Die Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit I 1858 f., II 1870 (beginnt 1864), III 1881, IV 1900, V 1902 f. (erſchienen 9 Hefte), herausgegeben von der Direktion des Römiſch-Germaniſchen Central-Muſeums.

K. J. Brilmayer, Rheinheſſen, 1905.

Für die Angaben und Schreibweiſe der Flurnamen etc. habe ich mich an die *Meßtiſchblätter 1 : 25 000* gehalten, von denen für unſer Gebiet folgende heranzuziehen ſind:

Blatt	Mainz	bearbeitet	1901—1902.
„	Heidenfahrt	„	1901.
„	Oberingelheim	„	1900—1902.
„	Oppenheim	„	1897—1899.
„	Undenheim	„	1901—1903.
„	Wörrſtadt	„	1902—1903.

Bodenheim.

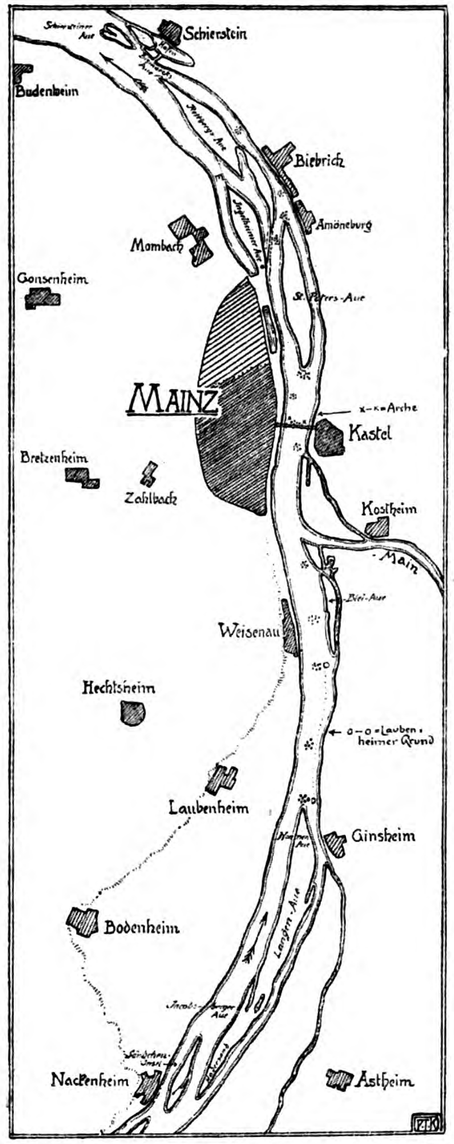
Vereinzelte *Rheinfunde* bei Bodenheim (vgl. z. B. Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 428) weiſen darauf hin, daß die vorliegende Rheininſel *(Lange Au)* ſchon in früheſter neolithiſcher Zeit eine wenn auch nicht gerade dichte Beſiedelung von Fiſchern (Pfahlbautenbevölkerung?) trug. Zahlreicher ſind die Überreſte älterer Kulturen in der Nähe des Ortes ſelbſt, der im innerſten Winkel der dortigen großen Ausbuchtung der Rheinebene liegt. Wohngruben einer ſpäten Stufe der neolithiſchen Zeit kamen in der Nähe der *Spatzenmühle* auf der Nordſeite des Bahneinſchnitts (nach Gau-Biſchofsheim) beim Bahnbau 1894 und in der Nähe bei Kulturanlagen 1896 zum Vorſchein (Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 345, 1900 S. 269), Siedelungsreſte, die auch weiter aufwärts längs jenes Tälchens (Spatzenbach) zu vermuten ſind. Etwas weiter nordweſtlich bei der Quelle *an der einzelſtehenden Kirche* fand ich 1906 Spuren einer *römiſchen villa ruſtica,* deren Gräber auf dem ſich nach jener ſteinzeitlichen Stelle erſtreckenden Acker liegen (einige Urnen im Beſitze von Verwandten des jetzigen Beſitzers der Spatzenmühle). Noch nicht ſicher ermitteln konnte ich die Stelle der Spät-La Tène-Grabfunde bei der Spatzenmühle, alſo von einer *frühgermaniſchen Siedelung,* die Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 347 erwähnt werden, doch dürften ſie auch vom Bahneinſchnitt bei der Spatzenmühle oder aus deſſen nächſter Nähe herrühren. Aus *römiſcher Zeit* liegen von Bodenheim noch mannigfache Gegenſtände vor (Weſtd. Ztſchr. 1893 S. 393, J. Emele, Beſchreibung (1833) S. 72 (vgl. S. 82 flaches Schüſſelchen von Bronze vorrömiſcher Zeit), Kofler, Nachtrag 1897 S. 461, XV. 4), doch ſind die Fundſtellen der einzelnen Stücke nicht bekannt. Eine villa ruſtica (einzelner Meierhof) erhob ſich am Nordoſthang des Hohbergs am Lörzweiler Pfad in der Nähe des *Nußborns.* Nach alter Sage ſoll dort früher das Dorf geſtanden haben, eine Sage, die offenbar durch die Trümmer des römiſchen Gutshofes veranlaßt wurde. Beim Roden der Weinberge wurden dort wiederholt römiſche Altertümer gefunden (Mitteilung von Herrn Bürgermeiſter Becker). Auch die von Pauli S. 64 „am Rheine" erwähnten Grundmauern könnten mit einer villa ruſtica zuſammenhängen. Da zahlreiche Gräber *römiſcher* und *fränkiſcher Zeit* beim Dorfe hinter dem Friedhof bei der

Kirche liegen im *Gewann „Bein“* (vgl. den Angon Altert. heidn. Vorz. III. 9. V. 1; die meiſten Funde ſind im Muſeum zu Frankfurt; die Angabe Quartalblätter 1905 S. 624 beruht auf einem Schwindel), dürfte der merowingiſchen Siedelung an gleicher Stelle eine römiſche vorausgegangen ſein, die umſo verſtändlicher iſt, als die „Bodenheimer-Straße“ von Mainz am Heiligkreuz vorbei über den Klos- und Heidelberg wohl auf römiſche Zeit zurückgeht. Auch beim Judenfriedhof hinter dem Orte *(Weſtrum)*, wo eine ähnliche, aber noch tiefere Mulde wie bei Weiſenau nach der Ebene verläuft, ſollen Skelette gefunden ſein. Offenbar entſtand der fränkiſche Ort aus einer kleinen Gruppe römiſcher (und vorrömiſcher?) Häuſer, wie aus der fränkiſchen Siedelung das heutige Oberdorf („Oberndorf“) erwuchs. In den Urkunden des 8. Jahrhunderts heißt der Ort *Batenheim, Battenheim* etc.

Bretzenheim.

Steinbeile der *neolithiſchen Periode* und ein frühbronzezeitlicher Grabfund (Muſ. Mainz, Periodiſche Blätter 1855, 8. 262, Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 345 uſw.) verraten frühe Beſiedelung, doch iſt die genauere Fundſtelle mir bis jetzt nicht bekannt geworden. Aus der ſpäteren *Bronzezeit* iſt ein Urnengräberfeld teilweiſe ausgebeutet, ſüdweſtlich vom Dorfe zwiſchen der alten Kreuznacher-Straße und dem Bergweg unmittelbar vom Orte ab (in Fortſetzung eines römiſchen Gräberfeldes). Offenbar haben dieſe vorrömiſchen Siedelungen rings um die Quelle der Zahlbach gelegen, ebenſo wie der *römiſche vicus*, der nach den mannigfachen Überreſten, namentlich von Gräbern, nicht unbedeutend war (vgl. die Zuſammenſtellung Archiv 1893 S. 60, 1897 S. 461, Weſtd. Ztſchr. 1901 S. 355, Mainzer Ztſchr. N. F. I S. 70). Die meiſten römiſchen Gräber ſind gefunden an der alten Kreuznacher-Straße ſüdweſtlich des Ortes und in deren Fortſetzung durch den Ort gegen Zahlbach, wodurch der römiſche Urſprung jener Straße ſehr wahrſcheinlich wird.

In ſeinen geſammelten Schriften III (1838) S. 75 bis 92 ſuchte Lehne nachzuweiſen, daß Bretzenheim, das in Urkunden vom Jahre 754, 773 und 777 villa Brittanorum genannt wird, jenes *Sicila* ſei, wo Kaiſer Alexander Severus ermordet wurde. Jornandes berichtet „ipſe Moguntiaci tumultu occiditur militari“, Aurelius Victor ſagt „agentem caſu cum paucis vico Britanniae, cui vocabulum Sicila, trucidavere“, Lampridius „agentem eum cum paucis in Britannia, ut alii volunt, in Gallia in vico cui Sicila nomen eſt, ... occiderunt“. Nach dem Berichte des Jornandes wie aus anderen hiſtoriſchen Gründen iſt wahrſcheinlich, daß der Kaiſer in bezw. bei Mogontiacum ſeinen gewaltſamen Tod fand. Die ganz unmögliche Angabe des Lampridius und Aurelius Victor, daß jene Örtlichkeit in Britannien ſei, erklärt nun Lehne durch die Annahme, daß in den Quellen, aus denen jene Geſchichtsſchreiber ſchöpften, ein Ausdruck geſtanden habe wie in vico Brittanorum cui vocabulum Sicila, und daß jene Schriftſteller nicht wußten, daß dieſer vicus Brittanorum (= Bretzenheim) eine Viertelſtunde von Mogontiacum lag. Iſt dieſe Beweisführung auch keineswegs zwingend, ſo hat ſie doch manches Überzeugende für ſich. Die karolingiſche Bezeichnung als villa Brittanorum geht ohne Zweifel auf ältere Zeiten zurück, und die Annahme einer Anſiedelung von Brittones in der Nähe des großen Legionslagers von Mainz hat ſogar vieles für ſich, da ſie bekanntlich in großer Anzahl längs der inneren und äußeren Limeslinie verteilt waren.



Daß die Siedelung bei Bretzenheim auch in *merowingiſcher Zeit* weiter beſtand, zeigen frühgermaniſche Grabfunde am Wege nach Marienborn (Altert. heidn. Vorz. V. S. 13 Nr. 71 bis 73), vor allem aber ein im Herbſt 1907 in der Gärtnerei von Jean Diel geöffnetes Grab eines hervorragenden Franken des 6. Jahrhunderts, der mit Helm, Spatha Franciſca, Angon, Lanze etc. ausgerüſtet und mit ſeinem aufgezäumten Pferde beſtattet war, welchem Grabfund ſich um die Jahreswende ein weiterer anſchloß. Das fränkiſch-karolingiſche Dorf lag darnach im weſentlichen an der Stelle des heutigen Ortes.

Bubenheim.

Bei Anlage der neuen Kreisſtraße von Sauer-Schwabenheim nach Bubenheim 1905/06 beobachtete ich am *Katzenbuckel* ziemlich weit unten in der Wegebiegung mehrere

durchſchnittene Wohngruben vorrömiſcher Zeit. In der Nähe des Ortes ſollen nach Mitteilungen, die mir einer der Arbeiter machte, bei Anlage der neuen Waſſerleitung Skelettgräber gefunden worden ſein. Eine römiſche Villa ſtand wahrſcheinlich in der Nähe der Floßrich-Quelle (Galgenacker). Vgl. auch Archiv 1893 S. 60. Im 8. Jahrhundert heißt der Ort *Bubinheim*.

Budenheim.

Auch hier ſcheinen die vorliegenden Rheininſeln und einige Uferſtellen (Hader-Au, Kreuzer-Ort unterhalb der Laach, jetzt allerdings keine Inſel mehr, nahe der Ölmühle, beim Fahr) am früheſten beſiedelt geweſen zu ſein (Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 426, 428, 1903 S. 421), aber auch am Lande ſind zahlreiche Spuren der verſchiedenſten vorrömiſchen Perioden feſtgeſtellt, namentlich längs des Fußes der Anhöhe des Lenia-Forſtes. Leider laſſen ſich aber nicht mehr alle Fundſtellen genau ermitteln. *Neolithiſche Funde* „in Budenheim" werden Weſtd. Ztſchr. 1896 S. 366 erwähnt, *bronzezeitliche* Weſtd. Ztſchr. 1894 S. 293 und 1896 S. 367, *Früh-La Tène-Sachen* Altert. heidn. Vorz. III. 9. Taf. I 1 („in einem Grabhügel bei Budenheim") und Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 347 (unter der Straße am Weſtende des Ortes, vgl. auch Weſtd. Ztſchr. 1885 S. 212). Grubenwohnungen einer ausgedehnten Anſiedelung der Früh-La Tène-Zeit ſah ich auf dem Felde zwiſchen dem Wege nach dem Galgenkopf und dem unteren Heidesheimer Weg nordweſtlich von dem Bahnwärterhaus (am Geiersberg) in der Nähe der hier zu vermutenden römiſchen Straße (Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 290). Ebendaher ſtammt ein Grabfund des Mainzer Muſeums (Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 347). Auch auf dem Galgenkopf, etwa 250 Meter weſtlich vom Bache nahe am Wege, fallen mehrere ſchwarze Stellen auf, die wohl von Wohngruben und Herdſtellen herrühren. Bei der Ausbaggerung der großen Materialgrube für die neuen Mainzer Bahnanlagen wurden ſowohl in der ſüd- wie in der nordöſtlichen Ecke derſelben vorrömiſche Wohn- und Grabſtellen, teilweiſe mit Skeletten und Tongefäßen, angeſchnitten (eigene Beobachtung), doch wurden die Funde verſchleppt. Auch am Korten- und Haßler-Brunnen ſind Anſiedelungen zu vermuten.

In *römiſcher Zeit* lagen längs der römiſchen Straße von Mainz nach Bingen, deren Spuren auch in der genannten Materialgrube zu erkennen waren (Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 290), an drei Stellen römiſche Gebäulichkeiten und Gräberſtellen: 1. Bei den Steinbrüchen auf dem Gleisberg, ſüdlich vom oberen Mombacher Weg bei dem eiſernen Steg (vgl. Mainzer Ztſchr. I S. 70, Quartalbl. 1905 Nr. 17/18). 2. Am nordweſtlichen Ende des Ortes auf und bei einer kleinen Anhöhe (Zimmerplatz des Herrn Werum etc.) mit ausgedehnterem Gräberfeld auch der *fränkiſchen Zeit* (vgl. Weſtd. Ztſchr. 1893 S. 393, 1894 S. 296, 1896 S. 369, 370, 1897 S. 349, 1899 S. 406). Etwa 200 m weiter öſtlich im Orte ſoll übrigens nach Mitteilung Prof. Körbers das bronzezeitliche Gefäß Weſtd. Ztſchr. 1904 Taf. V 3 gefunden ſein. 3. Vor der Nordoſtecke des Lenia-Forſtes am oberen Galgenkopf, auf der linken Seite des Baches, Trümmer einer römiſchen villa ruſtica; auch auf dem Galgenkopf ſah ich Reſte römiſchen Mauerwerks und römiſcher Gräber. Während die Fundſtellen 1 und 3 offenbar nur von einzelſtehenden größeren Bauernhöfen herrühren, dürfte 2 eine kleine Gruppe römiſcher Häuschen bezeichnen, aus welcher der alemanniſch-fränkiſche Ort hervorging. Die reichen Funde aus den römiſchen und merowingiſchen Grabſtätten an dem Nordweſtende des Dorfes ſind leider zumteil ins Ausland gekommen und der wiſſenſchaftlichen Verwertung ſo gut wie entzogen, einige wenige ſind ins Mainzer Muſeum gelangt.

Dexheim.

Die Gemarkung iſt reich an Funden vorrömiſcher Zeit (Archiv 1893 S. 60, 1897 S. 461/462, Weſtd. Ztſchr. 1905 S. 364, Vom Rhein 1905 S. 26 uſw.), doch ſind nur wenige Funde nach der Örtlichkeit geſichert. Zu letzteren gehören *ein Depotfund der älteren Bronzezeit* am *„Schänzchen"*, am Schnittpunkt der „hohen Straße" mit der Straße Weinolsheim—Oppenheim (Weſt. Ztſchr. 1899 S. 403, 1901 S. 352, 1903 S. 421) und *römiſche Grabfunde am nördlichen Ausgang des Dorfes* (nach einer Mitteilung von Herrn Sanitätsrat Dr. Köhl, vgl. Weſtd. Ztſchr. 1905 S. 364), in der Nähe einer Quelle. Beachtung verdienen die Flurnamen „auf der Hölle", „am Katzenrech", „Königsberg" und „Oſtertal." Vom „Schänzchen" vermutet ſchon Pauli S. 64, daß es ein alter Grabhügel ſei. Bei einer neuerlichen Rekognoszierung während der Drucklegung dieſer Arbeit konnte ich namentlich durch die Unterſtützung des Herrn Adjunkten Immel noch folgendes in Erfahrung bringen. *Neolithiſche Funde* ſind vor dem ſüdweſtlichen Ausgang des Ortes rechts der Straße nach Dalheim gemacht worden; dieſe Anſiedelung lag alſo an der *Weiherquelle*. Die Hänge nördlich und weſtlich vom Schänzchen (*„ober der Häfnerkaute, Stern"* etc.) zeigen mehrere Gruppen von *vorrömiſchen Wohngruben*; hier iſt auch der „Napoleonshut" vom Rhein 1905 S. 26 gefunden. *Römiſche Meierhöfe* erhoben ſich: 1) bei der Ziegelei gegenüber dem Bahnhof, wo heute noch die römiſchen Mauern in der Lehmgrube zu ſehen ſind, 2) bei der Ziegelhütte am nördlichen (bezw. nordweſtlichen) Ausgang des Ortes, wo auch Gräber zum Vorſchein kamen (vgl. oben), 3) in den „Benswieſen" am „Weiler", wo 1863 ein römiſcher Steinſarg mit Glasurnen und Goldſchmuck gefunden wurde (vgl. Walther S. 75, Altert. heidn. Vorz. IV. 5. 9. uſw.). Hier ſind auch Spuren einer vorrömiſchen Anſiedelung vorhanden.

Dienheim.

Ein *neolithiſches* Grabfeld der Zonenkeramik, etwa ein Dutzend Gräber, lag auf der Höhe weſtlich vom Orte im Gewann *„Grasweg"* unter der *„Mergelgrube"* (vgl. Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. III S. 20/21, Weſtd. Ztſchr. 1887 S. 300 f.). Die zugehörige Siedelung iſt offenbar am „Soolbrunnen" zu ſuchen. Ein Grabfund der *jüngſten Bronzezeit* wird Weſtd. Ztſchr. 1890 S. 297 erwähnt, andere vorrömiſche Überreſte ſind Weſtd. Ztſchr. 1892 S. 246, 1893 S. 393, römiſche Funde Altert. heidn. Vorz. III. 3. V. 1, Weſtd. Ztſchr. 1888 S. 295, 1890 S. 298, 1893 S. 394, merowingiſche 1892 S. 248 aufgeführt. Skelette ſollen im Gewann „Bank" hinter dem Dorfe am Fuße des Weinbergs des Herrn Altbürgermeiſter Koch in Oppenheim ausgegraben worden ſein. *Am Sulzbrunnen* (am *Tafelſtein)* liegen die Reſte einer römiſchen villa ruſtica, in deren Nähe der Grabſtein des Silius von der ala Picentinorum im Jahre 1834 gefunden wurde (CIL. 6277). Da Silius 24 Dienſtjahre hatte, ſo wird er als Veteran dieſes Gütchen bewirtſchaftet haben. Weitere villae ruſticae ſind längs der Mühllache (Gewann Ober- und Unterbein, Taubhaus) zu vermuten.

In der „Oberbein“ ſollen ſchon öfters Grundmauern gefunden ſein, ſo im Garten von Herrn Karl Senfter uſw. Ein Teil der oben erwähnten römiſchen Kleinfunde dürfte aus den Gräbern und Mauerreſten am Dienheimer Graswege ſtammen (vgl. unter Oppenheim). Im Orte liegen in der Kirchſtraße und in der Nähe *fränkiſche Gräber* (Mitteilungen von Herrn Adam Wilhelm in Dienheim).

Drais.

Funde vorrömiſcher Zeit ſind mir von Drais und Umgegend nicht bekannt geworden; daß aber ringsum das fruchtbare Quellengebiet des *Kemperich* ſolche anzunehmen ſind, dürfte außer Zweifel ſein. Römiſche Funde im Ort werden Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. I S. 289 erwähnt, ſie ſcheinen aber von keiner großen Bedeutung zu ſein und nur von einer villa ruſtica herzurühren. Schon deshalb iſt die Ableitung des Namen Drais von einem römiſchen *Druſiacum* fraglich, wenn der Ort auch unmittelbar an der von verſchiedener Seite vermuteten römiſchen Straße Zahlbach—Layen-Hof etc. liegt (Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 300). In einer Urkunde des Jahres 1112 wird der Name *Treiſa* geſchrieben.

Ebersheim.

Vorrömiſche Funde aus der Nähe des Ortes ſind mir nicht zur Kenntnis gelangt, dagegen werden *bronzezeitliche Funde „im Loch“* *) zwiſchen Ebersheim und Nieder-Olm von Lindenſchmit erwähnt (Weſtd. Ztſchr. 1903 S. 422, vgl. 1901 S. 353), aber doch wohl ſchon auf Nieder-Olmer Gemarkung, wie auch die mehrfach angeführten römiſchen Funde von Ebersheim aus der Tempel-Anlage am Klein-Winternheimer Berg ſtammen (Gemarkung Klein-Winternheim und Ober-Olm), wo noch einige Weinberge und Äcker im Beſitz von Ebersheimer Einwohnern ſind. Römiſche Fundamente auf dem Felde bei Ebersheim erwähnt allerdings Pauli S. 51. Von *fränkiſchen Gräbern* (wohl im Orte) rühren einige Kleinfunde (Altert. heidn. Vorz. I. 9. Taf. 8, 2, 3) und ein chriſtlicher Grabſtein (CIL. XIII. 7260) her. Im Jahre 764 begegnet der Name *Eberolfesheim,* ſpäter *Ebirisheim, Evernesheim* etc.

*) Nicht zu verwechſeln mit dem Gewann „auf dem Loh“ an der Marienborner Grenze.

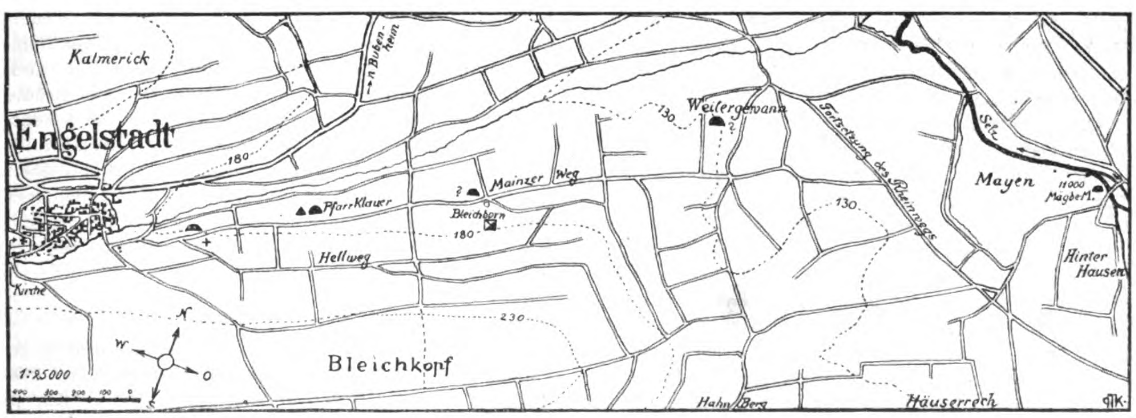
Elsheim.

Die Gemarkung hat bei ihrer günſtigen Lage an dem hier wieſenreichen Selztälchen und bei dem Waſſerreichtum der Berghänge ſicherlich von den früheſten Zeiten an eine ſtarke Beſiedelung gehabt, wenn auch erſt vereinzelte Spuren derſelben nachzuweiſen ſind. Ein Steinbeil von Elsheim befindet ſich in der Mainzer Sammlung. Von einem *bronze-* bezw. *frühhallſtattzeitlichen* Urnenfeld liegen mancherlei Funde vor (Archiv 1893 S. 61, Weſtd. Ztſchr. 1891 S. 398, Emele (1833) S. 64?), desgleichen von einem Skelettgräberfeld der *Früh-La Tène-Zeit* im Gewann *Liebfrauen-Klauer* (Füllflau-Klauer, Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 428, vgl. auch 1890 S. 298). Wo die Fibel der *Spät-La Tène-Zeit* (Weſtd. Ztſchr. 1890 S. 298) gefunden wurde, iſt mir unbekannt. Überreſte eines *römiſchen Gebäudes* mit Hypokauſtum, wohl von einer villa ruſtica, ſah ich 1905 beim Roden eines Weinberges in der Nähe der Quelle über dem *Hieberg* an einem alten Wege (ſüdlich der jetzigen Straße Elsheim—Eſſenheim), der wohl auf römiſche Zeit zurückgeht. Römiſche Funde von Elsheim beſitzt das Mainzer Muſeum ſeit 1856/57. Im 8. Jahrhundert heißt das Dorf *Eliſinhaim.*

Engelſtadt.

Das in ſeinem Oberlaufe tief eingeſchnittene, in den Selzgrund einmündende Tälchen wies an ſeinen beiderſeitigen Hängen in der Nähe der Quellen von den früheſten Zeiten an kleine Gruppen von Siedelungen auf, wie die neuerlichen Forſchungen und Grabungen des Herrn Pfarrer Schlunk in Engelſtadt unwiderleglich dargetan haben. So wurden 1906 am *„Pfarrklauer“* (über der „Ziegelwieſe“) Spuren *neolithiſcher* (Stufe der Spiralkeramik) und *frühbronzezeitlicher Beſiedelung* gefunden, am *„Bleichbörnchen“* in den Weinbergen prähiſtoriſche Scherben einer noch nicht näher zu beſtimmenden Periode.

Römiſche Gutshöfe lagen *in der Nähe der Kirche,* wo nach der Sage ein Kloſter geſtanden haben ſoll (vgl. Altert. heidn. Vorz. V. 8. S. 272), ferner in der Gabelung zwiſchen Mainzer- und *Hellweg* (hier auch mehrere Gräber, Walther S. 76, Archiv 1893 S. 61), an dem genannten *Pfarrklauer* in der Ziegelwieſe, wo ausgedehntes Mauerwerk mit Funden bis in die ſpätrömiſche Zeit, wahrſcheinlich auch am *„Bleich-*



börnchen", nach den jetzt noch dort liegenden Leistenziegeln sicher im „*Weilergewann*" am Häuserrech (hier stand bis zum 30jährigen Krieg das Dorf Hausen, vgl. Kappesser, Familien-Erinnerungen II (1906) S. 11) und zwischen der „11 000 Mägdemühle" und „*Hinter Hausen*", wo ich römisches Mauerwerk aufgedeckt sah. Von dem wohl römischen „Rheinweg" ist zwischen „Weilergewann" und „Hinter Hausen" das Gestück des alten Straßenkörpers noch mehrfach im seitlichen Raine erhalten. Auch der *alte Mainzerweg*, der an den erst genannten Gebäuderesten vorbeizieht, hat sicherlich schon in römischer Zeit, wenn auch nur als besserer Feldweg, bestanden. Der nördliche Talhang ist wasserarm und deshalb für den landwirtschaftlichen Betrieb weniger günstig, doch zeigen auf dem *Kalmerick* gefundene römische Münzen, daß er auch hier nicht ganz fehlte.

Aus *merowingischer Zeit* sind im Dorfe bisher nur einige schwache Spuren gefunden (alte Gräben und Scherben); wie aber der älteste Name (Ingilstatt) und ein hochinteressantes Relief am romanischen Kirchturm verraten, hat es sicherlich auch in fränkisch-karolingischer Zeit eine gewisse Bedeutung gehabt (Altert. heidn. Vorz. V. 8 S. 270—72).

Essenheim.

Vorrömische Ansiedelungen sind vorauszusetzen sowohl unten im Selztale auf den lehmbedeckten kleinen Erhöhungen und an den Hängen des Hichberges über den wasserreichen Wiesentälchen als auf dem Plateau über dem Münchhof, am tiefen Born („Hähnergewann"), „in der Bein" usw. Wo das meißelartige Werkzeug aus Stein und der Bronzearmring Westd. Ztschr. 1890 S. 297 gefunden wurde, ist mir ebenso wenig bekannt als wie die Lage des 1856/57 entdeckten *germanischen Spät-La Tène-Grabfeldes* (Archiv 1893 S. 61, Altert. heidn. Vorz. I. 1. Taf. V 2. 3 und III. 2. Taf. I. 5). Merowingische Funde, wie es scheint, sind nach einer Mitteilung des Herrn Th. Keßler beim Schulhause gefunden.

Finthen.

Die ältesten vorrömischen Wohnstätten, offenbar nur kleinere Gruppen, liegen in der Nähe der Quellen der Gonsbach und ihrer Seitenbäche (Königsborn, Großer Born, Kirchborn, Abach). So wurden bei der neuerstellten Quellenfassung im Abachtälchen Spuren von *neolithischen Wohngruben* entdeckt (Westd. Ztschr. 1898 S. 374, 1902 S. 426) und in der Nähe ein *Früh-La Tène-Grabfund* ausgehoben (Westd. Ztschr. 1898 S. 374 f.), am oberen Ende der Königsborn-Mulde (*Gewann Rod*) ein *Urnenfeld* der *jüngsten Bronzezeit* angeschnitten (Westd. Ztschr. 1890 S. 297, 1903 S. 422). In römischer Zeit scheint sich in diesem quellenreichen Gebiete anstelle des heutigen Ortes und in dessen nächster Nähe *ein geschlossener vicus* gebildet zu haben. Zum Beweis können dienen die Reste römischer Häuser, die ich 1901 beim Neubau des Ph. Jacob Ries und Ph. J. Beck in der Budenheimer-Straße sah, sowie mehrere römische Gräberfunde, die in den verschiedensten Teilen des Ortes gemacht sind, so in der Taunusstraße Nr. 4 (Franz Simon, beim Neubau 1902 zwei Gräber, vgl. Westd. Ztschr. 1902 S. 426) und an zwei Stellen beiderseits der Binger-Straße. Östlich des Ortes am sog. *Rondel* an der römischen Straße Mainz-Bingen lag ein bedeutender Tempel des Merkur und der Maia-Rosmerta, aus dem mehrere Inschriften (CIL. XIII. 7213 bis 7228) und ein Bronze-Kopf, wie ich glaube, vom Kultbild der Maia stammen (Ztschr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Gesch. und Alt. in Mainz I S. 209 f., 359 f., Festschr. d. R.-G. Central-Museums 1902 S. 51, Taf. IV. V). Heute noch heißt das Gewann „Heiligenhaus", und die Sage geht, daß dort ein Kloster gestanden habe. Leider wurde das sehr ausgedehnte Mauerwerk größtenteils ohne nähere Untersuchung ausgebrochen. Den Namen der anliegenden Anhöhe „*Donnersberg*" bringt Zangemeister (CIL. XIII S. 399) mit jenem Dienste des Merkur (=Wodan -Thonar) zusammen. Daß von dem sagenumwobenen Königsborn und den Quellen im *Kemperich* zwischen Finthen und Drais in teils unter-, teils oberirdischer Leitung dem römischen Kastell und der Stadt Mogontiacum das Trinkwasser zugeführt wurde, ist allbekannt (vgl. Mainzer Ztschr. I S. 22 f.). Am *Königsborn* scheint auch eine villa rustica oder ein anderes römisches Bauwerk gestanden zu haben, wie mehrfache Funde bei den Anlagen der dortigen Brauerei und Mauerwerk in den Wingerten des Ambros Weil und F. Simon (Kanal der Wasserleitung?) beweisen. Auch im oberen Teil des Gonsbach- bezw. Abachtälchens erhoben sich römische Villen, wie gelegentliche Funde (so am Wege nach dem Layenhof) schließen lassen. Welcher Zeit ein im Herbste 1903 entdecktes Skelettgrab hinter dem Dorfe gegen Bingen auf dem Acker des Peter Stein III. angehörte, ist nicht festgestellt worden (Mitteilung von Herrn Oberlehrer Dr. Curschmann).

Da Finthen im frühen Mittelalter den Namen Fontheim hatte (z. B. in einer Urkunde von 893), so wurde vielfach angenommen, daß der Ort in römischer Zeit *ad fontes* oder ähnlich genannt wurde (Ztschr. d. Ver. f. Erf. rhein. Gesch. I. S. 210, CIL. XIII S. 399). Indessen spricht eine am Kemperich an der Einmündung des Nebenastes der Wasserleitung vom Königsborn gefundene Inschrift (CIL. XIII 7212) von Nymphis Laurentibus, sodaß jene Örtlichkeit damals *Laurentia* oder ähnlich geheißen zu haben scheint, falls der Name nicht mit dem der Gonsbach zusammenhängt. Läßt sich nachweisen, daß die römische Siedelung bei Finthen ununterbrochen (wenn auch mit Erneuerung der Bevölkerung) durch die merowingische Zeit weiterbestand, dann ist auch für die römische Zeit die Bezeichnung „ad fontes" oder ähnlich wahrscheinlich.

Frei-Weinheim.

Steinwerkzeuge der Mainzer Sammlung, deren genauerer Fundort nicht bekannt ist, könnten von der unter Nieder-Ingelheim erwähnten *neolithischen Ansiedelung am Hochgestade* herrühren, doch sind von Frei-Weinheim auch auswärtige Funde in den Handel gekommen. Die Brücke der römischen Straße von der Georgi-Kapelle bei Heidesheim am Sporkenheimer Hof vorbei nach Gaulsheim—Bingen muß in der Nähe der Neumühle die Selz überschritten haben. Ob bei Bachreinigungen dort gefundenes Mauerwerk von derselben herrührt, will ich dahingestellt sein lassen. Über den Friedhof am *Sporkenheimer Hof* vgl. unter Nieder-Ingelheim.

Friesenheim.

Wenn bis jetzt auch nur wenige Funde zum Vorschein gekommen sind (ein La Tène-Skelettgrab (?) Westd. Ztschr. 1896 S. 367 und römische Kleinfunde Archiv 1893 S. 62), so dürften sie sich bei schärferer Aufmerksamkeit nament-

lich längs der Hänge der Selz, am Schlachtenberg etc. sowie an dem Taleinschnitt nach Dalheim („auf dem Knopf", „auf der Altdörr" usw.) allmählich mehren. In frührömischer Zeit scheint ein Hauptweg von Kaiserslautern—Marnheim—Gauersheim — Esselborn — Dautenheim — Gau-Odernheim längs der Selz nach Friesenheim—Mainz geführt zu haben. In einer Urkunde des Jahres 803 wird der Ort *Friesenhaim* genannt.

Gau-Bischofsheim.

Daß in dem kesselartigen, sonnigen Quellgebiet des Spatzenbachs kleinere Siedelungsgruppen aus allen Zeiten vorauszusetzen sind, legen sowohl die günstigen örtlichen Verhältnisse wie die Nachrichten über einige zufällige Funde nahe. In *römischer Zeit* erhoben sich bedeutende Gutshöfe im Gewann *„Schandelthal"* am „Pfaffenweg" (daher 1864 ein gladius und eine Lanze des Mainzer Museums), *bei der Ziegelei* am unteren Ende des Ortes (Funde im Garten des Herrn Bürgermeisters Ph. Kayser), wo nach der Sage früher das Dorf gestanden haben soll, und bei der *Weinberggewann Röst* (römische Gefäße im Besitz von Herrn K. Werner). *Der fränkische Ort,* von dem indessen erst zweifelhafte Spuren vorhanden sind, hat jedenfalls oben bei der Kirche gelegen; in einer Urkunde des Jahres 769 heißt er *Biscofesheim.*

Gau-Weinheim.

Der Ort liegt in einer Ausbuchtung des Wiestals zu Füßen des bastionartigen und sicherlich oft als Zuflucht benutzten Wißbergs und dürfte an den sonnigen, rebenbepflanzten Hängen über dem Kreuzgraben und „in der langen Schlecht" manche Zeugen ältester Besiedelung aufweisen. Ich hatte noch keine Gelegenheit, mich dort näher zu erkundigen.

Gonsenheim.

Der älteste Fund wurde auf dem sog. *Käftrich* am rechten Gonsbachufer bei der Station der Bahn nach Alzey gemacht: ein *Depotfund der jüngeren Steinzeit* (Stufe der Zonenkeramik) von fünf meißelförmigen Steinbeilen aus Grünstein und Jadeït (nach Altert. heidn. Vorz. I. 2. Taf. I. 19 bis 23 aus chloritischem Albit), die in einer Art Lederfutteral gelegen haben sollen. Der genauere Fundort vereinzelter Steinbeile, zweier Radnadeln (aus dem Müllerwäldchen?) und spätbronzezeitlicher Gegenstände ließ sich bis jetzt leider nicht mehr feststellen. Eine vorrömische Kulturschicht mit verbrannten (Menschen-)Knochen, also wohl Reste eines Brandgrab-Hügels, wurde angeschnitten bei der Anlage der elektrischen Bahn von der *Haltestelle Leniapensionat* nach der alten Heidesheimer-Straße, wie ich im Herbst 1907 beobachten konnte. Über die Grabhügel im *Müllerwäldchen* und in der Nähe siehe unter Mombach. Darnach ist wohl anzunehmen, daß an den sanften Hügelhängen längs des ganzen Gonsbachlaufes Gruppen namentlich von Hallstatt-Hütten standen, deren Gräber inmitten der zurückliegenden Dünenhöhen zu suchen sind. In *römischer Zeit* lag eine größere villa rustica auf dem *Gleisberg* in der Nähe des Müllerwäldchens, die sogar Mosaikböden und eine eigene Wasserleitung besaß (vgl. die Karte bei Lehne, ges. Schriften III, Walther S. 77); eine zweite auf dem oben genannten *Käftrich* (Karte bei Fuchs, Alte Geschichte von Mainz I S. 313, Pauli S. 55). Auch dem Gleisberge gegenüber auf dem rechten Gonsbachufer bei dem Bahnwärterhäuschen ist an der hier vermuteten römischen Straße ein römisches Gräberfeld festgestellt (Westd. Ztschr. 1904 S. 289), welches wohl zu einer weiteren in der Nähe liegenden villa gehört. Auch die zur villa auf dem Gleisberg gehörenden Gräber sind auf der Höhe hinter derselben in nächster Nähe nachgewiesen. Auch bei der Königsmühle dürfte ein solche villa auf der südlichen Bachseite gelegen haben. Ein geschlossener vicus wie bei Bretzenheim, Finthen etc. scheint bei Gonsenheim in römischer Zeit nicht bestanden zu haben. In Urkunden des 8. Jahrhunderts begegnen die Namen *Guntzinheim, Gunsenheim* etc.

Groß-Winternheim.

Hier liegen die Verhältnisse ganz ähnlich wie bei Ober-Ingelheim. Spuren vorrömischer Ansiedelungen in kleinen Gruppen sind in der Nähe von Quellen sowohl an den beiderseitigen oberen Talrändern (am Bockstein, am Westerberg, vgl. Fritschler, Chronik von Groß-Winternheim 1864 S. 4*) festgestellt, sind aber auch auf den Lehmerhöhungen unmittelbar über der Talsohle mit Sicherheit anzunehmen. Hier haben allerdings bis jetzt erst die mehr auffallenden Überreste römischer Gutshöfe und Begräbnisstätten Beachtung gefunden, so im Gewann *Kellerborn* bei der Eulenmühle (Fritschler a. o. S. 4), im *„Flürchen"*, in der *„Bein"* (Fritschler a. o. S. 1), *am Klettenberg* und im Gewann *„Knaben"* (Fritschler a. o. S. 3, Quartalbl. 1901 S. 33), am Schwabenheimer *Häuserweg* (Fritschler a. o. S. 4). Ein großes Gräberfeld *fränkischer Zeit* liegt im Orte bei der Turnhalle (Quartalbl. N. F. I S. 329, 361, 1894 S. 572. Fritschler a. o. S. 4: „in der Gewann *Leimenkaut* wurden beim Ausgraben eines Ackers 1860 Haarnadeln, Haarspieße und Urnen aufgefunden, welche der Herr Bürgermeister Mangold dem Altertums-Verein zu Mainz überbrachte"; vgl. auch Quartalbl. I S. 329 und Altert. heidn. Vorz. I. 9. Taf. 7. 1).

Hahnheim und Wahlheimer Hof.

Die in einer großen Schleife der Selz gelegene Gemarkung ist sehr reich an Überresten der verschiedensten Perioden, die namentlich Anfang der 90er Jahre durch G. Werther von Mommenheim für das Mainzer Museum Untersuchung erfahren haben. Über steinzeitliche Funde (wo?) vgl. Westd. Ztschr. 1890 S. 297, Bronzeringe („zwischen Ort und Selzen") Archiv 1893 S. 62, vgl. Westd. Ztschr. 1893 S. 393, über Früh- und Spät-La Tène-Gräber („nördlich von Hahnheim im Letten") Westd. Ztschr. 1892 S. 243, 1895 S. 379, 388, 1896 S. 367, vgl. auch unten. Römische *villae rusticae* sind sicher in größerer Anzahl längs der Selz gelegen, wenn auch erst wenige Spuren nachgewiesen sind, ein *Schatzfund* (Topf mit 4500 römischen Münzen, Quartalbl. N. F. I S. 22), der in der Nähe des jüdischen Begräbnisplatzes (Gewann *„ober dem Klee-*

*) „Auch hat man einen Begräbnisplatz auf einem mit kleinen Hügeln versehenen Acker über der Selzbach *am Westerberg*, wo man zuerst eine Lage Steine, dann Menschenknochen, Bruchstücke von Tongefäßen, Ringe, Gewandnadeln, Gürtelhaken, Stücke von verrostetem Eisen, dolchähnlich geformt, angetroffen." Vgl. auch die Früh-La Tène-Fibel Altert. heidn. Vorz. II. 7 Taf. 3. 11. Ein Regenbogenschüsselchen aus einer *germanischen Spät-La Tène-Siedelung* wird Westd. Ztschr. 1889 S. 266 erwähnt. Über spätbronzezeitliche Funde vgl. Period. Blätter 1856 S. 289 f.

garten", im Volksmund Ba(e)iernhöbel) zum Vorſchein kam ſowie Funde im „*Sommerfeld*" beim „*Gieſenborn*" und gegenüber am *Moosberg* dürften aber auf ſolche hindeuten. Ein großes Gräberfeld *fränkiſcher Zeit* liegt unmittelbar ſüdweſtlich vom Orte in der Gabel der Straßen nach Undenheim und Schornsheim bei der Lehmgrube (vgl. Weſtd. Ztſchr. 1892 S. 243 f., 1895 S. 379, 1896 S. 372 f., 1897 S. 356, 1898 S. 379 f.), wo auch Reſte der Früh-La Tène-Zeit erhoben wurden (Weſtd. Ztſchr. 1896 S. 367). In der Nähe iſt eine Quelle.

Nördlich vom *Wahlheimer Hof* ſind mannigfache Funde im Gewann „*Letten*" und im *Moosberg* gemacht worden. An erſteren Stelle wurde eine Anzahl eingeebneter Grabhügel der Früh- und Spät-La Tène-Zeit geöffnet (Weſtd. Ztſchr. 1895 S. 379 f.), welche darauf ſchließen laſſen, daß etwa an der Stelle des Wahlheimer Hofes in der keltiſchen Früh- und germaniſchen Spät-La Tène-Periode ein kleines Dörfchen beſtand. Am Moosberg liegt bei den Reſten frühmittelalterlicher Baulichkeiten ein Friedhof dieſer Zeit (Weſtd. Ztſchr. 1892 S. 243). Im 8. Jahrhundert heißt der Ort *Hagenheim, Heginheim* etc. Im Jahre 764 ſchenkten bekanntlich Cancor und ſeine Mutter Williswinda ihre dortigen Beſitzungen an das Kloſter Lorſch, worüber eine ausführliche Stiftungsurkunde vorhanden iſt.

Harxheim.

Die ſämtlichen von Kofler Nachtrag S. 64 erwähnten Funde ſtammen aus Harxheim in der bayeriſchen Rheinpfalz (an der Pfrimm), indeſſen ſind auch bei dem rheinheſſiſchen Harxheim in Anbetracht der günſtigen Lage des Ortes über dem fruchtbaren Talkeſſel des Spatzen- und Flügelsbach-Quellgebiets zahlreiche Reſte alter Siedelungen bei größerer Aufmerkſamkeit mit Sicherheit zu erwarten. Anzeichen dafür bieten nicht nur einige Flurnamen, wie das *Heidenloch* nördlich vom Oſterberg, ſüdlich desſelben der *Schloßberg*, der *Schackenborn* ſüdweſtlich des Ortes gegen Zornheim, ſondern auch Funde von Steinbeilen (Altert. heidn. Vorz. I. II Taf. 1, 10) ſowie ſolche der Früh- und Spät-La Tène-Zeit (Muſ. Mainz und Emele, Beſchreibung S. 81/82). Im 8. Jahrh. *Hara(e)sheim, Arasheim* etc.

Hechtsheim.

Beim Bau der neuen Kreisſtraße von Mainz nach Hechtsheim im Jahre 1902/03 konnte ich wahrnehmen, wie in den Einſchnitten ſüdlich vom *Wildgraben* eine größere Anzahl vorrömiſcher Wohngruben durchſchnitten wurde, ebenſo einzelne kurz vor dem Orte gegenüber dem *Eſelsborn*, wo auch von Flachgräbern herrührende Einſchnitte beobachtet werden konnten. Auch *in römiſcher Zeit* haben längs des Wildgrabens bzw. Schindergrunds vereinzelte Meierhöfe geſtanden, wie gelegentliche Funde von Mauerreſten, Kleinfunden aller Art, darunter Feldbaugeräte, Gräber etc. in und beim Ort dartun (Altert. heidn. Vorz. III. 3. Taf. IV. 2, 7, Heſſ. Quartalbl. 1900 S. 748 etc.). An der römiſchen Straße von Mainz über die Hechtsheimer Höhe in der Weggabel in der Nähe der heutigen Ziegelei, da, wo im Mittelalter die *Kirche zum heiligen Kreuz* ſtand, ſcheint dagegen eine Gruppe geſchloſſener Hausſtätten geweſen zu ſein, wie die zahlreichen dort aufgedeckten römiſchen Brand- und Skelettgräber ſchließen laſſen (Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1899 S. 83, Weſtd. Ztſchr. 1899 S. 401, CIL. XIII 7243 bis 45), doch können einige Inſchriften, aus Mainz verſchleppt ſein. Die Inſchrift 7243 ſpricht von einem Merkurtempel, der, falls die Inſchrift nicht verſchleppt iſt, alſo in der Nähe anzunehmen wäre. In *merowingiſcher Zeit* hat wohl an der Stelle des heutigen Ortes ein geſchloſſenes Dörfchen geſtanden, wie ältere und jüngere Reihengräberfunde vor dem Nordausgang des Ortes erweiſen (Weſtd. Ztſchr. 1892 S. 247, 1893 S. 394, 1903 S. 428). In der waſſerführenden Mulde gegen Laubenheim-Bodenheim lag früher ein Ort, der in Urkunden des 8. Jahrhunderts *Dulcensheim, Dulcinesheim* etc. genannt und zum letztenmale 1207 erwähnt wird. Ob an dieſer Stelle, wie zu vermuten iſt, auch Funde älterer Zeiten zum Vorſchein kamen, iſt mir nicht bekannt.

Heidesheim.

Die Umgebung von Heidesheim war offenbar ſchon in vorrömiſcher Zeit ſehr dicht bevölkert, da die beiden von der *Karlsquelle* und den zahlreichen Quellen bei Wackernheim (Loſer Born, Bruchquelle, Krutzborn) ausgehenden waſſerreichen Tälchen mit ihren Lehmhängen zur Beſiedelung aufforderten. Zahlreiche Überreſte beſtätigen dies. Rings um den Höhenrand der Karlsquelle (im Orbel) ſah ich im Herbſt 1906 bei einer Begehung des Zuges der karolingiſchen Waſſerleitung mit Mitgliedern des Ingelheimer Altertums-Vereins an verſchiedenen Stellen vorrömiſche und gelegentlich auch römiſche Scherben auf den Feldern liegen, ebenſo längs der Leitung bei *Wackernheim* um den Rabenkopf (Gewann Haſſel, Heideborn etc.). Auch an den unteren Hängen nahe der Ebene, ſind an mehreren Punkten Grabhügel und Flachgräber geöffnet worden, die Funde von der Bronzezeit bis zur germaniſchen Spät-La Tène-Periode ergaben (Archiv 1893 S. 63 etc.), deren Lage ſich aber nur noch zumteil genauer beſtimmen läßt. Spätbronzezeitliche Funde ſind in Grabhügeln bei den Sandmühlen gemacht (vgl. auch Pauli S. 140 im „Sandfelde"). Das von Kofler erwähnte La Tène-Grabfeld bezieht ſich auf das pfälziſche Heidesheim bei Grünſtadt (Weſtd. Ztſchr. 1884 S. 180). In *römiſcher Zeit* exiſtierte, abgeſehen von einzelnen Meierhöfen längs der beiden Tälchen, an der römiſchen Straße Mainz—Budenheim—Bingen nahe der *Georg-Kapelle* wohl ein kleiner Weiler, worauf das anliegende ausgedehnte römiſche Gräberfeld und zerſtreute Mauerreſte ſchließen laſſen, wie ich bei zufälligen Funden mich wiederholt überzeugte (Urnen etc. ſind jetzt noch in Privatbeſitz in Heidesheim). Es iſt leicht möglich, daß, wie bei Buconica (Nierſtein) zwiſchen Mainz und Worms, ſo bei Heidesheim zwiſchen Mainz und Bingen eine Poſtſtation, manſio, war. In *fränkiſcher Zeit* lag jedenfalls an der Stelle des heutigen Ortes eine nicht unbedeutende Anſiedelung, die in einer Urkunde vom Jahre 779 *Heiſinisheim* genannt wird (vgl. Ztſchr. z. Erf. rhein. Geſch. II S. 135).

Auch bei *Heidenfahrt* (früher *Walsheim*) ſollen ſchon mannigfache Altertümer zum Vorſchein gekommen ſein, vgl. a. o. S. 122 und Mainzer Journal 1908 Nr. 45 (F. Falk).

Jugenheim.

Dieſem Orte werden in der Litteratur zahlreiche Steinwerkzeuge und auch einige Bronzezeitſachen zugeſchrieben (Weſtd. Ztſchr. 1889 S. 266, 270, 1890 S. 297, 1891 S. 398 etc.), indeſſen haben genauere Erkundigungen an Ort und Stelle ergeben, daß jene Gegenſtände von einem zeitweiſe in Jugenheim wohnenden Händler bezw. deſſen Verwandten

aus den verſchiedenſten Orten Rheinheſſens und auch aus weiterer Ferne zuſammengekauft wurden. Für die Geſchichte Jugenheims können ſie daher nicht herangezogen werden. Daß aber an den ſonnigen Hängen des dortigen Tälchens ſchon ſeit früher Zeit kleinere Anſiedelungen beſtanden, iſt ſehr wahrſcheinlich. Beſonders in Betracht kommt das Gewann „auf den Hunnen" über einer reichlichen Quelle, „im Gutding" und „am Klingelborn". Im Jahr 767 begegnet der Name *Gaginheim*.

Kaſtel und Amöneburg.

Die mehrfachen Funde der *Stein- und Bronzezeit* aus dem Rhein und von der alten Mainmündung (Floß-Kanal), z. B. Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 345, 1898 S. 373, 1900 S. 395, 1901 S. 352, 353 uſw., hängen mit einer auf den Rheininſeln und an den Flußufern hauſenden Bevölkerung zuſammen, von der unter Mainz ausführlicher die Rede ſein wird. Weitere vorrömiſche Funde geſicherten Orts aus der Gemarkung ſind nicht zu meiner Kenntnis gelangt, wenn auch bei den Quellen am Fuße des anſteigenden Plateaus (Floß-, Ochſen-, Peters- und Hambuſchbrunnen) ſolche ſchwerlich fehlen dürften, ſei es auch nur von kleineren Gruppen von Siedlern. In *römiſcher Zeit* ſpielte der Ort als befeſtigter Brückenkopf des großen Mainzer Waffenplatzes eine ziemliche Rolle unter dem Namen *Caſtellum Mattiacorum* (vgl. Becker, Naſſ. Annalen VII. 1 S. 1 f., IX S. 148, J. Grimm, der römiſche Brückenkopf in Kaſtel 1882, Zangemeiſter CIL. XIII S. 406 f.). Das urſprünglich wohl nur in Erde und Holz, ſpäter in Stein aufgeführte Kaſtell lag mit ſeiner Mittelachſe in Fortſetzung der römiſchen Rheinbrücke bezw. der „Stein"-(Eliſabethen)ſtraße nach Hofheim—Heddernheim und hatte nur geringen Umfang (vgl. auch die Abbildung S. 29). Außerhalb desſelben erhob ſich dagegen eine beträchtliche bürgerliche Anſiedelung, der vicus vetus und der vicus novus Meloniorum, deren Gräberfelder längs der römiſchen Straßen nach Wiesbaden, Hofheim und Groß-Gerau feſtgeſtellt ſind. Auf der Karte in dieſer Zeitſchrift Heft 1 (1906) Taf. I iſt die römiſche Straße von Groß-Gerau über Koſtheim im Anſchluß an den Plan bei Grimm an der Weſtſeite des Kaſtells vorbeigeführt. Gelegentlich der Kanaliſation 1906/07 fand ſich aber am Schnittpunkt der heutigen Straßen von Koſtheim und Hochheim auch ein römiſcher Straßenkörper, deſſen Richtung etwa auf die Mitte der Südoſtſeite des Kaſtells zielte. An jener Stelle lag ferner ein größeres römiſches Haus mit reicher Wandmalerei. Intereſſant wäre, in Erfahrung zu bringen, wo der in einer verſchleppten Inſchrift (CIL. XIII 7281) erwähnte mons Vaticanus lag („Virtuti Bellonae montem Vaticanum vetuſtate conlabſum reſtituerunt haſtiferi civitatis Mattiacorum"). An der ſog. Witz am öſtlichen Ende des Städtchens (heute Wilhelmſtraße) wurde 1856 beim Bau eines Felſenkellers ein den Nymphen geweihter Stein unter Mauertrümmern gefunden, die auf eine Waſſerleitung hinweiſen könnten (CIL. XIII 7278, vgl. auch 7279). Auch in der Gärtnerſtraße beim Neubau des Herrn Architekten Drexler wurden ähnliche Funde gemacht (ſteinerne Waſſerrinnen etc.). Daß Kaſtel eine eigene Waſſerleitung (vom Ochſenbrunnen?) hatte, iſt umſo wahrſcheinlicher, als auch für den bei Amöneburg liegenden vicus neuerdings eine ſolche entdeckt wurde (Mitt. d. Ver. f. Naſſ. Altertumskunde 1907/08 S. 10 f.). Über die römiſchen Gebäudereſte bei der Zementfabrik in *Amöneburg* (1487 *Heimersburg*) in der Nähe des Baches vgl. Naſſ. Annalen I. 37, Quartalbl. 1880, 25, 1896 S. 61, CIL. XIII. 7317, Brilmayer, Rheinheſſen S. 34). Dort erhobene fränkiſche Gräberfunde ſind in Privatbeſitz (Mitt. von Lindenſchmit). Auch am Rheinufer bei der neuen Kaiſerbrücke wurden bei deren Bau römiſche Scherben gefunden (eigene Beobachtung). Auch in *alemanniſch-fränkiſcher Zeit* beſtand in Kaſtel eine nicht ganz unbedeutende Anſiedelung, wie der mitten unter römiſchen Gräbern liegende Friedhof dieſer Zeit vor dem Wiesbadener Tor längs der römiſchen Straße über den Pionier-Übungsplatz zeigt (vgl. neue Mainzer Zeitſchrift I (1906) S. 80 f. und den fränkiſchen Grabſtein CIL. XIII 7317 a). Auch beim Setzen der Telegraphenſtangen längs der elektriſchen Straßenbahn nach Wiesbaden iſt man an jener Stelle mehrfach auf Skelette aus dieſer oder der ſpätrömiſchen Zeit geſtoßen.

Klein-Winternheim.

Vorrömiſche Reſte ſind bis jetzt nur in geringer Zahl beobachtet worden, und auch dieſe ſind lokal nicht ſicher feſtgelegt (vgl. Weſtd. Ztſchr. 1885 S. 208, 1890 S. 297, 1900 S. 398). Doch kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß in dem fruchtbaren und waſſerreichen Talkeſſel, der an den von Nierſtein erinnert, dieſelben einſtmals ſehr zahlreich vorhanden waren. Aus *römiſcher Zeit* dagegen ſind an verſchiedenen Stellen Gräberfunde gemacht, ſo dicht hinter dem Südoſt-Ausgang des Dorfes in „Beckers Garten" (Falk, Chronik von Klein-Winternheim 1888 S. 4, Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 297 Anmkg. 51) mit zwei anderen ein Sarkophag der Gattin eines decurio der ala Indiana (CIL. XIII. 7257), der wohl ebenſo wie ein Centurio der legio XXII pr. p. f. (CIL. 7256) und ein Soldat mit 23 Dienſtjahren der legio XIIII gem. (Grabſtein 7255) als Veteran eine villa ruſtica bei Klein-Winternheim beſaß. Die Inſchriften 7256 und 7257 ſind von den Franken zu Deckeln ihrer *Plattengräber im Eiſenklauer* verſchleppt, jedenfalls aber aus nächſter Nähe. Ein weiterer Sarkophag wurde vor wenigen Jahren auf der Anhöhe zwiſchen dem alten Oppenheimer-Weg und dem Feldweg nach dem Katzenberg bezw. Füllkeller gefunden. Alle dieſe und einige andere zerſtreut liegenden römiſchen Gräber laſſen ſich mit einzelſtehenden römiſchen Farmen in Verbindung bringen und bedingen keineswegs ein geſchloſſenes Dorfgemeinweſen, doch wäre ein ſolches an dieſer Stelle leicht erklärlich.

Das wichtigſte Denkmal auf Klein-Winternheimer (teilweiſe auch auf Ober-Olmer und Ebersheimer) Gemarkung iſt aber der ausgedehnte römiſche *Tempelbezirk am Winternheimer Berg* im *Füllkeller* (in einem Plan von 1576 „im vollen Keller", vgl. J. May, Chronik von Ober-Olm S. 97, 100), der nach den Inſchriften CIL. XIII 7249 bis 7254 dem Mars Leucetius und der Nemetona (und Victoria?) geweiht war (vgl. meine Ausführungen Altert. heidn. Vorz. V. S. 108 bis 113 und Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 296 f.). Bei der erſtmaligen Beſichtigung der Stelle im Mai 1903, als gerade ein Weinberg gerodet wurde, ſah ich eine Anzahl Gruben mit Scherben von ausgeſprochenem Spät-La Tène-Charakter, welche das Vorhandenſein einer germaniſchen (und vielleicht auch ſchon galliſchen) Siedelung oder Kultſtätte an dieſer Stelle in vorrömiſcher Zeit wahrſcheinlich machen, wofür auch einige andere Funde im Mainzer Muſeum ſprechen. Die Nemetona war nicht nur die Stammesgöttin der Nemeter, ſondern wurde, wie die Inſchriften zeigen, ebenſo von Vangionen und

Treverern verehrt, während Mars Leucetius ein keltisch-germanischer Gott war. Wie die in dem Tempel gefundenen Weihegaben des römischen Konsuls A. Didius Gallus Fabricius Veiento schließen lassen, war es ein sehr angesehenes Heiligtum, wahrscheinlich sogar das Zentralheiligtum des Nemeter- und Vangionen-Gaus. Wegen seiner hohen Lage in der Nähe mehrerer uralter Verkehrswege war der Punkt zu einem solchen Zwecke wie geschaffen.

Das Vorhandensein dieser Kultstätte bestätigt die Vermutung, daß die Gegend in römischer wie in vorrömischer Zeit eine dichte Besiedelung aufwies. Sind für die Annahme eines römischen vicus auch noch keine sicheren Anhaltspunkte gewonnen, so mag doch nicht unerwähnt bleiben, daß nach einer Inschrift von Junglinster (bei Luxemburg) in der Nähe von Mainz ein Ort *Magio vetus* lag (Westd. Ztschr. 1904 S. 285), für den auch Klein-Winternheim in Betracht kommen könnte (neben Groß-Gerau, Gau-Odernheim und Mettenheim). Die *merowingischen Plattengräber* im *„Eisenklauer“*, an einer wasserreichen Mulde nördlich des Ortes (zwischen Neuberg und Holzberg, in der Nähe des Pfaffensteins), weisen darauf hin, daß hier in jener Zeit ein kleines Dörfchen gelegen hat.

Köngernheim a. d. Selz.

Namentlich zwei Punkte der Gemarkung sind reich an vorrömischen Funden: der Winkel zwischen Goldbach und Selz und die sonnige Berghöhe zwischen Selz und dem von Dalheim kommenden Tälchen. An ersterer Stelle sind, namentlich in den Lehmgruben einer Feldziegelei (Gewann Kleinfeld) mehrfach vorrömische Wohngruben der jüngsten Bronzezeit etc. festgestellt (Westd. Ztschr. 1893 S. 391, 1896 S. 367). Bei einer Besichtigung des Platzes im Winter 1907 mit Dr. F. Sprater sah ich noch eine mit Kulturabfällen gefüllte kesselförmige kleine Grube sich scharf an der Lehmwand abheben. Auch einige Gräber mit Skeletten sollen dort zum Vorschein gekommen sein. Die andere Stelle ist der *„Wingertsberg“* (über dem Tälchen zwischen Goldgrube und Osterberg), wo, wie übrigens auch an ersterer Stelle, zu Anfang der 90er Jahre Georg Werther von Mommenheim für das Mainzer Museum gegraben hat (vgl. die Museographie der Westd. Ztschr. 1892 S. 247/48, 1893 S. 390 f., 1894 289 f.). Von einem *fränkischen Gräberfeld* im Wingertsberg wurde etwa ein halbes Hundert Gräber untersucht; auch im östlichen Teile des Ortes sollen nach Mitteilung Lindenschmits fränkische Gräber gefunden sein. Römische Meierhöfe sind längs der Selz an verschiedenen Stellen anzunehmen, z. B. im Gewann Taubhaus (Dr. Curschmann). Der Ort wird zum erstenmale im Jahre 782 genannt *Cunigesheim*.

Kostheim.

Wie wir schon bei verschiedenen Orten gesehen haben und noch mehrfach antreffen werden, sind auch hier unmittelbar am Flußufer (Main) die Überreste sehr alter neolithischer Siedelungen gefunden (Westd. Ztschr. 1894 S. 291, 1895 S. 387); auch aus dem Maine selbst solche der gleichen und der Bronzezeit (Westd. Ztschr. 1900 S. 395, 1897 S. 346 etc., vgl. auch Altert. heidn. Vorz. III. 12 Taf. 1, 2 [Helm]). Vom Festlande liegen hauptsächlich Spuren der folgenden Perioden vor, so ein Grabfund der jüngsten Bronze- bezw. frühen Hallstattzeit beim steinernen Kreuz (Bleiche) am Wege nach Hochheim (Westd. Ztschr. 1900 S. 398), andere sind längs des an der Donnermühle vorbei fließenden Käsbachs zu vermuten, wo auch die Reste einer villa rustica festgestellt sind. Die Spuren der römischen Brücke für die Straße Kastel-Heidelberg etwas unterhalb der jetzigen Mainbrücke (gegenüber der Kirche) lagen bei dem tiefen Wasserstand vor zwei Jahren deutlich zutage, sodaß zwei Pfahlroste vom Mainzer Museum vermessen werden konnten (vgl. Archiv 1897 S. 459, Westd. Ztschr. 1896 S. 18). Nach der günstigen Lage und den zahlreichen Grabfunden römischer und nachrömischer Zeit in und beim Orte dürfte hier ein kleiner vicus gestanden haben, der auch in merowingischer Zeit weiterbestand: Westd. Ztschr. 1893 S. 393, 394, 1896 S. 369 f. (Reste einer Bronzestatue aus dem Main, vgl. aber in dieser Ztschr. I S. 68), 1899 S. 408, 1902 S. 433, 1903 S. 428, Quartalbl. 1902 S. 180 (Mathildenstraße, Frühlingsstraße, Wintergasse), Walther S. 62, Altert. heidn. Vorz. mehrfach, Emele S. 58 usw.). Im 8. Jahrhundert heißt Kostheim *Coffinstein* (im 9. *Cuffstein*), ein Name, den L. Wilser, Vom Rhein 1906 S. 37 von den Burgunden ableiten will (Funde dieser Zeit sind tatsächlich vorhanden, Altert. heidn. Vorz. I. 2. VII. 3; I. 6. VII. 3; I. 6. VIII. 1 bis 3.). In karolingischer Zeit stand dort eine Kaiserpfalz (Saalhof).

Laubenheim.

Mehrere Fundstellen im Rhein zwischen *Blei-Au* und *Lange Au* (*Laubenheimer Grund* etc.) beweisen, daß hier früher Inseln oder seichte Stellen mit einer Art Pfahlbautenwohnungen bestanden haben, die von der Steinzeit bis in die La Tène-Periode dauerten (Westd. Ztschr. 1894 S. 291, 294, 1895 S. 386, 1899 S. 403 f.). Aus der Ebene oder von den Berghängen bei Laubenheim, die zwar von Lehm bedeckt sind, aber der Quellen entbehren, sind mir keine vorrömischen Funde bekannt. *Römische Meierhöfe* haben in der Ebene längs der Heerstraße durch die Nackenheimer Haide („Hochstraße“) an mehreren Stellen gestanden. Gesichert sind römische Ruinen und Gräber in der *Jungenfeld-Au* in der Nähe dieser Straße (Fuchs, S. 339, Westd. Ztschr. 1900 S. 283, Mainzer Ztschr. I. S. 29), augenscheinlich von einer villa rustica, die nach der Inschrift CIL. XIII 7247 einem argentarius (Bankier) gehörte. Also hatten schon damals die wohlhabenden Mainzer Handelsherrn in der Nähe der Stadt Landsitze für den Sommer, so gut wie heute in Gonsenheim. Der auf einem (wie es scheint, ebendort gefundenen) Grabsteine genannte Veteran der legio XXII (CIL. XIII. 6963) kann sein Verwalter oder der Besitzer eines kleinen in der Nähe gelegenen Gütchens gewesen sein. Diese Überreste wie der Zug der römischen Straße selbst durch die „Nackenheimer Haide“ verraten übrigens, daß diese zu römischer Zeit trockener war als heutzutage. Eine weitere Gruppe römischer Gräber ist gefunden am Berghange bei dem Steinbruch in der Flur *„steinerne Brücke“* (Walther S. 78, Westd. Ztschr. 1894 S. 296, 1901 S. 356, 1902 S. 430), wo an der nahe vorbeiführenden Heerstraße eine villa rustica oder sonst eine kleinere Gruppe römischer Häuser gestanden haben wird. Auch in den (früher Meierschen) Weinbergen *nahe der Kirche* sollen *römische Grabstätten* beobachtet worden sein (Ztschr. d. Ver. z. Erf. rhein. Gesch. II. S. 146). *Aus fränkischer Zeit* sind vereinzelte Grabfunde in das Mainzer Museum gekommen (vgl. z. B. Westd. Ztschr. 1895 S. 393), zahlreiche Skelette ohne Beigaben wurden in einem Weinberg bei der Villa Koch aufgedeckt (Mitt. des Herrn Th. Keßler). Der ältere Teil des Ortes an der Ausbuchtung des Berghangs ist offenbar aus einer kleinen Gruppe fränkisch-karolingischer Wohnstätten hervorgegangen.

Lörzweiler.

Vorrömiſche Funde ſind mir nicht bekannt, werden aber wohl am Hange nach dem Flügelsbach anzunehmen ſein. Hier lag auch unmittelbar ſüdweſtlich vom Dorfe an der „Appelgaſſe“ in der Nähe des Pfaffenbrunnens ein großer *römiſcher Gutshof* (Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. II. S. 147, IV. S. 148), an deſſen Weſtſeite die „alte Mainzer-Straße“ hinzieht, offenbar ſchon ein römiſcher Verbindungsweg. Auch an der „Schloßweide“ am Kinzbach (Flügelsbach) und am Balborn-Läusborn ſind villae ruſticae zu vermuten. Ein *fränkiſcher Friedhof* iſt inmitten des Ortes gelegen (1868, vgl. Altert. heidn. Vorz. II. 12 Taf. V. 2). Der Ort hieß im 8. Jahrhundert *Lorenzevillare.* Am *Königſtuhl* zwiſchen Lörzweiler und Nierſtein ſoll bekanntlich die Königswahl Konrads II. vor ſich gegangen ſein (vgl. Ztſchr. d. Ver. z. Erf. d. rhein. Geſch. IV. S. 134 f.).

Mainz.

Steinzeit. Die älteſte Siedelung befand ſich zweifelsohne auf einer der heutigen Stadt gegenüberliegenden Rheininſel, der *Peters-Au,* die, wie namentlich die tiefen Waſſerſtände vom Jahre 1906 und 1907 erkennen ließen, früher eine ganz bedeutende Strecke weiter rheinaufwärts reichte (gegen die ſog. *Arche*).*) Hier, am oberen Ende der Inſel, ſind wie auch am unteren, gegenüber Amöneburg-Biebrich, zahlreiche Funde bei Baggerarbeiten gemacht worden. Sie reichen von der frühſten neolithiſchen Epoche durch alle Perioden ununterbrochen bis in die Römerzeit, wenn die Hauptblüte der Anſiedelung auch mit der Hallſtatt-Periode aufhörte. Die Hütten werden zumteil auf Pfahlbauten geſtanden haben. Die Toten wurden jedenfalls teils auf der Inſel ſelbſt, teils auf dem gegenüberliegenden Feſtlande beigeſetzt, wenn bis jetzt auch keine ſicheren Überreſte derſelben nachgewieſen ſind. Zwar iſt beim Bau der Pumpſtation vor dem kurfürſtlichen Schloſſe 1904/05 in großer Tiefe ein „liegender Hocker“ zum Vorſchein gekommen, doch kann er auch einer anderen Periode angehören; ebenſowenig können einige *am Bahnhofe, am Schillerplatz, am Quintinskirchhof,* auf dem *Käſtrich* und *Hardenberg* gefundene Steinbeile ohne weiteres als Beweisſtücke für ſolche Friedhöfe gelten. Von nachträglicher Verſchleppung ganz abgeſehen, können ſie ebenſowohl von kleineren Gruppen neolithiſcher Hütten herrühren, die hier am Hange des lehmbedeckten Hügelgeländes wohl an mehreren Stellen in der Nähe von Quellen geſtanden haben werden. Tatſächlich ſind auch in der *Münſtergaſſe,* wo vor dem Altmünſtertor in der Nähe des Bahnhofs noch heute eine reichliche Quelle fließt, im Jahre 1899 Scherben der Hinkelſtein- oder Röſſener-Keramik gefunden worden, die eine kleine Anſiedelung dieſer Zeit an jener Stelle nahelegen. *Die ſteinzeitlichen Funde auf der Peters-Au* beſtehen hauptſächlich aus Steinbeilen aus ſämtlichen bis jetzt bekannten Phaſen der neolithiſchen Periode, doch auch in Tongefäßen und Scherben, namentlich der Pfahlbauten- und Röſſener-Periode (vgl. z. B. Weſtd. Ztſchr. XX (1901) Taf. 14, 2 und XXI (1902) Taf. 6, 2), aus Horn- und Knochenwerkzeugen und einer ſog. Bogenarmſchutzplatte der Zonenkeramik. Von Intereſſe iſt die Beobachtung, daß nach Ausweis der Schuhleiſtenkeile und der facettierten Beile auch zur Zeit der Band- und Schnurkeramik Siedeler auf der Inſel ſaßen, während dieſe Bevölkerung ſonſt lehmbedecktes Hügelgelände bezw. triftenreiche Waldhöhen bevorzugte (an Handels- oder Tauſchobjekte einer entfernter wohnenden Bevölkerung iſt ſchwerlich zu denken). Die Beweismaterialien ſind zum größten Teile in der Sammlung des Vereins zur Erforſchung der rheiniſchen Geſchichte und Altertümer in Mainz niedergelegt.

*) Ob das Wort „Arche“ mit dem in dieſer Zeitſchrift II S. 37/38 behandelten Hrachatom, Racheden etc. zuſammenhängt?



Auch während ſämtlicher Stufen der *Bronzezeit* bildete die *Peters-Au* den Mittelpunkt der Beſiedelung, wenn auch innerhalb des Weichbildes der jetzigen Stadt (ſo in der *Willigisſtraße,* am *Ballplatz,* am *Käſtrich* und *Linſenberg)* vereinzelte Erzeugniſſe dieſer Periode, eine Lanze, ein Spiralring etc. erhoben wurden. Für ſie gilt das gleiche wie für die zerſtreuten Funde aus der neolithiſchen Periode, doch dürfte eine Anzahl Bronzeplättchen von der *Gonſenheimerhohle* (Altert. heidn. Vorz. III. VI. Taf. 3, 7) von einem Grab- oder Depotfunde herrühren.

In der *Hallſtatt-Periode* ſcheinen wie faſt allenthalben in unſerer Gegend und am Bodenſee die Pfahlbautenwohnungen bei und auf der Inſel größtenteils geräumt worden zu ſein, wenn auch einige Anſiedler (Fiſcher etc.) zurückblieben. An welcher Stelle des gegenüberliegenden Feſtlandes die *Hallſtatt-Bevölkerung* ihr wohl ſchon geſchloſſenes Gemeinweſen gründete, iſt noch nicht ausgemacht. Vereinzelte Funde der Hallſtatt-Zeit wurden zwar innerhalb der jetzigen Stadt angetroffen, ſo ein Bronzearmring an der Ecke der *Göthe- und Kreyßigſtraße* (Weſtd. Ztſchr. XX S. 353), eine Tonſchale in der *Schuſterſtraße* (Weſtd. Ztſchr. XVI (1897) S. 346, oder aus der La Tène-Zeit?), aber für jene Frage ſind ſie nicht beweiskräftig und können von einzelnen wenigen Hütten oder Gräberſtellen herrühren (vgl. auch Mombach und Gonſenheim).

Genau ſo verhält es ſich mit den Funden der *La Tène-Zeit.* Vereinzelte Überreſte dieſer Periode ſind zwar in der *Walpoden-* und *Synagogenſtraße* gefunden worden, aber ſie beweiſen noch keine größere geſchloſſene Siedelung. Daß

aber eine ſolche in dieſer Periode an der Stelle oder in der Nähe des heutigen Stadtgebietes beſtanden hat, das lehrt ſchon der galliſche Name der römiſchen Stadt *Mogontiacum*, Stätte des Mogon (oder Mogunus), eines galliſchen Apollo. Da einer der älteſten vici der römiſchen Stadt nach der Inſchrift CIL. XIII. 6688 *vicus Apolline(n)ſis* hieß, ſo iſt der Kern der galliſchen Anſiedelung wohl an der Stelle des vicus Apollinenſis, d. h. wohl nahe der Ausmündung des Zahlbachtälchens in die Ebene anzunehmen (vgl. Mainzer Zeitſchrift I (1906) S. 26).

Über *das römiſche Mainz* mit ſeinem Legionskaſtell und der römiſchen Stadtanlage mit dem *vicus Apollinenſis, Salutis, vicus novus* etc. vgl. meine Darſtellung in dieſer Zeitſchrift I. S. 19 f.

Das *merowingiſche Mainz* iſt noch wenig erforſcht. Die Nachrichten über die erſten Heiligen und die Lage ihrer Kapellen, die feſtgeſtellten Friedhöfe dieſer Zeit (von *St. Alban* bis zur *Anlage*, im *Zahlbachtal*, am *Hauptſtein* und im *Gartenfeld*) und gelegentliche Funde aus den Wohnungsſtätten dieſer Zeit laſſen indeſſen keinen Zweifel, daß ein großer Teil des römiſchen Stadt- und Vorortgebietes auch in dieſer Periode beſiedelt war, wenn auch weniger dicht als zur Römerzeit. Der Sitz der Gaugrafen war allerdings in Worms, doch beſaß Mainz eine königliche Münzſtätte und ſpäterhin ein Palatium (vgl. auch C. Hegel, Verfaſſungsgeſchichte von Mainz im Mittelalter (1882) S. 7 f.).

Marienborn.

Funde vorrömiſcher Altertümer konnte ich bis jetzt von dieſem Orte außer dem Bronzekelte Altert. heidn. Vorz. I. 1 Taf. III 1 nicht in Erfahrung bringen, dagegen mehrfach *römiſche*. Die Hauptfundſtelle iſt der *„Heidenkeller"* ſüdöſtlich vom Orte, wo ausgedehntes römiſches Mauerwerk mit Reſten von Moſaikböden liegt (vgl. Naſſ. Annalen II (1837) S. 336, III. I. S. 149 f., Altert. heidn. Vorz. V. S. 113, vom Rhein 1903 S. 26). Da auch ein Votivtäfelchen des Mars Leucetius daſelbſt gefunden wurde (CIL. XIII. 7242), bleibt dahin geſtellt, ob eine Tempelanlage wie bei Klein-Winternheim oder eine vornehme villa ruſtica mit einem jenem Gott geweihten sacellum anzunehmen iſt. Das letztere iſt aber wahrſcheinlicher. Auch beim Orte, am Wege nach dem Chauſſeehaus, ſollen römiſche Funde (Gräber?) zutage getreten ſein (vgl. auch Walther S. 79: römiſche Münzen in einem Brunnen oberhalb des Dorfes rechts der Chauſſee, Emele, Beſchreibung (1833) S. 41, 42, 48, 53, 73, Weſtd. Ztſchr. 1888 S. 287, 1900 S. 400). Bezüglich des Weſtd. Ztſchr. 1900 S. 400 erwähnten germaniſchen Grabfundes römiſcher Zeit ſiehe unter Bretzenheim. Bei der Nähe der römiſchen Heerſtraße nach Alzey—Metz, die wohl in zwei Gabelungen, einerſeits von der porta decumana des Kaſtells bezw. von Zahlbach-Bretzenheim in der Richtung des heutigen Feldwegs nach Marienborn, andererſeits von der porta dextra in der Richtung der heutigen Pariſer-Straße führte, ſind namentlich an der Mulde ſüdweſtlich des Ortes nach dem *Pfaffenberg* etc. weitere landwirtſchaftliche Gehöfte römiſcher Zeit zu vermuten. Vor dem 16. Jahrhundert hieß das Dorf *Brunnen, Borne* etc.

Mombach.

Die älteſten Wohnſtätten ſind auf und bei den vorliegenden Rheininſeln anzunehmen, der *Ingelheimer-Au*, der *Rettberg-Au* und dem *Biebricher Wörth*, auch hier namentlich an den oberen und unteren Enden derſelben, vielleicht auf Pfahlbauten. Auch hier iſt am zahlreichſten die Hinterlaſſenſchaft der jüngeren Stein- und der ganzen Bronzezeit, während die folgenden Perioden nur durch geringere Überreſte vertreten ſind (vgl. z. B. Weſtd. Ztſchr. XVII S. 374 (10 Angelhaken beiſammen) und XIX S. 397 (Gußfund von der Rettberg-Au). Auf dem gegenüberliegenden Feſtlande fehlen bis jetzt beim Orte ſelbſt ſichere Spuren aus vorrömiſcher Zeit, wenn ſolche auch in der Nähe des *Suder-* oder *Sauerbrunnens* vorauszuſetzen ſein dürften. Dagegen ſind längs des weſtlichen Randes des Gonsbachtälchens mehrfache Anzeichen von Beſiedelung, wahrſcheinlich aus der *Hallſtatt-Zeit*, vorhanden. *Auf dem Gebiete der Gastellſchen Fabrik* nach dem Walde zu wurde bei zahlreichen nicht beachteten Scherben eine Tonſchale wohl der Hallſtatt-Zeit erhoben (Mainzer Ztſchr. I. S. 78) und in der Nähe gelegentlich des Baues der neuen Kreisſtraße von Mombach nach Gonſenheim wurden mehrfach alte Kulturſchichten durchſchnitten (eigene Beobachtung). Die ſchwarze Schichte am erſten Einſchnitt ſcheint allerdings einer diluvialen Ablagerung anzugehören. In dem naheliegenden *Müllerwäldchen* erhebt ſich eine ganze Gruppe von Grabhügeln, bei deren teilweiſer Abtragung in den 80er Jahren bronzene Hals- und Armringe etc. der *Hallſtatt-Zeit* zum Vorſchein kamen (Weſtd. Ztſchr. 1884 S. 183). Auch weiterhin laſſen ſich mitten unter den zahlreichen Sanddünen einzelne auffallend runde kleine Erhöhungen beobachten, die, wenigſtens teilweiſe, Grabtumuli ſein dürften. Zwei derſelben wurden von der neuen Kreisſtraße durchſchnitten und enthielten Brandſchichten.

In *römiſcher Zeit* haben beiderſeits der römiſchen Straße von Mainz am Fuße des Hardenbergs entlang (mitten durch Mombach) in der Richtung des oberen Mombacher Weges nach Budenheim—Bingen wohl da und dort einzelne Häuſer und Hütten geſtanden, da nach der in der Nähe des ſehr waſſerreichen „Sauer"(Suder)brunnens gefundenen Inſchrift CIL. XIII. 7210 *nymphis C. Sp.* die Örtlichkeit ſchon einen Namen gehabt zu haben ſcheint (vgl. auch Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 290). Daß an geeigneten Stellen auch villae ruſticae geſtanden haben, iſt bei der Nähe von Mogontiacum ſelbſtverſtändlich. Ruinen eines ſolchen römiſchen Gebäudes ſollen ſogar im Rheine gegenüber der Mitte der Ingelheimer-Aue liegen (Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. II (1859) S. 100 f.), während die Zeit des beim Baue des neuen Schulhauſes angetroffenen Mauerwerks nicht feſtſteht (Quartalbl. 1893 S. 396). Aus dem erſteren Funde ſchließt J. Wittmann a. o. S. 104, daß zur Römerzeit die Ingelheimer-Aue mit dem Dimeſſer-Orte zu einer Inſel verbunden war, und daß der Rhein daſelbſt ſein heutiges Bett noch nicht innehatte.

Mommenheim.

Der in günſtiger Lage auf der Waſſerſcheide zwiſchen Selz und Kinzbach gelegene Ort zeigt Beſiedelungsreſte aller Zeiten, und zwar hauptſächlich längs der Hänge eines nördlich vom Orte vorbeifließenden Seitenbachs der Kinzbach und an der Mulde am Lausborn („in der Mühl" ſüdöſtlich vom Dorfe). So ſollen in der Gewann *„am Weinolsheimer Weg"*, in einiger Entfernung ſüdlich vom Orte, Steinwerkzeuge gefunden ſein (Mitteilung von Herrn G. J. Keſſel und Herrn Lehrer Schork in Mommenheim, vgl. auch Weſtd. Ztſchr. 1890 S. 297). Die Hauptfundſtelle iſt aber *„auf dem*

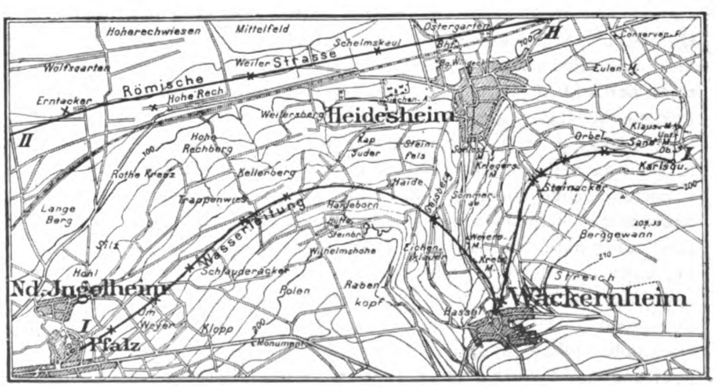
Endberg“ und im „*Oberbandsgrund*“ über den Ochſenwieſen nordweſtlich vom Orte, wo Hütten und Gräberſtellen faſt ſämtlicher *vorrömiſcher Perioden* freigelegt wurden (vgl. Weſtd. Ztſchr. 1901 S. 352, 354 uſw.). Dieſe Anſiedelungen ziehen ſich offenbar längs des ganzen Südhanges jenes Baches; denn auch im Gewann „*am Schlag*“, unmittelbar nördlich vom Orte, ſind Wohngruben der jüngſten Bronze- bezw. der *Hallſtatt-Zeit* ausgegraben worden (Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 428). Ebenda ſoll ein Schwert der Spät-La Tène-Zeit (Weſtd. Ztſchr. 1890 S. 298) gefunden ſein. Auch der *Klobberg* iſt bei ſeiner vorteilhaften Lage zwiſchen zwei Wieſentälchen ſicherlich ſchon in frühſter Zeit beſiedelt geweſen. Die Reſte *römiſcher Zeit* ſind ziemlich zahlreich (vgl. Archiv 1893 S. 66, 1897 S. 464 und ſonſt), doch ſind mir von den einzelnen Fundſtellen nur Gräber im Oberbandsgrund (Acker des G. J. Keſſel) bekannt; nach einer Mitteilung des Herrn Lehrer Schork ſoll auch das Gewann „*Erbesgarten*“ ſüdöſtlich beim Dorfe in Betracht kommen, wo Lämpchen etc. gefunden ſeien. Bei der Häufigkeit der römiſchen Funde iſt nicht ausgeſchloſſen, daß bei Mommenheim in der Nähe des Bachübergangs an der vorrömiſchen und römiſchen Höhenſtraße von Mainz über Mommenheim—Weinolsheim („die alte Mainzer-Straße“) nach Monsheim ein kleiner römiſcher Weiler lag, der ſich aus einer galliſch-germaniſchen La Tène-Siedelung entwickelte; wahrſcheinlicher aber rühren ſie nur von einzelnen villae ruſticae her. An Flurnamen verdienen die „Silbergrube“, „am Weiherborn“, der „Oſterberg“, der „Galgenflecken“, „Turkelſtein“, „Kirchenirr“ u. a. Beachtung. Auch aus *fränkiſcher* Zeit ſind ſchon ſeit dem Jahre 1854 aus dem „Erbesgarten“ einige Funde vorhanden (Archiv 1893 S. 66, Weſtd. Ztſchr. 1894 S. 302, 1898 S. 378); am *Lazarienberg* (über dem Weiherborn) ſollen mehrfach Skelette zum Vorſchein gekommen ſein, die wenigſtens zumteil ſpätzeitlich (karolingiſch?) zu ſein ſcheinen. Im 8. Jahrhundert wird der Ort *Mo(u)menheim* geſchrieben.

Nackenheim.

Die älteſten Anſiedelungen befanden ſich auf den vorliegenden Rheininſeln, wie namentlich die Funde im ſog. *Nackenheimer Grund* bei der *Kiſſel-Au* (St. Andreas-Inſel) zeigen (Weſtd. Ztſchr. 1903 S. 421 Hirſchhornaxt etc.). Aber auch längs der Hänge des Eichelsbachs haben ſich ſchon früh kleinere Gruppen von Siedelern niedergelaſſen, namentlich im Quellgebiet und nahe der Ausmündung des Baches in die Rheinebene, wo der nahe an den Rhein herantretende Bergvorſprung, „die Kuppel“, einen bedeutſamen Luginsland bildet und auf deſſen Höhe und Hängen Skelette ausgegraben worden ſein ſollen. Vorrömiſche und römiſche Funde verſchiedener Art und Zeit ſind gemacht worden in der Nähe des Leer- und Heſſelbrünnchens, „*am langen Stein*“ (in der Nähe Hinkeläcker, Archiv 1893 S. 72, Quartalbl. 1893 S. 390 (387), Weſtd. Ztſchr. 1900 S. 395, 398, 1902 S. 428, 1904 S. 362). Ein größerer römiſcher Gutshof lag im Gewann „Thierhäupten“ (Heſſelquelle), wo nach der Sage früher Nackenheim geſtanden habe (Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. II. S. 147; vgl. Bodenheim). Mehrfache Funde kamen auch in der Nähe des Beginns der *Lörzweilerhohle* hinter dem Dorfe zum Vorſchein („Heidenpforte“, Archiv 1893 S. 72, wo auch ein fränkiſches Gräberfeld feſtgeſtellt iſt, Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. II. S. 143, Weſtd. Ztſchr. 1890 S. 298, 1889 S. 262 etc.). Viele der Ausgrabungen der 90er Jahre ſind durch einen Händler Kertz in Nackenheim erfolgt für die Sammlung des Altertums-Vereins in Mainz. In der Lorſcher Schenkungsurkunde begegnet der Ort im Jahre 772 unter dem Namen *Nacheim*.

Nieder-Ingelheim.

Daß die ſonnigen, dem Rheine zugeneigten, auf der Weſtſeite von der Selz beſpülten lehmbedeckten Hänge von jeher neben den vorliegenden Rheininſeln (Sand-Au, Mariannen- oder Weſtphäliſche Au) von Menſchen bewohnt waren, beweiſen zahlreiche Funde der *neolithiſchen Periode* (auch Gräber) in den Weinbergen nordöſtlich des Ortes am Wege nach dem „hohen Rech“ *(Flur Silz und Langeberg)*, ſowohl näher am Orte (Steinbeil 1906, noch im Beſitz eines Landwirts in Nieder-Ingelheim) als in der Nähe des älteren Hochufers (Bonn. Jahrb. H. 44 S. 113 f., Taf. IV. 1 bis 4). Letztere, der Röſſener-Stufe angehörigen Tongefäße und Scherben, ſind jetzt im Muſeum zu Bonn (vgl. auch Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. III. S. 20, vier Gräber). Da daſelbſt neben den geſtreckten Leichen (Bonn. Jahrb. a. o. S. 114 und 115) auch Hocker- und Brandgräber zum Vorſchein kamen, hat die Siedelung offenbar durch verſchiedene Perioden beſtanden. Auch am jüngeren Hochufer fand ich an mehreren Stellen vorrömiſche Scherben, namentlich zwiſchen *Steck- und Badeweg*, in der Nähe des neuen Waſſerwerks. Etwas weiterhin gegen Weſten im Walde am Hochgeſtade ſcheint eine Siedelung des Michelsberger Typus beſtanden zu haben, denn hier ſcheinen die Gefäße Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. IV. S. 338 und Weſtd. Ztſchr. 1906 S. 449 gefunden zu ſein („im Ingelheimer Wald gegen Heidesheim“). Der *Hallſtatt-Zeit* gehört ein reich verzierter Tonnenarmreif von Ingelheim an (Altert. heidn. Vorz. II. 1. Taf. II. 2), deſſen näherer Fundort aber leider nicht bekannt iſt, wie noch von manchen andern Fundſtücken in den Muſeen zu Mainz, Wiesbaden, Worms. Ein ſteinumſtelltes *Grab der Spät-La Tène-* oder frührömiſchen Zeit wurde im Jahre 1906 beim Kellerbau des H. Schweickert an der Heidesheimer Chauſſee gefunden mit einer Urne, die eingeglättete geometriſche Ornamente zeigt (in der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins zu Nieder-Ingelheim) und





wohl von einer germanischen Bevölkerung herrührt. Auch das Altert. heidn. Vorz. III. 3 Taf. IV. 18 erwähnte Grab mit Beilchen dürfte dieser Zeit zuzuweisen sein. Derselben Periode und vielleicht auch derselben Fundstelle gehört ein eisernes Schwert mit Erzscheide an (Westd. Ztschr. 1887 S. 305).

In *römischer Zeit* scheint in der Nähe des Übergangs der großen Heerstraße Mainz—Finthen--Bingen über die Selz (zugleich Schnittpunkt der römischen Straße Kreuznach—Gensingen—Gau-Algesheim—Heidesheim) sich allmählich ein kleiner vicus gebildet zu haben, wenigstens sind römische Funde an verschiedenen Stellen des heutigen Ortes gemacht worden, so beim Winzerhaus Reste eines römischen Hauses mit Mosaikboden, Tongefäße und eine Urne mit sehr vielen spätrömischen Münzen. Römische Hausreste (und vorrömische Scherben) sah ich 1906 bei der Anlage der neuen Wasserleitung bezw. beim Bau zweier Häuser am Hohlweg am nördlichen Ende des Ortes. Römische Brandgräber liegen im Park des Barons v. Erlanger; daher auch zwei Terrakottenfigürchen im Besitze des Barons v. Erlanger. Ein römischer Sarkophag wurde 1835 im christlichen Friedhof im „Sohl" gefunden. Welcher Zeit die zwischen Silz und Hohl im Erstel gefundenen Urnen angehören, oder wo die Brilmayer, Rheinhessen S. 335, Westd. Ztschr. 1894 S. 288, Quartalbl. I. S. 243 erwähnten römischen Gräber liegen, ist nicht mehr auszumachen, ebensowenig wie der Fundort der römischen Inschriften CIL. XIII. 7499 bis 7500 (Grabstein eines Legionärs). Daß Ingelheim in Römerzeit Noviomagus geheißen habe (J. Hilß, Der Reichspalast zu Ingelheim 1868 S. 30 f.), dafür liegen nicht die geringsten Anhaltspunkte vor.

Einzelstehende *römische Villen* sind nach Gräberfunden anzunehmen beim Gewann „*Weiler*" (1906 bei Anlage der Gasleitung nach Heidesheim), vielleicht auch im darüberliegenden „Kellerberg" und beim „Sohl"-Brunnen; auch am *Galgenbuckel,* wo der wohl schon in römischer Zeit existierende, das linke Selzufer begleitende „Rhein-Weg" einmündet, sollen römische Münzen gefunden sein. Die Ansiedelung im „Weiler" liegt offenbar an der römischen Straße längs des Hochufers von Bingen—Gaulsheim—Sporkenheimer Hof—Heidesheim, an der auch beim *Sporkenheimer Hof* zahlreiche römische Gräber ausgehoben wurden (Westd. Ztschr. 1885 S. 210, Archiv f. hess. Gesch. 1893 S. 66 Nr. 36). Im Gewann *Neuland*, in der Nähe des napoleonischen Straßendenkmals, sollen Goldmünzen römischer Zeit gefunden sein (Gewann „Kreuzkirche").

Aus *fränkischer Zeit* ist mir kein gesicherter Fund bekannt, was aber zweifelsohne nur auf Zufall beruht. *In karolingischer* Zeit erhob sich in „Inglinheim" schon vor 742 eine königliche Villa und später (noch vor 774) die berühmte Kaiserpfalz, deren Ruinen teilweise noch heute erhalten sind, wenn auch in mannigfachen späteren Umbauten (vgl. die Literatur Westd. Ztschr. 1890 S. 54 f. (P. Clemen) und K. Plat, die Königspfalzen der Merowinger und Karolinger (1892). Eine Beschreibung des Zugs der stellenweise wohl erhaltenen Wasserleitung von der Karlsquelle bei Heidesheim über Wackernheim nach dem Kaiserpalast zu Nieder-Ingelheim hat A. Saalwächter, Archiv f. hess. Gesch. 1907 S. 357 f. gegeben (mit den beistehenden Klischees, die wir dem freundlichen Entgegenkommen der Redaktion genannter Zeitschrift verdanken).

Karolingische Scherben sah ich auch am Hochufer im *Langgewann* zwischen Brück- und Badweg, wo 1853 innerhalb ausgedehnteren Mauerwerks zwei auffallend gut gearbeitete römische Statuen aus Marmor gefunden wurden, die jetzt im Besitze des Museums zu Wiesbaden sind (Nass. Ann. XII. 1853 S. 12, 1873 S. 325, in einem damals dem Mathias Schweigart gehörigen Acker („Ziegelwölbungen wie von einer Kapelle, sowie denn auch die benachbarten Äcker noch Mauerfundamente enthielten"). Da Zeit und Charakter des Bauwerks damals nicht festgestellt wurde, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß hier, am Wege vom Saal nach der Insel, auf der schon Karl der Große Bauten aufführen ließ, unmittelbar am Hochgestade in karolingischer Zeit eine Gartenanlage war mit allerlei Statuen, die Karl der Große sich bekanntlich von allen Seiten, aus Frankreich und Italien (Ravenna), schenken ließ. Eine systematische Untersuchung der Stelle wäre sehr wünschenswert, um den römischen oder karolingischen Charakter des Bauwerks sicher festzustellen. Die römischen Grabdenkmäler, von denen zahlreiche Bruchstücke, als Bauglieder des Palatium zugerichtet, noch vorhanden sind, dürften allerdings in der Nähe von Ingelheim gestanden haben, wohl an der römischen Straße von Mainz nach Bingen.

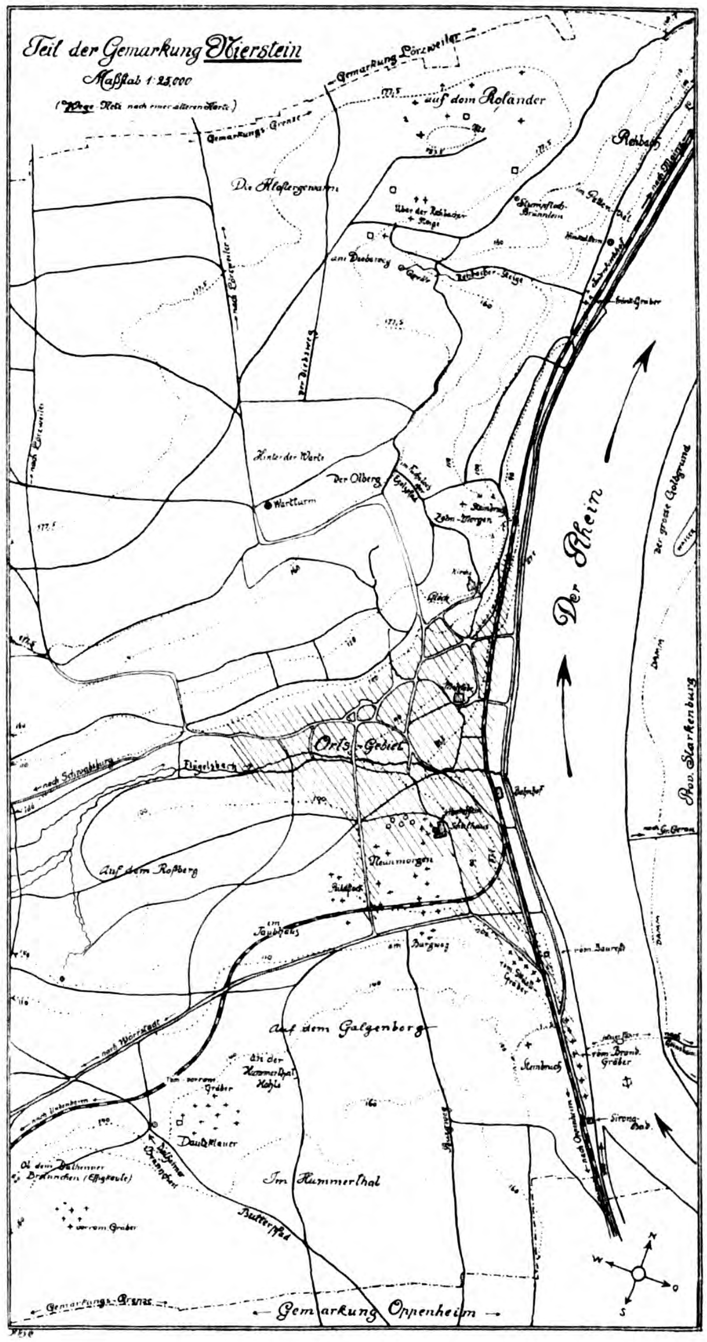
Nieder-Olm.

Daß dieser an der großen Selzbiegung gelegene Ort ein Hauptfundplatz von Altertümern aller Perioden ist, kann bei der günstigen, wasserreichen Lage nicht auffallen. Leider aber ist von den wenigsten Funden die genauere Stelle in der Litteratur angegeben, und ich selbst bin noch nicht dazu gekommen, eingehendere Erkundigungen an Ort und Stelle anzustellen. So beschränke ich mich darauf, die wichtigste Litteratur anzugeben: Archiv 1893 S. 37, Nachtrag 1897 S. 464, Westd. Ztschr. 1885 S. 208 (Depotfund der Bronzezeit), 1897 S. 347, Festschrift des R.-G. Centralmuseums 1902 S. 100 Anmkg. 45 (Früh-La Tène- und germanische Spät-La Tènefunde vom Nordabhang des Eselsbergs in der Nähe der Ziegelei), Westd. Ztschr. 1892 S. 247, 1894 S. 298, 1897 S. 347, 349, 354, 1901 S. 356, Festschrift 1902 S. 5 (römische Funde), Altert. heidn. Vorz. IV. 5. 5, Westd.

Ztſchr. 1893 S. 394, Quartalbl. 1892 S. 128 (merowingiſche Funde). Ein ausgedehnteres römiſches Gräberfeld, aus dem ein großer Teil der im Mainzer Muſeum befindlichen Gegenſtände von Nieder-Olm ſtammt, liegt nach einer Mitteilung des Herrn Th. Keßler bei der *„großen Hohle“* unter der *„Steinkaut“* am Weg nach Zornheim, wo in der Nähe reichlich Waſſer fließt (Echlocher Mühlgraben). In der Sandgrube im *„Hahnenbuſch“* auf dem linken Selzufer ſah ich Spuren vorrömiſcher Gruben. Um 900 heißt der Ort *Ulmena*.

Nieder- und Ober-Saulheim.

Die gelegentliche Auffindung von Steinbeilen (Weſtd. Ztſchr. 1892 S. 240) und Bronzeſachen (Weſtd. Ztſchr. 1891 S. 399) verrät das Vorhandenſein *vorrömiſcher Siedelungen,* die längs des Mühlbachs, am Bocksklauer, am Etzenborn (Deſter) und an der Gienau günſtige Lagen hatten. Der Name „Kirſchhäuſel“ an der Gienau dürfte auf eine *römiſche villa ruſtica* hinweiſen; eine andere liegt wohl in der „Bein“. Ein *fränkiſches Gräberfeld* wurde bei Anlage der Straße nach Ober-Saulheim in der Nähe des zweiten Einſchnitts entdeckt (Quartalbl. 1897 S. 205, 242, Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 331, 1898 S. 359). Der bekannte *Lange Stein* in der Nähe der Pariſer-Straße kann (aber muß nicht) ein vorrömiſcher Mal = Hinkelſtein ſein (vgl. Quartalbl. 1886 S. 82, 1893 S. 387). Der *alte Poſtweg* längs des Weſtrandes des Mühlbachtälchens wird wohl eine auf römiſche oder gar vorrömiſche Zeiten zurückgehende Lokalverbindung ſein, aber die römiſche Heerſtraße von Metz nach Alzey—Mainz ſtellt er ſicherlich nicht dar (vgl. Weſtd. Ztſchr. 1901 S. 213 f., 1904 S. 297). Dieſe ſcheint vielmehr in frührömiſcher Zeit zunächſt von Marnheim über Eſſelborn — Dautenheim — Gau-Odernheim—Frieſenheim (vgl. unter dieſem Namen) nach Mainz gezogen und erſt in ſpätrömiſcher Zeit, als Alzey befeſtigt worden war, über Alzey nach Wörrſtadt geführt worden zu ſein, wenn auch eine Lokalverbindung in dieſer Richtung ſchon vorher beſtanden haben mag. Der Ort wird ſchon in Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt *(Sauelheim, Sovelnheim, Sauwilenheim im Wormsgau).*



Nierſtein.

An der Südſeite des Flügelsbachs nahe dem Rheine im Gewann Neunmorgen (beim neuen Schulhaus) beſtand, wie ich Altert. heidn. Vorz. V. S. 169 bis 175 gezeigt habe, eine *größere geſchloſſene Dorfgemeinſchaft* ſchon von den neolithiſchen Zeiten an in ununterbrochener Kontinuität bis in das Mittelalter. Dort ſind gefunden: Wohngruben und Gräber des Röſſener-Typus und der Spiralkeramik, ein Grab der Zonenkeramik, Gräber faſt ſämtlicher Stufen der Bronze- und Hallſtatt-Zeit, Wohngruben und Gräber der galliſchen Früh- und germaniſchen Spät-La Tène- ſowie der römiſchen Periode. Dort lag m. E. das alte *Buconica* der römiſchen Itinerarien und der Inſchrift von Junglinſter, nicht bei Oppenheim, wo nur geringfügige Reſte älterer Zeiten bis jetzt zum Vorſchein gekommen ſind. *Der römiſche vicus* reichte weit über die Grenzen des vorrömiſchen Dörfchens hinaus, einerſeits bis in die Nähe der Sirona-Quelle, wo ein römiſches Brand- und Skelettgräberfeld feſtgeſtellt iſt, andererſeits noch in den heutigen Ort hinein

gegen die Glöck zu, auf der ein Merkurtempel ſtand (CIL. XIII. 6276. Vgl. das umſtehende Kärtchen und Altert. heidn. Vorz. V. S. 175. Der Name Buconica weiſt wie derjenige der ſilva Buconica auf vorrömiſche Entſtehung hin, hat aber noch keine ſichere Erklärung gefunden. Nach einem aus jenem Friedhof ſtammenden Grabſtein eines Soldaten der in Mainz liegenden Ituräer-Kohorte (CIL. XIII. 6278) mag in frührömiſcher Zeit zur Deckung des dortigen Rheinübergangs ein kleines Militärdetachement in Nierſtein geſtanden haben, im 2. Jahrhundert (nach CIL. XIII. 6279) auch ein Gendarmerieposten (beneficiarius conſularis) zur Bewachung der Straßen und des Rheinüberganges nach Groß-Gerau. Die Anſiedelung liegt nämlich am Schnittpunkt der römiſchen Straßen Mainz—Worms und Alzey—Groß-Gerau (Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 285 bezw. Altert. heidn. Vorz. V. S. 175). Die römiſche Fähre — Spuren einer ſtehenden Brücke ſind nicht entdeckt — befand ſich wohl etwas oberhalb der heutigen Fähre gegenüber den Neunmorgen bezw. dem Oberkörnſand, wo das Flußbett ſehr ſchmal und beiderſeits von nahen Hochufern umſäumt iſt.

Auch aus *merowingiſcher Zeit* ſind im Gewann „Neunmorgen" vereinzelte Gräber zutage gekommen, ebenſo im Orte ſelbſt beim ehemaligen evangeliſchen Schulhauſe (Weſtd. Ztſchr. 1884 S. 174, 1902 S. 433 uſw.), doch bekunden ſie keine bedeutende Siedelung. Vielleicht trat in alemanniſch-burgundiſcher Zeit bezw. während der Kämpfe mit den Franken eine kurze Unterbrechung der Beſiedelung ein. So würde ſich auch der Umſtand erklären, daß der Name Buconica in Vergeſſenheit geriet und an deſſen Stelle der Name *Neriſtein* trat, der erſtmals in einer Urkunde von 742 genannt wird (über den Namen vgl. z. B. W. Sturmfels, Die Ortsnamen Heſſens S. 69). In dieſem Jahre ſchenkte Karlmann, Bruder des Königs Pipin, die Marienkirche in dem Königshofe zu Neriſtein dem Biſchof zu Würzburg. Dieſe Kirche iſt offenbar die heutige Kilianskirche auf dem Berge, wo einſt der Merkurtempel ſtand. Auch die Martinskirche im Orte, die 1225 zum erſtenmale erwähnt wird, iſt ſicher ſehr alt. Der Königshof wird in der Nähe des Marktplatzes geſtanden haben, da die nördlich davon liegende Flur „Hinter Saal" heißt (vgl. auch „Saalpförtchen"). Außer dieſer größeren Dorfanlage ſind auf Nierſteiner Gemarkung noch eine ganze Anzahl kleinerer vorrömiſcher, römiſcher und merowingiſcher Siedelungen ermittelt: aus der *Steinzeit,* abgeſehen von vereinzelten Funden aus dem Rhein, in der Nähe des Nierſtein-Oppenheimer Steinbruchs am Südoſthange des Galgenbergs und im Gewann Dautzklauer am Dahlheimer Brünnchen (Weſtd. Ztſchr. 1901 S. 352), aus der *Bronzezeit* im Gewann Dautzklauer, an der Rehbacher Steige und in der weiteren Umgebung der Neunmorgen (vgl. Altert. heidn. Vorz. V. S. 170), aus der *Hallſtatt-Periode* vom Hummertal (Galgenberg), Dautzklauer und der Rehbacher Steige, aus der *La Tène-Zeit* im Hummertal, am Dahlheimer Brünnchen und am Steinbruch bei der Glöck (Altert. heidn. Vorz. V. S. 172), aus *der Römerzeit* im Dautzklauer (Weſtd. Ztſchr. 1901 S. 354 uſw.), am Eſelspfad (Fuchsloch), an und über der Rehbacher Steige und auf dem „Rolländer" (Mauerreſte auf dem Acker des Georg Reichardt III. etc., Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 285), aus *merowingiſcher Zeit* Gräber an der Rehbacher Steige, am ſog. Judenkirchhof beim „Hinkelſtein", die namentlich beim Bahnbau zum Vorſchein kamen (Altert. heidn. Vorz. I. 2, VII 1 u. ſ., W. und L. Lindenſchmit, das germaniſche Totenlager bei Selzen [1848] S. 19). Alle dieſe Siedelungsſpuren liegen in der Nähe guter und reichlicher Quellen und zeigen zumteil ununterbrochene Kontinuität durch die verſchiedenſten Perioden. Solche günſtig gelegenen Punkte in fruchtbarſter und ſonnigſter Umgebung wurden eben zu allen Zeiten immer wieder aufgeſucht, wenn auch nur von wenigen Familien oder von einzelnen Koloniſten wie zur Römerzeit. Von römiſchen villae ruſticae dürfte im oberen Teil des Flügelsbachtälchens noch manche unter dem Ackerboden ſchlummern.

Ober-Ingelheim.

Auf einem Sandhügel weſtlich vom Orte am Weg nach der „Haide" wurden in einer Lehmſchicht unter dem Flugſand zirka 30 Gräber (darunter auch Plattengräber) mit Skeletten (zumteil Hocker) gefunden, welche Bruchſtücke ſehr roher, unverzierter Gefäße, angeſchnittene Hirſchhornfragmente und ein durchbohrtes, rundes Knochenſtück enthielten und nach Lindenſchmit Ztſchr. z. Erf. rhein. Geſch. III. S. 20 *neolithiſcher Zeit* angehörten (vgl. auch J. Hilß, Der Reichs-Palaſt zu Ingelheim, Ober-Ingelheim 1868 S. 34, Altert. heidn. Vorz. I. 12 Taf. 1, 4 und Weſtd. Ztſchr. 1890 S. 297 [zwei durchbohrte Hammeräxte]). Auch in der Nähe der „Heidenpforte" an der Oſtſeite des Städtchens ſollen nach Lindenſchmits mündlicher Mitteilung neolithiſche Funde im Lehmboden erhoben worden ſein. Im *Ober-Ingelheimer Walde* auf dem Berge (Flur 23) wurde ein Grabhügel der jüngeren Steinzeit mit Skelett (Stufe der Schnurkeramik?) geöffnet (Weſtd. Ztſchr. 1900 S. 368, 369, vgl. auch Kofler Nachtrag I S. 464, wo aber von einem Brandgrab die Rede iſt, und Weſtd. Ztſchr. 1900 S. 269 Anmkg. 69). Auch Funde der germaniſchen Spät-La Tène-Zeit ſind hier gemacht worden (1868). Am *Weſterberg* (Flur 17 und 21) kamen mehrere Steinbeile zum Vorſchein (Kofler, Archiv f. heſſ. Geſch. 1893 S. 66). Ein Stück der Mainzer Sammlung gehört der Zeit der Schnurkeramik an. Nach dieſen Funden iſt es außer Zweifel, daß an den quellenreichen Lehmhängen beiderſeits der Selz (Mühlborn, bei der Beine, Münchborn, Salzborn, an den Quellen am Weſterberg nordöſtlich vom Weſterhäuſer Hof etc.) bis auf die Plateauhöhe (Weſterberg, Hochwald, Haide) an verſchiedenen günſtigen Punkten ſchon in der Steinzeit kleinere Gruppen von Siedelungen vorhanden waren, die zumteil auch in den folgenden Perioden weiter beſtanden. Das beweiſen mannigfache Funde, die Kofler Archiv 1893 S. 66 zuſammengeſtellt hat (auf dem Appenheimerberg, auf der Haide, beim Ort etc., im ehemaligen reformierten Schulgarten, Walther S. 82, vgl. auch Weſtd. Ztſchr. 1890 S. 298, Emele S. 83). Im Mainzer Muſeum befinden ſich namentlich ſolche der jüngſten Bronzebezw. älteren Hallſtattzeit. Der Name *Gickelsberg* (Goldberg, Mauer) weſtlich der Haide auf Appenheimer Gemarkung läßt auf vorrömiſche Beſiedelung, vielleicht ſogar auf eine Befeſtigung ſchließen, die auf der von zwei tief eingeſchnittenen Tälern begrenzten Hochebene gar keine üble Lage hatte.

Aus *der römiſchen Zeit* ſind Spuren verſchiedener einzelſtehender Bauernfarmen vorhanden (vgl. Archiv 1893 S. 66, CIL. XIII. 7501), aber es fehlen präziſere Beobachtungen. Ebenſo ungenau ſind die Angaben über Funde aus *fränkiſcher Zeit,* doch kamen neuerdings bei bezw. in der proteſtantiſchen Kirche Anzeichen eines fränkiſchen Friedhofs

zutage (ein Krügchen in der Sammlung auf dem Rathause zu Nieder-Ingelheim). Stand die unter Karlmann durch Bonifazius in „Engilinheim" (Ingelheim) erbaute ältere Remigius-Kirche wirklich in Ober-Ingelheim, wie J. Hilß, Der Reichspalast zu Ingelheim (1868) S. 36 meint, so könnte das bekannte Relief mit Flügelpferden aus der älteren Kirche zu Ober-Ingelheim (Altert. heidn. Vorz. V. S. 269) ebensowohl von diesem Bau stammen, wie von der Kaiserpfalz in Nieder-Ingelheim verschleppt sein.

Ober-Olm.

Funde von Steinwerkzeugen und Tongefäßen an verschiedenen Stellen der Gemarkung zeigen, daß der hoch über der fruchtbaren und wasserreichen Ausbuchtung des Selztals gelegene Ort seit den frühsten *neolithischen Zeiten* die Menschen zur Besiedelung angelockt hat. Gefäße der Pfahlbauten- oder Michelsberger-Stufe (Ztschr. z. Erf. d. rhein. Gesch. IV. S. 338), des Rössener-Typus (Museum Mainz) und der Zonenkeramik (ein Hockergrab mitten unter den fränkischen Gräbern im Orte, Westd. Ztschr. 1900 Taf. XIII) lassen sogar die verschiedensten neolithischen Phasen erkennen, wenn die genaueren Fundstellen auch nicht von allen bekannt sind. Einem frühen Abschnitt der *Bronzezeit* gehört an ein Grabfund des Jahres 1858 mit einem eigenartigen Halsschmuck von Muscheln (Westd. Ztschr. 1894, S. 294, Ztschr. f. Ethnologie 1901 S. (252), 1902 S. (124), und auch aus den folgenden Perioden liegen mannigfache Anzeichen vor, vor allem auch Funde der *Früh-* und der germanischen *Spät-La Tène-Zeit* (Grabhügel in der Haide westlich vom Ober-Olmer Wald und in diesem, Altert. heidn. Vorz. III. 2 Taf. 1. 9, Westd. Ztschr. 1890 S. 298, vgl. auch Ztschr. d. Ver. z. Erf. rhein. Gesch. IV. S. 354). Die Funde der älteren Perioden sind wahrscheinlich in der Nähe der beiden Quellen an der Ost- und Westseite des Ortes gemacht. An ersterem Platze (Gewann „Goldschmied" bezw. „Ulzheim") wurde erst vor zwei Jahren wieder ein Skelett gefunden, an letzterem (am „Kapellbrunnen", über dem Kuppelberg) steht eine alte Kapelle wohl an geschichtlich bedeutsamer Stelle. Während *der römischen Herrschaft* haben an den zahlreichen Nebenbächen der Selz verschiedene *villae rusticae* gestanden, wenn sie auch der genaueren Feststellung noch harren. Besonders in Betracht kommen der „Olmer Hof" am „Olmer Pfad", das genannte Gewann „Ulzheim" und das Gewann „Belle" (Belm, Bellheim) am „Mainzer-Weg", wo aber auch mit mittelalterlichen Gebäulichkeiten zu rechnen ist. Im Gewann „Belle" sollen Sarkophage liegen. Grundmauern im Felde erwähnt auch Pauli S. 56. *In fränkischer Zeit* befand sich eine größere Siedelung an der Stelle des heutigen Dorfes. Dies bezeugt ein Reihen-Friedhof im Garten des Karl Hembes in der Nähe der „Mainzer Pforte", den L. Lindenschmit im Jahre 1858 ausgraben ließ (59 Gräber). Eine weitere Grabkammer wurde 1866 entdeckt (Ztschr. d. Ver. z. Erf. rhein. Gesch. III. S. 66, Bonner Jahrb. H. 44/45 S. 65). In nächster Nähe ragt die stattliche Ulme, die als Wahrzeichen Ober-Olms gilt (*Ulmena* in Urkunden des 12. Jahrhunderts). Weiterhin umgibt die Kirche ein Friedhof aus karolingisch-romanischer Zeit, aus dem verschiedene Sarkophage stammen (vgl. J. May, Chronik der Gemeinde Ober-Olm (Mainz 1907) S. 14, Mainzer Ztschr. I. S. 77). Auch der Kirchturm gehört in seinen unteren Stockwerken noch spätkarolingischer oder frühromanischer Zeit an, wie die Art des Mauerwerks und ein in Kerbschnitt-Manier verziertes Turmfenster zeigen (vgl. F. Schneider, Mainzer Journal 1884, 26. Juni, Corrbl. d. Ges. Ver. 1876 S. 97, J. May a. o. S. 19).

Oppenheim.

Am und im Rhein gefundene Steinwerkzeuge, verarbeitete Hirschhornstücke, ein Bronzeschwert u. a. weisen vielleicht auf pfahlbauartige Wohnstätten der *Stein- und Bronzezeit* hin (Westd. Ztschr. 1894 S. 291, 1893 S. 392—93), aber auch in der *Nähe der Steinbrüche,* wo zwei Quellen entspringen, scheint eine kleine Gruppe Neolithiker gesessen zu haben (vgl. Nierstein). Aus den folgenden Perioden sind die Funde äußerst dürftig, da der wasserarme Steilhang bei Oppenheim sich weniger zur Besiedelung eignete, als der günstige Talkessel beim benachbarten Nierstein. Einige unsichere ältere Bronzegegenstände (vgl. Kofler, Archiv 1893 S. 73), Spuren wohl von villae rusticae (Kofler a. o. S. 73, Westd. Ztschr. 1904 S. 351(?), geringfügige Reste *fränkischer Zeit* (Westd. Ztschr. 1895 S. 393) sind bis jetzt die einzigen Anzeichen einer dünnen Besiedelung. Die vielfach zitierten römischen Fundstücke von Oppenheim stammen alle von dem vicus bei Nierstein. Eine villa rustica, von der mehrere Gräber aufgedeckt wurden, liegt auf der Höhe am Dienheimer Grasweg (ich sah einige Bronzemünzen von dieser Fundstelle); auch in der Stadt selbst am Röhrenbrunnen sollen römische Brandgräber entdeckt worden sein (Mitteilung von Herrn Sanitätsrat Dr. Köhl bezw. Herrn Uhrmacher Körner in Worms). Im Jahre 774 wurde das Dorf *(Obbenheim, Opundenheim* etc.) von Karl dem Großen an das Kloster Lorsch verschenkt, durch dessen Einfluß es im 11. Jahrhundert Markt- und mit Beginn des 13. Jahrhunderts Stadtrecht bekam und so das alte Reichsdorf Nierstein überflügelte (vgl. auch Frank, Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim, Darmstadt 1859).

Partenheim.

Von Partenheim sind mir keine Altertumsfunde zur Kenntnis gekommen, doch sind alte Siedelungen vorauszusetzen an mehreren Stellen der beiden Tälchen, z. B. bei den Quellen über dem Orbel, an der Steinkaute, am Himmelberg. *Im „Weiler"* in der Nähe des Wesselborns dürfte eine *römische Farm* gelegen haben. Im Flur 4/6 „am langen Stein" mutmaßliche Stätte eines Monoliths (Archiv 1893 S. 67). Im 8. Jahrhundert heißt der Ort *Pattenheim.*

Sauer-Schwabenheim.

Spuren einer ausgedehnten *vorrömischen Siedelung* (Wohngruben, „Napoleonshut" etc.) sah ich über dem Pfauengrund am Weg nach dem Windhäuser Hof. Funde wohl aus einem *römischen Grabe* sind im Museum zu Worms (Westd. Ztschr. 1892 S. 241). Ein *fränkisches Gräberfeld* liegt beim Orte (vgl. Westd. Ztschr. 1891 S. 400). In Flur 17 ein Hinkelstein (Quartalbl. 1893 S. 390).

Schornsheim.

Von dieser Gemarkung sind mir keine Funde bekannt, wiewohl die nicht ungünstige Lage und verschiedene Gewann-Namen (in der Hühnerschaar, Häuserhohl etc.) uralte Besiedelung voraussetzen lassen. Der Name Häuserhohl soll übrigens mit dortigen Lehmhöhlen zusammenhängen,

wie sie sich auch bei Gabsheim und anderen Orten Rheinhessens finden und meistens neueren Zeiten angehören. Karl der Große überließ das Königsgut in *Scornesheim* der heiligen Lioba, Äbtissin von (Tauber)-Bischofsheim.

Schwabsburg.

Die Umgebung dieses an der großen Biegung des Flügelsbezw. Kinzbachs gelegenen Ortes, der den fruchtbaren Niersteiner Talkessel beherrscht, ist sehr reich an Fundgegenständen aus allen Perioden. Die Hauptsiedelung lag auf der Höhe und am Hange des *Ebersbergs* gegen den Bach und gegen Südost und ergab Funde aus allen Perioden (Westd. Ztschr. 1893 S. 391 f., Ztschr. d. Ver. z. Erf. rhein. Gesch. IV. (1900) S. 330 f., Westd. Ztschr. 1900 S. 265, 268 (Rössenerund Spiralkeramik), 1900 S. 395 (Hallstatt-Zeit), 1898 S. 375 (Spät-La Tène-Zeit), vgl. auch Westd. Ztschr. 1892 S. 246 spätbronzezeitlich, ebendaher?). *Ein fränkisches Gräberfeld* (Westd. Ztschr. 1888 S. 296, Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1888 S. 72 f.) schloß sich an jene Siedelungen an. Entfernter vom heutigen Orte lagen kleinere Gruppen vorgeschichtlicher und römischer Siedelungen *„auf dem Reizengalgen"* in der Nähe des Kupferbrunnens (Grabfund der Früh-La Tène-Zeit Westd. Ztschr. 1904 S. 362, Altert. heidn. Vorz. I. 4 Taf. III. 1 etc.), am Ende des langen Grunds beim *Zumbelborn* (*römischer Meierhof*, eingetragen in der Karte 1:25000 Blatt Undenheim), wahrscheinlich auch an der Silberkaute und bei den Quellen am Roßberg (hier schon Niersteiner Gemarkung). „Die *Heerstraße*" am großen „Petersrech" könnte die Fortsetzung der über die Niersteiner „Neunmorgen" führenden römischen Straße sein, die über Köngernheim in die Gegend von Alzey zog.

Selzen.

„Wenn man von Nierstein, dem alten fränkischen Neristein, über Schloß Schwabsburg sich dem Flecken Selzen nähert, gelangt man vor diesem Orte an einen Hügel, welcher sich gegen den Selzbach, die alte Salusia, sanft hinabsenkt. Hier, innerhalb der anmutigen Höhenzüge, welche den Gesichtskreis schließen, überblickt man ein schönes Gelände, gesegnet an Getreide, Obst und trefflichem Wein, das schon von ältesten Zeiten her reich bevölkert und bebaut war — die Fundstätte unzähliger Altertümer". Mit diesen Worten beginnt die Schrift von W. und L. Lindenschmit, Das Germanische Totenlager bei Selzen, Mainz 1848, eine Schrift, die gleichsam das Morgenrot der neueren deutschen Altertumsforschung bildet.

Auf den Feldern hinter der Selzener Mühle (beim neuen Friedhof) im Gewann „Hinter der Kirche" und „die Heuer" (längs des ehemaligen Heerwegs und eines in der Richtung nach Schwabsburg zu vermutenden Wegs) deckte Lindenschmit im Jahre 1845 und 1846 ein größeres *Totenfeld fränkischer Zeit* auf, Furchen- und Plattengräber, und auch im Orte selbst und noch außerhalb desselben gegen den Wahlheimer Hof wurden vereinzelte Gräber derselben(?) Art gefunden (a. o. S. 2), die aber zumteil mit Steinhaufen bedeckt waren. Auch bei Anlage des neuen Friedhofs 1897 bezw. 1902 und seit seiner Benützung ist man gelegentlich auf weitere Gräber gestoßen, von denen eines mit großen Steinen umstellt war. Nach diesen Funden kann kein Zweifel darüber bestehen, daß an der Stelle des jetzigen Ortes schon in fränkischer Zeit sich ein Dörfchen erhob. Schon unter den Funden dieser fränkischen Zeit befanden sich, abgesehen von einer vorrömischen Schale, auch römische, sogar frührömische Gegenstände, ein deutlicher Fingerzeig, daß vor den fränkischen Kolonisten römische die gleiche Scholle bebauten. Wiewohl sich diese römischen Anzeichen inzwischen vermehrt haben (vgl. z. B. Westd. Ztschr. 1890 S. 298 und römisches(?) Mauerwerk im Kleinfeld (Langebach) nordöstlich vom Orte), läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit erkennen, ob hier tatsächlich ein geschlossener vicus (Salusia, Salustum?) bestanden hat, wie Ztschr. z. Erf. rhein. Gesch. und Altert. I. S. 288 (vgl. auch Walther S. 83) vermutet ist, oder ob nur einzelne villae rusticae anzunehmen sind. Hier, am Schnittpunkt der uralten Höhenstraße Monsheim — Weinolsheim — Mommenheim — Mainz, die auch zur Römerzeit beibehalten wurde, mit einem von Nierstein über Schwabsburg—Selzen—Hahnheim in das Innere Rheinhessens führenden vorrömischen Wege, am Übergange über des Selztal, wäre die Entstehung einer größeren vorrömischen und römischen Dorfgemeinde ja begreiflich, wofür auch der (wohl von den Franken übernommene) Name nach dem Flüßchen spricht. Der Name *Salusia, Salzen* ist schon im 8. Jahrhundert belegt.

Auch aus der *vorrömischen Epoche* sind schon mannigfache Überreste gesammelt worden; besonders zu erwähnen ist ein Früh-La Tène- und ein neolithischer Grabfund, letzterer südöstlich vom Gewann „auf dem oberen Kreuz" (Westd. Ztschr. 1904 S. 361) aus der Hinkelsteinstufe. In der Nähe liegt „das heidnische Rech", eine gewaltige, fast ringwallartige Aufdämmung um eine isolierte Hügelkuppe unweit von Quellen („heidnisches Rechbrünnchen" etc.), wo wohl auch eine alte Besiedelungsstätte anzunehmen ist.

Sörgenloch.

Wenn auch bisher nur wenige Funde der älteren Perioden zur allgemeineren Kenntnis gelangt sind (aus der La Tène-Zeit Westd. Ztschr. 1885 S. 208, römische Gräber Archiv 1893 S. 67), so sind doch an den sanften, nach der Selz geneigten Hängen sowohl bei den Quellen am Goldberg, bei der Ziegelei und am Mühlborn kleinere Siedelungen anzunehmen; das Gewann *„Kirschgarten"* dürfte eine römische villa rustica bergen. Von einem Friedhofe fränkischer Zeit sind mehrere Gräber aufgedeckt (Westd. Ztschr. 1892 S. 241, Quartalbl. 1892 S. 128, Westd. Ztschr. 1898 S. 368). Im 12. Jahrhundert hieß der Ort *Sulegloch*.

Stadecken.

Daß hier an den Hängen sowohl beiderseits der Selz als der Saubach Siedelungen aller Perioden lagen, darf mit Sicherheit angenommen werden, wenn auch die genauere Lokalisierung der in der Literatur erwähnten Funde mir bis jetzt nicht möglich war. Ein Urnenfeld der jüngsten Bronzezeit wird verzeichnet Westd. Ztschr. 1891 S. 399, Funde der Hallstatt- und La Tène-Zeit Westd. Ztschr. 1896 S. 368, 1898 S. 374, 1899 S. 405 (vgl. Quartalbl. N. F. I S. 46). Nach den Funden der Mainzer Sammlung hat hier auch eine germanische Siedelung der Spät-La Tène-Zeit bestanden (Gewann „auf der Naubisch"). Als Fundstellen kommen besonders in Betracht die Umgebung des ehemaligen Friedhofs (Gewann Langbein, Altdorf, Höll etc.) und Kappesgarten-Kleinfeld an der Saubach. Der Ort hieß früher *Heddenesheim, Heddesheim*.

Sulzheim.

Die ſehr günſtig im äußerſten Talwinkel eines Nebenbachs der Wies gelegene Gemarkung dürfte von jeher Siedler angelockt haben, wenn bis jetzt auch nur wenige Funde zur allgemeineren Kenntnis gelangt ſind. Beſonders in Betracht kommen die Umgebung des Stein- und Eſelsborns, die Hänge des Altenbergs, am Ochſenweg (Quelle), am Zennberg und im Micheltal. Reſte einer *römiſchen villa ruſtica* ſind feſtgeſtellt bei der *Rommersheimer Mühle* (Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. I. S. 333), wo übrigens auch ein eingegangener Ort *Ro(n)mersheim* geſtanden hat. Sulzheim hieß im 8. Jahrhundert *Sulziheim*, *Sulzanheun.*

Udenheim.

Ich habe die Gemarkung noch nicht beſucht und kann deshalb nur auf die vorhandene Literatur hinweiſen: Archiv 1893 S. 68, 1897 S. 465, Weſtd. Ztſchr. 1898 S. 368 und fränkiſche Funde des Mainzer Muſeums (1875); doch ſind aus jenen Fundnotizen keine genaueren Ortsangaben zu entnehmen. Brilmayer, Rheinheſſen S. 434 erwähnt „beim Orte“ gefundene Bronzeringe. Im 8. Jahrhundert *Otenheim* genannt.

Undenheim.

Daß hier in der Nähe des Zuſammenfluſſes der Goldbach und der Selz zahlreiche vorgeſchichtliche und römiſche Anſiedelungen zu mutmaßen ſind, dürfte bei dem günſtigen Ackerboden außer Zweifel ſein, wenn auch bisher nur wenige Funde bekannt geworden ſind, ſo ein Skelettgrabfund der *Früh-La Tène-Zeit* (Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 347, nach einer Mitteilung Dr. Curſchmanns beim Sandgraben an der Oberſtraße in der Nähe des Klingelborns) und die Überreſte einer römiſchen *villa ruſtica* in den *Breitwieſen* am linken Selzufer zwiſchen Frieſenheim und Köngernheim, deren teilweiſe Aufdeckung ich 1903 beiwohnte (Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 285). Auch mitten im Orte ſollen nach Angabe des Herrn Dr. Curſchmanns römiſche Grabfunde gemacht worden ſein, der weitere villae ruſticae auf dem Höllkopf, im Kirch(ſch?)engewann und im Gewann „Hinter dem Weiher“ vermutet. Auf dem Hexelberg ſollen Skelettgräber gefunden ſein, wie es ſcheint, ohne Beigaben. Im 8. Jahrhundert *Unde(i)nheim.* Eine Viertelſtunde ſüdöſtlich vom Dorfe lag im Mittelalter ein Ort *Nordolfesheim, Nordelsheim.*

Vendersheim.

Von dieſer hoch gelegenen, aber ziemlich waſſerarmen Gemarkung ſind wenig Funde bekannt, wenn auch der Flurnamen „im Güldenloch“ vielleicht auf ſolche hinweiſt. Nur aus fränkiſcher Zeit iſt ein Reihengräberfriedhof im Gewann *„auf Heure“* weſtlich vom Orte ausgegraben (Altert. heidn. Vorz. IV. 48 Nr. 5, Weſtd. Ztſchr. 1888 S. 296, 1889 S. 270/271, 1892 S. 248). Die zugehörigen Hütten haben wohl an der Stelle des jetzigen Ortes gelegen. Der „lange Stein“ nördlich vom Gewann „auf Heure“ mag wohl ein Malzeichen jenes Gräberfeldes geweſen ſein. Im 9. Jahrhundert *Uentilesheim.*

Wackernheim

ſiehe unter *Heidesheim.* Der Ort wird ſchon im 8. Jahrhundert genannt *Uacha(e)renheim.*

Wallertheim.

Bei der günſtigen Lage des Ortes an dem großen Knie der Wiesbach (ähnlich wie Hahnheim an der Selz) dürften hier aus allen Perioden reiche Siedelungsreſte vorhanden ſein, wenn bis jetzt auch nur wenige die gebührende Aufmerkſamkeit gefunden haben, ſo ein *neolithiſches Grab* der Röſſener-Stufe (Corrbl. d. Geſ. Ver. 1900 S. 22, Weſtd. Ztſchr. 1899 S. 393, 1900 S. 268), welches nach einer Mitteilung Köhls bei einem Hausbau in nächſter Nähe des Bahnhofs entdeckt wurde, ſowie verſchiedene römiſche Gegenſtände, die wohl von einzelſtehenden Bauerngehöften herrühren.

Weiſenau.

Die vielleicht älteſte Siedelung lag wie bei Mainz auf der vorliegenden Rheininſel, der *Blei-Au*, an deren oberem und unterem Ende Funde der verſchiedenſten Perioden bis in die fränkiſche Zeit gemacht ſind (vgl. z. B. Weſtd. Ztſchr. XXIII S. 361 Schuhleiſtenkeile der Bandkeramik, XXII S. 428 uſw.). Am oberen Ende der Blei-Au befindet ſich außerdem eine in den älteſten Zeiten ſehr viel benützte *Furt* über den Rhein, wie die hier ausgebaggerten Gegenſtände beweiſen, die beſonders zahlreich aus der *Spät-La Tène-* und *frührömiſchen Zeit* ſind (vgl. Weſtd. Ztſchr. XXIII S. 363, 365 uſw.). Für die frührömiſche Zeit iſt hier wohl eine *Militärſchiffbrücke* anzunehmen, wofür auch alte Pfahl- und Roſtfunde ſprechen (vgl. Weſtd. Ztſchr. XXIII S. 283 Anmkg. 11 und Altert. Heidn. Vorz. II S. 119).

Auf dem gegenüberliegenden Feſtlande ſind vereinzelte Funde ſchon für die Stein- und Bronzezeit nachzuweiſen, zahlreichere aber erſt aus den ſpäteren Perioden. Sie alle fanden ſich am oberen Ende des ſog. *Katzenlochs* („Katten-Loch“, „Chattenloch“), der einzigen nach dem Rhein herabführenden Mulde (in der Nähe von Quellen: an der Bleichſtraße und beim neuen Schulhaus) oder bei der Mannheimer Zementfabrik. An erſterer Stelle ſah ich im Jahr 1905/06 bei Abgrabung des Lehms an der Südſeite der Bleichſtraße, zwiſchen der Weinbergſtraße und dem nach Laubenheim führenden Weinbergweg, zahlreiche Wohngruben mit Scherben der *Spät-La Tène-Zeit,* wie ſie namentlich aus den Salzabfallſtätten zu Nauheim vorliegen. Sie rühren zweifelsohne von einem Dorfe der arioviſtiſchen Germanen (Sueben oder Vangionen) her, das bis in die römiſche Zeit weiter beſtand; der zugehörige Friedhof liegt bei der evangeliſchen Kirche, wo mehrfach Gräber dieſer Zeit mit Waffenfunden, die in den rein römiſchen Gräbern fehlen, angetroffen wurden (Weſtd. Ztſchr. 1897 S. 348). Ob der auf einer Mainzer Inſchrift genannte, wohl germaniſche *vicus vobergensis* mit dieſer Siedelung zuſammenhängt, muß einſtweilen dahingeſtellt bleiben (vgl. Mainzer Ztſchr. I S. 34 Anmkg. 13). In römiſcher Zeit erweiterte ſich dieſe Siedelung namentlich gegen Norden, wo in verſchiedenen Teilen des jetzigen Dorfes und über dasſelbe hinaus die Fundamente römiſcher Häuſer, eine Töpferei etc. gefunden ſind (vgl. Weſtd. Ztſchr. 1896 S. 363, 1898 S. 376 f.). Der Friedhof dieſer provinzialrömiſchen Bevölkerung zieht ſich längs der römiſchen Heerſtraße ſüdlich des heutigen Friedhofes (vgl. Mainzer Ztſchr. I S. 24, 79, II S. 23) und ergibt faſt jedes Jahr neue Funde.

Die andere Siedelungsſtätte lag bei der *Zementfabrik,* wo vereinzelte vorrömiſche und ſehr zahlreiche frührömiſche Funde zum Vorſchein gekommen ſind. Bei Anlage des neuen Weges nach dem nördlichen Steinbruch 1906 wurden

zwei oder drei vorrömiſche Wohngruben angeſchnitten, und auch oberhalb des großen Steinbruchs kamen vereinzelte römiſche Reſte zu Tage. Die Funde aus römiſcher Zeit ſind ſehr bedeutend. Beiderſeits einer bis vor kurzem noch am oberen Rande des großen Steinbruchs im Querſchnitt wohl zu erkennenden römiſchen Straße wurden zahlreiche Wohngruben, gelegentlich auch kleinere Steinhäuſer aus römiſcher Zeit feſtgeſtellt, auch ein tief eingeſchnittener Graben (vgl. auch Ztſchr. d. Ver. z. Erf. rhein. Geſch. II. S. 145). Nach der in einem der Häuſer gefundenen Inſchrift Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. XXII (1903) S. 4, verglichen mit der Klein-Winternheimer Inſchrift CIL. XIII. 7252, ſcheint der Ort *Vicus [M?]areſacenſis* geheißen zu haben (vgl. Altert. heidn. Vorz. V. S. 111). Ob ſich dieſe (ev. auch die vorher erwähnte) römiſche Anſiedelung in Anlehnung an ein frührömiſches Kohortenkaſtell entwickelte, das den dortigen Rheinübergang decken ſollte, ſteht noch nicht feſt, iſt aber wahrſcheinlich. Dafür ſprechen auch die Funde Mainzer Ztſchr. II S. 23 f. (Grabſtein eines Soldaten der VII. Kohorte der Räter etc.).

Aus *alemanniſch-fränkiſcher Zeit* beſitzt das Mainzer Muſeum mehrere Funde aus Weiſenau, doch iſt die genauere Fundſtelle nicht bekannt, wahrſcheinlich liegt ſie aber im Orte, wo am „Katzenloch“ neuerdings Funde dieſer Zeit zum Vorſchein kamen (Weſtd. Ztſchr. 1903 S. 428). Der Namen *Wizenoven* etc. begegnet erſt ſeit dem 12. Jahrhundert.

Wörrſtadt.

Neolithiſche Wohngruben (und Gräber?) wurden 1905 beim Bau der Waſſerleitung an der Pariſer-Straße oberhalb der „Steinkaute“ und des Neuborns durchſchnitten (eigene Beobachtung). Nach der Ausſage des Herrn Lehrer Ferber ſind dort ſchon früher Steinbeile gefunden worden (vgl. auch Archiv 1893 S. 68 „zwiſchen dem Ort und Gabsheim“, Weſtd. Ztſchr. 1888 S. 292 (Worms), 1889 S. 270, zwei Stück in der Mainzer Sammlung). Ein Grab mit Skelettreſten ohne Beigaben ſcheint gleichfalls dieſer Periode anzugehören (Quartalbl. 1905 (III) Nr. 19/20 S. 626). Weiter unten an dem vom Neuborn ausgehenden Bächlein an der Gemarkungsgrenze von Wörrſtadt und Eichloch wurden *Gräber der germaniſchen Spät-La Tène-Zeit* entdeckt (Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 428). Die ſonnigen Hänge am oberſten Teil dieſes Bächleins in der Nähe der Talmühlen ſcheinen alſo eine durch verſchiedene Perioden reichende Beſiedelung erfahren zu haben. Hier dürften auch die *Hütten der Franken* geſtanden haben, deren Gräber weſtlich der Pariſer-Straße am Südausgange des Ortes liegen (Weſtd. Ztſchr. 1886 S. 222, 1889 S. 271, 1894 S. 300, 1895 S. 390, Quartalbl. 1900 S. 719, Mainzer Ztſchr. I. S. 75, Altert. heidn. Vorz. an verſchiedenen Stellen). Eine zweite Siedelungsgruppe dürfte am Oberlauf des Mühlbachs, der von der ſtarken Quelle inmitten des Ortes ausgeht, anzunehmen ſein, wie namentlich beim Bahnbau in der Nähe des Ergenborns gemachte *römiſche Funde* dartun (vgl. Archiv 1903 S. 68). Der anliegende, jetzt eingegangene alte Mainzer-Weg kann ſchon auf römiſche Zeiten zurückreichen. Nach der Sage ſoll hier früher Wörrſtadt geſtanden haben. Weitere römiſche Meierhöfe ſind längs der Hänge des Mühlbachs nach Saulheim zu vermuten. Der Name *Werſtat* begegnet ſchon im 8. Jahrh.

Wolfsheim.

Die an den zahlreichen Quellrinnſalen des Johannisbaches gelegene Gemarkung hat bereits mannigfache Anzeichen dichter Beſiedelung aus allen Perioden aufzuweiſen (Archiv 1893 S. 68/69, Nachtr. 1897 S. 465, Weſtd. Ztſchr. 1902 S. 420). Von beſonderem Intereſſe iſt ein *Mittel-La Tène-Fund* des Mainzer Muſeums (Weſtd. Ztſchr. 1891 S. 399, Altert. heidn. Vorz. V. S. 80), der mit grünoxidierten Schädelbruchſtücken eingeliefert wurde, alſo aus einem — bis jetzt in Rheinheſſen ſehr ſeltenem — galliſchen Skelettgrab dieſer Periode ſtammen könnte, wenn nicht die Brandſpuren eines Bronzeſtückes Bedenken erregen würden. Die einzelnen Fundſtellen ſind leider nicht bekannt, außer der Lage eines *ſpätrömiſchen* und *merowingiſchen Friedhofes*, der „an der Hohl“ nordweſtlich vom Dorfe im Jahre 1844 (Walther S. 84) entdeckt wurde und reiche Ausbeute ergeben hat, darunter die Goldſachen des Wiesbadener Muſeums, v. Cohauſen, Führer S. 118 f. „Der ganze Schatz macht den Eindruck der Kriegsbeute, welche der dort Begrabene aus den Plünderungen von Mainz unter Rando im Jahre 367 heimgetragen haben mag“ (v. Cohauſen a. o.). Nach einer Mitteilung des Herrn Pfarrer Schlunk in Engelſtadt werden heute noch zwei dorther ſtammende Steinſärge als Waſſertröge im Dorfe verwendet. Die Flurnamen „im Weiler“, „auf dem Katzenborn“, „am Götzenborn“ etc. verdienen beſondere Beachtung. Das Aufblühen einer bedeutenden ſpätrömiſchen bezw. frühmerowingiſchen Siedelung erklärt ſich dadurch, daß hier die römiſche Straße Kreuznach—Mainz vorbeiführte.

Zornheim.

Die auf dem Plateau über dem Selztal gelegene und von den Quellbächen der Kinzbach durchſchnittene Gemarkung hat bereits Siedelungsreſte der verſchiedenſten Perioden ergeben: der Steinzeit (Steinbeil, Weſtd. Ztſchr. 1892 S. 246, Glockenbecher Weſtd. Ztſchr. 1900 S. 259 Anmkg. 64), einen Depotfund der Bronzezeit (Weſtd. Ztſchr. 1892 S. 246), Grabfunde der jüngſten Bronzezeit (Muſeum Mainz), ein Grabinventar der Früh-La Tène-Zeit (Weſtd. Ztſchr. 1893 S. 393), römiſche und fränkiſche Gegenſtände (Archiv 1897 S. 465). Über die näheren Fundſtellen iſt aber aus der Literatur nichts zu entnehmen, und ich ſelbſt habe dieſen Ort noch nicht beſucht. Im 8. Jahrh. *Zarenheim.*

* * *

Die im vorausgehenden geſchilderten Kulturüberreſte laſſen deutlich erkennen, daß faſt an jedem günſtig gelegenen Orte unſeres Gebietes kleinere oder größere Siedelungen von den frühſten Abſchnitten der neolithiſchen Zeit durch alle folgende Perioden meiſt in ununterbrochener *Kontinuität* bis auf unſere Tage beſtanden haben bezw. mit großer Wahrſcheinlichkeit anzunehmen ſind. Wenn Funde der *paläolithiſchen Zeit* in Rheinheſſen bis jetzt fehlen, ſo iſt dieſe Lücke ſicherlich nur dem Zufall zuzuſchreiben, wie die tief im Löß gebetteten Funde aus dem Elſaß, aus Rheinbayern und aus der Umgebung von Koblenz und Andernach zeigen. In der Periode des Tertiärs und des älteren Diluviums (Mosbacher-Stufe) war allerdings noch ein großer Teil des Mainzer Beckens von einem See bedeckt und unbewohnbar. Auch aus *frühneolithiſcher Zeit* ſind erſt ſchwache Siedelungsreſte vorhanden, doch könnten gewiſſe Funde, namentlich von Knochenwerkzeugen, bei den Rheininſeln und am Rheingeſtade auf die Anweſenheit einer Fiſcher- und Jägerbevölkerung dieſer Phaſe hinweiſen (vgl. den unten folgenden Aufſatz von P. Reinecke). Zahlreicher werden die Anzeichen menſchlicher Beſiedelung erſt in der *Stufe des Pfahlbauten- und Michels-*

berger-Typus, sowohl auf den Inseln und am Hochgestade des Rheins als auf einzelnen Erhöhungen im Binnenland (Ingelheim, Ober-Olm, Albig etc.). Lag diese Bevölkerung auch noch stark dem Fischfang und der Jagd ob, so betrieb sie doch schon geregelten Ackerbau und Viehzucht, wie Funde vom Michelsberg bei Bruchsal bekunden, und bevorzugte deshalb leicht bearbeitbare Lehmböden mit anliegendem Weideland, der Sicherheit wegen gerne noch auf schützenden Bergeshöhen (Michelsberg, Groß-Umstadt, Mayen), aber auch schon im Flachland wie bei Monsheim und Schierstein. Ausgesprochenere Ackerbauer und Viehzüchter waren die Leute der *Bandkeramik,* des Hinkelstein-, Rössener-, Niersteiner- und Flomborner-Typus, die allenthalben auf den lehmbedeckten Hängen längs der Selz, Wies, Pfrimm etc. die Spuren ihrer ausgedehnten Dörfer hinterlassen haben. Da auch bei den Rheininseln zahlreiche Steinbeile dieser Stufe (Schuhleistenkeile) zum Vorschein gekommen sind, müssen auch zu dieser Zeit die Rheininseln bewohnt gewesen sein, sei es von zurückgebliebenen Leuten der Pfahlbaubevölkerung, sei es von den neuen Stämmen der Bandkeramik. Für die Stufe der *Schnurkeramik* liegen nur geringe Anhaltspunkte vor von den Rheininseln und von der Höhe der Waldeck bei Ober-Ingelheim, wie auch anderwärts die Hinterlassenschaft dieser Zeit einerseits in den Pfahlbauten, andererseits namentlich auf triftreichen Waldhöhen zum Vorschein gekommen ist. Die Spuren der *Zonenkeramik* verteilen sich gleichmäßig über das ganze Gebiet, wenn auch meist nur durch kleinere Gräbergruppen. Auch in der *Bronzeperiode* sind sämtliche Phasen gleichmäßig durch das ganze Gebiet vertreten, wenn auch Grabhügelfunde infolge des ausgedehnten neueren Acker- und Weinbaus ziemlich selten, Urnenfelder umso häufiger sind. Das Gleiche gilt für die *Hallstatt-Periode,* in der die Bewohnung der Rheininseln allmählich nachließ. Die *gallische La Tène-Zeit* hat für die früheren Abschnitte zahlreiche Reste im ganzen Lande hinterlassen, namentlich in den großen Getreideflächen am Flügels- und Selzbach, bei Armsheim usw., während die Mittel-La Tène-Stufe, die Zeit der Mediomatriker, bis jetzt in ganz Rheinhessen nur geringe Funde aufweist, eine Erscheinung, die noch der Erklärung harrt. Umso zahlreicher begegnet wieder die Kulturhinterlassenschaft der Scharen des Ariovist (*Spät-La Tène*), die fast bei keinem Orte, namentlich im Rhein- und Selztale, fehlen. Daß aus *römischer und merowingischer Zeit* allüberall sich die Beweise dichtesten Anbaus fast von Tag zu Tag mehren, kann bei der Nähe der großen Römerstädte Mainz, Worms und Bingen nicht wundern.

Was *die Formen der Siedelungen* anlangt, so gehen seit den ältesten neolithischen Zeiten *geschlossene Dorfniederlassungen* und *Einzelgehöfte* nebeneinander her, je nach der Beschaffenheit der betreffenden Örtlichkeiten und nach der Ergiebigkeit des Bodens. Allerdings wurde in einzelnen Perioden die eine oder andere Form bevorzugt. Während die Leute der Pfahlbauten und Bandkeramik mit Vorliebe in großen, nicht selten durch Wall und Graben oder Palissaden und Hecken befestigten Dörfern wohnten, wie zahlreiche Beispiele namentlich aus der Umgebung von Worms dartun, so scheinen die Siedler der Schnur- und Zonenkeramik mehr in kleineren Gruppen zusammengelebt zu haben. Dasselbe gilt von den Menschen der älteren Abschnitte der Bronzezeit, während die oft recht ausgedehnten Urnenfelder der jüngsten Bronzezeit und der ältesten Hallstatt-Periode wieder auf größere geschlossene Dorfgemeinschaften hinweisen. In der Hallstatt- und La Tène-Periode sind große Dorfanlagen nicht selten, wie bei Neuhäusel, Butzbach, Treisa, Heppenheim etc., daneben aber sind auch recht viele Einzelsiedelungen beobachtet. Das Verhältnis der Dorf- und Stadtgemeinden zu den Einzelgehöften, wie es Cäsar de bello gallico I, 5 für die Helvetier angiebt (oppida sua omnia numero ad duodecim, vicos ad quadringentos, reliqua privata aedificia), wird in ähnlicher Weise auch für die Mediomatriker und andere gallische Stämme gelten. Auch die Worte Cäsars de bello gallico VI 30 aedificia circumdata silva, ut sunt fere domicilia Gallorum, qui vitandi aestus causa plerumque silvarum ac fluminum petunt propinquitates können bis zu einem gewissen Grade auf die Wohnweise der Gallier am Rheine bezogen werden. Größere vici bestanden in Rheinhessen in keltischer Zeit zweifelsohne bei Mainz (Mogontiacum), Nierstein (Buconica), Worms (Borbetomagus), Bingen (Bingium), Alzey (Altiaia) etc.; das größte oppidum war auf dem Donnersberg, wohl der bedeutensten Fliehburg unseres Mediomatriker-Gebietes. Die Vangionen des Ariovist, welche um das Jahr 70 unser Gebiet besetzten, hausten in kleinen Dörfchen, die namentlich längs der Vorberge des Rheintals und längs der Selz recht zahlreich waren (Nierstein, Nackenheim, Bodenheim, Weisenau, Heidesheim, Ingelheim etc.), oder in Einzelhöfen ut fons ut campus ut nemus placuit (Tacitus Germania 16). Ihr Kultmittelpunkt war der heilige Hain bei Klein-Winternheim, ihre stärkste Festung der alte Gallier-Ring auf dem Donnersberg; andere kleinere Zufluchtsstätten werden auf dem Rochusberg bezw. dem Scharlachskopf bei Bingen, dem Waldeck bei Ober-Ingelheim, dem Wiesberg bei Gau-Weinheim, dem Petersberg bei Gau-Odernheim usw. anzunehmen sein. In römischer Zeit bestanden viele dieser einheimischen gallisch-germanischen Dörfchen ruhig weiter, dazu aber kamen viele Neugründungen der Römer längs der neu erbauten Militärstraßen, die teils aus militärischer, teils aus kommerzieller Veranlassung entstanden. Im Umkreis der Städte Mainz, Worms, Bingen bildeten sich zahlreiche vici (Zahlbach-Bretzenheim, Finthen, Heidesheim, Ingelheim, Kempten, Weisenau, Bodenheim, Nierstein etc.), namentlich an den Schnittpunkten von größeren Straßen und an Fluß- bezw. Talübergängen, teilweise in Anlehnung an die vorhandenen einheimischen Niederlassungen, wie schon die Namen Buconica, vicus Maresacensis usw. verraten. Ein eigenartiges Gepräge aber wurde dem Lande aufgedrückt durch die zahlreichen Einzelhöfe (villae rusticae), die bald als einfachere Bauernhöfe, bald als ausgedehnte Gutsbesitze sich allenthalben im Lande erhoben, namentlich längs der sonnigen Tälchen, die fruchtbares Ackerland und genügendes Wiesengelände boten. In vielen Gegenden folgen sie in so regelmäßigen Abständen, daß nur an eine gleichmäßige Landverteilung an Veteranen etc. gedacht werden kann (vgl. meine Ausführungen Corrbl. d. Ges. Ver. 1908 S. 17). Die Besiedelungsverhältnisse in der burgundisch-alemannischen Zeit sind noch wenig aufgeklärt. Die Nachrichten des Ammianus Marcellinus: nam ipsa oppida ut circumdata retiis busta declinant (16, 2, 12) und domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa (17, 1, von den Alamannen im untern Maintal) sind sehr allgemein gehalten und deshalb mit einiger Vorsicht aufzunehmen; denn sowohl in Mainz wie in Worms sind Friedhöfe der alamannischen

Periode gefunden, dagegen noch nirgends Hausbauten der bezeichneten Art. Indessen bestehen die Friedhöfe der Alamannen des 5. Jahrhunderts auf unserem Gebiete und weit über dasselbe hinaus gewöhnlich nur aus kleineren Gruppen von Gräbern, während die Friedhöfe der Franken des 6. Jahrhunderts meist viel größere Ausdehnung zeigen. Schon dieser Umstand läßt darauf schließen, daß die Alamannen in Rheinhessen weniger zahlreich waren als die Franken und in kleineren Dörfchen und mehr in Einzelhöfen wohnten, ein Unterschied, der in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag wahrzunehmen ist.

Betrachten wir zum Schluß noch *die Lage der Siedelungen während der verschiedenen Perioden*. Benutzten die Paläolithiker am liebsten noch die von der Natur gebotenen Schutzstellen in Höhlen und unter Felsüberhängen längs der Flußtäler, die in Rheinhessen allerdings fehlen, so bauten sich die Neolithiker bereits Hütten an den Stellen, wo es die Gewinnung des Lebensunterhaltes wünschenswert erscheinen ließ: die Fischfang und Jagd treibenden ältesten Stämme im und am Rheine auf Pfahlrösten oder auf waldumgebenen Bergeshöhen, die Ackerbauer der Bandkeramik auf den flachwelligen, fruchttragenden Lehmböden längs der Flüßchen und Bäche, die Viehzüchter der Schnurkeramik auf triftreichen Waldhöhen oder an wiesenbedeckten Flußniederungen. Alle aber suchten in erster Linie die Nähe guter Quellen. Und das Gleiche läßt sich durch alle folgenden vorrömischen Perioden beobachten. Wo nur eine Quelle mit brauchbarem Trinkwasser entspringt, finden sich in nächster Nähe an günstiger, sonniger oder windgeschützter Stelle die Spuren vorrömischer Ansiedelungen, oft durch mehrere Perioden hindurch reichend, kleinere oder größere Gruppen, je nach der Ergiebigkeit des umliegenden Bodens und der günstigen Gesamtlage. Die Lage an Verkehrswegen kommt dabei für die Auswahl der Siedelungsstellen in den älteren Perioden noch weniger in Betracht, wenn sie auch nicht ganz ohne Einfluß war, wie sich namentlich längs der uralten Höhenwege (z. B. Mainz—Hechtsheim—Mommenheim etc.) verfolgen läßt. Erst mit der La Tène- und noch mehr mit der römischen Zeit tritt die Rücksicht auf die Gesamtverkehrslage schärfer in den Vordergrund. Jetzt konzentrierte sich die Bevölkerung allmählich an besonders günstigen Stellen, die auch den Vorteilen des Handels und Verkehrs Rechnung trugen, in der Nähe größerer Städte, an Straßenknotenpunkten, Flußübergängen etc. Manche treffliche Quelle bleibt jetzt vereinsamt, höchstens von einzelstehenden Meierhöfen ausgenützt, mancher vicus erhebt sich jetzt an Stellen in der Ebene oder auf Hochflächen, wo Wasser erst durch Grabung von Tiefbrunnen gewonnen werden mußte, wenn er sich nur einer günstigen Verkehrslage erfreute und sich frei entwickeln konnte (Heidesheim, Mettenheim etc., vgl. andererseits die vici auf den Höhenrücken bei Kirchberg und am stumpfen Turm im Hunsrück).

Die vorrömischen Dörfer längs des Rheintals liegen entweder am Hochgestade, namentlich an vorspringenden Ecken desselben, in der Nähe von Bachmündungen, gelegentlich auch auf lehmbedeckten Erhöhungen inmitten der Ebene bei Quellen und an Bächen, viel häufiger aber an den Ausmündungen der aus dem Gebirge heraustretenden Bäche oder am oberen Ende der wasserführenden Mulden und Schluchten. Während die Siedelungen am Rheinhochgestade innerhalb unseres Gebietes vielfach mit der Zeit verkümmerten und teilweise eingingen, haben sich die an den Gebirgsrändern liegenden ebenso wie die im Selztale durch alle Perioden gehalten und sind der Grundstock unserer heutigen Dörfer geworden, deren älteste Teile noch heute, oft malerisch schön, oben an den Berglehnen wie in ältesten Zeiten hängen (Weisenau, Bodenheim, Nackenheim etc.), durch den längs des Gebirgsfußes führenden uralten Verkehrsweg unter sich und mit den nächsten Verkehrszentren verbunden. Denn auch die Alamannen und Franken siedelten wie die Römer sich womöglich auf wohl bebautem Boden an und vermittelten so die Überleitung zu den heutigen Erscheinungen. Weitaus die meisten merowingischen Friedhöfe liegen in Rheinhessen in oder bei den heutigen Orten, nicht mehr draußen auf der Flur in der Nähe irgendeiner Quelle, also ein deutliches Zeichen, daß schon in merowingischer Zeit die meisten Siedelungen sich an den Stätten der heutigen Dörfer erhoben. Die Stellen dieser Dörfer hatten sich eben für die Existenz einer größeren, geschlossen wohnenden Gemeinschaft als die vorteilhaftesten erwiesen, wenn auch manche im Verlaufe des Mittelalters wieder aufgegeben wurden.

Mögen die vorstehenden Ausführungen auch dazu beitragen, das Interesse für das geschichtliche Werden unserer rheinhessischen Orte in allen Kreisen der Bevölkerung zu mehren und die Liebe zum heimatlichen Boden zu vertiefen. Dann erst werden diese ältesten Urkunden die gebührende Beachtung finden und nicht mehr — wie es heute leider nur noch allzuoft aus Unverstand und Gleichgültigkeit geschieht — vernichtet oder verschleudert werden. Dann wird sich sicherlich auch noch manche Fundstelle, die wir im vorausgehenden nicht näher bezeichnen konnten, wieder ermitteln und eine zuverlässige archäologische Karte Rheinhessens erstellen lassen, für welche dieser Aufsatz nur eine Vorarbeit sein will und sein kann.

Die Karte (Tafel I) ist dem älteren Kartenwerk von dem Großherzogtum Hessen 1:50000 entnommen, weil dieses noch ältere Wegeanlagen etc. verzeichnet, die heute eingegangen sind.

III.

Karl Zangemeister*)

von K. Schumacher

KARL ZANGEMEISTER, Direktor der Univerſitäts-Bibliothek und ordentlicher Honorarprofeſſor an der Univerſität Heidelberg, Altertumsforſcher, * 28. November 1837 zu Hallungen bei Gotha, † 8. Juni 1902 in Heidelberg. — Sohn eines thüringiſchen Gutsbeſitzers, widmete ſich Zangemeiſter nach dem Beſuche des Gymnaſiums in Gotha dem Studium der Philologie in Bonn und Berlin. In Bonn erhielt er von Friedrich Ritſchl, dem Altmeiſter lateiniſcher Sprachforſchung ſowohl nach der grammatikaliſchen wie der paläographiſchen Seite, das Rüſtzeug ſcharfer philologiſcher Kritik, die für die Herausgabe alter Schriftquellen, ſei es auf Pergament oder auf Stein und Erz, gleich notwendig iſt. In Berlin wurde ſeine Neigung zu hiſtoriſch-antiquariſcher Forſchung vertieft durch die Vorleſungen von Auguſt Böckh, eine Neigung, die ſpäterhin namentlich durch den Verkehr mit Theodor Mommſen immer tiefere Wurzeln ſchlug.

Zangemeiſters *diſſertatio inauguralis,* deren Motto das Theophraſt'ſche τὸ γὰρ ἅπαξ ἢ δὶς παραβαίνουσιν οἱ νομοθέται bildet, handelt *de Horatii vocibus ſingularibus* (Berlin 1862) und verrät bereits ſeine Luſt, dem Selteneren und Entlegeneren nachzuſpüren. Sie zeigt aber auch ſchon ſeine große Liebe zu den Büchern, die ihn ſchließlich dem Berufe eines Bibliothekars zuführte. Seine erſte Lebensſtellung erhielt er als Bibliothekar der herzoglichen Hofbibliothek auf dem Friedenſtein bei Gotha, wo er 1868—1873 tätig war und eine gute Vorbereitung erwarb für die große Aufgabe, die ſeiner harrte. Im Jahre 1873 wurde er nämlich nach dem Tode Bährs als Leiter der berühmten Palatina nach Heidelberg berufen. Was Zangemeiſter als ſolcher in kurzer Zeit für die Neuorganiſation dieſer Bibliothek geleiſtet hat, ſowohl in Nutzbarmachung derſelben durch bequemere und freiheitlichere Einrichtungen, Erſtellung muſterhafter Kataloge uſw., als auch in Bereicherung an literariſchen Erzeugniſſen und Hilfsmitteln neuerer Forſchungszweige, all das kann hier nur flüchtig angedeutet werden. In Univerſitäts- wie Laienkreiſen herrſchte uneingeſchränktes Lob über ſeine Schöpfung, nicht minder aber auch über ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, mit der er jedem Beſucher der Bibliothek aufs bereitwilligſte ſeine eigenen reichen Erfahrungen und ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit zur Verfügung ſtellte. Des Schickſals Unerbittlichkeit fügte es, daß er die Vollendung des neuen Bibliothekbaus gegenüber der Peterskirche, den er in jahrelanger Arbeit erkämpft und vorbereitet hatte, nicht mehr erleben ſollte.

Hand in Hand mit dieſer mehr praktiſchen Tätigkeit ging bei Zangemeiſter eine rege literariſche. In erſter Linie wollte er von ſeinem Verwaltungsſyſtem ſowie von den ihm anvertrauten Schätzen auch weiteren Kreiſen der Benutzer und Forſcher Kunde geben. So entſtanden die Schriften: Die Univerſitätsbibliothek Heidelberg, Verwaltungsbericht (1875), Syſtem des Realkatalogs der Univerſitätsbibliothek Heidelberg (1885 und 1893), Verzeichnis der Zeitſchriften, welche von der Univerſitätsbibliothek Heidelberg gehalten werden (1893), Heliand, Bruchſtücke der altſächſiſchen Bibeldichtung aus der *Bibliotheca Palatina* (1894), Zur Geſchichte der großen Heidelberger (ſog. Maneſſiſchen) Liederhandſchrift (1889), Die Wappen, Helmzierden und Standarten der großen Heidelberger Liederhandſchrift (1892), Die Schmalkaldiſchen Artikel vom Jahre 1537 nach Dr. Martin Luthers Autographie in der Univerſitätsbibliothek zu Heidelberg (1883).

Aber auch ſeinen philologiſchen und epigraphiſchen Intereſſen, die er in der Bonner und Berliner Univerſitätszeit gewonnen hat, iſt Zangemeiſter treu geblieben. Sein *Index in Horatium* zur Bentley'ſchen Horaz-Ausgabe (Berlin 1869), die Bearbeitung des Oroſius (1882, 1889), die Abhandlung zu den *Periochae* des Livius (1882, Feſtſchrift 36. Philol.-Verſammlung in Karlsruhe) haben nicht mit Unrecht in der philologiſchen Forſchung Beachtung gefunden. Weit einſchneidender ſind indeſſen ſeine Arbeiten zur Kenntnis des alten Schriftweſens. Seine *Inſcriptiones parietariae Pompejanae, Herculanenſes, Stabianae (C. I. L. IV ſuppl.* [1871, 1891]*),* ſeine *Tabulae ceratae Pompejis repertae* (ebenda 1875, 1887, 1898), die *Glandes plumbeae latine inſcriptae (Eph. epigr. 1885),* der Aufſatz über die Entſtehung der römiſchen Zahlzeichen (1887) werden für die Geſchichte der lateiniſchen Paläographie von dauernder Bedeutung bleiben, ganz abgeſehen von der Fülle antiquariſcher Aufſchlüſſe, die ſie im einzelnen über jene verſunkene Welt erſchloſſen haben. Zangemeiſters ausgezeichneter Handſchriftenkunde ſind ferner zu verdanken die *Exempla codicum Latinorum litteris majuſculis ſcriptorum,* die er 1876 bis 1879 zuſammen mit Wattenbach veröffentlichte, die Herausgabe des *Plautuscodex Heidelbergenſis 1613 Palatinus* (1900), die Abhandlung über die tironiſchen Noten (1892) u. a. m. Durch dieſe Arbeiten wird der Name Zangemeiſters mit der Geſchichte der römiſchen Paläographie für immer aufs engſte verknüpft bleiben.

Und doch liegt das Schwergewicht ſeiner Bedeutung auf einem anderen Gebiete. Die Beteiligung an dem großen Inſchriftenwerk der Berliner Akademie führte Zangemeiſter auf neue Bahnen. Er übernahm die Bearbeitung eines Teiles des XIII. Bandes des *Corpus inſcriptionum latinarum,* der die römiſchen Inſchriften von *Germania Superior* und *Inferior* zuſammenfaſſen ſollte. Dieſe Aufgabe bot ihm nicht nur Gelegenheit, die an den Inſchriften Italiens erlangte Meiſterſchaft im Entziffern von Inſchriften auf die im römiſchen Deutſchland gefundenen anzuwenden, ſondern ſie gab ihm auch Veranlaſſung, ſich mit den Problemen der römiſchen Archäologie in Deutſchland eingehender zu befaſſen, als er es bisher getan hatte. Der Grundſatz, daß ſämtliche Inſchriften an Ort und Stelle verglichen werden mußten, erwies ſich, wenn auch oft mit großen Koſten und Mühen verbunden, als ungemein fruchtbringend. Faſt bei der Mehrzahl der Inſchriften ſtellte es ſich heraus, daß ſie bisher falſch oder nicht vollſtändig geleſen waren, ſo daß ſich fortwährend wertvolle Berichtigungen und damit nicht ſelten neue hiſtoriſch-archäologiſche Folgerungen ergaben. Auch

*) Aus Band X (1907) des Werkes „Biographiſches Jahrbuch und deutſcher Nekrolog" (Verlag von Georg Reimer, Berlin). Zangemeiſter war von 1893—1902 Vorſtandsmitglied des R.-G. Central-Muſeums.

brachte das Vergleichen der Monumente an Ort und Stelle Zangemeiſter mit den verſchiedenen Lokalforſchern zuſammen, von denen er die Ergebniſſe der örtlichen Unterſuchungen bis ins einzelnſte kennen lernte. Da er dieſe Einzelbeobachtungen auf Grund ſeiner großen Literatur- und Monumentenkenntniſſe leicht zu einem größeren Geſamtbild zu verwerten wußte, fand er an dieſer Forſchung von Tag zu Tag mehr Gefallen und betrieb ſie zuletzt mit großer Liebe, ja mit einer wahren Leidenſchaft. Unzählige kleinere oder größere Aufſätze in allen möglichen Zeitſchriften geben davon Kunde. Die Ergebniſſe all dieſer Einzelunterſuchungen enthält der genannte XIII. Band des *C. I. L.*, eine Lebensarbeit monumentaler Art. Die den einzelnen Kapiteln vorausgeſchickten Einleitungen verzeichnen die ganze bisherige Literatur mit wunderbarer Sorgfalt und ſchildern in kurzen, aber markanten Zügen den Stand der in Betracht kommenden hiſtoriſch-antiquariſchen Fragen mit tief eindringender Sachkenntnis, wie ſie nur die langjährigen Studien an Ort und Stelle der Funde ermöglichten. Mit Recht nennt O. Hirſchfeld dieſes Werk Zangemeiſters *ſummo labore ac mira accuratione elaboratum.* Leider ließ ſein tragiſches Schickſal auch dieſe Arbeit nicht zu vollſtändigem Abſchluß gelangen. Zangemeiſter war es nur vergönnt, die Inſchriften Obergermaniens herauszugeben, und auch die letzten Kapitel dieſes Teiles hat A. v. Domaszewski geſchrieben, allerdings im Sinne Zangemeiſters und in nicht minder vortrefflicher Weiſe.

Nach den verſchiedenſten Richtungen hin wurde durch Zangemeiſters antiquariſche Tätigkeit die Wiſſenſchaft gefördert. War es ſchon keine leichte Aufgabe, das vorhandene, ungemein zerſtreute und oft ſchwer zugängliche Inſchriftenmaterial in ganz Deutſchland zu ſammeln und richtig zu leſen, ſo ging Zangemeiſter doch noch weiter, indem er auch neues Material herbeiſchaffte und in alten Handſchriften der Erwähnung von jetzt verſchollenen Inſchriften nachſpürte. So gelang es ihm für eine Reihe von Orte, wie Dunhauſen gegenüber Selz, Worms, mehrere Römerſtätten in Bayern und Württemberg, Abſchriften verlorener Steindenkmäler zu entdecken, die zumteil von namhaftem Intereſſe ſind.

Die Bearbeitung dieſes umfangreichen Inſchriftenmaterials (für Mainz allein z. B. über ein halbes Tauſend Inſchriften) kam in erſter Linie unſerer Kenntnis der alten Geographie Deutſchlands zugute. Zangemeiſter hat zuerſt mit Sicherheit erwieſen, daß der Vinxtbach bei Brohl (Obrincas bei Ptolemaeus) die Grenze zwiſchen Ober- und Untergermanien bildete, wie ſchon F. W. Schmidt vermutet hatte. Er hat zuerſt präziſere Anhaltspunkte gewonnen über die Sitze der germaniſchen Tribocer, Nemeter, Vangionen im Elſaß und in der Pfalz, der ſlawiſchen Sarmaten im Hunsrück und in den Vogeſen, der *Suebi Nicretes* am untern Neckar, der galliſchen *Santones, Turones* uſw. im Odenwald. Er hat uns Name und Lage einer größeren Anzahl von *civitates* in Gallien und Deutſchland erſchloſſen und die topographiſchen Verhältniſſe einer Reihe von Römerſtädten und *vici* aufgeklärt (*Mogontiacum, Argentorate, Lopodunum, Rufiana, Grinario, vicus Saravus, Nedienſis, Elantienſis etc.*).

Nicht geringer ſind Zangemeiſters Verdienſte um die Aufhellung der römiſchen Beſitzergreifung Germaniens. Er hat zuerſt feſtgeſtellt, daß die Römer bald nach Cäſar auf dem rechten Rheinufer zum Schutze der Grenze ähnliche germaniſche Vaſallenſtaaten errichtet haben wie auf dem linken *(Suebi Nicretes, Mattiaci)*, während Markomannen und Chatten lieber ihr Land verließen, als Rom untertänig wurden. Er hat uns ferner zuerſt die Bedeutung des Eroberungszuges Veſpaſians vom Jahre 73/74 nach dem oberen Neckargebiet verſtehen gelehrt, vor allem durch richtige Leſung des Offenburger Meilenſteins, der für jenes Jahr den Bau einer Heerſtraße von Straßburg über den Schwarzwald nach Rätien erwähnt. Auch die Tätigkeit Trajans in Weſtdeutſchland hat er an der Hand mehrerer Inſchriftzeugniſſe eingehender verfolgt, als es bisher geſchehen war. Über ſeine beſonderen Verdienſte um die Geſchichte des Limes wird weiter unten die Rede ſein.

Auch unſer Wiſſen über die römiſche Heeresorganiſation und die römiſche Verwaltungsgeſchichte in Deutſchland, ebenſo wie über das weite Gebiet der Sakral- und Privataltertümer hat er in ganz weſentlichen Punkten erweitert. Indeſſen iſt hier nicht der Ort, dieſe Fragen näher zu behandeln.

Wie in der Bibliotheksverwaltung Zangemeiſter umfaſſende literariſche Tätigkeit mit praktiſchem Organiſationsgeſchick vereinigte, ſo machte er auch in der Altertumsforſchung ſein großes Wiſſen nach der praktiſchen Seite hin nutzbar durch Förderung der Tätigkeit des Spatens. Wohin er nur auf ſeinen Reiſen wegen der Inſchriften kam, überall wußte er den Lokalforſchern neue Anregungen und größere Geſichtspunkte zu geben, überall wußte er zu fördern und zu begeiſtern, ſo daß man ſich auf ſeine Beſuche allgemein freute.

Zangemeiſter hatte früh erkannt, daß das römiſche Straßennetz das Skelet ſowohl der militäriſchen Okkupation wie der bürgerlichen Beſiedelung bildete und ſuchte deshalb allenthalben die Lokalforſchung zur Verfolgung der römiſchen Straßenzüge anzuregen. Von erhaltenen Meilenſteinen, Inſchriftzeugniſſen oder Kaſtellanlagen ausgehend, ſpürte er nicht ſelten ſelbſt im Terrain nach Anhaltspunkten für die von ihm vermuteten Straßenzüge und war voller Freude, wenn ein Ausgräber ihm ein neugefundenes Straßenſtück melden konnte. Wie oft traf man ihn in ſeiner Studierſtube über Generalſtabskarten gebeugt, um die geeignetſten Wegverbindungen zwiſchen zwei Orten zu ermitteln, und mit welcher Freude erklärte er manchem Beſucher von ſeinem hochgelegenen Garten am Gaisberge aus das römiſche Straßennetz der zu Füßen liegenden Rheinebene!

Gleich nachdrücklich und unermüdlich waren ſeine Anregungen zum Aufſuchen römiſcher Kaſtelle und Anſiedlungen, wo er nur ſolche nach den Inſchriften oder Terrainverhältniſſen annehmen zu dürfen glaubte. Es gibt kaum eine namhaftere Römerſtätte in Südweſtdeutſchland, wo er nicht durch Rat und Tat Forſchung und Grabung gefördert hätte. Sein größtes Verdienſt liegt aber in ſeinen Anſtrengungen zur Verwirklichung des lang erſehnten Reichs-Limesunternehmens, das Zangemeiſters beharrlicher Anregung nicht minder als Mommſens wiſſenſchaftlicher Autorität zu verdanken iſt. Immer wieder hat er in Zeitſchriften und Tagesblättern auf die dringende Notwendigkeit einer einheitlichen Unterſuchung dieſes bedeutſamſten hiſtoriſchen Monuments Deutſchlands hingewieſen, immer wieder hat er maßgebende Perſönlichkeiten für dieſelbe zu begeiſtern verſucht, bis es ihm endlich im Bunde mit Mommſen gelang, die Reichsbehörden für dieſe ſchöne vaterländiſche Aufgabe zu gewinnen. Zangemeiſter wurde Vorſitzender des Ausſchuſſes der im Jahre 1892 begründeten Reichs-Limeskommiſſion und hat ſich als ſolcher ſowohl für die Organiſation des Unternehmens wie für die wiſſenſchaftliche Verwertung

des Gefundenen große Verdienſte erworben. Auch die Ausgrabungen der Streckenkommiſſare beſuchte er nicht ſelten. Für die meiſten war dies ein wahrer Feſttag, von dem gar manche Anregung und friſche Belebung, gelegentlich auch Beſchwichtigung von Gegenſätzen ausging.

Wie natürlich, gab dieſes gewaltige Unternehmen der Reichs-Limesunterſuchung den Anſtoß zu neuem Aufſchwung der deutſchen Altertumsforſchung, in Sonderheit für die Aufhellung der römiſchen Periode, ein Aufſchwung, der am deutlichſten in der Schöpfung einer deutſchen Abteilung des kaiſerlichen archäologiſchen Inſtituts in Berlin 1901 (der römiſch-germaniſchen Kommiſſion mit dem Sitze in Frankfurt) in die Erſcheinung trat. Auch an den vorbereitenden Schritten zur Schaffung dieſes bedeutſamen Inſtituts hatte Zangemeiſter lebhaften Anteil, wenn er zunächſt auch nur an eine erweiterte permanente Limeskommiſſion für Weſtdeutſchland dachte.

Dieſe große Liebe zur Geſchichte des heimatlichen Bodens beſchränkte ſich aber keineswegs nur auf die Zeiten des Altertums, ſondern erſtreckte ſich auch auf die neueren Epochen. In dieſer Hinſicht ſind namentlich ſeine Beſtrebungen für die Geſchichte des Heidelberger Schloſſes hervorzuheben, die ihn auch zur Veröffentlichung verſchiedener älterer Anſichten des Heidelberger Schloſſes (1886 und 1890) bewogen.

Dieſe antiquariſch-hiſtoriſche Tätigkeit Zangemeiſters fordert in mancher Beziehung zu einem Vergleich auf mit derjenigen L. Lindenſchmits, des Altmeiſters der deutſchen Altertumsforſchung namentlich für vor- und nachrömiſche Zeit. Wie Lindenſchmit durch die Vereinigung der wichtigſten Fundtypen Deutſchlands im Römiſch-Germaniſchen Central-Muſeum in Mainz, deſſen Vorſtandsmitglied auch Zangemeiſter war, erſt die Möglichkeit eines eindringenden Studiums der älteſten Kulturgeſchichte der verſchiedenen Gebiete Deutſchlands geſchaffen hat, ſo iſt es Zangemeiſter gelungen, durch die Verwirklichung des Limesunternehmens ſowie durch die Zuſammenfaſſung der römiſchen Inſchriften Deutſchlands und die eingehende Behandlung der einſchlägigen Literatur und der topographiſchen Verhältniſſe eine ſichere Grundlage für die Beurteilung der römiſchen Kultur in Deutſchland nach dieſer Richtung hin zu gewinnen. In beiden Fällen war der ſo tief eingreifende Erfolg begründet in der Vereinigung hervorragender theoretiſcher und praktiſcher Eigenſchaften. Wie die Gründung des Römiſch-Germaniſchen Central-Muſeums und die Herausgabe der „Altertümer unſerer heidniſchen Vorzeit“ den Ausgangspunkt bildet des in der prähiſtoriſchen Forſchung ſeitdem bemerklichen Fortſchrittes, ſo ſteht das Limesunternehmen und das genannte monumentale Inſchriftenwerk an der Spitze des ſichtlichen Aufſchwungs, den die topographiſchen Unterſuchungen namentlich für die römiſche Zeit ſeitdem in Deutſchland genommen haben.

Die Schilderung der Tätigkeit Zangemeiſters wäre unvollſtändig, wenn wir nicht auch ſeiner Verdienſte als Lehrer an der Heidelberger Hochſchule gedächten, die wir nicht gering einſchätzen. Hat er es doch vortrefflich verſtanden, die Jugend für die Geſchichte des heimatlichen Bodens zu begeiſtern, namentlich durch ſeine Übungen und Exkurſionen, welche letztere er meiſt gemeinſchaftlich mit dem Archäologen von Duhn unternahm. War es auch nur ein kleiner Kreis von Schülern, die dieſe entlegeneren Pfade wandelten, ſo waren ſie um ſo aufmerkſamere und dankbarere Zuhörer und haben reiche Anregungen für ihr ganzes Leben mitgenommen. Gerade bei dieſen Ausflügen kam das einfache, gemütliche, doch ſtets impulſive Weſen Zangemeiſters ſo recht zur Geltung. Man muß dabei geweſen ſein, um die tiefe und nachhaltige Wirkung dieſer Stunden richtig beurteilen zu können.

Mitten aus dieſer fruchtbringenden Tätigkeit heraus hat ganz unvermutet eine heimtückiſche Krankheit den lebensvollen und lebensfrohen Mann geriſſen.

Literatur: Biographiſches Jahrbuch 7 (1902) S. 129*, beſonders J. Wille, Neue Heidelberger Jahrbücher XI S. 16 f. und XIV S. 215 ff.

IV.

Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland

(mit neun Abbildungen im Text)

Von P. Reinecke

BEI der Neuordnung der Steinzeitmaterialien des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums in den beiden erſten ſeiner neuen Sammlungsräume mußte es unſere Aufgabe ſein, eine Anzahl von Erſcheinungen des Steinalters, die früher in Deutſchland wenig beachtet waren und entſprechend auch in unſerem Inſtitut bisher kaum zur Geltung kamen, durch die Art ihrer Aufſtellung ſchärfer zu betonen.

So haben wir in den genannten Sälen, die dem Publikum vorläufig noch verſchloſſen ſind, dem Fachmann jedoch auf Wunſch zugänglich gemacht werden, auch zwei Gruppen aus dem Übergange vom Paläolithicum zum eigentlichen Neolithicum (im alten Sinne) zur Darſtellung gebracht, für die in Deutſchland eben lebhaftes Intereſſe einſetzt, nachdem ſie früher kaum die nötige Aufmerkſamkeit, am allerwenigſten in Süddeutſchland, gefunden.

Die folgenden Zeilen erheben nicht den Anſpruch, über dieſe frühneolithiſchen Gruppen und die an ſie geknüpften Probleme weſentlich neue Geſichtspunkte beizubringen. Vielmehr wollen ſie lediglich die Aufmerkſamkeit unſerer Prähiſtoriker, vornehmlich Süddeutſchlands, deren Kräfte bisher durch vielſeitige Tätigkeit zur Erhellung des eigentlichen Neolithicums faſt abſorbiert waren, auch auf dieſe wichtigen, am Anfange der jüngeren Steinzeit ſtehenden Erſcheinungen lenken. Zugleich ſoll dieſe Arbeit aber auch als kurze Erläuterung der betreffenden Materialien in unſerem Muſeum dienen.

* * *

In der Reihe der Steinzeitfunde Europas klaffte früher zwiſchen Paläolithicum und Neolithicum eine unüberbrückbare Lücke. Die durch arktiſch-kontinentale Fauna und Flora ausgezeichnete Gruppe von La Madeleine, die unſer europäiſches Paläolithicum abſchließt, mit dem Neolithicum der Pfahlbauten und der großen Steinkammergräber zu verknüpfen, war unmöglich, wie man bereits vor Jahrzehnten erkannt hatte. Selbſt mit Hilfe des ſogenannten älteren nordiſchen Steinalters, das die ſkandinaviſche Archäologie von der jüngeren Steinzeit der Steinkammergräber und geſchliffenen Werkzeuge ausſchied, deſſen Abtrennung aber wiederholt in Deutſchland wie Skandinavien auf Widerſpruch ſtieß, wollte es nicht gelingen, dieſen Hiatus zu überbrücken. Ebenſo mußten auch andere Verſuche in dieſer Richtung fehlſchlagen.

Bei der geringen Zahl einheimiſcher paläolithiſcher Funde war früher in Deutſchland begreiflicherweiſe für dieſe Dinge, ja überhaupt für alle vor dem Neolithicum liegenden archäologiſchen Materialien ſonderlich großes Intereſſe nicht vorhanden, jedenfalls nicht im entfernteſten in dem Umfange wie in Frankreich, dem klaſſiſchen Boden für ſolche Studien. Der deutſchen Prähiſtorie das als Vernachläſſigung wichtiger Aufgaben anzurechnen, wäre jedoch übel angebracht. Für die Erforſchung der vor- und frühgeſchichtlichen Denkmäler unſeres Landes war dieſes Nichteingehen auf die älteſten Spuren des Menſchen im Grunde kein großer Schaden, im Gegenteil, es zeitigte auf anderen Gebieten der vor- und frühgeſchichtlichen Archäologie wichtige Erfolge. Haben wir doch inzwiſchen hinſichtlich der Klärung der Zeiträume vom Neolithicum abwärts großenteils weit den Stand des Wiſſens überflügelt, den man hierfür in der Mehrzahl der übrigen Länder des altweltgeſchichtlichen Kreiſes erreicht hat. Unſere Lokalforſchung, der ja ganz andere Aufgaben oblagen, konnte auch kaum weſentlich neue Geſichtspunkte für die älteſten vorgeſchichtlichen Zeiten zutage fördern, Deutſchland war eben für das Studium des älteren Steinalters und ſeiner Übergänge zum Neolithicum kein günſtiges Objekt. So verſteht man ſehr wohl, daß bei uns paläolithiſchen Fragen im allgemeinen wenig Beachtung geſchenkt wurde.

Man verſteht aber auch ohne weiteres, daß in den verfloſſenen zwei Dezennien einzelne bedeutſame Arbeiten franzöſiſcher Forſcher, die zwiſchen dem Paläolithicum und Neolithicum ſtehende Gruppen behandelten, bei uns zunächſt nicht das Intereſſe fanden, das ſie, wie wir heute geſtehen müſſen, verdient hätten. Wir meinen hier die Publikationen und kurzen Äußerungen, die in Frankreich zur Aufſtellung der Stufen des Aſylien (Touraſſien) und Campignien (und Tardenoiſien) als Übergänge vom älteren zum jüngeren Steinalter führten. Deutſchland war damals eben auch für dieſe Dinge kein rechter Boden, und es mußte der Anſtoß für analoge Studien bei uns doch durch eigene Bodenfunde gegeben ſein. Überdies fehlte es jenen franzöſiſchen Arbeiten an eindringlichen Verſuchen, von den behandelten Kulturgruppen ein abgerundetes Bild zu geben, wie an ausreichender Bezugnahme auf die verwandten Materialien anderer Länder, vor allem des ſkandinaviſchen Nordens. Freilich erhielt wohl der Begriff des Campignien eine verſtärkte Bedeutung durch den Nachweis analoger Silexſachen aus Nord- und Südoſtitalien wie durch die Nennung der Kjökkenmöddinger des älteren ſkandinaviſchen Steinalters als Parallelfunde. Das ſüdfranzöſiſche Aſylien wurde in ein neues Licht gerückt durch die Beobachtung ſeiner wichtigſten Leitform an der Weſtküſte Schottlands. Endlich machte man auch in Deutſchland den ſchüchternen Verſuch, eine wichtige keramiſche Gruppe des rheinländiſchen Neolithicums mit der Kjökkenmöddingerkultur des Oſtſeebeckens in Zuſammenhang zu bringen. Aber all das vermochte doch nicht den Gang der neolithiſchen Studien in Deutſchland nachdrücklich auf dieſe Dinge hinzulenken. Selbſt Hoernes' bekanntes, trotz gewiſſer Vorzüge mit großen Mängeln behaftetes Buch über den diluvialen Menſchen in Europa[1]) legte mehr nur in gedrängter Kürze das vorhandene Material über dieſe Dinge vor, ohne auf ihre, wie wir jetzt wiſſen, überaus wichtige Tragweite ernſtlich einzugehen.

Der Anſtoß zu einer energiſchen Klärung dieſer damals noch ſo unklaren Werte blieb einer anderen Arbeit vorbehalten.

Noch in dem nämlichen Jahr, in dem Hoernes' Buch über den diluvialen Menſchen in Europa erſchien, veröffentlichte G. F. C. Sarauw einen umfangreichen Bericht über einen

Wohnplatz vom Beginn der jüngeren Steinzeit, den er im Großen Moor (Maglemose) bei Mullerup am Westrande der Insel Seeland (Dänemark) untersucht hatte.[2] In dieser eminent wichtigen Arbeit gibt Sarauw, anknüpfend an die bei den Grabungen des Museums in Kopenhagen aus dem Maglemose gewonnenen reichen Fundmaterialien, ein einigermaßen abgerundetes Bild von dem Formenkreis und der Verbreitung der Gruppe, der jener neue dänische Fund angehört. Hier war mit einem Schlage durch einen glücklichen Fund und seine richtige Deutung unserem Wissen vom steinzeitlichen Menschen in Europa ein ganz neues Kulturbild eingefügt, und zwar am rechten Orte und in nahezu erschöpfender Weise.

Auf alle Einzelheiten der bedeutsamen Publikation Sarauws einzugehen, ist hier unmöglich. Die Lektüre der dänischen Schrift, der der Verfasser im Sonderabdruck selbst ein französisches Resumé beigegeben, wird an der Hand des ausgezeichneten Referates von J. Mestorf wesentlich erleichtert.[3] Überdies wird uns wohl Sarauw, der dem Gegenstand fortgesetzt Aufmerksamkeit zugewendet hat, diese seine Arbeit bald in noch wesentlich erweiterter Form in deutscher oder französischer Sprache vorlegen. Hier seien nur die wesentlichsten Punkte hervorgehoben.

Das Studium jener entlegenen Kultur, die uns durch den glücklichen Fund im Maglemose erschlossen wurde, hat stets auszugehen von den Materialien, die diese, wie Sarauw annimmt, auf floßartigem Packwerk angelegte Wohnstätte am Rande eines heute mit Moor bedeckten Sees in überraschender Vielseitigkeit und Fülle bietet. Im Maglemose ist ihr nicht unerheblicher Formenkreis nahezu vollständig vertreten; freilich fehlen hier auch für manche Einzelheit noch die Aufschlüsse, die uns jedoch die nunmehr richtig zu beurteilenden Parallelfunde reichlich gewähren.

Gegenüber dem Inhalt unserer jungneolithischen Gruppen fällt bei der frühneolithischen Maglemosekultur vor allem neben dem gänzlichen Fehlen von Keramik der große Reichtum von Horn- und Knochenartefakten auf, ein Zug, der lebhaft an die spätpaläolithische Madeleinekultur gemahnt, wie auch manche Formen selbst so überraschend an Madeleinetypen erinnern. Jedenfalls spielten Horn und Knochen als Rohmaterial für das Gerät dieser Kultur eine so bedeutsame Rolle, wie wir sie aus jüngerneolithischen Stufen einfach nicht mehr kennen, sodaß man sich da fast versucht fühlen könnte, Maglemose mit dem wesentlich älteren Madeleine zu einem Knochen- und Hornalter zusammenzufassen, das das ältere von dem jüngeren Steinalter trennt. Andererseits verraten die Feuersteinformen vom Maglemose nahe Verwandtschaft mit denen der Kjökkenmöddingerkultur Südskandinaviens, jedoch zeigen sie, daß sie ihnen zeitlich noch vorangehen, indem wichtige Typen der Kjökkenmöddinger hier noch fehlen oder aber nur in Vorläufern vorhanden sind. Deuten die frühneolithischen Kjökkenmöddinger Jütlands und der dänischen Inseln bereits auf eine Kulturstufe, der statt des Ackerbaues und der Viehzucht der jüngerneolithischen Kulturen vielmehr Jagd und vor allem Fischerei ihren Stempel aufdrücken, so gilt das in noch höherem Grade für die zeitlich noch vorangehende Maglemosegruppe.

Das Ensemble der lediglich geschlagenen (nicht geschliffenen) Feuersteinsachen vom Maglemose zeigt neben einer Unzahl von Abfällen, die lokale Silex-Industrie voraussetzen lassen, reichlich Späne, Messer, Span- und Rundschaber und

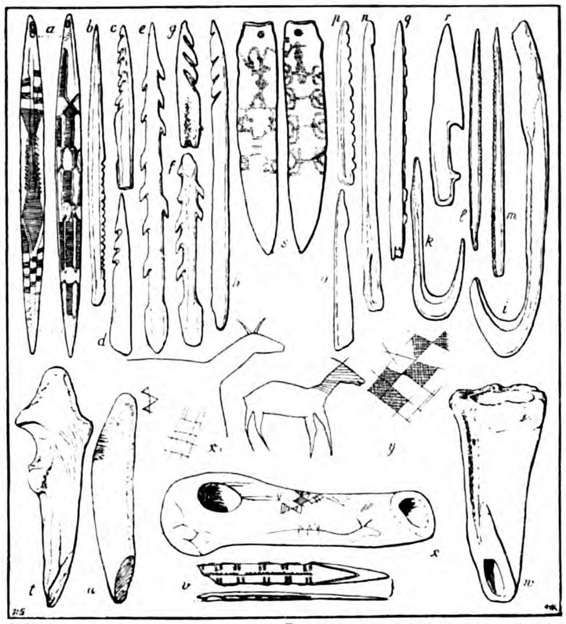


Abb. 1 Funde der baltischen Maglemosekultur

Bohrer, von den Beilformen der Kjökkenmöddinger einige Stücke (so nur zwei Äxte mit Spaltschneide), querschneidige wie andere einschneidige Pfeilspitzen (Einsätze für Knochenharpunen und früher „Querangeln“ genannte Typen), endlich Klopf- und Schlagsteine. Gleichgeartete Feuersteinarbeiten kehren großenteils in den dänischen Kjökkenmöddingern und den verwandten Funden im übrigen Balticum wieder, auch die norddeutsche Tiefebene bietet derartiges Material, vieles findet sich auch sonst in Europa, meist in kenntlichem frühneolithischem Zusammenhange, obschon ein Teil dieser Formen sehr wohl bis ans Ende der Steinzeit dauern mag.

Viel wichtiger für die Umschreibung des Formenkreises der Maglemosekultur sind die Horn- und Knochengeräte, für die Elch, Ur, Edelhirsch, Reh und Wildschwein das Material geliefert haben. Hier handelt es sich um Formen, die sich über ein ungeheuer großes Gebiet in auffallender Gleichartigkeit verbreitet haben. Viele von ihnen beschränken sich auf diese eine Stufe, andere geben deutlich eine Ableitung aus spätpaläolithischen Erscheinungen zu erkennen, wieder andere wiederholen sich auch noch in der Folgezeit, freilich ohne bis an das Ende der Steinzeit als Durchschnittstyp der jungneolithischen Stufen zu reichen.

Von großen Formen aus Horn wären Äxte verschiedener Typen zu nennen, solche mit Stielloch und schräg abgeschnittener Schneide, desgleichen mit kurzer Schafthöhlung zum Einsetzen eines Steinwerkzeuges, dann schlanke Hornmeißel, die ungefähr an unsere Schuhleistenkeile erinnern. Alles Dinge, die ja auch in den Kjökkenmöddingern nicht fehlen, ja die Hirschhornäxte mögen noch weiter abwärts reichen, wenngleich die jüngeren Stücke sich mehr durch viereckig eingeschnittene Schaftlöcher (statt der rund eingebohrten) und teilweise Politur auszeichnen. An kleineren Hornsachen liegen Schmuckperlen und Angelhaken vor. Aus Knochen sind Äxte (aus starken Röhrenknochen mit schräg geschnittener Schneide) hergestellt, weiter Dolche, falzbeinartige Glättinstrumente (Saumglätter; nach anderer Deu-

tung Fischschuppenmesser), Pfriemen und Nadeln, wie wir sie auch aus den Kjökkenmöddingern kennen, ferner, wohl als auffallendste Erscheinung der Gruppe, Harpunen mit einseitigen (ganz selten auch beiderseitigen), meist nicht kräftig vortretenden Widerhaken in Ein- wie Mehrzahl, solche mit flachen Kerben auf der einen Schaftseite, andere mit sehr kräftig entwickelten Haken wechselnder Zahl, Harpunen mit zwei Längsschlitzen für Feuersteineinsätze, endlich Angelhaken, die teilweise auch mit Widerhaken versehen sind, Netzstricker, Nähnadeln u. a. m. Zähne vom Elch und Ur wurden durchbohrt und als Schmuck verwendet, aus Wildschweinzähnen verfertigte man Messer. Alles Formen, die nun im Balticum in überraschend großem Verbreitungsgebiet und in zahlreichen Funden wiederkehren. Daneben fanden sich im Maglemose noch reichlich Knochen mit Spuren angefangener Bearbeitung.

Im Maglemose fehlt Keramik gänzlich, im Gegensatz zu den Kjökkenmöddingern, keine Spur von Gefäßresten oder Terrakottaobjekten wurde gehoben, trotzdem die Zahl der aufgesammelten Fundstücke über 20 000 betrug. Ebenso vermißt man Topfware bei fast allen anderen Funden gleichen Charakters im Balticum. Daß jenen Zeiten in anderen, südlicheren Gebieten nun wirklich gänzlich Keramik mangelte, wird man daraus jedoch nicht ohne weiteres folgern dürfen.

Erfreulicherweise geben uns die Funde nun auch eine gute Vorstellung von dem Kunstwollen während der Maglemosestufe. Ein Teil der Gerätschaften aus Knochen und Horn zeigt dekorativen Schmuck, für figürliche Zeichnung wie geometrische Ornamente haben wir treffliche Belege. Von Ystad in Schonen[4]) besitzen wir zwei Elchhornäxte mit eingeritzten Rehen und geometrischen Mustern (schachbrettartige und andere Motive); die oftmals reproduzierten Rehe sind vorzügliche Proben figürlicher Zeichnung, sie erinnern so lebhaft an die Tierzeichnungen der Madeleinekultur. Weiter ist in wesentlich roherer Manier ein Vierfüßler in Rückenansicht auf einer Knochenharpune von Gröft auf Langeland dargestellt; auch an stilisierten Menschenfiguren scheint es nicht zu fehlen, wie ein falzbeinartiges Gerät dänischer Provenienz im Museum zu Odense lehrt.[5]) Häufiger begegnet man freilich geometrischen Ornamenten, und zwar auf Harpunen, falzbeinartigen Knochengeräten, Hirschhornäxten (die doch wohl dieses Alter beanspruchen dürfen), Geweihstangen u. a. m., ausgeführt sind sie in Ritz-, Kerb- wie Bohrtechnik, welch letztere feine Punktlinien entstehen läßt. Die fast stets rein linear-geometrischen Muster entfernen sich meist erheblich von den Motiven auf unserer jüngerneolithischen Keramik, aber ebenso auch von den Madeleinemustern. Besonders hervorzuheben wären die wellenartig fortlaufenden Reihen von gebrochenen Linien, die Sechsecke umschließen, Schachbrett und Wolfszahn, Zickzackbänder, von Dreieckreihen oder schrägen Strichen begleitete Linien und Linienbänder.[6])

Die Verbreitung dieser eigenartigen Kultur, für die Wohnstätten- und Einzelfunde reiches Material beisteuern, während Gräber bisher noch aussetzen, ist vornehmlich eine baltische, ohne sich jedoch auf das Balticum zu beschränken.[7]) Die charakteristischen Maglemoseformen lassen sich von Nordfrankreich (Seine- und Sommetal) durch Belgien, Holland, Hannover nach Schleswig-Holstein, Jütland, den dänischen Inseln und Südschweden (Schonen und Gebiet am Wener- und Wettersee) verfolgen, weiter durch die norddeutsche Tiefebene (Mecklenburg, Pommern, West- und Ostpreußen, Sachsen, Brandenburg und wohl auch Posen) nach Rußland, woselbst aus dem Gouvernement Suwalki, aus Liv- und Estland reichlich Funde bekannt sind, während sich Spuren selbst noch in Zentral- und Ostrußland, an der Oka und Wjatka, ja sogar weit jenseits des Ural nachweisen lassen.[8]) In Ost- wie Westpreußen und an der unteren Havel erreichen die (meist unter Moor im Wiesenkalk angetroffenen) Funde eine ganz beträchtliche Zahl, ebenso auf Seeland und in Schonen, was auf verhältnismäßig große Dichte der Besiedelung schließen läßt.

Daß die baltische Maglemosekultur zeitlich von der Stufe der Kjökkenmöddinger Dänemarks wie der verwandten Funde der Ostseegebiete sich abhebt, erhellt zur Genüge allein schon aus den beträchtlichen Unterschieden in den Formenkreisen beider Gruppen. Daß Maglemose aber ein höheres Alter als die dänischen Muschelhaufen beansprucht, lehrt die unverkennbare Verwandtschaft mit Erscheinungen der spätpaläolithischen postglacialen Madeleinekultur, das Fehlen jeder Keramik, endlich der Umstand, daß das Fundgebiet der Kjökkenmöddingertypen gerade in Skandinavien ein wesentlich ausgedehnteres ist als bei der Maglemosegruppe. Aber dazu kommen noch weitere Stützpunkte, die sich aus dem überaus wichtigen Befunde von Maglemose in bezug auf die geologischen, faunistischen und floristischen Erscheinungen des baltischen Postglacials ableiten. Damit erhält diese Kultur eine ganz feste Zeitstellung. Es ist hier unerläßlich, diese Dinge in Kürze darzulegen.[9])

Nordeuropa, Fennoskandia, hatte infolge der zwischen dem nordeuropäischen und deutschen Gebirgssystem bestehenden, sich allmählich ausgleichenden Spannungszustände, wie während der Vereisung, so auch nach der Eiszeit starke Niveauschwankungen erfahren, deren etwaige Beziehungen zu den Schwankungen und Stadien der Vergletscherung seit der letzten (Würm-) Eiszeit in den Alpen so wenig wie das Verhältnis zwischen alpiner und norddeutsch-skandinavischer Vereisung überhaupt geklärt sind. Als sich das nordeuropäische Eis nach der Stillstandsphase (letzte Eiszeit), die die große baltische Endmoräne schuf, über die Ostsee zurückgezogen hatte, bedeckte im Zusammenhang mit dem Ostseebecken die Südhälfte Schwedens, den Westrand der russischen Ostseeprovinzen und das östliche Finnland in beträchtlicher Landsenkung ein salzreiches Eismeer. Dieses Yoldiameer (so genannt nach der Muschel Yoldia arctica) verband das Skager-Rak über das noch tief eingetauchte Mittel- und Südschweden hinweg mit der Nordhälfte der Ostsee und weiter über Finnland, den Ladoga- und Onegasee mit dem Weißen Meer. Der größte Teil Norwegens, die Nordhälfte Schwedens und das westliche Finnland waren noch unter dem Eise. Dänemark und ein Teil Südschwedens blieb frei von der Meerbedeckung. Die deutsche Ostseeküste lag damals noch wesentlich höher (in Mecklenburg rund 50 m) als heute; Schleswig-Holstein und Mecklenburg waren noch in Landzusammenhang mit Dänemark, der Komplex Darß-Hiddensöe-Rügen wie die pommersche Küste über die Oder- und Stolpbank (und Adlergrund) mit Bornholm. Das Klima war im Balticum mehr noch ein arktisches. Das Land bedeckte arktische Tundrenflora (Dryasflora), die langsam subarktischer Steppe mit Waldinseln wich. Die Landfauna war entsprechend. Die ältesten Spuren des Menschen, die man vom Süd- und Westrande des Balticums[10]) kennt, bearbeitete Renntierstangen und dergl., gehören noch in die Zeit

dieſes Yoldia-Eismeeres. Zeitlich entſprechen ſie wohl der poſtglacialen, mit dem nachwürmeiszeitlichen Bühlſtadium zuſammenfallenden Madeleinekultur des Südens und Weſtens, wie uns dieſe am Nordrand der Alpen in den Funden von der Schuſſenquelle in Oberſchwaben, aus der gelben Kulturſchicht des Schweizersbildes wie vom Keßlerloch bei Schaffhauſen entgegentritt.[11]) Ob noch andere hochaltertümliche Zeugniſſe des Menſchen im Norden, große flache Silexklingen nach Art der Coup de poing-Typen von Chelles und St. Acheul,[12]) bis in die Yoldiazeit zurückreichen, iſt ungewiß; dieſe dürften weſentlich jünger ſein, wenngleich ſie zeitlich der Maglemoſekultur vielleicht noch erheblich vorangehen. Die Yoldiazeit hatte jedenfalls eine ganz beträchtliche Dauer: in den niederen Niveaus des Yoldiameeres hat ſich ein Ton (mit arktiſchen Foſſilien) abgeſetzt, für deſſen Ablagerung man z. B. bei Norrköping einen Zeitraum von 500—600 Jahren, der aber ſicherlich nur einen Bruchteil der Dauer der Yoldiazeit ausmacht, berechnet hat.

Es trat nun im nördlichen Schweden wie in Finnland eine Landhebung ein, die Schonen mit den däniſchen Inſeln und Jütland in Landverbindung brachte, im mittleren Schweden den Zuſammenhang von Skager-Rak und nördlicher Oſtſee aufhob und in Finnland, das großenteils noch unter Waſſer blieb, die Ladogameerenge der Yoldiazeit ſchloß. Die Oſtſee, die faſt ausgeſüßt wurde, bildete jetzt einen gewaltigen Binnenſee, den Ancylusſee (nach der in ſeinen Strandwällen maſſenhaft vorkommenden Schnecke Ancylus fluviatilis), der wohl nur zeitweiſe durch den Sund einen ſchmalen flußartigen Abfluß hatte. Das Klima war weſentlich milder geworden, das Landeis reichte im Norden ſchon längſt nicht mehr bis an den See, deſſen Waſſer jedoch verhältnismäßig niedrige Temperatur beſaß. In der Waldflora herrſchen zunächſt Birke und Eſpe vor, dieſe verdrängte dann die Kiefernflora. Das Renntier war längſt aus der Südhälfte des Oſtſeebeckens verſchwunden, ſeine Stelle nehmen Elch (bereits ſeit der Birken-Eſpenzeit) und Hirſch ein. Wahrſcheinlich war damals ſchon, jedenfalls aber in der jüngeren Ancyluszeit, der Südrand des baltiſchen Sees in Senkung begriffen, die in der Folge für die deutſche Oſtſeeküſte ſo gewaltige Verluſte an Land brachte.

Durch Überfließen des Ancylusſees wie durch erneute, freilich ſehr ungleiche Landſenkung in der Südhälfte des Balticums (während im Norden die ſkandinaviſche Maſſe weiter aufſtieg) wurde durch den Öreſund und die Belte die Landbrücke vom Feſtland nach Schonen durchbrochen. Vom Kattegatt her konnte Salzwaſſer eintreten, ihm folgte die Nordſeefauna. Die Oſtſee wurde zu einem ſalzigen Meer, dem Litorinameer (nach der Schnecke Litorina litorea), mit weſentlich größerem Salzgehalt als heute, wie der fauniſtiſche Befund lehrt, ſo vor allem das Vorkommen der Auſter, die ja in Maſſen in den Kjökkenmöddingern Dänemarks erſcheint. Die deutſchen Oſtſeeküſten, insbeſondere Mecklenburgs und Pommerns, haben durch die Litorinaſenkung ſehr empfindliche Einbußen erlitten, über deren Umfang ein Blick auf eine Tiefenlinienkarte der Oſtſee unterrichtet. Plantagenet-Grund, Oder- und Stolp-Bank und die ſie mit dem Feſtlande verbindenden Brücken fielen dem Meere zum Opfer, nachdem ſie auf der Landſeite bereits durch Haffbildung abgetrennt waren, ihre Sande wurden als zuſammenhängende Dünen auf die heutige Küſte von Mecklenburg bis Hela geworfen. Die mehr ſchollenartig erfolgende Senkung reichte hier noch weit landeinwärts; beiſpielsweiſe traf man an der Trave, bei Wismar, Warnemünde, wie am Ryck bei Greifswald Litorinaablagerungen in größerer Tiefe unter dem heutigen Niveau des Meeres, die Talſohle der (heute mit Torfmooren erfüllten) vorpommerſchen Urſtromtäler liegt gleichfalls faſt durchgehends tiefer als der Oſtſeeſpiegel. An der Oſtſeite Schleswig-Holſteins wie längs der Nordſee bis nach Belgien hin war die Landſenkung nicht minder beträchtlich, auch hier ſind die bis in die Jetztzeit reichenden Landverluſte ungeheure geweſen. Mit dieſem Litorinameer ſtehen die Kjökkenmöddinger Dänemarks wie auch die ſogenannten Nöſtvetſtationen Norwegens im Zuſammenhang, indem ſie auffallend an die heute mehr oder minder über dem Meeresſpiegel liegenden Strandlinien dieſes Meeres gebunden ſind. Der Landſenkung im Süden entſprechend finden ſich an der deutſchen Küſte von der Kieler Föhrde bis zum kuriſchen Haff Siedelungsreſte der Steinzeit nicht ſelten in geringerer oder größerer Tiefe unter dem Meeresſpiegel, ebenſo kennt man ſubmarin ausſtreichende Torfmoore hier wie an der Nordſee allenthalben. Mit Eintritt in die Litorinazeit, deren Klima unzweifelhaft etwas wärmer war als das jetzige, wurde auf dem Lande die Kiefer allmählich durch die Eiche verdrängt; neben der Eiche ſind Ulme, Spitzahorn, Erle, Miſtel, Epheu uſw. vorhanden. Bis auf ganz wenige Reſte iſt der Elch aus dem Bereich der däniſchen Kjökkenmöddinger verſchwunden, wie auch hier bereits die Kiefer ganz zurücktritt. Profeſſor W. C. Brögger ſchätzt, ausgehend von den archäologiſch fixierbaren Stadien der Landhebung im Kriſtianiagebiet (Ende und Beginn des Bronzealters angenommen für 500 und 1900 v. Chr.), das Alter des Maximums der Litorinaſenkung (Strandlinie der Nöſtvetfunde) auf rund 5000 v. Chr.,[13]) ein Datum, das einigermaßen mit den archäologiſchen Ergebniſſen ſich in Einklang bringen läßt.

Seitdem haben im Oſtſeebecken wie an der Nordſee noch weitere Niveauveränderungen ſtattgefunden. Südſkandinavien wie die öſtlichen Teile Nordſchwedens haben ſich (in Abſtufungen vom Maximum der Litorinaſenkung ab, die als ältere, mittlere und jüngere Tapeszeit und recente Zeit bezeichnet werden) weiter gehoben, an der Nordſeeküſte wie am Südrand der Oſtſee zeigt ſich in dieſem Jungalluvium fortgeſetzte Senkung, fortgeſetzter Landverluſt bis zur Neuzeit. Auf die Eichenflora folgt in Südſkandinavien die Buchen-Erlenflora, die endlich die heutige Waldvegetation ablöſt. Die Nordſeefauna iſt aus der Oſtſee wieder verſchwunden; der (zur Litorinazeit beſtehende höhere) Salzgehalt hat ſich inzwiſchen ſtark gemindert, die Oſtſee iſt wieder ein Brackwaſſerſee geworden. Im Kriſtianiagebiet, woſelbſt die Funde der Stein- wie Bronzezeit vielfach an die jeweiligen Strandlinien gebunden ſind, läßt ſich die Hebung des Landes an der Hand der archäologiſchen Funde im einzelnen vorzüglich verfolgen, in Schonen und im mittleren Schweden hat man für Steinzeitſiedelungen die nämlichen Beobachtungen machen können, während andererſeits an den deutſchen Küſten Reſte verſunkener Niederlaſſungen und Grabbauten wie Funde jungneolithiſchen (und ſelbſt metallzeitlichen) Alters, wiederholt unter dem Meeresſpiegel nachgewieſen wurden.[14])

In dieſer Reihe poſtglacialer Stufen des Balticums erhält nun Maglemoſe eine unverrückbar feſte Zeitſtellung.

Denn wenn der Ausgrabungsbefund lehrt, daß zur Zeit jener Seestation die Kiefer reichlich vorhanden war, nebst Hasel, Ulme, Zitterpappel und Birke, die Eiche hingegen gänzlich fehlt, daß ebenso einfach alle Spuren von Austernschalen, weiter der Hund, das einzige Haustier der Kjökkenmöddinger, hier ausbleiben, der Elch hingegen reichlich erscheint, so bedeutet das für die zeitliche Beurteilung der Maglemosekultur nur wieder das Nämliche, was sich bereits den rein archäologischen Daten entnehmen ließ. Maglemose ist also älter als die Kjökkenmöddinger, älter als das Maximum der Litorinasenkung, die Siedelung gehört in die jüngere Ancyluszeit. Ebendahin sind die übrigen gleichartigen Funde des Nordens zu verweisen, die, wie wir sahen, in geschlossenem Verbreitungsgebiet von Nordfrankreich durch Norddeutschland bis an den estnischen Meerbusen und das mittlere Schweden reichen, um ostwärts die Wolga mit einer Anzahl isolierter Stationen noch ganz erheblich zu überschreiten.

Das ist in Kürze das Ergebnis der Studien Sarauws. Ihre eminente Tragweite liegt darin, daß hier mit einem Schlage im Balticum aus bisher kaum beachteten Denkmälern ein neuer archäologischer Formenkreis erschlossen und zugleich zeitlich präzis umschrieben wurde. In unserm chronologischen System wird man die Maglemosekultur mit der unmittelbar folgenden der Kjökkenmöddinger Dänemarks, im Gegensatz zu den mit reich ornamentierter Keramik ausgestatteten jungsteinzeitlichen (kupferführenden) Stufen, zu einem frühneolithischen Stufenkomplex zusammenschließen dürfen. Diesen Komplex als besondere „mittlere Steinzeit“ auszuscheiden oder gar dem Ende des Paläolithicums zuzuweisen, empfiehlt sich wegen der unverkennbaren Beziehungen zu bisher stets als neolithisch beschriebenen Funden kaum, selbst wenn die ursprüngliche Definition der Werte „Paläolithicum“ und „Neolithicum“ als Zeitalter der geschlagenen und der geschliffenen Steinwerkzeuge mit der nunmehrigen Verwendung dieser Begriffe nicht mehr im Einklang steht. Mit der Einfügung der Maglemosekultur in unser chronologisches System wird zwar der Hiatus zwischen älterer und jüngerer Steinzeit noch

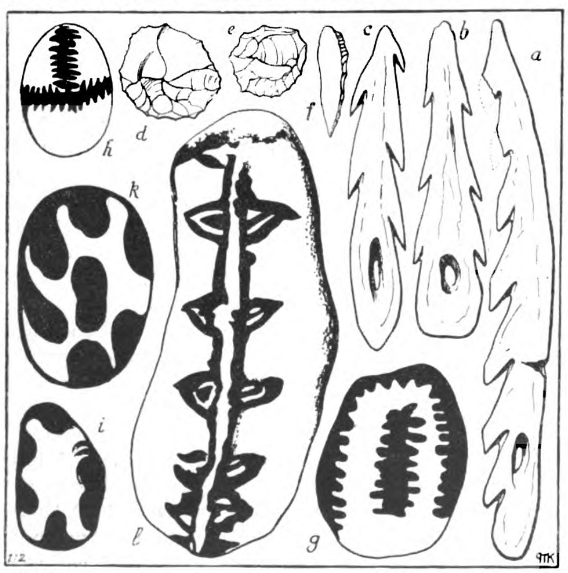


Abb. 2 Fundstücke aus Mas d'Azil

nicht gänzlich zum Schwinden gebracht, aber im Zusammenhang mit einer besseren chronologischen Beurteilung der jungpaläolithischen Gruppen auf einen verhältnismäßig geringen Zeitraum reduziert. Die Madeleinekultur ist durchaus postglacial, erheblich jünger als die Würmeiszeit, mit Maglemose gelangen wir bis in die jüngere Ancyluszeit; somit schrumpft der früher völlig unüberbrückbare „Hiatus“ auf die Spanne Zeit zusammen, die der älteren Ancyluszeit entspricht. Aber auch hier werden bald neue Funde die kurze Lücke in der Stufenfolge füllen.

Der Formenkreis der baltischen Maglemosekultur reicht nach Süd und Südwest nicht über die Küsten der Nordsee und Norddeutschland hinaus. Aber es ist klar, daß wir jenseits der durch typische Maglemosefunde, vor allem die eigenartigen Harpunen, angedeuteten Grenzlinie doch auf gleichalterige Denkmäler einigermaßen ähnlichen Charakters stoßen müssen. Das trifft nun auch zu.

Bereits Sarauw hat schon dargelegt, daß der baltischen Maglemosegruppe das Asylien französischer Forscher entsprechen dürfte, ein Kreis von Erscheinungen, der zwischen der jungpaläolithischen postglacialen Madeleinekultur und dem voll entwickelten Neolithicum steht und seinerseits mit dem Campignien, der französischen Facies der Kjökkenmöddingerstufe, keine rechte Berührung zeigt. Freilich ist der Formenkreis des Asylien in Frankreich wie im übrigen Westeuropa noch viel zu wenig umschrieben, um deutliche Parallelen bis ins einzelne erkennen zu lassen. Aber eine gewisse Gewähr für das zeitliche Zusammentreffen liegt in dem reichlichen Vorkommen einer Hauptform der Maglemosekultur, der Harpune, in den Stationen des Asylien, die hier freilich aus Hirschhorn und in etwas verändertem Typ auftritt.

Die von E. Piette herrührende Aufstellung des Asylien geht aus von einer fundreichen Schicht in einer Grotte am linken Ufer der Arise bei Mas d'Azil (Dep. Ariège, Südwestfrankreich), die ein höheres Niveau einnimmt als die Ablagerungen der Madeleinekultur mit arktischer Fauna in dieser Grotte.[15]) Ganz gleichgeartete Materialien gesellen sich dazu am nämlichen Platze vom rechten Ufer des Arise, nicht so deutlich unterlagert durch spätpaläolithische Dinge. Diese Schichten mit ihrer ausgesprochenen postglacialen Waldfauna boten außer mit Eisenhyperoxyd bemalten Kieseln (mit allerhand Ornamenten und schriftartigen Zeichen) Schmuck aus Tierzähnen, kleine Silexsachen (Schaber, Spitzen, Messer), zugespitzte Knochen, Knochennadeln und vor allem kurze und längere flache (breite) durchlochte Hirschhornharpunen mit einer oder zwei Reihen Widerhaken. Von den eleganten stielrunden Harpunen der Madeleinekultur unterscheiden sich die wesentlich roheren Formen des Asylien auffallend, freilich entfernen sie sich auch erheblich von der Mehrzahl der Maglemosetypen. Aber einzelne Harpunen aus Mas d'Azil finden im Balticum ihre Gegenstücke, ebenso kehren andere Objekte aus der Gruppe des Asylien (so Silexarbeiten mehr frühneolithischen Charakters) unter den Maglemosefunden wieder. So kann man kaum noch Zweifel an dem zeitlichen Zusammenhange beider Kreise hegen, wenigstens bekundet nichts das Gegenteil. Unklar bleibt nur, ob das Asylien bereits Keramik führte. Für die Parallelisierung von Maglemose und Asylien ist dieser Punkt jedoch nebensächlich.

Viel bedauerlicher ist es, daß die südwestfranzösischen Fundstätten dieser Gruppe bisher eine im Grunde doch

nur geringe Typenzahl boten, die eine klare Vorſtellung von dem Kulturbild des Aſylien nicht recht ermöglicht.[16]) Weil die Leitformen der Gruppe, vor allem die Harpunen, in überaus großem Umkreiſe wiederkehren, und zwar auch an Fundplätzen, an denen man ſie ſchwerlich erwartet hätte, macht ſich dieſe Lücke um ſo empfindlicher geltend. Hierauf ſind freilich die franzöſiſchen Forſcher, ſoweit ich einen Einblick habe, ernſtlich gar nicht eingegangen. Dem Begriff des Aſylien mußte ſomit bisher etwas Vages, äußerſt Hypothetiſches anhaften, gewiß zu Unrecht.

Mehrere Stationen des Nordpyrenäengebietes (Dep. Ariège, Haute-Garonne, Baſſes-Pyrénées) ergaben Aſylien-Typen.[17]) Zu dem eponymen Mas d'Azil geſellen ſich die auch wegen des Vorkommens von Elchreſten[18]) wichtigen Funde aus der Grotte La Touraſſe bei St.-Martory, für die zuvor ſchon (durch G. de Mortillet) die Bezeichnung Touraſſien geprägt worden war; des weiteren Materialien aus anderen Höhlen bei Montfort, Gourdan, Lortet, Bagnères-de-Bigorre und Tarascon, endlich (in nicht ganz einwandfreier Lagerung) von Sordes öſtlich Bayonne. Den nämlichen Erſcheinungen begegnet man auch nördlich der Garonne im Departement Lot (Grotte von Reilhac). Jene merkwürdigen, freilich noch ſo wenig verſtändlichen bemalten Kieſel aus Mas d'Azil kehren weitab, an der liguriſchen Küſte wie in Südoſtſpanien (?), wieder, in der Höhle Barma-Grande bei Mentone und in der Cueva de la Perneras (Murcia),[19]) wohl beide Male in poſtpaläolithiſchem Zuſammenhang. Aber damit iſt das Verbreitungsgebiet des Aſylien noch keineswegs umſchrieben.

An der Weſtküſte Schottlands fand man in Höhlen bei Oban (Argyle) mit Reſten ausgeſprochen poſtglacialer Fauna (in Ablagerungen ähnlich den Kjökkenmöddingern) in anſehnlicher Zahl ſolche Hornharpunen nebſt frühneolithiſchen Silex- und Knochenwerkzeugen, das nämliche Inventar dann weiter auch in den Kjökkenmöddingern auf der nicht allzuweit entfernten Inſel Oronſay. In der Nordhälfte Englands laſſen ſich aus der Victoriahöhle bei Settle in Yorkſhire aus einer „neolithiſchen" Schicht wieder Aſylienformen nachweiſen.[20]) Inwiefern die wiederholt auf den britiſchen Inſeln gefundenen Hämmer und Pickel aus Hirſchhorn[21]) Anteil haben an dieſer Gruppe, vermögen wir jedoch noch nicht zu ſagen, da ja dieſe Typen noch in etwas jüngere Zeiten reichen, beiſpielsweiſe nicht in den Feuerſteinminen der folgenden Stufe fehlen.

Das Aſylien hat alſo im Gegenſatz zu der Maglemoſegruppe des Balticums, wie dieſe Funddaten lehren, eine mehr weſteuropäiſche Verbreitung von einer Ausdehnung, wie ſie kaum jüngere vorgeſchichtliche Erſcheinungen je wieder bekunden. Aber ein wichtiges Fundgebiet echter Aſylientypen iſt hierbei noch gar nicht berückſichtigt, ja es hat, bis auf ganz kurze Erwähnung, bisher überhaupt noch nicht Beachtung gefunden, nämlich die Schweiz und Oberitalien. Und zwar kommen hier durchaus nicht ganz neue Funde neuer Schichten in Betracht, ſondern längſt bekannte Dinge aus den neolithiſchen Pfahlbauten, Dinge, die man freilich bis jetzt gar nicht als älteſte der ſteinzeitlichen Siedelungsreihe der Pfahlbauten angeſprochen hat.[22])

Recht reichlich iſt der Niederſchlag des Aſylien in den Pfahlbauten der Schweiz und auch des Bodenſees. Die Literatur bietet ganz anſehnliches Material,[23]) weit mehr noch dürfte unpubliziert ſein. Stets handelt es ſich um Seeſtationen, in denen das Kupfer noch nicht erſcheint; freilich rangieren die betreffenden Punkte in den Verſuchen einer chronologiſchen Aufteilung der Steinzeitpfahlbauten durchaus nicht als die älteſten. Man ſieht, erneute Durcharbeitung der neolithiſchen Pfahlbaumaterialien der Schweiz nach neuen Geſichtspunkten, die man früher ſchon im Hinblick auf unſere verſchiedenen keramiſchen Gattungen des Neolithicums gefordert hat, iſt dringend nötig.

Im weſtſchweizer Seengebiet ergaben vor allem die Stationen Conciſe (Neuenburger See) und Latrigen (Bieler See) ausgeſprochene Formen des Aſylien, jene breiten Hirſchhornharpunen. In Latrigen ſcheint, nach den vorhandenen Abbildungen zu urteilen, der Niederſchlag dieſer Stufe beſonders reich zu ſein, bietet doch dieſer Pfahlbau auch eine gewiſſe Menge anderer Horn- und Knochenarbeiten, darunter die uns aus dem Balticum als frühneolithiſch bekannten Dolche, Angelhaken und Hirſchhornhämmer, ferner grobe Silexſachen u. a. m. Ob die Nephritbeile dieſer Station noch dem Aſylien angehören oder jüngerer Beſiedelung des Platzes entſtammen, bleibt ungewiß. Ähnlich iſt das Inventar von Conciſe. Von anderen Stationen am Neuenburger See mit ſolchen Dingen kann ich noch St. Aubin, Font und Forel namhaft machen, vom Bieler See wird eine typiſche Harpune aus Sutz abgebildet. In den Pfahldörfern der kleinen Seen der mittleren Schweiz, Mooſeedorf bei Bern, Baldegg und Wauwyl im Kanton Luzern, kehren die nämlichen Erſcheinungen, Harpunen, anderes Knochen- und Horngerät, grobe Silexſachen u. dergl. wieder. Am Bodenſee handelt es ſich um die Stationen von Steckborn, Wangen, Bodman und Markelfingen. Freilich wiſſen wir von keinem dieſer Punkte, ob ſein neolithiſches Inventar (ſo vor allem auch die Keramik) lediglich dem Aſylien zukommt oder neben den Aſylientypen auch weſentlich jüngere Arbeiten enthält; ferner wiſſen wir nicht, ob während des Aſylien hier bereits eigentliche Pfahlbauten (auf einem Pfahlroſt) vorhanden waren oder die Siedelungen im See ſich zunächſt floßartiger Anlagen wie im Maglemoſe bedienten. In einzelnen Fällen ſind jedoch Packwerkbauten geſichert.

Aber das Aſylien können wir noch weiter verfolgen, in ſüdlicher wie öſtlicher Richtung. Zunächſt iſt Oberitalien mit voller Beſtimmtheit an dieſer frühneolithiſchen Gruppe beteiligt. Aus dem Pfahlbau im Moor bei Brabbia neben dem See von Vareſe wird z. B. eine typiſche Hirſchhornharpune abgebildet,[24]) die nun ſicher nicht das einzige Exemplar in dem an Pfahlbauten wie Terramaren mit neolithiſchem Inventar ſo reichen oberitaliſchen Gebiet ſein dürfte. Ebenſo laſſen ſich jene frühneolithiſchen Knochendolche wie altertümlichen Hirſchhornäxte noch wiederholt aus den Publikationen für dieſe oberitaliſchen Stationen nachweiſen.[25]) Jedenfalls wird aber an ſolchen Dingen viel mehr vorhanden ſein, als die Fundliteratur erkennen läßt. Es würde ſich lohnen, das einſchlägige Material für Oberitalien einmal zuſammenzuſtellen.

Könnten wir uns an die anderen Gerätformen halten, die wohl das gleiche Alter wie die typiſchen breiten Hirſchhornharpunen des Aſylien beanſpruchen dürfen, ſo ließe ſich dieſer Kreis nach Oſten und Südoſten noch wieder weſentlich erweitern. Mit allerhand bezeichnenden Fundſtücken gehören dann auch Ligurien, das Oſtalpengebiet und Bosnien, Süddeutſchland, Böhmen, Mähren, das weſt-

liche Galizien, ebenso auch Ungarn, namentlich Südungarn, zum Verbreitungsgebiet dieser Gruppe.[26]) Hier überall stellen sich jene Hirschhornhämmer und Knochengeräte, wie Dolche oder die Meißel mit schräg abgeschnittener Schneide, u. a. m. ein, in Südungarn sogar eine breite flache Hirschhornharpune (Szerb-Keresztúr, Torontál). So dürftig und lückenhaft die Zeugnisse dieser frühneolithischen Kultur hier überall im einzelnen auch noch sind, so sehr wird künftig die prähistorische Forschung mit ihnen zu rechnen haben.

Jedenfalls liegt es klar zutage, daß das Asylien, das mit so überraschender Gleichartigkeit einer Leitform in einem ohnehin ungeheuer großen Verbreitungsgebiet sich ausprägt, unser volles Interesse beansprucht. Den jüngersteinzeitlichen Charakter dieses Kreises wird niemand bezweifeln dürfen, die wesentlichste Stütze hierfür liegt in dem Vorkommen seiner typischen Formen in den Pfahlbauten. Daß das Asylien aber manchen eigenartigen Zug mit der Maglemosegruppe teilt, daß es, selbst frei vom neolithischen Kupfer, außer Zusammenhang mit den kupferführenden keramischen Gruppen der Steinzeit sein dürfte, all das weist ihm innerhalb des Neolithicums ein hohes Alter zu. Die süddeutschen Funde, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, stehen damit nur im vollsten Einklang.

Maglemose und sein Formenkreis gehören, wie wir auf Grund faunistischer, floristischer wie archäologischer Daten sehen, älteren Zeiträumen als die („älteren") Kjökkenmöddinger Dänemarks,[27]) als die Kjökkenmöddingerkultur des Balticums an. Aber die beiden Gruppen bilden im Gegensatz zu den reich keramisch und mit geschliffenen Steinbeilen ausgestatteten jüngerneolithischen Stufen Norddeutschlands und Skandinaviens einen frühneolithischen Stufenkomplex, der seinerseits ebenso scharf vom postglacialen Spätpaläolithicum getrennt ist.

Zählte die Kjökkenmöddingerkultur, für deren systematische Erforschung die dänische Prähistorie schon vor Jahrzehnten erhebliche Anstrengungen gemacht hat, wohl längst zu den der vorgeschichtlichen Archäologie geläufigen Werten, so brachten uns trotzdem die letzten Jahre noch wieder wesentliche Erweiterung unserer Kenntnisse von dieser frühneolithischen Gruppe.[28]) Einen ganz beträchtlichen Zuwachs zum Formenkreise der Kjökkenmöddinger des Balticums verdanken wir dem vor acht Jahren erschienenen großen dänischen Werk, das ein neues reiches Fund- und Typenmaterial publizierte, aber nicht minder auch anderen Arbeiten. Dazu lernten wir dann auch das ungemein große Verbreitungsgebiet der Haupttypen dieser Kultur innerhalb des altweltgeschichtlichen Kreises überschauen.

In der baltischen Kjökkenmöddingerstufe spielt der Feuerstein eine bedeutendere Rolle als während der vorangehenden Maglemosezeit. Waren vorher größere Flintwerkzeuge selten, so sind sie jetzt reichlich vorhanden, aber wie zuvor sind sie roh zugehauen, nicht geschliffen, auch nicht etwa blos an der Schneide zugeschliffen. Von größeren Formen sind vor allem die Beile und Äxte zu nennen, mehr trapezförmige „Skivespalter", mehr rechteckige oder einigermaßen ovale Äxte, jene Typen, die man vor Dezennien in Deutschland als „rohe Entwürfe" von Silexbeilen zu bezeichnen pflegte. Nuclei, kleine und große Messer, darunter die großen „Austernbrecher", Bohrer, Schaber und Kratzer, „querschneidige" Pfeilspitzen (winzige Instrumente nach Art der Skivespalter) und Klopfsteine werden in Massen gefunden. Dem Feuerstein gegenüber treten Horn und Knochen bei den Geräten mehr zurück. Die Maglemoseharpunen fehlen, aber Pickel und Hämmer aus Hirschhorn und Knochendolche sind noch vorhanden, ebenso reichlich Ahlen und Pfriemen aus zugespitzten Knochen. Natürlich fehlt auch nicht der Angelhaken aus Knochen, der Schmuck aus Tierzähnen. Neu sind Knochenkämme, die sparsam auch in den Pfahlbauten am Alpenrande erscheinen. Daß die großen Muschelhaufen Artefakte in allen Stadien der Bearbeitung zeigen, also auch einfach gesägte und angeschnittene Knochen, ist selbstverständlich. Reich entwickelte Ornamentik, für die ja die Maglemosegruppe so ausgezeichnete Proben bot, läßt sich kaum noch, jedenfalls nicht in nennenswertem Umfange nachweisen.

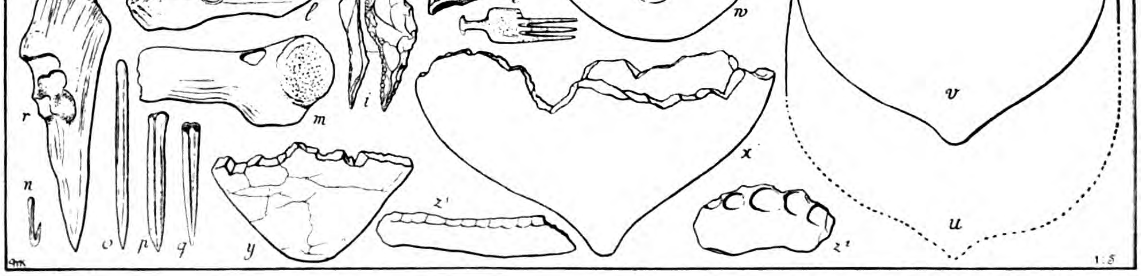


Abb. 3 Funde aus Kjökkenmöddingern usw. Dänemarks

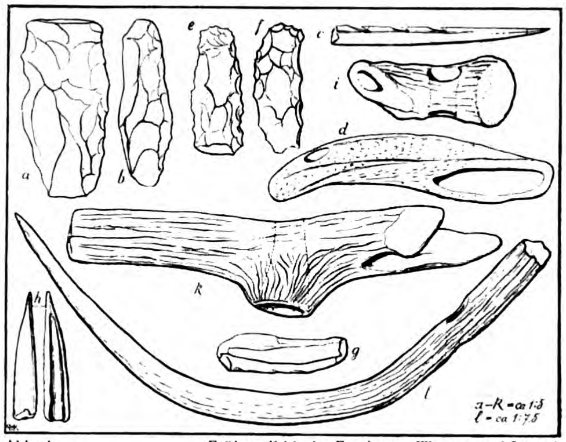
Nicht der unwichtigſte Beſtandteil des Inventars der Kjökkenmöddinger iſt eine grobe Keramik, weite Vorratsgefäße mit ſpitzem Boden und Tupfenverzierung, Formen, mit denen von allen unſeren ſteinzeitlichen Gattungen allein die rheinländiſche „Pfahlbautenkeramik" (der „Michelsberger Typus") Verwandtſchaft, und zwar die allergrößte Verwandtſchaft bekundet, ein Zuſammentreffen, wie wir es deutlicher kaum wünſchen können. Auch hier wieder alſo ein guter Fingerzeig für die weſentlichen Unterſchiede zwiſchen Maglemoſe und dieſer Gruppe.[29]

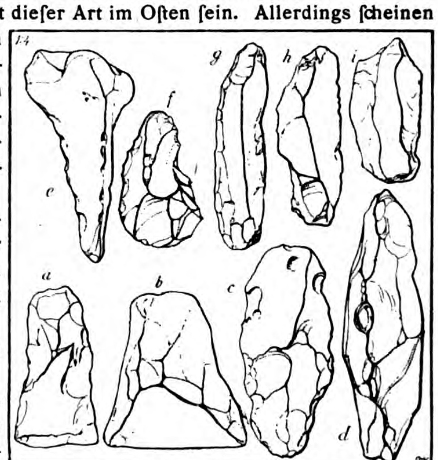
Beſonders betont ſei übrigens noch, daß in den däniſchen Muſchelhaufen zu wiederholten Malen oberflächlich Skelettgräber, öfter umſtellt von Steinen, angetroffen wurden. Dieſe freilich kaum mit Beigaben ausgeſtatteten Gräber dürften noch frühneolithiſchen Zeiten, etwa dem Ende der Kjökkenmöddingerſtufe, angehören.

Wie auch der fauniſtiſche und floriſtiſche Befund und nicht minder das Verhältnis der Siedelungen zu den poſtglacialen Niveauſchwankungen Skandinaviens Maglemoſe- und Kjökkenmöddingerkultur von einander trennen, wurde bereits oben berührt. Zwiſchen den Höhepunkten beider Kulturen liegt jedenfalls ein recht langer Zeitraum, dem ſich, wofür manche Anzeichen ſprechen, vielleicht noch eine Art Übergangsſtufe einfügen laſſen wird. Darauf deuten namentlich die Funde in der Kieler Föhrde bei Ellerbek, welche zeitlich dem Maximum der Litorinaſenkung der däniſchen und norwegiſchen Strandlinien vorauszugehen ſcheinen. Freilich geſtattet der nur geringe Formenvorrat dieſer heute tief unter dem Meeresſpiegel liegenden Siedelungen noch kein abſolut ſicheres Urteil in dieſem Sinne, was auch von verwandten Dingen in Jütland und an anderen Punkten gilt.[30]

Daß außer Dänemark mit ſeinen unzähligen Muſchelhaufen auf den Inſeln wie Jütland an dieſer Gruppe auch Schonen, Schleswig-Holſtein und die mecklenburgiſch-pommerſche Küſte mit reichlichen Einzel- und Siedelungsfunden beteiligt waren, hier vor allem Rügen mit ſeinem unerſchöpflichen Vorrat an vorzüglichem Rohmaterial für die Silexinduſtrie,[31] das wußten wir ſeit langem. Nun kamen dazu in Skandinavien noch aus der Südhälfte Norwegens wie von der Grenze Mittelſchwedens neue Belege, ferner ſtellten ſich auch in der norddeutſchen Ebene außerhalb der Küſtenzone und weiter oſtwärts typiſche Funde ein.

In Norddeutſchland ſüdlich des Oſtſeeſaumes ſind vor allem zwei Stationen in der Altmark zu nennen, Kalbe an der Milde und Arneburg. Über beide Punkte hat P. Kupka in letzter Zeit ausführlich berichtet.[32] Beide lieferten die ſo wichtigen Silexbeiltypen der Kjökkenmöddinger, daneben Meſſer, Schaber, Bohrer, Spitzen uſw. aus Feuerſtein. Kalbe an der Milde iſt zugleich auch ein Punkt der Maglemoſekultur, im Moor wurden hier im Wieſenkalk unter der Torfdecke ſchöne Knochenharpunen nebſt Elchknochen uſw. gefunden, die natürlich mit den um ein gutes Stück jüngeren Silexarbeiten aus den Sanddünen neben dem Moor keinen direkten Zuſammenhang haben. Daß dieſe beiden altmärkiſchen Plätze nicht die einzigen ihrer Art im Bereich zwiſchen Oſtſeerand und Mittelgebirge ſein werden, liegt auf der Hand. Zweifellos fällt nun mit dem größten Teil ihres Inventars noch eine ganze Reihe von Feuerſteinwerkſtätten Norddeutſchlands in dieſe Stufe, ſo die aus der Lüneburger Heide, der Nordhälfte der Provinz Sachſen, weiter der Priegnitz, Mittel- und Ukermark wie aus Poſen (und dem ſüdlichen und mittleren Polen) bekannt gewordenen Silexwerkſtätten, die querſchneidige Pfeilſpitzen, zierliche Spitzen mit einſeitiger Schärfe („Querangeln"), Schaber uſw. ja ſo reichlich ergaben.[33] Freilich läßt bei dem Fehlen größerer Silexformen, vor allem der Beile, was allerdings durch den Mangel eines an Ort und Stelle zu Gebote ſtehenden brauchbaren Rohmaterials bedingt war, ſich die Zeitſtellung aller dieſer Plätze doch nicht ganz ſicher umſchreiben, da ſie teilweiſe gewiß auch noch in jüngerneolithiſchen Zeiten beſiedelt waren. Daß aber das Verbreitungsgebiet typiſcher Kjökkenmöddingerformen die Oſtgrenze Norddeutſchlands noch überſchreitet, Norddeutſchland danach alſo ohne weiteres für dieſen Kulturkreis beanſprucht werden darf, das lehrt das Vorkommen von Skiveſpaltern und anderen frühneolithiſchen Feuerſteinformen in der Silexſtation von Kaszet an der Ula (Diſtr. Lida, bei Trocki) im Gouvernement Wilna.[34] Und ſicherlich wird das nicht der einzige Punkt dieſer Art im Oſten ſein. Allerdings ſcheinen die ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, die doch ganz anſehnliches Material für die Maglemoſekultur beiſteuerten, in dieſer Hinſicht noch gänzlich zu verſagen. Aber aus dem Gouvernement Olonez im nördlichen Rußland liegen vom Latſchaſee wieder Silexbeile von frühneolithiſchem Habitus vor.[35] Weiter nach Südoſten zu, in den feuerſteinreichen Gebieten Wolhyniens, Podoliens uſw. ſind meines Wiſſens freilich Arbeiten in frühneolithiſchem Charakter noch nicht gefunden, wenn es hier auch nicht an querſchneidigen Pfeilſpitzen fehlt.


Abb. 4 Frühneolithische Funde von Wismar und Lübeck


Abb. 5 Frühneolithisches Flintgerät aus Rügen

In Skandinavien reicht die Kjökkenmöddingerfacies nördlich weit über Schonen hinaus. In Schweden haben wir

die Belege bis zur Linie des Wener- und Wettersees (Blekinge, Östergötland, Dalsland, Bohuslän, endlich auf Gotland); für Norwegen steht uns heute ein umfangreiches Material zur Verfügung dank den ausgezeichneten Arbeiten von W. C. Brögger und seinem Sohne A. W. Brögger, die uns mit einem Schlage für die Archäologie des Südens und Westens Norwegens (Kristiania, Bergen) ganz neue Gesichtspunkte eröffnet haben.[36])

Freilich sind auf der skandinavischen Halbinsel außerhalb Schonen, das als Zentrum der Feuersteinindustrie eine ähnliche Rolle spielte, wie an der deutschen Küste die Insel Rügen, Silexbeile vom Kjökkenmöddingertypus nur sparsam verteilt, weil eben das geeignete Rohmaterial fehlte; die betreffenden Stücke selbst sind aus Schonen (oder Dänemark) importiert. Aber diese Silextypen der Kjökkenmöddingerkultur lösten, namentlich in Norwegen, und zwar hier im Kristianiagebiet wie an der Westküste, in lokalen Steinarten neue Formen aus, die nun wieder eine gewisse größere Verbreitung haben.

Die wichtigste Erscheinung dieser Art bilden die Äxte vom Nöstvettypus, die vor drei Dezennien durch Rygh ihren Namen nach einem Fundplatz in der Nähe von Kristiania erhalten haben. Diese in Wohnstätten wie aus Einzelfunden nicht seltenen Nöstvetbeile wurden, wiederholt vergesellschaftet mit typischen Spaltbeilen (Skivespaltern) aus Feuerstein, in der Umgebung des Kristianiafjords wie im übrigen Südostnorwegen, außerdem vereinzelt an der Westküste Norwegens, weiter in Dalsland und wieder reichlicher in Bohuslän nachgewiesen. Das im Gegensatz zu den Steinhämmern der jüngeren neolithischen Zeit Norwegens sorgfältig aus feinkörnigem bis dichtem und hartem Gestein (einem dem Feuerstein möglichst gleichgearteten Material), und zwar durch Zuschlagen hergestellte Nöstvetbeil, dessen Schneide nur in seltenen Fällen zugeschliffen ist, hat sich, wie A. W. Brögger betont, aus dem typischen langen Flintbeil der Kjökkenmöddingergruppe entwickelt. Dafür spricht außer der typologischen Übereinstimmung das Nebeneinander echter Kjökkenmöddingerformen und ausgezeichneter Nöstvetbeile in den Wohnstätten und zudem die Zeitstellung der Nöstvetkultur überhaupt. Die wichtigsten Fundplätze dieser Gruppe im Bereich des Kristianiafjords sind nämlich unmittelbar an dem einstigen Meeresstrande zur Nöstvetzeit gelegen, die Höhe dieser Punkte über dem jetzigen Meeresniveau fällt aber durchweg zusammen mit der Strandlinie des Maximums der Litorinasenkung dieses Gebietes (das sich seitdem wesentlich gehoben hat). Die Nöstvetsiedelungen sind hier also gebunden an die alte Strandlinie der Litorinasenkung, damit werden wir ohne weiteres wieder auf die Zeit der Kjökkenmöddingerkultur verwiesen.[37])

Eine andere Beilform dieser Art, gleichfalls wie die Nöstvetbeile nicht aus Feuerstein gearbeitet, ist der Limhamntypus (so genannt nach einem Fundplatz in Schonen, der auch Silexarbeiten im Kjökkenmöddingercharakter ergab). Beile dieser Art fanden sich auf Wohnplätzen in Schonen und Blekinge, vereinzelt weiter in Bornholm und auch in Norwegen. Sie dürften etwas jünger sein als die Nöstvetformen, aber doch kaum noch in eigentlich jungneolithische Zeiten reichen.[38])

Wieder andere Steinbeilformen erscheinen ungefähr gleichzeitig an der Westküste Norwegens. Hier hat A. W. Brögger zahlreiche Einzelfunde wie eine Reihe von Wohnstätten namhaft gemacht, welche die Kjökkenmöddingerkultur in wieder anderer Facies repräsentieren. Dahin gehören die Flintwerkstätten in Jaederen und vor allem die Wohnplätze von Holeheien (Jaederen) und Vespestad auf Bömmelöen (Sönderbergenshus Amt) mit ihrem wichtigen Nebeneinander verschiedener Beiltypen. Vorhanden sind hier Silexbeile frühneolithischer Gattung (Skivespalter u. a.), Nöstvetbeile, eine neue, mehr trapezförmige und dreieckige Form, der Vespestadtyp, endlich Äxte von dicknackigem Typ (butnakked), dazu Waffen und Werkzeuge aus Schiefer, kleinere Stein- und Silexobjekte (Messer, Schaber, Spitzen usw.), Schlagsteine, endlich grobe Keramik. In den Vespestadbeilen bekunden sich deutlich Zusammenhänge mit dem sogenannten arktischen Steinalter, die auch weiter durch die Schieferspitzen usw. dieser Plätze angezeigt werden. Zur zeitlichen Umschreibung dieser westnorwegischen Siedelungen kommen zu dem archäologischen Befunde auch wieder geologische Daten: die Lage des Wohnplatzes von Holeheien entspricht einem Niveauverhältnis, das etwas jünger als das Maximum der Litorinasenkung ist. Die frühneolithische Kultur des westlichen Norwegens fällt also zeitlich mit der Kjökkenmöddingerstufe zusammen, aber sie war hierselbst noch in der unmittelbaren Folge (die freilich noch vor den eigentlich jungneolithischen Stufen liegt) in einer einigermaßen ausscheidbaren jüngeren Ausbildung vertreten. Gleiche Zeitstellung wie diese Stationen des Vespestadtypus im Westland haben übrigens im norwegischen Nordenfjeld Wohnstätten im Drontheimer Gebiet.

Die frühneolithische Kultur Südskandinaviens hat jedoch noch wieder weiter nach dem Norden reichende Beziehungen, über die wir in den letzten Jahren einige Klarheit gewonnen haben. Nicht außer Zusammenhang mit ihr steht auch das sogenannte arktische Steinalter Skandinaviens, jene merkwürdige, durch Waffen und Geräte aus Schiefer (wie Pfeil- und Speerspitzen, Messer, Beile) und Horn- und Knochensachen gekennzeichnete steinzeitliche Facies, die aus ganz Skandinavien, freilich je weiter nach Süden, desto spärlicher vertreten ist. Über diesen Punkt verdanken wir nun wieder A. W. Brögger gewichtige Aufschlüsse.[39])

Ursprünglich hatte man das arktische Steinalter als eigenen Kulturkreis einer nichtindogermanischen lappisch-finnischen Urbevölkerung mehr des nördlichen Skandinaviens zugewiesen. Als sich die Anzeichen einer weiteren Verbreitung der betreffenden Typen nach Süden mehrten, folgerte man, daß jene arktische Kultur ursprünglich allgemein „skandinavisch“ gewesen und erst später von den Lappen aufgenommen sei. Das dürfte aber nicht stimmen. Denn jene arktischen Typen lassen sich doch durchaus nicht als ursprünglich gemeinskandinavisch erweisen, die südskandinavische Feuersteinkultur früh- wie jungneolithischer Zeit verfügte ja über einen ganz anderen Formenkreis, zudem fehlen die arktischen Formen doch in der Mehrzahl der steinzeitlichen Siedelungen und Gräber Skandinaviens überhaupt. A. W. Brögger folgert nun vielmehr auf Grund einer eingehenden Betrachtung der „arktischen“ Schieferspitzen, daß jene arktische Gruppe eine unmittelbare Fortsetzung der spätpaläolithischen (und frühestneolithischen) Kultur Mittel- und Westeuropas sei, die dem allmählichen Rückzuge des Renntiers nach dem Norden längs der Ostseeküste nach Finnland und dem arktischen Teile Schwedens und Norwegens folgte. Das erweislich hohe Alter einzelner Stücke aus teilweise hohen Breiten sowie die er-

sichtliche Ableitung der stereotypen Schieferspitze wie anderer Schieferformen aus Knochenvorlagen, der Zusammenhang der Ornamentik dieser Schieferobjekte mit der spätpaläolithischer und frühneolithischer Knochenarbeiten macht das mehr als wahrscheinlich.

Jedenfalls besitzen wir bereits sehr alte Zeugnisse dieses eigenartigen, in jungneolithischen Stufen nicht minder reichlich verbreiteten „arktischen" Formenkreises, und zwar in einem Falle aus sehr hohen Breiten. In Gärde bei Sundsvall in Medelpad (jenseits des 62. Breitengrades) fand man 1897 eine typische Schieferspitze in 43 m Seehöhe an der Sohle einer ungestörten Tonschicht; dieser Ton ist Ostseeton der Ancyluszeit, dadurch wird das Stück in sehr frühe Zeiten verwiesen.[40]) Wesentlich jünger, aber immerhin noch weit den jungneolithischen Stufen vorangehend sind die Schieferspitzen arktischen Typus, denen man im westlichen Norwegen auf älterneolithischen Wohnplätzen (der Vespestadgruppe), auf der Insel Gotland in der frühneolithischen Siedelung von Gullrum, ebenso in Schonen, endlich auch in einem Exemplar in einem Kjökkenmödding auf der Insel Falster begegnet. Das hohe Alter dieser Formengruppe erhellt daraus ohne weiteres. Aber nicht minder gilt dies von anderen Schiefertypen. So erscheint der „Saumglätter" („Fischschuppenmesser") der Maglemosegruppe in Schiefer wieder; im westlichen Norwegen bekunden die bereits oben genannten Vespestadbeile, die hier als etwas jüngere Erscheinungen neben den frühneolithischen Silexbeilen wie den Nöstvetäxten laufen, deutlich Beeinflussung durch arktische Schieferformen.[41])

Man sieht aus alledem, daß nunmehr auch für den hohen Norden das Dunkel während der älteren neolithischen Zeit sich langsam zu erhellen beginnt. Nachdem es nun gelungen ist, auch das „arktische" Steinalter des Balticums mit dem südbaltischen Frühneolithicum in Zusammenhang zu bringen, dürfen wir hoffen, daß künftig auch in der Nordhälfte Skandinaviens die Spuren altneolithischer Kultur mehr und mehr heraustreten werden.

Den Abschluß des frühneolithischen Stufenkomplexes im Balticum, den Übergang zu jungneolithischen Zeiten, die Phase, die hier unmittelbar der Kjökkenmöddingerkultur folgte, vermögen wir im Augenblick noch nicht sehr klar zu überblicken. Montelius schied für diese Stufe die spitznackigen (noch nicht geschliffenen) Feuersteinbeile aus, die in den jungneolithischen Gräbern zu fehlen pflegen. Die Untersuchungen W. C. Bröggers haben jedoch eine andere Erscheinung als Leitform an diese Stelle gerückt.[42])

Im Gebiet des Kristianiafjords sind die Fundplätze der Nöstvetkultur, wie wir sahen, gebunden an eine heute ziemlich hoch über dem Meeresspiegel liegende Linie, die identisch ist mit der Strandlinie des Maximums der Litorinasenkung. Brögger studierte nun die Höhen der Fundplätze einer in Technik wie Typus recht altertümlichen, auch von anderer Seite schon als alt bezeichneten Beilform, die nicht in den Wohnstätten der Nöstvetkultur erscheint, in bezug auf die alten Strandlinien der Tapeszeit. Er fand, daß ein Teil dieser Beile aus verhältnismäßig großer Höhe, meist aber aus unmittelbarer Nachbarschaft größerer und kleinerer Seen stammt, der andere Teil hingegen von niedrig gelegenen Fundorten, die zwar etwas unterhalb der Nöstvetstrandlinie, aber noch wesentlich über der Strandlinie am Ende der älteren Tapeszeit liegen. Diese Beile sind also um ein geringes jünger als die Nöstvetstufe, die der voll entwickelten Kjökkenmöddingerkultur Dänemarks usw. entspricht, aber sie sind, wie aus den Niveauverhältnissen erhellt, doch wesentlich älter als die dünn- und spitznackigen wie die übrigen jüngerneolithischen Formen. Diese Beile, der stumpfnackige Rundbeil-Typus („butnakkede trindöxer") sind langgestreckt, im Querschnitt nahezu rund und enden mit stumpfem (abgerundetem) Nacken. Sie sind aus Grünstein und anderem dichten Steinmaterial (nicht Flint) verfertigt; und zwar nicht, wie die Silexbeile und Nöstvettypen, durch Zuschlagen, sondern vielmehr durch Abklopfen, Zustoßen, die Oberfläche bleibt unpoliert und behält ihre etwas rauhe Beschaffenheit, nur die Schneide ist zugeschliffen. Es scheint, daß Form wie Technik, die in Skandinavien gegenüber den blos zugeschlagenen frühneolithischen Silex- und Steinobjekten einen Fortschritt, etwas wesentlich Neues bedeuten, aus dem Süden zugeflossen sind. Typische Stücke dieser Art fanden sich außer in Norwegen in Schonen und Dänemark, hier z. B. in einem Kjökkenmödding, wohl als ein Werkzeug ganz vom Ende der Kjökkenmöddingerzeit. Jedenfalls wird man diese eigenartige, am Ende des frühneolithischen Stufenkomplexes stehende Erscheinung weiter im Auge behalten und sie namentlich auch bei uns, in Nord- wie Süddeutschland, näher untersuchen müssen.

So schließen sich also die Ergebnisse der Forschungen einer Reihe ausgezeichneter Prähistoriker, namentlich Skandinaviens, zu einem umfassenden, vielseitigen Bilde von der altneolithischen Kultur des Balticums zusammen. Weder bei uns noch anderwärts hat man für die frühneolithischen Zeiten dem etwas Gleichwertiges gegenüberzustellen. Künftige Studien über diesen Gegenstand werden stets von dem im Balticum Gewonnenen ausgehen müssen.

Die Kjökkenmöddingergruppe des Balticums mit ihren lokalen Umbildungen nördlich der Feuersteinzentren an der Ostsee steht nun ebenso wie der zeitlich vorangehende Formenkreis von Maglemose innerhalb des vorgeschichtlichen Europa nicht isoliert da, vielmehr bildet sie nur wieder einen Anteil, freilich den am besten gekannten und durch eine reiche Fülle von Monumenten umschriebenen, eines noch sehr viel größeren, beinahe das ganze altweltgeschichtliche Gebiet umfassenden Kulturkreises.

In West- und Südeuropa stoßen wir in sehr großem Umkreise auf Zeugnisse dieser Kultur, deren nördliche Endglieder eben die Kjökkenmöddinger nebst den verwandten Gruppen des Balticums vorstellen. Vor allem sind es die großen, aus dem Norden so wohlbekannten Silexformen, die Beile und Spalter, die wir allenthalben im Süden und Westen Europas antreffen, und an die als brauchbare Leitformen wir uns danach füglich zu halten haben. Freilich wissen wir von dem Kulturbilde dieser Stufe aus West- und Südeuropa noch zu wenig, unverhältnismäßig weniger, als die Kjökkenmöddinger des Nordens bieten, aber trotzdem kann an dem sich hier überall verratenden zeitlichen und kulturellen Zusammenhange kein Zweifel sein, so wenig wie auch über die Herkunft dieser Kultur.

In Frankreich schied man vom normalen Neolithicum als frühneolithisch die Gruppe des Campignien,[43]) so genannt nach einem reichen Wohnplatzfunde vom Hügel Campigny bei Blagny-sur-Bresle (Seine-Inférieure). Neben den beiden großen Silexbeilformen vom Kjökkenmöddingertypus (Tranchet-Skivespalter; Ovalbeil) sind in diesem Funde

noch allerhand andere zugehauene Silextypen alten Charakters, Rund-, Oval- und Langſchaber, Meſſer, Bohrer, Klopfſteine, Nuclei uſw., nicht ſelten Stücke paläolithiſchen Typs (Mouſtier, Solutré), vertreten. Dazu Keramik, die nicht recht in das Schema der uns geläufigen Gruppen paſſen will, jedenfalls nicht gut mit der nordfranzöſiſchen Bandkeramik übereinſtimmt, Mahlſteine, die auf Getreidebau ſchließen laſſen, Holzkohlenbrocken (Eſche, Eiche), endlich einige Knochenreſte, und zwar von Haustieren (Rind, Pferd) und dem Hirſch.

Ganz analoge Funde ſind nun durchaus nicht ſeltene Erſcheinungen in Frankreich. Vor allem liegen die grob zugehauenen Beile und Spaltbeile aus Feuerſtein in genügender Anzahl aus nord-, mittel- wie ſüdfranzöſiſchem Gebiet vor; aber keineswegs fehlt es an der Mehrzahl der Fundſtätten auch an den übrigen Silextypen, zu denen ſüdlich der Loire auf feuerſteinreichem Boden noch wieder andere äußerſt bezeichnende Arbeiten, die „livres de beurre", die ungeheuer großen Nuclei ſich geſellen. Einzelfunde, Anſiedelungen und Feuerſteinwerkſtätten von geringerem oder größerem Umfange, endlich Plätze, an denen der Silex bergmänniſch (durch Schächte) aus der Kreide gewonnen wurde, kennen wir in genügender Menge aus Frankreich; hingegen vermißt man Gräber, ebenſo wiſſen wir von den ſonſtigen Begleiterſcheinungen der Campigny-Feuerſteininduſtrie, von der Keramik uſw., noch recht wenig. Geſichert iſt die Fortexiſtenz von Hämmern, Hacken und Pickeln aus Hirſchhorn im Campignien, wie der Befund aus Silexminen lehrt. Um ein paar der wichtigſten Fundplätze und Fundgebiete von franzöſiſchem Boden zu nennen, erinnern wir an die Silexminen von Champignolles bei Sérifontaine, Nointel, Velennes, Hardivillers bei Breteuil und Auchy-la-Montagne (Oiſe), Petit-Morin (Marne), Bas-Meudon bei Paris (Seine) und Mur-de-Barrez (Aveyron); an die Gruppenfunde (Werkſtätten uſw.) von St. Mihiel und Cumières (Meuse), Commercy (Meurthe-et-Moselle), Montmille bei Fonquenies, Catenoy bei Clermont, Hodenc-en-Bray und Camp-Barbet bei Janville (Oise), vom Plateau des Mauduits und Plagne (Seine-et-Oise), Charbonnières und Chassey (Saône-et-Loire), Pressigny-le-Grand und Neuilly-le-Brignan (Indre-et-Loire), Praslong bei Leugny (Vienne), Guérande (Loire-Inférieure), Pontlevoy (Loir-et-Cher), Ste-Foy-la-Grande bei Râle (Gironde), zu denen noch weitere aus der Normandie wie den Départements Aisne, Somme, Seine-Inférieure, Aube-et-Yonne (Tal der Othe), Yonne und aus dem äußerſten Südoſten, der Basse-Provence, kommen; endlich an die Materialien aus der unterſten Schicht der Grotte von Nermont bei Arcy-sur-Cure (Yonne) und aus Kjökkenmöddingern bei Wisant (Pas-de-Calais). Damit iſt freilich keineswegs die Fundſtatiſtik für das Campignien Frankreichs erſchöpft.[44])

Ob die mikrolithiſchen „geometriſchen" Silexarbeiten, einſchneidige, querſchneidige Pfeilſpitzen (und Knochenharpuneneinſätze), A. de Mortillet's Tardenoiſien (nach Fère en-Tardenois, Aisne),[45]) die in Frankreich, Belgien, Norddeutſchland, Skandinavien, Rußland wie im Mittelmeergebiet reiche Verbreitung haben, ausſchließlich oder großenteils dieſer Stufe angehören, bleibt vorläufig noch unentſchieden. Der zeitliche Zuſammenhang dieſer zierlichen Arbeiten aus den verſchiedenen Gebieten iſt nicht immer klar erſichtlich, zudem erſcheinen ſie wohl auch in jungneolithiſchen Schichten, während ſie im echten Campigny-Milieu vielfach fehlen. Ihr Alter iſt alſo in vielen Fällen durchaus nicht genau zu umſchreiben. Und ſo wäre es übereilt, die geſamte mikrolithiſche Silexinduſtrie einfach allerorten frühneolithiſchen Zeiten zuzuweiſen, wenn deutliche Anzeichen für dieſe Zeitſtellung gänzlich ausbleiben. Namentlich aber in Gebieten, in denen das Altneolithicum noch gar nicht feſtgelegt iſt.

In reicher Entfaltung tritt uns das Campignien nun auch außerhalb Frankreichs im übrigen Weſteuropa entgegen, namentlich dort, wo der Boden in Fülle Rohmaterial an Feuerſtein bot, vor allem in Belgien und in der Südhälfte Englands. Einzelfunde, Werkſtätten wie Silexminen ſind hier zur Genüge bekannt, während man Gräber freilich wiederum vermißt.

In Belgien liegt ein Zentrum dieſer Stufe im Gebiet von Mons. St. Symphorien, Mesvin und Spiennes mit ſeinen Flintminen, aus denen Hirſchhornpickel und zahlloſe zugehauene Silexarbeiten ſtammen, wären hier als die Hauptpunkte zu nennen.[46]) Andere Stationen ſind z. B. Strépy, Vellereille-le-Sec, Obourg, Ghlin und Elouges.

Auf den britiſchen Inſeln wurden im ſüdlichen England in Ciſsbury Camp bei Worthing (Suſſex) und Grime's Graves bei Brandon (Norfolk) Flintminen entdeckt mit reichem Inventar an Feuerſteingerät (ſo zugehauene lange Beile, Schaber, Meſſer, Klopfſteine uſw.), weiter Hirſchhornpickeln (Spitzäxten), roher Keramik und Küchenabfällen (Knochen von Pferd, Ziege, Wildſchwein, Rind, Hirſch, Meermuſcheln, Kohle), alles in den Gruben ſelbſt erhoben. Gruppenfunde aus Feuerſteinwerkſtätten liegen vor aus den Downs von Suſſex und den Yorkſhire Wolds, Einzelfunde zur Genüge aus Kent, Suſſex, Hants, Dorſet, Surrey, Hertford, Cambridge, Suffolk, Norfolk, Derby und York. Aus einem Kjökkenmödding bei Haſtings (Suſſex) werden übrigens auch noch geſchlagene Silexarbeiten angegeben.[47]) Nicht minder als England dürfte auch Schottland an dieſer Stufe Anteil haben, freilich fehlen hier noch größere Silexarbeiten, vor allem die roh zugehauenen Beile, aber Feuerſteinwerkſtätten wie die in den Culbin Sands in Elgin wird man doch am eheſten hier einreihen müſſen.[48]) Endlich wird auch aus Irland das Vorkommen von roh zugehauenen Silexbeilen frühneolithiſchen Charakters erwähnt. Einen offenkundigen Zuſammenhang zwiſchen dem Campignien und dem Aſylien vermag man, wie noch betont werden muß, auf den britiſchen Inſeln ſo wenig wie in Frankreich zu erkennen, aber daß hier beide Gruppen einander ſehr nahe ſtehen, jedoch zugleich ebenſo ſehr vom Jungneolithicum abrücken, ſieht man ohne weiteres.

Aber mit dieſen weſteuropäiſchen Zeugniſſen der Campignygruppe iſt das Gebiet dieſer frühneolithiſchen Kultur noch keineswegs erſchöpft, vielmehr gehört auch Südeuropa in ihren Bereich. Freilich ſtehen uns hier vorläufig nur ſehr dürftige Belege zu Gebote, aber das Wenige genügt vollkommen, um das Vorhandenſein einer durchaus verwandten Facies frühneolithiſcher Kultur in den betreffenden Gebieten wahrſcheinlich zu machen.

Ob wir die Kjökkenmöddinger des Mugemtales auf dem linken Tejoufer bei Liſſabon[49]) in dieſe frühneolithiſche Stufe zu verweiſen haben, bleibt im Augenblick noch ungewiß, ſo viel auch dafür ſpricht. Dieſe Stationen, die an einer alten Strandlinie zu liegen ſcheinen, haben das Vorkommen von Skelettgräbern in ihren Ablagerungen

mit den däniſchen Muſchelhaufen gemeinſam. Aber ihre wenigen Silexarbeiten geſtatten nicht hinreichend eine ſolche zeitliche Fixierung, wenngleich die hier gehobenen querſchneidigen Pfeilſpitzen (reſp. Einſätze von Knochenharpunen) doch zunächſt wieder an altneolithiſche Zeiten denken laſſen. Das Nämliche gilt von den von H. Siret von dem Jungneolithicum Südoſtſpaniens als älter abgetrennten Schichten,[50] deren eine ſich durch jene mikrolithiſchen Silexarbeiten auszeichnet (El Garcel), während die andere (Murcielagos u. a.) bereits im Beſitz einer entwickelten Keramik iſt, die freilich mit ihren groben Geſchirren mit Spitzboden lebhaft an unſere älteſte neolithiſche Topfware im Rheingebiet erinnert. Immerhin handelt es ſich hier um beachtenswerte Anſätze für die Umſchreibung der frühneolithiſchen Kultur auf der Pyrenäenhalbinſel.

Weſentlich günſtiger ſteht es mit Italien, woſelbſt typiſche größere Silexarbeiten zu wiederholten Malen gefunden wurden.[51] Aus den Grotten Baoussé-Roussé an der franzöſiſchen Grenze unweit Mentone ſtammt z. B. ein roh zugehauenes Feuerſteinbeil vom Campigny-Kjökkenmöddingertyp, ein kleiner Skiveſpalter (petit tranchet). In den Silexſtationen der Umgebung von Verona (Rivole, Breonio) wurden deren mehrere gehoben, zuſammen mit anderen zugehauenen Feuerſteinformen, endlich kehren ſie in gleichartigen Stationen im Garganogebiet (Capitanata) wieder. Dazu weiter an der Oſtküſte auch noch mikrolithiſche Silexe. Alſo Ober- wie Oſtitalien ſind an dieſem Kulturkreiſe mit dem typiſchen Gerät beteiligt, das hier überraſchenderweiſe in ganz gleichen Formen wie in Frankreich und dem Balticum erſcheint. Befremden muß allerdings, daß die oberitaliſchen Pfahlbauten und Terramaren von dieſen Dingen nichts führen, nachdem doch aus ihnen das etwas ältere Aſylien erkannt iſt. Aber ſo Weniges wir über den Geſamtinhalt der frühneolithiſchen Kultur in Italien vorläufig zu ſagen wiſſen, ſo unbeſtreitbare Zeugniſſe für die Stufe des Campignien bilden die genannten Belege.[52])

Wenden wir uns weiter nach Oſten, ſo ſteht es mit dem Nachweiſe entſprechender frühneolithiſcher Denkmäler noch übel. Von der Balkanhalbinſel fehlen noch Funde, die als typiſch frühneolithiſch im Sinne der Maglemoſe- und Kjökkenmöddingergruppe gelten könnten. Ob z. B. einzelnen Knochen- und Hirſchhorngeräten aus den Pfahlbauten von Ripač bei Rihač und Donja Dolina an der Save (Bez. Bosniſch-Gradiska), Hirſchhornhämmern, Knochendolchen u. dergl.,[53]) ein ſo hohes Alter zukommt, wagen wir nicht zu entſcheiden, das Neolithicum prägt ſich in dieſen Stationen nur äußerſt unklar aus. Nicht viel beſſer ſteht es mit den analogen Dingen vom Debelo Brdo und Sobunar bei Sarajevo, trotzdem an dieſen Punkten wenigſtens noch Silexkleingerät erſcheint. Das im ägäiſchen Kreiſe bereits einigermaßen klar erkannte Neolithicum bietet für die Aufſtellung einer unſeren frühneolithiſchen Gruppen entſprechenden Stufe vorläufig auch noch zu wenig von Stein- und anderem Gerät. Zwar liegen aus den Stationen bei Volo in Theſſalien mit ihren zwei durch die Keramik ſcharf geſchiedenen Stufen jüngerſteinzeitlichen Charakters wohl viele Hirſchhornhämmer und Knochenwerkzeuge vor. Weiter wird man bei den Ornamenten der älterneolithiſchen Rotmalerei Theſſaliens auf das Lebhafteſte an die Zickzacklinien braunrot bemalter Kieſel aus Mas-d'Azil erinnert, was ebenſo übrigens auch

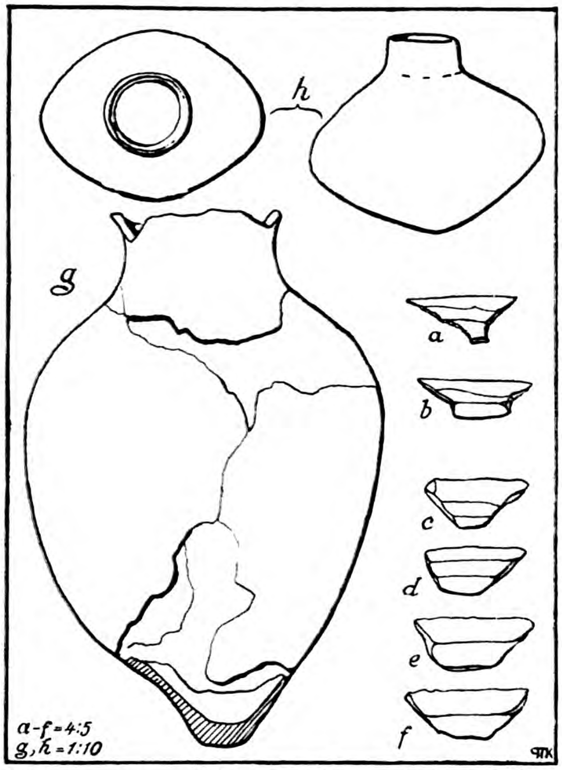


Abb. 6 Frühneolithische Funde von der Pyrenäenhalbinsel

von der Ornamentik der älterneolithiſchen Ware des phokiſch-böotiſchen Kreiſes (rot gemalte Lappenſäume von Gefäßmündungen) gilt; dieſe Übereinſtimmung einiger Details der Rotmalerei des theſſaliſchen wie phokiſch-böotiſchen Älterneolithicums mit Muſtern der bemalten Kieſel des ſüdweſtfranzöſiſchen Aſylien iſt freilich äußerſt überraſchend. Aber genügt all dies zur Annahme eines zeitlichen Parallelismus, einer Gleichſetzung etwa des älteren Neolithicums der Nordhälfte Griechenlands mit unſeren frühneolithiſchen Stufen? Und wie verhält ſich dann des weiteren das Neolithicum Kretas zu all dieſen Dingen?

Wir haben im Vorangehenden zwei altneolithiſche Kulturgruppen in überraſchender Gleichförmigkeit ihrer Haupttypen über einen großen Teil Europas verfolgen können. Beide fanden wir in intenſiver Ausbreitung im Balticum, mit Ausläufern im fernen Oſten, aber nicht minder in Weſteuropa, Frankreich und Großbritannien, endlich in großen Anteilen Südeuropas. Da jede dieſer Gruppen trotz ungeheurer Ausdehnung doch überall einigermaßen gleichförmig ſich ausprägt, kann kaum noch ernſtlich in Zweifel gezogen werden, daß ihnen chronologiſche Bedeutung zukommt, daß jede im Syſtem der prähiſtoriſchen Chronologie eine einigermaßen in ſich abgeſchloſſene Stufe innerhalb des Neolithicums unſeres Kontinents vorſtellt. Denn von langſamer Kulturwanderung der Hauptformen von Süd nach Nord, ſo zwar, daß ſie den Norden womöglich erſt nach Jahrhunderten erreichten, als im Süden längſt ganz andere, neue Erſcheinungen herrſchten, kann hier wirklich nicht die Rede

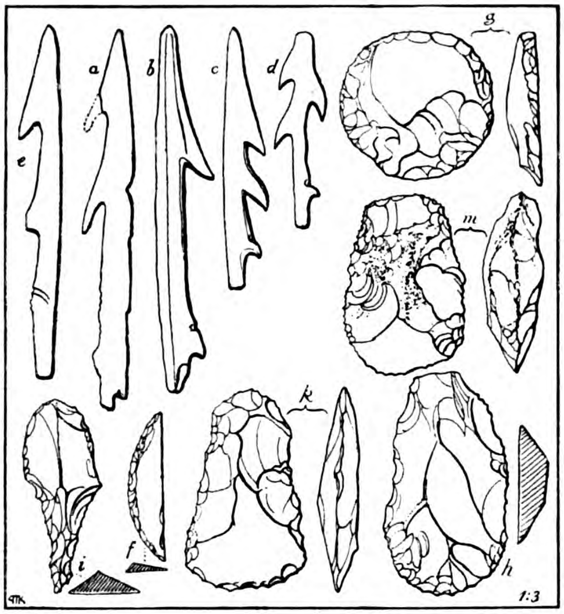


Abb. 7 Funde aus der Frühzeit Ägyptens

ſein, handelt es ſich doch um ein überall mehr oder minder gleichartig wiederkehrendes Kulturbild, nicht aber blos um einzelne Sitten und Gebräuche, Moden, techniſche Fertigkeiten und dergl., deren mitunter äußerſt langſame Wanderung von den Kulturländern des Südens zum Norden uns wohl bekannt iſt.[54]

Die Gruppierung dieſer beiden frühneolithiſchen Stufen iſt, wie oben gezeigt, durch den geologiſchen, fauniſtiſchen, floriſtiſchen und endlich archäologiſchen Befund zur Evidenz feſtgelegt, nicht minder haben wir über ihre abſolute Zeitſtellung eine einigermaßen klare Vorſtellung gewonnen, ſchließlich können wir heute auch einigermaßen abſchätzen, was dieſem Komplex benachbarter frühneolithiſcher Stufen bis zur ſpätpaläolithiſchen Madeleinekultur poſtglacialer Zeiten vorausgeht, was ihm ferner unmittelbar folgt. Aber die Kenntnis von alledem verdanken wir dem Norden, der zur Erhellung dieſes zuvor kaum berückſichtigten Kapitels europäiſcher Prähiſtorie das allerweſentlichſte Material beigetragen hat.

Bereits Sarauw und mit ihm Sophus Müller haben den Gedanken einer Bewertung dieſer Kulturkreiſe als frühneolithiſche Stufen von nahezu allgemein-europäiſcher Verbreitung klar ausgeſprochen. Sophus Müller ſeinerſeits ging noch weiter.[55] Er führte aus, daß wir die Wurzeln wenigſtens der jüngeren dieſer beiden altneolithiſchen Gruppen noch jenſeits des Mittelmeeres, in letzter Linie in den älteſten Kulturzentren des altweltgeſchichtlichen Kreiſes zu ſuchen hätten. Und das trifft nun auch tatſächlich zu. Die ſo oft ſchon für jüngere Perioden betonte Abhängigkeit der Kultur der Barbaren im prähiſtoriſchen Europa von den überlegenen Kulturen des Südens und Oſtens, die noch immer vielfach in Abrede geſtellt oder auch gar nicht verſtanden wird, beginnt alſo ſchon in den Tagen der baltiſchen Kjökkenmöddinger, ja wenn nicht bereits ſchon weſentlich früher.[56] Freilich ſind wir über dieſe frühneolithiſchen Stufen im Norden ungleich beſſer unterrichtet als über die entſprechenden Erſcheinungen im Süden. Aber, wie Sophus Müller ſo eindringlich betont, darf das nicht hindern, uns klar zu werden über den Ausgangspunkt der Kulturwellen, deren letzte Spuren wir im Norden im Maglemoſe und den Kjökkenmöddingern in großer Fülle von Einzelheiten erkennen. Aber hierfür bietet dem, der ſehen kann, der Süden ſchon hinreichend Material.

Finden wir in der Frühzeit Ägyptens, jener frühen Kulturſtufe des Niltales, die vor dem „Alten Reich“ (der IV.—VI. Dynaſtie) liegt,[57] ſchon allerhand Anſätze für eine Reihe von Elementen unſeres europäiſchen Jungneolithicums, ohne daß wir allerdings die erkennbaren Beziehungen im Augenblick ſchon ſcharf umſchreiben können, ſo gilt das Nämliche auch für dieſe unſere altneolithiſchen Stufen. Freilich bleibt es noch unſicher, wohin innerhalb der ägyptiſchen Frühzeit die Parallelen einmal zu unſeren jung-, dann unſeren frühneolithiſchen Materialien gehören. Die heute durch reichliche Funde erſchloſſene Periode der drei erſten Dynaſtien und der vor Mena liegenden vordynaſtiſchen Zeiten Ägyptens umfaßt ſicherlich viele Jahrhunderte, ohne daß eine exakte chronologiſche Gliederung der Funde dieſes ein noch einigermaßen gleichförmiges Kulturbild gebenden Gruppenkomplexes ſchon gelungen wäre. Unter dieſen Umſtänden iſt freilich die Anreihung unſerer neolithiſchen Parallelen noch ſehr erſchwert. Aber es ſcheint, als müßten wir mit den Parallelerſcheinungen zu unſeren frühneolithiſchen Materialien Europas in der Fundreihe der ägyptiſchen Frühzeit ziemlich weit zurückgehen.

Wiederholt trifft man in prädynaſtiſchen Gräbern Agyptens (z. B. in Negadah, El Amrah) einigermaßen mit Maglemoſetypen zu vergleichende Harpunen aus Horn und Knochen, dazu ſolche aus Elfenbein, die aus dieſem Material wohl lediglich als Grabbeigabe hergeſtellt waren.[58] Freilich fehlt es hier nicht auch an ähnlich geſtalteten Kupferharpunen. Weniger in Gräbern als in Siedelungen altertümlichen Charakters begegnet man allerhand geſchlagenen (nicht polierten) Feuerſteingeräten, die mit unſeren frühneolithiſchen Typen die größte Verwandtſchaft bekunden, zugleich aber auch von den ſpäteren ägyptiſchen Silexarbeiten dynaſtiſcher Zeiten ſich weit entfernen.[59] Solche Stationen ſind z. B. die von Heluan und Licht in Unterägypten, Kom-Achim im Fayum, Abydos, El Amrah, Negadah, Khattarah, Zawaidah und vor allem die ſogenannten Kjökkenmöddinger von Tukh in Oberägypten. Aus ihrem Fundinventar kommen für den Vergleich mit unſeren frühneolithiſchen Typen einigermaßen den Skiveſpaltern verwandte Silexbeile, Schaber, Meſſer, einſchneidige Pfeilſpitzen und andere nur zugehauene Feuerſteinformen, dazu weiter allerhand Knochen- und auch Elfenbeingerät, darunter mehr oder minder einfache Kämme, in Betracht. All dieſe Dinge laſſen doch wohl zur Genüge erkennen, daß der Boden Ägyptens einen Formenkreis aufweiſt, den wir typologiſch wie auch einigermaßen zeitlich mit unſern frühneolithiſchen Gruppen in Verbindung bringen können. Die Anfänge der ägyptiſchen Frühzeit reichen doch wohl weit vor das Jahr 4000 vor Beginn unſerer Zeitrechnung zurück; ein zeitliches Nebeneinander der frühägyptiſchen Kultur wie der älteren Hälfte unſeres europäiſchen Neolithicums iſt ſomit klar gegeben. Aber ebenſo durchſichtig erſcheint hier der kulturelle Zuſammenhang, das Abhängigkeitsverhältnis der früheuropäiſchen Kultur von der weit überlegenen an der Südoſtecke des Mittelmeerbeckens.

Das sich ununterbrochen mehrende Fundmaterial aus der ägyptischen Frühzeit wird wohl bald die Einzelheiten dieser Beziehungen noch wesentlich schärfer hervortreten lassen, als es heute der Fall ist, somit also das Bild der Abhängigkeit der alten Kulturen im vorgeschichtlichen Europa von den überlegenen Kulturen im Südosten der Mittelmeerzone auch für jene fernen Zeiträume des weiteren vervollständigen.

In welchem Zusammenhang die Frühzeit Ägyptens mit der noch höheres Alter beanspruchenden ältestbabylonischen Kultur steht, wissen wir heute noch nicht. Und da zudem aus dem frühbabylonischen Kreise archäologisches Formengut nach Art der Gräber- und Siedelungsfunde Ägyptens und Europas bisher noch so gut wie gar nicht sich eingestellt hat, läßt sich im Augenblick unmöglich abschätzen, welcher Gruppe von Erscheinungen des babylonischen Bodens die Frühzeit Ägyptens oder gar das Frühneolithicum Europas entsprechen könnte. Aber man wird später doch viele Wurzeln unserer europäischen Kulturen auch für so entlegene Zeiten bis an das älteste Kulturzentrum der Welt zurückverfolgen können. Überraschen wird uns das nicht mehr, seit wir wissen, daß zur Zeit der höchsten Blüte altbabylonischer Kunst Babyloniens Macht in ihrer Entfaltung am Mittelmeerrande nicht stehen blieb, daß der kraftvolle Sargon von Agade über das Meer des Westens zog, drei Jahre im Westen weilte, seine Bildsäulen dort errichtete und Gefangene in Menge über das Meer zurückbrachte. Freilich hat die prähistorische Archäologie noch erhebliche Anstrengungen zu machen, ehe sie für dieses drei Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung liegende historische Faktum den richtigen archäologischen Hintergrund findet, aber die hier angedeuteten Beziehungen archäologisch werden noch klar heraustreten müssen. Und das Gleiche gilt für die noch vor Sargon und Naramsin reichende frühbabylonische Kultur.

* * *

Absichtlich haben wir es in der vorangehenden Orientierung über den Stand unserer Kenntnisse von den frühneolithischen Erscheinungen vermieden, auf die etwa aus Süddeutschland in Betracht kommenden archäologischen Materialien auch nur flüchtig einzugehen. Nachdem wir den Begriff der frühneolithischen Zeit im prähistorischen Europa in Kürze dargelegt, haben wir nunmehr zu untersuchen, was auf süddeutschem Boden den Stufen von Maglemose und der Kjökkenmöddinger, dem Asylien und Campignien entspricht oder wenigstens annähernd entsprechen dürfte.

Man sollte nun meinen, daß das mühelos und zwar an der Hand eines reichlichen Fundmaterials zu zeigen wäre. Aber das trifft keineswegs zu. Besitzen wir nun wohl nicht gerade wenig Funde, die man, weil ohne direkte Berührung mit der eigentlichen, voll entwickelten neolithischen Kultur, diesem altneolithischen Stufenkomplex zuweisen möchte, so fehlt es doch in größerem Umfange an sicheren Parallelen, die die Zusammenhänge klar zutage treten ließen. Ja, bei dem Mangel an geeignetem Silex-Rohmaterial in ganz Süddeutschland bleiben gerade die besten Leitformen für die Kjökkenmöddingerstufe und das Campignien, die roh zugehauenen Beile und Äxte, überhaupt aus. So ist es im Augenblick noch gar nicht möglich, die einzelnen altneolithischen Erscheinungen Süddeutschlands dem einigermaßen festen Rahmen der frühneolithischen Kultur Europas an der richtigen Stelle einzufügen. Unter diesen Umständen haben wir uns darauf zu beschränken, das in Süddeutschland etwa in Betracht kommende Material überhaupt erst einmal zu sichten und so weiterer Forschung lediglich einige Fingerzeige zu geben. Allerdings hätte man auch in Süddeutschland diesen Fragen schon eher näher treten sollen.

Erinnern wir uns, daß uns die typischen Hirschhornharpunen des Asylien in einiger Anzahl in den Pfahlbauten der Schweiz, des Bodensees wie Oberitaliens begegnet sind, daß weiter andere „frühneolithische" Typen aus Horn und Knochen, so vor allem Hirschhornhämmer und Knochendolche, gleichfalls in diesen Stationen nicht fehlen. Zwar scheint es sonderbar, daß evidente Zeugnisse jener fernen Zeiten, die man auf Grund des südfranzösischen Befundes doch wohl einigermaßen von dem in den Pfahlbauten ausgeprägten Kulturstadium trennen möchte, in den Pfahlbauten selbst wiederkehren, aber mit dem Gedanken, daß am Südrande Mitteleuropas in frühneolithischer Zeit schon Stationen im Charakter der Pfahlbauten bestanden, muß man sich wohl oder übel vertraut machen.[60]) Ob die Bevölkerung dieser ältesten Seedörfer lediglich auf Jagd und Fischerei angewiesen war oder vielmehr bereits Ackerbau und Viehzucht kannte, können wir nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden, aber es spricht doch schon manches für das letztere. Keramik war zweifellos hier schon vorhanden; aber über ihr Aussehen unterrichten uns jene Stationen im Augenblick nur ungenügend.

Wenden wir uns von der Schweiz zum Rheintal, so fehlt es hier, vom Bodensee angefangen bis zum Neuwied-Andernacher Becken, wiederum nicht an greifbaren Parallelen zu allerhand frühneolithischen Erscheinungen. Vor allem kommt hier in Betracht eine Fundgruppe, die wir nach ihrer Topfware im Charakter „der Pfahlbautenkeramik des Bodensees" oder als „Michelsberger Typus" zu benennen pflegen.[61]) Wir kennen diese Gruppe einmal aus Pfahlbauten des Bodensees, z. B. von Bodman, Unteruhldingen usw., außerdem aus Festlandsansiedelungen im Rheintal, und zwar in der Pfalz (Landau), Nordbaden (vom Michelsberg bei Untergrombach), Rheinhessen (von verschiedenen Punkten), Starkenburg (neuerdings Groß-Umstadt), Nassau (Schierstein), endlich in der Rheinprovinz (Urmitz und neuerdings Mayen). Auch im Neckargebiet (Umgebung von Stuttgart) wurde sie in allerjüngster Zeit, wie verlautet, nachgewiesen. Gräber, oder richtiger gesagt, geschlossene Nekropolen außerhalb der Wohnplätze, vermissen wir in diesem Kreise noch; wohl aber kommen Gräber innerhalb der Siedelung vor, brandlose Bestattungen meist in den „Herdgruben" selbst, ein immerhin auffallender Zug, der einigermaßen an die Gräber in den Kjökkenmöddingern des Balticums wie Portugals erinnert.

Wir hatten früher schon, mehr aus allgemeinen Erwägungen heraus (so wegen des absoluten Mangels an Metall und Metallformen) und unter dem noch etwas unsicheren Eindruck der Identität ihrer keramischen Formen mit denen der baltischen Kjökkenmöddinger, die „Michelsberger" Gattung innerhalb der keramischen Gruppen des süddeutschen Neolithicums als älteste aufgefaßt. Heute ist nun durch das Hinzutreten wesentlicher Einzelheiten

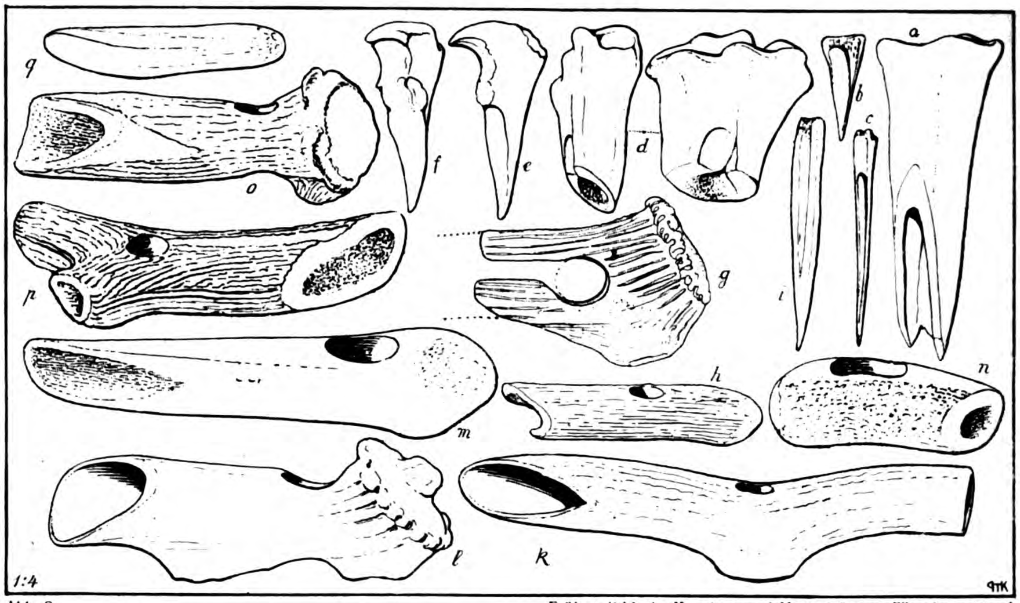


Abb. 8 Frühneolithische Knochen- und Horngeräte aus Westdeutschland

das damals mehr nur vermutungsweise Geäußerte außer jedem Zweifel. Der altneolithische Charakter dieser vom Bodensee längs des Rheines bis unterhalb Koblenz, wie auch am Neckar, nachgewiesenen Gruppe prägt sich am ehesten (bei dem Fehlen des Kupfers wie jeglicher Anlehnung an Metall) in einem gewissen Reichtum von Knochen- und Hirschhorngerät aus, der (begreiflicherweise in den Publikationen nicht sonderlich hervortretend) gerade wieder äußerst bezeichnende frühneolithische Typen umfaßt. Dazu kommt die auffallende Verwandtschaft der Topfware der baltischen Kjökkenmöddinger (und einer in Südostspanien als früh ausgeschiedenen Stufe) gerade mit dieser einen neolithischen Gattung. Das alles redet doch eine deutliche Sprache.

Vermißt man in dieser neolithischen Gruppe Westdeutschlands wohl Harpune und Angelhaken vom Maglemose und des Asylien, ebenso wie das typische zugehauene Silexbeil der Kjökkenmöddinger und des Campignien, so liegen andererseits unter dem immerhin recht reichlichen Knochen- und Hirschhorngerät dieser Fundplätze allerhand frühneolithische Formen, so der aus schräg abgeschnittenen Röhrenknochen (vom Ur? — das schöne Exemplar vom Michelsberg aus einem rechten Metatarsus, das aus Schierstein aus einer Tibia) hergestellte große Meißel und dergl., der Knochendolch, der Hirschhornhammer mit stielrundem Bohrloch, alles in mehreren Exemplaren, nebst kleinen Meißeln, Pfriemen usw. Daneben erscheint dann eine verhältnismäßig grobe Keramik im Charakter der aus den baltischen Kjökkenmöddingern bekannten Ware, mit der namentlich die großen Vorratsgefäße mit Tupfenleistenrand und die großen und kleinen Vasen mit Spitzboden so lebhafte Übereinstimmung bekunden. Freilich ist der keramische Formenvorrat dieser rheinischen Gruppe ein größerer als bei den Kjökkenmöddingern, die „Backteller" (teilweise mit Geflechtabdrücken), die Spitzbecher mit weit ausladender Mündung, die weiten Schüsseln mit flachem Boden, die bauchigen Henkelkrüge u. a. m. sind im Balticum noch nicht vertreten, aber das Zusammengehen beider Gruppen liegt trotzdem klar zutage, zumal beide sich auch vollkommen von den reich ornamentierten jungneolithischen Gattungen des Nordens wie Südens entfernen.

Kulturell scheidet sich aber diese rheinländische Gruppe erheblich vom baltischen Frühneolithicum. Sie kennt Ackerbau und Viehzucht, soweit nicht alles täuscht; ihre Siedelungen pflegen, wie wenigstens für mehrere Punkte gesichert erscheint, von festungsartigen großen Verschanzungen mit Spitzgraben umgeben zu sein. Diese Dinge vertragen sich freilich wieder schlecht mit dem Begriff der Kjökkenmöddinger, aber sie fallen bei der zeitlichen Beurteilung doch kaum ins Gewicht, denn in der Schweiz und Oberitalien begegnen wir ja auch im altneolithischen Asylien Pfahlbauten gleicher Kulturstufe.

Das sind nun keineswegs die einzigen Materialien altneolithischer Zeitstellung im Rheintal. Noch andere Wohnstätten wie auch eine Anzahl Einzelfunde müssen hier genannt werden.

Zunächst haben wir hier einige Höhlenfunde aus der Umgebung von Schaffhausen[62]) wie im südlichen Baden anzuführen. Im Schweizersbild bei Schaffhausen ergab der obere der beiden Artefakte führenden Horizonte, die graue Kulturschicht, neben einer reinen Waldfauna, jungen Beischlüssen und einigen groben, nicht viel besagenden Scherben mehrere Steinobjekte (nicht ausgesprochene Steinbeile) und in großer Masse Silexarbeiten („Madeleinetypen"), dazu Knochen- und Hirschhorngerät altneolithischen Charakters, das in auffallendem Gegensatz zu den spätpaläolithischen Rentiergeweih-Artefakten der unteren gelben Kulturschicht steht. Wie bereits Penck hervorgehoben hat, darf die graue Kulturschicht des Schweizersbildes, die sicher durch spätere Störungen etwas umgelagert ist, nicht als schlechthin neolithisch bezeichnet werden, vielmehr gehört sie frühneolithischen Zeiten an (Penck stellt sie zum Tourassien). Ebendahin muß man die im Schweizersbild wie in der benachbarten Höhle Dachsenbüel bei Herblingen gefundenen Gräber verweisen, die Knochen-, Hirschhorn- und Silexgeräte wie Schmuck aus Zähnen, Röhrenwurm-Perlen mediterraner Herkunft usw. als Beigaben führen, aber entwickelte

Keramik wie geschliffene Steinwerkzeuge vermissen lassen. Im gleichen Sinne wie die obere Kulturschicht des Schweizersbilds hat man auch den Inhalt der Höhlen und Felsspalten in der Nähe von Istein und Efringen (Amt Lörrach, Südbaden) zu beurteilen.[63] Die Fauna dieser Stationen hat mit dem Palaeolithicum gar nichts zu tun, vielmehr handelt es sich um reine Waldfauna, in der das Vorkommen des heute aus Europa verschwundenen Capreolus pyrargus Beachtung verdient. Unter den Funden aus diesen Felsspalten werden das Fragment einer Knochenharpune, einige Knochenspitzen und zahlreiche Silexobjekte, Messer, Rundschaber usw. frühneolithischen Charakters genannt. Keramik fehlte wiederum. Also hier wie am Schweizersbild und Dachsenbüel kein ersichtlicher Zusammenhang mit der eben behandelten Gruppe mit Keramik vom „Pfahlbautentypus".

Mit einer anderen Klasse frühneolithischer Erscheinungen müssen wir wieder zu den Pfahlbauten des Bodensees zurückkehren. Wir hatten oben (S. 53) erwähnt, daß W. C. Brögger an der Hand der alten Strandlinien des Kristianiagebietes zeigen konnte, daß in Südost-Norwegen auf die Nöstvet-Kjökkenmöddingergruppe von allen neolithischen Formen zunächst die „butnakkede trindöxer" gefolgt seien. Solche nicht durch Zuschlagen (wie die Silexklingen), sondern durch Zustoßen, Klopfen hergestellten, nur an der Schneide zugeschliffenen Beile begegnen uns nun wiederholt in den Bodenseestationen (z. B. Bodman, Unteruhldingen, Wangen, Nußdorf-Maurach usw.),[64] und zwar in mehr oder minder großen, schweren (niemals durchbohrten) Formen von nahezu rundem Querschnitt, mit stumpfem Nacken, freilich oft dem spitznackigen oder mehr rechteckigen Typ sich nähernd oder allerhand Übergänge zu jungneolithischen Beilen zeigend, meist nur an der Schneide zugeschliffen. Jedenfalls haben diese Stücke im Gegensatz zu den geläufigen jungneolithischen Steinwerkzeugen ein recht altertümliches Aussehen. In welchem Niveau, in welchem Zusammenhange diese alten Beile im Bodensee auftreten, ist noch ungeklärt: ob sie (nebst anderen Steintypen) zu der oben erwähnten frühneolitischen „Pfahlbautenkeramik" gehören, wie wir früher vermutet haben, läßt sich nicht zur Gewißheit erheben. Aber das ist sicher, daß dieser Steinbeilgattung eine gewisse Bedeutung innerhalb der älterneolithischen Zeiten zukommt und man ihr künftig mehr Beachtung schenken muß.

Im Rheingebiet abwärts vom Bodensee setzen nun seltsamerweise diese Beile fast ganz aus. Was bisher mit dieser Bodenseegattung in Verbindung gebracht wurde, fällt anderen Typen zu. Ohne die einschlägigen Sammlungen nochmals daraufhin durchgesehen zu haben, kann ich trotzdem die schwache Verbreitung dieser eigenartigen Formen im Rheintal außerhalb des Bodensees als gesichert bezeichnen; denn in der großen, ein paar hundert Stück aus dem Mittelrheingebiet umfassenden Steinbeilkollektion der Mainzer Originalsammlung befinden sich nur sehr wenige Exemplare im Charakter einer „butnakket trindöx", daneben ebenso wenig dieser Tech ik vom Typ mit mehr rechteckigem Querschnitt oder mehr spitznackiger Form (so aus dem Rhein bei Mainz, von Weisenau, Laubenheim und Jugenheim in Rheinhessen, endlich ohne Fundort). Diese altertümlichen Arbeiten fehlen also nicht gänzlich im Rheintal, aber sie sind jedenfalls nur schwach vertreten. Beachtet will zudem werden, daß diese Beile bisher nicht in den Festlandstationen mit „Pfahlbautenkeramik" wiederkehren, sondern sie zu meiden scheinen.

Aus dem Rheintal haben wir noch andere Einzel- und Gruppenfunde frühneolithischen Charakters anzuführen, die allerdings keinen sichtbaren Zusammenhang mit den eben behandelten Erscheinungen bekunden, hier aber trotzdem mit Fug und Recht genannt werden können. Vor allem sind es die nicht allzu selten beim Baggern, im Moor wie auch Löß gefundenen Hämmer und Pickel aus Hirschhorn vom Maglemose- und Kjökkenmöddingertyp, die sich von den jungneolithischen Hirschhornarbeiten einigermaßen entfernen. Rhein und Main in der Umgebung bei Mainz haben von verschiedenen Punkten (Kostheim, Mainspitze, Oppenheim, Nierstein, Nackenheimer Grund, Petersaue) solche Stücke ergeben, neben einem Pickel der in den Kreideminen Frankreichs und Englands wie im baltischen Frühneolithicum häufigen Form auch eine Reihe durchbohrter Hämmer und Hacken.[65] Ob auch eine nur unvollständig erhaltene Knochenangel aus dem Rhein bei Mainz hierher gehört, bleibt vorläufig ungewiß. Andere Hirschhornhämmer stammen „aus einem alten Flußbett" (einer jetzt verlandeten Mainschleife?) bei Frankfurt a. Main,[66] Einzelstücke weiter von Eschollbrücken und aus dem Bruch bei Biblis (Starkenburg), aus einer Grube (mit verloren gegangenen Scherben und Holzkohle) im Löß am Hang des Donnersbergs bei Finthen (Kr. Mainz),[67] wieder andere aus dem Niederrheingebiet. So liegen aus Westfalen[68] solche Stücke vor, aus der Lippe bei Lippbecke unweit Werne (Kr. Lüdinghausen) in gewisser Anzahl mit noch anderem Hirschhorngerät, weiter von der Eisenbahnbrücke über die Ems östlich Münster; wir werden damit bereits in das Fundgebiet der eigentlichen Maglemosekultur übergeleitet. Aber auch im benachbarten niederhessisch-westfälischen Bergland[69] lassen sich gleichgeartete Spuren frühneolithischer Kultur erkennen, und zwar unter den Materialien des von der prähistorischen Forschung noch so vernachlässigten Höhlenreviers von Arnsberg (Balve usw.) und der wohl durch das ganze Neolithicum dauernden Höhensiedelung auf dem Wartberge bei Kirchberg unweit Fritzlar (Hessen).

Zu diesen Hirschhorngeräten gesellen sich aus dem Rheingebiet auch noch Stein- und Feuersteinarbeiten, die altneolithischen Zeiten zugewiesen werden müssen. So vor allem ein nach Art von Feuersteinbeilen zugehauener Quarzitkeil, der lebhaft an Kjökkenmöddingerformen erinnert, meines Wissens das erste derartige Stück am Rhein; das von der Eyersheimer Mühle bei Weisenheim a. S. (Bz.-A. Dürkheim a. H., Rheinpfalz) stammende Beil wird man schwerlich als roh zugehauenen Entwurf eines Schuhleistenkeils, wie solche z. B. in Butmir in Massen gefunden, bezeichnen dürfen.[70] Weiter kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit auch die großen Feuersteinspäne (Messerklingen) hier anreihen, die im Mittelrheingebiet gar nicht selten erscheinen. Ein Depotfund von Dorsheim an der Nahe (Kr. Kreuznach, Mus. Kreuznach)[71] enthielt neun derartige Klingen, deren größte 22 cm Länge erreicht. Stücke von 21 und 23 cm Länge stammen von Gaualgesheim (Kr. Bingen) und Dexheim (Kr. Oppenheim) in Rheinhessen, mehrere andere, darunter stattliche Exemplare, aus dem Rhein bei Mainz,[72] ein kleiner Sammelfund vom Rockenberg in der Wetterau (Kr. Friedberg, Oberhessen) ergab eine Anzahl Klingen bis zu 12,5 cm

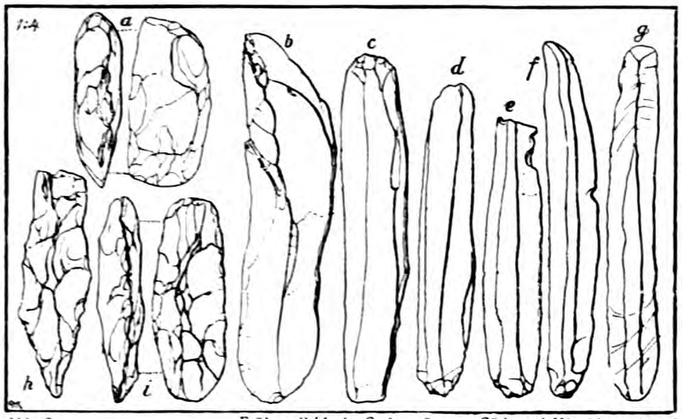


Abb. 9 Frühneolithische Steingeräte aus Süd- und Mitteldeutschland

Länge.[73] Auch aus der Rheinpfalz[70] fielen solche Feuersteinklingen an, so zwei vom Pionierübungsplatz bei Speyer, eine von Niederkirchen (Bz.-A. Dürkheim), eine aus dem Knittelsheimer Walde (Bz.-A. Germersheim), endlich zwei von Altdorf bei Landau. Woher das Rohmaterial für alle diese Feuersteinmesser stammt, ist noch ungewiß. Jedenfalls bleibt einheimisches Material aus dem Spiel, man wird deshalb an Belgien oder Nordfrankreich zu denken haben.[74]

Fassen wir nochmals kurz zusammen, was aus dem Rheingebiet an Denkmälern altneolithischer Zeit in Betracht kommen kann. Keramik wie Knochen- und Hirschhorn-, Stein- und Feuersteingerät in frühneolithischem Charakter ist wohl zur Genüge vorhanden, aber im Einzelnen läßt sich die Gleichstellung mit der Maglemose- und Kjökkenmöddingerstufe, dem Asylien und Campignien, noch nicht durchführen. Es scheint, daß die Funde der grauen Schicht des Schweizersbildes, der Spalten vom Isteiner Klotz nebst einer Anzahl Einzelfunde von Hirschhornhämmern u. dergl. aus dem Rheingebiet und Westfalen innerhalb des frühneolithischen Komplexes eine ältere Stufe (entsprechend Mas-d'Azil und Maglemose), die Gruppe mit der „Pfahlbautenkeramik" nebst anderen einzeln gefundenen Horn- und Knochenobjekten, dem Eyersheimer Steinbeil und den großen Feuersteinklingen einen jüngeren Abschnitt (entsprechend Campignien und den Kjökkenmöddingern) bezeichnen; von den jungneolithischen Stufen mit vollkommen geschliffenen Steinwerkzeugen scheint auch im Rheingebiet der frühneolithische Komplex durch eine Gruppe der „gestoßenen" Steinbeile (mit Zuschliff lediglich an der Schneide) getrennt zu sein. Diese Reihenfolge der altneolithischen Materialien der Rheinlande hat einige Wahrscheinlichkeit für sich; aber die Berechtigung dieses chronologischen Gruppierungsversuches können wir im Augenblick noch nicht mit voller Sicherheit erweisen.

Verfügen wir zur Umschreibung der frühneolithischen Stufen im Rheintal schon über nicht sonderlich reichliche Dokumente, so können wir aus dem übrigen Süddeutschland noch erheblich weniger Funde beibringen, für die diese Zeitstellung gelten darf.

Bekanntlich vermißt man in Süddeutschland außerhalb des Rhein- und Neckartales die Gruppe der „neolithischen Pfahlbautenkeramik" mit ihren charakteristischen Formen noch gänzlich, so gut wie übrigens auch in Böhmen-Mähren oder Norddeutschland. Warum sie hier fehlt, wissen wir freilich nicht. Fast möchte man glauben, daß jenem rheinischen Kulturkreise weiter östlich und nordöstlich nur Gruppen ohne entwickelte Keramik entsprechen, die eben deshalb noch schwer aus der Fundmasse auszuscheiden sind. Aber da selbst in den Kjökkenmöddingern des Balticums doch verwandte Keramik wiederkehrt, sehr ähnlich gestaltete übrigens auch in Spanien, kann eine solche Annahme kaum zutreffen. Eine befriedigende Erklärung dafür, warum jene Topfware östlich der Rhein-Neckarlinie nicht mehr erscheint, läßt sich somit noch nicht geben. Freilich will berücksichtigt werden, daß im Augenblick aus Württemberg und dem bayerischen Donau- und Maingebiet doch nur ein recht beschränktes steinzeitliches Fundmaterial zu Gebote steht. Aber bei dem vollkommenen Fehlen dieser eigenartigen Keramik verlieren wir für den Nachweis frühneolithischer Denkmäler aus Süddeutschland östlich vom Rheintal einen geeigneten Ausgangspunkt, zumal ausgesprochene Maglemose-Asylien- und Kjökkenmöddinger-Campignientypen ganz ausbleiben. Wir betreten an der Hand anderweitiger Kriterien hier somit bereits einen etwas unsicheren Boden.

Dürfen wir uns an die Gerättypen aus Hirschhorn und Knochen halten, die wir im Balticum und sonst als alt kennen gelernt haben, so lassen sich im Bereich der oberen und weiter auch der mittleren Donau wie endlich im Gebiet der oberen Elbe und Weichsel mehrere Stationen frühneolithischen Charakters konstatieren. In Süddeutschland zunächst bei Schussenried in Oberschwaben (Württemberg)[75] und auf der Roseninsel im Würm- (Starnberger-) See in Oberbayern.[76] Von beiden Punkten, den bekannten Pfahlbaustationen auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene, stammen reichlich Hirschhornhämmer und anderes Horn- und Knochengerät. In Schussenried findet sich daneben dann massenhaft Keramik der „Schussenrieder" Gattung, die doch zweifellos in jungneolithische Zeiten gehört. Man hätte danach also für diesen Platz gerade Besiedelung aus zwei verschiedenen Stufen der Steinzeit anzunehmen; ob mit Recht, wird man bezweifeln wollen. Allerdings müssen wir uns erinnern, daß im Gegensatz zu Schussenried auf der Roseninsel unter den gesicherten Funden außer dem Neolithicum auch noch die ältere Bronzezeit, die ältere Hälfte der Hallstattzeit, die zweite und vierte La Tènestufe (vielleicht auch Ende der Hallstatt- und Anfang der La Tènezeit) vertreten sind. Bei der ausgedehnten Siedelungsreihe dieses einen Punktes wird es dann weiter nicht befremden, wenn auf beiden Plätzen unter den neolithischen Materialien neben den jüngeren auch solche frühen Charakters erkannt werden; wenn auf der Roseninsel die Siedelung mit der frühneolithischen Zeit beginnt, so konnte es sich in Schussenried ebenso verhalten. Das Gleiche darf dann ohne weiteres auch für die österreichischen Pfahlbaustationen gelten, in denen ja wieder einzelne altneolithische Typen gehoben wurden[77].

Nördlich der Donaulinie fehlt es nicht an verwandten Dingen. Freilich vermißt man sie (mit einer Ausnahme aus Unterfranken) noch auf süddeutschem Boden[78]; aber in Österreich stellen sich diese Altertümer frühneolithischen Charakters wieder ein, wie wir hier nicht übergehen dürfen. Aus Klein-Czernosek a. d. Elbe unweit Lobositz (Nordböhmen)[79] stammt ein Hirschhornhammer nach Art der

altneolithiſchen Pickel, und zwar aus einer prähiſtoriſchen Siedelung, allerdings außer Zuſammenhang mit Gräbern oder keramiſch ausgeſtatteten Wohngruben. Aus der Höhle Koſtelik unweit Brünn (Mähren)[80]) liegen aus der nachpaläolithiſchen Schicht allerhand Knochengeräte vor, ein Dolch und Pfriemen, ganz nach Art frühneolithiſcher Typen, wiederum ohne deutliche Verbindung mit jungneolithiſchen Objekten. Endlich wäre noch das Vorkommen gleicher Arbeiten aus Knochen und Horn aus der oberen, poſtpaläolithiſchen Schicht der Maszickahöhle unweit Maszice nördlich Krakau[81]) zu erwähnen.

Außer den genannten Materialien aus Hirſchhorn und Knochen wird man in Süddeutſchland wohl noch einen anderen Kreis von Funden mit einiger Wahrſcheinlichkeit als altneolithiſch anſprechen dürfen, nämlich eine Anzahl von Gruppen- und Einzelfunden erſichtlich jüngerſteinzeitlichen Charakters, die im Rahmen unſerer neolithiſchen Stufen mit keramiſcher Ausſtattung zu fixieren bisher nicht gelungen iſt, Funde mit reichlichem Inhalt an Silexkleingerät, jedoch ohne ausſchlaggebende Topfware. Das Gebiet dieſer bisher kaum bekannten Stationen beſchränkt ſich nahezu auf den Jura, und zwar auf ſeinen bayeriſchen Anteil, den Fränkiſchen Jura.

Das reichſte Enſemble dieſer Art ſtammt aus der Höhle Hohlefels unterhalb des Endes des Flügelwalles der Houbirg bei Happurg (Bz.-A. Hersbruck, Mittelfranken). Dieſe Höhle, in der früher ſchon wiederholt gegraben wurde,[82]) iſt vor zwei Sommern von der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft in Nürnberg unterſucht worden. Das Ergebnis an Fundſtücken war ein recht erfreuliches, es fielen ſehr reichlich Silexkleingerät wie Reſte ſpätdiluvialer und rezenter Fauna an. Leider war eine Schichtengliederung nicht zu beobachten, obſchon eine etwa 1 m mächtige Breccie den Fundhorizont deckte, die Lagerung der Fundſchicht war bereits in alter Zeit geſtört. Somit läßt ſich ſchlechterdings nichts über das Alter der Artefakte den Fundumſtänden und der begleitenden Fauna entnehmen. Aber auch die Artefakte ſelbſt geſtatten keinen präziſen Schluß über ihr Alter, jedenfalls kann man ſie nicht als geſichert paläolithiſch anſprechen. Von Feuerſteinſachen ſind in Maſſen Schaber, Kratzer, Meſſer, Bohrer, grobe Pfeilſpitzen und Abfallſplitter aller Art vertreten, Dinge, die auf den anderen Stationen des Jura nicht fehlen. Geſpaltene Knochen ſind genügend vorhanden, Hirſchhorn- und Knochengerät hingegen iſt ſelten; das einzige Exemplar einer Knochennadel könnte als ſpätpaläolithiſcher Madeleinetypus gelten, aber dies eine Stück iſt doch wohl kein geeignetes Zeugnis für eine ſolche Datierung, da doch Knochennadeln auch im Neolithikum begegnen. Unter den mitgefundenen Scherben (ſoweit ich ſehen konnte, auffallend viel Frühhallſtattmaterial) vermißt man bandkeramiſche oder Proben anderer Gattungen des entwickelten Neolithicums. Wahrſcheinlich gehört alſo der Hauptteil der Steinzeitfunde aus dieſer Höhle frühneolithiſchen Zeiten an.

Andere Stationen mit derartigen Silexarbeiten, jedoch ohne neolithiſche Keramik, liegen bei Holzheim unweit Neumarkt in der Oberpfalz und im Pegnitztal bei Altenſittenbach und Mögeldorf unweit Nürnberg.[83]) Von letzterem Platze ſtammt auch eine ſchöne große, flache Feuerſteinklinge nach Art der Lorbeerblattſpitzen des Solutréen. Eine entſprechend große, blattförmige Klinge aus einem ſchlechten kieſelhaltigen Material kam übrigens auf dem Oſterberge bei Pfünz (Altmühltal, Mittelfranken) zum Vorſchein, eine andere breitere auf dem Goldberg bei Goldburghauſen (O.-A. Neresheim) an der Oſtgrenze Württembergs, einer wichtigen Höhenſiedelung, deren Fundreihe mit dem Neolithicum anhebt, um abwärts (mit Unterbrechungen) bis zur Kaiſerzeit zu reichen.[84])

Auch vom Nordweſtende des Jura, dem Weismainjura, in deſſen Bereich überhaupt die Zeugniſſe jüngerſteinzeitlicher Beſiedelung in den letzten Jahren ſich ſtark gemehrt haben, kennen wir reichlich Silexkleingerät wie vom Hohlefels uſw., freilich ſind hier die Objekte gemengt mit Steinbeilen aus anderem Material und allerhand ſicher jungneolitiſchen Dingen.[85]) Der wichtigſte Punkt dieſer Art iſt der Staffelberg bei Staffelſtein (Oberfranken), der in großer Anzahl Schaber, Kratzer, Meſſer uſw., daneben auch Pfeilſpitzen aus Feuerſtein ergab. Unter den zahlreichen Beilen aus hartem Stein, wie ihn Main und Kronach unter ihren Geröllen führen, ſind geſchliffene ſpitznackige oder mehr rechteckige Klingen häufig, von den geläufigen jüngerneolithiſchen Typen laſſen ſich einige Schuhleiſtenkeile nachweiſen. Unter den zahlloſen Scherben des Berges, deſſen Siedelungsgeſchichte in den Funden ſich bis ins Mittelalter verfolgen läßt, können nur einige wenige als neolithiſch bezeichnet werden, die Hauptmaſſe fällt weſentlich jüngeren Zeiten zu. Ähnlich mit Silexkleingerät ausgeſtattet ſind neuentdeckte Stationen bei Köſten, Ober- und Unterwallenſtadt wie auf dem „Stein“ bei Lichtenfels (Oberfranken), unter deren Scherben neolithiſche fehlen, obſchon die entwickelte jüngere Steinzeit hierſelbſt durch Steinbeile vertreten iſt.

Handelt es ſich nun bei dieſen ſüddeutſchen Feuerſteinarbeiten, die in Einzelſtücken auch ſonſt noch im Bereich der fränkiſchen Jura erſcheinen,[86]) wirklich großenteils um Zeugniſſe frühneolithiſcher Zeiten? Eine befriedigende Antwort auf dieſe Frage läßt ſich freilich im Augenblick noch nicht geben, aber mit einiger Wahrſcheinlichkeit dürfen wir dieſe Funde als altneolithiſch anſprechen, zumal deutliche jungneolithiſche Reſte in ihnen wiederholt fehlen, andererſeits unſere typiſch jungneolithiſchen Stationen Süddeutſchlands, Gräber wie Wohnſtätten, dergleichen Dinge doch nur in ſehr beſchränktem Maße oder überhaupt nicht führen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das unmittelbar nördlich des Frankenjura gelegene Gebiet, ſo bemerken wir auch hier allerhand altneolithiſche Spuren, die ſich freilich noch nicht zu einem abgerundeten Kulturbilde zuſammenſchließen. So wird von Kolberg bei Ummerſtadt (Heldburg) in Südthüringen wie aus dem Pößnecker Gebiet hart nördlich des Frankenwaldes das Vorkommen von Feuerſteinmeſſern uſw. ohne erſichtliche Begleitung von typiſcher Steinzeitkeramik gemeldet.[87]) An der Elſter, in der Umgebung von Gera, werden dann die Zeugniſſe deutlicher. Die Werkſtättenfunde vom Steinertsberg und Pfordtener Berg wie von Großaaga unweit Gera (Reuß),[88]) in Maſſen Meſſer, Nuclei, Schaber uſw., offenbar auch ein kleines Spaltbeil, alles von Feuerſtein, ſind doch ganz wieder im Charakter der oben genannten Materialien aus Süddeutſchland. Ungewiß bleibt, ob die kleinen Flintſachen aus der Höhle „Wüſte Scheuer“ bei Döbritz unweit Oppurg (Neuſtadt a. d. Orla, Sachſen-Weimar) hier anzuſchließen wären. Aber ſicher altneolithiſche Arbeiten liegen wieder unter dem Silexgerät meiſt paläolithiſchen Typs aus der

bekannten Hyänenhöhle von Lindenthal bei Gera.[89]) Gut nachpaläolithiſch iſt hier z. B. ein mäßig großes, roh zugehauenes, langgeſtrecktes Beil nach Kjökkenmöddingerart, offenbar auch eine langgeſtreckte Spitze, wie einige Schaber, weiter auch wohl eine Hirſchgeweihſproſſe. Leider wurden hier über die Lagerung der einzelnen Fundſtücke keine ſorgfältigen Beobachtungen gemacht, vielmehr ſind die Objekte aus der Höhle ſelbſt von denen der Terraſſe vor der Höhle und aus dem beide deckenden Löß nicht genügend getrennt geblieben. Jedenfalls iſt es ganz ausgeſchloſſen, daß etwa auf Grund des ſonſtigen Fundinventares die betreffenden Altſachen aus der Lindenthaler Hyänenhöhle als ſpätpaläolithiſch reklamiert werden könnten. Und wie hier hart nördlich des Frankenwaldes, ſo fehlt es ſchließlich nicht auch am Nordrande des Thüringerwaldes an analogen, wiederum nicht von neolithiſcher Keramik begleiteten Funden, wie das reiche Silexmaterial, Meſſer, Schaber, Nuclei uſw., von der Alteburg über Arnſtadt lehrt.[90]) Aber man wird künftig auch in dieſen Gebieten noch mehr dieſen Dingen nachzugehen haben, ehe ſich eine beſondere frühneolithiſche Gruppe mühelos ausſcheiden läßt.

War bereits im Rheintal über die altneolithiſche Kultur und ihre Stufen im Augenblick noch nicht viel Klarheit zu gewinnen, ſo gilt das alſo in noch weſentlich höherem Grade vom übrigen Süddeutſchland. Und doch müſſen auch hier, wie ja auch die ſparſamen Anzeichen auf dem Gebiet öſtlich der Böhmerwaldlinie bekunden, reichliche Niederſchläge frühneolithiſcher Zeiten vorhanden ſein. Allerdings wollen dieſe erſt noch genauer nachgewieſen werden. Um ſo deutliche, offenkundige Lücken in der Fundreihe zum Schwinden zu bringen, wird freilich am Main und Neckar wie an der oberen Donau die prähiſtoriſche Forſchung noch lebhafte Anſtrengungen zu machen haben.

Jedenfalls war es an der Zeit, in Süddeutſchland einmal dies Thema zur Sprache zu bringen und den Verſuch zu machen, aus der jüngerſteinzeitlichen Fundmaſſe die vorausſichtlich älteſten Materialien zu ſondern, auch wenn die Reſultate, die ſich im Augenblick vorlegen laſſen, durchaus nicht glänzend ſind.

Aber auch für die neolithiſche Zeit im allgemeinen brachten uns dieſe Studien neuen Gewinn. Eine Zweiteilung des Neolithicums der ſüd- und mitteldeutſchen Zone läßt ſich nunmehr unſchwer erkennen: ein älterer Stufenkomplex iſt durchaus frei von Metallen wie Metallformen, Keramik iſt nur teilweiſe vorhanden, während der jüngere Stufenkomplex reich mit hoch entwickelter Keramik ausgeſtattet iſt und teils ſelbſt Kupfer führt, teils deutliche Anlehnung an Kupferformen bekundet. Auch bei uns in Süddeutſchland wird man für die Beurteilung der älterneolithiſchen Stufen ſtets von der baltiſchen Maglemoſe- und Kjökkenmöddingergruppe mit ihren Parallelen im Aſylien und Campignien auszugehen haben. Hoffentlich gelingt es nun auch bald, dieſe frühen Gruppen richtig an die älteſten Erſcheinungen der Mittelmeerkultur anzuſchließen.

Für Gliederung und Stufenfolge des jüngerneolithiſchen Komplexes fehlt es bei uns trotz aller Mühen noch an der ſo dringend nötigen Grundlage.[91]) Einwandfrei, in wiſſenſchaftlich begründeter Weiſe die geſchloſſene Folge der Erſcheinungen im mitteleuropäiſchen Jungneolithicum darzulegen, ſo, wie man die Stufenfolge der Metallzeit erkannt hat, iſt noch nicht gelungen. Alle bisherigen Anſätze darf man als noch nicht ausreichend anſehen. Wir wiſſen nicht, was bei uns der Kultur der „Pfahlbautenkeramik“ unmittelbar folgt, wir wiſſen nicht, was der frühen Bronzezeit unmittelbar vorausgeht. Und innerhalb des jüngerneolithiſchen Stufenkomplexes[92]) erlauben weder Keramik noch Ornamentik noch Gerätformen typologiſche Abwandlungen, die chronologiſch zu verwerten wären, ſo wenig wie die Grab- oder Siedelungsformen. Jedem Verſuch in dieſer Richtung läßt ſich eine ebenſo berechtigte andere Gruppierung gegenüberſtellen.

Endliche Löſung der Schwierigkeiten des chronologiſchen Problems unſeres Jungneolithicums kann nur aus dem Süden kommen, mit der Klärung der neolithiſchen Erſcheinungen im Mittelmeergebiet, für die ja gewichtige Anſätze bereits vorhanden ſind. Zugleich aber hat auch bei uns eine erneute Durcharbeitung unſerer jüngerneolithiſchen Fundmaterialien ſtattzufinden, da ja über viele Einzelheiten der verſchiedenen, nach den keramiſchen Gattungen geſonderten Gruppen noch immer Unklarheit herrſcht. Namentlich denke ich hierbei an die Pfahlbauten vom Nordrand der Alpen, aus denen wir wohl eine Fülle von Funden beſitzen, deren chronologiſche Analyſe im Einzelnen bisher noch kaum durchgeführt wurde, ſo dringend nötig eine fundſtatiſtiſch-chronologiſche Aufarbeitung geweſen wäre. Das Nämliche gilt für die Feſtlands-Wohnplätze mit verſchieden gearteten Materialien, die man mehreren Stufen zuteilen zu müſſen glaubt. Endlich muß auch an die Unzahl von einzeln gefundenen Steinbeilen erinnert werden, deren Zuweiſung zu beſtimmten keramiſchen Gruppen noch geradezu unmöglich iſt. Ehe hier nicht überall Klarheit herrſcht, werden ſich die Widerſprüche, die die bisherige Behandlung des neolithiſchen Problems zeitigen mußte, einfach nicht zum Schwinden bringen laſſen. Allerdings wird man künftig auf ſchwach geſtützte Anſichten ganz verzichten müſſen. Alſo auch hier bleibt noch viel zu tun übrig.

Anmerkungen

1. Die Kritik, die H. Behlen (Mitt. Anthr. Geſ. Wien XXXVII 1907, S. 1 f.) an dieſem Buch geübt hat, iſt wohl berechtigt, zumal im Hinblick auf die Ergebniſſe der Forſchungen der letzten Zeit (vergl. Arch. f. Anthr. N. F. IV 1906, S. 299 f., V 1906, S. 244 f.; Mitt. Präh. Comm. Wien II, 1, 1908, S. 41 f., Obermaier). — Allerdings hätte Behlen nicht die Silexartefakte vom Chelléen- und Acheuléen-Typus kurzer Hand anzweifeln ſollen.
2. Aarböger for Nord. Oldkyndighed og Hiſtorie 1903, S. 148 f. (Sarauw, En stenalders boplads i Maglemoſe ved Mullerup, ſammenholdt med beſlaegtede fund). — Sonderabdruck mit franzöſiſchem Reſumé, Kopenhagen 1904. Über den gleichen Gegenſtand ſprach Sarauw in Périgueux, Premier Congr. préh. de France, Seſſion de Périgueux, 1905, S. 244 f.
3. Centralblatt für Anthropologie, 1904, S. 248—249. — Eine kurze Charakteriſtik der Maglemoſeſtufe iſt dann bei Soph. Müller, Urgeſchichte Europas, 1905, gegeben.
4. Nilſſon, Das Steinalter, 1868, Abb. Nr. 258, 259; Montelius, Antiquités Suédoiſes, 43; Kulturgeſch. Schwedens 1906, S. 18.

5. Madſen, Afbildninger, Steenalderen, 1872, Taf. 40, 1. — Aarböger f. N. O. 1896, S. 340.
6. Worſaae, Nord. Oldſager, 1859, 74; Nilſſon, Das Steinalter, 1868, Abb. 258, 259; Madſen, Steenalderen, Taf. 40, 1, 4, 5; Katalog der Präh. etc. Ausſtellung Berlin 1880, S. 413, Photogr. Album I, 6, Nr. 167, 172; Zeitſchr. f. Ethn. XXIV 1892, Verh. S. 249; L'Anthropologie IV 1893, S. 385 f.; Månadsblad 1895, S. 94; Pomm. Monatsblätter Stettin, 1895, S. 187, Nr. 5; Aarböger f. N. O. 1896, S. 327, 331, 340; 1903, S. 254, 267, 274, 277; Nachrichten über deutſche Altertumsfunde 1902, S. 31.
7. Die Nachweiſe ſind im Einzelnen bei Sarauw gegeben. Zu dem von ihm Gebotenen wäre noch nachzutragen; Voß-Stimming, Altert. d. Mark Brandenburg, I, Taf. 4: Archiv d. Brandenburgia, X, Berlin 1904, Taf. III, XIX; Brandenburgia XIII, 1904—05, S. 54; W. Deecke, Geologie von Pommern, Berlin 1907, S. 220 (Venz auf Rügen); Amtl. Ber. Weſtpreuß. Prov. Muſ. Danzig XVII 1896, S. 33; XIX 1898, S. 36 f; XXI 1900, S. 30; XXIII 1902, S. 22; XXV 1904, S. 18; XXVI 1905, S. 16; XXVIII 1907, S. 19, 20; Weſtpreuß. Prov. Muſ. 1880—1905, Taf. 44, 45; Dorr, Führer durch die Sammlg. des Städt. Muſ. Elbing 1903 S. 6; Kat. d. Vorgeſch. Denkm. im German. Muſ. Nürnberg 1886, S. 13, Nr. 390; Kat. des Pruſſia-Muſeums I, 1906, S. 6 f; Fornvännen 1906 S. 211, 247; Montelius, Kulturgeſch. Schwedens, 1906, S. 23. — Die Statiſtik der Hirſchhornhämmer aus Deutſchland wäre überdies noch erheblich zu vermehren. — Wichtig iſt, was hier beſonders betont werden muß, das wiederholte Vorkommen von frühneolithiſchen Typen im Zuſammenhang mit ſteinzeitlichen Pfahlbauten Norddeutſchlands, ſo bei Müggenburg nördlich Wismar (Mecklenb. Jahrb. XXX 1865, S. 1 f; XXXII 1867, S. 161 f; — Maglemoſe- und Kjökkenmöddinger-Formen neben reichlichem jungneolithiſchem Material) und in Oſtpreußen (z. B. im Szonstagſee bei Szczeczinowen, Kr. Lyk, und bei Angerapp, Kr. Darkehmen, ſ. Kat. Pruſſia-Muſ. I, 1906.
8. Die Angaben bei Sarauw für Rußland (abgeſehen von den Oſtſeeprovinzen) wie Sibirien laſſen ſich noch weſentlich vermehren. Für Nordrußland vergl. Trudi V. ruß. Arch. Congr., Tiflis 1881 (Moskau 1887), S. 386, fig. 54 c (vom Ladogaſee, nach Inoſtranʒeff), und Beitr. z. Kennt. d. Ruß. Reiches, II. F., VIII 1885, Poljakow, Unterſuchungen, Taf. VIII 2, Funde vom Latſchaſee, Gouv. Oloneʒ. — Für Südrußland: Trudi XII. ruß. Arch. Congr. Charkow 1902, I (1905), S. 186, 301, Taf. II, 1, 7, 9, Kurgan Nr. 5 mit Hockergrab von Chutor Kowalewka, Kr. Isjum, Gouv. Charkow. — Für Oſtrußland: Otſchet der kaiſ. ruß. arch. Kommiſſion (ruß.) für 1894, S. 27, Fig. 19 (= Album 1882—1898, Nr. 1791), Harpune von Kalmaſchi (Kr. Sarapul, Gouv. Wjatka); Materiali po Archeologii Roſſii, XXVI (Spiʒin, Smlg. Tepluchow) 1902, Taf. XXV 5, 10, Ilinskoe, Kr. Perm, und Danilowa, Kr. Tſcherdyn, Gouv. Perm; Boulitſchov, Fouilles de la Russie centrale, Les rives de l'Oka, Moskau 1900, Taf. III 14, 15, 29, 33, Dünenſtation bei Gremiatſcheje auf dem rechten Oka-Ufer, Gouv. Tambow; A. Heikel, Ant. de la Sibérie occidentale, Helſingfors 1894, S. 52—54, Taf. XII, Funde von den Goldwäſchen Kurinsk und Schigirsk (Ekaterineburg, Gouv. Perm), Funde, die das Gebiet dieſer Kultur über die von Sarauw als öſtlichſten Punkt in Rußland angegebene Station von Woloſſowo bei Murom (dazu auch Katalog der Sammlg. Graf Uwarow (ruß.), Moskau 1887, S. 7, 8, f. Taf. II—IV) noch um ein gewaltiges Stück nach Oſten, um etwa 10 Längsgrade, ausdehnen. — Für Sibirien: Trudi V. ruſſ. Arch. Congr. Tiflis 1881, S. 264—77, 278—320, Taf. XXXVII bis XXXVIII, Zeitſchr. f. Ethn. XIV, 1882, S. 82—83, Funde vom Kitoifluß an der Angara, Gouv. Irkutsk (reichlich Horn- und Knochen-, Nephrit- und Silexgerät, Keramik; Skelettgräber). — Das in den „Materialien zur Arch. der öſtl. Gouvernements Rußlands (ruß.), herausg. von der Kaiſ. Moskauer Arch. Geſ." I Moskau 1893, beſonders Taf. IV (aus Stationen im Gouv. Wjatka), ferner Mater. po Arch. Roſſii XXVI 1902, Taf. I, 1—11 (Oſtanina und Ilinskoe, Gouv. Perm) und Trudi IX. ruſſ. Arch. Congr. Wilna 1893, II (Moskau 1897), S. 256 f., Taf. XXI a u. folg. (Djakowo bei Moskau) Gebotene (darunter Einzelnes von verdächtigem Ausſehen) dürfte troʒ mancher Ähnlichkeit doch weſentlich jüngeren Alters ſein.
9. In der trefflichen Monographie über die Eiszeit von F. E. Geiniʒ (Braunſchweig 1907) wie in Deeckes Geologie von Pommern (Berlin 1907) findet man das nötige Detail für dieſe Dinge überſichtlich zuſammengefaßt. — Um zu verſtehen, wie die Hebung und Senkung des Landes erfolgt, vergleiche man die Iſobaſendarſtellung für Skandinavien bei Geiniʒ, oder für das Kriſtianiagebiet bei W. C. Brögger; der Landhebung in Skandinavien entſprach an den deutſchen Küſten eine Senkung, die den Küſten gewaltige Einbuße gebracht hat. — Über die poſtglacialen Waldperioden des Nordens bietet J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germaniſchen Altertum (Straßburg 1905) eine ausführliche Überſicht (Hoops kennt freilich noch nicht Sarauws Arbeit über Maglemoſe). — In dem neuen Reallexikon von Forrer (1907) findet man (ſub Eiszeit, Ancylus-, Litorinazeit; Transneolithicum, Aſylien, Campignien) zu dieſen Dingen nur äußerſt mangelhafte Aufklärung, und doch gehören dieſe Ausführungen noch nicht zu den ſchwächſten in dieſem Buche.
10. Aarböger f. N. Oldk. 1896, S. 304 f; 1903, S. 303 f; 43. Ber. Muſ. Vaterl. Alt. Kiel 1904, Wohnſtätten, S. 20. — Mitt. d. Geogr. Geſ. u. d. Naturwiſſ. Muſeums Lübeck, II. Reihe 20, 1905, S. 33, 39, 61, Taf. V; Limpricht-Feſtſchrift, Greifswald 1900, S. 41 f. (Balt. Studien N. F. IX 1904, S. 217); Deecke, Geologie von Pommern, S. 220, 221 (in Endingen bearbeitete Rieſenhirſchreſte (neben Ren). — Die Archiv d. Brandenburgia X, Berlin 1904, Taf. III 1 (= Brandenburgia XIII, 1904—1905, S. 34, Lichtdrucktafel) abgebildete Hornhacke von Prenzlau (nebſt den Knochen Taf. II, 1, 2) hat doch wohl nichts mit dem Glacial, reſp. Spätglacial, zu tun; die Hacke dürfte frühneolithiſch ſein (nicht aus einer Rentierſtange, wie Nehrings Beſtimmung lautete, ſondern aus Hirſchhorn).
11. Zur Beurteilung dieſer Funde hinſichtlich der glacialen Chronologie vergl. Penck-Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter, 1903 f., S. 422—426, 703 f. — Im Nordpyrenäengebiet ergab ſich ein conformes Reſultat, wie H. Obermaier (Arch. f. Anthr. N. F. IV, V, 1906) gezeigt hat, das Jungpaläolithicum (mindeſtens aber Solutréen, Magdalénien) iſt hier (wie ſchon M. Boule erklärt hatte) durchaus erheblich jünger als das Maximum der letʒten (IV.) Vereiſung (gegen Obermaiers Anſeʒung des Altpaläolithicums vergl. Penck, Zeitſchr. f. Ethn. 1908, S. 390 f.).

12. Typen wie Montelius, Ant. Suédoises Nr. 44; Kulturgesch. Schwedens, 1906, S. 9; A. W. Brögger in Bergens Museums Aarbog, 1907, Nr. 1, S. 5 f. — Man kennt solche Stücke in größerer Zahl aus Südschweden (namentlich aus Schonen und Bohuslän), weiter aus Norwegen, Dänemark, aus Norddeutschland z. B. von Rügen. — Wenn in der Gruppe des Campignien Frankreichs mehrere paläolithische Silextypen wiederkehren, so wird uns das Erscheinen dieser altpaläolithischen Form in so junger Zeit nicht mehr verwundern können.
13. W. C. Brögger, Strandliniens Beliggenhed under Stenalderen i det sydöstl. Norge, Kristiania 1905, S. 279 f.
14. Eine Reihe Daten ist gegeben bei Deecke, Geol. v. Pommern, S. 228; X. Jhber. Geogr. Ges. Greifswald 1907, S. 43 f. — Die verheerenden Folgen der Landsenkung und der damit Hand in Hand gehenden nagenden Tätigkeit der Meereswellen an der deutschen Ost- und Nordseeküste spiegeln sich wieder in den Chroniken und Erzählungen des Mittelalters und der Neuzeit. Der Landverlust erfolgte bei dem nicht sonderlich widerstandsfähigen Boden vielfach katastrophenartig im Zusammenhang mit andauernden Sturmfluten, die das gefährdete Gebiet in kurzer Zeit vernichteten. E. Geinitz (Mecklenburg vor 3000 Jahren, Rostok 1903) hat die Litorinasenkung als Ursache der „Kimbrischen Flut" aufgefaßt, die etwa 700—500 v. Chr. erfolgt sei. Selbstverständlich ist diese Kombination irrig, ebenso wie Sernanders Gleichstellung der Ancyluszeit mit dem Neolithicum, der Litorinazeit mit dem Bronze- und ältern Eisenalter, (wie auch Brandenburgia XII 1903—1904, S. 329, abgelehnt ist), die Untersuchungen W. C. Bröggers allein schon können uns eines besseren belehren, zudem fanden Bröggers Ergebnisse in Uppland weitere Bestätigung, von den dänischen Befunden gar nicht zu reden. Aber Geinitz' Vermutung verträgt trotzdem in gewissem Sinne eine Erweiterung. Die „kimbrische" Flut war nicht die erste, welche unsere Küste betroffen hat. Mit Eintritt in die Litorinasenkung, die ja sehr weit zurückreicht, setzt auch an unseren Küsten der Landverlust ein, der die Einwohner des dem andrängenden Meer zum Opfer gefallenen Landes zur Wanderung zwang. Den Flutsagen nordeuropäischer Völker liegen somit durchaus wirkliche Vorgänge zu Grunde. Und diese Landsenkungen an Nord- und Ostsee waren, nächst der Übervölkerung auf einem einigermaßen eng begrenzten, von den Barbaren nicht ertragfähiger zu gestaltenden Boden, wohl eine Ursache der durch das ganze Altertum zu verfolgenden Südwanderung der Nordvölker. — Landverlust durch Senkung hat freilich auch andere Küsten betroffen, so die Frankreichs, weiter die Ostseite der Adria, wo z. B. römische Ruinen unter dem Wasserspiegel liegen (Bosn. Mitt. VII 1900, S. 187—188). Starke Niveauschwankungen lassen sich aber auch sonst noch an Punkten menschlicher Siedelung der Vorzeit erkennen, beispielsweise bei den Höhlen unweit Mentone (Penck-Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter, S. 744).
15. L'Anthropologie II, 1891, S. 141 f.; VI 1895, S. 276 f.; VII 1896, S. 1 f., 324 f., 385 f.; XIV 1903, S. 641; Hoernes, Der diluv. Mensch, S. 76 f.; Arch. f. Anthr. N. F. V 1906, S. 251, 261, Obermaier; Déchelette, Manuel d'archéol. préh. 1908, S. 314 f.
16. So ist es noch nicht ersichtlich, ob dem Asylien im allgemeinen oder wenigstens in Südfrankreich — im Gegensatz zur baltischen Maglemosegruppe — Kenntnis von Ackerbau und Viehzucht zukommt.
17. L'Anthropologie V 1894, S. 402 f.; VII 1896, S. 309 f., 322 f.; XIII 1902, S. 109; Rev. Ec. Anthr. XI 1901, S. 251 f.; Arch. f. Anthr. N. F. V 1906, S. 253, 255, 258, 259; Déchelette, Manuel, S. 320 f.
18. Ein anderes Vorkommen vom Elch in Südfrankreich ist erwähnt L'Anthropologie XII 1901, S. 693.
19. L'Anthropologie III 1892, S. 403; X 1899, S. 452.
20. Boyd Dawkins, Höhlen und Ureinwohner Europas, 1876, S. 85; Proceedings Soc. Antiqu. of Scotland, Edinburg, XXIX 1895, S. 211 f.; XXXII 1898, S. 298 f.; L'Anthropologie VII 1896, S. 319—321; X 1899, S. 298 f.; XII 1901, S. 355.
21. Wilde, Catalogue R. Irish Academy Dublin 1861, S. 252, 260; Catal. Guildhall Museum, London 1903, Taf. III 3, 4; Evans, Anc. Stone Implements, 1872, S. 30, 31.
22. So weder bei V. Groß, Protohelvètes, noch bei Heierli, Urgesch. d. Schweiz.
23. Die Stationen sind im nächsten Absatz des Textes aufgezählt. — Nachweise bieten: Keller, II. Pfahlbautenbericht, S. 154, 155, Taf. III; III. Pfahlbautenbericht, S. 79, Taf. II, S. 82, 85, Taf. III, IV; VII. Pfahlbautenbericht, Taf. I; VIII. Pfahlbautenbericht, Taf. IV; Groß, Protohelvètes, Taf. VI usw., Funde Concise und Latrigen; Antiqua 1883, S. 5, 6, Taf. II; 1884, S. 14, Taf. III; 1885, S. 33—34, 93, Taf. VIII, XVII; 1886, S. 48, Taf. X; Katalog der Vorgesch. Denkm. im Germ. Mus. Nürnberg 1886, S. 11, 128; Zeitschr. f. Ethn. XXIII 1891, Verh. S. 345—346; Hoernes, Urgesch. d. Menschen, S. 250; Tröltsch, Pfahlbauten des Bodenseegebietes, 1902, S. 43. Weiteres Material dürfte das Werk Antiquités lacustres, Album etc., Lausanne 1895—1896, enthalten, das mir im Augenblick nicht erreichbar ist.
24. Montelius, Civil. prim. en Italie, I 1894, Taf. 4, 6, (nach Quaglia, Laghi e torbiere del circondario di Varese 1884).
25. Scarabelli Gommi Flamini, Staz. preist. sul Monte del Castellaccio presso Imola, 1887, Taf. XXII; Bull. Palet. Ital. (XII 1886, VI 1, 4, 6, 11) XVII 1891, Taf. II; Bull. Mus. Roy. des Arts ind. et déc., I, Brüssel 1901—1902, S. 83.
26. Bull. Palet. Ital. XII 1886, Taf. VI 8 (Höhlen von Finalmarina); Zeitschr. f. Ethn. XXIII 1891, Verh. S. 91; XXVII 1895, Verh. S. 341; Milleker, Délmagyarország régiségleletei a honfoglalás elötti idökböl, I, Temesvar 1897, S. 63, 67, 95—96, 133, 136; Arch. Értesítö 1883, Taf. I (Borsod); 1891, S. 208; 1893, S. 302; 1903, S. 181; Wissensch. Mitt. aus Bosnien, I 1893, S. 47; IV 1896, S. 56; V 1897, Taf. XXXIX—XXXX; IX 1904, Taf. XXX 1; XXXVI 9. — Nachweise für die anderen Gebiete sind weiter unten gegeben. — Die Knochen- und Hornsachen von Brenndorf und Kronstadt in Siebenbürgen (Mitt. Präh. Comm. Wien I, S. 381, 393) sind wesentlich jüngeren Charakters.
27. Bekanntlich gibt es auch Kjökkenmöddinger jungneolithischer Zeit wie aus dem Bronzealter.
28. Madsen, Soph. Müller, Neergaard u. a., Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark, undersögte for Nationalmuseet, Kopenhagen 1900. Dazu an älteren Arbeiten

und Darlegungen: Aarböger f. N. Oldk. 1888, S. 238 f., 299 f.; 1890, S. 295 f.; 1892, S. 162 f.; 1896, S. 346 f.; 377 f.; Soph. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Stenalderen; Soph. Müller, Nord. Altertumskunde, 1897, Band I.

29. Seltene Gäste in den dänischen Kjökkenmöddingern und verwandten südbaltischen Fundplätzen sind (die weiter unten im Text noch besonders erwähnten) Erscheinungen des „arktischen" Steinalters wie stumpfnackige Rundbeile.

30. 43. Bericht des Museums Vaterl. Altertümer in Kiel, 1904 (Weber u. Mestorf); Englers Botan. Jahrbücher für Systematik, Pflanzengeschichte und Pflanzengeographie, XXXV 1905, S. 1—54; Mitt. Geogr. Ges. u. Naturh. Mus. Lübeck, II 21, 1906, S. 72 f. Die Siedelungen in der Kieler Föhrde lagen vielleicht nicht am offenen Meer, resp. dem Ancylussee, sondern an einem kleinen Süßwassersee, dem nach Norden zu noch ein etwas größerer Binnensee (Endmoränen-Stauseen) folgte. Es finden sich hier unter dem Meerlebertorf der Litorinazeit Süßwasserbildungen, die man nicht als Absatz des Ancylussees gelten lassen möchte. Freilich wurden hiergegen gewichtige Einwände erhoben. Jedenfalls erreichte bei der andauernden Landsenkung das Salzwasser des Litorinameeres die heutige innere Föhrde erst, als die Siedelungen infolge der Überflutung längst aufgegeben und bereits 1—1,5 m tiefer lagen als die damalige Uferlinie, die ihrerseits heute rund 7,5 m unter dem Wasserspiegel liegt. Der Übergang vom Süß- zum Salzwasser fällt in der Kieler Föhrde mit dem Höhepunkt der Eichenzeit zusammen. — Der Fund vom Brabrand-See bei Aarhus in Jütland (Aarböger f. Nord. Oldk. 1906, S. 1 f.; L'Anthropologie XVII 1906, S. 689) dürfte vielleicht gleichfalls einer Zeit zwischen Maglemose und den Kjökkenmöddingern angehören, vielleicht auch die neuen Materialien von der Trave (Mitt. Geogr. Ges. u. Naturhist. Mus. Lübeck, II, 21, 1906, S. 97 f.) und der altneolithische Teil der Pfahlbautenfunde von Wismar.

31. Rügen hat einen geradezu fabelhaften Reichtum an typischem Silexgerät der Kjökkenmöddingerstufe aufzuweisen, dem unsere Fundliteratur nicht im Entferntesten bisher gerecht geworden ist. Die einzigen nennenswerten Abbildungen solcher Dinge bietet das photographische Album der Ausstellung Berlin 1880 (Sekt. II, Taf. 1—4). — Eine ganze Reihe äußerst ergiebiger Siedelungen liegt auf Hiddensöe, Wittow, Jasmund, den Höhen westlich des großen Jasmunder Boddens und auf Mönchsgut. Auffallend häufen sich am Südende von Jasmund die frühneolithischen Siedelungen (man vergleiche die reichen Fundmaterialien der Sammlung Rosenberg im Germanischen Museum in Nürnberg; dazu kommt der ungeheuer große Fund vom Spitzen Ort bei Lietzow) neben dem kleinen Jasmunder Bodden und an den Wostewitzer Seen; ebenso fundreich war auch die vor einigen Jahren ausgebeutete große Werkstätte an der Nordwestecke von Jasmund bei Glowe. — Manche Fundstellen dieser Zeit liegen bereits unter oder im Niveau des Meeresspiegels, die Senkung hat hier seit der Litorinazeit angedauert. Eine Anzahl Nachweise hat Deecke (Geologie von Pommern, 1907; Balt. Studien N. F. XI 1907, S. 13) gegeben; vergl. auch Mitt. Geogr. Ges. u. Naturh. Mus. Lübeck II 21, 1906, S. 59 f.

32. Zeitschr. f. Ethn. XXXVIII 1906, S. 744 f.; XXXIX 1907, S. 192 f.; XXXIV. Jhber. Altmärk. Ver. Salzwedel 1907, S. 151 f.; Beitr. z. Gesch., Landesk. und Volksk. der Altmark, Stendal, II Heft 5 (1908), S. 246 f.

33. Ob die oberschlesischen Feuersteinwerkstätten hier anzufügen wären, wage ich nicht zu entscheiden; ebenso bleibt die Zuteilung des Silexbeiles von Cielmitz bei Altberun (Schlesiens Vorzeit, N. F. III, S. 10, Fig. 30) ungewiß. Jedenfalls aber gehören in den frühneolithischen Kreis Hirschhornpickel aus Schlesien wie dem Königreich Sachsen (Arch. f. Anthr. N. F. V 1906, S. 123; Mertins, Wegweiser durch die Urgesch. Schlesiens, 1906, S. 33; Deichmüller bei Wuttke, Sächs. Volkskunde, II. Aufl., S. 32).

34. Światowit III, Warschau 1901, S. 3 f., Taf. IV.

35. Beitr. z. Kenntn. d. Russ. Reiches, II. F. VIII, St. Petersburg 1885, Poljakow, Untersuchungen, Taf. I.

36. W. C. Brögger, Strandliniens Beliggenhed under Stenalderen, I (Norges Geol. Unders. Nr. 41), Kristiania 1905, mit deutschem Resumé; A. W. Brögger, Öxer av Nöstvettypen (Norges Geol. Unders. Nr. 42), Kristiania 1905, mit deutschem Resumé; Studier over Norges Stenalder, I (Vid.-Selsk. Skrifter, Math.-Naturw. Kl. 1906, Nr. 2) Kristiania 1906, mit deutschem Resumé; Norges Vestlands Stenalder, Bergens Museums Aarbog 1907, Nr. 1.

37. Im südöstlichen Norwegen folgten auf die Kjökkenmöddingerzeit mit ihrer Nöstvetfacies, wie W. C. und A. W. Brögger an der Hand reicher archäologisch-geologischer Daten gezeigt haben, außer einer besonderen Übergangsstufe noch zwei jüngerneolithische Hauptgruppen, beide durch eine weitere Hebung des Landes nach der Litorinasenkung gekennzeichnet, die ältere mit den spitz-, breit-, dünnnackigen Typen, die zweite mit den dicknackigen breitschneidigen Beilen, Schaftlochhämmern usw. — Für das Verhältnis von Strandlinien und Steinzeitsiedelungen lassen sich übrigens entsprechend auch im mittleren Schweden interessante Beziehungen erkennen. In Uppland liegt die Strandlinie des Maximums der Litorinasenkung rund 70 m über dem Meeresspiegel. Die Steinzeitsiedelungen von Åloppe und Torslunda in Uppland, die beide als an eine alte Strandlinie gebunden erscheinen durch das Vorkommen von Ostseerobbenknochen in ihnen, liegen nur 33 m hoch, so weit hatte sich das Land seit dem Maximum der Litorinasenkung bereits gehoben. Seit der Zeit jener rein neolithischen (nicht mehr frühneolithischen) Stationen hat sich Uppland nun wieder beträchtlich, um 33 m, gehoben (Geolog. fören. i Stockholm förhandl. XXIII, 1901, S. 231 f., 466 f.; Fornvännen 1906, S. 1 f.; Zentralbl. f. Anthr. 1902, S. 182—183).

38. Antiquarisk Tidskrift f. Sverige XVII, 2, 1905, (Kjellmark); in den Schriften von W. C. und A. W. Brögger wiederholt erwähnt.

39. Studier, I (1906) S. 58—90.

40. Geolog. fören. i Stockholm förhandl. XX 1898, S. 87 (Globus, LXXV, 1899, S. 248; A. W. Brögger, Studier, I, S. 80). — Ein Fund gleichfalls hohen Alters, ein bearbeiteter Knochen aus dem Ancyluston, stammt von Motala in Mittelschweden (Balt. Studien N. F. XI 1907, S. 12).

41. Die nötigen Nachweise sind bei A. W. Brögger, Studier I, S. 58 f. gegeben.

42. W. C. Brögger, Strandliniens beliggenhed I, S. 168—213.
43. Salmon, D'Ault du Mesnil et Capitan, Le Campignien, Rev. mens. Éc. d'Anthr., Paris 1898, S. 365 f.; Bull. Soc. d'Anthr. de Paris 1899, S. 36 f.; L'Anthropologie XI 1900, S. 70 f.; XII 1901, S. 354 f.; Hoernes, Der diluv. Mensch, S. 85 f.; Déchelette, Manuel, S. 326 f.
44. Congrès internat. 1869, Copenhague, S. 40, 104; Liénard, Archéologie de la Meuse, II, 1881, S. 138, Taf. VIII; Moreau, Album Caranda, pl. B 4, 6, pl. N. S. 42, 3 u. a.; Mortillet, Musée préh. 225, 235—243, 288, 290—292, 323—329, 413—418; Cartailhac, La France préh. (1887), S. 137 f. (nach Matériaux 1884, 1887); Evans, Anc. Stone Implements (1872), S. 24—28, 62; Lubbock, Die vorgesch. Zeit, I, 1874, S. 77—78; British Museum, Guide, Stone Age, S. 85; L'Anthropologie II 1891, S. 445—455 (449, 451); X, 1899, S. 671 f.; XII 1901, S. 121, 354—364 (359, 364), 448, 550 f.; XIV 1903, S. 332—333, 336—337; Revue Éc. d'Anthr. IX 1899, S. 405, 406.
45. Rev. Éc. d'Anthr. VI 1896, S. 375 f. — Hoernes, Der diluv. Mensch, S. 93 f.
46. Congr. intern. 6e Sess. Bruxelles 1872, S. 279 f. (pl. 29. 30. 57—67); Evans, Anc. Stone Implements (1872), S. 24, 31 f.; Lubbock, Die vorgesch. Zeit, I (1874), S. 76—77. — Über Obourg und Strépy vergl. Bull. Acad. Roy. de Belgique, Cl. des sciences, 1907, S. 989 f.
47. Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, I (1874), S. 74 f.; Evans, Anc. Stone Implements (1872), S. 61—64, 69, 70 f., 73, 84—87; British Museum, Guide, Stone Age, S. 78 f., 81; L'Anthropologie VII 1896, S. 342—343.
48. Proceedings Soc. Antiqu. Scotland XIX (1884—85), S. 10; XXV (1890—91), S. 484 f.
49. Cartailhac, Les âges préh. de l'Espagne et du Portugal, 1886, S. 51 f.
50. L'Anthropologie III 1892, S. 385—386.
51. E. Rivière, Antiquité de l'homme dans les Alpes maritimes, Taf. VI 18; Bull. Paletn. Ital. XXVIII 1902, S. 59 f., 158 f.; Hoernes, Der diluv. Mensch, S. 85 f. — Mikrolithische Silexe aus Umbrien z. B. Bull. Paletn. Ital. XXXIII 1907, Taf. XVII—XIX; Hoernes, Der diluv. Mensch, S. 94.
52. Diese Funde sind in Süditalien sichtlich wesentlich älter als die Stationen im Charakter von Molfetta (M. Mayer, Stazioni preist. di Molfetta, 1904), die wohl mit den jüngerneolithischen Stationen Thessaliens usw. zusammengehen.
53. Die Nachweise sind oben Anm. 26 gegeben.
54. So wenig, wie etwa Ronzano- und Antennenschwerter im Süden Jahrhunderte älter sind als die im Norden gefundenen Exemplare dieser Typen und ihrer nordischen Nachgüsse, oder etwa typische Bronzehallstattschwerter auf den britischen Inseln ganz anders chronologisch zu bewerten wären als in der Zone nordwärts der Alpen.
55. In seiner „Urgeschichte Europas, Grundzüge einer prähistorischen Archäologie", Straßburg 1905 (S. 15 f. 17 f.), die trotz mancher Mängel in der chronologischen Abschätzung einer Reihe von Erscheinungen, trotz manchem Festhalten an veralteten, heute wesentlich umgestalteten Werten allen Anspruch darauf hat, als Grundlinien einer wissenschaftlichen Prähistorie zu gelten, als erstes Buch dieser Art, das unsere Literatur überhaupt aufzuweisen hat.
56. Freilich eröffnen diese Zusammenhänge, wenn man will, auch ganz andere Perspektiven. Man kann hier auch wieder neue „archäologische" Lösungen der indogermanischen Frage wie der Ausbreitung der indogermanischen Völker finden, so gut wie mit Hilfe der Kugelamphoren und der Tiefstichornamentik. Allerdings, däucht uns wenigstens, nur unter völliger Verkennung eben der Grundwerte prähistorischer Archäologie. Wieviel freilich bei solchen Hypothesen herauskommt, welchen Erfolg sie draußen haben, davon mag der Fernerstehende sich ein Bild machen auf Grund der Beurteilung, die diese Dinge in einem Buche wie O. Schraders Sprachvergleichung und Urgeschichte (III. Aufl. Jena 1907) erfahren.
57. Die ägyptische Frühzeit als „neolithisch" zu bezeichnen (so R. Forrer), ist doch sehr übel am Platze. Nur unter unzulänglicher Einschätzung der Fundtatsachen kann man hier vom Neolithicum im Sinne unserer europäischen Altertümer reden.
58. Petrie, Naqada and Ballas, 1896, LXI; Randall-Maciver and Mace, El Amrah and Abydos 1899—1901, London 1902, XII.
59. Ein schönes Beil bildet Soph. Müller, Urgeschichte Europas, S. 18, ab. — Weitere Materialien findet man z. B. bei J. de Morgan, Recherches sur les origines de l'Égypte, I Paris 1896.
60. Ob freilich als wirkliche Pfahlbauten, ob zunächst als floßartige oder solid ausgeführte Packwerkbauten, muß dahingestellt bleiben.
61. Zu älterem (unzulänglichem) Abbildungsmaterial kommt jetzt Alt. u. heidn. Vorz. V, Taf. 19 (ohne Nr. 317); über Großumstadt und Mayen: Hess. Quartalblätter N. F. IV. 1906, Nr. 1—2, S. 20 f.; Röm.-German. Korr.-Bl. 1908, S. 1 f. Die neuen Funde aus Württemberg sind noch unpubliziert. — Die Annahme, daß zu dieser keramischen Gruppe stereotyp die spitznackigen dreieckigen Steinbeile gehören — auf Grund eines Befundes in Schierstein —, läßt sich nicht mehr aufrecht halten: jenes Stück aus Schierstein wurde nicht in direktem Zusammenhang mit der typischen Keramik gefunden.
62. Nüesch, Schweizersbild, II. Aufl. 1902, S. 104 f. Taf. XIX—XXI; Nüesch, Der Dachsenbüel bei Herblingen, Zürich 1903 (Penck-Brückner, Die Alpen im Eiszeitalter, S. 423—424, 703 f.).
63. Ber. über die Fortschr. der röm.-germ. Forschung, 1906, S. 11 (woselbst auch die Literatur angegeben ist); L'Anthropologie XIV 1903, S. 325.
64. Selbstverständlich fehlen diese Beile nicht auch in den Pfahlbauten der Schweiz.
65. Lindenschmit, Centralmuseum, XXXXIX 30; Westd. Ztschr. XX 1901, Taf. XIV 1; XXI 1902, Taf. VI 1; XXII 1903, Taf. IV 6. — Andere Stücke noch unpubliziert.
66. Die arch. Sammlungen des Großh. Hess. Museums, Darmstadt 1897, S. 4, Staffel III, Taf. XXVII Nr. 2—5. — Der Fundplatz, der hoffentlich sich noch genau feststellen läßt, verdient nachträgliche Untersuchung.
67. Westd. Zeitschr. XVII 1898, Taf. V 2.
68. Dorow, Denkm. germ. u. röm. Zeit XXX 2 (= Alt. uns. heidn. Vorz. I, V, 1, 5. — dazu I, V, 1, 3.); Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Alt. Westfalens XXVIII 1869, S. 309 f.; Kat. der Präh. Ausstellung Berlin 1880, S. 598, 599.

69. Aus Balve (Zeitschr. f. Ethn. II 1870, S. 358 f.; Kat. d. Präh. Ausst. Berlin 1880, S. 502, 594 f.) z. B. ein Hirschhornmeißel wie vom Maglemose, Copie Nr. 6250 im RGCM., vergl. Korr.-Bl. Deutsch. Anthr. Ges. 1872, S. 43—44. — Pinder, Bericht etc. (Kassel 1878, VI. Suppl.), S. 10—11; Taf. II.
70. Die nötigen Nachweise wird F. Sprater in einer Dissertation über die jüngere Steinzeit in der Rheinpfalz geben.
71. Westd. Zeitschr. XVI 1897, S. 359.
72. Westd. Zeitschr. X 1891, Taf. V 5; XXI 1902, Taf. VI 3, 4; andere unpublizirt.
73. Hess. Quartalblätter N. F. III (1902), Nr. 7.
74. Nicht unerwähnt dürfen wir hier die „Entdeckung" von „galets coloriés" von Böhl bei Neustadt a. H. in der Rheinpfalz (Globus, LXXXIX 1906, S. 170 bis 177; Umschau X, S. 969—970; L'Anthropologie XVII 1906, S. 424 bis 425; Präh. Blätter 1907, S. 9) lassen. Auf den im Museum in Dürkheim a. H. 1907 ausgestellten Kieseln vermag man beim besten Willen keine Spur von Bemalung zu sehen. In der Lokalpresse hat diese Angelegenheit die nötige Beleuchtung gefunden, leider aber nicht in den Fachzeitschriften.
75. Phot. Alb. Präh. Ausst. Berlin 1880, VII 15, 16 Nr. 42—46.
76. Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns I 1876, Taf. IV, V.
77. Much, Präh. Atlas, X, XII, XIV. — Aus diesen Pfahlbauten stammen auch vereinzelte Bronzezeittypen.
78. Man wird stutzen, daß ich hier bei der Zusammenfassung der altneolithischen Materialien Süddeutschlands eine in zahllosen Objekten vertretene Gruppe, nämlich die Knochenwerkzeuge u. dergl. des fränkischen Höhlenrevieres, übergehe. In Bayern ist es längst bekannt, nicht aber so in außerbayerischen Kreisen, daß es sich bei der Unzahl von Knochen-Waffen, Werkzeugen und Schmucksachen lediglich um herzlich schlechte, und wie wir heute sehen, auch in den Typen äußerst mangelhaft angelegte Fälschungen handelt, deren Fabrikation nach den einmal erfundenen Vorlagen jetzt schon an die dreißig Jahre besteht. Wenn sonst gar nichts gegen die Echtheit dieser Tausende von Knochenobjekten spräche — aber es sprechen gewichtige Argumente dagegen —, so müßte ihre Echtheit in Zweifel gezogen werden allein schon durch das Faktum, daß man bei den intensiven Durchgrabungen der fränkischen Höhlen in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und ebenso bei einer vor einigen Jahren unternommenen Grabung in der als Hauptfundplatz geltenden Höhle seitens der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg nicht ein einziges Stück dieser Knochenindustrie gefunden hat. Das allein schon gäbe zu denken! Was von diesen „Höhlenfunden" etwa echt (und nicht etwa noch an echten Dingen, wie z. B. Scherben, untergeschoben) ist, will im einzelnen erst noch genau untersucht und erwiesen sein.
79. Zeitschr. f. Ethn. XXVII 1895, Verh. S. 685.
80. L'Anthropologie X 1899, S. 272; Červinka, Morava za Pravěku, 1902, S. 73.
81. Much, Präh. Atlas, Taf. VI.
82. Arch. f. Anthropologie V 1872, S. 326; Anzeiger Germ. Mus. Nürnberg, I 1884—1886, S. 278.
83. Funde beim Histor. Verein Neumarkt i. Oberpfalz und bei der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg.
84. Mus. Ansbach. — Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns III 1880, Tafel I/II 2 (vergl. auch 54. Jhb. Hist. Ver. f. Mittelfranken, Ansbach 1907, S. 114).
85. Man verdankt den Nachweis dieser Materialien der unermüdlichen Tätigkeit Dr. Roßbachs, in dessen Sammlung in Lichtenfels die Mehrzahl der Fundstücke aufbewahrt ist.
86. So wiederholt in der Gegend von Lichtenfels (Smlg. Dr. Roßbach); vom Hesselberg bei Wassertrüdingen z. B. ein schöner Rundschaber aus den Grabungen 1907.
87. Schriften d. Ver. f. Sachsen-Mein. Gesch. u. Landesk., Hft. 45, 1903, S. 12; Hft. 2, 1888, S. 9 f.; Hft. 6, 1889, S. 8.
88. Mus. Gera. — Einige Proben Photogr. Album 1880, VI, 23.
89. Mus. Gera. Im XVIII.—XX. Jahrb. Ges. Freund. d. Naturwiss. Gera 1875—1877, S. 18 f., wie im Photogr. Album 1880, VI 23, nicht abgebildet. — Nähere Aufklärung über diese Stücke verdanke ich A. Auerbach in Gera.
90. Zeitschr. f. Ethn. XXVIII 1896, Verh. S. 119 f.
91. Im Balticum, vor allem am Südrand der Ostsee, liegen die Verhältnisse noch wesentlich ungünstiger als in der mittel- und süddeutschen Zone. Denn hier fehlen zudem noch Gräber der frühen Bronzezeit so gut wie ganz, datierbare Gräber bronzezeitlichen Charakters setzen überhaupt erst mit der zweiten Stufe des Bronzealters (der „älteren Hügelgräberbronzezeit" Süddeutschlands) ein. Welche Gräberschicht hier der frühen Bronzezeit Süd- und Mitteldeutschlands entspricht, muß erst noch festgestellt werden; jedenfalls wird es sich um Materialien scheinbar neolithischen Charakters handeln (statt aller Weiterungen sei hier blos auf ein einziges in diesem Sinne zu verstehendes Monument verwiesen, auf die genau einen triangulären Dolch nachahmende Feuersteinwaffe von Fünen, Nord. Fortidsminder I, 1899 bis 1903, S. 132, Fig. 4; — das jüngst, Aarb. f. N. O. 1907, S. 79 f., veröffentlichte Kurzschwert, Holz mit Silexbesatz, gibt gar erst die typische Form der zweiten Bronzezeitstufe wieder).
92. Die bei der Eyersheimer Mühle, Gem. Weisenheim a. S., Rheinpfalz (Pfälz. Museum 1907, S. 98 f.), neu gefundene neolithische Gruppe des Rheingebietes (mit Kragenflaschen usw.) will auch erst wieder unserm chronologischen System am richtigen Platze eingefügt werden.

Erläuterung der Abbildungen

Abb. 1. Funde der baltischen Maglemosekultur. Gerät aus Knochen und Horn. — a, s: falzbeinartige Geräte. — b—h, l—p, r: Harpunen mit Widerhaken. — q, v: Harpunen mit Längsschlitzen für (fehlende) Feuersteineinsätze. — i, k: Angelhaken. — t: Dolch. — u: Meißel. — w: Knochenaxt. — x (x_1, y): Elchhornaxt und eingeritzte Zeichnungen auf derselben wie einem zweiten gleichen Exemplar.

Fundnachweise: a: Travenort, Holstein; Museum Kiel (Zeitschr. f. Ethn. XXIV 1892, Verh. S. 249). — b: Wendhausen, Kr. Hildesheim, Hannover; Museum Hildesheim. — c—f: Pritzerbe, Kr. West-Havelland, Brandenburg; Museum für Völkerkunde Berlin. — g, h: Döberitz, Kr. Westhavelland; ebendaselbst. — i—m: Ferchesar, Kr. Westhavelland; ebendaselbst. — n—p: Dobbertin bei Goldberg, Mecklen-

burg-Schwerin; Muſeum Schwerin (Mecklenb. Jahrbücher XXXIV S. 203 f.; Zeitſchr. f. Ethn. III 1871, Verh. S. 4). — q: Elbing, Weſtpreußen; RGCMuſeum Mainz (Mainzer Zeitſchr. I 1906, S. 9). — r: aus der Weichſel bei Kulm, Weſtpreußen; Sammlung † Baurat Bauer-Magdeburg. — s: Dänemark (Fünen?); Muſeum Odenſe (Aarb. f. N. O. 1896, S. 340). — t—w: Maglemoſe bei Mullerup, Seeland; Muſeum Kopenhagen (Aarb. f. N. O. 1903, S. 220, 222, 254). — x, x_1, y: Yſtad, Schonen (Nilſſon, Das Steinalter, III. Auflage, 1868, Abb. 256—259; Montelius, Ant. Suéd. 43; Kulturgeſchichte Schwedens 1906, S. 18).

Abb. 2. Fundſtücke aus Mas d'Azil. a—c: Hirſchhornharpunen. — d, e: Silexſchaber. — f: Silexſpitze. — g—l: rotbraun bemalte Kieſel. — Vergl. L'Anthropologie VI 1893, S. 292; VII 1896, Album (Suppl. zu Nr. 4).

Abb. 3. Funde aus Kjökkenmöddingern uſw. Dänemarks. a—i: Feuerſtein. — k—m: Hirſchhorn. — n—t: Knochen. — u—z_2: Ton. — a—c, g, h: Beile vom Kjökkenmöddingertyp. (Ovalbeile, Skiveſpalter). — d—f: Rund- und Langſchaber. — i: Bohrer. — k—m: Hämmer. — n: Angelhaken. — o—q: Pfriemen. — r: Dolch. — s, t: Kämme. — u—w: Gefäße. — x, y: Gefäßböden. — z_1, z_2: Gefäßmündungen mit Tupfenverzierung.

Fundnachweiſe: a, i: Kjökkenmödding am Klinteſö ſüdlich vom Klintebjerg (neben dem Kattegat), Nordweſt-Seeland (Affaldsdynger fra Stenalderen i Danmark, underſögte for Nationalmuſeet, 1900, S. 122 f., Taf. IX). — b, c, g, h, l—n, p—s, u, y, z_1, z_2: Kjökkenmödding am Limfjord ſüdlich Ertebölle, Kchſp. Strandby, Bz. Gislum, Amt Aalborg, Jütland (Affaldsdynger, S. 7 f., Taf. IV, V, VII, VIII, S. 42). — d—f, w: Kjökkenmödding am Lammefjord zwiſchen dem Borre- und Blankebjerg bei Faareveile, Kchſp. Aſnaes, Bz. Ods, Nordweſt-Seeland (Affaldsdynger, S. 112 f., 118, 119). — k, o, x: Kjökkenmödding auf der Nordſeite des Mariagerfjords (eine Meile oberhalb ſeiner Mündung) beim Gute Havnö, Nord-Jütland (Affaldsdynger, S. 104 f., 108, 109). — t, v: Seeanſiedlung am Oſtrand des Brabrand-Sees bei Viby, Bz. Ning, Amt Aarhus, Jütland (Aarb. f. Nord. Oldk. 1906, S. 1 f., 35, 39; die Funde vom Brabrand-See wurden für etwas älter als die Kjökkenmöddingerſtufe angeſprochen, vergl. auch Anmerkung 30, S. 65).

Abb. 4. Frühneolithiſche Funde von Wismar und Lübeck. a, b, e, f: Feuerſteinbeile. — g: Feuerſteinmeſſer. — c: Hirſchhorn-(?)Harpune. — d, k: Hirſchhornhammer. — l: durchbohrte Hirſchgeweihſtange (L. 78 cm). — h: Knochenpfriemen.

Fundnachweiſe: a—d: aus der Pfahlbauſtation im „Lattmoor" bei Müggenburg unweit Wismar, Mecklenburg-Schwerin, Funde im Muſeum Schwerin (Mecklenb. Jahrbücher XXX, 1865, S. 13 f., XXXII, 1867, S. 161 f.). — e—l: Baggerfunde von der unteren Trave unterhalb Lübeck, Naturhiſtoriſches Muſeum Lübeck (Mitt. d. Geogr. Geſ. u. d. Naturhiſt. Muſeums Lübeck, II. Reihe, Heft 21, 1906, S. 53 f., 97 f., Taf. I 1, 2, 4, 5, Taf. II 10, 16, 17).

Abb. 5. Frühneolithiſches Flintgerät aus Rügen. Spalt- und Ovalbeile (d in halber Seitenanſicht); Bohrer (e); Langſchaber (f) und Meſſer aus Feuerſtein; im Beſitze des RGCMuſeums Mainz. — a—c, e—i: aus dem Funde vom Spitzen Ort bei Lietzow, Jasmund (Zeitſchr. f. Ethn. XXIX 1897, Verh. S. 291 f.; Mainzer Zeitſchr. I 1906, S. 9). — d: aus Jasmund, ohne nähere Angabe des Fundortes.

Abb. 6. Frühneolithiſche Funde von der Pyrenäenhalbinſel. a, b: querſchneidige Feuerſteinpfeilſpitzen aus den Kjökkenmöddingern bei Mugem im Tejotal, Portugal (Cartailhac, Les âges préh. de l'Eſpagne et du Portugal, S. 51; Hoernes, Der diluviale Menſch, S. 94). — c—f: querſchneidige Feuerſteinpfeilſpitzen aus der Station El Garcel bei Antas (Rio de Antas), Provinz Almeria, Südoſt-Spanien (H. et L. Siret, Les premiers âges du métal dans le ſud-eſt de l'Eſpagne, 1887, pl 1). — g, h: Tongefäße von der Südoſtküſte Spaniens (L'Anthropologie III 1899, S. 386).

Abb. 7. Funde aus der Frühzeit Ägyptens. a—e: Harpunen (a, b: Horn; c, d: Elfenbein; e: Knochen). — f—m: Feuerſteingerät und zwar: f: einſchneidige Pfeilſpitze; g, h: Schaber; i: Bohrer; k—m: Beile. —

Fundorte: a—d: Negadah, Oberägypten (Fl. Petrie and Quibell, Naqada and Ballas, S. 23, 46, Taf. LXI. — e: El Amrah bei Abydos, Oberägypten (Randall-Maciver and Mace, El Amrah and Abydos 1902, S. 22, Taf. XII 4). — f: Heluan, Unterägypten (J. de Morgan, Recherches ſur les Origines de l'Égypte, L'âge de le pierre et les métaux, S. 130, Fig. 229). — g—k: „Kjökkenmöddinger" bei Tukh, Oberägypten (J. de Morgan, S. 95, 119, 140, Fig. 75, 153, 158, 292). — m: aus Agypten ohne nähere Angabe (Soph. Müller, Urgeſchichte Europas, S. 18, Fig. 11).

Abb. 8. Frühneolithiſche Knochen- und Horngeräte aus Weſtdeutſchland. a—g: Äxte, Pfriemen und Dolch aus Knochen. — h—p: Hirſchhornäxte. — q. Hirſchhornmeißel. —

Fundnachweiſe: a—c: aus Gruben der Anſiedlung auf dem Michelsberg bei Untergrombach, A. Bruchſal, Baden (a: aus Grube Nr. 101 (22. September 1899), gefunden mit Scherben uſw.; RGCMuſeum Mainz; b, c: Großherzogliche Altertümerſammlung Karlsruhe). — d—i: aus Wohngruben im Löß der Petersſchen Ziegelei in Schierſtein, Ldkr. Wiesbaden, Naſſau (Muſeum Wiesbaden; Privatbeſitz). — k—n: Sammlung des Altertumsvereins Mainz, aus dem Rhein und Main in der Umgebung von Mainz, Rheinheſſen (k: Rhein bei Mainz. — l: Rhein, Nackenheimer Grund. — m: Rhein bei Nierſtein. — n: Main bei Koſtheim). — o, p: aus einem alten Flußbett bei Frankfurt a. Main; Großh. Heſſ. Muſeum Darmſtadt. — q: Balve, Kr. Arnsberg, Weſtfalen (Beſitzer?). — Für die Literaturnachweiſe zu k—q vergl. Anmerkung 65, 66, 69.

Abb. 9. Frühneolithiſche Steingeräte aus Süd- und Mitteldeutſchland. a: nach Art frühneolithiſcher Silextypen zugehauenes Steinbeil; Eyersheimer Mühle bei Weiſenheim a. S., Rheinpfalz (Privatbeſitz). — b—f: Feuerſteinmeſſer aus dem Depotfund von Dorsheim a. Nahe, Kr. Kreuznach, Rheinprovinz; Muſeum Kreuznach (vergl. Anmerkung 71). — g: Feuerſteinmeſſer von Gaualgesheim, Kr. Bingen, Rheinheſſen; Sammlung des Altertumsvereins Mainz. — h, i: Spitze und Ovalbeil aus Feuerſtein; Hyänenhöhle bei Lindental unweit Gera, Reuß; Städtiſches Muſeum Gera (vergl. Anmerkung 89).

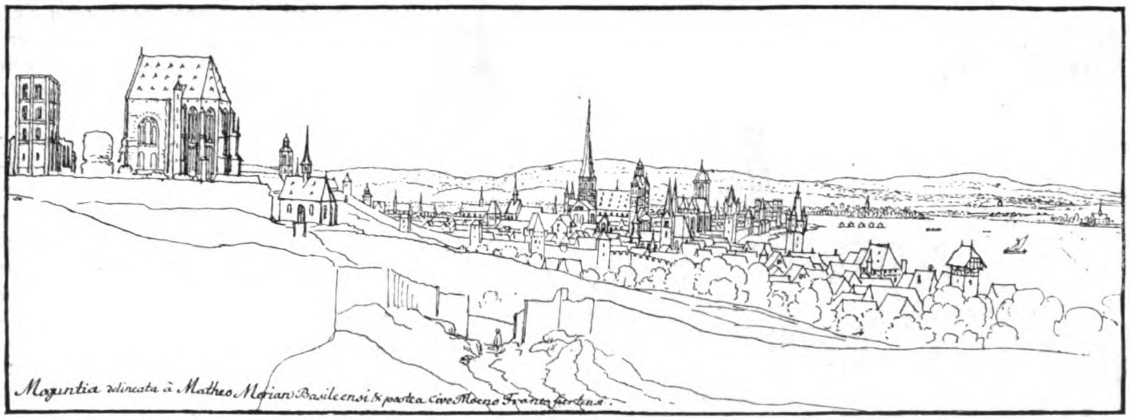


Abb. 1. Die St. Albanskirche und die Stadt Mainz von Süden geſehen (nach einer Handzeichnung im Beſitze der Mainzer Stadtbibliothek)

V.

Zur Baugeschichte der St. Albanskirche bei Mainz

von E. Neeb

(hierzu 10 Abbildungen und ein Lageplan im Texte)

WIE die Ausgrabungen nach den Reſten der St. Albanskirche, ſo ſtehen auch die Ermittelungen und die Benutzung der archivaliſchen und literariſchen Quellen für ihre Geſchichte gegenwärtig noch in den Anfangsſtadien. Dementſprechend bitte ich die folgenden Mitteilungen zu beurteilen. In Anbetracht der Wichtigkeit der Sache hat es der Mainzer Altertumsverein für angezeigt erachtet, die Ergebniſſe der bisherigen Ausgrabungen einſtweilen zu veröffentlichen. Da aber zu deren Verſtändnis auch ein Überblick über die Schickſale der Kirche unbedingt erforderlich iſt, ſoll hier einſtweilen das mitgeteilt werden, was bis jetzt darüber ermittelt werden konnte.

Höchſt bedauerlich iſt es, daß bisher die Geſchichte der ſo zahlreichen Klöſter, die teils innerhalb der Mauern der Stadt, teils in ihrer nächſten Umgebung lagen, eine zuſammenfaſſende Darſtellung kaum erfahren hat. Reuters Albansgulden, Mainz 1790 und Schrohes Geſchichte des Reichklaraklosters, Mainz 1904 ſind bis jetzt die einzigen Arbeiten auf dieſem weiten und fruchtbaren Felde kirchen- und kulturgeſchichtlicher Forſchung geblieben. Wir brauchen nur an die Kloſterſchule von St. Alban, an einen Mann wie Rabanus Maurus, an die reiche Kloſterbibliothek zu erinnern, um zu beweiſen, daß ein Name wie St. Alban in der Geſchichte der Stadt Mainz mehr bedeutet als lediglich eine Stätte frommen beſchaulichen Mönchslebens.[1])

Archivaliſche und literariſche Quellen.

Das reiche Archiv des Kloſters, ſpäteren Ritterſtifts, zu St. Alban ſcheint trotz ſeiner merkwürdigen Schickſale noch in ziemlichem Umfange ſich erhalten zu haben. Einen großen Teil wertvoller Urkunden hatte man wahrſcheinlich kurz vor der Zerſtörung des Kloſters im Jahre 1552 in ein Gewölbe der St. Ignazkirche geflüchtet. Dort fand im Jahre 1613 der eifrige Mainzer Geſchichtsforſcher Georg Helwich, wie er ſelbſt erzählt, dieſen Schatz in einer großen Kiſte und benutzte ihn nachher für ſeine Darſtellung der Geſchichte des Albanskloſters, die die erſte iſt, die wir beſitzen.[2]) Später lag das Albansarchiv in der St. Gothardkapelle beim Dome. Über ſeine Flüchtung im Jahre 1792 und ſeine Rückkehr nach Mainz hat Falk in den Geſchichtsblättern für die mittelrheiniſchen Biſtümer intereſſante Mitteilungen veröffentlicht.[3]) In der franzöſiſchen Okkupationszeit kam es wahrſcheinlich nach Aſchaffenburg, und von hier wanderte der größte Teil desſelben in das Kreisarchiv zu Würzburg. Dort liegen heute noch 814 Urkunden aus der Zeit nach 1400, eine größere Anzahl Akten und Bücher, etwa 1300 Rechnungen und die Protokolle des Stiftes von 1552—1794. Auch die ſchon erwähnte Kloſterchronik Helwichs befindet ſich mehrfach unter dieſen Archivalien, und zwar auch in einer älteren, nicht bei Joannis abgedruckten Form (näheres darüber ſiehe unten). Die älteſten Urkunden des Stiftes aus der Zeit von 1136—1399 liegen im kgl. bayer. allgemeinen Reichsarchiv zu München. Einiges wenige beſitzt auch das Mainzer Archiv und das Staatsarchiv zu Darmſtadt.

An archivaliſchem Material für die Kloſtergeſchichte fehlt es alſo nicht; aber auch ſchon gedruckte Quellen liegen in größerer Zahl vor. Abgeſehen von gelegentlichen Erwähnungen des Kloſters in den mittelalterlichen Annalenwerken und in den Urkundenbüchern der Klöſter Fulda und Lorſch, beſitzen wir noch als Quelle für die früheſte Geſchichte des Kloſters ein Leben des heiligen Alban, das der Scholaſtikus des Mainzer Domſtiftes Gozwin in den Jahren 1060—62 ſchrieb.[4]) Ein jüngerer Gozwin verfaßte im Jahre 1137 einen Bericht über die Auffindung der Gebeine des heiligen Aureus und der Juſtina in der Kloſterkirche zu St. Alban und ſchließt daran eine Aufzählung der Wunder, die ſich kurz vor und nach der Auffindung der Reliquien an den Gräbern dieſer Heiligen ereigneten.[5]) Die Arbeiten dieſer ſeiner Vorgänger benutzte dann der Mönch Sigehard von St. Alban, der um 1300 ein umfangreicheres Leben des heiligen Aureus und der Juſtina ſchrieb.[6]) In dieſen Schriften, die weſentlich den Charakter der Legendenerzählung tragen, ſind auch zahlreiche, bald kürzere, bald längere Notizen



Abb. 2. St. Alban nach Braun und Hogenberg

über Kloster und Kirche zu St. Alban enthalten, die für uns dadurch von besonderem Werte sind, daß sie von Augenzeugen herrühren.

Der erste, der von wissenschaftlichem Geiste beseelt an die Geschichte des Klosters herantrat, war der Stiftsvikar von St. Alban, Georg Helwich. Neben den oben erwähnten legendarischen Quellen benutzte er für seine Arbeit eingehend das Klosterarchiv.[7]) Dreimal hat Helwich sein Werk umgearbeitet und erweitert, aber zur endgültigen Redaktion seiner Arbeiten kam der unermüdliche Forscher nicht; wie es scheint, ist er über der Arbeit vom Tode überrascht worden. Aus diesen drei Manuskripten hat nun Joannis im zweiten Bande seines Werkes Rerum Moguntinarum scriptores das Chronicon St. Albanense zusammengestellt. Er druckt Helwichs Manuskript wörtlich ab, nur hat er es, da es nicht endgültig abgeschlossen war, wie er selbst sagt, „in bessere Ordnung gebracht". Die Zusätze und Anmerkungen, die Joannis aus seinem eigenen Wissen hinzugefügt hat, kennzeichnet er ausdrücklich durch den Druck.

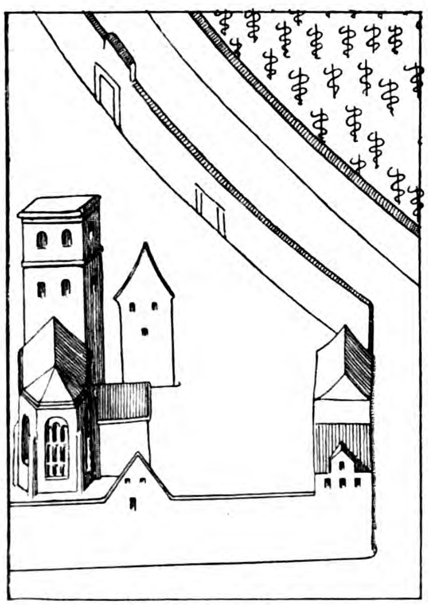


Abb. 3. St. Alban nach Maskopp

Aber auch diese Arbeit trägt immer noch mehr den Charakter einer äußerst fleißigen und umsichtigen Materialzusammenstellung als den einer auf den Zusammenhängen der Tatsachen sich aufbauenden Geschichte.

Des Joannis Bearbeitung der Helwichschen Manuskripte benutzte der Kurfürstliche Geheime Hofgerichtsrat Joh. Georg Reuter für sein im Jahre 1790 in Mainz erschienenes Werk, das den Titel führt: „Albansgulden oder kurze Geschichte des Ritterstiftes zum heiligen Alban bey Mainz von dessen ersten Stiftung an als Abtey bis auf seine jetzige Verfassung mit Nachrichten von desselben Münzrechte." Außerdem stellte Reuter aber auch, wie er selbst in der Vorrede (S. XII) bemerkt, im Archive des Ritterstiftes seine Nachforschungen an und veröffentlichte daraus in dem seinem „Albansgulden" beigegebenen Urkundenbuche eine ganze Reihe von Archivalien. Reuters Arbeit sollte ursprünglich eine numismatische Abhandlung über den sogenannten „Albansgulden" werden, im Verlaufe seiner Forschungen schwoll aber der Stoff dem Verfasser derartig an, daß er sein Werk in zwei Teile zerlegte, von denen der erste die eigentliche Geschichte des Klosters bietet und erst der zweite vom Albansgulden selbst handelt.[8])

Eine Reihe wertvoller Beiträge zur Geschichte des geistigen Lebens im Kloster St. Alban lieferte Fr. Falk in seinem Werke „Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibeldrucke in Mainz, Mainz 1901, besonders S. 25 ff. und S. 88 ff. Über die Schicksale einer Anzahl von Handschriften aus der Klosterbibliothek siehe Fr. Falk, die ehemalige Dombibliothek zu Mainz (Zentralbl. für Bibliothekswesen, Beiheft XVIII, Leipzig 1897); über die Albanslegende und Verehrung des Heiligen vgl. Fr. Falk, Katholik 1881 S. 593 ff. Auszüge aus den Urkunden, aber nur solchen, die schon gedruckt, in Wagner-Schneider, Geistliche Stifte im Großherzogtum Hessen, II S. 334 ff. Die Grabinschriften von St. Alban sind zusammengestellt bei Kraus, christliche Inschriften Bd. II Nr. 215 ff., ob sie alle aber wirklich ausgeführt waren, ist zweifelhaft. Einige von ihnen sind wahrscheinlich nur literarische Produkte, eine Art versifizierter Nekrologe. Von den Originalen der bei Kraus wiedergegebenen Inschriften ist uns keines erhalten geblieben. Auch der Fastrada-Stein ist, wie jetzt wohl als sicher angenommen werden darf, nur eine Kopie aus gotischer Zeit. Über die neuesten Inschriftenfunde s. oben S. 9 ff.

Ältere Ansichten der Albanskirche und Pläne des Albansberges.

Ältere Ansichten der Albanskirche als solche, die etwa den Anspruch erheben könnten, nach der Natur gezeichnet zu sein, haben sich bis jetzt noch nicht auffinden lassen. Hingegen erscheint die Kirche auf den unten angeführten Gesamtansichten der Stadt Mainz bald mit größerer, bald mit geringerer Genauigkeit eingezeichnet. Aus ihnen sind die im Texte wiedergegebenen Bilder entnommen.

Dieſe hier abgebildeten älteren Anſichten der Albanskirche ſind faſt alle ſehr ſtarke photographiſche Vergrößerungen nach den Originalen und dementſprechend zu beurteilen. Auf abſolute Genauigkeit können ſie ſelbſtverſtändlich keinen Anſpruch machen. Die Anſichten von Wenzel Hollar und Merian, ſowie die angeblich von dem letzteren herrührende Handzeichnung geben jedoch, wie die Ausgrabungen gezeigt haben und es auch die aus den älteren Quellenwerken entnommenen Angaben über die Beſchaffenheit des Baues beſtätigen, das wirkliche Bild, das die Kirche zu ihren Lebzeiten bot, trotz der Kleinheit der Darſtellung verhältnismäßig getreu wieder.



Abb. 4. Die Albanskirche im Jahre 1604 nach einem Kupferstiche bei Serarius

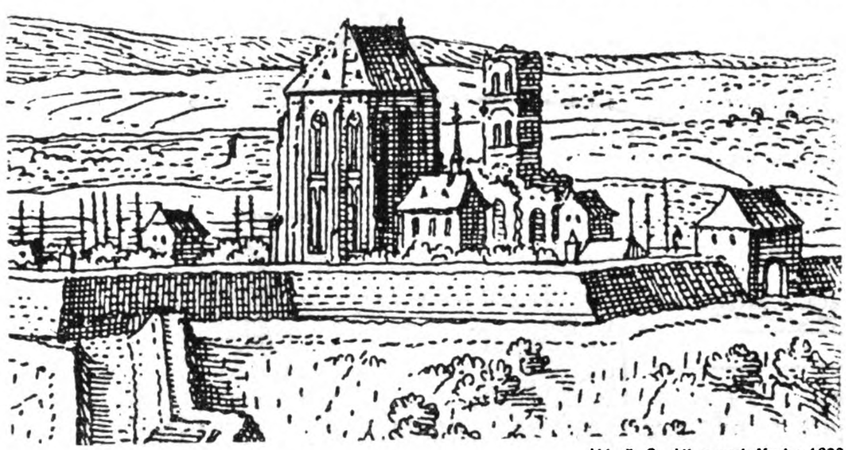


Abb. 5. St. Alban nach Merian 1633

Möglicherweiſe beſitzen wir das älteſte Bild der St. Albanskirche in einer Darſtellung des Martyriums der Heiligen Alban, Theoneſt und Aureus auf dem Flügelaltare der Kirche zu Kirchbrombach im Odenwald. Den Hinweis hierauf verdanke ich einer gütigen Mitteilung von Herrn W. Sommer-Darmſtadt. Ich kenne den Altarſchrein bis jetzt nur aus der Lichtdrucktafel im heſſiſchen Kunſtdenkmälerwerk (Kreis Erbach i. O., nach S. 146). Kirchbrombach gehörte zur Diözeſe Mainz. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war der heilige Alban der Titularheilige der Kirche. Über ihre Beziehungen zum Kloſter St. Alban zu Mainz iſt bis jetzt noch nichts ermittelt. Der Altar ſtammt aus ſpätgotiſcher Zeit (um 1500). Auf dem linken Flügel, wo das Martyrium der drei Heiligen dargeſtellt iſt, ſieht man im Hintergrunde auf einem Hügel einen hohen gotiſchen Chor und dahinter einen viereckigen romaniſchen Kirchturm zwiſchen anderen Bauten hervorragen. Chor und Turm zeigen in ihrer Lage zueinander und in ihren Größenverhältniſſen eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der merianiſchen Anſicht der Albanskirche. Ob dem Maler der Altarflügel bei ſeiner Arbeit das wirkliche Bild des Kloſters St. Alban bei Mainz vorſchwebte — er müßte es im Zuſtande vorderletzten Zerſtörung, die im Jahre 1552 ſtattfand, geſehen haben — wage ich noch nicht zu entſcheiden.

Die älteſten der noch erhaltenen Anſichten aus ſpäterer Zeit geben ſämtlich das Kloſter und ſeine Kirche im Zuſtande nach der Zerſtörung von 1552 wieder. Bis jetzt ſind mir folgende bekannt geworden:

1. Der Kupferſtich bei Braun und Hogenberg, civitates orbis terrarum, ca. 1572. Der hohe Chor iſt hier noch zu erkennen, ob die Anſätze rechts und links auf ein Querſchiff ſchließen laſſen, bleibt fraglich (Höhe des Chores auf dem Originale 6½ mm, ſ. Abb. 2).

2. Gotfr. Maskopp, Abriß der churfürſtlichen Reſidentzſtatt Maintz. Zeichnung. Das Original von 1575, die Kopie von 1724. Der Turm iſt im Verhältnis zum Chore zu groß und in falſcher Lage zu demſelben, aber die Kloſtermauer iſt noch zu erkennen. Das Kloſter liegt dicht am linken Rande des Planes; die ſüdliche Hälfte desſelben iſt nicht mehr ſichtbar (ſ. Abb. 3).

3. Der Kupferſtich bei Serarius, Moguntiacarum rerum lib. V; bezeichnet: Anno. Dom. 1604. Er gibt den Chor noch ohne Dach, das erſt im nächſten Jahre aufgeſetzt wurde (Höhe auf dem Originale 5½ mm, ſ. Abb. 4).

4. Merian, Wahre Bildnüß der Statt Maintz ſampt den newen Schantzen, Schiffbrücken und Lager wie dieſelbe Jetziger Zeit im Weſen ſtehet Anno 1633. Kupferſtich (Höhe des Chores auf dem Originale 14 mm, ſ. Abb. 5).

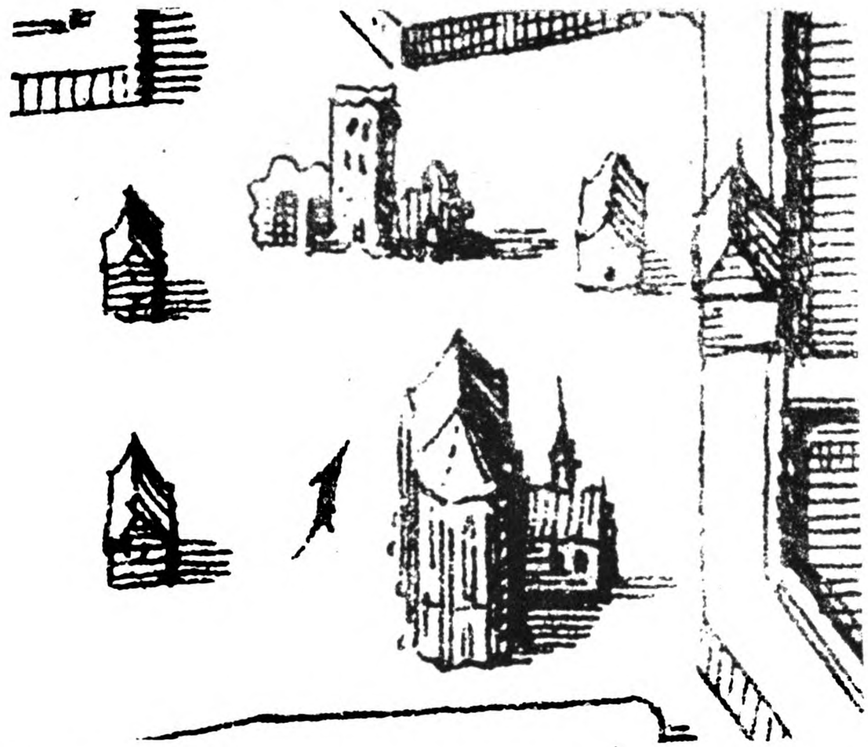


Abb. 6. St. Alban nach Merian 1637

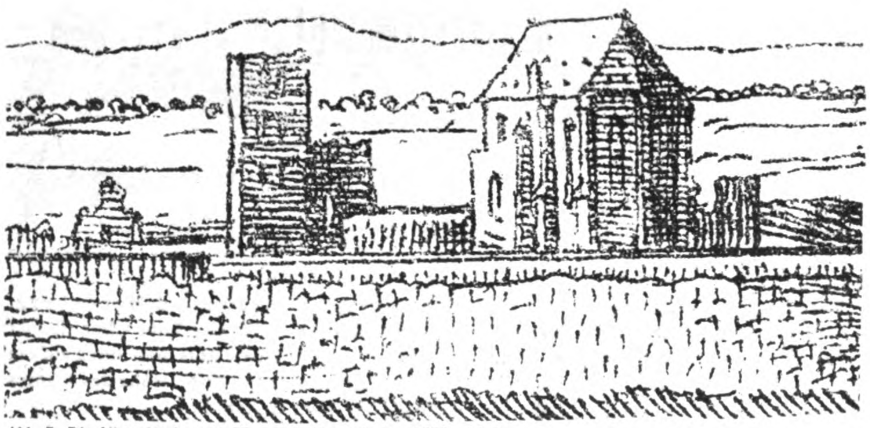


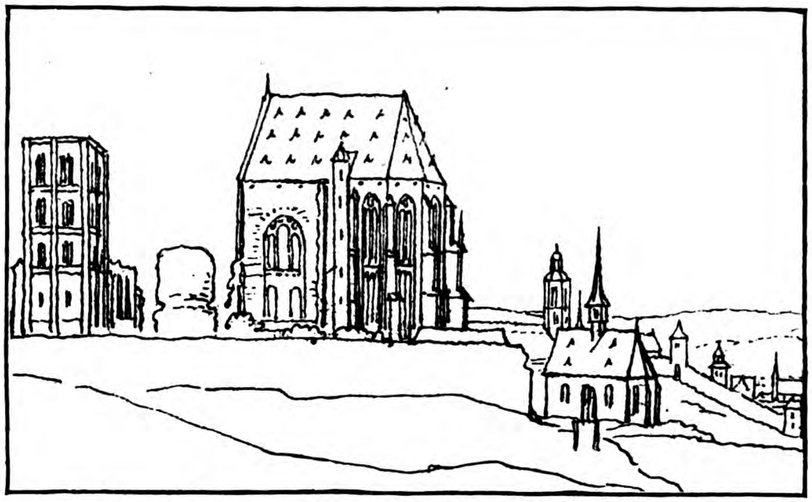
Abb. 7. Die Albanskirche nach Wenzel Hollar zwischen 1630—1640

5. Merian, Wahrhaffter geometriſcher Grundriß der churfürſtlichen Statt Maintʒ ſamt den newen Fortifikationen, wie ſolche zum theil vor dieſem geſtanden und Annoch im Weſen ſteht. 1637. Kupferſtich. Die Langſchiffanlagen ſind hier ſchon vollſtändig vom Erdboden verſchwunden (Höhe des Turms auf dem Originale 4 mm, des Chores 6¹/₂ mm, ſ. Abb. 6). Die Skizzen für ſeine beiden Kupferſtiche muß Merian entweder ſchon vor dem Jahre 1633 gemacht haben, denn der Turm von St. Alban war ſchon 1622 niedergelegt worden und der Chor fiel in der Schwedenzeit, oder er benutʒte nebenbei noch älteres Material, vielleicht den Maskoppſchen Plan und den Kupferſtich bei Serarius. Jedenfalls geben beide Kupferſtiche (Nr. 4 und 5) nicht einen einheitlichen Zuſtand des Stadtbildes wieder.

6. Der Kupferſtich von Wenzel Hollar. Er trägt das Wappen des Kurfürſten Anſelm Caſimir von Wambold (1629 bis 1647) (Höhe des Chores auf dem Originale 6¹/₂ mm, ſ. Abb. 7). Nähere Ermittelungen über ſeine Entſtehungszeit müſſen noch angeſtellt werden (ein anderer Kupferſtich W. Hollars, bezeichnet „zu Mentʒ", vgl. Parthey, W. Hollar Nr. 736, iſt datiert vom Jahre 1634). Was die Naturtreue betrifft, ſo ſteht er über den Merianſchen Arbeiten, von denen er in der Hauptſache unabhängig entſtanden zu ſein ſcheint. Dieſe Anſicht Wenzel Hollars ſowie eine andere von ihm, die Mainz von Südweſten her geſehen darſtellt, ſcheinen mir die beſten zu ſein, die aus dem 17. Jahrhundert vorhanden ſind.

7. Anſicht der Stadt Mainz von Süden geſehen; Handzeichnung im Beſitʒe der Mainzer Stadtbibliothek; Bildgröße 10,5×29,5 cm (Abb. 1 u. 8). Dieſes Blatt befindet ſich in einem Sammelband, der vorwiegend Anſichten der Stadt Mainz enthält; ihn hat die genannte Bibliothek vor einiger Zeit von auswärts (Aſchaffenburg) erworben; urſprünglich ſtammt die Sammlung aus Heidelberg, wo ſie zwiſchen 1780—1820, zugleich mit zwei weiteren, die Anſichten von Aſchaffenburg und Heidelberg enthielten, angelegt worden war. Die Beiſchrift „Moguntia delineata à Matheo Merian etc." ſcheint von einer ſpäteren Hand hinzugeſetʒt zu ſein. Jedenfalls aber iſt die Anſicht von einer geſchickten Hand getreu nach der Natur gezeichnet, und zwar von einem Standpunkt aus, der etwa 150—200 m ſüdöſtlich von der Albanskirche am oberen Rande der heutigen Anlage gewählt worden war. Zwiſchen dem gotiſchen Chor und dem Turme erſcheint hier der Druſusſtein, nur im Verhältnis etwas zu groß. Das Kirchlein rechts vom Chore, am Abhang iſt St. Nicolaus zur Steige, dahinter erſcheint der Turm der Stephanskirche. Die Entſtehungszeit der Zeichnung fällt zwiſchen 1605 und 1633; denn einerſeits erſcheint auf ihr der Chor der Albanskirche mit dem neuen Dache, der erſt 1605 fertig wurde, anderer-

ſeits iſt die von den Schweden geſchlagene Schiffbrücke, die Merians Anſicht von 1633 zeigt, hier noch nicht eingezeichnet. Die Möglichkeit, daß in dem Blatte eine Handzeichnung Merians vorliegt, iſt nicht ausgeſchloſſen. Die Ermittelungen über die Herkunft des intereſſanten Blattes, das mir erſt während der Drucklegung bekannt geworden iſt, ſind noch im Gange; vielleicht werden ſie durch die hier gebotene Wiedergabe der Zeichnung irgendwie gefördert.


Abb. 8. St. Alban nach einer Handzeichnung (Teilstück aus Abb. 1)

Alle ſpäteren Anſichten der Albanskirche auf Kupferſtichen des 18. Jahrhunderts oder noch ſpäteren Lithographien gehen im weſentlichen auf Merian zurück, ſind alſo für die Baugeſchichte von St. Alban ohne Wert.

Von älteren Planaufnahmen der Stadt, die zugleich auch die Albanskirche verzeichnen, kommen in Betracht:

1. Der Perſonſche Stadtplan von 1699 bezw. 1625/29 (über ihn ſ. Schrohe, Mainzer Ztſchr. II S. 100 Nr. 15). Perſon bezeichnet ihn ausdrücklich als Kopie einer älteren Vorlage aus der Zeit des Kurfürſten Schweickhardt von Cronberg. Die letztere muß etwa zwiſchen 1625 und 1629 entſtanden ſein, da ſie einerſeits die Schweickhardtsburg wiedergibt, andererſeits das kurfürſtliche Schloß noch nicht verzeichnet. Die im Jahre 1625 eingeweihte Kirche des Kapuzinerkloſters iſt ſchon angegeben. Das Original des Perſonſchen Stadtplans, das leider in ſehr ſchadhaftem Zuſtande ſich befindet, beſitzt die Mainzer Stadtbibliothek. Im Jahre 1907 hat ſie auch eine ſehr gute Kopie desſelben, die aus der Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft ſtammt (ca. 1800), erworben. Der Chor der Albanskirche und auch das dabei liegende Kapellchen iſt hier noch angegeben, ebenſo auch der Turm, der zwar hier im richtigen Abſtand vom Chore zu liegen ſcheint, aber, im Vergleich zu dieſem, einen zu großen Umfang hat und auch zu weit nach Norden gerückt iſt. — Überhaupt gibt Perſon die Grundriſſe der Kirchen nur ganz ſchematiſch an. —

2. Der Spallaſche Plan der Feſtungswerke von 1676. Original im Privatarchiv des Großherzogs von Sachſen-Weimar. Kopien beſitzt die Mainzer Stadtbibliothek und der Mainzer Altertumsverein. Von St. Alban iſt hier nichts mehr zu ſehen, nur das zwiſchen 1631—1635 um das Kloſter angelegte ſchwediſche Fort, das Merians geometriſcher Grundriß noch zeigt, iſt hier als Forte Suecese domolito noch angedeutet[85]) und dabei auch der Steinbruch (cava di pietro), der Eigentum der Stiftsherrn von St. Alban war und in den Stiftsprotokollen gelegentlich erwähnt wird.

3. „Geometriſcher Grundriß des Albansbergs einem hoch-Adelichen Ritter-Stift ſancti Albani zu Maintz zugehörig außerhalb der Stadt, dem Bollwerk St. Albani zu gegenüber undt zu endt deſſen Glacis gelegen, vorgetragen durch J. W. G. Perſon, Chur. Maintz. Ingenieur und Hoff-Mathemat. Ao. 1713 (W. cop. 1724).“ Mainz, Stadtbibliothek. —

Dieſer Joannes Weibert Godefridus Perſon iſt der Sohn des bekannten Kupferſtechers Nic. Perſon (ſ. Schrohe, Mainzer Zeitſchrift II S. 104 Anm. 62). Der Plan verzeichnet nur das Stadioniſche Kapellchen, von der alten Kirche und den Kloſtergebäuden iſt keine Spur mehr angedeutet. Was das rätſelhafte monumentum Togiſi, das vor dem Kapellchen angegeben iſt, bedeuten ſoll, weiß ich nicht.

Der Plan verzeichnet genau die auf dem Albansberge liegenden Grundſtücke und ihre Beſitzer. Er ſteht vielleicht im Zuſammenhang mit den neuen Befeſtigungsanlagen, die Kurfürſt Lothar Franz von Schönborn damals in Angriff nehmen ließ; zu ihnen gehört auch die Karlsſchanze auf dem Albansberg. Umfängliche Geländeerwerbungen fanden zu dieſem Zwecke ſtatt. Auch die Stiftsherrn von St. Alban mußten bei dieſer Gelegenheit ihre Weinberge für die Anlage des Forts abtreten (Joannis II 788 cap. XV und die Stiftsprotokolle von St. Alban).

Der Albansberg und ſein Friedhof.

In dem Namen Albansberg, Albansſchanze, Abtsgaſſe hatte ſich die Erinnerung an das alte Kloſter zu St. Alban bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Unter dem Albansberge verſteht man die Anhöhe hinter der Anlage, auf deren höchſtem Punkte das Fort Karl lag und auf deren Abhang das neu erbaute Pflegerinnenheim ſteht; (vergl. den neueſten Stadtplan bei Neeb, Führer durch Mainz, 3. Aufl., 1907, woſelbſt auch die Lage der Kloſterkirche (G. 8.) angegeben iſt). Dieſer Albansberg ſoll in römiſcher Zeit der Marsberg (mons Martis) geheißen haben, daraus ſei dann ſpäter durch Volksetymologie ein Martyrerberg (mons martyrum) geworden. Dieſe Bezeichnungen tauchen unſeres Wiſſens zum erſtenmal auf in Sigehards Leben des heiligen Aureus und der heiligen Juſtina. Vielleicht gaben zum Namen Martyrerberg den Anlaß die damals und ſchon in früheren Jahrhunderten innerhalb des Kloſterbezirks gemachten Auffindungen von Sarkophagen, in denen man die Gräber von Märtyrern ſah, die in früheren Jahrhunderten hier den Tod erlitten hätten; das konnte natürlich nur in den Zeiten der Römerherrſchaft geſchehen ſein, und der mons Martis iſt mitſamt dem mons martyrum vielleicht nur eine kühne gelehrte Kombination Sigehards, die im 18. Jahrhundert Fuchs in ſeiner Geſchichte der Stadt Mainz weiter ausgeſponnen hat. Ausführlicheres über den Marsberg bei Reuter, Albansgulden S. 37 ff. Zuletzt handelte

über dieſe Frage F. Falk, das Blutbad zu Mainz im Jahre 407 (Mainz, Druck von Falk Söhne) S. 4 f., beſonders S. 7 ff.

Die hinter der Anlage herlaufende Straße, die heute noch den Namen Abtsgaſſe trägt, führte wahrſcheinlich, wie ſchon Reuter, Albansgulden Seite 113 f. Anmerkung, vermutet, zur Wohnung des Abtes von St. Alban.

Ob in römiſcher Zeit auf dem Albansberge eine ausgedehnte bürgerliche Niederlaſſung beſtanden hat, iſt bis jetzt noch nicht erwieſen. Kulturreſte (terra sigillata, Werkzeuge u. a.) ſind bisher wenigſtens im Gebiet der Kirche und deren nächſter Umgebung noch nicht in der Maſſenhaftigkeit gefunden worden, die auf eine intenſivere Beſiedelung ſchließen laſſen könnte. Immer mehr an Gewißheit gewinnt vielmehr die Annahme, daß der Albansberg und ſein Abhang nach dem Rheine und der Stadt zu von den Zeiten der Römer bis in die der Karolinger die Stätte der Toten geweſen iſt.

Über den römiſchen Soldatenfriedhof auf dem Albansberge handelt Schumacher, Mainzer Zeitſchrift I S. 31.

In ſpätrömiſcher Zeit (4. Jahrhundert) lag auf dem Albansberge ein chriſtlicher Friedhof. Darauf weiſt ſchon die Albanslegende hin, in der ſicherlich ein geſchichtlicher Kern ſteckt. Noch deutlicher ſprechen die jüngſt gefundenen Inſchriften (vgl. oben S. 9 Nr. 28 ff.). Und dieſe ſeine Beſtimmung behielt der Platz auch noch in den folgenden Jahrhunderten bis in die Karolingerzeit hinein. Das beweiſen die zahlreichen Sarkophage und deren Beigaben, die in den letzten Jahrzehnten und auch bei den letzten Ausgrabungen (1907) dort gefunden wurden, und ebenſo deutlich ſprechen dafür die andern der oben mitgeteilten Inſchriften, S. 11 Nr. 34 ff., die ſich vom 5. bis ins 7. Jahrhundert erſtrecken.

Die älteſte (vorkarolingiſche) Anlage.

Schon in frühchriſtlicher Zeit, vielleicht noch in den letzten Jahrzehnten der Römerherrſchaft am Rhein, war auf dem Albansberge außer dem Friedhofe auch ein chriſtliches Heiligtum gelegen. Darauf weiſt wieder die bekannte St. Albanslegende hin. Sie meldet, daß man an der Stelle, wo der Heilige enthauptet worden ſei, ſpäter eine Kapelle errichtet hätte; dieſe lag im Gartenfelde. Ebenſo ſei es geſchehen an dem Platze, wo er mit ſeinem abgeſchlagenen Haupte weiter wandernd zum erſtenmal geruht hätte. Dieſe Kapelle lag am Schloßplatze (Albansruhe). Die dritte Kapelle ſei da errichtet worden, wo man den Leichnam des Märtyrers begraben hätte, und dieſes kann nur auf dem chriſtlichen Friedhofe am Albansberge geſchehen ſein. Auch das Martyrologium des Rabanus Maurus gibt an, daß St. Alban iuxta civitatem (bei der Stadt) begraben worden ſei.[9]) Über die beiden erſten Kapellen ſoll jedoch hier nicht näher gehandelt werden,[10]) für uns kommt nur die K a p e l l e a u f d e m A l b a n s b e r g e in Betracht, die die Vorläuferin jener mächtigen Baſilikaanlage war, die Erzbiſchof Richulf gründete und im Jahre 805 einweihte.

Andere und wohl auch zuverläſſigere Beweiſe dafür, daß ſchon mehrere Jahrhunderte vor der Erbauung der Richulfſchen Baſilika — die wir ihrer Entſtehungszeit nach als den k a r o l i n g i ſ c h e n Bau bezeichnen wollen — auf dem Albansberge ein chriſtliches Heiligtum geſtanden hat, haben die im Jahre 1907 vorgenommenen Ausgrabungen erbracht. Es fanden ſich nämlich in die Fundamente karolingiſcher Bauteile der Kirche vermauert, eine ganze Anzahl frühchriſtlicher Grabſteine mit Inſchriften (tituli), von denen der älteſte noch in das 4. Jahrhundert zu ſetzen iſt.

Nun aber ſtehen nach frühchriſtlichem Gebrauche Sakralbau und Totenkult in engem Zuſammenhange.[11]) Die gefundenen Grabſteine laſſen alſo darauf ſchließen, daß auf dem Albansberge ſchon im 4. Jahrhundert ein chriſtliches Kultheiligtum geſtanden hat, um das ſich ein Friedhof erſtreckte.

Auch den Presbyter Badegiſel (ſ. oben S. 16 Nr. 41), deſſen Grabſtein aus dem 6.—7. Jahrhundert ſtammt, hat man doch ſicher bei oder in ſeiner eigenen Kirche, und das war eben die Albanskapelle, beigeſetzt.

Auch in der Kloſtertradition ſcheint ſich noch die Erinnerung an eine ältere, durch den Bau des Erzbiſchofs Richulf beſeitigte oder umgebaute Albanskapelle erhalten zu haben. In dem Leben des heiligen Alban, das der ältere Gozwin verfaßt hat, wird von den Wundern erzählt, die im Laufe der Zeit am Grabe des Heiligen ſich ereignet hätten; dadurch bewogen, hätten die Chriſten über der heiligen Aſche, d. h. dem Grabe des Märtyrers eine kleine Kirche erbaut und einen Altar geſtiftet. Später wäre dann vom Erzbiſchof Richulf an dieſem Orte eine dieſes großen Märtyrers würdige Baſilika errichtet worden.[12]) — In jener erſten über dem Grabe des Märtyrers errichteten kleinen Kirche haben wir wohl eine jener Cömeterialkapellen zu erblicken, wie ſie ſich aus frühchriſtlicher Zeit noch anderwärts erhalten haben.[13])

In Schenkungsurkunden des Kloſters Fulda aus dem 8. Jahrhundert wird öfters St. Alban als Anlieger erwähnt. Aus ihnen ergibt ſich nur, daß im 8. Jahrhundert in oder bei Mainz ein Albansheiligtum beſtanden haben muß. Aber keine dieſer Stellen beweiſt die Exiſtenz einer Albanskapelle a u f d e m A l b a n s b e r g e. Mit der dort üblichen Formel „Sancti Albani“ (Genitiv) oder „habet Sanctus Albanus“ iſt lediglich der Beſitz, nicht aber das Heiligtum (Kapelle) gemeint. Die Erwähnung St. Albans im Lorſcher Codex, und zwar in der Urkunde, in der die Beſitzungen des Kloſters Lorſch in und bei Mainz aufgezählt werden,[14]) bezieht ſich ſchon auf das Kloſter St. Alban, das Richulf bei ſeinem neuen Kirchenbau gründete.

Aber allein ſchon auf Grund der Inſchriften, wozu dann noch als weiteres Moment die Legende und die Kloſtertradition kommen, darf alſo doch wohl folgendes mit Sicherheit angenommen werden: Als Erzbiſchof Richulf um die Wende des 8. Jahrhunderts den Neubau der großen Albansbaſilika begann, wurde ein älterer an dieſer Stelle ſtehender kleinerer Bau niedergelegt; das Material dieſes Baues und beſonders die ſchon wohl zugerichteten Grabſteinplatten, die entweder in ſeine Wände eingelaſſen waren oder auf den Gräbern des um ihn liegenden Friedhofs ſtanden, verwendete man bei der Fundamentierung des Neubaues.

Ja es haben ſich ſogar vielleicht die Reſte dieſer älteren Kapelle bis auf unſere Tage erhalten. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß das, was hier ausgeſprochen wird, zunächſt n u r n o c h a l s V e r m u t u n g g e l t e n ſoll; die im Jahre 1908 erfolgenden Ausgrabungen ſchaffen hoffentlich auch hier die nötige Klarheit. Während der Ausgrabung traten nämlich bei den Nachforſchungen nach Mauerreſten vom Langſchiffe des karolingiſchen Baues die Fundamente eines rechteckigen Bauwerkes zutage (vgl. Grundriß), deſſen Breite etwa 18 Meter beträgt; es lag

innerhalb des Mauerbereichs der karolingischen Basilika, seine ost-westlich verlaufene Mittelachse kreuzte in ganz spitzem Winkel die des Mittelschiffes der karolingischen Anlage. Ein Teil der Fundamente dieses Baues, und zwar der der südlichen Langmauer, lag also unter dem südlichen Seitenschiff der karolingischen Anlage. Die westliche Schmalseite mit den Ecken konnte ebenfalls genau festgestellt werden. Anhaltspunkte für die Länge und die Lage der östlichen Schmalseite dieses Baues fehlten zunächst. Gehören diese Mauerreste zu einer älteren vorkarolingischen Anlage oder stammen sie aus dem 18. Jahrhundert und rühren sie von Befestigungsanlagen her, die dort unter Kurfürst Lothar Franz von Schönborn oder Philipp Karl von Eltz oder vielleicht noch später angelegt worden waren? Eine dritte Möglichkeit ist nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnis von der Baugeschichte der Kirche ausgeschlossen. Nun stieß man aber Ende November 1907 beim Ausbrechen der Fundamente der mittleren Apsis, (d. h. des Hauptchors) der karolingischen Basilika, auf das Fundament eines Mauerzuges, der seiner Richtung nach als Sehne quer durch diese Apsis lief; dieser Mauerzug muß älter sein als die Apsidenmauer; denn bei deren Anlage hatte man ihn da, wo die Rundung der Apsis ihn schnitt, scharf bis auf die Fundamentsohle ausgebrochen und die neue Mauer dicht an der Stirnseite des stehengebliebenen Stückes vorbeigeführt. Bei der geometrischen Aufnahme dieses Mauerzuges zeigte es sich nun, daß er der Schmalseite des oben erwähnten 18 Meter breiten Bauwerkes genau parallel läuft. Es ist also die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß wir in ihm dessen östliche Schmalwand zu erblicken haben. Die Längenausdehnung des Baues betrüge dann 28,5 Meter. Es laufen nun aber auch eine Anzahl der Sarkophage, die man dicht an oder in der Nähe der Langmauer dieses Bauwerkes gefunden hat, dieser genau parallel, sodaß es den Anschein hat, als habe man sich bei ihrer Beisetzung in der Orientierung nach dem vorhandenen Mauerzuge gerichtet, ein Umstand, der für das höhere Alter des ganzen Bauwerks spricht. Bestätigen sich durch weitere Ausgrabungsergebnisse diese Vermutungen, so liegen heute nicht nur die Reste des karolingischen Baues, sondern auch die eines noch älteren, vielleicht in die römisch-christliche oder merowingische Zeit hineinragenden Baues vor uns, an dessen Stelle sich dann um die Wende des 8. Jahrhunderts Erzbischof Richulfs große karolingische Basilika erhob. Daß man bei einem derartigen Neubau stets den Platz der früheren Kultstelle festhielt, ihn sozusagen in den Mauerbereich der neuen, meist umfangreicheren Anlage einschloß, das beweist die ganze Baugewohnheit vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert.

Von einer Apsidenanlage, die für den sakralen Charakter des Baues sprechen könnte, haben sich bis jetzt freilich noch keine Spuren gezeigt; allein es wurden bis jetzt durch die Ausgrabungen auch nur die Mauerzüge festgestellt, das Innere des Raumes ist noch nicht durchforscht.

Der karolingische Bau.

a) Gründung. — Seitdem Papst Zacharias auf Veranlassung des Erzbischofs Bonifatius Mainz als Metropolitankirche für Deutschland bestimmt hatte, wurde die Stadt ein Mittelpunkt des kirchlichen und — bei dem engen Zusammenhange, in dem damals Staat und Kirche standen — auch des politischen Lebens. Kaiser Karl der Große schenkte der Stadt seine besondere Gunst. Auf dem Mainzer Erzbischofsstuhle saß damals Richulf (787—813), ein Liebling König Karls und Mitglied der gelehrten Akademie, die dieser um sich versammelte. Von ihm berichtet der ältere Gozwin: „Wie der ehrwürdige Richulf . . . den Ort (der Grabstätte) des herrlichen Martyrers von Wundern erstrahlen sah, so schritt er dazu, diesen durch Bauten und andere göttliche Verehrungen zu ehren, indem er zuerst eine Basilika gründete, die eines so großen Namens (des heiligen Alban) würdig war."[15])

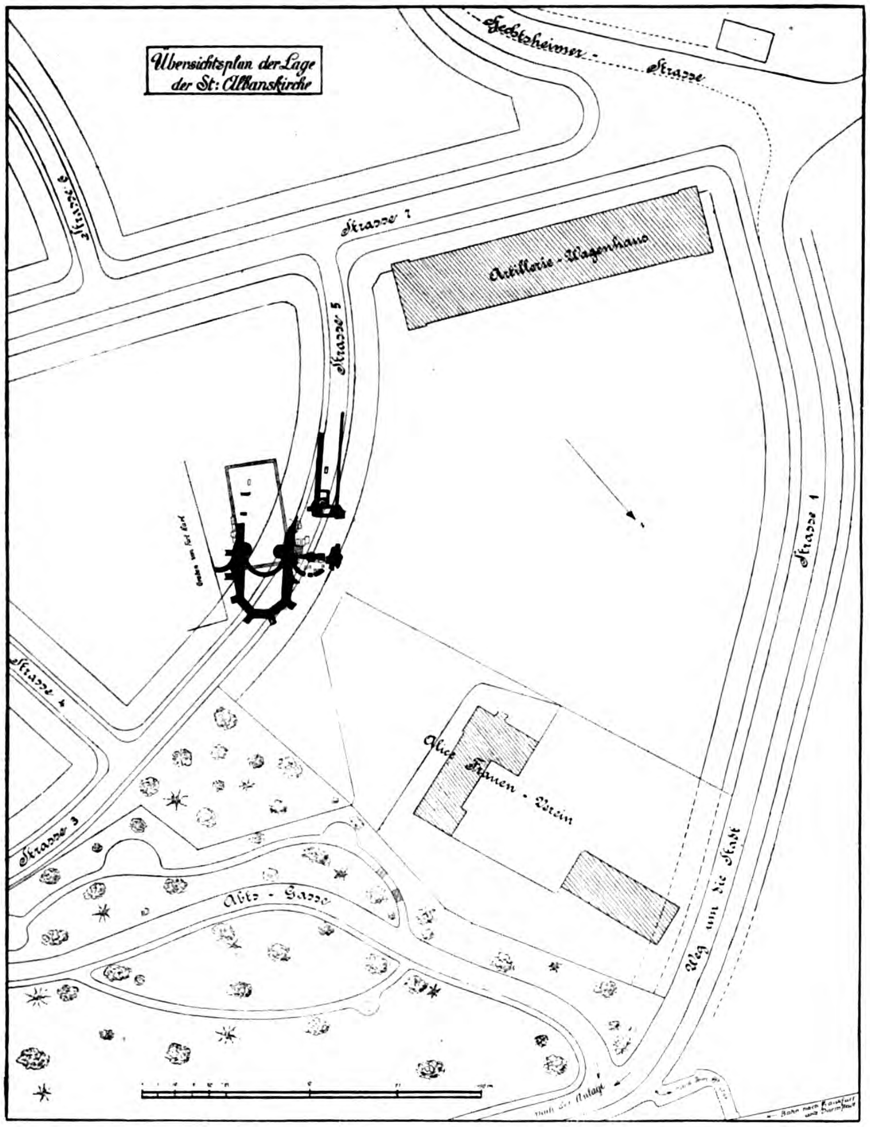
Falk bemerkt in seinem in Regestenform abgefaßten Aufsatze „Das erste Jahrtausend christlicher Bau- und Kunsttätigkeit in Mainz" (Nass. Annal. XII, 12) unter dem Jahre 787: „Auf König Karls Wunsch und Unterstützung hin beginnt Erzbischof Richolf den Ruheort des Leibes des heiligen Alban zu verschönern durch den Bau einer größeren prachtvollen Kirche. Noch vor Vollendung des Baues wird Karls Gemahlin Fastrada 794 darin beerdigt." Diese Angabe schöpft Falk aus den Gamansschen Papieren. Wir müßten danach eine Bauzeit von 18 Jahren für die Kirche annehmen, da sie 805 eingeweiht wurde (s. unten). Bei Wagner-Schneider, Geistliche Stifte im Großherzogtum Hessen Bd. II S. 335 wird das Jahr 796 als Gründungsjahr angegeben; der dort angeführte Beleg aus den Fuldaer Schenkungsurkunden beweist jedoch nichts für diese Angabe. Hingegen berichten Lamberts Annalen unter dem Jahre 796: „Das Kloster St. Alban zu Mainz wird von Erzbischof Richolf gegründet." Allerdings ist diese Angabe in der Handschrift von Lamberts Annalen von einer anderen Hand beigefügt.

Die Nachricht von einem Anteile Karls des Großen an der Gründung der Kirche scheint Gamans aus Sigehard (vita S. S. Aur. et. Just. vgl. Joannis II 17) notiert zu haben. Der ältere Gozwin weiß nichts davon. — Die Frage, ob Karl der Große wirklich an dem Bau der Kirche beteiligt war, ist insofern von Wichtigkeit, als man daraus unter Umständen einen Rückschluß auf einen Zusammenhang ihrer Grundrißgestaltung mit dem der Einhardsbasilika machen könnte. Die letztere ist aus dem Kreise der Bautätigkeit des Kaisers hervorgegangen. Die Albanskirche hängt aber vielleicht eher mit der Bautätigkeit der Benediktiner (St. Gallen) zusammen (s. unten S. 77).

Im Sommer des Jahres 794 nahm Richulf an der von Karl dem Großen in Frankfurt a. M. abgehaltenen Reichs- und Kirchenversammlung teil (Hennes, Erzbischöfe 3. Aufl. Seite 25). Während derselben starb die Gemahlin König Karls, Fastrada. Vielleicht war es Erzbischof Richulf nun, der dessen Aufmerksamkeit auf das durch mancherlei Wunder berühmte Heiligtum auf dem Albansberg bei Mainz richtete und ihn bestimmte, dort die Leiche seiner Gemahlin beizusetzen; ob das nun noch die alte Kapelle oder die schon im Bau begriffene Basilika war, lassen wir dahin gestellt.

Sicherer als über das Jahr der Gründung sind wir über das der Einweihung der Kirche und über ihren eigentlichen Erbauer unterrichtet, und zwar durch die einst an der Kirche angebrachten beiden steinernen Urkunden, von denen die eine die Gründungsinschrift, die andere die Einweihungsurkunde enthielt.[16]) Die erstere lautet:

Antistes humilis Riculf hanc condidit aulam
Martyris Albani nomine namque sacram
Hanc[17]) quoque fulgenti iussit vestire metallo
Cum titulis aram cumque decore sacro
Perpetuo huius mercedem Christe laboris
Albani precibus cui rogo redde pie.



Die Einweihungsurkunde hat folgenden Wortlaut:

Ecclesia haec est consecrata in honorem Salvatoris nostri Jesu Christi Kalend. Decembris anno incarnationis ipsius DCCCV indictione XIII.

Der Einweihungstag, 1. Dezember (805), wird auch durch ältere Kalendarien[18]) bezeugt.

b) Die Lage des Albansberges ist oben schon angegeben worden, die der Albanskirche ist aus dem hier beigegebenen Übersichtsplane ersichtlich. Die Mittelachse der neuen Straße 5 läuft über die nördlichen Teile der Kirche, ein Teil des Fundaments der südlichen Seitenapside und des südlichen Seitenschiffs ging bei der Anlage des Grabens von Fort Karl zu Grunde.

c) Grundriß, Größenverhältnisse und Aufbau. — Bei den Ausgrabungen im Jahre 1907 konnte schon festgestellt werden, daß wir es bei der St. Albanskirche mit verschiedenen Bauperioden zu tun haben (vgl. den dem Ausgrabungsberichte beigegebenen Grundriß):

1. einem älteren (vorkarolingischen) Baue, über den oben schon berichtet worden ist. (Die Frage, ob wir in ihm eine ältere Kapellenanlage zu erblicken haben oder ob er profaner Natur war, kann noch nicht endgültig entschieden werden);

2. der karolingischen Basilika Richulfs;

3. einem in gotischer Zeit erfolgten Umbau der Kirche, der sich vielleicht nur auf Chor und Querschiff erstreckte. (Die ausführlichere Beschreibung folgt unten im Ausgrabungsberichte.)

Schon die karolingische Kirche zeigt in ihrer Orientierung keine genaue Ostrichtung, ihr Chor weist vielmehr scharf nach Nordost, und der gotische Chorbau folgte ihr in dieser Richtung. Der karolingische Bau hatte auf der Ostseite in der Mitte eine im Halbkreis abschließende Apside mit etwas verlängerten Schenkeln. Ihr innerer Durchmesser beträgt 10 Meter. (Die östliche Apsis des Mainzer Domes hat einen solchen von 11,6 Meter!) Rechts und links schließen sich an diese Mittelapsis zwei halbkreisförmige Seitenapsiden, von denen die nördliche einen inneren Durchmesser von annähernd 10 Metern aufweist. Ganz genau ließ sich die Form und der Durchmesser der Seitenapsiden noch nicht feststellen, da die Mauer der nördlichen Apside an den Enden auf der einen Seite ganz ausgebrochen ist und das auf der andern Seite noch stehende Mauerstück aber, das man als ihr Endstück betrachten könnte (Taf. II 3 b), zweifelhaften Ursprunges ist. Die südliche Apside, die zum Teil durch den Graben zerstört wurde, hatte zweifellos denselben Durchmesser. Während der Ausgrabungen stiegen nun Zweifel auf, ob diese Seitenapsiden schon zum karolingischen Bau gehörten oder erst in romanischer Zeit, vielleicht am Anfange des 12. Jahrhunderts, wo eine Erneuerung des Chores stattfand (s. unten), dem alten Baue angefügt wurden. (Auf dem Grundrisse sind die Seitenapsiden einstweilen mit karolingischer Schraffierung versehen worden.) Über die Frage, ob schon die karolingische Anlage ein- oder dreichorig war, werden erst die im Jahre 1908 an-

zuſtellenden Unterſuchungen des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers (ſ. Taf. II 1. 2) Klarheit verſchaffen, da hier das Endſtück der Seitenapſide noch beſſer erhalten iſt. Eigentümlich bleibt aber immerhin die Tatſache, daß die Seitenapſiden den gleichen Durchmeſſer haben wie die Mittelapſide.

Über die Längenverhältniſſe der Schiffanlagen — daß die karolingiſche Anlage ſchon dreiſchiffig war, dafür ſpricht der ganze Typus der Kirchenanlagen dieſer Zeit —, über die Art des weſtlichen Abſchluſſes*) des ganzen Baues, die Turmanlage und die Krypta, alles für die Kunſtgeſchichte höchſtwichtige Fragen, laſſen ſich bei dem augenblicklichen Stand der Ausgrabungen noch keine beſtimmten Angaben machen.

Ob der karolingiſche Bau eine Pfeiler- oder Säulenbaſilika war, konnte bis jeẞt auch noch nicht feſtgeſtellt werden, da die Ausgrabungen nach der Langſchiffanlage noch nicht ſo weit gediehen ſind.

Einige Bemerkungen mögen aber hier Plaẞ finden, da die kunſtgeſchichtliche Forſchung der Frage, wie ſich die Albanskirche bei Mainz in die Entwickelung des karolingiſchen Baſilikatypus einreiht, doch näher treten muß.

Bei der Ausſchachtung für die Kanaliſierung der Straße 5 förderten die Arbeiter aus dem aufgeſchütteten Boden das Bruchſtück einer mächtigen Säulenbaſis zutage. Nach dem noch erhaltenen Reſte zu ſchließen, muß es urſprünglich einen Durchmeſſer von einem Meter gehabt haben. Der Profilierung nach — Wulſt und Hohlkehle waren noch erhalten — kann es ebenſogut für römiſch wie für karolingiſch angeſprochen werden (vgl. die Baſen der Säulen an der Torhalle zu Lorſch); das Material iſt ein grünlicher Sandſtein. Die Fundſtelle entſprach der Stelle, an der die nördliche Wand des Mittelſchiffs gelegen haben muß (in der Nähe von Grab XV; vgl. Überſichtsplan und Grundriß).

Die Juſtinuskirche zu Höchſt a. M. iſt in ihren älteſten Beſtandteilen gleichzeitig mit der Richulfſchen Albanskirche zu Mainz erbaut worden.[19]) Unter Erzbiſchof Ruthard (1089—1109) fand zwar eine Wiederherſtellung der Kirche ſtatt, aber die Säulenarchitektur ihres Mittelſchiffs dürfte doch den Kapitälformen nach ſchwerlich in dieſer ſpäteren Epoche entſtanden ſein. Die Juſtinuskirche zu Höchſt iſt aus dem Kreiſe des Benediktinerordens, dem auch Erzbiſchof Richulf angehörte[20]), hervorgegangen; ſie wurde von Lorſch aus gegründet. Beziehungen zwiſchen der Höchſter Kirche und Mainz müſſen ſchon frühzeitig vorhanden geweſen ſein. Erzbiſchof Otgar (826—847) ſeẞt in der Höchſter Kirche, die unter ihm vielleicht erſt vollendet wurde, den Leib des heiligen Juſtinus conf. bei (Siering, Juſtinuskirche S. 17 ff.)**).

*) Im Jahre 1145 erwähnt Abt Wernher eine Kapelle, die er in portu (im Hafen) errichtet habe. Sollte in der Urkunde vielleicht in porticu (in der Vorhalle) geſtanden haben und damit der weſtliche Abſchluß der Kirche gemeint ſein? Joannis II, 749.

**) Über die Art des Chorabſchluſſes des karolingiſchen Teiles der Baſilika zu Höchſt a. M. hat man bis jeẞt noch keine Unterſuchungen angeſtellt, obſchon dieſe mit ganz geringen Koſten hätten bewerkſtelligt werden können. Statt deſſen hat man vor einigen Jahren mit einer Art von architektoniſcher Lüge die Säulen des Langſchiffs mit einer dicken Gipsmarmorſchicht überzogen, ſodaß jeẞt nicht mehr feſtgeſtellt werden kann, aus welchem Material die Säulen beſtehen. Die ältere Literatur über die Juſtinuskirche macht hierüber auch keine Angaben, nur Schmitt, karolingiſche Säulenbaſilika St. Juſtinus zu Höchſt a. M., Repert. für Kunſtwiſſenſchaft B. 23 (1900) S. 407 gibt an, daß die Kapitäle aus rotem Mainſandſtein beſtänden.

Wie aus dem bekannten alten Grundriſſe des Benediktinerkloſters St. Gallen erſichtlich iſt, war auch deſſen Kirche als eine Säulenbaſilika geplant, und zwar ſchloß ſie nach Oſten und Weſten mit nur je einer Apſis ab. Die Entſtehung dieſes Grundriſſes fällt wenige Jahre nach der Einweihung der Albanskirche.

Neben dieſe Kirchenanlagen der Benediktiner aus dem 9. Jahrhundert ſtellen ſich die aus dem Kreiſe Karls des Großen heraus entſtandenen Bauten Einhards (die Pfeilerbaſilika zu Steinbach i. O. und Seligenſtadt), die etwas jünger ſind. Ob dieſe leẞteren nun als eine beſondere Gruppe aufzufaſſen ſind, ob die älteren Bauten der Benediktiner, in ihren Beziehungen weſtwärts, nach Frankreich hinweiſen, können wir hier nicht entſcheiden.

In gotiſcher Zeit, und zwar i. J. 1329, muß die Albanskirche an ihrer Weſtſeite zwei Türme gehabt haben, die beide aber aus einer früheren (romaniſchen oder karolingiſchen) Bauperiode ſtammen müſſen. Zur Begründung dieſer Annahme muß in der Baugeſchichte der Kirche hier etwas vorgegriffen werden.

In dem Streite um den Mainzer Erzbiſchofsſtuhl, der im Jahre 1329 zwiſchen Balduin von Trier und Heinrich von Virneburg tobte, zerſtörten die Mainzer Bürger, die auf Seiten Heinrichs ſtanden, die Klöſter St. Viktor und St. Alban und errichteten in dem Jakobsberger Kloſter ein feſtes Kaſtell. Dieſe drei Klöſter waren Anhänger Balduins, der damals die Stadt Mainz mit ſeinem Heere hart bedrängte. Über die Zerſtörung dieſer Klöſter ſind wir durch ein Ausſchreiben des Erzbiſchofs Heinrich von Köln genauer unterrichtet.[21]) Hierin heißt es u. a.: „Bei dem St. Albanskloſter und der St. Viktorskirche ſtanden vier hohe und ſtarke Türme, von dieſen aus konnte, wenn ſie in Feindeshand gekommen wären, die Stadt und Bürgerſchaft von Mainz ſchwer bedrängt werden... Die Bürger beſchloſſen alſo, der feindlichen Beſeẞung (dieſer Klöſter) zuvorzukommen. Drei von den genannten Türmen zerſtörten ſie oder ließen ſie zerſtören, um die vorher erwähnte Gefahr abzuwenden, und als man den einen von den Türmen des genannten Albanskloſters dem Boden gleich machen wollte und deshalb, wie es bräuchlich, am Fuße desſelben Holz hingelegt und es angezündet hatte — — kam es durch Zufall oder durch einen plöẞlichen Windſtoß zu einem ſolchen Brande, daß außer dem Turme und einer bei ihm liegenden Kapelle (wahrſcheinlich war es die Michaelskapelle, ſ. unten) das Kloſter in Flammen aufging."

Die Kirchen von St. Viktor und St. Alban hatten alſo je zwei Türme; die von St. Viktor wurden in dieſer Fehde beide zerſtört, von den Türmen der St. Albanskirche blieb der eine verſchont, und dieſer überdauerte auch noch die zweite Zerſtörung des Kloſters am 23. Auguſt des Jahres 1552 (ſ. unten). Auf dem älteſten Plane der Stadt Mainz von Maskopp (1575), auf dem Kupferſtiche in dem Geſchichtswerke des Serarius (1604) und den ſpäteren von Merian (1633 und 1637, geometriſcher Grundriß) und Wenzel Hollar (um 1634) — ſie alle zeigen ſelbſtverſtändlich das Kloſter in zerſtörtem Zuſtande — iſt dieſer eine Turm auch noch deutlich ſichtbar. Das deutlichſte Bild von ihm gibt die Handzeichnung (Abb. 8). Er iſt viereckig, mehrgeſchoſſig und zeigt offenbar romaniſche Formen; ob ſeine unteren Teile noch älter waren, wiſſen wir noch nicht. Auch der Perſonſche Stadtplan verzeichnet noch den Turm und Chor der Albanskirche (ſ. oben S. 73). An den Turm ſchließen ſich rechts und links

noch Mauerſtücke; was man bei Wenzel Hollar ſieht, ſind offenbar die Reſte des Weſtgiebels; auch eine heilige Grabkapelle ſoll ſub turri, d. h. am Fuße des Turmes gelegen haben.[22]) Aus den Kupferſtichen von Merian und Wenzel Hollar, beſonders aus des erſteren geometriſchem Grundriß (vgl. Abb. 6) iſt aber auch deutlich zu erſehen, daß dieſer eine Turm nicht in der Verlängerung der Mittelachſe der Kirche liegt, ſondern etwas ſeitlich, und zwar ſüdlich von derſelben; es muß ihm alſo ein zweiter nördlicher entſprochen haben, und dieſer ging 1329 zu Grunde.

Ob zwiſchen dieſen beiden Türme noch ein weſtlicher Chor ausſprang, oder ob zwiſchen ihnen das Hauptportal der Kirche (die porta aurea) lag, kann auf Grund der urkundlichen Nachrichten nicht entſchieden werden. In den älteren Quellen[23]) wird, wo er erwähnt iſt, immer nur ſchlechthin vom chorus geſprochen.

In den Akten über die Aufhebung des Kloſters und die Verwandlung desſelben in ein geiſtliches Ritterſtift (Säkulariſationsakten) von 1419[24]) wird eine Vicarie St. Albani in antiquo choro (des heiligen Alban im alten Chor) erwähnt. Jedenfalls lag doch der dieſer Vicarie entſprechende Altar des Hauptheiligen des Kloſters auf der Oſtſeite der Kirche. Möglicherweiſe hatte man beim Umbau in gotiſcher Zeit das alte Mauſoleum, das ſich über dem Grabe des Heiligen erhob — es kann die ſogenannte confessio geweſen ſein, über der der Hochaltar ſtand, ſ. unten — unberührt ſtehen laſſen und bezeichnete ſpäterhin noch dieſe Stelle der Kirche als den „alten Chor" im Gegenſatz zum neuen gotiſchen. Helwich kennt nur einen chorus maior, ſummus chorus, womit er den gotiſchen Bau meint. Es ſoll hier noch bemerkt werden, daß unter chorus in der Kloſterſprache nicht lediglich der im Halbrund (in gotiſcher Zeit im Vieleck) aus dem Querſchiff nach Oſten vorſpringende Teil, die Apſis, verſtanden wird; vielmehr bezeichnet man damit den ganzen für den Chordienſt beſtimmten Teil der Kirche, der ſich auch bisweilen noch über den eigentlichen Chorraum hinaus bis ins Mittelſchiff der Kirche erſtreckte.

Mag nun die karolingiſche Anlage an ihrer Oſtſeite einchörig oder ſchon dreichörig geweſen ſein, jedenfalls war die St. Albanskirche in romaniſcher Zeit ein ſtattlicher Bau; denn die Entfernung der äußeren Enden der nördlichen und ſüdlichen Seitenapſiden, d. h. alſo der Stellen, wo dieſe wieder in die Querſchiffmauer einmündeten, beträgt 39 Meter (eher noch etwas mehr), die Breite der Oſtſeite des Mainzer Domes zwiſchen den öſtlichen Stiegentürmen (ohne dieſe) gemeſſen nur 36 Meter. Bedenkt man nun noch, daß die an die Seitenapſiden im rechten Winkel ſich anſchließende Tranſeptmauer der Albanskirche bis zur Ecke über die Enden der Seitenapſidenmauern noch etwas nach Norden und Süden hinausſprang, nehmen wir an um je einen Meter, ſo bekommen wir für unſere karolingiſche oder karolingiſch-romaniſche St. Albanskirche auf der Oſtſeite eine Breite von annähernd 41 Meter.

d) Innere Ausſtattung. — Für die Einteilung des Innenraums der Kirche zu liturgiſchen Zwecken ſowie über die Art der Aufſtellung und die Verteilung der Altäre dürfte vielleicht der alte Grundriß des Kloſters St. Gallen manche Anhaltspunkte geben.

Altäre. Über die innere Ausſtattung der Kirche gibt uns die oben angeführte Gründungsinſchrift Richulfs wenigſtens einige Andeutungen. Danach ließ ihr Erbauer die neue Kirche (oder deren Altar) mit glänzenden Metallen bekleiden. Iſt in der Inſchrift die Kirche gemeint, ſo können unter dieſem Schmucke die ſogenannten cancelli, Schranken, verſtanden werden, die das presbyterium, den Altarraum (Chor), gegen die Kirche zu abſchloſſen; in der St. Albanskirche müßten ſie aus Bronze geweſen ſein. Vielfach waren ſie durchbrochen, als eine Art Gitterwerk gearbeitet (transennae, Abgüſſe ſolcher aus frühchriſtlicher Zeit ſtammender Schranken im römiſch-germaniſchen Muſeum zu Mainz); ferner können wir aus der Inſchrift entnehmen, daß der Altar mit Inſchriften (tituli) und heiligem (geweihtem) Schmucke verziert war. Über einen koſtbaren Altaraufſatz, den der Mönch Tutilo von St. Gallen im Kloſter St. Alban anfertigte, ſ. Kraus, chriſtliche Inſchriften II Nr. 226. Leider faßt ſich der ältere Gozwin, der die Kirche aus eigener Beſchauung kannte und, da er zwiſchen 1060–1062 ſchrieb, noch Richulfs Baſilika in ihrem urſprünglichen Zuſtande geſehen hatte, bei ſeiner Erzählung von der Gründung der Kirche und beſonders bei deren Beſchreibung ſehr kurz. Ihm war das alles ein alltäglicher Anblick, er ahnte nicht, wie dankbar wir ihm heute für jede weitere Andeutung wären; ſtatt deſſen ſagt er nur, eine Beſchreibung der Art des (äußeren) Aufbaues der Kirche ſeinem Buche einzuflechten, wäre nicht nötig, da man das mit eigenen Augen ſehen könnte. Auch wäre es überflüſſig, mit Schrift oder Wort den Glanz und die Pracht zu malen, wodurch jeder beim Eintritt ergötzt würde. „Über der heiligen Aſche (d. h. dem Grabe des Martyrers St. Alban) errichtete Richolf", ſo erzählt Gozwin weiter, „ein Mauſoleum, das er mit Gold, Edelſteinen, auch mit Silber, wo es paßte, verkleidete und ſorgfältig auf allen Seiten bedeckte". Ob nun dieſes Mauſoleum ein beſonderer Bau war, oder ob damit der über der Ruheſtätte des Heiligen, der confessio, errichtete Altar gemeint iſt, wagen wir nicht zu entſcheiden.[25]) Die Angaben der Gründungsinſchrift Richulfs könnten für die letztere Annahme ſprechen.

Außer dem Hauptaltare, der ſelbſtverſtändlich dem heiligen Albanus geweiht war, muß die karolingiſche Baſilika noch eine ganze Reihe anderer Altäre beſeſſen haben. Wieviel es waren und welches ihre Titel, können wir heute nicht mehr genau feſtſtellen. In unſeren Quellen aus dem 11. Jahrhundert wird ein Altar der Muttergottes erwähnt; vor ihm ſoll nach einigen Quellen die Leiche der Faſtrada beigeſetzt worden ſein. (Das Nähere ſ. unten.) — Ferner wird ein Altar, der Apoſtel genannt, der ſpäter auch St. Vinzenzaltar hieß. Vor ihm wurden im Jahre 935 von Erzbiſchof Hildibert die Gebeine von zehn Mainzer Biſchöfen, die vor Bonifatius den Mainzer Stuhl innehatten, und die der Heiligen Aureus und Juſtina[26]) beigeſetzt. Marianus Scotus nennt einen Altar des heiligen Stephanus, vor ihm ward Erzbiſchof Wilhelm begraben[27]). In Schenkungsurkunden oder Teſtamenten finden ſich noch erwähnt, ein Altar x mil. martyrum und ein ſolcher B. M. Virginis,[28]) außerdem noch einige andere, die aber nicht innerhalb der Kirche ſelbſt lagen. Über einen Altar des heiligen Bonifatius und Martinus ſ. unten.

Bei der im Jahre 1419 erfolgten Aufhebung des Kloſters und Verwandlung desſelben in ein geiſtliches Ritterſtift werden in den Urkunden zwölf Vikarien erwähnt als de novo creatae ac dotatae, und zwar ad instar St. Petri ecclesiae (nach dem Muſter der Kirche des St. Peterſtiftes extra muros); daß man dabei an ſchon beſtehende Verhältniſſe anknüpfte, darf als ſichere Tatſache angenommen werden. Dieſen Vikarien entſprechen ſelbſtverſtändlich Altäre; einige

von ihnen können auch auf einen Altar vereinigt geweſen ſein. Von den in der Aufhebungsurkunde genannten zwölf Vikarien lagen die meiſten ſicher im Bereich der Kirche, zu dem auch die Sakriſtei hinzugerechnet werden darf, andere in beſonderen Kapellen innerhalb des Kloſterbezirks. Welche von dieſen Altären und Kapellen aber noch in das 9. Jahrhundert, alſo in die erſten Zeiten der Kirche zu datieren ſind, läßt ſich für alle nicht mehr nachweiſen.

Die in den Säkulariſationsakten [29]) genannten Vikarien ſind:

1. B. Mariae Magdalenae in dormitorio; ſie bezieht ſich auf einen Altar im Schlafhauſe oder Schlafſaale der Mönche.

2. Eine parochialis ecclesiae in Stega, d. h. der St. Nikolauskirche auf der Steige; es war dieſes die Pfarrkirche der ehemaligen Vorſtadt Vilzbach, die im Jahre 1184 dem Kloſter einverleibt worden war. Sie lag nahe bei St. Alban in etwa nordöſtlicher Richtung von dem heutigen Artillerielagerhaus am Abhange, „auf der Steige“ (vgl. den Perſonſchen Plan von Mainz 1699 und Merians geometriſchen Grundriß; auch auf Abb. 8 iſt ſie deutlich ſichtbar).

3. S. Benedicti in nova sacristia. Dieſe neue Sakriſtei war die zum gotiſchen Chore gehörende; ſie lag auf deſſen Nordſeite und wurde 1603 zur Kapelle eingerichtet (Joannis II, 786).

4. S. Andreae apostoli.

5. S. Stephani (ihn kennt ſchon Marianus Scotus, ſ. unten S. 78).

6. S. Albani in antiquo choro. Welcher Chor hierunter verſtanden iſt, bleibt fraglich; vielleicht bezeichnete man damals den vorderen, nach dem Innern der Kirche zu liegenden Teil des neuen gotiſchen Chores, in dem man den alten Altar des Hauptheiligen der Kirche hatte ſtehen laſſen, als den alten Chor.

7. S. Vincentii.

8. SS. Aurei et Justinae.

9. S. Viti et Modesti.

10. B. Mariae Virginis circa sepulcrum Dominorum. Dieſer Altar lag in einer Kapelle am Kreuzgang. 1154 machte Abt Heinrich in ſeinem Teſtament eine Stiftung für ein nocturnum luminare (Nachtlampe) am Altare Sanctae Mariae. Im Jahre 1285 wird von Abt Conrad und dem ganzen Konvent eine ewige Meſſe zum Gedächtnis der verſtorbenen Brüder in sacello Deiparae virginis in peristylo (Kreuzgang) geſtiftet (Joannis II, 751 und 766).

11. Omnium Patronarum ipsius ecclesiae altarium.

12. Capella S. Lupi.

Während Helwich ſonſt an Urkunden alles ihm Erreichbare mitteilt, geht er über die Akten vom Jahre 1419 ſehr raſch hinweg. Ob man ſie ihm vonſeiten des Ritterſtiftes vorenthielt, ob er ſie, da ſie manches wenig Schmeichelhafte enthielten, abſichtlich nicht veröffentlichte, wollen wir nicht entſcheiden. In ſeiner Kloſtergeſchichte (Joannis II, 775) ſpricht er von zwanzig Vikarien, ad instar ecclesiae S. Petri institutae atque erectae, und zwar nennt er auch ſolche, die in der Aufhebungsurkunde nicht genannt ſind, andere dort genannte übergeht er. Möglicherweiſe fußt ſeine Aufſtellung auf älteren Anniverſarien, Stiftungsurkunden, Teſtamenten u. ä. Dieſe zwanzig Vikarien ſind:

1. S. Albani	7. Assumptionis B. M. V.
2. Decem milium virginum [30])	8. B. M. Virginis
3. S. Joannis Baptistae	9. S. Catharinae
4. S. Margaretae	10. S. Andreae
5. S. Mariae Magdalenae	11. S. Vincentii
6. S. Lupi confessoris	12. S. Bonifatii
13.} 14.} it. S. Bonifatii	16. SS. Aurei et Justinae
	17. Omnium Sanctorum
15. S. S. Viti et Modesti	18. S. Crucis [31])

Von 19 und 20 kennt Helwich die Namen nicht (quarum nomina non occurrunt.)

Grabdenkmäler. „Auch fing die ehrwürdige Stätte (d. i. die Albanskirche) an, ſich ſolcher Berühmtheit zu erfreuen, daß nicht nur die Biſchöfe der königlichen Stadt Mainz, ſondern auch die Erſten des Reiches nicht anderswo begraben ſein wollten. Als Beweis dafür dienen die Mauſoleen (Grabdenkmäler), die innerhalb der Kirche und auf allen Seiten rings um dieſelbe ſtehen und die Namen der einzelnen, ihren Sterbetag durch Inſchriften angeben“, ſo fährt der ältere Gozwin in ſeiner Beſchreibung weiter [32]) und erzählt dann, Karl der Große habe die Leiche ſeiner Gemahlin Faſtrada in das Albanskloſter bringen und dort im nördlichen Veſtibulum vor dem Altar der Apoſtel beiſetzen laſſen. Auch die urſprüngliche Grabſchrift der Faſtrada — es war eine andere als die heute im Mainzer Dom angebrachte, die aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Kopie aus gotiſcher Zeit iſt [33]) — ſah Gozwin noch; denn er fährt in ſeinem Bericht fort: „Zum Beweiſe (als Kennzeichen für die Begräbnisſtätte) dient der titulus ihres Denkmals, der an der Wand desſelben veſtibulum innerhalb des Gewölbes (der Niſche? — intra fornicem) angeſchrieben iſt (descriptus)“. Was Gozwin unter dem fornix verſteht, iſt fraglich; meint er damit die Chorniſche, oder haben wir vielleicht an ein in die Wand eingeſetztes, von einem Bogen überſpanntes Niſchengrab, ein ſogenanntes Arcoſolium, zu denken? Ob aber unter dem Veſtibulum Gozwins die Vorhalle der karolingiſchen Baſilika zu verſtehen iſt, ſcheint zweifelhaft. In einer Handſchrift der Chronik des Marianus Scottus (eines Zeitgenoſſen Gozwins, † 1086 in Mainz), die höchſtwahrſcheinlich im Albanskloſter zu Mainz entſtanden iſt, [34]) oder doch wenigſtens von einem Mönche des Kloſters mit Zuſätzen verſehen wurde, ſteht die Angabe, Faſtrada wäre in monaſterio (hier: Kirche) S. Albani auf der Nordſeite vor dem Altare der Muttergottes (sanctae Dei genitricis) begraben worden, und auch eine Handſchrift von Gozwins „Leben des heiligen Alban“ [35]) nennt ſtatt des Apoſtelaltars einen Marienaltar.

Den Reliquienſchatz der Kirche bereicherte Erzbiſchof Otgar, der im Jahre 825 die Reliquien der heiligen Vincentia und Innocentia und des heiligen Severus nach Mainz brachte und ſie in monasterio S. Albani, und zwar, die der erſten auf der Südſeite, die der zweiten auf der Nordſeite, den heiligen Severus aber neben dem Altar des heiligen Alban beiſetzte. [36]) Zweifelsohne wurden dieſe Stätten durch eine Inſchrift oder ein Denkmal (memoria) kenntlich gemacht („honestissimis in locis iuxta singula altaria collocavit, constructis desuper lectulis (Hochgräber), quos vestivit auro et argento, sicut usque huc cernentibus liquet“, ſo bemerkt Liutolf, der im 9. oder 10. Jahrhundert ſchrieb (Monum. Germ. S. S. XV, 292). Auch über dem Grab des Rabanus Maurus muß ſich eine memoria erhoben haben (ſ. unten).

Im Jahre 935 ſetzte Erzbiſchof Hildibert vor dem Altar der Apoſtel, der ſpäter auch Vinzenzaltar hieß, die Gebeine von zehn Biſchöfen, die vor Bonifatius auf dem Mainzer Stuhle geſeſſen, in einem Sarkophage vereint bei und daneben in beſonderen Särgen noch die des heiligen Aureus

und der heiligen Juſtina. Auch über dieſen Gräbern erhob ſich je ein marmorner viereckiger Aufbau von geringer Höhe, wovon die Spuren noch zu Sigehards Zeiten (Ende des 13. Jahrhunderts) übrig waren.[37])

Alle dieſe Angaben, die zum Teil auf guter Kloſtertradition, zum Teil auf eigener Anſchauung beruhen, führen uns aber eher zu neuen Fragen als zur Klarheit. War der Apoſtel-, St. Vinzenz- und Marienaltar ein und derſelbe? Verſteht Gozwin unter dem nördlichen Veſtibulum, dem doch ein ſüdliches entſprochen haben muß, nicht die Vorhalle, ſondern das nördliche Seitenſchiff oder den nördlichen Arm des Tranſepts, dieſer querſchiffartigen Anlage, die ſich ſchon bei der frühchriſtlichen Baſilika des Weſtens zwiſchen Chor und Langſchiff ſchiebt?[38]) Stand der oben erwähnte Altar der Apoſtel in der nördlichen Apſide? Befand ſich vor ihm die Gruft (confeſſio), in der die koſtbaren Reliquien der heiligen Märtyrer beigeſetzt wurden, und führte zu ihr vielleicht jene rätſelhafte Treppe hinab, die bei den letzten Ausgrabungen zutage getreten iſt?

Weit und breit in den Landen muß die St. Albanskirche bis ins 11. Jahrhundert als Begräbnisſtätte begehrt worden ſein, ja es ſcheint ſogar, als wäre ſie bis zur Entſtehung des Willigisſchen Domes geradezu die angeſehenſte Kirche der Stadt geweſen. Die meiſten der Mainzer Erzbiſchöfe von Richulf bis auf Willigis, die alle aus dem Benediktinerorden hervorgingen, wurden dort beigeſetzt.[39]) Aber auch weltliche Fürſten wählten für ſich oder ihre Angehörigen St. Alban als letzte Ruheſtätte. Im Jahre 955 wurde Kaiſer Ottos I. Sohn Liudolf im Chore der Kirche (monasterii) begraben, und um dieſelbe Zeit wurde auch des Kaiſers Tochter Liutgard in ihr beigeſetzt; ferner 1054 Ludwig der Bärtige, Landgraf von Thüringen, der Domprobſt Ekkehard II. von St. Gallen († 990)[40]) und ſicher noch manche andere bedeutende Perſönlichkeit. Wer jener Megingoz war, deſſen Grabſchrift noch Helwich an der Südſeite der Turmruine las, iſt bis jetzt noch nicht aufgeklärt, jedenfalls muß er ein angeſehener Mann geweſen ſein; denn es heißt von ihm in der Grabſchrift, daß er vielen Königen teuer war. Für die Feſtſtellung der Entſtehungszeit der Turmanlagen wäre die Datierung dieſer Grabſchrift unter Umſtänden recht wertvoll. Die Literatur darüber, ſ. bei Kraus, chriſtl. Inſchriften II, Nr. 225. Brower bemerkt, daß das epitaphium eleganti charactere geweſen ſei, was ſich wohl auf den Schriftcharakter bezieht. Danach dürfte es nicht vor das 9. oder 10. Jahrhundert zu ſetzen ſein.

Die Grabſchriften der hier Genannten ſind uns zum größten Teil in Abſchriften heute noch erhalten, aber die Originale ſelbſt waren meiſt ſchon im 17. Jahrhundert verſchwunden. Schon der Frankfurter gelehrte Geſchichtsforſcher Johann Latomus († 1598) ſchreibt,[41]) zu ſeiner Zeit wären ſchon die meiſten Epitaphien aus den Mauern ausgebrochen und in die Stadt verbracht geweſen (vgl. Faſtradaſtein). Was der fleißige Helwich noch an Ort und Stelle ſah, hat er gewiſſenhaft verzeichnet,[42]) aber er verſichert zugleich, es fänden ſich ſicher noch mehr Grabſchriften, wenn man den ganzen Ort, beſonders die Stellen, wo einſt die Kapellen (ſacella) geſtanden hätten, bis auf den Bodenbelag abräumen und die ganze Oberfläche des Bodens einebnen (d. h. wohl, die Schutthaufen abtragen) würde. Wir müſſen eben bedenken, daß ſeit der Zerſtörung im Jahre 1552 die Kirche, wenigſtens deren Langſchiffanlagen, und die Kloſtergebäude von St. Alban 100 Jahre lang ein Trümmerfeld waren, für deſſen Bewachung und Erhaltung keine ernſtliche Fürſorge getroffen wurde.

e) Die nächſte Umgebung der Kirche und die Kloſtergebäude. — Schon in karolingiſcher Zeit lag vor der Weſtſeite der Kirche eine Kapelle des heiligen Michael, die bei dem Erdbeben von 858 von einer einſtürzenden Mauer der Kirche dem Erdboden gleichgemacht wurde, es war die Friedhofskapelle des Kloſters. Nach Art der Totenkapellen war ſie zweiſtöckig (bicameratum). Die infolge des Erdbebens herabſtürzende Giebelmauer der Kirche durchſchlug das Dach und die beiden (flachen) Decken (laquearia). Erzbiſchof Karl (856—863) baute ſie wieder auf.[43]) In einem alten Kalendarium aus St. Alban, deſſen Niederſchrift nicht vor das Jahr 1000 fällt (deſſen Faſſung aber in die erſte Zeit des Kloſters fallen ſoll), wird ebenfalls die Michaelskapelle erwähnt.[44]) Noch im Jahre 1114 beſtand die Kapelle; damals ſtiftete eine Mainzer Bürgerin mit Namen Mazecha dem Kloſter zwei Pfund Silber, davon (d. h. von den Zinſen) ſollte alljährlich dem Kuſtos des Kloſters nach altem Gebrauche ein Solidus bezahlt werden für den Ankauf des Sarkophages, in dem ihr Gemahl Adelbero begraben läge, und als ewiges Erbbegräbnis wird ihr und ihren Nachkommen der Platz gewährt, der gelegen iſt vor der Schwelle des weſtlichen Haupttores des Kloſters (monasterii) bei der St. Michaelskapelle.[45])

Nahe bei der Michaelskapelle muß, wie ſich aus der eben angezogenen Stelle ergibt, auch die Hauptpforte des Kloſters gelegen haben, ob aber dieſes Tor identiſch iſt mit der ſogenannten „goldenen Pforte“, wage ich nicht zu entſcheiden. Bei Aufräumungsarbeiten, die im Jahre 1603 im hohen Chore im Zuſammenhang mit einer Wiederherſtellung von deſſen Ruine vorgenommen wurden, mietete man drei Fuhrleute, die den Bauſchutt aus dem hohen Chore in die Gruben und Löcher (foveas ac foramina) ſchafften, welche neben der Pforte, die einſt „die goldene“ genannt wurde, beim Eingang aus den Vorratshäuſern oder den ausgegrabenen Weinkellern gemacht worden waren.[46]) Der Maskoppſche Stadtplan zeigt die Kloſterpforte an der entſprechenden Stelle wirklich an, ebenſo auch die daran vorbeiziehende Straße. Mit Bezugnahme auf die oben angeführte Stelle bemerkt Reuter „Albansgulden“ S. 55 Anm., die Hauptpforte nach der oben vorbeiziehenden Straße ſei die goldene Pforte genannt worden. Mit dieſer „oben vorbeiziehenden Straße“ könnte nur die Hechtsheimer Straße (vgl. Überſichtsplan) gemeint geweſen ſein, die damals etwas mehr rheinwärts lag und vielleicht identiſch iſt mit einer alten Römerſtraße, aus der ſpäter eine „königliche“ (communis et regia via) wurde, die nachweislich durch das Kloſtergebiet von St. Alban lief (ſ. Reuter, Urk. S. 28; auch Schumacher vermutet in dieſer Gegend eine römiſche Straße, vgl. Mzr. Ztſchr. I Tafel I). Vielleicht war aber die ſogenannte „goldene Pforte“ gar kein Kloſtertor, ſondern ein Kirchenportal und identiſch mit der speciosa porta templi (die prächtige Pforte der Kirche), die von dem jüngeren Gozwin erwähnt wird.[47]) Dort wird von einem ſtadtbekannten Lahmen erzählt, der ſich, um zu betteln, nicht an die speciosa porta templi, ſondern an das (im Innern der Kirche befindliche) Denkmal des heiligen Aureus und der Juſtina ſetzt und dort wunderbar geheilt wird. Mit der „goldenen Pforte“ bringt Fr. Schneider jene Bronzetür in Verbindung, die 1844 im Gebiete von St. Alban gefunden wurde;[48]) ob

ſie wirklich den Anlaß zu dieſer Bezeichnung gegeben hat, bleibt eine offene Frage, jedenfalls ſollte hier nicht verſäumt werden, der geiſtreichen und anſprechenden Vermutung Platz zu geben.

In dem ſchon erwähnten Kalendarium aus St. Alban kommt auch eine Bonifatiuskapelle vor. In ihr wird Erzbiſchof Otgar († 847) beigeſetzt.[49] Dem Anfang ſeiner handſchriftlich noch erhaltenen Grabſchrift nach (ſie iſt von Rabanus Maurus verfaßt, Kraus, II Nr. 219), könnte dieſes sacellum auch in der Kirche ſelbſt (als Seitenkapelle) gelegen haben (ſ. unten und Anm. 49). Auch der Erzbiſchof Rabanus Maurus († 856) wird in der Baſilika St. Albani, und zwar in dem sacellum (der Kapelle) des heiligen Martinus und Bonifatius beigeſetzt; ſo meldet eine handſchriftliche Notiz aus dem 13. oder 14. Jahrhundert.[50] Von dort bringt im Jahre 1515 Kardinal-Erzbiſchof Albrecht von Brandenburg ſeine Gebeine nach Halle. Auch der eifrige Humaniſt Kaſpar Bruſchius, der für ſeine Geſchichte der deutſchen Klöſter (Ingolſtadt 1551) ſelbſt durch Reiſen — er war auch in Mainz — oder Erkundigungen und Studium der Urkunden ſich das Material geſammelt hatte, meldet uns,[51] daß Rabanus in der Bonifatiuskapelle beigeſetzt worden ſei, fügt aber ſeiner Angabe noch die wichtige Bemerkung hinzu, daß der Ort wegen des Baues des neuen Chores nicht mehr zu erkennen ſei; alſo muß die Bonifatiuskapelle und mit ihr die Grabſtätte Rabans auf der Oſtſeite der karolingiſche Kirche, nahe bei dem heute noch in ſeinen Fundamenten zum Teil erhaltenen gotiſchen Chore gelegen haben. Sollte es etwa die ſüdliche Seitenapſide geweſen ſein? Als man bei der neuen Chor-Anlage die öſtlichen Chorabſchlüſſe und den Tranſept der alten Kirche niederlegte, wurde auch die Bonifatiuskapelle[52] und mit ihr das Grab des Rabanus in Mitleidenſchaft gezogen. Sein Sarkophag, der wahrſcheinlich bei dem Umbau gehoben worden war (elevatum), ſtand bis 1515 neben der Mauer des Chores.[53]

Auf der Südſeite der Kirche, bis in den Hof des Fort Karl ſich erſtreckend, lag der Kreuzgang des Kloſters; um ihn gruppierten ſich, wie wir dieſes aus der Anlage anderer Klöſter ſchließen können, die Gebäude innerhalb der Klauſur: Schlafſaal, Refektorien, Kapitelſaal uſw. Die Lage des Kreuzganges ergibt ſich aus einer Art Fundnotiz Helwichs (Joannis II, 786: Observatio de variis sarcophagis inventis), in der er von Sarkophagfunden berichtet, die zu ſeiner Zeit an einer Stelle gemacht wurden, wo einſt die Kapelle[54] neben dem Kreuzgang (ambitus) gegen Weiſenau (versus Weissenau) errichtet war (ſ. unten: Ausgrabungsberichte, Gräberfunde). Von den Kloſtergebäuden ſelbſt haben ſich bis jetzt noch keine Reſte auffinden laſſen. Über die Lage der Abtswohnung und den dazu gehörigen Garten und See ſ. Reuter, Albansgulden, S. 113 Anmerkung 6.

Das ganze Kloſtergebiet war von einer Mauer umgeben, die auf der Maskoppſchen Anſicht noch deutlich angegeben iſt (ſ. Abb. 3).

* * *

Eine Geſchichte der Albanskirche von den Zeiten ihrer Gründung bis zu ihrer vollſtändigen Zerſtörung im 17. Jahrhundert in zuſammenhängender Darſtellung bieten zu wollen, müßte ſelbſtverſtändlich von vornherein als ein mißlungener Verſuch betrachtet werden; immerhin lohnt es ſich aber, beſonders mit Rückſicht auf die ſpäterhin erfolgende Fortſetzung der Ausgrabungen, hier mit einer Zuſammenſtellung der in Urkunden und den älteren Quellenwerken auftauchenden baugeſchichtlichen Bemerkungen wenigſtens den Anfang zu machen.

Über die Gründung der Kirche und des Kloſters iſt oben S. 75 ſchon berichtet worden.

Den erſten Schaden erlitt die Kirche durch das Erdbeben vom Jahre 858. Damals wurde die Michaelskapelle zerſtört (ſ. oben S. 80). Erzbiſchof Karl ſtellte ſie wieder her.[55]

Nicht lange vor dem Jahre 1114 muß eine Erneuerung des Chores der Kirche ſtattgefunden haben. Wie wir oben geſehen haben, hatte man der Witwe Mazecha um zwei Pfund Silber ein Erbbegräbnis bei der Michaelskapelle geſtattet, und zu dieſer ganz beſonderen Vergünſtigung hatte die Mönche des Kloſters nicht irgendwelche leichfertige Gutmütigkeit bewogen, ſondern „die ehrenwerte Freigiebigkeit der Witwe"; denn Mazecha hatte vorher ſchon fünfzehn Pfund Silber für die Erneuerung des Chores der Kirche geſtiftet und war ſo, wie es in der Schenkungsurkunde weiter heißt, „nicht die kleinſte Urſache des ſo herrlichen Schmuckes unſerer Kirche geworden".[56] Wie weit ſich aber die Erneuerung des Chores erſtreckte, und ob damals erſt die ſeitlichen Apſiden angebaut wurden, kann noch nicht entſchieden werden.

Zwiſchen den Jahren 1116—1119 wurde der Kirche von Abt Berthold ein bronzevergoldeter Weihwaſſerkeſſel mit reichem Figurenſchmuck geſtiftet; im 17. und 18. Jahrhundert befand er ſich im Mainzer Dom, wahrſcheinlich nach der franzöſiſchen Okkupationszeit kam er in den Dom zu Speyer, wo er ſich heute noch befindet; dieſe Stiftung mit der Erneuerung des Chores in Zuſammenhang zu bringen, hat nur den Wert einer Vermutung.[57]

Die erſte Hälfte des 12. Jahrhunderts ſcheint überhaupt die Zeit mancherlei baulicher Veränderungen in der Albanskirche geweſen zu ſein. Im Jahre 1137 wurde auch der alte, abgetretene Fußboden der Kirche neu belegt. Auch hierfür hatten fromme Stifter die nötigen Mittel beigeſteuert. Dieſe Arbeiten führten aber auch zu einer für die Mönche des Kloſters hocherfreulichen Entdeckung koſtbarer Reliquien: der Gebeine des heiligen Aureus und der Juſtina. Hören wir hierüber die Berichte von Augenzeugen.[58] Der jüngere Gozwin hatte nämlich auf Veranlaſſung des Abtes Werner von St. Alban (1130—1145) einen Bericht über die Auffindung und Aufdeckung dieſer Gräber verfaßt und zugleich die Wunder erzählt, die ſich ſchon vorher an den Gräbern der Heiligen ereignet hatten und nach der Auffindung ſich noch zehn Tage lang fortſetzten. Dieſen Bericht ſchickte Abt Werner mit einem Widmungsſchreiben an den Erzbiſchof Adalbert I., der zur Zeit der Auffindung ſelbſt nicht in Mainz verweilte; hierin wird ungefähr gleichlautend von Werner und Gozwin erzählt: am 3. Mai des Jahres 1137 habe man bei der Erneuerung des Bodenbelages Särge gefunden (loculi), an Größe und Art ungleich; mit der größten Ehrfurcht habe man ſie geöffnet und in ihnen koſtbare Beigaben von Gold und Topas gefunden. Die Leichen ſelbſt — daß es die der beiden Heiligen waren, wird als ſelbſtverſtändlich erzählt — waren zum Teil ſchon in Staub zerfallen, ein anderer Teil der Gebeine glänzte rötlicher wie altes Elfenbein und war noch mit Blut benetzt, als hätten ſie eben erſt den Martyrertod erlitten, ein anderer Teil erglänzte lilienweiß. Abt Werner lädt in ſeinem Briefe den Erzbiſchof zu Beſuch und zur Beſichti-

gung ein, und Bruder Gozwin läßt seiner Beschreibung dann den Wunderbericht folgen. Von einer Übertragung der Gebeine an eine andere Stelle der Kirche findet sich in Gozwins Bericht nichts bemerkt. Aber schon damals scheinen Zweifel laut geworden zu sein, ob die Gebeine, die man gefunden hatte, wirklich die der beiden Heiligen gewesen seien. Doch mit diesen Streitfragen haben wir uns hier nicht zu beschäftigen. Was die frommen Mönche gefunden hatten, waren vielleicht zwei vornehme Gräber aus der Merowinger- oder Karolinger-Zeit. Die eben mitgeteilten Fundnotizen entsprechen im wesentlichen genau den Beobachtungen, wie sie heute noch bei der Öffnung derartiger Sarkophage — und an solche haben wir hier zweifelsohne zu denken — gemacht werden.

Auch am Hochaltar sollen nach 1145 Ausbesserungen vorgenommen werden. Zu diesem Zwecke machte Abt Werner in seinem Testamente eine Stiftung (ut principalis altaris ornatus restituatur).[59]

Von weiteren umfangreichen Aufdeckungen von Gräbern, die innerhalb der Kirche oder des Klosterbezirks in den Jahren 1175 und 1267 aus uns unbekannten Gründen vorgenommen wurden, erzählt Sigehard noch mancherlei.[60] Da aber, wie er angibt, schriftliche Berichte darüber schon zu seiner Zeit vorlagen, faßt er sich ganz kurz. Leider sind diese Aufzeichnungen bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden. Die Aufdeckung im Jahre 1175 fand in australi latere (auf der Südseite) monasterii S. Albani statt (mit monasterium kann hier sowohl die Kirche (Münster) als auch das Klostergebiet gemeint sein); ob sie im Zusammenhang standen mit Fundamentierungsarbeiten für ein Klostergebäude oder einen Anbau an die Kirche, läßt sich natürlich nicht mehr entscheiden. Auch weiß Sigehard von einer alten Klostertradition zu berichten, wonach ein katholischer Herzog (dux catholicus, ob in Gegensatz zu den Arianern?) mit einem großen Heere promiscui sexus (also wohl Männer und Frauen) auf dem Berge (d. i. dem Albansberge) getötet und begraben worden wäre; deren Gräber sollen nun die gewesen sein, die man im Jahre 1175 oder, was vielleicht wahrscheinlicher, 1267 aufdeckte. Möglicherweise datiert von dieser Zeit an die Verehrung der 10,000 Märtyrer im Kloster St. Alban. Im Jahre 1298 stiftet nämlich der Mainzer Bürger, Ritter Ingebrand von Selhofen, in der Kirche des heiligen Alban für einen Altar der 10,000 Märtyrer.[61]

Sigehards Bericht oder der seiner Quellen hat aber für uns insofern noch ein besonderes Interesse, als man damals bei Grabfunden auf dem Albansberge dieselben Beobachtungen gemacht hat, wie sie auch in unseren Tagen bei den letzten Ausgrabungen daselbst gemacht wurden. Ausdrücklich hebt Sigehard die große Zahl der Sarkophage hervor (heute noch ist, wie schon oben bemerkt wurde, der ganze Boden dort mit Sarkophagen oder Resten von solchen durchsetzt); die Sargdeckel zeigten nach Sigehard innen oder außen als Verzierung das Kreuz, auch auf St. Alban wurde der Rest eines solchen gefunden, es war in das Fundament des gotischen Chores eingemauert; (s. unten Ausgrabungsbericht und oben S. 18 Nr. 45). Sicher stecken noch mehr im Boden. (Ähnliche aus der alten St. Peterskirche vor der Stadt befinden sich in der Steinhalle des Museums.)

Dann aber fanden die Mönche damals in den Särgen Leichen oder vielmehr Gerippe, denen die Köpfe oder sonstige Gliedmaßen fehlten, oder auch nur noch vereinzelte Köpfe. Sigehard deutet diesen Umstand auf das Martyrium der Beigesetzten. Auch bei den letzten Ausgrabungen machte man ähnliche Funde, es waren dieses spätrömische oder auch fränkische Gräber, die bei den Fundamentierungsarbeiten für den karolingischen Bau oder früher schon angeschnitten und von den Arbeitern zerstört worden waren.

Für die Baugeschichte wichtiger ist der Bericht Sigehards über die Übertragung der Gebeine des heiligen Aureus und der Justina nach dem Hauptaltar der Kirche, die Sigehard selbst miterlebt hat; sie fand statt im Jahre 1297. In seiner Erzählung macht er unter anderem auch eine für uns wertvolle Bemerkung über den damaligen Zustand der Kirche: Da die Kirche des heiligen Albanus wegen ihres allzu hohen Alters in dem Teile, in dem die kostbaren Reliquien der Heiligen (Aureus und Justina) aufbewahrt wurden, ohne Hoffnung auf eine umfassende, würdigere Wiederherstellung (sine spe potioris restaurationis) verfallen war (destructa erat), dachten die Klosterbrüder daran, die Reliquien ihrer Patrone in würdigeren und ihrer Heiligkeit mehr entsprechenden Särgen aufzubewahren. Sie wurden dann, wie Sigehard weiter berichtet, vor dem Hauptaltare der Kirche beigesetzt.[62]

Diese Notiz Sigehards führt uns zu einer neuen Periode in der Baugeschichte der St. Albanskirche.

Der Umbau oder die Erweiterung der Kirche in gotischer Zeit.

Die noch erhaltenen älteren Ansichten zeigen uns die Albanskirche als nach Osten mit einem hohen gotischen Chore abschließend. Wie wir eben gesehen, kann nach der Äußerung Sigehards dieser Bau im Jahre 1297 noch nicht bestanden haben.

Merkwürdigerweise schweigen unsere schriftlichen Quellen bis jetzt noch gänzlich über diese in den Bestand der alten Kirche zum mindesten doch tief eingreifende bauliche Veränderung. Nach dem augenblicklichen Stand der Ausgrabungen kann wenigstens das mit Sicherheit behauptet werden, daß von der alten Kirche zum mindesten der Chor und das Querschiff*) in gotischer Zeit umgebaut und zugleich erweitert wurden; ob sich der Umbau auch auf die karolingische Langschiffanlage erstreckte, wissen wir bis jetzt noch nicht. Schon Helwich, der doch z. B. über eine Wiederherstellung des Chores im Jahre 1491—1494 auf Grund der Fabrikrechnungen gewissenhaft berichtet, scheint urkundliches Material über den Neubau nicht vorgelegen zu haben. Auch Indulgenz-(Ablaß-)Briefe für milde Gaben zum Neubau, wie sie z. B. für die Liebfrauen- und Stephanskirche zu Mainz vorliegen,[63] konnten bis jetzt nicht ermittelt werden.

Die gotische Choranlage wurde bei den Ausgrabungen von 1907 zuerst als sicherer Rest der Albanskirche entdeckt. Als man ihre Umfassungsmauern weiter verfolgte, traten dann auch die Fundamentreste der karolingischen Choranlage und des gotischen Querschiffs zutage. Der gotische Chor lag mit seiner Mittelachse genau in der Verlängerung derjenigen

*) Die Möglichkeit, daß das Querschiff nur (in den Fundamenten) angefangen und infolge der Zerstörung von 1329 (s. oben S. 84) gar nicht vollendet wurde, ist nicht ausgeschlossen.

der karolingiſchen Mittelapſis. Durch ihn wurde der Chorraum nach Oſten hin im Innern um 10,5 Meter verlängert. Auch der gotiſche Chor zeigt wie der karolingiſche nach Nordoſten. Das Mauerwerk des neuen Chores iſt wenigſtens auf der Südſeite noch bis zu einer beträchtlichen Höhe erhalten geblieben; viel tiefer als bis zur Fußbodenhöhe des Innern ſcheint an dieſer Stelle das Mauerwerk nicht ausgebrochen worden zu ſein. Auf der Nordſeite erſtreckte ſich die Zerſtörung der Fundamente in eine größere Tiefe. Wir müſſen bei der Erklärung dieſer Tatſachen immer bedenken, daß ſchon bald nach der zweiten Zerſtörung des Kloſters im Jahre 1552 und beſonders ſeit der Schwedenzeit 1631—1635, die Reſte der Kloſtergebäude, beſonders aber die der Kirche ſelbſt als Steinbruch benutzt wurden (ſ. oben S. 88).

Der gotiſche Chor hat im Innern eine Breite von 11 Metern und eine Länge, von der Mitte der Oſtwand bis zur Mitte des Triumphbogens gemeſſen, von 17 Metern. Keine andere der noch ſtehenden Mainzer Kirchen aus gotiſcher Zeit hat derartige Größenverhältniſſe aufzuweiſen. Nach Oſten ſchließt der Chor mit drei Seiten des Achtecks ab; er hatte zwei Joche; die Strebepfeiler ſind ebenfalls noch erhalten. Die Mauerſtärke beträgt da, wo ſie etwa zutage gegangen ſein wird, immerhin noch 2,60 Meter. Das ſind aber Stärkenverhältniſſe, die auf eine bedeutende Höhe des Chores ſchließen laſſen. Nehmen wir nur das Doppelte der Breite an, ſo kommen wir im Innern bis zum Gewölbeſcheitel auf eine Höhe von 22 Meter. Die äußere Höhe muß noch gewaltiger gewirkt haben, wo hier noch das im Winkel von 60 Grad anſteigende Dach hinzu kam. Daß man bei derartigen Höhenverhältniſſen auch auf eine ſolide Fundamentierung bedacht ſein mußte, iſt ſelbſtverſtändlich, und wir ſehen auch, daß der gotiſche Baumeiſter hierin erfahrungsreicher und vorſichtiger war als der karolingiſche. Der letztere ging mit ſeinen Fundamenten in nur ganz geringe Tiefe hinab, ſetzte ſie nicht einmal auf den gewachſenen Boden. Gerade in den Chorpartien mußten ſich am eheſten die ſchlimmen Folgen dieſes Verfahrens zeigen, denn hier war die Belaſtung der Mauern eine ſtärkere als in den anderen Teilen der Kirche. Die Erneuerung des Chores um das Jahr 1114, der traurige Zuſtand, in dem ſich 1297 der Teil der Kirche befand, in dem die koſtbaren Reliquien der Heiligen lagen, und das waren aller Wahrſcheinlichkeit nach der nördliche Seitenchor oder der Raum unmittelbar vor ihm, mögen eben durch die ſchlechte Fundamentierung bedingt worden ſein. Wir haben oben ſchon, bei der Beſchreibung des karolingiſchen Baues, die Vermutung ausgeſprochen, daß ein Stück des nördlichen Seitenchors (Apſide) auf ein ſtehengebliebenes Fundamentſtück eines vorkarolingiſchen Baues aufgeſetzt wurde; ſelbſtverſtändlich mußten infolgedeſſen ungleichmäßige Setzungen des zutage gehenden Mauerwerks ſtattfinden und im Zuſammenhang damit Riſſe und Sprünge in demſelben ſich zeigen. Auf der Nordſeite der Kirche waren aber, wie oben ſchon erwähnt, die Reliquien des heiligen Aureus und der Juſtina und noch andere beigeſetzt worden; die ſchadhaften Stellen im Baue zeigen ſich aber gerade über ihren Gräbern, die wir alſo dicht vor der nördlichen Apſide zu ſuchen hätten (vgl. das oben S. 80 über die Treppenanlage Bemerkte).

Der gotiſche Baumeiſter ging überall mit ſeinen Grundmauern, die heute noch eine geradezu felsartige Feſtigkeit zeigen, durch die ganze Schuttſchicht hindurch bis auf den gewachſenen Boden oder Felſen, in eine Tiefe, die ſtellenweiſe bis zu vier Meter unter der heutigen Bodenoberfläche liegt.

Bei der Anlage des neuen Chores mußten ſelbſtverſtändlich die älteren drei Apſiden fallen, man legte ſie jedoch nur bis zur Fußbodenhöhe des Neubaues nieder. Ihr Abbruchmaterial verwendete man zu den neuen Fundamenten des gotiſchen Chores, aus denen zahlreiche alte Werkſtücke bei den für die Kanaliſierung der neuen Straße 5 nötigen Ausbrechungsarbeiten zutage gefördert wurden. In einem der Strebepfeiler, und zwar in dem zutage gehenden Mauerwerke war auch ein Stück mit ſehr ſchönen romaniſchen Ornamenten, an denen ſich noch Reſte von Bemalung erhalten hatten, eingemauert (ſ. unten im Ausgrabungsbericht).

Die beiden Enden des neuen Chores fielen mit denen der karolingiſchen Mittelapſis zuſammen; hier haben ſich noch die Fundamente der Triumphbogenpfeiler, und zwar auf der Südſeite noch in beträchtlicher Höhe bis heute erhalten, mächtige, nach unten ſich etwas verbreiternde Mauerblöcke von ovaler Form, deren Kern aus felſenhartem Gußmauerwerk beſteht. Ihre Durchmeſſer betragen an der jetzt noch ſtehenden Oberfläche vier auf fünf Meter. Die Lage ihrer Fundamentſohle iſt noch nicht feſtgeſtellt; nach dem Innern des Chores zu gehen ſie aber in eine beträchtliche Tiefe. An ihrer Außenſeite ging man mit dem Gußmauerwerk über die noch ſtehengelaſſenen Fundamentreſte der alten Mittelapſis einfach hinweg, ſodaß man bei den Unterſuchungen der karolingiſchen Bauteile dieſe hier nicht ausgraben, ſondern ſie geradezu aus dem gotiſchen Mauerwerk durch Ausbrechen desſelben herausſchälen mußte.

In nordſüdlicher Richtung legte ſich vor den neuen Chor ein gotiſches Querſchiff, deſſen Kreuzarme vielleicht ein ſechsteiliges Gewölbe hatten. Der nördliche Eckpfeiler des Querſchiffes iſt bereits feſtgeſtellt, wieder ein gewaltiger Fundamentblock, deſſen ganzer Umfang erſt bei den nächſten Ausgrabungen feſtgeſtellt werden kann. In dem Winkel, den das nördliche Querſchiff und der Chor bildeten, lag die Sakriſtei, die im Jahre 1603 als Kapelle eingerichtet wurde. Im Aufbau der ganzen Chorpartie mag bei der Albanskirche eine ähnliche Geſtaltung vorgelegen haben, wie ſie etwa heute der entſprechende Teil der hieſigen Stephanskirche aufweiſt, nur waren die Maßverhältniſſe der Albanskirche größere; der Chor der Albanskirche iſt um zwei Meter breiter als der der Stephanskirche. — Nach Helwich war dieſer Chor aus Quadern aufgebaut, wahrſcheinlich waren aber nur bei den Strebepfeilern ſolche als Binder verwendet worden, denn das heute noch erhaltene zutage gehende Mauerwerk der Wände und Strebepfeiler zeigt nur Bruchſteine.

An dem gotiſchen Neubau waren auch, wenigſtens zu den Zeiten Helwichs und Serarius', nahe beieinander die beiden oben ſchon beſprochenen Inſchriften wiederangebracht worden, von denen die eine die Gründung der alten Kirche durch Erzbiſchof Richulf, die andere das Einweihungsjahr meldet. Latomus († 1598) las die Einweihungsinſchrift noch über der Tür der Kirche.[64] Möglicherweiſe befand ſie ſich damals noch an ihrem urſprünglichen Platze über dem weſtlichen Hauptportal; bei der Erneuerung des Hauptchors im Jahre 1603 (ſ. unten) wurde ſie dann dorthin verſetzt und in der Nähe der Gründungsinſchrift eingemauert. Die letztere ſchrieb Serarius ſelbſt noch vom

Steine ab; aus seiner und Helwichs Angabe ergibt sich, daß sie sich an der Westseite des damals noch stehenden Stückes der Querschiffmauern befand.[65]) Auch eine alte Handschrift des Mainzer Augustinerklosters, die Joannis noch benutzte, gibt an, daß die Inschrift neben dem neuen Chore eingefügt gewesen wäre.

Wann wurde nun dieser gotische Chor und das Querschiff erbaut? Ehe wir der Beantwortung dieser Frage nähertreten, wollen wir erst noch die Schicksale der Kirche und des Klosters etwas weiter verfolgen. Im Jahre 1329 wurde die Kirche und das Kloster von den Mainzer Bürgern zerstört (s. oben S. 77). Zwar mußten bald nachher die Mainzer für den Schaden wieder aufkommen, jedenfalls hatte aber der Wohlstand des Klosters durch die Verwüstung empfindlichen Schaden gelitten, und ob die Entschädigungssumme, zu deren Zahlung die Mainzer Bürger von Kaiser Ludwig dem Bayer verurteilt wurden, dazu noch ausreichte, einen so gewaltigen Neubau, wie es tatsächlich der gotische Chor gewesen sein muß, wieder aufzurichten, bleibt fraglich. Trithemius berichtet,[66]) das Kloster wäre im Laufe der Zeit wieder aufgebaut worden, aber zum alten Glanze wäre es nicht wieder gekommen.

Auf Antreiben des Erzbischofs Gerlach (1346—71) hatte man auf St. Alban nicht lange vor dem Jahre 1354 den Gottesdienst wiederaufgenommen,[67]) aber im Klosterleben selbst scheinen mit der Zerstörung auch die Zeiten des Verfalles angebrochen zu sein. Die Beobachtung der strengen Vorschriften der Ordensregel des heiligen Benedikt war den Klosterbrüdern, die damals schon meist adeligen Familien entstammten, lästig geworden. Um Schlimmerem vorzubeugen, entschloß man sich im Jahre 1419, das Kloster in ein geistliches Ritterstift zu verwandeln, wozu es der päpstlichen und erzbischöflichen Genehmigung bedurfte. Unter den Akten über die Verhandlungen befindet sich auch ein Notariatsinstrument,[68]) das die Aussagen von 24 Zeugen enthält, die über den damaligen Zustand des Klosters zu St. Alban verhört worden waren. Unter diesen Zeugen begegnet uns auch der siebzigjährige Abt des Jakobsbergerklosters Anselm von Dirmstein.[69]) Er entwirft gerade kein erfreuliches Bild von den im Kloster herrschenden Zuständen, indem er unter Eid aussagt: „50 Jahre lang gehöre er dem Kloster des heiligen Jakobus an, und während dieser ganzen Zeit hätte, wie er wohl gehört hätte, das Kloster des heiligen Alban immer in schlechtem Stande, schlechtem Lebenswandel, schlechter Leitung und Verwaltung gestanden“ (stetisset, ut bene audivit, in malo statu, mala vita et malo regimine ac administratione), und so hätte es gestanden seit der Zeit der Zerstörung durch die Mainzer Bürger, die vor ungefähr 80 Jahren geschehen sei (et ita stetisset a tempore destructionis et demolitionis ante octuaginta annos vel citra per cives Magunt. factae), und wie man heute das Kloster in seinen kirchlichen und weltlichen Bauten selbst gleichsam von Grund aus zerstört sähe (et sicut hodie videretur ipsum monasterium quasi funditus et demolitum et destructum in suis aedificiis tam spiritualibus quam temporalibus), und daß auch das Kloster selbst vor seiner Zerstörung ein ansehnliches und prächtiges Kloster (notabile et solempne monasterium) mit großen Einkünften usw. gewesen sei . . ., wie er selbst von alten Mönchen des St. Jakobsklosters gehört habe.“ Über den Lebenswandel der Mönche befragt, sagt er aus, daß nach jener traurigen Zerstörung und Verwüstung jede religio, disciplina et regularis observantia der Mönche selbst aufgehört habe, jeder gelebt hätte, wie er gewollt hätte usw. Es ist ein Bild der traurigsten Korruption, das uns der greise Abt von St. Jakob hier entrollt; und wie er so sagen noch 23 andere Zeugen aus, unter ihnen auch Abt Hartmann vom Kloster St. Alban selbst. Doch die Schilderung dieser Verhältnisse gehört in die Klostergeschichte, nicht in die Baugeschichte.

Das wenige jedoch, das hier mitgeteilt wurde, dürfte aber doch vollständig genügen, um zu beweisen, daß zwischen 1329 und 1419 der gotische Umbau nicht erfolgt sein kann.

Die Herren von St. Alban waren nun von dem Zwange der Ordensregel befreit, aus den Mönchen (monachi) waren Stiftsherrn (canonici) geworden. An eine Wiederherstellung der Kirche dachte man sobald noch nicht, erst in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts schritt man dazu, die Schäden allmählich auszubessern. Im Jahre 1482 hatten zu diesem Zwecke sich Propst, Dekan und Kapitel des Albansstiftes an den damaligen Administrator des Erzstifts Mainz, den jugendlichen Prinzen Albert von Sachsen, mit der Bitte gewandt, in den Kirchen des Erzstifts eine Kollekte für die Wiederherstellung der Kirche veranstalten zu dürfen. Das Empfehlungsschreiben Alberts (dat. Amerbach 27. I. 1483) für diese Kollekte teilt Reuter (Albansgulden, Urkunden S. 190 ff.) mit; darin heißt es u. a., unter andern frommen Werken wolle er auch kirchlichen Gebäuden, die in Trümmern lägen, für ihre Wiederherstellung die Mittel verschaffen (ecclesiasticis aedificiis ruinam patientibus pro illarum reparatione praesidia ministramus). Dann weist Albert darauf hin, wie der Kaiser Karl der Große zu Ehren des Erlösers auf dem Berge, der damals der Martyrerberg hieß, jene herrliche Kirche gegründet und dotiert habe, die später zu Ehren des heiligen Märtyrers St. Alban geweiht worden sei. — — Wie dann die Kirche mitsamt den anliegenden Gebäuden durch tyrannische Wut in gottlosem Wagen elendiglich zerstört worden sei, sodaß dort jetzt kaum noch die Spuren sichtbar usw. Mit diesen Worten mag im Dienste der guten Sache das Bild allerdings in etwas zu kräftigen Farben aufgetragen sein, aber das geht aus ihnen mit Sicherheit hervor, daß der gotische Chor zwischen 1419 und 1483 nicht erbaut worden sein kann. In dem erzbischöflichen Erlasse heißt es dann weiter, daß in der Gegenwart die Herren von St. Alban schon begonnen hätten, die Kirche wiederaufzubauen und wiederherzustellen (reaedificare et reparare), ihnen aber zur Vollendung des Werkes wegen der ungünstigen Zeiten die Mittel fehlten . . . . usw. Es folgt nun die Genehmigung und eindringliche Empfehlung der Kollekte für den Wiederaufbau eines so großartigen Bauwerks (pro reaedificatione tanti aedificii). Einen anderen Erlaß desselben Inhalts teilt Helwich mit. Er rührt von Alberts Nachfolger, dem Erzbischof Berthold von Henneberg, her und ist datiert vom 28. Juni 1486. Auch in ihm ist nur von einem Wiederaufbau die Rede. „So wurden dann, berichtet Helwich[70]) weiter, die Mauern wiederhergestellt, die Dächer erneuert, die Glocken von neuem gegossen, der Bodenbelag hergerichtet, neue Kirchenbänke und Pulte angefertigt, die Orgel und, was sonst noch als zum Schmucke des Gotteshauses zugehörig betrachtet wurde, angeschafft. Aus den Fabrikrechnungen dieser Kirche ergibt sich, daß im Jahre 1491 mit der Wöl-

bung und Wiederherstellung des Hauptchors (chorus major) begonnen und diese im Jahre 1494 vollendet wurde; die Kosten (für die Wölbung) beliefen sich auf die Summe von 121 Gulden." Sollte nun damals erst der große gotische Chor entstanden sein? Dem widerspricht der Inhalt der erzbischöflichen Erlasse, wo nur von einem Wiederaufbau die Rede ist, und Helwichs ganz bestimmte Angabe von einer Wiederherstellung, vor allem aber auch die Höhe der aufgewendeten Kosten. Die gewaltigen Fundamente, die heute noch Staunen erregen, der ganze großzügige Charakter der neuen Anlage weist auf eine ganz andere Zeit, einen ganz anderen Baubetrieb und ganz andere Geldmittel hin.

Was gegen Ende des 15. Jahrhunderts an der St. Albanskirche vorgenommen wurde, waren Wiederherstellungsarbeiten umfangreicherer Art, aber keine von Grund aus aufgeführten neue Anbauten. Diese Arbeiten liegen kaum 100 Jahre vor Helwichs Zeiten; wenn damals eine so umfangreiche Erweiterung der ganzen Kirchenanlage vorgenommen worden wäre, wie sie tatsächlich die heute noch vorhandenen Fundamente klar und deutlich zeigen, dann hätte sich die Erinnerung daran sicher doch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts noch erhalten. Somit müssen die gotischen Umbauten an der St. Albanskirche, von denen wir bis jetzt auf Grund der Ausgrabungen nur Chor- und Querschiff feststellen können, zwischen den Jahren 1297—1329 stattgefunden haben.

Gerade in den Jahrzehnten um die Wende des 13. Jahrhunderts herrschte in Mainz eine Baulust und eine Bautätigkeit, wie sie die Stadt nur noch einmal, und zwar im 18. Jahrhundert erlebt hat. Wie hier der Barock, so war es in jenen Zeiten des Mittelalters die jugendfrische Gotik, die ihren Siegeszug durch Deutschland hielt. In rascher Folge entstanden damals in Mainz die Dominikanerkirche, Reichklaren, Liebfrauen, St. Stephan, St. Quintin, das Kaufhaus am Brande u. a. m.

In den Jahren 1277—1308 leitete das Kloster auf dem Albansberge Abt Conrad, von dem Helwich bemerkt,[71] er wäre aufs eifrigste bemüht gewesen, die Besitztümer von St. Alban zu vermehren, sodaß, solange er die Zügel des Regiments innegehabt hätte, das Kloster, durch viele Privilegien und Schenkungen bereichert, den größten Aufschwung genommen hätte. Unter seinem Regimente war auf seine und des ganzen Konvents Bitte hin von Erzbischof Werner, um einer zu weit gehenden Schmälerung der Einkünfte der Kirche und des Klosters vorzubeugen, die Zahl der Klosterbrüder auf vierzig festgesetzt worden. Auch fließen unter ihm die Stiftungen ziemlich reichlich dem Kloster zu.[72] Und so mag er die Mittel beschafft haben, auf Grund deren er selbst vielleicht noch oder sein Nachfolger, angesteckt von der allgemein herrschenden Baulust, den stattlichen Neu- oder Umbau der St. Albanskirche begonnen hat, der, kaum oder vielleicht auch noch nicht einmal vollendet, im Jahre 1329 wieder der Zerstörung anheimfiel. Bei unserer Annahme (Entstehungszeit des gotischen Chores zwischen 1297 bis 1329) findet auch die Bezeichnung „Vicaria S. Albani in antiquo choro" der Säkularisationsurkunde von 1419 ihre Erklärung. Die Erinnerung an den alten karolingischen Chor, in dem der Altar des Hauptheiligen stand, war damals noch lebendig und gab den Anlaß zu dieser Benennung der Vikarie, die mit dem alten Altare verbunden war.

Über die weiteren Schicksale der Kirche bis zu den Wiederherstellungsarbeiten im Jahre 1494 haben wir vorgreifend schon berichtet. Im Jahre 1503 war man noch mit den Arbeiten im Innern der Kirche beschäftigt. Damals beschlossen die Stiftsherren von St. Alban, nachdem im Jahre 1494 der Hauptchor schon eingewölbt und wiederhergestellt war, wie Helwich ausdrücklich bemerkt,[73] den Hochaltar etwas zu erhöhen; bei dieser Gelegenheit fand man am 15. März[74] unter demselben Altare sechs Sarkophage (sarcophagi sive loculi; ob es solche von Stein oder hölzerne Särge waren, gibt Helwich nicht an), drei gegen Osten gerichtet, über ihnen lag ein vierter quer und über diesem ein Altar, der aus Backsteinen aufgemauert war (ex lapidibus coctis cum argilla factum) und vor ungefähr 103 Jahren geweiht war.[75] Ein fünfter Sarkophag lag südlich davon, etwas von den drei anderen getrennt, und über diesem wieder ein sechster kleiner Sarg. Diese Sarkophage oder Särge hätten alle die Asche und Gebeine von Heiligen enthalten und seidene Tücher von roter Farbe, die durch das Alter etwas angegriffen gewesen wären. Erzbischof Berthold schickte die drei damals in Mainz anwesenden Suffragane von Mainz, Speyer und Worms zur Besichtigung nach St. Alban, diese erklären einstimmig die Asche und Gebeine für Reliquien, auch wird über den Befund ein Protokoll aufgenommen. Als der Altar vollendet war, werden die Reliquien dort wiederbeigesetzt.

Die Zerstörung des Klosters im Jahre 1552.

Kaum 50 Jahre sollte sich die Albanskirche ihrer letzten Wiederherstellung erfreuen. Am 23. August des Jahres 1552 zerstörte der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Kulmbach auf seinem bekannten Mordbrennerzuge zugleich mit den Stiften St. Viktor, Heilig Kreuz und dem Karthäuserkloster auch das ehemalige Kloster, damals Ritterstift St. Alban. Die Greueltaten, die die zügellosen Landsknechte in den geweihten Räumen verübten, hatte man nach 50 Jahren noch nicht vergessen. Voll Zorn und Schmerz schildert uns Helwich in seiner Klosterchronik ihr wüstes Treiben: „Sobald die ruchlosen Soldaten — nein, nicht Soldaten, sondern Räuber, Söhne der Verderbnis — die Befehle ihres Führers empfangen hatten, drangen sie in das Kloster ein, schlugen die Kirchentüren ein und zertrümmerten alle Bilder, Kruzifixe, Altäre und die ganze innere Ausstattung der Kirche; die kostbaren Handschriften und heiligen Schriften, die wissenschaftlichen Bücher der Klosterbibliothek zerreißen sie, werfen sie dann unter lautem Jubel auf einen Haufen und verbrennen sie. Glocken und Leuchter werden als Geschützmaterial verwendet, aus den Meßkelchen trinken sie den Wein, die kirchlichen Gewänder ziehen sie an und treiben ihren Spott damit. Als sie dann die Kirche und Kapellen so zugerichtet hatten, daß sie nicht mehr wie solche aussahen, steckten sie diese und alle Klostergebäude in Brand."

Die Stätte des einstigen Klosters St. Alban war ein Trümmerfeld und blieb es Jahrzehnte lang.[76] Im Jahre 1572 wohnte in den verlassenen Klosterräumen niemand außer einem Pförtner und einem Wingertsmann, die acht zu geben hatten, daß nichts gestohlen würde. Die Stiftsherren selbst scheinen für die Wiederherstellung oder Erhaltung der Ruinen des Klosters kein lebhafteres Interesse mehr empfunden zu haben; denn im Jahre 1577 sollen die Steine der zerstörten Häuser auf dem Albansberge verkauft wer-

den, allein der Kurfürſt verweigert die Genehmigung. Nur einzelne der adeligen Herren zeigten wenigſtens für die Trümmer eine Art von antiquariſchem Intereſſe. So bringt der Kanonikus von St. Alban, Heinrich von Naſſau,[77]) bald nach der Zerſtörung den Faſtradaſtein in Sicherheit, „habe bisher beſorgt, da er allbereit untergraben geweſen, er möchte zerbrochen, zerſchlagen oder entwendet werden". Vielleicht hatten Grabräuber unter oder hinter ihm nach Schätzen geſucht. Das Stiftskapitel beſchließt, ihn im Dome anzubringen, dort wird er auch im Jahre 1577 an der Stelle in die Wand eingeſetzt, an der er ſich heute noch befindet. Bruchſtücke der neuen Umrahmung, die er damals erhielt, und die man in ehrlichem und geſundem Kunſtempfinden im Stile der eigenen Zeit, d. h. in Renaiſſanceformen gehalten hatte, ſtehen heute noch im Kreuzgang; es iſt nur lebhaft zu bedauern, daß ſie erſt im 19. Jahrhundert einer ſogenannten „ſtilgerechten" hat weichen müſſen.

Der Junker Hartmann von Cronberg, der Vater des ſpäteren Kurfürſten Schweickhardt von Cronberg, darf ſich im Jahre 1557 mit Genehmigung des Stiftskapitels einen Sarg auf dem Albansberge holen, zu welchem Zweck, erfahren wir nicht; vielleicht ſollte der Sarkophag, denn um einen ſolchen kann es ſich nur gehandelt haben, irgendwo als Brunnentrog dienen.

Der Gelehrte Latomus beſucht die Ruinen der Kirche und notiert die alten Inſchriften, führt aber damals ſchon Klage, daß ſo manche davon ſchon ausgebrochen und in die Stadt verſchleppt worden ſeien. Im Jahre 1577 wird das eiſerne „Gerems" von St. Alban hinweggenommen und im Dominikanerkloſter, wo damals die Herren von St. Alban noch ihren Gottesdienſt hielten, um den hohen Altar gemacht, „damit die Kerzen nicht mehr geſtohlen werden, auch zur Zierde diene". Wir haben es hier mit dem eiſernen Gitter — es muß aus acht Stücken beſtanden haben — zu tun, das in der Kirche als Chorabſchluß diente. Nur drei Jahre bleiben die Stücke an ihrem neuen Standorte, im Jahre 1580 werden ſie zur Umgebung des neuen Turmes auf dem eiſernen Chore[78]) an den Dom verbracht. Es handelt ſich hier um eine Erneuerung des Helmes auf dem Oſtturme. „Dort waren ſie noch im Jahre 1798, wurden aber, weil die Domkirche von 1798—1804 zum Heu- und Strohmagazin diente, geſtohlen gleich anderen Sachen", ſo bemerkt der letzte Archivar von St. Alban, Joh. Peter Schunk.

Immer mehr verfielen die Mauertrümmer auf dem Albansberge; nur der ſtolze gotiſche Chor trotzte allen Unbilden der Zeit. Mit ſeinen hoch anſtrebenden, gewaltigen Wänden und Strebepfeilern, ſeinem feſten Gewölbe, das allerdings kein krönendes Dach mehr ſchützte, ragte er wie ein Wahrzeichen einſtiger ſtolzer Herrlichkeit über die andern Mauern, die nach und nach um ihn immer tiefer herabſanken.

„So zog von der Tochter Sion aus all ihre Herrlichkeit, gewichen iſt vom heiligen Tempel all ſeine Zier, und von jener alten Pracht iſt nichts mehr übrig. Von der ſo weiträumigen Kirche, dem ſo berühmten Kloſter blieb als einzige Spur der hohe Chor, aus Quadern herrlich aufgebaut, dabei ein kleines Kapellchen, einige kahle Mauern, ganz wenige Teile des äußeren Tempels (d. h. der Langſchiffanlage) und Mauern und Trümmer von den Kloſtergebäuden — wer ſie ſieht, empfindet Schmerz und Mitleid." So ſchildert Helwich den Zuſtand des Kloſters zu ſeiner Zeit.

Die Wiederherſtellungen der Chorreſte im Anfange des 17. Jahrhunderts.

So hatte 50 Jahre lang die Albanskirche in Trümmern gelegen; 100 Jahre waren ſeit der letzten Wiederherſtellung des Chores verfloſſen. Da gab, wie Helwich erzählt, ein Reliquienfund den erſten Anlaß zur Wiederherſtellung eines Teiles der Kirche.[79])

Am 12. November 1602 durchſuchte der Sakriſtan von St. Alban, Joh. Rob. Molitor, die Ruinen der Kirche nach Reliquien. Wirklich fand er auch einige, und dieſer Umſtand veranlaßte einige Stiftsherren zu einer genaueren Durchſuchung der Ruinen der Kirche. Bei dieſer Gelegenheit kam auch eine große ſteinerne Albansſtatue zum Vorſchein, in deren Hals Reliquien eingelaſſen waren; ſie hatte in einer Kapelle geſtanden, die als Gerümpelkammer diente. Hauptſächlich ſcheint man aber damals die Nachforſchungen an den Mauern der Kirche und vor allem im hohen Chor unter dem hohen Altar und in deſſen Umgebung angeſtellt zu haben. Zur Unterſuchung der Mauern gaben wahrſcheinlich den Anlaß die noch ſichtbaren Reſte von ſogenannten Arkoſolien, in die Mauern eingelaſſene Niſchen, auf deren Boden der Sarkophag ſtand, oder man vermutete hinter den in die Wände eingeſetzten Inſchrifttafeln dieſe Reliquien. Man fand auch in der Tat in die Mauern eingelaſſene Sarkophage; die darin enthaltenen Reliquien wurden nachher in einer damals für den Gottesdienſt neu hergerichteten Kapelle (ſ. unten) wiederbeigeſetzt.

Unter dem hohen Altare ſtieß man am 4. Januar 1603 auf die Reſte eines eingeſtürzten, ſehr feſten Gewölbes (fornix seu testudo munitissima), das zur Aufnahme von Reliquien gedient hatte. Es können dieſes die Reſte der ehemaligen Krypta geweſen ſein oder auch ſolche der Confeſſio, der Ruheſtätte des Heiligen, die als Gewölbe unter dem Altar angelegt war. In der Chormauer fand man auf der Südſeite (gegen Weiſenau zu) in einem Sarkophage aus weißem (Sand-) Stein zwei Schädel. Wir ſehen alſo, wie man in der St. Albanskirche von den Zeiten ihres Glanzes bis zu denen ihres tiefſten Verfalls immer und immer wieder Reliquien ſuchte und fand. Wie nach allen Seiten hin gerade der Boden des Chores durchwühlt worden war, das zeigten die letzten Ausgrabungen.

Die oben erwähnten glücklichen Funde von Reliquien bewogen nun den Dekan des St. Albansſtiftes, Gerhard Wolfgang von Heuſenſtamm, mit Unterſtützung einiger anderen Stiftsherren, zu denen ſich auch noch ſolche des Domſtiftes geſellten, eine Kapelle, die auf der Nordſeite der Albanskirche nahe beim Chore lag und in früheren Zeiten als Sakriſtei gedient hatte, für den kirchlichen Gebrauch wiederherſtellen zu laſſen. Einen Muttergottesaltar, der bisher an der Seite geſtanden hatte, ließ er in der Mitte der Wand aufſtellen, einen anderen, der innerhalb der Schranken, die die Kapelle in der Mitte teilten, auf der Nordſeite ſtand, ließ er neu herrichten. Als neue Sakriſtei wurde ein anderer dabei liegender Raum, der, wie aus beſtimmten Anzeichen ſich damals ſchließen ließ,[80]) einſt die Schatzkammer der Kirche war, mit der Kapelle (durch eine Tür?) verbunden.

Am 22. Juni 1603, am erſten Sonntage nach St. Albanstag, wurden Kapelle und Altäre, in denen man die aufgefundenen Reliquien wiederbeigeſetzt hatte, feierlich eingeweiht. Auf dem Kupferſtiche bei Serarius iſt das Kapell-

chen ſchon eingezeichnet, der hohe Chor aber **noch ohne Dach** (ſ. Abb. 4). Auch Merian gibt das Kapellchen wieder.

Im November desſelben Jahres begann auf eigene Koſten der Dekan von Heuſenſtamm mit Aufräumungsarbeiten im hohen Chor. Über alle dieſe Aufräumungsarbeiten, auch über die oben erwähnten Reliquienfunde hatte der Sakriſtan Molitor Aufzeichnungen gemacht, die Helwich noch benutzte (Joannis II 788).[81] Die Erde, die man im vorhergehenden und im Anfange desſelben Jahres (1603) bei den Grabungen nach Reliquien oder Särgen aus dem Gewölbe unter dem hohen Altar (Krypta oder Confeſſio?) und aus einem runden Loche (vielleicht in der Nähe der alten, karolingiſchen Apſis) herausgeworfen hatte,[82] war mit Knochenreſten ganz durchſetzt, ſie wurde in einer beſonderen Grube in der Nähe des Eingangs mitſamt der Erde wieder eingeſcharrt. Den übrigen Schutt ließ man durch Fuhrleute in Gruben oder alte Kellergewölbe in der Nähe der ehemaligen goldenen Pforte ſchaffen (ſ. unten S. 80).

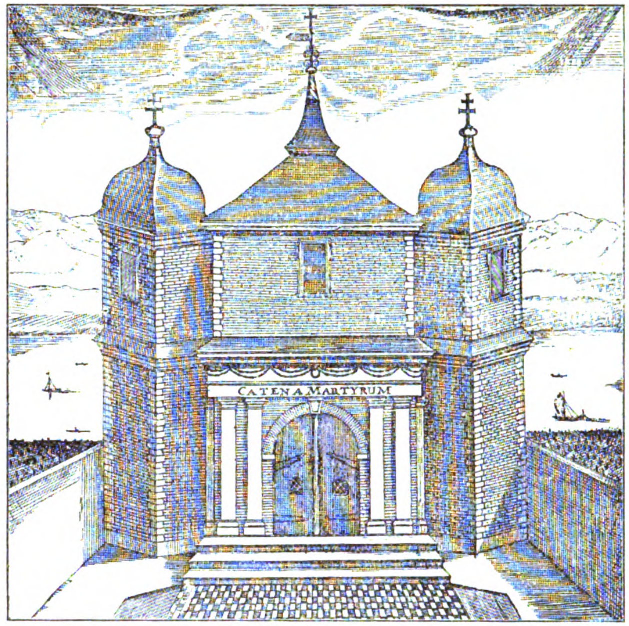


Abb. 9. Die letzte Kapelle auf dem Albansberg, nach einem Stiftskalender von St. Alban

Durch die Reliquienfunde und die im Zuſammenhang damit wieder neu hergerichtete kleine Kapelle war in der Stadt ein allgemeines Intereſſe für St. Alban erregt worden. Das Kapellchen erfreute ſich eines ſo lebhaften Zuſpruches, daß man **eine Erweiterung** desſelben beſchloß und die Arbeiten auch gleich in Angriff nahm. Maurer und Steinmetzen waren ſchon rüſtig an der Arbeit. Noch ſtehende alte Mauerreſte wurden auf die paſſende Höhe gebracht, nicht brauchbare wurden niedergelegt, ſchon bearbeiteten die Steinmetzen die Fenſtergewänder; aus den alten Vorratshäuſern brach man Werkſteine für die Mauern, Kalk und Sand war ſchon bereit, da ſtarb am 10. Januar des Jahres 1604 Kurfürſt Adam von Bicken. Sein Nachfolger, Johann Schweickhardt von Cronberg, der ſeit 1588 Propſt des Ritterſtiftes St. Alban war, und der von jeher ein ganz beſonderes Intereſſe für dieſen Platz gezeigt hatte, gab den Anſtoß zu einer Änderung des Bauprojekts. Es wurde der Plan gefaßt, den ſtattlichen gotiſchen Chor der alten Kirche wiederherzuſtellen, was wahrſcheinlich auch von Heuſenſtamm ſchon vorher beabſichtigt hatte. Der neu gewählte Erzbiſchof ſtiftete ſelbſt aus ſeinem Privatvermögen ſofort 1000 Gulden. Balken und Ziegel für den neuen Dachſtuhl über dem Chor waren ſchon beſchafft und die Eindeckungsarbeit bereits in Angriff genommen. Aber auch noch über den Ruinen von St. Alban waltete kein glücklicher Stern. Im Jahre 1605 ſtarb der Stiftsdekan von Heuſenſtamm, die Seele des ganzen Unternehmens, und mit ihm trug man auch die Hoffnung auf eine vollſtändige Wiederherſtellung des Chores zu Grabe. Zwar wurden die angefangenen Arbeiten, ſoweit die Mittel noch reichten, weitergeführt und das Dach noch vollendet, aber damit ſtanden auch die Wiederherſtellungsarbeiten an der St. Albanskirche ſtill. Als Helwich, der als Knabe ihnen vielleicht noch zugeſchaut hatte, 20 Jahre ſpäter ſeine Chronik von St. Alban ſchrieb, ruhten ſie zu ſeinem größten Schmerze noch immer — und ſie ruhten für alle Zeiten.

Die letzten Schickſale von St. Alban.

In dem halb vollendeten Zuſtande mit dem neuen Dache zeigen Merians und Wenzel Hollars Kupferſtiche noch die Kirche. In raſcher Folge ſchwanden aber auch in den nächſten Jahrzehnten dieſe letzten Reſte von St. Alban vom Erdboden.

Im Jahre 1618 ſuppliziert der Domherr von Fürſtenberg nomine fratrum Franciscanorum, daß ſie einige alte rudera auf den St. Albansberg mögen aufſuchen und Steine zu ihrem Kirchbau ſuchen; da es zur Ehre Gottes iſt, ſoll es ihnen erlaubt ſein, Steine zu graben ohne Schaden der Bäume.[83]

Als die durch Kurfürſt Schweickhardt von Cronberg im Jahre 1618 nach Mainz gerufenen Kapuziner ſich in der Kapuzinergaſſe niederließen und im Jahre 1621 dort ihre Kloſterkirche zu bauen anfingen, holten ſie ſich die Steine dazu auf St. Alban, und auch manche wertvolle Steinſkulptur wanderte damals hinunter zu den Kapuzinern. Dort ſtanden bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts der uralte karolingiſche Denkſtein mit der Darſtellung des Weltrichters (ſ. oben S. 79 u. Anmerkung 31), eine Barockſtatue des heiligen Alban, die Reſte einer frühgotiſchen Darſtellung des jüngſten Gerichtes, die wahrſcheinlich den Lettner des gotiſchen Chores der Albanskirche ſchmückte. Alle dieſe Skulpturen befinden ſich heute im Kreuzgang des Mainzer Doms.

Der nächſte ſchwere Schlag, der die Trümmer von St. Alban traf, ſteht im Zuſammenhang mit dem Bau der auf dem benachbarten Jakobsberge angelegten Schweickhardtsburg. Im Jahre 1622 begehrt Kurfürſt Schweickhardt von Cronberg, daß zur Verſicherung der neuen Schanze auf dem Jakobsberge die **Ringmauer** um das St. Albansſtift nebſt **Turm** und Mauern um die Weingärten abgebrochen werden ſollen. Das Stiftskapitel von St. Alban gibt ſeine Zuſtimmung, und mit den Kapuzinern kamen damals auch die Franziskaner und holten ſich von St. Alban das abgebrochene Steinmaterial für ihre neue Kirche, die ſie an der Ecke Franziskaner- und Stadthausſtraße, dem „Brauhaus zum Jungen“ gegenüber, errichteten.[84]

Am 23. Dezember 1631 zog Guſtav Adolf mit ſeinen Schweden in Mainz ein. Kaum ein Jahr darauf, am 5. Dezember 1632, trug man den verdienſtvollen Geſchichts-

ſchreiber des Kloſters, den in ſeinem 44. Lebensjahre verſtorbenen Vikar von St. Alban, Georg Helwich, zu Grabe, und mit ihm ſanken auch die letzten Trümmer der Kirche und des Kloſters dahin. Für den Bau der Feſte Guſtavsburg lieferte St. Alban den Schweden die Steine. Auch auf der Höhe des Albansberges legten dieſe damals ein Fort an, das das ganze ehemalige Kloſtergebiet in ſeine Wälle einſchloß. Der merianſche geometriſche Grundriß zeigt es noch in ſeiner ganzen Geſtalt, auf dem Spallaſchen Plane der Feſtungswerke von 1676 ſind ſeine Reſte als forte Suecese demolito noch eingezeichnet.[85])

Was die Schweden noch ſtehengelaſſen hatten, wurde 1659 bis 1660 unter Kurfürſt Johann Philipp von Schönborn zum Bau der Feſtungswerke (wahrſcheinlich der Zitadelle) völlig abgebrochen. Dieſe Zerſtörung erſtreckte ſich, wie die Ausgrabungen gezeigt haben, bis tief in die Fundamente hinein, die man zum Teil mit Pulver ſprengte; alte Sprenglöcher fand man noch bei den letzten Ausgrabungen tief unten im Fundamente des nördlichen Triumphbogenpfeilers.

„Der Albansberg ſoll verteilt und den Kapitularen übergeben werden, welche ihn zu Weingärten anroden ſollen", ſo meldet uns Schunks Auszug aus den Stiftsprotokollen unter dem Jahre 1667. Auch der alte „Roſengarten" des Kloſters, den ſchon eine Urkunde des 15. Jahrhunderts nennt, erleidet im folgenden Jahre das gleiche Schickſal.[86]) Schöne Särge und Grabſteine müſſen damals auf dem St. Albansberge noch vorhanden geweſen ſein, wahrſcheinlich waren ſie beim Roden der Weinberge aufgefunden und irgendwie aufgeſtellt worden; denn 1677 werden ſolche, wie aus dem Stiftsprotokoll erſichtlich iſt, dort entwendet.

Aber das Andenken an die herrliche Kirche und die Verehrung, die St. Alban einſt hier genoſſen, ſollte doch nicht gänzlich ſchwinden. Im Jahre 1684 ließ der Stiftspropſt Chriſtoph Rudolf von Stadion an der Stelle, wo einſt der hohe Altar der Kirche geſtanden hatte, eine dem heiligen Albanus geweihte Kapelle errichten. Vier Jahre ſpäter wurde auch dieſes kleine Heiligtum bei der Eroberung von Mainz durch die Franzoſen (1688) wieder zerſtört, doch ließ es von Stadion, als die Stadt durch die kaiſerliche Armee zurückerobert worden war, wiederherſtellen. Das Kapellchen (Abb. 9) war ein ſchlichter Bau in den Formen des ſtrengen Barocks; es hatte eine zweigeſchoſſige Faſſade, die rechts und links von kleinen, übereck geſtellten, ebenfalls zweigeſchoſſigen Türmchen flankiert wurde. Über dem von je einem doriſchen Pilaſterpaare eingerahmten Portale hatte man am Frieſe auch jene alte ſogenannte „Märtyrerkette" wiederangebracht, die einſt ſchon an der Türe der alten Albanskirche gehangen hatte.[87]) So iſt das Kapellchen abgebildet auf den großen Stiftskalendern von St. Alban, die von der Hand des Mainzer Kupferſtechers Nikolaus Perſon herrühren. (Ein Exemplar aus dem Jahre 1767 bewahrt die hieſige Seminarbibliothek.) Rings um das Kapellchen lagen damals Felder und Weinberge, die Eigentum der Stiftsherren waren (vgl. die Karte des Albansberges von J. W. G. Perſon aus dem Jahre 1713 auf der Mainzer Stadtbibliothek).[88]) Von der Kirche und dem Kloſter ſieht man auf der Perſonſchen Karte keine Spur mehr.

Aber nichts ſollte auf dem Albansberge Beſtand haben. Auch die Weinberge mußten fallen, als Kurfürſt Lothar Franz von Schönborn im Jahre 1713 dort die Karlsſchanze (das heutige Fort Karl) anlegte. Das Kapellchen ging bei der Belagerung von 1793 zu Grunde, und damit war auch das letzte Erinnerungszeichen an Kloſter und Kirche von St. Alban, gerade 1000 Jahre nach ihrer Entſtehung, vom Erdboden verſchwunden.

Anmerkungen

1. Über die Schule und Bibliothek von St. Alban ſ. Falk, Bibelſtudien S. 88 ff. und Falk, Dombibliothek S. 132 ff.
2. Das Nähere darüber bei Joannis II 715 f. — Über Helwich handeln in zwei Folgen von Aufſätzen ausführlich Roth und Helbig in den Geſchichtsblättern der mittelrheiniſchen Biſtümer S. 8 ff. und Fortſetzungen, S. 93 ff. und Fortſetzungen. — Im Jahre 1613 ſchreibt Helwich an ſeiner Chronik, vgl. Joannis II 784, am Schluſſe von cap. IX, vgl. dazu auch unten Anmerkung 7.
3. Falk, Geſchichtsblätter S. 84 ff. und Fortſetzung.
4. Exzerpte daraus in den Monum. Germ., S. S. XV² 984 ff.; vgl. dazu auch Acta S. S. Juni IV S. 86 ff. = Joannis II 24 ff. Über Gozwin ſ. Falk, Dombibliothek S. 10 und 16.
5. Acta S. S. Juni III S. 57 ff.
6. Im Auszuge in den Acta S. S. Juni III 73 ff. und bei Joannis II 5 ff.
7. Vgl. darüber Helwichs intereſſante eigene Angaben bei Joannis II 715—718. Unter andern benutzte er auch ein protocollum ecclesiae und zwar ſchon für die Zeit um 1515 (vgl. Joannis II 784 unten und II 786 unten; ob dieſes identiſch iſt mit dem Stiftsprotokoll?) Auch die Stiftsprotokolle von St. Alban geben über ſeine Tätigkeit Aufſchluß. Ich kenne ſie bis jetzt nur aus dem von Schunck angefertigten Auszuge (Manuſkript der Mainzer Stadtbibliothek, St. Albans-Stiftſche Sachen). Unter dem Jahre 1626 wird hier bemerkt, daß Helwich damals aus dem Archive „etwelche Briefe zur Kontinuierung ſeines studii historici" übergeben worden waren; „man ſoll ſie aber wieder von ihm begehren und wohl in acht nehmen." Über Helwichs perſönliche Verhältniſſe vgl. dort die Bemerkungen unter den Jahren 1615—1617.
8. Ein durchſchoſſenes Exemplar mit vielen handſchriftlichen Zuſätzen und Änderungen (vielleicht Reuters Handexemplar) beſitzt Herr Domkapitular Dr. Bendix, Mainz.
9. Joannis II 24.
10. Wünſchenswert wäre es, wenn die urkundlichen Berichte über dieſe beiden Kapellen, beſonders inbezug auf die Zeit ihrer Entſtehung hin noch einmal kritiſch nachgeprüft würden.
11. Kaufmann, chriſtliche Archäologie S. 147.
12. Joannis II 30 (aus Papebroch Com. histor. de S. Albano martyre § 17, der hier eine Stelle Gozwins anführt, die nicht in den Monumenta, vgl. Anmerkung 4, abgedruckt iſt). Inde Christiani religione ducti, prout tunc temporis erat copia, super sacrum cinerem parvae molis ecclesiam fabricant, altare dedicant, eius se patrocinio commendantes, sancti corporis loculum prae omnibus venerantes.
13. Kaufmann, chriſtliche Archäologie S. 143 ff. und cap. 147 ff.
14. Cod. Lauresham II 346 (notitia arearum, quas apud Moguntiam habemus).
15. Monum. Germ. S. S. XV² 989 (= Joannis II 30 § 18 mit etwas abweichenden Lesarten). Venerabilis Richolfus, a Praesulatu magni Bonifacii sanctae Moguntiae sedis Archiepiscopus tertius, sicut videbat locum egregii mar-

tyris miraculis coruscari, ita hunc fabricis et aliis divinis cultibus aggressus est honorare; fundans primo basilicam tanto nomine condebitam, cuius fabricae modum ac structuram, quia promptum est occulis cernere, non est opus chartis intexere; estque superfluum, ut litteris vel lectione depingatur, cuius facie vel specie omnis ingrediens delectatur. Super sacrum vero cinerem mausoleum erexit, quod auro gemmisque, argento quoque ubi competebat vestiens diligenter undique contexit. Es folgten dann bei Gozwin noch kurze Angaben über die Stiftung von kirchlichen Geräten, über die Einrichtung eines Kloſters bei der Kirche uſw.

16. Kraus, chriſtliche Inſchriften II Nr. 215.

17. Bezieht ſich dieſes hanc auf das vorhergehende eccleſiam oder das folgende aram?

18. Falk, Geſchichtsblätter S. 213 und Falk, Dombibliothek zu Mainz S. 133.

19. Siering, Juſtinuskirche zu Höchſt a. M. Höchſt 1890. S. 18; Luthmer, Bau- und Kunſtdenkmäler des Regierungsbezirks Wiesbaden II 15 ff.

20. Böhmer-Will, Regeſten der Mainzer Erzbiſchöfe I, S. XVIII.

21. Joannis II 732, Hennes, Erzbiſchöfe 3. Aufl. S. 199 f., Reuter, Albansgulden S. 101.

22. Joannis II 785 III: in sacello sub praedicta turri, ubi Christi sepulcrum est.

23. Marianus Scotus (vgl. Anmerkung 39) und Schenkungsurkunde von 1114 (vgl. Anmerkung 45).

24. Joannis II 926 vgl. auch Anmerkung 29.

25. Über die Lage der confeſſio vgl. den alten Grundriß von St. Gallen, Handbuch der Architektur II, Bauſtile IV, 3 nach S. 64; ferner Kaufmann, chriſtliche Archäologie S. 179 ff. Die Stelle aus Gozwin ſ. oben Anmerkung 15.

26. Acta S. S. Juni III S. 75 und Joannis II 17.

27. Marian Scot. in Monum. Germ. S. S. V 554 zum J. 968.

28. Joannis II 767, Schaab, Geſchichte der Stadt Mainz II 471 f. In der von Schaab angeführten Schenkungsurkunde, es ſcheint dieſelbe wie die bei Joannis l. c. angeführte zu ſein, heißt es: „fundat et dotat (Ingebrandus) altare B. M. V. et X mil. mart. in medio monasterii S. Albani“ (alſo im Mittelſchiff).

29. Die Akten über die Aufhebung des Kloſters und deſſen Verwandlung in ein geiſtliches Ritterſtift hat zuerſt Joannis II 920 ff. beſonders 926 veröffentlicht; Ergänzungen dazu bei Reuter, Albansgulden, Urkundenbuch S. 54 ff.

30. Statt virginum wird es wohl martyrum heißen müſſen vgl. Anmerkung 28.

31. Sollte mit dieſem heiligen Kreuz-Altar vielleicht jener Denkſtein aus St. Alban, der jetzt im Kreuzgange des Mainzer Domes aufgeſtellt iſt, im Zuſammenhang ſtehen. Über dieſes Denkmal handelt zuletzt Schumacher, Altertümer u. h. V. Band V 312 f. — Die Albanskirche war geweiht in honorem salvatoris nostri Jesu Christi; vgl. damit die Inſchrift des auf dem Steine dargeſtellten Triumphalkreuzes: Sancta Crux nos salva. Vielleicht ſtand der auf allen vier Seiten bearbeitete Stein als retabulum einſt in der Kirche auf oder hinter dem Altare des Erlöſers (S. Crucis, S. Salvatoris). Einen ſolchen zeigt der alte Grundriß von St. Gallen (ca. 820); auch in der Juſtinuskirche in Höchſt a. M. befand ſich ein beſonders koſtbares Kreuz, das Rabanus Maurus beſingt. Eine Vikarie S. Crucis führt Helwich an. Dem Schriftcharakter nach dürfte der Denkſtein doch kaum vor das 9. Jahrhundert zu ſetzen ſein.

32. Monum. Germ. S. S. XV² S. 990 Idem autem venerabilis locus in tanta celebritate coepit haberi, ut non tantum eiusdem regiae urbis pontifices, verum etiam regni primores, cum defungerentur, non alibi se poscerent sepeliri. Siquidem in argumentum fidei intra et circa ecclesiam quoquo versum exstant mausolea, singulorum nomen et obitus diem titulis designantia. Sed et potentissimus ille Karolus Magnus et orthodoxus imperator cum Fastrada — diem obiisset, tam nobile funus ad monasterium Sancti Albani precepit deferri et in aquilonari vestibulo ante altare apostolorum (sanctae Mariae cod. 1.) terram terrae fecit mandari. Argumento est titulus monumenti eius in eiusdem vestibuli pariete intra fornicem descriptus.

33. Kraus, chriſtliche Inſchriften II Nr. 217, woſelbſt auch die weitere Literatur; zuletzt handelt über die Inſchrift Falk, Mainzer Journal 1907 Nr. 160.

34. Monum. Germ. S. S. V 483 und 548 ad an. 794.

35. Monum. Germ. S. S. XV 984. 35 Cod. Musei Britannici vgl. Anmerkung 32.

36. Der Beiſetzungstag des heiligen Severus (21. Oktober) wurde in dem Kloſter ſpäterhin gefeiert, wie ein altes, aus St. Alban ſtammendes Kalendarium beweiſt. Es verzeichnet auch den Todestag des Hauptheiligen St. Alban (21. Juni) und mit der Inſchrift übereinſtimmend, den Einweihungstag der Baſilika (1. Dezember). Aber auch nach anderer Seite hin iſt dieſe Handſchrift von höchſtem Intereſſe. Auf die unbeſchrieben gebliebenen Blätter derſelben hat eine Hand des 9. Jahrhunderts — aller Wahrſcheinlichkeit nach einer der Mönche von St. Alban — Bruchſtücke aus einer altſächſiſchen Bibeldichtung eingetragen, von der einen anderen Teil der aus der Literaturgeſchichte allgemein bekannte Heliand bildet. Das Nähere ſ. bei Fr. Falk, Bibelſtudien, S. 92 und Dombibliothek, S. 132 ff., der feſtſtellte, daß dieſe Handſchrift aus St. Alban ſtammt. Über die Beiſetzung des heiligen Severus ſ. Böhmer-Will, Regeſten der Mainzer Erzbiſchöfe S. 57 Nr. 17.

37. Vgl. Sigehard, A. S. S. Juni III 75 § 7 (= Joannis II 17 f. § 6 f.). Schon zur Zeit des jüngeren Gozwin (1137) müſſen an der Stelle, wo man damals die Gräber der zehn Biſchöfe und der Heiligen Aureus und Juſtina wiedergefunden haben wollte, drei Hochgräber (memoriae) gelegen haben. Dies ergibt ſich aus Gozwins Wunderbericht (A. S. S. Juni III S. 59 = Joannis II 19 § 9), worin u. a. folgendes erzählt wird: „Am Palmenſonntag während des Gottesdienſtes ſtieg ein Mann auf die Gräber der zehn Biſchöfe und der Heiligen Aureus und Juſtina; hier wurde er plötzlich von einem Schlage getroffen und ſetzte ſich mit einem Aufſchrei bewußtlos auf das Grab (tumulus) der beiden letzteren Heiligen. Als er wieder zu ſich gekommen war, erzählte er, wie er ſich auf dem Grabmal hätte niederlaſſen wollen, ſei aus demſelben eine Jungfrau hervorgeſtiegen und habe ihm einen Schlag ins Geſicht verſetzt uſw.“ — Die Jungfrau konnte niemand anders als die heilige Juſtina geweſen ſein, folglich lag ſie und der heilige Aureus an dieſer Stelle begraben, was man im Laufe der Zeit (935—1137) vergeſſen hatte, ſo folgert Gozwin und mit ihm Sigehard; vgl. auch Singer, St. Aureus und ſein Heiligtum, Mainz

1903 S. 5 f., der übrigens die beiden Gozwin zu verwechſeln ſcheint. — Auf die Widerſprüche die ſich in Sigehards Bericht, ſo wie er uns vorliegt, finden, ſoll hier nicht näher eingegangen werden; in die Echtheit des Reliquienfundes ſcheint man aber ſchon frühzeitig Zweifel geſetzt zu haben. Nach der Auffindung, ſo berichtet Sigehard, hätte man an dieſer Stelle drei Hochgräber errichtet: tres solennes exstructae sunt memoriae; quae forma tetragona contiguae, imo continuae, marmoreo dispositae tabulato, a terra paululum surgere videntur; quarum adhuc vestigia restant. Alſo zu Sigehards Zeiten (ca. 160 Jahre ſpäter) ſah man noch ihre Spuren.

38. Gozwin hätte mithin den nördlichen Flügel dieſes Tranſepts als eine Art Durchgangs- oder Vorhalle (vestibulum) aufgefaßt; ihr gegenüber lag dann auf der Südſeite an der entſprechenden Stelle das ſüdliche vestibulum (vgl. die beiden Durchgangshallen, durch die man auf der Oſtſeite, vom Liebfrauenplatz aus, den Mainzer Dom betritt). Auch der Grundriß von St. Gallen zeigt an der entſprechenden Stelle einen Eingang.

39. Ihre Grabſchriften bei Kraus, chriſtliche Inſchriften (vgl. dazu das oben S. 70 Sp. 2 Bemerkte). Es ſind Richulf † 813, Haiſtulf † 826, Otgar † 847, Rabanus Maurus † 856, Karl † 862, Luitbert † 889, Sunderold † 891 (Hatto † 913; ſeine Begräbnisſtätte iſt unbekannt vgl. Böhmer-Will, Reg. S. 96 Nr. 83. — Heriger † 926, Hildebert † 937), Friedrich † 954, Wilhelm † 968; er war ein natürlicher Sohn Kaiſer Ottos I. [Dieſer Kaiſer ſcheint überhaupt zu dem Kloſter nähere Beziehungen gehabt zu haben; drei ſeiner Kinder lagen dort begraben, Liutolf (Mar. Scot. ad. an. 955), Luitgard und Wilhelm (Mar. Scot. ad. an 968); auch hatte er das Kloſter wiederholt mit Gütern beſchenkt; ſ. Wagner-Schneider, geiſtl. Stifte II 336 f.]. Hatto II † 970, (Rupert † 975). Von den in Klammern angeführten Erzbiſchöfen iſt ihre Beiſetzung in St. Alban durch unſere Quellen nicht bezeugt, ſie wird aber aller Wahrſcheinlichkeit ebenfalls dort ſtattgefunden haben; vgl. dazu auch Joannis II 729.

40. Joannis II 731, § VI (Zuſatz des Joannis zu Helwich); er ſtarb zu Mainz am 23. April 990, vgl. Falk, Dombibliothek S. 9 f.

41. Latomus, catal. archiep. Mog., bei Mencken script. rer. Germanic. III 455.

42. Joannis II 784 ff, cap. XII.

43. S. Anmerkung 55.

44. Geſchichtsblätter für die mittelrheiniſchen Bistümer S. 208.

45. Joannis II 742. Die Stelle aus der Schenkungsurkunde, die Abt Theoderich ausſtellt, lautet: ... quedam honesta mulier, civis Mogonciensis nomine Mazecha, dedit nobis duas libras argenti, eo pacto, ut per omne futurum euum [aevum] annis singulis persolvatur solidus unus a Fratribus istius loci Custodi monasterii nostri secundum antiquam consuetudinem loci, pro redemptione sarcofagi, in quo iacet sepultus Adelbero, vir eius, quod situm est ante limen maxime porte occidentalis monasterii sub capella S. Michaelis, quatinus ipsa, cunctique posteri eius illud sine contradictione teneant eterno iure sepulchri. Cui peticione prompte annuimus ..... non aliqua ducti levitate, sed ipsius mulieris honesta moti largitate; nam ad renovacionem chori nostri XV libras dedit, et ipsa tanti ornatus ecclesiae nostrae non minima causa extitit.

46. Joannis II 788.

47. Acta S. S. Juni III S. 60 § 67.

48. Kraus, chriſtliche Inſchriften II S. 210 f.

49. Serarius Mog. rer. 623. Der Anfang von Otgars Grabſchrift lautet: Qui intrasti templum pronusque hanc sistis ad aram non spernas lector hunc titulum legere.

50. Die Nachweiſe ſind zuſammengeſtellt bei Kraus, chriſtliche Inſchriften II Nr. 220 „apud S. Albanum sepulcri eius ostenditur memoria (Grabmal) in sanctorum archiepiscoporum Martini et Bonifacii capella“.

51. Bruſchius, Monasteriorum Germaniae centuria prima, Ingolſtadt. MDLI. p. 57 verso: in sacello D. Bonifacii, qui locus tamen ob chori novam structuram nunc non agnoscitur. Die Mainzer Stadtbibliothek beſitzt zwei Exemplare dieſes ſeltenen Werkes, vgl. Horawitz, C. Bruſchius S. 140.

52. Der heilige Bonifatius ſcheint in dem Kloſter eine beſondere Verehrung genoſſen zu haben; denn Helwich führt unter den Vikarien des Kloſters allein drei zu Ehren des heiligen Bonifatius an.

53. Mabillon bei Joannis II 61 § 40 unter Berufung auf Trithemius.

54. Statt des Namens hat hier das Manuſkript Helwichs eine Lücke, vielleicht war es die Muttergotteskapelle, die oben ſchon erwähnt wurde. Über die observatio Helwichs ſ. Ausgrabungsbericht (Gräberfunde).

55. Annal. Fuld. ad. an. 858 (M. G. S. S. I 370) ... ecclesia sancti Albani martyris ita concussa est, ut murus de fastigio cadens oratorium S. Michaelis ad occidentem basilicae bicameratum cum tecto et laquearibus ruina sua confringens terrae coaequaret.

56. Vgl. Anmerkung 45.

57. Das 0,16 Meter hohe Gefäß mit Henkel iſt ſicher eine Mainzer Arbeit, die höchſtwahrſcheinlich im Kloſter St. Alban ſelbſt angefertigt wurde. (Das Nähere ſ. Falk in den Geſchichtsblättern für die mittelrheiniſchen Bistümer S. 18 f., Kraus, chriſtliche Inſchriften Band II, Nr. 150, Baudenkmäler der Pfalz Band IV S. 124 f. mit Abb. S. 59.) Auch ein Reliquiar mit Emaille, das ſich ebenfalls jetzt im Speyerer Domſchatz befindet, ſcheint aus St. Alban zu ſtammen (ſ. Baudenkmäler der Pfalz Band IV. S. 125. Abb. S. 60).

58. Acta S. S. Juni III 57 ff (= Joannis II 18).

59. Joannis II 749.

60. Acta S. S. Juni III 76 (= Joannis II 20 f., § 11 f.; vgl. auch dort, S. 21, die Bemerkung Papebrochs, dem auch ſchon die ſchriftlichen Nachrichten, auf die ſich Sigehard bezieht, nicht mehr vorgelegen haben).

61. Vgl. oben Anmerkung 28.

62. Acta S. S. Juni III S. 77 (= Joannis II 21 § 13): destructa iam sine spe potioris restaurationis, propter nimiam sui vetustatem, ecclesia S. Albani, in ea parte, in qua pretiosae Sanctorum reliquiae servabantur, in loco qui iam superius assignatus est, cogitaverunt Fratres, sanctorum patronorum suorum pignora typo devotionis de terra levare et magis decentibus, sanctitatique eorum magis congruis loculis conservanda mandare ...

63. Wagner-Schneider, geiſtliche Stifte II 373 und 409.

64. Die Nachweiſe bei Kraus, chriſtliche Inſchriften II Nr. 215.

65. Serarius, Mog. rer. S. 614: in superstantis Septentrionalis muri occidentali facie legitur hodie in lapidem in-

cisa inscriptio haec: Ecclesia haec uſw.; S. 615 notiert Serarius: e saxo, quod inscriptioni superiori proximum: Antistes humilis Riculf etc. Die Inſchriften ſ. oben S. 76 f.
66. Chron. Hirsaug. ad. an. 1328.
67. Würdtwein, nov. subsid. dipl. VI 364.
68. Reuter, Albansgulden, Urkundenbuch S. 54 ff.
69. Über ihn ſ. Joannis II 811 f.
70. Joannis II 779.
71. Joannis II 766.
72. Im Jahre 1300 verkauften Abt Konrad und der Konvent zu St. Alban ihre ſämtlichen Güter und Einkünfte zu Drais bei Finthen für 125 Mark kölniſche Denare an den Mainzer Bürger Peter zum Jungen. Den Erlös verwandten ſie für die notwendigen Bedürfniſſe ihres Kloſters; vielleicht gerade für den Neubau. Joannis II 767.
73. Joannis II 779, cap V.
74. Welchen Grund dieſe Erhöhung hatte, wird nicht angegeben. Helwich, der hier für uns die Quelle iſt, ſchöpft ſeine Nachrichten vielleicht aus den Stiftsprotokollen, darauf ließe die genaue Angabe des Datums ſchließen.
75. So bemerkt Helwich, ohne jedoch ſeine Quelle anzugeben. Der Hochaltar müßte dann erſt um das Jahr 1400 wieder geweiht worden ſein.
76. Die folgenden Angaben ſind in der Hauptſache dem Schunkſchen Auszuge aus dem Stiftsprotokoll von St. Alban entnommen (ſ. Anmerkung 7).
77. Über ihn ſ. Joannis II 384.
78. Auch der Oſtchor des Domes muß durch ein ſolches „Gerems“ gegen das Mittelſchiff abgeſchloſſen geweſen ſein. Daher die Bezeichnung „eiſerner Chor“.
79. Für das Folgende iſt als Quelle benutzt Helwich bei Joannis II 786 ff. cap. XIII ff. und die Zuſätze des Joannis.
80. So gibt Helwich bei Joannis II 786 an. Seine Beſchreibung der neuen Einrichtung der Kapelle iſt in manchen Punkten für uns nicht mehr ganz klar.
81. Dieſes Manuſkript von „Mainziſchen Geſchichten“ in Folio der ehemaligen Vikarius und Sakriſten Joh. Jac. Robert Molitor benutzt noch Reuter, vgl. Reuter, Albansgulden S. 82 f. Anmerkung. Damals beſaß es der Vikarius Jagemann zu St. Alban. Wo befindet es ſich heute?
82. Bei der Verfolgung der die karolingiſche Mittelapſis ſchneidenden Mauer des vorkarolingiſchen Baues ſtieß man auf eine dieſer Gruben; ſie war mit Bauſchutt, Schiefer u. a. gefüllt, auch der gänzlich veraltete Beſchlag einer Türe oder Truhe lag darin.
83. Stiftsprotokoll von St. Alban zum Jahre 1618.
84. Ebendaſelbſt zum Jahre 1622.
85. Die Niederlegung des Forts muß einige Jahre vorher ſtattgefunden haben; denn am 4. Dezember 1669 teilt der Domdechant dem Domkapitel mit, es beſtände die Notwendigkeit, die hin und wieder um die Stadt befindlichen Gräben und Schanzen zu ſchleifen. Das Domkapitel iſt bereit, ſeine Untertanen zu dieſer Arbeit heranzuziehen, hofft aber, daß das Kapitel von St. Alban ebenſo verfahre, weil die Schleifung der Albansſchanze dem Albansſtifte zum beſten gereiche. Mainz. Domkap. Prot. Bd. 1669—1670 Fol. 78 b (Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. Schrohe).
86. Im Jahre 1687 wird der Weg nach Heilig-Kreuz durch den Roſengarten gelegt. Stiftsprotokoll zu dem Jahre 1687.
87. Über die Märtyrerkette ſ. Joannis II 725 und 784.
88. Dieſer Perſonſche Plan ſteht wahrſcheinlich im Zuſammenhang mit der Anlage der Karlsſchanze.

Die Schlußvignette iſt nicht als Rekonſtruktionsverſuch, ſondern als eine zeichneriſche Studie zu betrachten, die die impoſante Wirkung der Kirche im Landſchaftsbilde veranſchaulichen ſoll. Die Häuſergruppe rechts von der Kirche iſt das heutige Pflegerinnenheim des Alicevereins in ſeinen richtigen Größenverhältniſſen und ſeiner wirklichen Lage. Die Albanskirche ſteht genau an ihrem urſprünglichen Platze. Die Höhenverhältniſſe und der Aufbau des Chores (Höhe zur Breite = 2:1) ſind nach Maßgabe der Ausgrabungsergebniſſe und der Merianiſchen Anſicht wiedergegeben. Der Weg im Vordergrunde iſt die Abtsgaſſe.

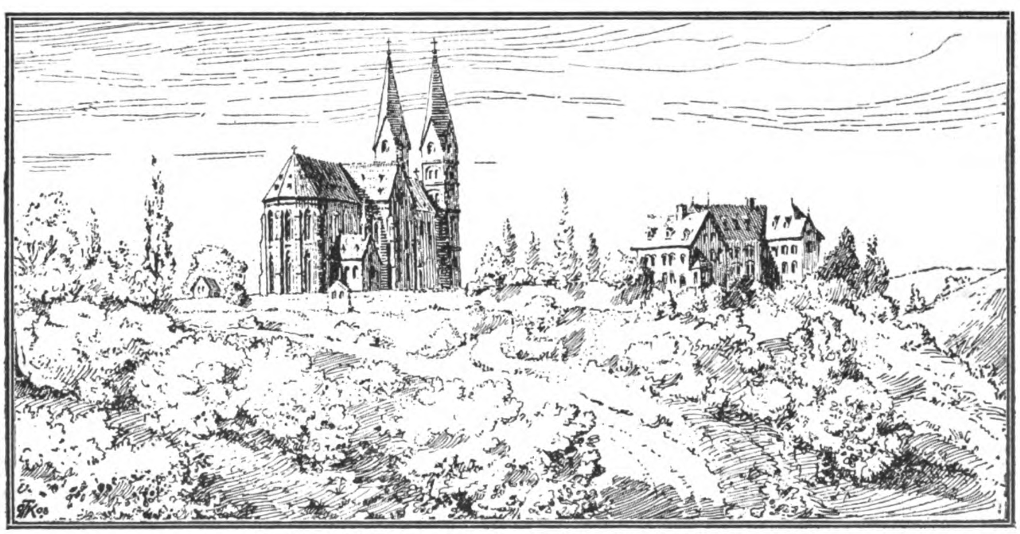


Abb. 10. Die Albanskirche im heutigen Landschaftsbilde des Albansberges

VI.

Bericht über die Ausgrabungen der St. Albanskirche bei Mainz im Jahre 1907

von L. Lindenschmit und E. Neeb

(hierzu Tafel II, ein Grundriß und 2 Abbildungen im Text)

DIE erſten Ausgrabungen auf dem Albansberge wurden vonſeiten des Mainzer Altertumsvereins im Jahre 1844 vorgenommen. Der kurze Bericht hierüber befindet ſich in der Zeitſchrift des Vereins zur Erforſchung rheiniſcher Geſchichte und Altertümer, Band I S. 118. Damals wurden an der Albansſchanze (Karlsſchanze, dem jetzt verſchwundenen Fort Karl) verſchiedene bauliche Veränderungen vorgenommen, unter anderem wurde auch in dem Hofe des Forts ein bombenſicherer, kaſernenartiger Bau (Reduit) errichtet, wie aus der Jahreszahl 1844, die auf dem Schlußſteine ſeines Eingangstores ſtand, erſichtlich war. Im Frühjahre 1908 wurde er niedergelegt. Bei den Fundamentierungsarbeiten für dieſen Bau war man auf die Reſte des Kreuzganges geſtoßen, der, wie auch aus älteren Berichten (ſ. oben S. 81 Sp. 1) hervorgeht, auf der Südſeite der Kirche gelegen haben muß. Seine Fundamente wurden ſchon im 18. Jahrhundert bei der Anlage des ſtadtſeitigen Grabens zum Teil zerſtört.

Auch nach den Fundamentreſten der Kirche ſelbſt hatte man bei den Grabungen im Jahre 1844 geſucht, wahrſcheinlich an der Stelle, die dem oben erwähnten Reduit gegenüber auf der Stadtſeite diesſeits des Fortgrabens lag. Planaufnahmen über die Ergebniſſe dieſer Ausgrabungen wurden damals leider nicht hergeſtellt, ſodaß wir nur auf Vermutungen angewieſen ſind. Im Jahre 1844 machte man aber ſchon die Wahrnehmung, daß von der Kirche ſelbſt nur hie und da noch die unterſten Fundamente erhalten waren, und das beſtätigte ſich (wenigſtens für die Stelle, wo man damals vermutlich danach ſuchte) durch die Ausgrabungen des Jahres 1907. Auch die Bronzetüre (oder der eine Flügel einer ſolchen), die ſich heute im Wiesbadener Muſeum befindet (vgl. Zeitſchrift des Vereins I S. 252, Jahresbericht von 1846) ſcheint damals gefunden worden zu ſein (wahrſcheinlich im Graben des Forts).

Bei der Legung eines Kabels für den Feſtungstelegraphendienſt hatte man dann in ſpäteren Jahren, wie ſich dieſes bei den letzten Ausgrabungen zeigte (vgl. Taf. II 2), das Fundament des ſüdlichen gotiſchen Triumphbogenpfeilers und auch das der gotiſchen Chorwand angeſchnitten; von dieſen Funden erhielt jedoch der Altertumsverein keine Nachricht, ſodaß ſie nicht weiter verfolgt werden konnten.

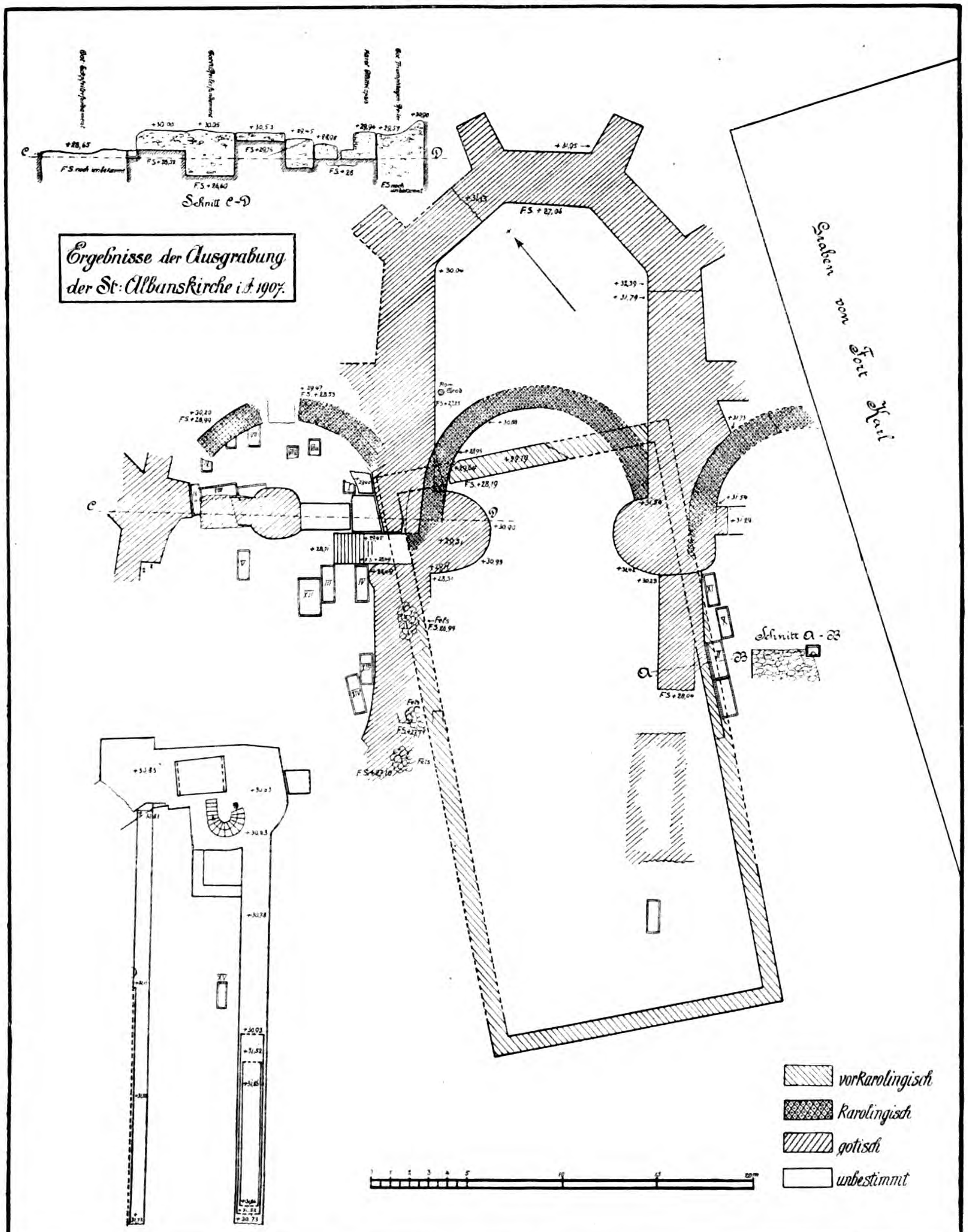
Die genaue Feſtſtellung der Lage und des Grundriſſes der Albanskirche betrachtete der Altertumsverein auch weiterhin als eine ſeiner wichtigſten Aufgaben. Die günſtigſte Gelegenheit für deren Löſung ſchien nun mit dem Zeitpunkte gekommen, wo das Feſtungsgelände im Gebiete des Fort Karl zur Bebauung freigegeben und dort mit den neuen Straßenanlagen begonnen wurde. Die im Zuſammenhange damit im Frühjahre 1907 vorgenommenen Erdarbeiten wurden vonſeiten des Vereins aufs ſorgfältigſte überwacht und verfolgt, und die Erwartungen, die man hieran knüpfte, wurden nicht getäuſcht.

Vonſeiten der Reichskommiſſion für den Verkauf des Feſtungsgeländes und der ſtädtiſchen Verwaltung, insbeſondere dem Tiefbauamte der Stadt Mainz, fand der Altertumsverein in ſeinen Bemühungen das bereitwilligſte Entgegenkommen. Die Großherzoglich Heſſiſche Regierung gewährte zur Beſtreitung der Koſten für die Ausgrabungen einen Zuſchuß von Mark 500.—. Auch an dieſer Stelle ſei dieſen Behörden der verbindlichſte Dank des Vereins ausgeſprochen. Die Ausgrabungen leiteten die Berichterſtatter.

Als ideales Ziel der Ausgrabungen wäre es zu betrachten geweſen, die Fundamente der gewaltigen Kirchenanlage ringsum völlig freizulegen; die Feſtſtellung des Grundriſſes, die Scheidung der einzelnen Bauperioden u. a. m. wäre dadurch weſentlich erleichtert und in ihren Reſultaten beſſer geſichert worden. Um dieſe Forderung aber durchzuführen, hätte auf einem Gebiete von etwa 50 m Breite und 70 m Länge das ganze Erdreich auf 4 bis 5 m! Tiefe ausgehoben werden müſſen. Dazu reichten leider die zu Gebote ſtehenden Mittel auch nicht im entfernteſten aus. — Außerdem fielen gerade die wichtigſten Teile der Ausgrabungen in das Gebiet der neu anzulegenden Straße 5, und um hier die Arbeiten nicht erheblich aufzuhalten, mußten an dieſer Stelle die Unterſuchungen ſo raſch als möglich bewerkſtelligt werden, und zwar in einem Erdreiche, das bis auf 4 m Tiefe aus einem loſen Bauſchutt beſtand, in dem die Gräben mit allen Vorſichtsmaßregeln angelegt werden mußten. — Für die nächſte Ausgrabungsperiode iſt jedoch unter anderem vorgeſehen, das Gebiet um den ſüdlichen Triumphbogenpfeiler (vgl. Grundriß) bis zum Rande des Grabens von Fort Karl vollſtändig auszuheben.

Der Ausgrabungsbericht folgt in ſeiner Anordnung zeitlich möglichſt den jeweiligen Ergebniſſen. Die Planaufnahmen wurden durch Ingenieur Arras vom ſtädtiſchen Tiefbauamte, die photographiſchen Aufnahmen durch Profeſſor Neeb, die Federzeichnungen durch Hilfskonſervator P. T. Keßler hergeſtellt. Für einzelne wichtigere Teile der Ausgrabungen ſtellen wir zum Zwecke beſſerer Anſchaulichkeit auf Tafel II Photographie und Zeichnung nebeneinander. Die letztere ſchließt ſich, wenn auch etwas ſchematiſierend und ergänzend, aufs engſte an die Photographie an. Diejenigen Mauerzüge, über deren Entſtehungszeit noch Zweifel herrſchen, ſind im Grundriſſe ohne Schraffierung eingezeichnet. Die beiden halbrunden ſeitlichen Apſiden, die hier mit karolingiſcher Schraffierung eingetragen ſind, können möglicherweiſe erſt aus romaniſcher Zeit ſtammen. Die Höhenzahlen beziehen ſich auf 0 des Mainzer Pegels (= 80,414 über N. N.). Das Pflaſter der neuen Straße 5 liegt da, wo es die Kirche überſchneidet, 31,90 m über 0 des Mainzer Pegels.

Die erſten Mauerreſte, die bei der Anlage der Straße 5 (vgl. Lageplan S. 76) zutage traten, waren zwei lange Fundamentzüge, die in einem Abſtande von 4,70 m in der Richtung von NO. nach SW. einander parallel liefen (vgl. Grundriß links unten, nicht Schraffiertes). Die ſüdliche Mauer hatte an der Oberfläche eine Breite von 1,05 m, die nördliche (nach der Stadt zu gelegene) eine ſolche von 0,85 m. An dem Weſtende war das Fundament der breiteren Mauer, das hier noch bis beinahe an die Bodenoberfläche erhalten war, in drei Lagen abgetreppt. Die beiden Mauer-



Bemerkung zum Grundriß: Der Grundriß iſt, beſonders in bezug auf die ſüdliche Hälfte der Kirchenanlage, nur als vorläufige Skizze zu betrachten, vervollſtändigt und berichtigt wird er dem nächſten Ausgrabungsberichte wieder beigegeben werden. Die Null-Linie für die Aufnahme läuft in 1 m Abſtand der Innenkante der Südwand des gotiſchen Chores parallel; ſie iſt 113,21 m lang; ihr öſtlicher Endpunkt liegt bei der erſten Chorecke (+ 32,39), ihr weſtlicher im Gelände 65,43 m von der Südwand des Artillerie-Wagenhauſes (vgl. Überſichtsplan S. 76).

züge konnten auf eine Länge von 21 m verfolgt werden. In bezug auf das Material machte die breitere Mauer den Eindruck jüngeren Ursprungs. An ihrem östlichen Ende stießen diese Mauern an einen breiten Fundamentblock, dessen eine Ecke an der Südseite (nach dem Innern der Kirche zu) abgerundet war, seine Nordseite wird erst bei der nächsten Ausgrabungsperiode weiter verfolgt werden. Die breitere der langen Mauern stand mit dem Blocke im Verband, ebenso auch ein kleiner rechtwinkeliger Mauerzug, der sich vor die Ecke legt, den die lange Mauer mit dem Fundamentblock bildet. Seine Seitenlänge beträgt 2×2 m, die Mauerstärke 0,55 m. Ein anderes kürzeres Mauerstück setzt sich ohne Verband vor die Südseite des Fundamentblockes; die schmälere der Langmauern stößt jedoch ohne Verband auf ihn.

In dem großen Fundamentblock führte eine stark ausgetretene Wendeltreppe nach einem in seinem Innern gelegenen kleinen rechteckigen Raum von 1,80 × 2,60 m Seitenlänge. Über dem Eingangstürchen lag als Sturz ein mächtiger Quader. Der Raum selbst war mit Bauschutt ausgefüllt. Dabei befand sich eine große Kugel von rotem Sandstein, wie sie in der Barockzeit als Verzierung auf Torpfeilern angebracht zu werden pflegten; auch einige steinerne Wasserabläufe, die ihrer Bearbeitung nach ebenfalls der Barockzeit angehören müssen, lagen darin.

Anfangs hielt man dieses Mauerwerk für Reste der im 18. Jahrhundert auf dem Albansberge angelegten Befestigungswerke. Als jedoch späterhin die Chorpartien der Kirche selbst entdeckt und die Mauerzüge in den Gesamtgrundriß eingetragen waren, gewann die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß diese Mauerreste oder wenigstens Stücke von ihnen zur Kirchenanlage selbst gehören könnten. Die schmälere der beiden Mauern kann möglicherweise das Fundament der nördlichen Außenmauer der karolingischen Langschiffanlage gewesen sein; in dem Fundamentblocke kann noch ein Teil des einen Eckpfeilers vom gotischen Querschiff stecken.

In der einen der Langmauern waren die oben S. 9 Nr. 28 und S. 17 Nr. 43 angeführten Inschriften vermauert.

Das nächste Mauerwerk, das bei den Erdarbeiten für die Straße 5 zutage trat, waren die Reste des gotischen Chores. Sie gaben die ersten Anhaltspunkte für die Richtung, in der die Nachforschungen nach der karolingischen Basilika anzustellen waren. Auf der Südseite steht noch aufgehendes Mauerwerk, allerdings in geringer Höhe; auf der gegenüberliegenden Nordwand war das Mauerwerk bis tief in die Fundamente ausgebrochen. Der Chor schließt mit den drei Seiten des Achtecks ab. Er bebesteht aus zwei Jochen und dem dreiseitigen Abschlusse. Im Innern hat er eine Breite von 11 m und (von der Mitte der Ostwand bis zur Mitte des Triumphbogens gemessen) eine Länge von 17 m. Die Mauerstärke des Fundaments der Chorwände beträgt in den obersten Teilen 2,60 m, die der nach außen sich schwach verjüngenden Strebepfeiler 2×2,65 m. Die Fundamente gehen durch eine ca. 4 m hohe Schuttschicht hindurch bis auf den gewachsenen Boden, der hier aus Diluvialsand besteht. Stellenweise scheint man die Fundamentgrube wegen der mangelhaften Festigkeit des Erdreichs mit Brettern verschalt und wider diese gemauert zu haben. Es fand sich nämlich ein Stück Mörtel, auf dem die Abdrücke der Holzfasern noch deutlich sichtbar waren.

Als Baumaterial hatte man zum Teil Werkstücke der älteren karolingischen Apsis, die beim Anbau des gotischen Chores niedergelegt wurde, wieder verwendet. So fanden sich beim Ausbruch eines Teiles des Fundamentes außer zahlreichen Sarkophagtrümmern auch Stücke von einem Sockel; ferner Werkstücke von der Wölbung eines Rundbogens, die an der unteren Fläche eine tiefe Nute hatten, in die eine Platte von Stein oder Holz eingelassen war (vgl. Taf. II 10), und zahlreiche Kalksteinquader von der Apsidenmauer von ca. 11,5×19 cm Größe. Ein Pfosten mit romanischem Ornament ist unten bei „Architekturreste" erwähnt. Als sonstiges Baumaterial hat man für die Fundamentierung des Chores Bruchsteine aus Kalk und auch Sandsteinfindlinge benutzt. Den Kern der Fundamente bildet Gußmauerwerk von einer felsenartigen Festigkeit.

An der Stelle, wo das südliche Ende der karolingischen Mittelapsis unter dem Fundamente des Triumphbogenpfeilers und der Chorwand verschwindet, zeigt die letztere an der Innenseite gut gerichtete Aufmauerung (Abbildung folgt im nächsten Berichte). Die Fundamentsohle des gotischen Chores liegt tiefer als die der karolingischen Apsis. Der Unterschied beträgt etwa 1 m (+ 27 m gegen + 28 m).

Nach Helwich soll der Chor aus Quadern aufgemauert gewesen sein (insignis admodum structurae e lapide quadrato, Joannis II 781); gegen diese Angabe sprechen die noch stehenden Teile des zutage gehenden Mauerwerks, das aus roh zubehauenem, gerichtetem Bruchsteinmaterial besteht. Wahrscheinlich veranlaßten Helwich die stärkeren Binder der Strebepfeiler zu dieser Angabe.

Ein im Innern des Chores gefundenes Skelettgrab aus gotischer Zeit läßt seiner Tiefenlage nach darauf schließen, daß der Fußboden des gotischen Chores etwa in der Höhe des heutigen Niveaus der Straße 5 gelegen haben muß. An der Innenfläche der Chorwand haben sich bis jetzt noch keine Anhaltspunkte für die Bestimmung der Fußbodenhöhe ergeben.

An den westlichen Enden verbreitert sich das Mauerwerk des gotischen Chores zu den nach dem Innern im Halboval einspringenden Fundamenten der beiden Triumphbogenpfeiler.

Von dem südlichen Triumphbogenpfeiler (Taf. II 1, 2) steht das Fundament noch bis nahe an die Höhe des gotischen Fußbodens. Eine genauere Untersuchung dieser Stelle, wobei auch die ganze nächste Umgebung im weiteren Umfange freigelegt werden soll, wird in der nächsten Ausgrabungsperiode vorgenommen werden. Zur Erläuterung unserer Abbildungen soll hier nur kurz folgendes beigefügt werden. Unmittelbar vor dem Pfeiler ist die karolingische Mittelapsis bis auf etwa einen Meter über der Fundamentstückung ausgebrochen. Unsere schematische Zeichnung zeigt ihre Lage (Taf. II 1 a). Das Endstück der südlichen Seitenapside (b) ist noch erhalten; ob von ihm sowie auch von der Mittelapsis noch Stücke in dem Mauerwerk der Pfeiler selbst stecken (wie dieses auf der Nordseite der Fall ist (s. unten S. 95), wird sich bei der nächsten Untersuchung zeigen. Hierbei gelingt es vielleicht auch die Entstehungszeit der Seitenapsiden zu bestimmen. Auf der photographischen Aufnahme (Taf. II 2) ist auch noch die Rille mit dem oben erwähnten Telegraphenkabel deutlich sichtbar. Das Mauerwerk des Pfeilers zeigt, wenigstens nach der Innenseite zu, an der Außenfläche wohl geschichtete Lagen von größeren und kleineren Quadern, die zum Teil aus älteren Werkstücken,

zum Teil aus Sarkophagreſten hergeſtellt ſind. Auch in das Innere des Pfeilers ſelbſt ſind ſolche vermauert, wenigſtens, ſoweit ſich bis jetzt beurteilen läßt, in den oberſten Schichten; darunter befindet ſich auch ein römiſches profiliertes Geſimsſtück mit Bemalung (ſ. Taf. II 2 in der Mitte des Bildes). An der unter dem Kabel liegenden Stelle wurde die unten S. 11 Nr. 35 mitgeteilte Inſchrift ausgebrochen.

Nach Süden ſtößt an den Pfeiler ohne Verband*) ein Mauerzug, deſſen Entſtehungszeit noch zweifelhaft iſt; wahrſcheinlich gehört auch er zum gotiſchen Umbau. Zwiſchen dem letzten Strebepfeiler der Südſeite und der Stelle, wo das Fundament der gotiſchen Chorwand an der ſüdlichen Seitenapſide (Taf. II 1 b) hochgeführt iſt, zeigte dieſes eine Verbreiterung; möglicherweiſe lag hier in der Ecke, den die Chor- und Querſchiffwand bildeten, ein Treppenturm (vgl. S. 71 Abb. 4 und S. 73 Abb. 8).

Die Pfeilerfundamente verbreitern ſich nach unten; deshalb erſcheint auch auf dem Grundriſſe der nördliche Pfeiler des Triumphbogens etwas größer, da hier das Fundament tiefer ausgebrochen war (die Oberfläche des ſüdlichen Pfeilers liegt im heutigen Zuſtande auf + 31,54 m, die des nördlichen in der Mitte auf + 29,51 m).

Die Unterſuchung der Fundamente des n ö r d l i c h e n   T r i u m p h b o g e n p f e i l e r s und des anſtoßenden Mauerwerks war mit großen Schwierigkeiten verknüpft und bot mancherlei Rätſel, die zum Teil noch ihrer Löſung harren. Zunächſt hatte man hier, vielleicht im Zuſammenhang mit den Abbruchsarbeiten im 17. Jahrhundert, das Mauerwerk zu ſprengen verſucht; die Bohrlöcher für die Sprengladungen fanden ſich noch vor. Durch dieſe Sprengungen waren aber gerade die Fugenverhältniſſe ſtark zerſtört worden. In ſeinen unteren Teilen beſtand der Kern des Pfeilers aus Gußmauerwerk. Die Tiefe ſeiner Fundamentſohle iſt noch nicht feſtgeſtellt. Soviel läßt ſich aber bis jetzt deutlich erkennen: Nach dem Innern des Chores zu ging man mit dem in der Rundung ausſpringenden Fundamente tief unter die karolingiſche Fundamentſohle hinab, nach außen hin, wo die gotiſche Querſchiffmauer anſetzte, fundamentierte man auf die nicht vollſtändig ausgebrochenen karolingiſchen Mauerteile (vgl. Grundriß Schnitt C—D). Es trat dann hier auch beim Abbrechen des gotiſchen Gußmauerwerks das Endſtück der karolingiſchen Mittelapſis im Pfeilerfundamente wieder zutage (vgl. Taf. II 3, 4). Auf Tafel II 7 ſieht man noch, wie das Endſtück der karolingiſchen Mittelapſis in den Triumphbogenpfeiler hineinragt und von deſſen Gußmauerwerk an der Oberfläche überdeckt wird; der Arbeiter mit der Meßſtange ſteht auf ihrem weſtlichen Ende. Die Abbildungen auf Tafel II 3 und 4 zeigen das Mauerwerk

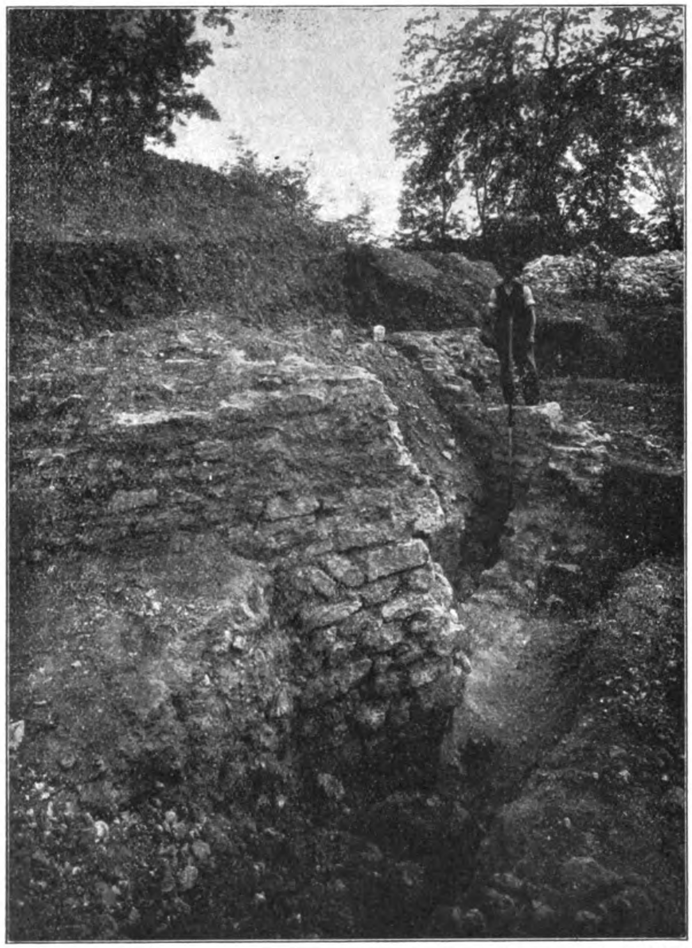


Abb. 1. Rest der Mittelapsis (nördliche Hälfte)

in einem ſpäteren Stadium der Unterſuchung. Hier iſt die Innenkante der Mittelapſide (a), ſoweit ſie noch zu verfolgen war, freigelegt, nach dem Ende zu, d. h. nach der Stelle hin, wo ſich die Tranſeptmauer*) anſchloß, hat man das Mauerwerk der Mittelapſide bei der Anlage der gotiſchen Fundamentierung tiefer hinab ausgebrochen; ferner iſt hier das nordwärts vor dem Pfeiler und den Endſtücken der Mittelapſis liegende Mauerwerk zum Zwecke der Unterſuchung ſchon bis zu einer größeren Tiefe abgebrochen worden. Zur Klarlegung der einzelnen Mauerzüge und ihrer Fugenverhältniſſe war dieſe Maßregel unbedingt erforderlich, da durch das ſich darüber hinziehende gotiſche Gußmauerwerk die älteren Mauerverhältniſſe gänzlich verdeckt worden waren.

*) Als die auf Tafel II 1, 2 wiedergegebene Zeichnung und Photographie hergeſtellt wurden, war die Fuge noch nicht feſtgeſtellt. Deshalb erſcheint auf der Zeichnung dieſes Stück (es läuft nach dem rechten Rande der Zeichnung zu) fälſchlich als im Verband ſtehend. Im nächſten Berichte folgt das Nähere hierüber.

*) Wir wollen dieſen Mauerzug, der an ſeinem Nordende mit der Treppe abſchließt, einſtweilen der Einfachheit halber als „Tranſeptmauer“ bezeichnen. Bei der Frage, ob die Seitenapſiden karolingiſchen oder romaniſchen Urſprungs ſind, ſoll noch einmal auf dieſes Stück zurückgekommen werden. Vielleicht wäre die Bezeichnung als Verbindungsſtück zwiſchen der Mittel- und nördlichen Seitenapſide richtiger. Auf dem Grundriß iſt dieſer Teil ohne Schraffierung gelaſſen, nur die Stelle, wo er in das Fundament der Mittelapſis einbindet, iſt mit karolingiſcher Schraffierung angedeutet.

Bei der Verfolgung der Fundamente des gotischen Chores stieß man in westlicher Richtung auf die Fundamentreste der Mittelapsis der karolingischen Anlage, die im Jahre 805 eingeweiht wurde. Sie schloß in einem Halbkreis ab, dessen Schenkel jedoch nach Westen hin noch etwas verlängert (gestelzt) waren, und zwar so, daß diese Verlängerungsstücke nicht parallel liefen, sondern nach außen divergierten (vgl. Grundriß beim nördlichen Triumphbogenpfeiler). Der größte Durchmesser betrug im Innern 10 m. Von dieser Apsis stand noch ein Stück der Nordhälfte des Bogens in beträchtlicher Höhe. Die Oberfläche des Mauerwerks liegt auf + 30,88 m und hat hier eine Breite von 1,20 m. Auf der Außenseite hat sich noch ein Rest des alten Verputzes erhalten (vgl. Abb. 1, in der Mitte des Bildes), sodaß wir also hier schon zutage gehendes Mauerwerk vor uns haben. Die südliche Hälfte des Bogens war fast bis auf 1 m über der Stückung ausgebrochen (s. unten S. 94). Es hat den Anschein, daß man bei der Anlage des gotischen Chores die Mittelapsis nur bis etwa zur Höhe des neuen Fußbodens niedergelegt hat. Die tiefer gehenden Ausbrüche, wie wir auf Abb. 1 einen solchen unmittelbar vor dem Triumphbogenpfeiler sehen, können in späterer Zeit stattgefunden haben. Die Fundamente der Apsis waren aufgemauert, sie gingen aber an keiner Stelle bis auf den gewachsenen Boden, sondern ruhten auf einer älteren Schuttschicht. Als Material waren verwendet: Bruchsteine aus Kalk, Sandsteinfindlinge und eine Reihe frühchristlicher Grabsteine. In dem nördlichen Bogenstück der Mittelapside fanden sich vermauert die oben S. 1 ff. unter Nr. 7, 27, 33, 36 und 37c veröffentlichten Inschriften. Im Gegensatz zu dem nordwärts anschließenden Stücke der Transeptmauer zeigt das Endstück der Mittelapsis (vor der Ecke) eine wohl gerichtete Quaderschichtung (vgl. Taf. II 3, 4 und 7), die den Anschein hat, als wäre sie aus der Fundamentgrube frei aufgemauert. Eigentümlicherweise war hier das Fundament der Mittelapsis in dem unteren Teil in zwei bis drei Schichten breiter aufgemauert als die darüber und darunter liegenden Stücke.

Über den in der Mittelapsis liegenden Rest des vorkarolingischen Baues s. oben S. 74 f.

Das Mauerwerk nordwärts vor dem Triumphbogenpfeiler bot bei seiner Freilegung zunächst ein wildes Durcheinander von Fugen (Taf. II 5, 6), die zum Teil durch die Sprengungen hervorgerufen sein konnten. Als man dann die darüber liegende gotische Gußmauerschicht abgehoben hatte, traten folgende als selbständige, unter sich nicht im Verband stehende Mauerkörper zutage, die zum Teil erst durch die Feststellung ihrer Fundamentsohle ganz klar auseinander gehalten werden konnten (s. Grundriß, Schnitt C—D).

a) Der Rest der Mittelapsis (s. oben) mit dem in sie einbindenden nach Norden gerichteten Stücke des Transepts, das am Nordende in eine Treppe endigt; hiervon soll weiter unten gehandelt werden.

b) Ein Mauerzug der ungefähr rechtwinklich wider die Transeptmauer stieß, aber nicht in dieselbe einband (Taf. II 3b und 4). Auf dem Grundrisse liegt er unter der gotischen Schraffierung. Seiner Lage nach könnte er dem südlichen Endstück der Seitenapside entsprechen, es liegt jedoch seine Fundamentsohle um etwa 1 m tiefer als die Stückung des auf dieser Seite noch erhaltenen Apsidenrestes (Taf. II 5a). In etwa 1,90 m Entfernung von der Transeptmauer zieht sich der Mauerzug südlich nach der Mittelapsis hin, wie auf Tafel II 3b ganz im Vordergrunde schematisch angedeutet ist. Zwischen diesem Mauerblock und dem vor dem Fundamente der Mittelapsis liegenden breiteren Streifen von Gußmauerwerk lag ein mit Bauschutt ausgefüllter Spittel, der bis auf den gewachsenen Boden ging. Der Mauerzug (b) muß das Fundament der Nordecke des vorkarolingischen Baues sein (s. oben S. 74 f.); seine Fundamentsohle liegt ungefähr in gleicher Tiefe wie die des Mauerzugs, der die Mittelapsis als Sehne durchschneidet und den man bei der Anlegung der Fundamente der Mittelapsis durchbrochen hatte. Es hat nun die Vermutung viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß man bei der Anlage des Fundaments für die nördliche Seitenapside — ob diese nun schon in karolingischer oder erst in romanischer Zeit stattgefunden hat, kommt hier zunächst nicht in Betracht — das Fundamentmauerwerk dieses Eckstücks des vorkarolingischen Baues nicht ganz ausbrach und das Endstück der Seitenapside auf den bis zur Höhe ihrer Fundamentsohle stehen gebliebenen Mauerrest aufsetzte, während man die übrigen Teile ihres Fundaments auf die alte Schuttschicht oder Diluvialkies, der hier stellenweise höher liegt, errichtete. Selbstverständlich mußte eine ungleichmäßige Setzung des Mauerwerks die Folge dieser unvorsichtigen Fundamentierung sein, die sich dann nach oben hin im zutage gehenden Mauerwerk der Apside durch Risse und Spalten zeigte. Nun muß aber schon um das Jahr 1114 eine restauratio chori stattfinden (s. oben S. 81 Sp. 2); ferner berichtet Sigehard von dem verfallenen Zustand, in dem sich im Jahre 1297 gerade der Teil der Kirche befand, in dem die kostbaren Reliquien der Heiligen (Aureus und Justina, s. oben S. 82 Sp. 2) lagen; das waren aber, wie oben schon angenommen wurde, gerade die in oder vor der nördlichen Seitenapside liegenden Teile der Kirche, die durch die ungleichmäßige Fundamentierung der Apsis in Mitleidenschaft gezogen worden waren (s. oben S. 83 Sp. 1).

c) Nach Norden setzte sich vor den Mauerzug b ein weiterer Mauerblock (Taf. II 5d; auf Taf. II 3 ist er schon ausgebrochen). Er muß schon innerhalb der nördlichen Seitenapside gelegen haben. Auf seiner Nordostseite griff er mit zwei Lagen Quadern von 30 cm Höhe (s. Taf. II 5 bei d) über die Treppe hinaus, sodaß wir annehmen müssen, daß er jüngeren Ursprungs als diese selbst ist. Seine Fundamentsohle lag auf 28,60 m. Über den Zweck und die Entstehungszeit dieses Fundamentblockes kann eine Angabe nicht gemacht werden; vielleicht ist er eine spätere Verstärkung des Apsidenfundaments. Ebenso zweifelhaften Ursprungs ist der sich ostwärts ohne Verband davor legende kleinere Mauerblock von gleicher Fundamenttiefe (Taf. II 5 und Grundriß, nicht schraffiert).

An den unter c erwähnten Mauerblock setzte sich ohne Verband ein nach dem Innern der Apsis laufender Mauerzug, der nur ganz flach fundamentiert war (Fundamentsohle + 29,75); er stieß mit seinem andern Ende wider den gotischen Pfeiler (vgl. Grundriß, wo er nicht schraffiert ist).

d) Die Transeptmauer und die Treppenanlage. Die Frage nach der Entstehungszeit dieser beiden Bauteile hängt eng zusammen mit der Frage, ob die beiden Seitenapsiden karolingischen oder romanischen Ursprungs sind. Die Untersuchung des südlichen Triumphbogenpfeilers bringt hier hoffentlich die nötige Klarheit. Durch den gotischen Umbau, bei dem man offenbar die Fundamente des älteren Baues ganz ungleichmäßig

ausgebrochen hatte, durch das ſich darüber legende Gußmauerwerk, durch die Sprengungen im 17. Jahrhundert, vielleicht auch durch die im Zuſammenhang mit der Kapellenanlage im Jahre 1604 (ſ. oben S. 87) vorgenommenen neuen Fundamentierungen, waren auf der Nord- und Nordweſtſeite des Triumphbogenpfeilers die urſprünglichen Verhältniſſe in einer Weiſe zerſtört worden, daß ſie faſt unentwirrbar ſchienen. Wie oben ſchon angedeutet wurde, konnte einige Klarheit nur dadurch erzielt werden, daß man die Fundamentſohle der einzelnen Mauerteile feſtſtellte (vgl. Grundriß, Schnitt C—D). Die Weſtkante des Verbindungsſtückes zwiſchen Mittel- und Seitenapſide, die auf dem Grundriß mit der gezackten Linie noch angedeutet iſt, war nicht mehr zu erkennen, auf ſeiner Oſtſeite aber konnte mit Sicherheit feſtgeſtellt werden, daß es hier in die Mittelapſis einbindet (vgl. Grundriß und Taf. II 3 und 4).

Während nun in dieſer Ecke das Fundament der Mittelapſis an der Außenſeite gut gerichtete, in der Fundamentgrube frei aufgemauerte Schichtung zeigte (ſ. Taf. II 3, 4 und 7), machte das Mauerwerk des Verbindungsſtückes mit ſeiner unregelmäßigen Schichtung ganz den Eindruck, als wäre es wider älteres Mauerwerk aufgeführt (vgl. Taf. II 4 die Stelle vor dem Arbeiter mit der Meßſtange), und dieſes ältere Mauerwerk war der Mauerzug b.

In die Treppe und das rückwärts anſtoßende Mauerwerk waren die oben S. 11 f. veröffentlichten Grabſteine Nr. 34, 37 d, 38, 39 und 41 vermauert, wodurch ihre Entſtehungszeit, wenigſtens nach einer Zeitgrenze hin, nicht vor dem 7. Jahrhundert, feſtgelegt iſt. Nun ſind aber Treppe und das dahinter liegende Mauerſtück in einem Guſſe gleichzeitig aufgeführt; außerdem bindet das letztere in die karolingiſche Mittelapſis ein; ſie gehören alſo zu einem und demſelben Baue, d. h. der Baſilika Richulfs. Für die Gleichzeitigkeit mit der Mittelapſis könnte auch der Umſtand ſprechen, daß gerade in den bis jetzt unterſuchten karolingiſchen Beſtandteilen ſich die meiſten der frühchriſtlichen Grabſteine als Baumaterial verwendet finden.

Die Treppe hatte zehn Stufen (Taf. II 8), ſie muß ihrer Höhenlage nach zu einem unterirdiſchen Raume geführt haben; welcher Art dieſer geweſen ſein könnte, iſt oben ſchon vermutungsweiſe angedeutet worden (ſ. oben S. 80 und 83). Von einer Bekleidung der Seitenwände war keine Spur mehr zu entdecken. Die auf ihrer linken Seite ſtehenden Sarkophage ſcheinen ihren Beigaben nach älter zu ſein als die Treppe ſelbſt (vgl. unter Gräberfunde) und mit ihr nicht im Zuſammenhang zu ſtehen. Das Fundament der Treppe liegt auf gelbem Kies (Fundamentſohle + 28,49 m). Dicht bei dem oberen Ende der Treppe fanden ſich in der Nähe der Steinſärge im Erdreiche zahlreiche Dachziegel, die möglicherweiſe von dem vorkarolingiſchen Bau herrühren. Material und Brand zeigen noch ganz die römiſche Technik.

Die n ö r d l i c h e A p ſ i s (Taf. II 5a). Auch bei ihr iſt ein Teil der nördlichen Bogenhälfte bis zu größerer Höhe erhalten. Die Mauerſtärke beträgt an der Oberfläche 1,20 m, die der ſüdlichen Apſis nur 1 m. Der Unterſchied iſt dadurch bedingt, daß ſich das Fundament nach unten verbreitert, und das der letzteren bis zu größerer Höhe (+ 31,54 m, nördliche Apſis + 30,20 m) erhalten iſt. Am nördlichen Ende iſt die Apſidenmauer da, wo die Fundamentierung für den Eckpfeiler des gotiſchen Querſchiffs einſetzt, bis auf die Sohle ausgebrochen geweſen. Unter dem Fundament ſtecken einige Sarkophage, über die die Mauer einfach hinweggeführt wurde. Im Innern der Apſis liegen die Reſte von zwei zerſtörten Sarkophagen aus rotem Sandſtein. Der eine davon wurde in die Sammlung des Vereins verbracht.

Am Scheitel des Bogens iſt ein Stück aus dem Fundamente der Apſis herausgebrochen, an deſſen Stelle greift das Fundament eines etwa ſenkrecht zu ihrem Durchmeſſer nach Oſten ziehenden Mauerzugs ein, der aus gotiſcher Zeit ſtammen kann oder auch im Zuſammenhang ſteht mit dem Kapellenbau von 1604 (ſ. oben S. 87). Über den Zweck dieſes Einbaues und ſeine Ausdehnung iſt noch nichts feſtgeſtellt, da das Erdreich oſtwärts vor der Apſide noch nicht unterſucht iſt.

Etwa im Mittelpunkt der Apſidenmauer ſteht das Fundament für einen Pfeiler (Taf. II 5 c). An der Oberfläche erſcheint er heute als abgerundet, in größerer Tiefe werden die Wände, wenigſtens die der Oſtſeite, gerade. Die ſcheinbare Rundung iſt wohl durch ſpäteren Abbruch bewirkt worden. Die Fundamentſohle liegt auf + 26,60, ein Umſtand, der für ſeine Entſtehung in gotiſcher Zeit ſpricht. Unmittelbar an der Fundamentſohle lagen (vor Grab VIII) die Reſte eines offenbar bei den Fundamentierungsarbeiten zerſchlagenen Sarkophags. Etwa 1 m öſtlich vor dem Pfeiler ſtieß man auf eine Kalkgrube, die mit gelblichem Sand eingedeckt war.

Von dem Pfeiler lief nach Norden und Süden ein Mauerzug (über den ſüdlichen ſ. oben). Der nach Norden laufende iſt tiefer fundamentiert als der ſüdliche (ſ. Grundriß, Querſchnitt C—D); er ſtößt nordwärts an die mächtige Fundamentierung des Nordoſteckes des gotiſchen Querſchiffs. Kurz davor hat man ſein Fundament zum Teil auf einen durch den Deckel noch verſchloſſenen leeren Sandſteinſarkophag (Grab VIII) aufgeſetzt, der in ſüdöſtlicher Richtung lag; einen andern Sarkophag, der ſenkrecht zu dieſem lag (Grab IX a), hatte man dagegen ausgemauert. Der Pfeiler kann das Fundament eines Strebepfeilers des gotiſchen Querſchiffs ſein, das dann aus zwei Jochen beſtanden hätte. Das zwiſchen der Ecke und dem Pfeiler liegende Fundament iſt vielleicht als Spannungsſtück anzuſehen.

Der Fundamentblock der n o r d ö ſ t l i c h e n E c k e d e s g o t i ſ c h e n Q u e r ſ c h i f f s iſt in ſeinem Umfang noch nicht näher unterſucht. Der Anfang des auf der Ecke ſtehenden Strebepfeilers iſt deutlich ſichtbar. Die andere Ecke des Querſchiffs haben wir wahrſcheinlich am Oſtende der beiden parallelen Mauern zu ſuchen.

D i e ſ ü d l i c h e S e i t e n a p ſ i d e wurde bei der Anlage des Fortgrabens zum Teil zerſtört (ſ. Grundriß). Ausführlicheres über dieſen Teil folgt im nächſten Ausgrabungsberichte.

An die Triumphbogenpfeiler ſetzen ſich weſtwärts breite Fundamentzüge, die ſtellenweiſe erſt in einer Tiefe von 3 bis 4 m wieder aufgefunden wurden; wie aus den anſtoßenden mit Bauſchutt ausgefüllten Gruben zu erſehen war, hatte man hier im 17. Jahrhundert, um Baumaterial zu gewinnen, bis zu dieſer Tiefe hinab, die Fundamente ausgebrochen.

An dem ſüdlichen Triumphbogenpfeiler ſtoßen zwei Mauerzüge in ganz ſpitzem Winkel zuſammen. Der eine läuft in der Richtung der gotiſchen Chormauer weſtwärts. Seine Innenkante konnte bis auf beinahe 6 m Entfernung vom Pfeiler in einer Tiefe von ca. 4 m verfolgt werden, dann verſchwand ſie. Nach einer kurzen Unterbrechung erſchien das Mauerwerk wieder, verbreiterte ſich

hier aber nach dem Innern des Mittelſchiffs zu (vgl. Grundriß).

Ein dieſem entſprechender Mauerzug wurde auch weſtwärts vom nördlichen Triumphbogenpfeiler in gleicher Tiefe feſtgeſtellt, zum Teil war er auf den Felſen fundamentiert (vgl. Grundriß). Auch hier verbreiterte er ſich in ungefähr 10,5 m Entfernung vom Pfeiler, und zwar hier nach dem Seitenſchiff zu, nach der Innenſeite trat Fels zutage, auf den man fundamentiert hatte. Es iſt möglich, daß wir an dieſen Verbreiterungsſtellen die Fundamente der gotiſchen Vierungspfeiler zu ſuchen haben. Ihre Entfernung von den Triumphbogenpfeilern entſpricht deren Abſtand (von der Mitte zur Mitte gemeſſen 10,5 m).

Auf der Südſeite verſchwand in etwa 15 m Entfernung vom Triumphbogenpfeiler das Mauerwerk. Weſtlich von der Schmalſeite des vorkarolingiſchen Baues wurde noch ein Verſuchsgraben gezogen, es konnte aber auch hier kein Fundamentmauerwerk feſtgeſtellt werden.

Der zweite, an den ſüdlichen Triumphbogenpfeiler ſtoßende ſchmälere Mauerzug, gehörte zu dem vorkarolingiſchen Baue, über den oben S. 74 f. ſchon das Nähere mitgeteilt iſt, und zwar bildet er deſſen eine Langmauer. Ein kleines Stück aus der Mitte der gegenüberliegenden Langmauer trat in der Nähe der Stelle zutage, wo wir den einen der gotiſchen Vierungspfeiler vermuteten.

Die Grabfunde.

Die Gräber lagen in verſchiedener Tiefe 1 bis 4 m unter der heutigen Bodenoberfläche. Wir geben ihre Tiefenlage, ſoweit ſie feſtgeſtellt wurde, in Metern über dem Mainzer Pegel; das Pflaſter der neuen Straße 5 liegt 31,90 m über dem Mainzer Pegel. Die meiſten Gräber ſind orientiert; bis auf wenige Ausnahmen waren ſie ſchon geſtört. Die Sandſteinplatten der Plattengräber ſind durchgehends aus den Wänden älterer Sarkophage hergeſtellt. Das Material der Sarkophage iſt entweder roter oder grauer Sandſtein. Die wichtigſten Gräber ſind auf dem Grundriſſe eingezeichnet und mit den entſprechenden Nummern (I ff.) verſehen.

Daß man ſchon im Anfange des 17. Jahrhunderts bei den Grabungen im Kloſtergebiet dieſelben Beobachtungen und Erfahrungen machte wie heute, zeigt ein Bericht Helwichs, den dieſer ſeiner Kloſtergeſchichte beigefügt hatte. Joannis hat ihn abgedruckt (Bd. II S. 786). Er könnte ſeinem Inhalte nach ebenſogut im Jahre 1907 verfaßt worden ſein. Wir laſſen ihn hier in der Überſetzung folgen.

Betrachtung über verſchiedene aufgefundene Sarkophage.

An der Stelle, wo einſt die Kapelle des hl. . . (vgl. S. 90 Anmerk. 54) *neben dem Kreuzgang gegen Weißenau zu erbaut worden war, wurden in unſerem* (d. h. zu Anfang des 17.) *Jahrhundert tief unten im Erdreiche verſchiedene Sarkophagen von der Höhe* (d. h. hier wohl Länge) *einiger Ellen gefunden, voll von Menſchenaſche und Gebeinen, mit Steinen zugedeckt, aber ohne jede Abzeichen, Grabſteine oder ſonſt welche Merkmale einer Inſchrift; einige von den darin enthaltenen Gebeinen wurden weggeſchafft und in dem hohen Chore* (maiore choro) *beigeſetzt; dann wurden die Gräber geſchloſſen und die Sarkophage wieder mit Erde zugeworfen; dort ruhen die Gebeine bis zu jenem Tage des jüngſten Gerichtes, um auf den Trompetenſtoß der Engel hin wieder aufzuerſtehn.*

Aber hier iſt noch zu bemerken, daß, da jene Sarkophage nicht alle nach unſerer Sitte nach Oſten gelegt waren, ſondern einige nach Weſten, einige nach Süden, andere nach Norden, man mit Recht im Zweifel ſein kann, ob die in den Gräbern beigeſetzten Menſchen Chriſten oder Heiden geweſen ſind, zumal da keine Anzeichen (Beigaben), *die auf chriſtlichen Namen und Glauben ſchließen ließen, in den Gräbern gefunden und bemerkt worden ſind und ſie in ſo beträchtlicher Tiefe lagen. Übrigens, um das noch hinzuzufügen, kann auf zweifellos recht hohes Alter leicht daraus geſchloſſen werden, daß die Kirchenanlage ſelbſt zugleich mit ihrem Fußboden im Laufe der Zeit um ein bedeutendes Stück aufgehöht worden war.*

Damals (d. h. im 17. Jahrhundert) *fand man auch das Grab eines Abtes von St. Alban, deſſen Grabſtein hübſch geglättet und mit Figuren verziert war; an dem Rande war ringsum die Inſchrift eingehauen, die den Namen und Datum ſeines Todes angab. Aber als ich* (Helwich), *zu ſpät von dem Funde in Kenntnis geſetzt, hinkam, war der Grabſtein von den Maurern und Werkleuten in Tauſend Stücke zerſchlagen und zu den übrigen Steinen geworfen worden, ſodaß ich — abgeſehen von einigen Stücken, die ich hie und da fand, die aber nicht zuſammengehörig waren, — nichts Näheres mehr feſtſtellen konnte* (wer der Beigeſetzte geweſen iſt).

Grab I. Zerſtörtes Plattengrab. Das gotiſche Mauerwerk wurde dicht an der Kopfplatte dieſes Grabes aufgemauert. Sandſteinplatten, der Boden aus Ziegeln.

Grab II (+ 30,21 m). Plattengrab auf der Südſeite (im ſüdlichen Seitenſchiff). Es lag mit ſeiner weſtlichen Langſeite ein Stück auf der älteren (vorkarolingiſchen) Mauer, deren Richtung es folgte; nach hinten (Süden) zu auf aufgefülltem Boden (vgl. Querſchnitt A—B auf dem Grundriſſe). Von Beigaben fand ſich nur ein kleines feſtſtehendes Meſſer mit Griff, wie ſie in merowingiſchen Frauengräbern vorkommen.

Grab III (+ 29,55 m). Weſtlich von der Treppe (ſ. Taf. II 5 und 8). Roh behauener Steinſarg mit dachförmigem Deckel. Frauengrab, zum Teil beraubt. Als Beigaben fanden ſich: Eine Perlenſchnur, aus ein- und mehrfarbigen, verſchieden großen Perlen aus Glasfluß und Amethyſt; ein Gürtelgehänge an einer Bronzeplatte, die in der Mitte ein durchbrochenes kreuzförmiges Muſter zeigt; zwei Schnallen mit Beſchlagplatte, wovon die eine zum Gürtel gehörte, auf der einen dieſer Schnallen noch Reſte eines Überzugs aus dünnem Bronzeblech; ein pyramidenförmiger Bronzeknopf von der Gürtelverzierung, weitere Stücke davon nicht mehr vorhanden. Den Beigaben nach ſtammt das Grab aus dem 7. Jahrhundert.

Grab IV (+ 29,38 m). Weſtlich von der Treppe (vgl. Taf. II 5 und 8). Schmaler, nach dem Fußende ſich verjüngender roh behauener Sandſteinſarg mit flachem Deckel. Die Fußwand des Sarges war abgeſchlagen. Das Grab war ausgeraubt, als Reſt der Beigaben war nur noch eine kleine kugelförmige ſogenannte Millefiori-Perle vorhanden. Die Reſte dieſes Steinſarges wurden in das Muſeum verbracht.

Grab V. Weſtlich von der Treppe. Aus ſechs weißen Sandſteinplatten beſtehender Sarg, Deckel in zwei Stücke zerbrochen, ohne Bodenbelag. Das Grab enthielt zwei Skelette (Frau und Kind), die mit den Füßen gegeneinander lagen. Die Knochen waren ſchon vollſtändig zu Mehl ver-

fallen. Beigaben: Reſte eines Doppelkammes; ein Spinnwirtel aus gebranntem Ton; große eiſerne Gürtelſchnalle mit Beſchlagplatte, die mit drei Bronzebuckeln verziert iſt; ein kleines eiſernes Meſſer; eine kleine Schnalle aus Eiſen; einige Perlen vom Halsſchmuck, und zwar eine aus Amethyſt, eine aus Achat, zwei aus farbigem Glasfluß mit Augen, eine Bernſteinperle und eine Anzahl ganz kleiner gelber Glasperlen; ferner ein Stückchen Feuerſtein und ein Stückchen Leder, das vielleicht von Schuhwerk herrührt; außerdem fand ſich noch in dem Grabe ein zertrümmertes römiſches Krüglein, das von einer früheren Beſtattung herrühren mag. Den Beigaben nach ſtammt das Grab aus dem 7. Jahrhundert.

Grab VI a (vgl. oben S. 8 Nr. 25). In der nördlichen Seitenapſide ein halber nach oben (Kopfende) abgebrochener Sarg aus rotem Sandſtein, gefüllt mit Schutt und Knochen. Der Sarg war früher ſchon geöffnet und nach der Zerſtörung mit dem ebenfalls teilweiſe zertrümmerten dachförmigen Deckel wieder bedeckt worden (ſ. Taf. II 5, 6). Deckel und Sarg ſind ſauber gearbeitet und mit dem bekannten Viertelkreismuſter in fiſchſchuppenartiger Anordnung ſcharriert. Auch im Innern zeigt der Sarg dieſelbe Bearbeitung. Im Sargreſte ſelbſt und in der nächſten Umgebung lagen Schädel- und Knochenreſte, die im Gegenſatze zu den Knochen in den anderen Särgen noch gut erhalten waren. Im Sarge lag noch eine dicke Gipsſchicht. Von Beigaben fand ſich noch eine Gürtelſchnalle aus Bronze, die Beſchlagplatte fehlte; außerdem eine kleine römiſche Münze, die nicht mehr beſtimmbar iſt.

Grab VI b. Weſtlich von VI a lag ein in ähnlicher Weiſe zertrümmerter Sarkophagreſt (vgl. Taf. II 5, 6).

Grab VII. Sandſteinſarg. Über ihn war die Fundamentmauer der nördlichen Seitenapſide hinweggeführt, unter der er mit ſeinem Fußende noch ſteckte (vgl. Taf. II 5, 6).

Grab VIII (+ 28,52 m). Sandſteinſarg mit Deckel. Er lag nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Richtung, ſondern war in eine ungefähr ſüdöſtliche Lage gebracht, um als Unterlage für das Fundament des Spannungsſtückes zu dienen, das ſich von dem in der Mitte der nördlichen Apſide ſtehenden Pfeilerfundamente nach dem noch nicht in ſeinem ganzen Umfange freigelegten Eckpfeiler des nördlichen (gotiſchen) Querſchiffarmes hinzog. Zum Zwecke der Fundamentierung hatte man den Sarg, ohne ihn auszumauern, mit dem Deckel wieder richtig verſchloſſen und auf dem hohlen Sarge aufgemauert.

Grab IX. Reſt eines Steinſarges, der als Stückung für das Fundament des nördlichen Endes der nördlichen Seitenapſide diente.

Grab IX a. Steinſarg ohne Deckel, lag in weſtöſtlicher Richtung ſenkrecht zu Grab IX, war aber bei der gotiſchen Fundamentierung hierher verbracht und ausgemauert worden.

Grab X. Im ſüdlichen Seitenſchiff in der Nähe des gotiſchen Triumphbogenpfeilers; in ſeiner Richtung folgt es dem älteren (vorkarolingiſchen) Mauerzuge. Der aus grauem Sandſtein beſtehende Sarg war ausgeraubt, lag aber noch an ſeiner urſprünglichen Stelle. Außenmaße: 1,58, 0,53, 0,36 m; Innenmaße: 1,45, 0,42, 0,29 m. Er muß alſo für eine jugendliche Leiche beſtimmt geweſen ſein.

Grab XI. Öſtlich von Grab X, aber etwas tiefer; der Sarg aus rotem Sandſtein, mit Viertelkreismuſter ſcharriert, Deckel zerſprengt. Außenmaße des Sarges: 2,29, 0,80, 0,56 m. Von den bis jetzt gefundenen Gräbern iſt dieſes das einzige, das wenigſtens nach der oberen Zeitgrenze hin genauer datierbar iſt. Das Grab war zwar ſchon, wahrſcheinlich bei der Anlage des Fundaments, für den gotiſchen Triumphbogenpfeiler ausgeraubt worden, aber es fand ſich noch in dem darin liegenden Schutte eine Silbermünze Karls des Großen: Av.: † **CARLVS REX FR.**, Rev.: **PAPIA**. Sie iſt geprägt zwiſchen 775—811 (vgl. Engel-Serrure, numismatique du moyenage I 216).

Grab XII. Großer breiter Plattenſarg in der Nähe der Treppe neben Grab III; er war wiederholt zu Beiſetzungen benutzt worden. Der Sarg beſtand aus vier Platten, den Deckel bildeten zwei Platten. Er hat im Lichten eine Breite von 0,95 m und eine Länge von 1,85 m. Die Außenhöhe beträgt ohne den Deckel 0,85 m, die Platten der Seitenwände ſind 0,12 m, die des Kopfendes 0,15 m ſtark. Außen zeigen die Platten eine rauhe Fläche; am Fußende war eine Verlängerung dadurch bewirkt, daß Zwickelſtücke aus rohem Kalkſtein zwiſchen das Ende der Seitenplatten und die Fußplatte eingeſchoben waren, auf der Innenſeite hatte man dieſes Verlängerungsſtück mit Mörtel verputzt (die Platten und ein Stück des Mörtelverputzes ſind in das Muſeum verbracht worden). Die zwei Deckelplatten hatten anſcheinend urſprünglich anderen Zwecken gedient. Auf der unteren Seite der einen ſind vier Löcher ſichtbar, die aber nicht als ſogenannte Wolfslöcher aufzufaſſen ſind.*) Der Sarg enthielt die Reſte von zwei älteren (römiſchen) und einer ungeſtörten fränkiſchen Leiche; die Knochen der älteren hatte man bei der letzten Beiſetzung in eine Ecke des Sarges geſcharrt. Bei der fränkiſchen Leiche fand ſich eine kleine Schnalle aus Eiſen; unter dem Skelett lag ein Phallusamulett aus Bronze, das offenbar noch von der römiſchen Beſtattung herrührte.

Grab XIII (+ 29,56 m). Sarkophag aus Sandſtein mit Deckel. Er ſtand noch an ſeiner urſprünglichen Stelle. Die durch den zerſprungenen Deckel eingedrungene Feuchtigkeit hatte die Knochenſubſtanz vollſtändig aufgelöſt. Der Gipsüberguß konnte jedoch an einigen Stellen mit den Abdrücken des Leichentuches dem Sarg enthoben werden. Beigaben fehlten.

Grab XIV (+ 28,40 m). Plattengrab, im Lichten ca. 1,70, 0,50, 0,48 m, die Sandſteinplatten hatten eine Dicke von ca. 10 cm. Das Grab wurde zerſtört und geleert aufgefunden, es lag ca. 2,30 m oberhalb des Sarges XIII.

Bei den Kanaliſierungsarbeiten der Straße 5, deren Mittelachſe das nördliche Seitenſchiff ungefähr in der Diagonale ſchneidet (vgl. Überſichtsplan und Grundriß) wurden bis zur Tiefe von 4 m noch mehrere Sarkophage geſchnitten, die teilweiſe ſchon zerſtört waren, unter ihnen befand ſich

Grab XV, das eines Kindes. Plattenſarg, im Lichten: 1,57, 0,46, 0,46 m. Dicke der Sandſteinplatten 8—10 cm. Inhalt: beim Hals eine Bernſteinperle, dreißig Glasperlen, ein- und mehrfarbig; auf der Bruſt (Gürtelgegend?) eine verſilberte Bronzeſchnalle und eine Riemenzunge aus Bronze; ſeitlich vom Körper ein Meſſerchen aus Eiſen, ein einfaches Bronzeringchen. In der Kniegegend zwei kleine verſilberte Bronzenſchnällchen (Kerbſchnittornament, verſchlungenes Tierornament); zu Füßen des ſehr ſchlecht erhaltenen Skeletts ein kleines fränkiſches Gefäß mit

*) Danach iſt das oben S. 8 Nr. 25 über den „Plattenſarg" Bemerkte zu berichtigen.

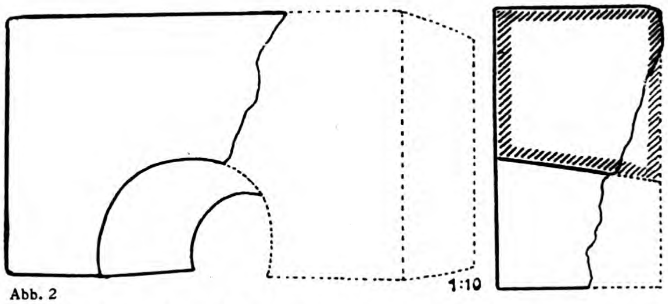


Abb. 2

ſcharfer Bauchkante und eingeſtempelter Verzierung; ein Schälchen aus Ton, worin die Reſte eines Hühnereies lagen; ein Tonbecher mit ſchwärzlichem Bodenſatʒ; ein Tonkrüglein mit kleeblattförmiger Öffnung und mit breitem Henkel. Das Grab gehörte dem 7. Jahrhundert an.

Auf der Nord-(Stadt)ſeite des gotiſchen Chores wurden auf der Innenſeite des Fundamentes dicht bei demſelben ein römiſches Krüglein und Gipsbrocken angetroffen, was auf das Vorhandenſein eines Skelettgrabes deutet. Die Funde lagen 3,70 m unter dem jetʒigen Niveau in Diluvialſand.

Auch eine aus gotiſcher Zeit ſtammende Beiſetʒung wurde bei der Aushebung des Grabens, der für die Feſtſtellung der Nordwand des gotiſchen Chores gezogen wurde, angeſchnitten. Der Fund hat inſofern Bedeutung, als man dadurch einen Rückſchluß auf die ehemalige Höhe des Fußbodens im gotiſchen Chore ſchließen kann. Nimmt man für dieſe Beſtattung etwa 1,50 m als Grabtiefe an, ſo lag dieſer etwa auf dem Niveau der neuen Straße 5.

In die ſüdliche (nach dem Fort Karl zu liegende) der langen Mauern (vgl. Grundriß) war ein römiſcher Steinſarg mit dachförmigem Deckel eingemauert; er war vor ſeiner Verwendung als Baumaterial entleert worden.

Im Fundament des gotiſchen Chores fand ſich das oben S. 18 unter Nr. 45 verzeichnete Bruchſtück des unteren Teiles, eines Sarkophagdeckels. Auf ſeinem ſcharrierten und punktierten Hintergrunde erhoben ſich zwei ſogenannte Fußkreuze, von denen der untere Teil noch erhalten war.

Auf der Nord-(Stadt)ſeite der ſchmäleren der beiden langen Mauern fand ſich noch in ſeiner urſprünglichen Lage ein von Nordoſt nach Südweſt gerichteter, nach unten ſich verjüngender Steinſarg mit zerbrochenem Deckel; er war urſprünglich aus ſechs Platten gebildet, von denen die eine auf einer Langſeite fehlte. Er enthielt die Reſte von drei oder vier Skeletten, die aus anderen Gräbern ſtammten und in ſpäterer Zeit erſt dort gemeinſam beigeſetʒt wurden. Solche Sarkophage oder auch Plattenſärge, in denen man zerſtreut im Erdreiche liegende Gebeine wieder beigeſetʒt hatte, fanden ſich mehrere. Von derartigen Sammelbeſtattungen berichtet auch Helwich.

Architekturreste und Skulpturen

(vgl. oben S. 8 Nr. 24, S. 18 Nr. 46 und 47).

Nach dem, was uns über die Schickſale der Ruine der Kirche überliefert worden iſt, war auf eine reiche Ausbeute an ornamentierten Architekturſtücken oder Skulpturen nicht zu rechnen. Von dem wenigen, was ſich gefunden hat, ſind einige Stücke oben S. 8 und 18 ſchon von Körber angeführt worden. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß bei der Unterſuchung des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers noch einige Stücke zutage treten werden.

1. In den Strebepfeiler an der Südoſtecke des dreiſeitigen Chorabſchluſſes war in dem ſchon zutage gehenden Mauerwerk an der Außenwand als Binder das auf Tafel II 9 a und b wiedergegebene Architekturſtück mit romaniſchem Rankenwerk eingemauert (Höhe 1,12 m, Breite 0,235 m, Dicke 0,19 m). Das Ornament iſt mit kerbſchnittartiger Technik aus der glatten Fläche herausgearbeitet, in den Tiefen zeigen ſich Reſte von roter Bemalung. Nach oben ſchloß es mit einem Geſimſe mit Blattmuſter ab; die darüber liegende Platte fehlt; am unteren Ende ſcheint nur ein kleines Stück abgeſchlagen zu ſein. An den Seitenflächen ſind 5 cm tiefe Nuten eingehauen, in die Platten eingelaſſen waren; auf der einen Seite iſt auch ein halbkreisförmiges Steinmetʒzeichen angebracht (ſ. Taf. II 9a). Das Stück war mit dem Ornament nach unten eingemauert, wodurch ſich dieſes ſehr gut erhalten hat. Da ſich keine Spuren von Verwitterung zeigen, iſt es wahrſcheinlich, daß das Werkſtück im Innern der Kirche angebracht war. Möglicherweiſe bildete es einen Pfoſten der den Chor abſchließenden Schranken (cancelli) und ſtammt von der ca. 1114 vorgenommenen Wiederherſtellung des Chores (ſ. oben S. 81 Sp. 2).

2. Bei dem nördlichen Triumphbogenpfeiler fanden ſich im älteren Bauſchutte zwei von Kapitälen herrührende Bruchſtücke akanthusförmigen Blattwerks. In ihrer kerbſchnittartigen Technik zeigen ſie viel Ähnlichkeiten mit den Formen, die ſich an den Kompoſitkapitälen der Lorſcher Torhalle finden. Das Material iſt ein grauer Sandſtein.

3. Im ſüdlichen Triumphbogenpfeiler war als Werkſtück eingemauert ein Geſimsſtück, an dem ſich noch die Spuren von grüner Bemalung zeigten. Ein Teil davon iſt auf Tafel II 2 noch ſichtbar, es lag mit der oberen Fläche nach unten. Der Profilierung nach kann es römiſchen Urſprungs ſein.

4. Teile eines kreisrunden romaniſchen Fenſters, deſſen Öffnung ſich trichterförmig nach innen erweiterte (Abb. 2). Es war in das Fundament des gotiſchen Chores vermauert.

5. In der Nähe der Treppe fanden ſich bei dem Grab IV zahlreiche Reſte von Dachziegeln, die ihrer Lage nach von dem vorkarolingiſchen Baue herrühren können.

6. Zwiſchen den beiden langen Mauern (vgl. Grundriß links unten) lagen im Erdreich zahlreiche gotiſche Bodenfließen.

7. An der Innenſeite der ſüdlichen der beiden langen Mauern wurde aus 2,90 m Tiefe ein aus Lehmſtroh beſtehendes Stück, wahrſcheinlich des Deckenverputʒes, zutage gefördert.

8. Aus dem Abbruchmaterial der langen Mauer ſtammt ein Bruchſtück, auf dem in flachem Relief der Hals einer von Rankenwerk umgebenen Vaſe noch ſichtbar iſt. Möglicherweiſe iſt es römiſchen Urſprungs. Ein ähnliches noch ganz erhaltenes Stück befindet ſich im Mainzer Muſeum und ſtammt nach der Überlieferung aus der Pfalz zu Ingelheim.

Der Mörtel.

Mörtelproben wurden an den für die Unterſuchung wichtigſten Stellen in größerer Zahl entnommen; beſonders aus der Umgebung des nördlichen Triumphbogenpfeilers; ſie ſollen ſpäterhin unterſucht werden.

MAINZ, im April 1908.

VII.

Der Reliquienschatz von St. Stephan in Mainz

Zur Erinnerung an Friedrich Schneider †

von E. A. Stückelberg

VOR mehr denn zehn Jahren faßte der Schreiber dieſer Zeilen den Gedanken, die ſämtlichen Zentren der rheiniſchen Heiligenkulte zu erforſchen und eine Art rheiniſcher Heiltumsfahrt zu Papier zu bringen. Seither hat er auch von den Rheinquellen bis an die Mündungen in vielen Kreuz- und Querfahrten die bedeutendſten Heiligtümer aufgeſucht; aber die Abhandlung iſt, weil ſie zu viel Arbeit und Zeit erforderte, ein Torſo geblieben.

Anläßlich ſolcher lipſanographiſcher Studien hielt ſich der Verfaſſer im September 1904 in Mainz auf; um ſich hier raſch und gut zu orientieren, galt es, den Prälaten Schneider zu treffen. War doch dieſer Gelehrte nicht nur ein allgemein und vielſeitig gebildeter Fachmann, ſondern ein ſpezieller Kenner vaterſtädtiſcher Altertümer und ebenſo ein beſonderer Kenner des hagio- und lipſanographiſchen[1] Gebietes. Eine beſſere Quelle dürfte kaum in einer anderen Stadt ſo leicht gefunden werden.

Mit größter Liebenswürdigkeit ging Schneider auf meine Wünſche ein. Zunächſt machte er mich mit den älteſten Authentiken der Rheinſtadt bekannt, eine von Falck veranſtaltete mechaniſche Reproduktion[2] ſolcher Cedulae. Es ſind vier Pergamentauthentiken des 8. Jahrhunderts; je eine für Reliquien von S. Gregor, S. Sulpiz C. und S. Auſtregiſil, ſodann eine Kollektivbreve für Partikeln von elf Heiligen. Schrift und Orthographie ſind die der ſpäten Merowingerzeit; die Originale ſtammen aus S. Johann zu Mainz und befinden ſich im Großherzoglichen Muſeum zu Darmſtadt. Prälat Schneider wies mir dann noch eine Bleikapſel vor, die aus dem Sepulcrum des Hochaltars der Stiftskirche Wimpfen am Neckar ſtammte; ſie enthielt vierzehn pergamentene Authentiken aus der Spätzeit des 13. Jahrhunderts. Ein Teil dieſer Partikeln ſtammte offenbar aus Mainz, Trier und Köln, ich meine die Heiltümer, die zu folgenden Cedulae gehörten; „Sci albani mris et sci stephani proth (omartyris)"; „Gangolfi confeſſoris XI m̄. v̇"; „Scār. XI m. virginū"; „S. ursula (ſo) regine".

Natürlich wendete ſich das Hauptintereſſe des Fremden eigentlichen Mainzer Heiligen, vorab S. Bonifaz und S. Bilhild, zu; auch da wußte Schneider koſtbare Auskünfte zu geben: eine Reihe von zerſtreuten Aufſätʒen über den Apoſtel der Deutſchen aus der Feder von Bruder wurden dem Verfaſſer damals vorgelegt, weitere ſpäter nach Baſel geſandt. Über S. Bilhild gaben die von Schneider ſelbſt veröffentlichten Schatʒverzeichniſſe von 1781 vielfache Auskünfte.

Beſonders wertvollen Einblick in eine alte Mainzer Lipſanothek verdankt der Schreiber einer Führung in die Mainzer Stephanskirche. Hier ſah er in einem Schrank der Epiſtelſeite ein Gewand des Erzbiſchofs Willigis, und auf der Evangelienſeite war ein ganzer Kaſten, wohl ſehr ſelten geöffnet und wenig Forſchern zugänglich und bekannt, voller Heiltum. Eine Leiter wurde geholt, der Sakriſtan ſchloß die Kirchentüren, ſtellte einen Tiſch und zwei Stühle bereit, ein paar Wachskerzen gaben das nötige Licht im Halbdunkel der Kirche, und nun wurde gearbeitet. Stück um Stück holte der Verfaſſer dieſer Zeilen herunter, und am Tiſch wurde es von Prälat Schneider, der das meiſte ſelber noch nie geſehen hatte, in Empfang genommen. Da fanden ſich nun die merkwürdigſten, und intereſſanteſten Sachen; Einiges nur ſei hier hervorgehoben. Gläſerne Reliquienbehälter, einer in Form einer dünnen, ſchlanken Röhre, zwei in Geſtalt maſſiver, dickwandiger Fläſchchen mit quadratiſchem Grundriß, eine Menge alter Täſchchen und Säckchen, wertvolle Proben mittelalterlicher Weberei, Käſtchen und Schachteln verſchiedenſter Form. Wer von uns freudiger überraſcht war, wer eifriger ſchaute, weiß ich nicht mehr; denn ich ſchrieb eifrig Notizen, während Prälat Schneider die Gegenſtände drehte und wendete, was unverſiegelt war, öffnete. Stundenlang haben wir, Zeit und Mühe vergeſſend, dieſe altmainziſchen Heiligtümer unterſucht. Nur ein Objekt war Schneider vorher bekannt geweſen: der Ziegel von der Steinigung des heiligen Erſtmärtyrers Stephan, des Kirchenpatrons. Dieſes Backſteinbruchſtück ſteckt auf dem Stachel eines bronzenen, emaillierten Leuchters von Limoger Arbeit des 12. Jahrhunderts.[3]

Dann wurde ein eiſenbeſchlagenes, gotiſches Schmuckkäſtchen franzöſiſchen Urſprungs mit der Aufſchrift „pour bien" heruntergeholt; darin ruhten Reliquien, deren Authentiken Schriftzüge aller Jahrhunderte, beginnend mit dem 12. und reichend bis ins 19. Säkulum, aufwieſen. Der älteſte Zettel beglaubigte eine Partikel von der heiligen Jungfrau Eugenia, der zweitälteſte gehörte zum Heiltum des Märtyrers Pankraz, während andere zu Reliquien von Epigaſius und Apronius, Secundia und Remedius, Lucianus Märtyrer, Viviana, Jungfrau und Märtyrerin, zu Partikeln vom heiligen Grab des Herrn, von S. Geneſius, S. Silvan, Theodor Märtyrer, von König Otto dem Bekenner, von der kölniſchen Jungfrau Praſeta gehörten. Die jüngſten Zettel beglaubigten das Heiltum von S. Sebaſtian, vom heiligen Kreuz und S. Juſtina Märtyrerin.

Im Schatʒ von Solothurn hat der Schreiber dieſer Zeilen einſt hölzerne Röhren, die als Reliquienbehälter dienen, gefunden, Analoga dazu boten in der Stephanskirche zu Mainz Röhren aus Blech, die mit Stoff überzogen waren. Sie enthielten vielerlei Partikeln mit Zetteln aus verſchiedenſter Zeit; ganz alte Schriftzüge zeigten ſich auf Pergamenten mit den Namen der Märtyrer S. S. Roman und Bonifaz, ſpätmittelalterliche Authentiken lagen dem Heiltum von S. Prokop, Rufina und Secunda, Feliciſſimus und Agapit und der Innocentes bei. Auch Andenken an eine kölniſche Märtyrerin, getauft auf den Namen Marmenia, und an die 10 000 Märtyrer von Tre Fontane bei Rom lagen in den Blechröhren, dabei Zettel des 18. Jahrhunderts, die ſich auf Reliquien von S. Dionys, den Märtyrer Hermann, Magdalena, Fabian und Sebaſtian bezogen.

Weiter fanden ſich in dem Wandſchrank vier Säcke mit Pergamentſtreifen, auf denen in roter Schrift der nachfolgende Text in leiſen Varianten ſtand: „Nomina istarum reliquiarum personaliter non sunt affixe sed generaliter

multis reliquiis et scripturis in scrineis notabilibus reperte." Mit anderen Worten, es handelt sich um Heiltum, das durcheinander geraten ist und dessen einzelne Bestandteile nicht mehr individuell bestimmt werden können. Neben diesen Säcken lagen zwei Schädeltaschen, welche einen Teil vom Haupt des Märtyrers Philipp und ein „Mixtum" enthielten von Gebein der Innocentes, der 11 000 Jungfrauen und der 10 000 Märtyrer. Die Vereinigung dieser Reliquien bietet ein neues Beispiel für die Liebhaberei des Mittelalters aus ganz äußerlichen Gründen Heilige und Heiltum zusammenzustellen; hier sind es Andenken an drei große Märtyrergruppen, die man zusammengebracht hat.

Wie zu Monza, im alten Basler Domschatz und dem Archiv der uralten Kapitelskirche Valeria im Wallis enthielt das Gazophylacium von S. Stephan in Mainz auch alte Glasgefäße. Der älteste dieser Reliquienbehälter in Gestalt einer dünnen, zylindrischen Phiole war intakt, aber leer; zwei dickwandige Fläschchen von viereckigem Durchschnitt und Grundriß waren beschädigt, es fehlte der Hals. Ob der Inhalt einst Öl von einem Heiligengrab[4]) oder Martyrerblut gewesen ist, steht dahin; ein viertes Fläschchen enthielt, wie der Zettel des 13. Jahrhunderts besagte, oleum sce Katerine.

Es wäre ermüdend, alle anderen damals gefundenen Partikeln und Authentiken aufzuzählen, erwähnt sei nur noch, daß viele Andenken an heilige Stätten Palästinas vorhanden waren, viele stadtrömische und kölnische Heiltümer, ferner mehrere Partikeln des Kirchenpatrons, des heiligen Erstmärtyrers Stephan, dabei auch Reste des heiligen Papstes Stephan, ferner vom Körper der heiligen Notburga. Es scheint sich weder um die heilige Königin dieses Namens, die kinderreiche Patronin des Klettgaus, noch um die bayrische Magd, sondern um die zu Hochhausen begrabene Heilige zu handeln.[5]) Eine zweite Partikel Notburgas mit dem Zusatz Jungfrau lag in einer der vier Rokoko-Reliquien-Monstranzen, die neben Anderem Heiltum aus Köln[6]) und Trier bargen. Besonderes Interesse nahm Prälat Schneider an einer Pergamentcedula, die in der Kursive des 14. Jahrhunderts die Namen Gurias et Samonas trug; er vermutete syrische Heilige und brachte sie in Zusammenhang mit den orientalischen Firmen, die in Worms und Mainz nachzuweisen sind. Auch die zahlreichen Textilien, kleine Taschen und Lappen mit altertümlichen orientalischen Mustern, entzückten Schneider.

Gegen Abend trug der Verfasser dieser Zeilen Stück um Stück wieder die Leiter hinauf, und der Wandschrank wurde geschlossen.

Nach Basel zurückgekehrt, fand er einen Brief aus Mainz vor: Prälat Schneider sprach darin den Wunsch aus, eine Kopie von den zu St. Stephan gemachten Notizen zu besitzen, und äußerte zugleich, er würde gern selber das Heiltum dieser Kirche veröffentlichen. Selbstverständlich wurde diese Bitte dem liebenswürdigen Cicerone erfüllt; Schneider photographierte einige Stücke, die ihn besonders interessierten, und der Verfasser fertigte danach mit der Feder Durchzeichnungen, welche die Veröffentlichung begleiten sollten.

Die Arbeit Schneiders wurde indes durch häufige Leiden und andere Hemmungen unterbrochen; vielleicht ist einzelnes druckfertig beschrieben, wir wissen es nicht. Aber für den, der mit dem allzu früh Dahingeschiedenen jene glücklichen Stunden vor den Reliquien von St. Stephan verlebt hat, bleibt unauslöschlich: die dankbare Erinnerung an den teuern Mainzer Gelehrten.

1. Schneiders Schriften über Reliquien sind verzeichnet in der Festschrift zu seinem siebzigsten Geburtstag p. I—XXVI.
2. Arch. f. hess. Gesch. und Altert. N. F. III Taf. XIII.
3. Vgl. Revue de l'art chrétien 1888.
4. Öl aus dem Sarkophag S. Catharinas, S. Walpurgs, S. Nikolaus u. a. wird häufig in deutschen Reliquienverzeichnissen genannt.
5. Vgl. Denkmale der Kunst und Geschichte des Heimatlandes von A. v. Bayer, Karlsruhe 1855.
6. Köln besitzt eine S. Notburgiskirche, die Altstadtpfarre Peter und Paul. Westd. Zeitschr. 1903 p. 23.



Ex libris des Prälaten
D. Friedr. Schneider †
von Prof. Halm

VIII.

Zwei im Frühjahr 1908 in Bingen gefundene Inschriftsteine

Von A. Oxé

(mit 2 Abbildungen nach Zeichnungen von Heinrich Wallau)

Auf der Bauſtelle für das neue Maſchinen-Laboratorium des Technikums in Bingen, hinter d. h. ſüdlich von dem Weſtflügel des Technikums, von der Frankenſtraße 12,5 m und von der Heinrichſtraße 10 m entfernt, ungefähr 2,15 m unter Gelände (+ 113,45), ſtieß man bei den Ausſchachtungsarbeiten auf zwei Skelettgräber aus fränkiſcher Zeit. Beide hatten eine weſtöſtliche Richtung. Aus dem nördlicheren gelangten einige fränkiſche Eiſenwaffen in das Binger Muſeum. Das zweite Grab war mit Steinplatten umſtellt, die durch die Fürſorge des Stadtbaumeiſters Koch ebenfalls für das Binger Muſeum gewonnen wurden. Zwei dieſer Platten, nach Kochs Angabe aus Kalkſtein, ſind mit Inſchriften verſehen und verdienen deshalb eine eingehendere Beſprechung.

1. Bruchſtück eines Grabſteines eines Soldaten der Cohors I sagittariorum (Abb. Nr. 1).

Die Steinplatte iſt 14,5 cm dick und 63,5 cm breit, wovon 52 cm auf die eigentliche vertiefte Inſchriftfläche entfallen; ſowohl oben wie unten beſchnitten, hat ſie heute nur noch eine Höhe von 40 cm, während ſie vor der barbariſchen Zertrümmerung oben noch den Anfang der Grabſchrift mit dem einfachen Rand (ohne ein Reliefbild des Toten), unten noch den Schluß der Inſchrift mit dem unteren Rand und dem Fuß aufwies. Im ganzen ſind ſechs Zeilen gerettet, einige recht trümmerhaft. Die Vertiefungen der Buchſtaben haben ſich mit einer Maſſe gefüllt, die vielfach härter iſt als der etwas verwitterte Stein und die ſich ohne Beſchädigung des Steines bisher nicht ganz entfernen ließ. Die Buchſtaben ſind teilweiſe durch eine längliche Form charakteriſtiſch: ſo iſt O nicht kreisrund, ſo zeigen T, L, E auffallend kurze Querbalken, das V iſt nicht ganz ſymmetriſch gebildet, ſondern gleicht einem N, deſſen erſte Haſta fehlt. Der verlorene Anfang der Inſchrift enthielt in einer oder zwei Zeilen den Namen des Verſtorbenen, ſeines Vaters und vielleicht auch ſeiner Vaterſtadt. Am Ende der erhaltenen Zeile 2 ſtand entweder CH oder CHO; beide Abkürzungen kommen am Zeilenende auf Binger Steinen von derſelben Kohorte vor, vgl. CIL. XIII, 7512 und 7513. In Zeile 4 iſt hinter *an(norum)* oder *ann(orum)* die Zahl der Lebensjahre (LV?) zertrümmert; ob die folgende Abkürzung *s]tip* lautete, wie ich auf dem Stein zu erkennen glaubte, oder *s]tipen*, wie die Photographie zu zeigen ſcheint, mag vorläufig dahingeſtellt bleiben.*) In Zeile 5 iſt im Anfange von der Zahl der Dienſtjahre (XXI = XXXI?) nichts Genaues zu erkennen und von der dann folgenden Formel H·S·E nur das H erhalten. Die unſicheren Reſte der Zeile 6 enthielten vermutlich den Namen des Stifters des Grabmals. Danach lautet das Inſchriftſtück: . . . . *natione Sur* | *us miles exs ch(orte)* | *(prima) sagittarior* | *um an(norum)* [*LV*?], *stip(endiorum)* [XXXI?] *h(ic)* [*s(itus e(st)*] . . . . „von Nation Syrer,

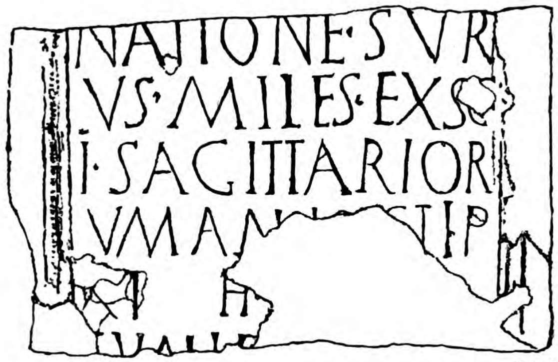


Abb. 1

Soldat aus der erſten Kohorte der Bogenſchützen, (55?) Jahre alt, (31?) Jahre im Dienſt, iſt hier begraben.“

Bisher waren von Soldaten der *Coh. I sag.* zwei Grabſteine in Bingen, zwei in Bingerbrück gefunden, vgl. CIL. XIII, 7512—7515. Nach ihren Ornamenten werden dieſe Steine von Wiegand (Form und Dekoration der römiſchen Grabſteine, Bonn. Jahrb. 108/109, S. 203 und 211) teils in die Zeit der Julier (7515), teils der Klaudier (7513, 7514) geſetzt. Unſer Stein zeigt in einigen Buchſtabenformen gewiſſe Ähnlichkeit mit dem des *Tib. Julius Abdes;* auch iſt auf beiden das ſonſt gekürzte Wort *sagittariorum* ausgeſchrieben. Andererſeits hat unſer Stein eine vertiefte, mit einem Karnies umrahmte Inſchriftfläche, wie der des *Biddu* . . . und *C. Julius Hastaius* (7512, 7514), und trug wohl darüber ſo wenig wie dieſe eine figürliche Darſtellung des Toten. Damit ſtimmt, daß alle bisher in Bingen gefundenen Soldatengrabſteine kein Bild des Verſtorbenen tragen, während die in Bingerbrück gefundenen Grabſteine derſelben Truppenteile in einer Niſche die ganze Figur des Soldaten in Hochrelief zu bieten pflegen, z. B. der bekannte im Kreuznacher Muſeum aufbewahrte Stein des *Annaius* von der *Coh. IIII Delm.* (7507).

Die *Coh. I. sag.*, die ſich aus Orientalen, namentlich Syrern rekrutierte, bildete im 1. Jahrhundert n. Chr., und zwar, wie die Zahl der gefundenen Steine andeutet, wohl längere Zeit die Beſatzung des Kaſtells Bingen. In der ſpäteren Zeit lag ſie, wenn ſich die Inſchriften im CIL. III 8018, 6279? 8074,25 auf ſie beziehen, an der unteren Donau.

Wie andere Inſchriftfunde lehren, war das Kaſtell Bingen, zweifelsohne von Druſus auf der beherrſchenden Anhöhe der heutigen Burg Klopp angelegt, zeitweiſe von zwei anderen Truppenkörpern beſetzt, der *Coh. IIII Delmatarum* und der *Coh. I Pannoniorum.* Von jener ſind zwei Grabſteine in Bingerbrück, einer in Bingen (CIL. XIII, 7507 bis 7509), von dieſer zwei in Bingerbrück gefunden. Es fragt ſich nun, ob dieſe Denkmäler die zeitliche Abfolge der drei Beſatzungen erkennen laſſen. Nach dem Ornament zu ſchließen, iſt der älteſte Grabſtein der des Delmaters *Beusas* (CIL. 7509), abgebildet in Körbers drittem Nach-

*) STIP hat der Stein, wie H. Wallaus genaue Nachprüfung ergab.

trage der Inſchriften des Mainzer Muſeums (S. 56, Nr. 57). Dann verweiſen die Feinheit des Reliefs wie der Buchſtaben den bereits erwähnten Stein des Delmaters *Annaius*, abgebildet u. a. in H. Lehners Abb. des Prov.-Muſ. in Bonn 1905 (Taf. V, 3), in eine frühe Zeit. Dieſem Steine ähnelt am meiſten in Ornament und Schrift der Stein des *Hyperanor* von der *Coh. I sag.* (CIL XIII, 7513 — Lehner, Taf. V, 1), eines Kreters aus der Stadt Lappa; vielleicht iſt alſo in dieſer Kohorte die Rekrutierung aus den als Bogenſchützen ſeit jeher berühmten Kretern älter als die aus Syrern. Etwas jünger dürfte der Stein des Syrers *Tib. Jul. Abdes* ſein, deſſen Schriftzüge mit denen auf unſerem Stein Ähnlichkeit zeigten. Zwar iſt offenbar dieſer Syrer nach dem Kaiſer Tiberius benannt, der ſeit ſeiner Adoption im Jahre 4 n. Chr. *Tib. Julius Caesar* hieß; da aber *Abdes* ein Lebensalter von 62 Jahren, ein Dienſtalter von 40 Jahren erreichte, geſtattet die Datierung nach ſeinem Namen einen ſehr weiten Spielraum.

Da die *Coh. IIII Delm.* im Jahre 103 n. Chr. in Britannien ſich nachweiſen läßt, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie im Jahre 43 n. Chr. von Klaudius dorthin geſchickt wurde zugleich mit der damals in Mainz garniſonierenden *Leg. XIIII Gemina*, und daß von 43 n. Chr. an die *Coh. I sag.* das Kaſtell Bingen bezog. Dieſe mag bis zu den Unruhen der Jahre 69 und 70 n. Chr., die ſo viele Veränderungen in den Beſatzungen brachten, hier im Quartier gelegen haben, um dann der *Coh. I Pann.* Platz zu machen.

Wenn dieſe Kombinationen zurecht beſtehen,*) ſo würden die ſehr ähnlichen Grabſteine des Delmaters *Annaius* und des Kreters *Hyperanor* bedeutend genauer als bisher ſich datieren laſſen: jener würde kurz vor, dieſer kurz nach 43 n. Chr. angefertigt ſein. Dementſprechend würde der Stein des *Tib. Jul. Abdes* und der unſrige etwa in den Beginn der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts fallen. Jedenfalls aber dürfte der Stein des Bogenſchützen *C. Julius Hastaius*, abgebildet bei Körber (a. a. O. S. 45, Nr. 56), nicht mit Wiegand in die Zeit der Julier, ſondern in die der Klaudier zu ſetzen ſein.

2. Frühchriſtliche Grabſchrift eines Prieſters Aetherius (Abb. Nr. 2).

Dieſer Stein iſt von einer bei chriſtlichen Inſchriftſteinen ungewöhnlichen Größe und Schwere, er iſt 21—23 cm dick, 55 cm breit und 66,3 cm hoch. Er iſt der Teil eines älteren vermutlich römiſchen Werkſtückes, wie ein Falz auf der Rückſeite beweiſt, der 15,5 cm unter dem oberen Rand entlang läuft, 2,5 cm tief iſt und von 6,2 cm äußerer Breite auf 5,2 cm ſich verjüngt.

Der fränkiſche Steinmetz, unfähig, eine vertiefte Inſchriftfläche mit Kranzleiſte herzuſtellen, hat den Rand der Inſchrift einfach durch drei mehr eingeritzte als eingemeißelte Linien oben und an den beiden Seiten angedeutet. Die rohe Manier, die einzelnen Zeilen durch ſolche vertiefte



Abb. 2

Linien ſich vorzuzeichnen, hat er noch nicht angewandt. Die Buchſtaben ſind klar und zum Teil eigenartig: O iſt kleiner als die anderen, L erhält einen ſchräg nach unten verlaufenden Querbalken, ebenſo G, P iſt immer offen, F zeigt mit dem oberſten Querbalken ſchräg nach oben, A hat drei verſchiedene Formen A A A. Alle Linien an den Buchſtaben ſind von gleicher Breite. Die einzelnen Wörter ſind nicht durch Punkte getrennt. Um die letzte Zeile ganz zu füllen, ſtellte der Steinmetz hier die Buchſtaben weiter auseinander.

Die untere Hälfte des Steines füllte er dann zum großen Teile mit einem Rahmen von zwei großen konzentriſchen Kreiſen aus, deren Peripherie er mit Hülfe des gleichen Radius in ſechs gleiche Abſchnitte zerlegte, um das mächtige griechiſche Monogramm Chriſti einzuzeichnen. A und ω ſind mit einfachen Linien gebildet, X und P dagegen mit ebenſo breiten Streifen wie der Rahmen; dabei widerfuhr dem ungebildeten Manne das Mißgeſchick, den Bogen des P nach links ausſchlagen zu laſſen; endlich verzierte er den Rahmen noch im Geſchmacke ſeiner Zeit mit einer primitiven Zickzacklinie. Da ihm die unteren Ecken zu leer erſchienen, füllte er auch dieſe mit Kreiſen aus, in die er, nach demſelben Prinzip wie bei dem großen verfahrend, einen ſechsſpitzigen Stern einritzte. Den Stein unten mit einer Randlinie abzugrenzen, fand er nicht für nötig, auch unterließ er die gewagte Zeichnung eines Fiſches, einer Taube oder anderer ſchwieriger chriſtlicher Symbole. Alle Schriftzüge und Ornamentlinien ſind mit roter Farbe ausgemalt zu denken.

Der Text der Inſchrift iſt leicht verſtändlich. Nur am Ende der Zeile 5 hat anſcheinend die griechiſche Abkürzung XPO für *Christo* den Steinmetzen verwirrt und ihn von MAX(*ime*) gleich zu dem X jener unverſtandenen Abkürzung übergehen laſſen. Ich finde wenigſtens keine andere Erklärung dieſer Stelle. Im Anfange der erſten Zeile iſt eher ein A zerſtört, ſodaß der Eigenname noch die klaſſiſche

*) *E. Ritterling* nimmt, wie er mir mitteilt, in Bingium ein größeres Auxiliarlager an, in dem mehrere Kohorten gleichzeitig lagerten. Zur älteſten jetzt noch nachweisbaren Beſatzung *vor* Klaudius rechnet er die *Coh. IIII Delm.* und auch die *Coh. I sag.* und ſetzt ſowohl den Stein des *Tib. Jul. Abdes* wie den des *C. Jul. Hastaius* und den des *Hyperanor* in die Zeit der *juliſchen* Kaiſer. Ob erſt in den vierziger Jahren die *Coh. I Pann.* das Binger Lager bezog oder noch früher, läßt er dahingeſtellt.

Form *Aetherius* bewahrte, als ein Chriſtuszeichen ☧ o. ä., ſodaß der Name bereits die Vulgärform *Etherius* angenommen hätte. In Zeile 2 fehlt B ganz und I teilweiſe. Der Text lautet demnach: *A]etherius pres[bi]ter tegitur hoc tomulo, carus omnibus moribus et gratia, sed ma(xime) Chr(ist)o fede et relegione probatus* ☧. „Der Prieſter Aetherius wird von dieſem Hügel bedeckt, allen wert wegen ſeines Charakters und ſeiner Freundlichkeit, aber am meiſten Chriſtus genehm wegen ſeines Glaubens und ſeiner Frömmigkeit.“

Abgeſehen von einigen ſpätlateiniſchen Lautformen (*tomulo* für *tumulo, fede* für *fide, relegione* für *religione*) zeichnet ſich die Abfaſſung durch ihren klaſſiſchen Stil vor den gewöhnlichen chriſtlichen Grabſchriften aus. Es fehlt eine der ſonſt ſo häufigen Einleitungen wie *hic requiescet in pace,* es fehlt eine Angabe des Lebensalters wie *qui vixsit plus menus annus,* es fehlt das Datum der Beſtattung. Klaſſiſch iſt dagegen die ſtolze Stellung des Namens in den Anfang; klaſſiſch klingt *tegitur hoc tumulo,* erinnernd an Hexameteranfänge wie *conditur hoc tumulo* oder *hoc tegitur tumulo;* klaſſiſch iſt endlich die kurze „laudatio“ des Verſtorbenen in zwei ebenmäßig gebauten Satzgliedern. Der Umſtand, daß Aetherius kein gewöhnlicher Laie war, ſondern ein Prieſter, erklärt die Güte und Schönheit der Inſchrift; die gleiche Beobachtung ließ ſich auch an dem Mainzer Grabſtein des Prieſters Badegiſel machen (ſ. oben S. 16 Nr. 41).

Der Name *Aetherius* läßt ſich, wie Buecheler (Carm. ep. 1476) zuerſt bemerkt hat, nicht vor dem 4. Jahrhundert nachweiſen und iſt, wie aus dem Thes. ling. lat. zu erſehen iſt, beſonders galliſchen Biſchöfen eigen. Auch ein Prieſter gleichen Namens wird bei Sulp. Sev. dial. 3, 1, 4 genannt. Ferner erſcheint derſelbe Name auf einer verſchollenen Inſchrift aus Köln (Kraus, chriſtl. Inſchr. d. Rh. I, 295 = CIL. XIII, 8477).

Eine ungefähre Datierung der Inſchrift geſtatten einige Ähnlichkeiten mit den Mainzer Inſchriften, die Körber oben (S. 9 ff.) der Wende des 5. und 6. Jahrhunderts zuweiſt: die Abkürzung XPO wie in Nr. 28 und 39, die enorme Größe des chriſtlichen Monogramms wie in Nr. 35 und 37a, die kleineren Kreiſe zur Füllung der Ecken wie in Nr. 36 und 37b, die Benutzung eines römiſchen Werkſtückes wie in Nr. 35, die Stellung des Namens des Verſtorbenen an die Spitze wie in Nr. 34. Buecheler, dem ich eine Photographie des Steines ſandte, datierte ſie noch früher; er ſchrieb mir kurz vor ſeinem Tode: „Die chriſtliche Inſchrift iſt ſehr ſchön und aus guter galliſcher Zeit (ich glaube, eher 4. als 5. Jahrhundert).“

IX.

Zur Geschichte der Mainzer Synagogen

von S. Salfeld

(mit 4 Abbildungen nach Zeichnungen von H. Wallau)

DER Boden, auf dem das neue Mainz sich erhebt und nach allen Himmelsgegenden kräftig ausdehnt, schenkt jahraus jahrein dem Forscher wertvolle Zeugnisse einer viel bewegten Vergangenheit. Wenn die hoch entwickelte Kunst der Neuzeit dem Wasser und Gas sowie den Vermittlern der elektrischen Ströme das Bett der Erde ebnet, wenn für Wohnungen und Berufsstätten ein sicherer Grund gelegt wird, treten Überreste früherer Zeiten in die Erscheinung, die eine stumme, aber dennoch beredte Sprache führen. Wer die Stätten, an denen sie aufbewahrt werden, die Hallen des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer, durchschreitet, wird über die Fülle des angehäuften Materials staunen und die Bedeutung ermessen, die es für die Aufhellung früherer Kulturen, geschichtlicher Vorgänge, des wichtigen öffentlichen und privaten Lebens hat. Eine überaus rührige Forschung hat die Funde meist schon für die Wissenschaft verwertet. Während dabei umfassende Fachkenntnis und peinliche Gewissenhaftigkeit tätig waren, sind die zahlreichen aus dem Boden gehobenen Denkmale der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz bis heute nur zu einem ganz geringen Teile wissenschaftlich bearbeitet worden.[1]) Hier soll nun nach dieser Richtung hin mit drei Synagogen-Inschriften ein weiterer Versuch gemacht werden. Eine Beschreibung von mehr denn 150 Grabstein-Aufschriften[2]) ist gleichfalls bereits in Angriff genommen. Sie läßt eine reiche Ausbeute für hebräische Paläographie, Inschriftenkunde und jüdische Literaturgeschichte erwarten.

Die drei hier zu behandelnden Steine, von denen der erste bei der Kanalisierung in der Stadthausstraße, der zweite und dritte bei der Ausschachtung des Fundamentes für den Neubau des Tietzschen Warenhauses gefunden ist, beweisen durch ihre Schriftcharaktere, daß sie nicht über die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hinausreichen. Da sie alten Mainzer Synagogen eingefügt waren, müssen wir hier einige Bemerkungen über die letzteren vorausschicken.

Mainz, das im Mittelalter als „Haupt und Fürstin unter allen Städten des deutschen Reichs" gepriesen wird, haben Juden schon zur Zeit der römischen Weltherrschaft aufgesucht. Als es vom 8. Jahrhundert an einer industriellen und kommerziellen Blüte entgegenschritt, entwickelte sich in seiner Mitte ein jüdisches Gemeinwesen, das nach und nach für die Judenheit der Diaspora tonangebend wurde und, soweit es ihm ermöglicht wurde, gewissenhaft im öffentlichen wirtschaftlichen Leben sich betätigte. Mainzer Juden, die sich 1084 nach Speyer geflüchtet hatten,[3]) wo der Bischof Rüdiger Huozman ihre Intelligenz und ihren Fleiß für seine Stadt nutzbar machte,[4]) sprechen mit hoher Verehrung von ihrer Vaterstadt.[4a]) Ein jüdischer Chronist aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts sagt von der im ersten Kreuzzug vernichteten jüdischen Gemeinde Mainz, daß ihr Ruf in allen Ländern verbeitet und sie wie Gold geschätzt sei. Er hebt besonders die in ihr anzutreffende Gelehrsamkeit, Ehrenhaftigkeit und Fröhlichkeit, ihren Reichtum und ihr Wohltun hervor.[5]) Nach den Schreckenszeiten der Kreuzzüge[6]) hat die Gemeinde sich langsam wieder erholt und friedlich entwickelt, bis im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts der Blutwahn seine Furien entfesselte, zahlreiche Mainzer, Frankfurter und Wetterauer Juden 1283 zur Auswanderung zwang[7]) und den Katastrophen der Armleder-Verfolgung von 1336/1337[8]) und der sozialen Revolution mit ihren Judenbränden von 1348/1349[9]) die Pfade ebnete.

Daß die alte Mainzer jüdische Gemeinde neben ihren blühenden Hochschulen schon früh würdige Gotteshäuser hatte, ist selbstverständlich. Die erste Erwähnung einer Synagoge stammt aus dem Jahre 1093.[10]) Drei Jahre später, am 29. Mai 1096, ward sie ein Raub der Flammen. Der bei der Verfolgung gewaltsam getaufte Vorsteher Mar Isak hatte sie angezündet und darin mit seinen Angehörigen den Feuertod erlitten.[11]) Dadurch verhinderte er, daß die Synagoge zu einer Kirche umgebaut wurde, wie man beabsichtigt hatte.[12]) Neben der Hauptsynagoge bestanden noch andere Tempel.[13]) Von Mainzer Synagogen erhalten wir ferner Kunde aus einer Mitteilung zum Jahre 1188, 13. Februar.[14]) An jenem Tag bestieg der Rabbiner Juda, Sohn des Kalonymos „die hölzerne Tribüne",[15]) um seine Gemeinde bei drohender Gefahr, die ein Machtwort des Kaisers Friedrich Barbarossa abwandte,[16]) zu ermahnen, zu trösten und aufzurichten.[17]) Ferner erzählt uns ein Leichenstein von 1281, der dem Rabbiner Meïr, Sohn des Abraham hakohen, gesetzt wurde, von der Einäscherung der Synagoge.[18]) Nach der Flucht vieler Juden aus Mainz (1283) ist die Synagoge von den Zurückgebliebenen wohl notdürftig wiederhergestellt worden. Sie ist Eigentum der Gemeinde geblieben und nicht als „Judenerb" in den Besitz der Stadt übergegangen.[19]) Die jüdische Gemeinde bediente sich ihrer bis zum Bartholomäustage, 24. August 1349. Auch sie ging in Flammen auf.

Die weitere Geschichte der Mainzer Synagogen, die nicht in den Rahmen dieser Arbeit gehört, habe ich populär-wissenschaftlich knapp dargestellt in „Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz", S. 86 ff., Mainz 1903.

Das historische Resultat, das die nachstehend beschriebenen Gedenksteine ergeben, läßt sich in folgendem zusammenfassen: Die Synagoge, an die der erste Stein erinnert, ist 1271 in einer, dank der judenfreundlichen Bulle des Papstes Innocenz IV.[20]) und des Landfriedens von 1265[21]) verhältnismäßig ruhigen Zeit, erbaut worden. Sie ist in einem Volksaufstande im Juni 1281, als die Blutbeschuldigung von neuem erhoben und auch für den sogenannten „Rheinbezirk"[22]) zur furchtbaren Geißel wurde, angezündet und demoliert worden.[23]) Die Freigebigkeit der Mainzer Israeliten ermöglichte die Ausbesserung und Wiederherstellung, wie dies der zweite Stein kündet. Als die Gemeinde von den Wunden und Schäden, die die Überfälle von 1281 und 1283 verursacht hatten, sich wieder erholte, konnte man an die innere Ausschmückung der Synagoge denken und

u. a., nach Angabe des dritten Steins, einen mit Steinen ausgelegten Fußboden herstellen lassen. Das renovierte Gotteshaus bestand, wie gesagt, bis zu den furchtbaren Tagen der Verfolgung in der Zeit des schwarzen Todes, da man die Juden der Brunnenvergiftung bezichtigte, sie zu Tausenden mordete und in den Tod trieb, ihren Besitz raubte und ihre Häuser in Schutt und Asche legte.[24] Das gewaltige Feuer, das die Häuser des Judenquartiers in Mainz verzehrte und die Glocke der nahen Quintinskirche zum Schmelzen brachte,[25] zerstörte auch die Synagoge in der Schusterstraße (später Nr. 41/43, jetzt Tietzsches Warenhaus).[26]

So erzählt die fast verwitterte Schrift der alten Gedenksteine auch ein Stück bewegter Mainzer Geschichte!

Die verwendeten Klischees sind das Ergebnis einer durch die zum Teil stark zerstörte Schrift sehr erschwerten Lesung, bei der mir Herr Professor *E. Kautzsch*, Halle a. S., und Herr *H. Wallau* in Mainz ihre wertvolle, mit Dank anerkannte Unterstützung gewährt haben.

I. Hellgrauer Sandstein, 41 cm hoch, ca. 12 cm breit, 41 cm dick. Gefunden bei der Kanalisierung der Stadthausstraße vor dem Rathaus, aufbewahrt im Museum zu Mainz.



1:5

1	*Ekhtob*	Ich will verzeichnen
2	*l'sikh'ron*	zur Erinnerung
3	*l'dor ă[charon]*	dem kommenden Geschlechte
4	*l'haba['im]*	die da kommen
5	*hakk'nesset*	Synagoge
6	*sch'noth'[nim]*	daß sie geben
7	*b'khol l'*	mit ganzem [Herzen und Vermögen]
8	*hakkod[esch]*	das Heiligtum
9	*hakk'ness[et]*	die Synagoge
10	*lamed-aleph l'*	31 des

Der Stein ist Bruchstück und dürfte wohl um die Hälfte breiter gewesen sein, sodaß in den Zeilen nur je ein Wort zu ergänzen wäre, wie z. B. Zeile 2 hinter *l'sikh'ron* nur noch olam = zur ewigen [dauernden] Erinnerung. — Das Jahr ist mit den hebräischen Buchstaben *Lamed aleph* angegeben, d. i. 31; das dann folgende Lamed kann der Anfang sein von l'elef schischi = „des 6. Tausends" oder von li'frat = „nach der üblichen Zeitrechnung", also 5031 der jüdischen, 1271/1272 der christlichen Aera.

II. Gelblicher Kalkstein, aus drei Stücken zusammengesetzt. 45 cm hoch, 58 cm breit, 8 cm dick. Museum Mainz. Gefunden am 10. März 1907 bei der Ausschachtung des Fundaments zum neuen Tietzschen Warenhaus, am Platze der ältesten Synagoge (früher Schusterstraße 41/43).



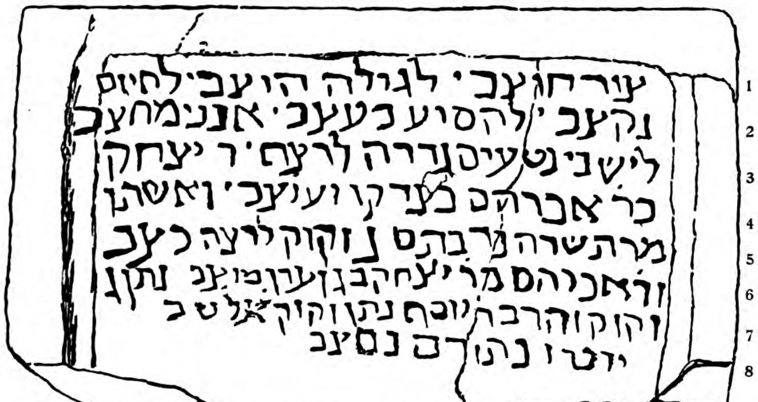
1:7

1 *Heniach seh haggeber R. David bar*
2 *Abraham hech[aber] upatach w'chibber*
3 *w'zibber chet s'[kuk'] Kessef l'binjan*
4 *seh. l'sadder ul'chassek bidke hagagot*
5 *w'haschaar bet hak'nesset anaschim*
6 *w'naschim. w'nidbato jihjeh lo l'tikwa*
7 *. . . w'sugato marat Bona*
8 *. . harab R. Josef*
9 *[ji]lawem began eden. A. S.*

1 Dies ist die Hinterlassenschaft[a] des Herrn David, Sohn
2 Abrahams, des gelehrten, er begann und vereinigte [Wohltäter?]
3 und sammelte acht Mark Silber[b] für diesen Bau
4 um in Ordnung zu bringen und auszubessern die Schäden[c] an den Dächern
5 und die Pforte der Männer und Frauensynagoge.
6 Seine freiwillige Spende gewähre ihm die Erfüllung seiner Hoffnung!
7 und seine Gattin, Frau Bona[d]
8 der Rabbiner R. Josef[e]
9 [Gott] geleite sie[f] im Paradiese. Amen, Sela![g]

a) *Heniach,* Hiphil ron nuach, bibl.-hebr., erſcheint in den Gedenkbüchern (Memorbüchern) der jüdiſchen Gemeinden ungezählte Male in der Bedeutung „hinterlaſſen".
b) *Chet s'kukim Kessef.* (sakuk, Mehrzahl s'kukim), in der Verbindung mit *Kessef,* bezeichnet in der mittelalterlichen Reſponſen-Literatur der Iſraeliten die feine Mark Silber (ſ. *Stern-Salfeld,* Nürnberg im Mittelalter, S. 100, Note 1).
c) Bibliſche Ausdrucksweiſe nach 2. Könige 12 und 22,5.
d) Über den Namen vgl. *Salfeld,* Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches, S. 389.
e) Das hebräiſche *harab* iſt der im frühen Mittelalter gebräuchliche ſchlichte Titel des amtierenden Rabbiners. Hier iſt wohl ſicher an den Mainzer Rabbiner R. Joſeph, Sohn des Iſrael, aus Thann zu denken, deſſen Unterſchrift wir unter zwei Urkunden des Großh. Haus- und Staatsarchivs in Darmſtadt und unter einer des Reichsarchivs in München (Mainzer Domkapitel, Fasc. 84) finden. Er erlitt 1349 den Märtyrertod (vgl. *Salfeld,* Martyrologium, S. 370).
f) Vgl. dazu das vom bibl.-hebr. gebildete neuhebr. L'waja „das Geleit geben", heute noch als „Begleitung einer Leiche" gebräuchlich.
g) Nur durch die beiden Buchſtaben Aleph und Samekh ausgedrückt, wie faſt durchgängig auf Leichenſteinen des 13. und 14. Jahrhunderts.

III. Roter Sandſtein, 43 cm hoch, 75 cm breit, 17,5 cm dick. Mainzer Muſeum. — Gefunden am 7. März 1907 bei der Ausſchachtung der Fundamente zum neuen Tietzſchen Warenhaus.



1 : 7

1 *Zur chuzzab. laggola huzzab. l'sijum*
2 *nikzab. l'hassia b'ozeb. abne machzeb.*
3 *l'josch'bhe n'taïm gedera l'razzef, R. Isak*
4 *bar Abraham b'zidko w'ozeb. w'ischto*
5 *marat Sara. nidbatam nun s'kukim l'raz . . kazab* [?]
6 *w'rabbi Abraham bar Isak b'gan eden muzzab. natan g[gimel]*
7 *sakuk. w'harab R. Josef natan sakuk . . .*
8 (nicht entziffert)

Felsgeſtein ward ausgehauen, für die jüdiſche Diaſporagemeinde[a]) aufgeſtellt, zum Schlußſtein
beſtimmt, [um zu künden], wie mühſelig Steine gebrochen[b]) und behauen[c]) ſind,
für die Bewohner der Pflanzungen, der Umhegung,[d]) einen Fußboden zu legen.[e]) R. Iſak,
Sohn Abrahams[f]) hat in ſeiner Frömmigkeit und ſeiner Betrübnis[g]) mit ſeiner Gattin,
Frau Sara [geſpendet]. Ihre Spende betrug 50 Mark für die kunſtvolle Pflaſterung.[h])
Auch Rabbi[i]) Abraham, Sohn R. Iſaks, der im Paradieſe [jetzt] ſeine Stätte [hat], gab 3
Mark und der Rabbiner Rabbi Joſeph[k]) gab 1 Mark.
. . . . ¿ . .

a) *laggola,* bibl.-hebr. gola bezeichnet nicht nur die Auswanderung, Verbannung, Exil, ſondern die Auswandernden ſelbſt, die aus dem heiligen Lande Weggeführten (Eſth. 2, 6, Jerem. 28, 6, Ezech. 1, 1. 3 u. a.), hier alſo die Exulantenſchaft in Mainz.
b) Ausdrucksweiſe nach 1. Kön. 5,17 und Pred. 10,9.
c) Vorl. *abne machzeb* nach 1. Kön. 2,12, 13, 22,6 und 2. Chron. 34,11.
d) Hier iſt der Bibelvers 1. Chron. 4,23 verwendet worden: w'josch'bhe n'taïm ugedera. Netaïm und Gedera gelten nach neuerer Forſchung als Eigennamen zweier paläſtinenſiſcher Ortſchaften im Stamme Juda (ſ. *Kautzſch,* Textbibel z. St.). Früher überſetzte man die Namen als „Pflanzungen und Umzäunungen", wie bei *Luther* und *Zunz* ſowie in den älteren rabbiniſchen Erklärungen. Im Talmud (bab. Baba bathra 91 b) und Midraſch (Mid. beresch. rabba 1. Moſ., Abſchn. 8) und ſonſt in der jüdiſchen Literatur werden ſie gleichfalls übertragen und verſchieden verwertet (ſ. Beth Ahron z. St.). Auf unſerem Steine ſind ſie auf die jüdiſche Gemeinde bezogen. Der Verfaſſer der Inſchrift dachte an die metaphor. Bedeutung von natā = „ein Volk pflanzen, ihm feſte Wohnſitze geben", Jeſ. 5, 2, wie wir im Deutſchen von einer Pflanzſtadt, Kolonie reden, und an g'dera als „Mauer, Stadtmauer", Pſ. 89,41. Wir können aus der Ausdrucksweiſe auf ein eingehegtes Judenquartier in Mainz ſchließen.
e) Verl. *l'razzef,* neuhebr., Inf. Piel nach dem bibl.-hebr. Hauptwort rizpa „ein mit Steinen ausgelegter Fußboden

pavimentum", gebildet (s. Esth. 1, 6, 2. Chron. 7, 3, Ezech. 40, 17. 18). 2. Partic. Kal. erscheint Hohesl. 3,10 von einem mit bunten Stücken verziertem Sitz. Auch hier dürfte (s. Bemerkung h) an einen Mosaikboden zu denken sein.

f) Die Identität ist nicht festzustellen, da der Name Isak ben (Sohn des) Abraham im Mittelalter überaus zahlreich vorkommt. *Zunz* (Literaturgeschichte der synagogalen Poesie, S. 622) stellt die Isak ben Abraham des Mittelalters zusammen. Seine Angaben können nach den Mitteilungen bei *Steinschneider,* Hebräische Bibliographie XIX, 43, Rechtsgutachten des *R. Moses Minz* (Menz), Nr. 102, *Salfeld,* Martyrologium passim u. a. ergänzt werden. Der Gleichnamige im Nekrologium I der Nürnberger Synagoge, Toten- und Spendenliste, ca. 1280—1346 (in Übersetzung bei *Stern-Salfeld,* Nürnberg im Mittelalter, S. 95 ff.), der auch für einen Fußboden spendet, kann vielleicht ein Verwandter, aber nicht derselbe sein, da seine Frau Batseba heißt, während der Name der Frau des hier verewigten Isak ben Abraham Sara ist.

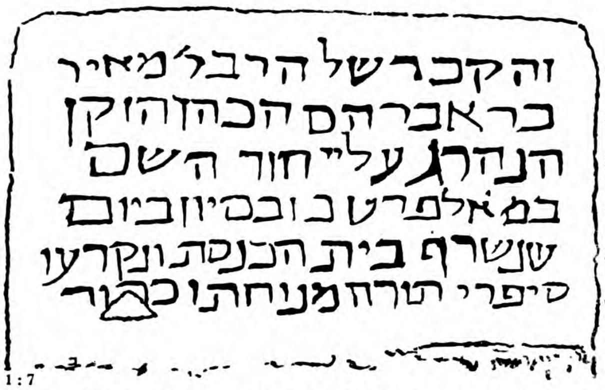
g) D. h. „er ist in Trauer" wegen des weiter genannten Abraham ben Isak, der vermutlich vor der Fertigstellung des Fußbodens gestorben ist, wie dies die Euphemie „der im Paradies [jetzt] seine Stätte [hat]" besagt. Der Verstorbene kann der Vater, aber auch der Sohn Abrahams sein.

h) Die Lesung ist nicht sicher, vielleicht weist das *Zab, ron zabab* auf die Glätte des Fußbodens.

i) Über ähnliche Euphemien vgl. *Zunz,* Zur Geschichte und Literatur, S. 346.

k) Über den Rabbiner R. Josef s. oben.

Die oben erwähnte Verfolgung von 1281, über die in den Mon. Germ. hist., in den Städtechroniken und in der jüdischen Literatur, die sonst genau berichten, sich keine Notiz findet, wie man erwarten sollte, wird durch die Inschrift eines Grabsteins bestätigt, der am 5. Juni 1899 bei Ausschachtung eines Kellers auf der großen Bleiche (Gastwirtschaft zur Stadt Mainz) gehoben wurde und die wir hier wiedergeben. Sie ist in einen im Museum aufbewahrten rötlichen Sandstein von 62 cm Höhe, 61 cm Breite und 43 cm Dicke gemeißelt und gut lesbar.



1:7

1 *Seh keber schel harab R. Meïr*
2 *bar Abraham hakkohen hassaken*
3 *haneh'rag al jichud haschem*
4 *b' m a lif'rat k s b'siwan b'jom*
5 *sch'nisraf bet hakk'nesset w'nikr^e u*
6 *sifre thora. M'nuchato kabod.*

1 Dies ist das Grab des Rabbiners R. Meïr,
2 Sohn Abrahams hakkohen,[a)] des alten,[b)]
3 der erschlagen wurde, weil er am Glauben an den *einzigen* Gott[c)] festhielt,
4 in 41[d)] der üblichen Zeitrechnung, den 27. Siwan,[e)] an dem Tage,
5 da man die Synagoge verbrannte und zerrissen wurden
6 die Thorarollen. Seine Ruhestätte ist Ehre![f)]

Vorstehende Inschrift habe ich näher beschrieben bei *Freimann* und *Brody,* Zeitschrift für hebräische Bibliographie IV, 16, wo ich u. a. auf eine Elegie aufmerksam gemacht habe, die der Rabbiner Abraham ben Meïr, der 1303 in Weißensee i. Th. bei einer Verfolgung umkam und der höchst wahrscheinlich ein Verwandter des hier genannten R. Meïr ist, auf den Mainzer Schreckenstag von 1281 gedichtet hat. In diesem Klageliede wird die Mainzer jüdische Gemeinde als „herrliche Metropole" gepriesen.

a) *hakkohen* hier = „des Priesters". Die heutigen Israeliten bezeichnen sich nach ihrer Abstammung als Kohanim, Leviten und Israeliten, d. h. dem Priestergeschlechte, dem Stamme Levi und dem Volke Israel (d. i. dem jüdischen) zugehörig.

b) s. v. w. unser „senior".

c) Für den unaussprechlichen Gottesnamen steht nach jüdischer Gepflogenheit nur „*haschem,* der Name".

d) d. i. 5041 der jüdischen, 1281 der christlichen Zeitrechnung.

e) 14. Juni 1281.

f) Diese Euphemie ist Jes. 11,10 entlehnt. Das *m'nucha* übersetzt Hieronymus entgegen den jüdischen Schrifterklärern mit „Grabmal". Vgl. *Zunz,* Zur Geschichte und Literatur, S. 343 ff.

Anmerkungen

1. *M. Lehmann,* „Die in der Nähe des Ludwigsbahnhofes in Mainz gefundenen jüdischen Grabsteine" in Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer, II, 226 ff.; auch abgedruckt bei *Hirsch,* Jeschurun IV, 204—210, *Klein,* Jahrbuch für Israeliten, Jahrgang 1860, S. 70—75 und *Lehmann,* Israelit III, 150. — *A. Merx,* Documents de Paléographie hébraïque et arabe, Leyde 1894, 48 und Taf. V, 3. — *S. Salfeld,* „Der alte israelitische Friedhof in Mainz", Exkurs VI in seinem Martyrologium des Nürnberger Memorbuches, Berlin 1898, S. 426, auch als Sonderabdruck erschienen.

2. Grabsteinmaterial wurde bei Abtragung von Festungsmauern, bei Ausschachtungen zu Verkehrsanlagen und Neubauten, sowie im Boden des alten israelitischen Friedhofs an der Mombacherstraße gelegentlich gefunden und wird daselbst zu geringem Teile, größtenteils aber im Museum und eisernen Turm aufbewahrt. Nach den Ver-

folgungen vom 11.—14. Jahrhundert und den Ausweiſungen der Juden aus den deutſchen Städten im 15. Jahrhundert wurden die Leichenſteine der betreffenden Friedhöfe verſchleppt und zu profanen Bauten verwendet. Siehe darüber *Zunz*, Zur Geſchichte und Literatur 395 ff., *Salfeld*, Martyrologium 430, Note 1 und *Brann*, Geſchichte der Juden in Schleſien II, 47 ff.

3. Ein in Mainz 1084 ausgebrochener Brand, der die Judengaſſe und andere Straßen vernichtete, ward den Juden zur Laſt gelegt. Infolge dieſer Beſchuldigung flüchteten mehrere nach Speyer und gründeten dort die jüdiſche Gemeinde. Der Biſchof Rüdiger Huozman, der damals das Dorf Altſpeyer zur Stadt gezogen hatte und ſich nach intelligenten Koloniſten umſah, nahm ſie mit Freuden auf und gab ihnen ein weitgehendes Privilegium, in dem es zum Schluß heißt: Ad summa pro cumulo benignitatis concessi illis legem, quamcumque meliorem habet populus Judeorum in qualibet urbe theutonici regni.
4. Das Privileg Rüdigers iſt datiert 1084, Sept. 13., abgedruckt bei *Hilgard*, Urkk. zur Geſchichte der Stadt Speyer I, 11, Nr. 11 und bearbeitet von *Aronius*, Regeſten zur Geſchichte der Juden im fränkiſchen und deutſchen Reiche, S. 69 ff. Nr. 168.

4a. In dem in Speyer geſchriebenen zeitgenöſſiſchen hebräiſchen Bericht, der aus Cod. 28 des Jewish College in London von Neubauer und Stern, „Hebräiſche Berichte über die Judenverfolgungen während der Kreuzzüge“ (Quellen zur Geſchichte der Juden in Deutſchland II) S. 31 ff. abgedruckt iſt, heißt es wörtlich: „.... wir kamen nach Speyer infolge des Brandes, der in der Großſtadt Mainz ausgebrochen war, in unſerm Wohn- und Geburtsorte, unſerer Vaterſtadt, der älteſten, geprieſenſten und berühmteſten Gemeinde unter allen Gemeinden des Königreichs“; ſ. *A. Epſtein*, „Jüdiſche Altertümer in Speyer“ in Monatsſchrift für Geſchichte und Wiſſenſchaft des Judentums XLI, N. F. V, S. 25 ff.

5. Faſt wörtlich nach dem anfangs des 12. Jahrhunderts ſchreibenden Salomo ben Simeon bei *Neubauer und Stern*, Hebräiſche Berichte . . . S. 85, 90, 94.
6. Über die Verfolgung zur Zeit des erſten Kreuzzugs ſ. *Grätz*, Geſchichte der Juden, VI, 89 ff. und 393, Note 5; *Salfeld*, Martyrologium . . . 3 ff.; *Aronius*, Regeſten . . . S. 78, Nr. 175 ff.; über die Hetze des Mönchs Rudolph beim zweiten Kreuzzug ſ. den Bericht Ephraims bar Jakob aus Bonn in „Hebräiſche Berichte . .“ S. 189, *Grätz*, a. a. O. 164; *Aronius*, Regeſten 108 ff.; *Salfeld*, a. a. O. 119; über die Flucht der Mainzer Juden 1188, Febr. 2., nach Münzenberg ſ. Bericht Elaſars bar Juda in „Hebräiſche Berichte . . .“ S. 216.
7. Montag 1283, April 19., wurden in Mainz zehn Iſraeliten getötet. Die Veranlaſſung zu dieſer Verfolgung, die über Mainz hinaus wütete und die deutſche Judenheit auf Jahrzehnte hinaus beunruhigte, wird in den Annalen Colmar a. a. 1283 (MS. SS. XVII, 210) angegeben: Circa Moguntiam nutrix pueri cuiusdam militis vendidit eum Iudeis ut interficierunt eum . . . S. *Salfeld*, a. a. O. 145; *Schaab*, Diplom. Geſchichte der Juden zu Mainz, S. 53 f. mit fehlerhaft abgedruckter Urkunde; *Grätz*, a. a. O. VII², 186; *Stobbe*, Die Juden in Deutſchland während des Mittelalters, S. 282 u. a. — Von der Auswanderung der Mainzer, Frankfurter und Wetterauer Juden unter Führung des Rabbiners Meïr aus Rothenburg handeln *Grätz*, a. a. O. VII², 189; *Wiener*, Regeſten zur Geſchichte der Juden . . . X ff.; S. *Back*, R. Meïr bar Baruch aus Rothenburg, S. 62—71.
8. S. über dieſelbe *Salfeld*, Martyrologium . . . S. 236 f., wo die geſamte Literatur verzeichnet iſt.
9. S. die Literatur ebenda S. 243.
10. Die Quellen verzeichnet *Zunz*, Literaturgeſchichte der ſynagogalen Poeſie, S. 610, Note 14.
11. „Hebräiſche Berichte . . .“ in Quellen II, 107; *Salfeld*, Martyrologium . . . S. 114. Nach Quellen II, 142 (Bericht Salomos ben Simeons) ward die Judengaſſe und deren Umgebung eingeäſchert, nach Ann. Wirzib. MG. SS. II, 246 und Ann. Hildesh. ebenda SS. III, 106 „maxima pars civitatis exusta est.“
12. Martyrologium, a. a. O.
13. Das ergibt ſich aus der Elegie des Kalonymos, Sohn des Juda: „O wär mein Haupt Gewäſſer, mein Auge eine Thränenquelle“, in der er das Geſchick der Gemeinden Speyer, Worms und Mainz beklagt und von letzterer erwähnt, daß ihre „*Tempel* und Lehrhäuſer“ zerſtört ſeien.
14. Quellen zur Geſchichte der Juden in Deutſchland II, 215, Bericht des Elaſar bar Juda.
15. Daſelbſt hebräiſcher Text „migdal ēz“, gemeint iſt der ſogenannte Al-memor, die Eſtrade in der Mitte der Synagoge.
16. Quellen II, 218: „Wer einen Juden anrührt und ihn verwundet, deſſen Hand wird abgehauen, und wer einen Juden umbringt, wird getötet.“
17. Ebenda 215.
18. S. w. u.
19. Die Judenerben (d. i. der Immobiliarbeſitz der „über das Meer geflüchteten Juden“) ſind in den Beſitz der Stadt übergegangen und werden in den Stadtaufnahmen bis Ende des 16. Jahrhunderts aufgeführt. 1462 hat ſie Erzbiſchof Adolph II. für den Staat eingezogen; der Kurfürſt Johann hat ſie 1655, Juli 21., wieder der Botmäßigkeit der Stadt unterſtellt. Vgl. *Schaab*, Diplom. Geſchichte . . . S. 60; *Salfeld*, Bilder aus der Vergangenheit der jüdiſchen Gemeinde Mainz, S. 40; *Urkunde Würzburg* (Kgl. Kreisarchiv: Mainzer Bücher verſchiedenen Inhalts, Nr. 2, Fol. 78—81[1]) von 1432: „Diss ſint der ſtede Judden erbe . . . .“
20. Neuerdings gedruckt bei *Stern*, Urkundliche Beiträge über die Stellung der Päpſte zu den Juden, 2. Band, Heft 1, S. 63 ff., beginnt „Lacrimabilem Judeorum Allemannie recepimus questionem . . .“. Beſchreibung und Literatur bei *Aronius*, a. a. O. 242, Nr. 568.
21. *Aronius*, S. 291, Nr. 706.
22. Martyrologium, S. 238, Note 2.
23. S. w. u. die Schrift auf dem Leichenſtein des R. Meïr bar Abraham.
24. Martyrologium . . , S. 246.
25. Mainzer Stadtbibliothek Hds. 84 in 4⁰: Severus, Tituli pastorales Moguntini tam per urbem quam per destrictus decanales . . . handſchriftlich inliegend deſſelben „Conspectus brevis collectanorum“ und darin [p. 36] a. o. 1349: Cives Moguntini Judeos cremant, unde magna campana S. Quintini ex igne perfluxit (vgl. darüber *Wiener*, Emek Habacha S. 53 — nach *Sebaſtian Münſter*, Cosmographei — und Note 206 ſowie *Schudt*, Jüdiſche Merckwürdigkeiten, I, 444 und IV, 279.
26. Vgl. *H. Wallau*, „Alte Häuſernamen in Mainz“ (im Adreßbuch von Mainz, 1891), S. XV: Schuſterſtraße 41/43, Judenerb, Judenſchule, Sufraganei, Weihbiſchofshof, gelbes Haus.

X.

Ein verschwundenes Erzbischofsdenkmal des Mainzer Domes

Von E. Neeb

(mit 4 Abbildungen)

ALS man im Jahre 1804 aus der zerſtörten Liebfrauenkirche das große Taufbecken in den Dom verſetzte und die Arbeiter die Fundamente dafür auswarfen, ſtießen ſie auf Bretter, womit ein Grab zugelegt war. Nachdem dieſe hinweggenommen waren, fand man vier Schuh tief unter der Erde einen großen Grabſtein. Dieſer war wahrſcheinlich infolge der Bodenfeuchtigkeit ſehr mürbe geworden. Er lag auf einem ſteinernen Sarge, der als Beigaben u. a. einen Biſchofsſtab, einen goldenen Ring und einen ſilbernen Kelch mit Patene enthielt. Um den Stein aus der Grube bequemer herausſchaffen zu können, zerſchlugen ihn die Arbeiter. Bodmann, der erſt längere Zeit nach der Zertrümmerung an die Fundſtelle kam, ließ die Bruchſtücke, ſoviel noch davon übrig war, wieder zuſammenlegen und abzeichnen. Dargeſtellt war auf dem Steine, ſoweit man die Figur damals noch erkennen konnte, ein Erzbiſchof, der auf einem Löwen ſtand; mit der linken Hand hielt er einen Stab, die rechte ſtreckte er über eine neben ihm ſtehende kleinere Figur, einen König (cum regulo ad latus posito, Bodmann), auf die nämliche Weiſe, wie man den Erzbiſchof Siegfried III. und Peter Aſpelt auf ihren Grabſteinen dargeſtellt ſieht. So melden ſich gegenſeitig ergänzend die Fundberichte Bodmanns und Schunks. [1]) Von einer Inſchrift wird in dieſen Fundberichten nichts geſagt, ſie war offenbar nur aufgemalt geweſen, wie dieſes auch auf dem Grabſtein Siegfrieds III. der Fall iſt, und durch die Bodenfeuchtigkeit zerſtört worden (vgl. die unten angeführte Bemerkung des Joannis: litteris — pencillo olim tantum adscriptis). Die Fundſtelle iſt aus dem Grundriſſe des Domes, den Wetter ſeiner Geſchichte und Beſchreibung des Domes zu Mainz (Mainz 1835) beigegeben hat, unter Nr. 58 (Taufſtein) erſichtlich. Danach muß das mit dem oben beſchriebenen Denkmal gedeckte Grab im öſtlichen oder Pfarrchore genau unter dem Scheitel der Oſtkuppel gelegen haben. [2])

Eine bisher noch nicht weiter verfolgte Angabe des Serarius (Mog. Rer., Mainz 1604 S. 839 = Joannis, Rer. Mog. I 605) ſteht offenbar mit dem im Jahre 1804 aufgefundenen Grabſteine im Zuſammenhange. Am Schluſſe ſeiner Lebensbeſchreibung des Erzbiſchofs Siegfried III. bemerkt er nämlich: „Eius extant duplices in dicto choro (d. h. im eiſernen oder Oſtchore) statuae, una in crypta seu fossa sub campanis, altera ad murum, qui est ad cryptae illius caput.“ Das eine Grabmal müßte alſo in einer Vertiefung, in crypta seu fossa (vgl. dazu die folgende Bemerkung Joannis'), gelegen haben und zwar sub campanis, unter den Glocken. Wenn Serarius bei dieſer Ortsangabe die im Oſtturme aufgehängten Glocken meint, ſo lag alſo der Grabſtein (statua) unter der öſtlichen Kuppel, und zwar ſelbſtverſtändlich nach der Mitte zu. In der eigentlichen Krypta unter dem Oſtchore kann der Grabſtein nicht gelegen haben, da dieſelbe damals verſchüttet war; bekanntlich wurde ſie erſt zwiſchen 1873—1878 wiederhergeſtellt. Mit der andern Statue an der Mauer (ad murum) iſt offenbar das heute noch vorhandene Grabmal Siegfrieds III. gemeint, das bis zum Jahre 1783 auf der Oſtſeite des gotiſchen Pfeilers ſtand, womit man im 15. Jahrhundert die Triumphbogen des Oſtchores unterfangen hatte; [3]) es erhob ſich, wie aus älteren Grundriſſen erſichtlich iſt, unmittelbar am weſtlichen Ende der Krypta. Joannis bemerkt nun in ſeinem Abdrucke des Geſchichtswerkes des Serarius (a. O.): „optandum, ut quae (scil. statua) sub campanis in crypta sive fossa est, in lucem protrahatur. Paucissimis enim cognita est, fossa asseribus compactis intecta. Ea quidem, ut id addam, in crypta hac, VIII circiter pedes profunda, solo incumbit, eminens prorsus, cum ἐπιγραφῇ, quae tamen minus legibilis nunc est, litteris quippe penicillo olim tantum adscriptis. Quae vero ad murum cryptae l. d. statua est, isti et altitudine cedit et decore . . . .“ Joannis wünſcht alſo, daß man den damals (1722) unter dem Boden des Oſtchores liegenden Grabſtein ans Tageslicht befördere. Er bemerkt auch, daß er nur ganz wenigen bekannt ſei, da er mit dicht aneinanderſchließenden Brettern bedeckt ſei und ungefähr acht Fuß tief im Boden läge, eine Angabe die mit dem Fundbericht Schunks übereinſtimmt, wonach der im Jahre 1804 gefundene Grabſtein ebenfalls mit Brettern gedeckt war, auf die man bei der Legung des Fundaments für den Taufſtein ſtieß. Allerdings gehen die Angaben Joannis' und Schunks in bezug auf die Tiefe (Joannis: acht Fuß — Schunk: vier Fuß) auseinander, aber es bleibt unklar, ob Schunk von der Bodenoberfläche oder erſt vom Bretterbeleg ab ſeine vier Schuh gemeſſen hat; iſt das letztere der Fall, ſo kann ſeine Meſſung mit der des Joannis ſtimmen, da die Arbeiter erſt bei dem Ausheben der Fundamentgrube, alſo ſchon in einer gewiſſen Tiefe, auf die Bretter ſtießen. Auch Schneider, Gräberfunde S. 44 gibt an, daß der im Jahre 1872 an dieſer Stelle gefundene Sarg (ſ. unten), der offenbar mit dem ſchon im Jahre 1804 entdeckten identiſch iſt, 2,25 Meter tief unter der alten Bodenfläche im loſen Erdreich geſtanden habe; 2,25 Meter ſind aber ungefähr acht Mainzer Fuß. Das Gewölbe, in dem der Sarg bei der zweiten Auffindung im Jahre 1872 ſtand, ſoll allerdings nach Schneider (S. 42) zu der Fundamentierung des Taufſteins gehören, iſt alſo jüngeren Urſprungs. [4]) Die aufgemalte Inſchrift war noch ſichtbar, aber kaum mehr zu entziffern (vgl. unten). Auch die ebenfalls aufgemalte Inſchrift des Grabſteins Siegfrieds III. war damals ſchwer zu leſen; denn Joannis gibt ſie verſtümmelt wieder. Ferner muß das im Boden liegende Denkmal in bezug auf Größe und Schmuck ſtattlicher und reicher geweſen ſein als das Siegfrieds III., worauf unten noch einmal zurückzukommen iſt. Auch Bourdon erwähnt in ſeinem 1728 verfaßten Verzeichnis der Grabdenkmäler des Domes (in choro ferreo Nr. 8 S. 31 des Exemplars der Mainzer Stadtbibliothek) unſern Stein. Bei der Beſchreibung der Denkmäler des Oſtchores gibt er an, daß dort (am Boden) drei Reihen von je drei Grabſteinen gelegen hätten, alle wären mit Brettern bedeckt geweſen. Er fängt mit der öſtlichen Reihe



Abb. 1. Zeichnung der Reste des im Jahre 1804 gefundenen Grabdenkmals

an und bemerkt dann bei Nr. 8 Lapis sepulchralis cum effigie Episcopali in fossa seu crypta 7 vel 8 pedes profunda et asseribus compactis tecta, epitaphium non est amplius legibile (alſo faſt wörtlich die Angabe des Joannis). Auch Bourdon hebt die Ähnlichkeit mit dem Grabſteine Siegfrieds III. hervor, leider konnte er die Inſchrift nicht mehr leſen. Als benachbarte Grabſteine bezeichnet er mit Nr. 7 den von Hohenecks, mit Nr. 9 den Hartmanns von Cronberg, was durch die Ausgrabung im Jahre 1872 beſtätigt wurde (Schneider, Gräberfunde S. 30ff.). Vergleicht man nun den Domgrundriß bei Gudenus, cod. diplom. II, 729 mit der Schneiderſchen Fundſkizze (Gräberfunde, Taf. I), ſo ergibt ſich zweifellos, daß das von Serarius, Joannis und Bourdon erwähnte Grab dasſelbe iſt, wie das in den Jahren 1804 und 1872 wiederaufgefundene und ſomit auch der Grabſtein mit dem von Bodmann und Schunk beſchriebenen identiſch iſt.

Im Zuſammenhange mit den Wiederherſtellungsarbeiten am Oſtchore des Domes wurde die von Schunk-Bodmann angegebene Fundſtelle im Jahre 1872 von Fr. Schneider nochmals ſorgfältig unterſucht. In der Hoffnung, die Trümmer jenes Grabſteines wiederzufinden, ſah man ſich jedoch getäuſcht. Dagegen fand man den Steinſarg, auf dem er aller Wahrſcheinlichkeit nach im Jahre 1804 noch gelegen hatte. Ferner kam damals bei den Aufräumungsarbeiten hinter der erſten Gräberreihe in einer geringen Tiefe ziemlich in der Mitte des Chores das Bruchſtück des Kopfes einer Biſchofsfigur zum Vorſchein, das gegenwärtig im Dommuſeum aufbewahrt wird (Abb. 3).[5] Zweifellos gehört der Kopf zu dem Grabdenkmal eines Erzbiſchofs, auf dem die figürliche Darſtellung, ähnlich wie auf dem Siegfrieds III., in ſtarkem Hochrelief ausgeführt war. Bei der Zertrümmerung des Steines war das Geſicht und ein Teil der Mitra in ziemlich glattem Bruche von der Fläche des Hintergrundes abgeſprungen. Das Material des Bruchſtückes iſt ein grauweißer Sandſtein. In der Höhe mißt es einſchließlich des Reſtes der Mitra 0,33 m, an der breiteſten Stelle 0,22 m; dieſen Maßen nach gehörte der Kopf zu einer recht ſtattlichen Figur.



Abb. 2. Grabdenkmal Erzbischofs Siegfried III. im Dome zu Mainz

Nach dem Schneiderſchen Berichte muß der Kopf ganz in der Nähe der Stelle gefunden worden ſein, an der im Jahre 1804 die Bruchſtücke jenes Grabdenkmals zutage gefördert wurden, von denen uns Schunk und Bodmann die Beſchreibung lieferten. In ſeinem Ausgrabungsberichte bemerkt nun Schneider (S. 52): „Ob der Kopf einen Teil des von Bodmann und Schunk erwähnten Grabſteines ausgemacht habe, wage ich nicht zu behaupten; möglich wäre es immerhin, und die zu Anfang des Jahrhunderts im Oſtchore vorgenommenen Erneuerungen des Fußbodens könnten es glaublich erſcheinen laſſen, daß nach Zerſtörung der Grabplatte dieſes Bruchſtück in dem aufgebrochenen Boden verſcharrt worden ſei. Jedenfalls beſitzen wir in dieſem Fragment einen Beweis dafür, daß bei den Bauveränderungen im Innern des Chores gegen Mitte des 15. Jahrhunderts Biſchofsdenkmale von monumentaler Bedeutung betroffen wurden und, wie es ſcheint, nicht einmal von gewaltſamer Zerſtörung verſchont blieben."

Die Zeichnung, die Bodmann im Jahre 1804 oder bald nachher hatte anfertigen laſſen, kannte Schneider offenbar nicht.

In einer Sammelmappe des Mainzer Altertumsvereins, die auf der Mainzer Stadtbibliothek lag, fand ich nun zwei bisher unbekannte Handzeichnungen.

Die eine (Blattgröße 21×34 cm, Bildgröße 17×28 cm) iſt eine Bleiſtiftſkizze. Sie zeigt die zuſammengeſetzten Bruchſtücke eines erzbiſchöflichen Grabmals, das genau den oben mitgeteilten Beſchreibungen Bodmanns und Schunks entſpricht. An einigen Stellen ſind den Bruchſtücken Maße (in Mainzer Fuß) beigeſchrieben oder auch Bemerkungen über eine andere Anordnung der Bruchſtücke gemacht. Die ganze Art der Ausführung macht mir den Eindruck einer an Ort und Stelle aufgenommenen Skizze; offenbar haben wir in ihr den erſten Entwurf zu der von Bodmann veranlaßten Zeichnung der Trümmer des im Jahre 1804 gefundenen Grabdenkmals zu erblicken. Aller Wahrſcheinlichkeit nach rührt dieſe Skizze von der Hand Joh. Lindenſchmits,[6] der vielfach für Bodmann zeichnete.

Das zweite Blatt (Blattgröße 14,5×24,5 cm, Bildgröße 8,3×17 cm) zeigt eine auf ganz dünnem Papiere ausgeführte



Abb. 3. Kopf vom Grabdenkmal eines Erzbischofs im Dommuseum zu Mainz, 1/5 der natürlichen Grösse

Federzeichnung (Abb. 1), wahrſcheinlich eine Pauſe nach dem an Bodmann abgelieferten Originale. Dieſes Bild ſtellt die endgiltige Redaktion der auf dem erſten Blatte angelegten Skizze dar. Hier ſind die einzelnen Bruchſtücke in ihre richtige Lage gebracht; auch iſt der Maßſtab in Mainzer Fuß (1 m F.) rechts unten beigegeben.

Danach betrug die Höhe des Denkmals, ſoweit es in der Zeichnung vorliegt, $7^3/_4$ Mainzer Fuß = 2,26 m (den Mainzer Werkſchuh zu 0,2915 m gerechnet) und die Breite 4 Fuß = 1,16 m. Auch die Bleiſtiftſkizze gibt die gleiche Breite (4 S[chuh]) an. Es muß alſo mit dem unteren Rande, der auf der Zeichnung fehlt, 20—30 cm höher geweſen ſein als das Grabdenkmal Siegfrieds III. (ſ. oben S. 111 die Bemerkung des Joannis zu Serarius).

Nach der Zeichnung fehlte auf dem Steine damals ſchon das Geſicht, von der Mitra ſind nur der obere Abſchluß und Stücke von den Bändern derſelben erhalten geblieben. Rechts von dem Erzbiſchofe ſteht auf einer kleinen Konſole eine in kleinerem Maßſtabe gehaltene Figur; auf der Bruſt des Erzbiſchofs iſt noch ein Reſt des Palliums ſichtbar. Wozu das links unten neben den Füßen der Hauptfigur herabhängende Gewandſtück gehört, iſt nicht recht klar. Um als Endzipfel des Meßgewandes (casula) zu gelten, hängt es zu tief; möglicherweiſe ſtand auf der linken Seite des Erzbiſchofs noch eine zweite Figur, die er ebenfalls krönte. Nach dem auf der Zeichnung angegebenen Maßſtabe muß das fehlende Geſicht einſchließlich des ebenfalls fehlenden Stückes der Mitra, vom Kinn ab bis zum unteren Rande des noch erhaltenen Reſtes der Mitra gemeſſen, ungefähr 33 cm hoch geweſen ſein. Dieſes Maß entſpricht aber auch der ganzen Höhe des im Jahre 1872 gefundenen Bruchſtückes (ſ. oben); bei der Kleinheit und verhältnismäßig doch ſkizzenhaften Ausführung der alten Zeichnung können Unterſchiede von einigen Zentimetern nicht in Betracht kommen. Auch in der Breite ſtimmen die entſprechenden Maße bei der Zeichnung und dem Bruchſtücke überein. Unmittelbar über dem Stirnreif zeigt auf dem Bruchſtücke die Mitra in der Mitte einen Vierpaß mit herabſchwebender Taube; darüber ſetzt ſich ein zweiter, von dem nur noch der untere Teil erhalten iſt; an der entſprechenden Stelle zeigt die Zeichnung das obere Stück desſelben. Auf dem Bruchſtücke fehlen die Enden der über das linke Ohr nach vorn herabfallenden Locken, auf der Zeichnung ſehen wir dieſe Enden über einem Stücke des Mitrabandes. Überhaupt entſpricht der auf der Zeichnung fehlende Teil der Mitra genau dem Reſte, der ſich auf dem Bruchſtücke noch erhalten hat. Da nun auch noch die Fundſtellen des Grabdenkmals und des Bruchſtückes ganz nahe beieinander liegen, ſo darf mit Sicherheit angenommen werden, daß das im Jahre 1872 zum Vorſchein gekommene Bruchſtück zu dem im Jahre 1804 gefundenen, ſeit dieſer Zeit aber leider verſchollenen erzbiſchöflichen Grabdenkmal gehört. Die Vermutung, die Fr. Schneider, ohne die Zeichnung zu kennen, ſchon im Jahre 1874 ausgeſprochen hat, erhält nun durch dieſe ihre Beſtätigung.



Abb. 4. Kopf vom Grabdenkmal Erzbischofs Siegfried III. im Dom zu Mainz, 1/5 der natürlichen Grösse

Soweit ſich das auf der Zeichnung noch erkennen läßt, ſteht das Grabdenkmal des unbekannten Erzbiſchofs in der Geſamtkompoſition dem des Erzbiſchof Siegfrieds III. († 1249) im Mainzer Dome (Abb. 2)[7] am nächſten. Vielleicht war es gerade dieſe Ähnlichkeit, die Serarius und nach ihm Joannis dazu veranlaßte von zwei Denkmälern Siegfrieds III. zu reden. Dem Kopfe nach zu ſchließen, muß die auf dem verſchwundenen Grabſteine dargeſtellte Figur ſtattlicher geweſen ſein als die Siegfrieds III. Vom Kinn bis zum Mitrarande gemeſſen, iſt das Geſicht des Bruchſtückes 22 cm hoch, das Siegfrieds III. mißt in dem entſprechenden Teile nur $17^1/_2$ cm (vgl. oben S. 111 Sp. 2 die Bemerkung des Joannis). Die Umrahmung zeigt auf beiden Denkmälern nach der Innenſeite zu dieſelbe ſchlichte Profilierung, bei beiden ragt die Spitze der Mitra noch ein Stück über dieſelbe hinaus. Auch ſitzt bei beiden die Mitra nicht ganz gerade auf dem Kopfe; bei Siegfried III. neigt ſie etwas nach links, bei dem Bruchſtück etwas nach rechts. Bei beiden Denkmälern ſtehen die Gekrönten auf Konſolen, die die gleiche Profilierung zeigen. In der Geſichtsbildung zeigt ſich zwar in der ſtreng ovalen Form und beſonders in der Behandlung des Kinnes, das knopfartig vorſpringt,[8] eine gewiſſe Übereinſtimmung, dagegen ſpricht aus dem Bruchſtücke noch etwas von „typiſcher Gebundenheit“ und Strenge, während der Meiſter des Grabdenkmals Siegfrieds III. ſchon eine gewiſſe Individualiſierung, etwas von Porträtähnlichkeit anſtrebt (vgl. die unteren Partien der Augen, den Mund mit der gradlinig abſchneidenden Unterlippe). Eher wäre das Bruchſtück in einen Kreis von Denkmälern zu ſetzen, dem die Grabſteine Arnolds de turri († 1264) im Domkreuzgang und die der beiden Grafen von Katzenelnbogen, Diether III. († 1276) und Diether IV. († 1315), im Wiesbadener Muſeum[9]) angehören. Jedenfalls verfügte der Meiſter des Grabdenkmals, zu dem unſer Bruchſtück gehörte, über ein bedeutenderes künſtleriſches Vermögen als der, von dem das Grabdenkmal Siegfrieds III. angefertigt wurde.

Daß nun der im Jahre 1804 gefundene Sarg[10]) und ſeine Beigaben und das damals zertrümmerte Denkmal urſprünglich zuſammengehörten, iſt als möglich, aber nicht als unbedingt feſtſtehend zu betrachten; jedenfalls gehörte das letztere als Grabplatte zu einem ſogenannten Hochgrab; es lag nicht unmittelbar auf dem Sarge, ſondern über dem Boden des Oſtchores und ruhte hier auf einem

massiven oder von kleinen Pfeilern oder Säulchen gebildeten niedrigen Unterbau. Gehören das verschollene Denkmal und der 1804 gefundene Sarg mit seinen Beigaben zu ein und demselben Grabe, so kann das Denkmal nicht vor der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sein, da sich unter seinen Beigaben ein Kelch befand, der in seinen Formen schon gotische Anklänge zeigt[11]); wir müßten dann mit Fr. Schneider in dem Kelch französisches Fabrikat erblicken und damit eine frühere Datierung, d. h. in den Anfang oder die ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts, begründen. Eine weitere Frage ist die, ob die beiden Grabdenkmäler unmittelbar nach dem Tode der auf ihnen dargestellten Erzbischöfe angefertigt wurden. Was das Denkmal Siegfrieds III. betrifft, so tritt Börger (Grabdenkmäler im Maingebiet S. 20 ff.) entschieden für eine spätere Entstehungszeit ein; als solche hält er das Ende der Regierung Wernhers von Eppstein († 1284) für möglich.

Welcher Mainzer Erzbischof war nun auf dem verschwundenen Grabdenkmale dargestellt?

Von einer entscheidenden Beantwortung dieser Frage soll zunächst abgesehen werden; es mögen dafür einige Tatsachen aus der Geschichte der Mainzer Erzbischöfe hier Platz finden, die für die Bestimmung der auf dem Grabmale dargestellten Persönlichkeit maßgebend sein können. Daß wir in der Reihe der Mainzer Erzbischöfe nicht über Konrad I. hinauszugehen haben, darf wohl ohne Bedenken angenommen werden; ebensowenig dürfte auch die Zeit nach Peter Aspelt in Betracht kommen.

Erzbischof Konrad († 1200) ist im Jahre 1196 bei der Wahl des dreijährigen Friedrichs II. zum König beteiligt (Böhmer-Will, Regesten der Mainzer Erzbischöfe II 103 Nr. 353). — 1198 krönte er den König Leo von Armenien (l. c. II 109 Nr. 378). — Daß er in Mainz, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in dem von ihm umgebauten Dome beigesetzt wurde, ist belegt (l. c. 120 Nr. 428), aber es steht nicht fest, an welcher Stelle dieses geschehen ist, möglicherweise im Ostchor, der damals schon vollendet gewesen sein muß (Schneider, Dom zu Mainz Fol.-Ausg. Sp. 23 f.).

Erzbischof Siegfried II. von Eppstein († 1230) ist 1208 an der Wahl König Ottos IV. beteiligt (Böhmer-Will, II 138 Nr. 95), ebenso 1211 an der König Friedrichs II. (l. c. II 149 f. Nr. 167 und 170, 154 Nr. 193). 1212 krönte er bei Mainz Friedrich II. zum römischen König (l. c. II 155 Nr. 194). — 1215 salbte und krönte er König Friedrich II. zu Aachen zum zweitenmal (l. c. II 161, Nr. 244). — 1220 ist er bei der Wahl König Heinrich VII. zum römischen König beteiligt (l. c. II 175 Nr. 343). — 1228 weihte und krönte er zu Prag den König Wenzel von Böhmen und dessen Gemahlin Kunigunde (l. c. II 199 Nr. 560). — Seine Begräbnisstätte findet er jedoch nicht in Mainz, sondern in Erfurt (l. c. II 205 f. Nr. 616).

Siegfried III. von Eppstein († 1249), Neffe Siegfrieds II.; sein Grabdenkmal ist heute noch im Dome zu Mainz erhalten; das Nähere s. Schrohe, Zeitschrift des Mainzer Altertumsvereins Bd. IV S. 583 ff.

Erzbischof Gerhard I. († 1259) ist 1257 an der Wahl König Richards insofern beteiligt, als er seine Stimme auf den Erzbischof von Köln überträgt (l. c. II. 335 f. Nr. 168); in demselben Jahre ist er bei dessen Krönung durch den Erzbischof von Köln zu Aachen anwesend (l. c. II 339 Nr. 185). — Begraben wird er in der Minoritenkirche zu Erfurt (l. c. II 348 Nr. 261).

Wernher von Eppstein († 1284) krönte am Weihnachtstage 1261 den Böhmenkönig Ottokar und dessen Gemahlin Kunigunde zu Prag (l. c. II 356 Nr. 60). — 1262 beruft er einen Fürstentag zur Vorbereitung für die Wahl eines deutschen Königs (l. c. II 357 Nr. 62). — 1273 ist er besonders beteiligt an der Wahl Rudolfs von Habsburg (l. c. II 384 ff.) und bei dessen Krönung durch den Erzbischof von Köln anwesend (l. c. 386 Nr. 300); auch bittet er Papst Gregor X. um die Verleihung der Kaiserkrone an Rudolf von Habsburg (l. c. II 387 Nr. 303 und 390, Nr. 336). — Er stirbt in Mainz und wird dort im Dome begraben (l. c. II 422 Nr. 609).

Erzbischof Heinrich II. († 1288) verhandelt 1287 wegen der Krönung des Böhmenkönigs Wenzel II. und dessen Gemahlin Gutta (l. c. II 433 f. Nr. 70—73), aber diese vollzieht erst Erzbischof Gerhard II. Er wird im Dome zu Mainz begraben, aber nicht im Ostchor, sondern vor dem Altare Petri et Pauli app. (l. c. II 439 Nr. 114).

Erzbischof Gerhard II. († 1305). Er wählt, nachdem ihm die Stimmen sämtlicher Wähler übertragen worden waren, 1292 den Grafen Adolf von Nassau zum römischen König (Vogt, Regesten der Erzbischöfe von Mainz I. 43 f. Nr. 258; vgl. auch Heymach, Gerhard v. Eppenstein S. 31 f.) und ist bei dessen Krönung durch den Erzbischof von Köln anwesend (Vogt, I. 45 Nr. 265). — 1297 krönte er König Wenzel von Böhmen (Böhmer, reg. imp. 369 Nr. 211). — 1298 setzte er Adolf von Nassau ab und ist beteiligt an der Wahl Albrechts von Österreich (Böhmer, l. c. 371 Nr. 235, 236, 238; Heymacher S. 62 ff., besonders S. 69). — Begraben wurde Gerhard II. im Dome zu Mainz (Serarius, Mog. rer. S. 848 = Joannis Rer. mog. I 634).

Gerhards II. Nachfolger ist Peter Aspelt (1306—1320), bei dessen Grabmal man bekanntlich in der Darstellung das Siegfrieds III. oder auch das 1804 gefundene sich zum Vorbilde genommen hat.

Vier Glieder aus der Familie der Eppstein (Siegfried II., Siegfried III., Wernher und Gerhard II.) hatten innerhalb eines Jahrhunderts den Mainzer Erzbischofsstuhl bestiegen. Es waren kraftvolle Persönlichkeiten, deren Streben dahin ging, die mit dem Mainzer Stifte verbundenen Würden und Rechte des Erzkanzlers des Reiches in vollem Umfange zur Geltung zu bringen und für die Zukunft zu wahren.[12]) Unter ihnen waren es besonders Wernher und Gerhard II., die auf die Wahl des deutschen Königs den weitgehendsten Einfluß ausgeübt hatten. Die Krönung des Böhmenkönigs war an und für sich unbestrittenes Recht des Mainzer Erzbischofs.[13]) Die Frage über seinen Anteil an der Krönung des deutschen Königs war damals noch eine offene.[14]) Vielleicht haben wir auch in der Persönlichkeit, die auf dem seit dem Jahre 1804 wieder verschollenen Grabdenkmal dargestellt war, einen jener Eppsteiner zu erblicken.

An Erzbischof Konrad I. zu denken, dürften die Ornamentformen der Mitra verbieten; auch geben die geschichtliche Tatsachen (Krönung Leos von Armenien) doch für eine derartige Darstellung zu geringe Anhaltspunkte.

Am ehesten könnte in Betracht kommen Siegfried II. Er krönte Kaiser Friedrich II. und König Wenzel von Böhmen; letzterer könnte vielleicht in der auf der linken Seite des Erzbischofs dargestellten Figur unseres Denkmals zu erblicken sein, vorausgesetzt, daß das dort sichtbare Bruchstück (s. oben S. 113 Sp. 1) überhaupt als Rest eines

zweiten Gekrönten zu betrachten ist. Allein Siegfried II. liegt in Erfurt begraben. Man müßte also annehmen, daß ihm auch im Mainzer Dome ein Denkmal im eigentlichen Sinne des Wortes errichtet wurde; ob es aber schon im Sinne der damaligen Zeit lag, ohne Zusammenhang mit dem Grabe und dem Begräbnisort in dieser Weise die Verdienste und das Andenken eines Verstorbenen zu ehren, wage ich nicht zu entscheiden.

Auf die Zeiten Werners oder Gerhards II. von Eppstein scheint meines Erachtens die Ornamentik der Mitra am besten zu passen. Ist Werner von Eppstein auf dem Denkmal dargestellt, so muß die eine der seitlichen Figuren König Ottokar von Böhmen sein; die zweite (s. oben) könnte dessen Gemahlin oder, was wahrscheinlicher, König Rudolf von Habsburg darstellen. Diesen krönte er zwar nicht selbst; allein es könnte im Sinne der Darlegungen Schrohes durch die Anbringung seiner Person auf dem Grabdenkmal des Mainzer Erzbischofs, dessen Anspruch auf das Recht der Krönung zum Ausdrucke gebracht sein. Ähnlich verhält es sich mit Gerhard II. von Eppstein.

Anmerkungen

1. Die einschlägige Literatur findet sich bei Schrohe, Zeitschrift des Mainzer Altertums-Verein B. IV. S. 583 ff., der zuletzt über dieses Grabdenkmal gehandelt hat. — Bodmann hat seine Angaben als handschriftliche Notizen in sein Handexemplar des Gudenus, cod. diplom. geschrieben (jetzt auf der Mainzer Stadtbibliothek), und zwar an mehreren Stellen Band II 820, 844 („steht auf einem Löwen"), Band III 375.
2. Heute steht das Taufbecken im nördlichen Arme des westlichen Querschiffs.
3. S. Schunk, Beyträge zur Mainzer Geschichte II 56, danach ist die Angabe bei Neeb, Führer durch Mainz (Beckmannführer) 3. Aufl. S. 91 (nach Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, 120) zu berichtigen; über den Pfeilereinbau s. Fr. Schneider, Dom zu Mainz, Fol.-Ausg. Sp. 33, 38 und Tafel 2 und 4.
4. Schneider, Gräberfunde S. 46 f. nimmt an, daß der Sarg und mit ihm das Denkmal erst im 15. Jahrhundert im Zusammenhange mit der Beseitigung der Krypta an diese Stelle in der Mitte des Ostchors versetzt worden sei; solange nämlich die alte Krypta bestand, war über ihr die Anlage eines Grabes unmöglich. Ob aber diese alte Krypta je vollständig ausgebaut wurde, ist noch eine offene Frage.
5. Schneider, Gräberfunde im Ostchor des Domes zu Mainz S. 52; ebendaselbst auch eine genaue Beschreibung und zeichnerische Abbildungen der Grabfunde und des Kopfes. Die Fundstelle ist aus der dort beigegebenen Tafel I ersichtlich.
6. Über ihn s. Schneider, Darstellungen der Stadt Mainz (Ausstellung 1879) S. 109 f.
7. Diese Abbildung ist Schrohes oben angeführtem Beitrage entnommen.
8. Börger, Grabdenkmäler im Maingebiet S. 21.
9. Abbildungen der beiden letzteren bei Schrohe, Geschichte des Reichklaraklosters in Mainz.
10. Im Jahre 1872 wurde er wieder ausgegraben und in der Ostwand des Domkreuzganges aufgestellt; Abbildung bei Schneider, Gräberfunde Tafel XIX Fig. 3.
11. Schneider, Gräberfunde S. 49 f.
12. Van der Ropp, Allgem. deutsche Biogr. Bd. 8 (1878) 743.
13. Die Krönung des Königs von Böhmen ist Vorrecht des Mainzer Erzbischofs, vgl. Böhmer-Will, Reg. II, 355 Nr. 55, 356 Nr. 58, 359 Nr. 82, 433 Nr. 70.
14. Schrohe, Zeitschrift des Mainzer Altertums-Vereins Bd. IV, S. 592.

XI.

Kleinere Beiträge zur Mainzer Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert

Von Dr. H. Schrohe

I. Nachrichten über die Wahl, das Hinscheiden und die Bestattung der Kurfürsten sowie über die Huldigungen seitens der Bürgerschaft (1670—1729)

DIE Mainzer Vizedominatsakten berichten über die Sitzungen, welche der Mainzer Stadtrat unter dem Vizedominus und im Beisein des Gewaltsboten wöchentlich mehrmals abhielt; sie werden deshalb auch Ratsprotokolle genannt. Ihr Inhalt ist in den einzelnen Zeitabschnitten nicht derselbe. Ein solcher beginnt mit der Urkunde [1]) vom 6. Februar 1660, in der Kurfürst Johann Philipp die Aufgaben der Ratsfreunde aufs neue umschreibt, und endet mit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts, in denen die Ratssitzungen ihren Charakter ändern. Entsprechend den Machtbefugnissen des Rates sind die Vizedominatsakten Berichte über seine amtliche Tätigkeit, die keineswegs als Geschichtsquellen für spätere Zeiten gedacht waren; dennoch bieten sie manchen willkommenen Aufschluß. Dahin gehören auch die Nachrichten über die Wahl, den Tod und die Leichenfeierlichkeiten mehrerer Kurfürsten sowie über die Huldigungen seitens der Bürgerschaft. Wenn die Protokolle des Stadtrates, der in seiner Ernennung und Amtsführung von dem jeweiligen Kurfürsten abhängig war, Vermerke über den Regierungsantritt und das Ableben der einzelnen Kurfürsten enthalten und über die Huldigungen berichten, welche die Bürgerschaft mitsamt dem Stadtrat dem neuen Landesherrn zu leisten hatte, so kann das für selbstverständlich gelten. Und doch finden sich Aufzeichnungen dieser Art nur in den Vizedominatsakten der Jahre 1670—1729. Es muß deshalb um diese Zeit ein besonderer Grund bestanden haben, derartige Nachrichten in die Protokolle aufzunehmen. Der dreißigjährige Krieg hatte nämlich, wie anderwärts, so auch im Erzstifte Mainz die Traditionen vielfach durchbrochen, die Beziehungen zu der vorausgegangenen Zeit gelöst. Darum hielt man es bei der Rückkehr ruhiger Verhältnisse für geboten, wichtige Akte durch genaue Aufzeichnungen festzulegen, damit man auf sie in späterer Zeit zurückgreifen könne. Zu diesen wurden auch die Huldigungen gerechnet, wie sie die Mainzer Bürger jedem neu erwählten Kurfürsten zu leisten hatten. Sie tauchen nicht etwa erst nach dem dreißigjährigen Kriege auf, sondern waren schon lange vorher in Übung. Für die Jahre 1545, 1555, 1601, 1604, 1626 lassen sie sich nachweisen; [2]) der erstgenannte Huldigungsakt wird folgendermaßen geschildert: „Am 27. Oktober 1545 [3]) nahm Kurfürst Sebastian von Heusenstamm die Huldigung in der Stadt ein. Alle Tore wurden um acht Uhr geschlossen und sämtliche Bürger beschieden, ohne Harnisch und Gewehr auf dem Platze vor dem Gerichtshause zu erscheinen. Alle Domprälaten und Kapitularen erwarteten in dem Gerichtshause die Ankunft des Erzbischofes. Alsobald kam gegangen in einem schlechten schwarzen Rock, wie sich die handschriftliche Nachricht bei Gudenus ausdrückt, der Hochwürdigst in Gott Vatter, Durchlauchtigst Fürst und Herr, Herr Sebastian, des h. St. zu Mentz Erzbischof, des H. R. R. durch Germanien Erzkanzler und Churfürst; gieng also unter Salutation, Ehrerbietung und Handreichung gegen dem Capitel. Allda war ein schwarz sammet Tuch mit dreyen grünen Küssen aufgemacht. Auf demselbigen lag (d. h. nahm Platz) der Erwelt Erzbischof, und auf der linken Seiten der Dhumdechant Adam Kuchenmeister, und die andern Capitulares stunden hinter ihnen. Nachdem las und sagte man den Bürgern die Huldung vor, also daß dieselbigen, und ein igklicher insonderheit sollten schweren, geloben, hulden, und einen Eyd thun mit Handgelobe. Erstlich dem Erwelten . . ., darnach eim hochwirdigen Dhumkapitel als Erbherrn des Stifft Mentz etc., wornach der Erwelte mit samt dem Dhumdechant wieder zu Schloß gangen und nit geritten, on angesehen, daß feucht, naß und unsauber Wetter gewest. Indem hat man die Porten wieder auffgethan."

Der Huldigungsakt des Jahres 1673 ist von diesem nicht wesentlich verschieden, er fand aber zu einer Zeit statt, in der die Erinnerung an die Vergangenheit infolge des dreißigjährigen Krieges nicht mehr lebendig war. Deshalb hielt man es für gut, alle Einzelheiten, unter denen sich 1673 die Huldigung der Bürgerschaft vollzog, in die Vizedominatsakten aufzunehmen. So ist es auch zu erklären, daß man diesesmal sogar die Rede wörtlich anführte, in welcher der Gewaltsbote um die Bestätigung der Privilegien bat, und ebensowenig es unterließ, die Aufforderung zu dem Huldigungseide im Wortlaut wiederzugeben. Solche Ausführlichkeit war bei späteren Gelegenheiten nicht mehr erforderlich, da man sich auf das Protokoll von 1673 beziehen konnte. Man begnügte sich deshalb im allgemeinen damit, den Tag zu verzeichnen, an dem die Bürgerschaft dem Kurfürsten huldigte; nur einmal noch, im Jahre 1695, begegnet ein ausführlicher Bericht über diesen Akt.

Im folgenden werden neben den Vizedominatsakten die Domkapitelprotokolle überall da, wo sie die Huldigungsakte der Bürgerschaft abweichend oder ausführlicher erzählen, ebenfalls herangezogen, doch so, daß sie stets als solche zu erkennen sind.

1. Die Wahl des Koadjutors Lothar Friedrich [4]) (15. Dezember 1670)

Am 15. Dezember 1670 ging in Mainz die Wahl eines kurfürstlichen Koadjutors folgendermaßen vor sich: Sämtliche Domkapitulare versammelten sich morgens 7 Uhr zu einem Heiliggeistamte im Dome; nach dessen Beendigung traten sie mit drei apostolischen Notaren in die Kapitelstube, d. h. in den Raum ein, in dem die Kurfürstenwahlen stattzufinden pflegten. Nachdem die Zeremonien vorgenommen waren, die zu diesem vornehmen Akte gehörten, und die betreffenden Requisiten herbeigeschafft waren, wurde mit einhelliger Wahl Lothar Friedrich Freiherr von Metternich, Bischof zu Speyer und Propst zu Odenheim, Domkapitular in Mainz, zum Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge erkoren. Hierauf wurde er aus dem Konklave nach dem hohen Chor ge-

führt, öffentlich durch den Domdechanten als Koadjutor proklamiert und ihm an dem üblichen Platze die Possession gegeben. Nach Absingung des Te deum laudamus beglückwünschten ihn die anwesenden Prälaten und Domkapitulare; zugleich wurde mit Kanonen- und Musketenschüssen die vollzogene Wahl verkündet. Zum Schlusse wurde der neue Koadjutor von dem gesamten Domkapitel nach dem Hofe begleitet und dem Kurfürsten vorgestellt. Dieser nahm Lothar Friedrich freudigst auf, stimmte der Wahl zu und veranstaltete ihm zu Ehren eine stattliche Mahlzeit. Der Ratsschreiber fügt dieser Schilderung folgenden Wunsch bei: „der allerhöchste gott wolle hinführo beede Herren viel Jahr milt vätterlich Erhalten und Einem jeden in seinen zeiten Eine friedsame ruhwig und den undergebenen gnedige Regierung verleihen. Amen."

Am 16. Dezember 1670 beglückwünschten der Vizedominus Freiherr von Sickingen, der Gewaltsbote Großhans und der gesamte Stadtrat den neuen Koadjutor in dem fürstlichen Zimmer des Leyenischen Hofes, wobei der Gewaltsbote die Ansprache hielt. Beim Empfang und Abschied ließ der Koadjutor die Ratsfreunde zum Handkuß zu; das Geschenk des Stadtrates bestand in zwölf Flaschen oder Kannen Wein, welche die Brudermeister der Zünfte nach dem Leyenischen Hofe trugen. Seine Hochfürstliche Gnaden, d. h. der Koadjutor, verehrte dem Stadrat zwölf Reichstaler und ließ ihn am 22. Dezember gastieren und herrlich traktieren.

2. Die Leichenfeierlichkeiten für den Kurfürsten Johann Philipp[5]) (4.—11. März 1673)

Den 12. Februar 1673 starb in seiner Residenz Würzburg auf dem Schlosse Marienberg nach fünftägiger Krankheit an einem schweren Brustkatarrh der Kurfürst Johann Philipp von Schönborn, der zugleich auch Bischof von Würzburg und Worms war. Vor seinem Ableben erteilte er noch allen seinen Bedienten gute Lehren und Warnungen sowie den Segen. Nachdem der Koadjutor und nachmalige Kurfürst Lothar Friedrich am 23. Februar, nachmittags 3 Uhr, in Mainz angekommen und in der Dompropstei abgestiegen war, wurden von Mittwoch dem 8. März an im Domstift an drei Tagen nacheinander die feierlichen Exequien gehalten. Vorher schon, d. h. am 4. März, war das Herz des Kurfürsten in einer silbernen Kapsel zu Schiff von Würzburg nach Mainz gebracht worden. Hier wurde es mit der kurfürstlichen Leibkutsche nach der Liebfrauenkirche (S. Maria ad gradus) übergeführt. An dieser nahm es der Obermarschall von Dalberg in Empfang und verbrachte es in Begleitung des Domdechanten von Ingelheim und des Domscholasters von Metternich sowie des Domkapitels, der Domvikare und einer Anzahl „Schönbornischer Befreundter", die alle bis zur Ankunft in dem Stifte ad gradus mit brennenden Fackeln gewartet hatten, in die Domsakristei. Daselbst ruhte das Herz bis zum Anfang der Exequien, nachher aber wurde es im hohen Chor vor dem Altare beigesetzt. Zu den Exequien waren die kurfürstlichen Räte, die Freunde und Bediensteten der Schönbornischen Familie, der Clerus secundarius, die Universität, der Stadtrat und die ganze Bürgerschaft eingeladen. Den Mitgliedern des Stadtrats und Klerus wurden an zwei Tagen der Exequien nach altem Brauche je ein halb Viertel Wein und ein paar Fitzenbrote gereicht.

3. Kurfürst Lothar Friedrich zieht in den Dom und die Martinsburg ein[5a]) (12. März 1673)

Nach diesen Vorgängen hielt Kurfürst Lothar Friedrich, der auch Bischof von Worms und Speyer sowie Propst zu Weißenburg und Odenheim war, Sonntag, den 12. März, seinen Einritt in die St. Martinsburg. An diesem Tage wurde Lothar Friedrich vom Domkapitel aus dem Kapitelhaus in das hohe Chor des Domes geleitet und unter einer dreifachen schönen Musik von dem Domdechanten von Ingelheim und dem Domkustos von Schönborn auf den hohen Altar gesetzt. An dieser Stelle nahm der Kurfürst in Gegenwart des Clerus secundarius und einer großen Volksmenge die Glückwünsche der beiden genannten Prälaten und der Domkapitulare entgegen. Nach Vollzug dieser Huldigung führten die beiden Prälaten und der gesamte Adel den Kurfürsten zu seinem gewöhnlichen Stuhle, dem sogenannten Stallo episcopali. Alsdann wurde ein Te deum laudamus musiziert und durch den Erzpriester von Ingelheim die hohe Messe gehalten. Nach dieser setzte man sich zu dem E i n z u g i n d i e M a r t i n s b u r g in Bewegung. Vor der kurfürstlichen Leibkutsche ritten an vorderster Stelle zahlreiche Adlige. Diesen folgten nebeneinander zu Pferd der Domkapitular von Bubenheim und der speyerische Oberhofmarschall von Dalberg. Ersterer war in geistlichem Habit und Chorrock und trug das lange silberne Kreuz, letzterer das kurfürstliche Schwert. Hinter beiden fuhr der Kurfürst in der Leibkutsche. An diese reihten sich in mehr als zehn Wagen sämtliche Domkapitulare.

Der Kurfürst fuhr bis an die Brücke, die sich bei dem großen Gartentore der Martinsburg befand. Hier stieg er und das Domkapitel aus den Kutschen, die Kavaliere aber saßen ab. Alle begaben sich hierauf an die Brücke, die noch verschlossen war und an der der Vizedominus im Rheingau, Freiherr von Greiffenklau, und etliche Rheingauer Bedienstete warteten. Diese bewillkommten und beglückwünschten den Kurfürsten und hielten um Bestätigung der Privilegien an. Der Kurfürst versprach diese; darauf wurde die Brücke und das innere Schloßtor, das nach altem Brauch einige Tage durch den rheingauischen Ausschuß bewacht worden war, geöffnet, und männiglich ging hinein. Als sich nun der Kurfürst im inneren Hof befand, gab die hier wartende Soldateska sowie die im äußeren Hofe harrende gesamte Bürgerschaft ein dreimaliges Salve; zu gleicher Zeit wurden die Kanonen auf den Wällen und der Schweickardtsburg tapfer gehört. Unter klingenden Pauken und Trompeten begann sodann die Mahlzeit, und wurde der Tag weiterhin in Freuden verbracht.

4. Die Mainzer Bürgerschaft huldigt dem Kurfürsten Lothar Friedrich[6]) (15. März 1673)

Auf den 15. März 1673 wurden durch kurfürstlichen Befehl alle Zünfte, die Unzünftigen und Beisassen auf den Domherrnhof geladen, um Lothar Friedrich zu huldigen. Die Aufgeforderten und der Stadtrat erschienen dementsprechend und die H u l d i g u n g ging folgendermaßen vor sich: Um 9 Uhr etwa fuhren der Kurfürst sowie seine adligen und sonstigen Bedienten in verschiedenen Kutschen von der Martinsburg nach dem Domherrnhof. Hier nahm Lothar Friedrich unten in dem Gerichtshaus seinen Sitz ein; die Domkapitelprotokolle bemerken noch, daß der untere Teil des Gerichtshauses und verschiedene aufgestellte Sessel schwarz

behängt waren. Dem Kurfürſten zur Rechten nahm der Domdechant, zur Linken der Domſcholaſter Platz, außerdem befanden ſich in der Begleitung Lothar Friedrichs, wie die Mainzer Domkapitelprotokolle ergänzen, die Domherren von Fürſtenberg und von Metternich zur Gracht. Der Domſcholaſter hielt einen Vortrag darüber, wie durch den Tod Johann Philipps der erzbiſchöfliche Stuhl erledigt worden ſei und wie dieſen dann das Domkapitel durch die ordentliche und einhellige Wahl des Koadjutors wieder beſetzt habe; es ſei deshalb an dem geſamten Stadtrat und der Bürgerſchaft, dem Kurfürſten die gewöhnliche Huldigung zu leiſten. Im Anſchluß an dieſe Worte legte der Kanzler Bertram dar, der Stadtrat und die geſamte Bürgerſchaft ſolle nun dem anweſenden neu erwählten und konfirmierten Erzbiſchof die herkömmlichen Pflichten leiſten, wie dieſer es auch erwarte. Darauf las der Domkapitelſekretär 7) einen Heiſchbrief vor, der von Pergament war und an dem mehrere Siegel hingen. Dieſen hatte nach alter Sitte der derzeitige Domdechant im Namen des Kapitels an den Vizedominus, Gewaltsboten und Stadtrat, d. h. an die Geſamtheit des Mainzer Stadtrates gerichtet, in ihm die erfolgte Wahl Lothar Friedrichs mitgeteilt und befohlen, Stadtrat und Bürgerſchaft ſollten dem Herkommen gemäß, jedoch mit Vorbehalt der Erbhuldigung an das Domkapitel, dem neuen Kurfürſten Eid und Pflichten leiſten. Nach dieſem wollte der geheime Sekretär Hohenfeld den Eid, den die Bürgerſchaft zu ſchwören hatte, ſogleich verleſen, es kam aber der Gewaltsbote Johann Martin Großhans dazwiſchen; 8) namens des Stadtrats und der Bürgerſchaft beglückwünſchte er nämlich den neuen Kurfürſten und bat ihn mit folgenden Worten um Beſtätigung der Privilegien:

„Ewer Churfürſtlichen gnaden hierzugegen aufwartende underthenigſt gehorſambſte und getrewiſter Stadtrath wie auch ſamptliche dießer Haupt- und Reſidenz Stadt gegenwertige bürgerſchaft Erfrewet ſich von hertzen und können gott dem Allmachtigen nicht genugſam danckhen, daß nachdeme dieſelbe nach ſeinem Unerforſchlichen willen den hochwürdigſten Fürſten und Herrn H. Johann Philippen (titul) Ihren geweßenen gnedigſten landsfürſten und vattern deß vatterlands nach loblich und rühmlich 25jähriger geführten und abgelegter glücklichen Regirung den 12. Februar dießes laufendten 1673igſten Jahrs von dieſer welt abzuefordern und in die Ewige frewdt zu verſetzen derſelbe gütige gott ſich gefallen, noch bey lebzeiten höchſtgedachter Ihrer Churfürſtlichen gnaden und alſo gleichſobalden nach dero ſeeligen hintritt daß Ertz-Stifft und dieſe Stadt und underthanen mit Einem andern landsfürſten und vatter deß vatterlands zu begnadten und Ewer Churfürſtliche Gnaden, unſern gnedigſten Herrn, durch canoniſch und ordentliche Wahl zu dießer dignitet und Churfürſtlichen Würdte zu Erheben, Wie nun gegen Ewer Churfürſtliche gnaden, daß dieſelbe dieße hohe Churfürſtliche Regirung dem vatterland und underthanen zum beſten und troſt in gnaden über ſich genohmmen, ſich underthenigſt bedanckhen, alſo thun Sie auch zu dero glücklichen ahntrettung underthenigſt gratuliren und glückhwünſchen, der gütige gott wolle Ewer Churfürſtliche gnaden bey langbeſtendiger glückhlicher Churfürſtlicher Regierung in friedt und guter leibs dispoſition Viele Jahr Erhalten, und Erkennen ſich mehr alß ſchuldig und willigſt die ohnbefohlene huldigung und pflichten in underthenigſter devotion abzulegen. Weilen aber dießer Stadtrath und gemeine Bürgerſchaft von dero in gott löblich regierendten vorfahren vermög beyhandenen verſiegelten Beſcheinungen mit gewiſſen privilegien und Immuniteten begnadet und befreyet, Alß thun Ewer Churf. gnaden dero underthenigſter Stadtrath und Bürgerſchaft umb dero confirmation und manutention in gehorſambſter devotion ahnhalten und weilen gegen dieſelbe und auch ſonſten verſchiedene Beſchwerung und Einträchtigungen eingeſchlichen, welche Ewer Churfürſtliche gnaden in ſchriften hernechſt gehorſambſt Eingereicht werden ſollen, alß thun umb dero remedirung und abhelffung underthenigſt bitten, ſich Ewer Churfürſtl. gnaden in dero gnad und vatterliche Huld Empfehlen und ihren wunſch ad multos annos repetiren oder widerholen."

Hierauf erwiderte der Kanzler, daß der Kurfürſt dieſe Gratulation zu Dank annehme, über die Privilegien aber wolle er ſich informieren laſſen und alsdann ſich weiter erklären. Sogleich beſprach ſich der Kurfürſt mit dem mainziſchen Kanzler Dr. Bertram und dem ſpeyeriſchen Dr. Mertz und ließ die Privilegien, weil ſie bereits ausgefertigt zur Stelle waren, aushändigen. Nach dieſem Vorgange las der Sekretär Hohenfeldt folgenden Eid vor:

„Ihr ſollet geloben, hulden und ſchweren dem Hochwürdigſten Fürſten und Herrn Herrn Lothario Friderichen deß heyl. Stuels zue Maintz Ertzbiſchoven, deß heyl. Rom. Reichs durch Germanien Ertzcantzlern und Churfürſten, Biſchoven zu Wormbs und Speyer, auch Probſten zu Weißenburg und Odenheim, alß Ewrem gnedigſten und rechten herren getrew, hold und gehorſamb zu ſein, Sr. Churfürſtl. gnaden und dero ErtzStifft Maintz ſchaden zu warnen, frommen und beſtes zu werben und alles daß zu thun, daß getrewe underthanen Ihrem rechten herren ſchuldig und pflichtig ſeind ſonder gefehrte.

Ferner 8a) Ihr ſollet geloben, hulden und ſchweren dennen hochEhrwürdigen und Edtlen herren, dem DhombCapitul deß DhombStiffts zue Maintz, als eweren rechten Erbherrn, ob ſichs begebe, da gott für ſeye, daß der obgedachte Ewer gnedigſter Herr von Maintz gefangen würdte, daß ihr alſdan mit allem gehorſamb denen gedachten Eweren gnedigen Herren deß DhombCapituls alß Ewern Erbherren und ſonſt niemand anderſt gewarten ſollet und wollet, biß ſolang Ewer gnedigſter Herr ſolcher gefangnuß wieder Erlediget würde, alß dan ſollet und wollet Ihr Sr. Churfürſtl. gnaden wieder gewarten wie vor dem gefängnuß.

Item Ihr ſollet geloben, hulden und ſchweren gemelten Ewern gnedigen Herren deß DhombCapituls alß Ewern Erbherren, wan ſich von Gottes verhengnuß füeget, daß Ewer gnedigſter Herr von Maintz obgenant mit Tod, deß ihn der Allmechtig lang friſten wolle, abgehen würde, daß ihr alßdan abermals Ihren gnaden und ſonſt niemand anderſt mit allen gehorſam gewarten ſollet und wollet, biß Sie Einen andern zum Ertzbiſchoff Erwählen und Euch denſelben durch vier Ihre Dhombherren mit ihrem offenen Brieff mit Ihrem groſen ahnhangenden Inſiegell beſieglet pringen und ahnzeigen, alßdan ſollet und wollet Ihr demſelben Erwählten alß eweren Rechten herrn gewarten wie Ihr vormals dem obgenanten Ewerem gnedigſten Herren zue Maintz gethan und zu thun ſchuldig geweſt ſeyt.

Item Ihr ſollet geloben und ſchweren Ewern gnedigen Herren deß Capituls, ob der vielgenante Ewer gnedigſter Herr von Maintz fürnehmen und underſtehen würde, den Stifft Maintz ohne gemelter Ewerer gnedigen Herren deß DhombCapituls willen jemandten zu übergeben, daß ihr

alßdan abermals gedachten Ewern gnedigen Herren deß Capituls alß Ewern Erbherren und ſonſt niemand anderſt gewarten ſollet und wollet, biß ſolang ſolche Irrung hingelegt und vertragen ſein wird ſonder gefehrdte."

Nach Ableſung dieſes Eides leiſteten ſämtliche Ratsfreunde und alle Bürger dem Kurfürſten und dem Domdechanten, Marſilius Gottfried von Ingelheim, der neben ihm ſaß, Handgelöbnis; darauf ſtellten ſie ſich wieder in Ordnung auf und ſchwuren mit folgenden Formalien die vorgeſagte Stabung des Eides: „Wie mir vorgeleßen iſt, ich auch wohl verſtanden und mit handgegebenen trewen gelobt hab, deme will ich alſo nachkommen, ſteth und feſt halten, trewlich und ohngefehrlich, daß ſchwere ich, alß mir gott helffe und ſeine liebe heyligen."

Nach dieſen Vorgängen fuhr der Kurfürſt mit dem Domdechanten und Domſcholaſter unter großer Begleitung nach dem Hofe zur Mahlzeit. Inzwiſchen ließ der Stadtrat ein Stück 1669er Wein im Werte von 100 Dukaten ſowie einen Wagen Hafer mit 24 Säcken, alles mit dem kurfürſtlichen Wappen bezeichnet oder bemalt, in den mittleren Hof des kurfürſtlichen Schloſſes ſchaffen. Bei beginnender Mahlzeit wurden dieſe Geſchenke durch den Gewaltsboten und einige Ratsfreunde dem Kurfürſten präſentiert und verehrt. Um zu zeigen, daß er hiervon angenehm berührt ſei, verehrte Lothar Friedrich der Bürgerſchaft zwei Stück Wein und wies ihr dieſelben durch den Oberkeller an. Etliche Tage ſpäter wurde dieſer Wein unter die Zünfte, entſprechend der Zahl, in der ſie bei der Huldigung erſchienen waren, ausgeteilt „und alſo dieſer actus mit Frewdten geſchloſſen".

Die Kanzleigebühren für die ausgefertigten Privilegien wurden von der Münze mit neun Kammergulden, d. h. 11¹/₄ fl. Kurrent beglichen. Auf ihr Anſuchen wurde den Lakaien ein halbes Dutzend Taler und den Trabanten ebenſoviel gegeben; den Kammerdienern aber wurden ſechzehn Reichstaler als Honorar verehrt, obwohl man über frühere derartige Geſchenke keine Belege fand und dieſe Gabe nicht zur Konſequenz führen ſollte.

5. Der Tod des Kurfürſten Lothar Friedrich[9]) (2. Juni 1675)

Kurfürſt Lothar Friedrich verſchied am 2. Juni 1675, nachts 1 Uhr, in der St. Martinsburg; am 6. wurde er in die Schloßkapelle und von da am 15. in das hohe Domſtift mit der Tumba gebracht, woſelbſt darauf die Exequien ſtattfanden. Jedem der dabei anweſenden Ratsfreunde wurde wie gebräuchlich ein halb Viertel Wein und eine Fitze gegeben.

6. Die Wahl des Kurfürſten Damian Hartard (3. Juli 1675)

Am 3. Juli 1675[10]) wurde Damian Hartard von der Leyen, Kapitular des Mainzer Domſtiftes und Domprobſt zu Trier, durch einhellige Wahl zum Erzbiſchof von Mainz erhoben. Die Huldigung der Mainzer fand, wie der ausführliche Bericht der Mainzer Domkapitelprotokolle beſagt, am 10. Juli ſtatt, der Stadtrat wurde an dieſem Tage zur Mittagsmahlzeit bei Hof „traktiert". „Gott gebe", fügt der Ratsſchreiber dieſem Berichte hinzu, „ſein gnad und ſegen darzu, damit S. Churf. gnaden dero ohne daß albereit Erſchöpfte underthanen alß ein geiſtlicher hirth ihre ſchafflein uf gute weydt führen und derſelben ſich in gnaden Erbarmen mögen, Amen."

7. Die Bürgerſchaft huldigt dem Kurfürſten Damian Hartard[11]) (10. Juli 1675)

Am 10. Juli 1675, morgens um 9 Uhr, erſchien der Kurfürſt mit ſeinem Hofſtaat und den Abgeordneten des Domkapitels auf dem Domherrnhof. Darauf wurde, da der Kuſtos verreiſt war, durch den Domſänger dem anweſenden Rat und der Bürgerſchaft der übliche Vortrag gehalten; in dieſem wies er ſie an, dem neu erwählten Erzbiſchof und Kurfürſten zu huldigen. Sodann wurde durch den Kapitelsſekretär der Geheiſchbrief öffentlich vorgeleſen und durch den Kanzler Bertram im Namen des Kurfürſten daran gemahnt, Rat und Bürgerſchaft möchten auf den Inhalt des Eides, der ihnen vorgeleſen werde, gut achten und hierauf Handgelöbnis und Eid leiſten. Der Gewaltsbote Großhans wünſchte ſodann namens der Bürgerſchaft dem Kurfürſten Glück und erklärte, die Bürgerſchaft ſei willig, ihre Pflicht zu tun, und bäte allein um Beſtätigung ihrer Privilegien und Abſtellung ihrer Beſchwerden. Hierauf händigte der Kanzler namens des Kurfürſten ſogleich die Beſtätigung der Privilegien in originali aus und gab „auff die begerte remedijrung gute vertröſtung". Nach dieſem wurde von dem Geheimſekretär Hüffelt (= Hohfeld) die Eidesformel öffentlich vorgeleſen und von dem Rate und den Zünften nach ihrer Ordnung die Handtreue gegeben und der gewöhnliche Eid geſchworen.

Die Domkapitelprotokolle erwähnen nicht, daß die Bürgerſchaft dem Kurfürſten die üblichen Geſchenke an Wein und Hafer überſandte, und ebenſowenig, daß dieſer ihr eine Gegengabe zuteil werden ließ. Dennoch war beides der Fall. Dieſes beweiſt eine Nachricht der Vizedominatsakten,[12]) die folgenden Wortlaut hat:

„Austeilung eines Stückes Wein, das der Bürgerſchaft verehrt wurde, als ſie dem Kurfürſten huldigte; davon erhielten die Zünfte, entſprechend der Anzahl, in der ſie erſchienen waren:

Krämer	1 Ohm 5	Viertel	Fiſcher	5	Viertel
Schreiner	8	„	Karcher	6	„
Bäcker	5	„	Goldſchmiede	4	„
Schmiede	6	„	Schuhmacher	10	„
Werkleute	10	„	Loher	4	„
Schröder	2	„	Weber	5	„
Hacker	7	„	Steuerleute	11	„
Bender	15	„	Gärtner	4	„
Metzger	7	„	Beiſaſſen	20	„
Schneider	7	„			
Müller	4	„	Summa 8 Ohm 5 Viertel."		

8. Der Tod des Kurfürſten Damian Hartard[13]) (6. Dezember 1678)

Am 6. Dezember 1678, abends zwiſchen 6 und 7 Uhr, ſtarb plötzlich an einem Schlagfluß in der Reſidenz St. Martinsburg der Kurfürſt Damian Hartard von der Leyen; eine halbe Stunde vorher hatte er noch Audienz erteilt. Er verſchied ſo raſch, „alſo daß dero beichtvatter dieſelbe (d. h. Ihre Kurfürſtlichen Gnaden) ſchwerlich noch lebend erlangen konnen".

9. Die Wahl des Kurfürsten Karl Heinrich[14]) (9. Januar 1679)

Am 9. Januar 1679 wurde die kurfürstliche Wahl vorgenommen; die Stimmen fielen auf den Domkustos von Metternich-Winnenberg. Hieran schließt sich folgender Wunsch: „Der Allmachtige gebe sein gnad, auf daß Er seine Schäfflein langbestendig in guter gesundtheit undt frieden vorstehen und weiden möge.“ Dann heißt es weiter: Obwohl es nicht Herkommens, sondern erst bei Kurfürst Lothar Friedrich durch die Speierischen eingeführt worden ist, so hat man doch bei dieser Wahl den Kammerdienern 24 fl., den Lakaien 9 fl. und den Trabanten 9 fl. von der Münze auf Erinnerung des Gewaltsboten gegeben und verehrt.

10. Die Bürgerschaft huldigt dem Kurfürsten Karl Heinrich[15]) (11. April 1679)

Dienstag, den 11. April 1679, morgens 9 Uhr, kam der Kurfürst mit seinem Hofstaate auf dem Hofe unter dem errichteten Hause an; namens des Kapitels begleiteten ihn der Domdechant, der Domkantor, die Herren von Eltz und Bornheim. Da der Domdechant in dem Geheischbriefe nicht mitbegriffen (= mitgenannt) war, so führte der Domkantor der versammelten Bürgerschaft vor, es sei, wie bekannt, nach dem Ableben des Kurfürsten Damian Hartard der jetzige einwillig gewählt worden; daher gebühre es sich, daß die Bürgerschaft die herkömmlichen Pflichten in der Weise leiste, wie sie hierzu von dem Domkapitel als Erbherrn in offenem Geheischbriefe angewiesen werde. Sodann wurde der Geheischbrief von dem Domsekretär vorgelesen und von dem Kanzler kurz darauf hingewiesen, die Bürgerschaft habe aus dem vorgelesenen Briefe gehört, wozu sie verpflichtet sei. Daher werde ihr nicht zuwider sein, zuerst das Handgelöbnis und dann die Pflichten zu leisten, deren Inhalt ihr von dem Geheimen Sekretär Hohefeld öffentlich vorgelesen worden sei. Hierauf gratulierte der Gewaltsbote namens der Bürgerschaft dem Kurfürsten und bat um Erhaltung der hergebrachten Privilegien. Der Kurfürst versicherte nunmehr die Bürgerschaft der Privilegien und aller Gnade, dann leisteten der Rentmeister, der Rat und die Rentenbedienten und eine Zunft nach der anderen dem Kurfürsten und den Abgeordneten des Kapitels Handgelöbnis. Nach dessen Beendigung gelobte die Bürgerschaft, indem der Kanzler die Worte vorsprach, mit zwei aufgerichteten Fingern wirkliche Pflichten. Alsdann wurde im Dom ein musikalisches Sakrum gehalten, das Te deum gesungen und die Kanonen um die Stadt gelöst. Die Bürgerschaft präsentierte bei dieser Gelegenheit dem Kurfürsten ein Stück Wein und einen Wagen mit Hafer; dagegen wurde dieselbe auch mit einem Trunk Wein zum Gedächtnis vertröstet.

11. Der Tod des Kurfürsten Karl Heinrich[16]) (26. September 1679)

Am 26. September 1679 erfolgte nach kurzem Krankenlager in Aschaffenburg der tötliche Hintritt des Kurfürsten Karl Heinrich; er nahm gerade in dieser Stadt die Huldigung des oberen Erzstiftes entgegen. An diese Mitteilung schließt sich der Wunsch: „der Allerhöchste verleihe deroselben und allen Christgläubigen Seelen Ein fröliche Urstendt, Amen.“

12. Die Wahl des Kurfürsten Anselm Franz (7. November 1679); Huldigung der Bürgerschaft[17]) (22. November 1679)

Am 7. November 1679 wurde Anselm Franz Friedrich von Ingelheim, gewesener Kapitular und Statthalter zu Erfurt, zum Kurfürsten von Mainz erwählt. An diese Mitteilung knüpft der Ratsschreiber Hell den Wunsch: „dem gott seine gnad und langbestendige leibsgesundheit verleihen wolle, daß Er noch lange Jahr seine schefflein in frieden und gutem wohlstandt weiden und Erhalten möge, Amen.“ Am 22. November wurde darauf von der Bürgerschaft auf dem Hofe, d. h. auf dem heutigen Höfchen, die Huldigung geleistet und das übliche Stück Wein samt dem Hafer präsentiert. Der Kurfürst dagegen verehrte der gesamten Bürgerschaft zwei Stück Wein und gastierte (bewirtete) den Stadtrat bei Hof im kurfürstlichen Saale.

13. Der Tod des Kurfürsten Anselm Franz (30. März 1695); die Beisetzung seines Herzens und seiner Eingeweide (17. April 1695); die Totenämter für den Verstorbenen (4.—6. Mai 1695)

Am 30. März 1695[18]) starb um 12 Uhr nachts zu Aschaffenburg in dem Residenzschloß St. Johannesburg der Kurfürst Anselm Franz aus dem freiherrlichen Geschlecht von Ingelheim. Abnahme der Leibeskräfte setzte seinem Leben ein Ende. Er war geboren am 11. September 1634 als Sohn des Georg Johann von Ingelheim und seiner Gemahlin Anna Elisabeth, einer geborenen Sturmfeder von Oppersweiler. Am 7. November 1679 war er zum Erzbischof und Kurfürst erwählt worden; er regierte 16 Jahre und erreichte das 60. Lebensjahr.

Am 17. April 1695[19]) wurden Herz und Eingeweide des Kurfürsten Anselm Franz, beide in gesonderten Kapseln, zu Schiff nach Mainz gebracht. Die Soldateska war mit umgekehrten Gewehren in zwei Linien von den Treppen der Liebfrauenkirche bis an das „Neuhäusel“ bei der Fischpforte aufgestellt. Zwei Hofkavaliere traten mit den Kapseln aus dem Nachen und stiegen in eine schwarz bekleidete Kutsche. In dieser fuhren sie unter Geläut aller Glocken zwischen der Soldateska hindurch bis zu den Treppen der Liebfrauenkirche. Allda standen die Mitglieder des Klerus primarius in Chorröcken, um das Herz des Kurfürsten zur Bestattung nach dem Dome zu begleiten. Die Eingeweide aber wurden von einem der erwähnten Hofkavaliere in der Kutsche durch die Stadt nach der Schloßkapelle, d. h. nach dem Gangolphsstifte, verbracht. Unterwegs auf dem Petersplatz holte das Petersstift die Kutsche feierlich ein und geleitete sie nach der Schloßkapelle, woselbst die Eingeweide beigesetzt wurden.

Am 4., 5. und 6. Mai 1695[20]) fanden im Dom die drei feierlichen Exequien für Anselm Franz statt. Vor dem ersten Seelenamt hielt der Dompfarrer Dr. Marx eine Leichenpredigt. Bei den Exequien erhielt am ersten Tage der Stadtrat in der herkömmlichen Weise Wein und Fitzen, an dem zweiten und dritten Tage aber wurden solche nur den Domherrn und -Vikaren sowie den kurfürstlichen Regierungsräten verabfolgt.

14. Die Ankunft des seitherigen Koadjutors Lothar Franz von Schönborn in Mainz (30. April 1695); sein Einzug in den Dom und in die Martinsburg (2. Mai 1695)

Am 30. April 1695[21]) kam der Koadjutor und Bischof zu Bamberg, Lothar Franz von Schönborn, zu Land in Mainz an. Abends vor 7 Uhr hielt er, über die Rheinbrücke fahrend, durch die Schloßpforte seinen Einzug, nahm den Weg über die Bleiche nach dem Schönbornischen Hof auf dem Tiermarkt und übernachtete daselbst. Bei seinem Einzug wurden alle Glocken geläutet, und die Bürgerschaft und die ganze Miliz, letztere in Waffen, standen Spalier. Es geschah dieses in folgender Weise:

1. Die Bürgerschaft hatte den Prinzipal-, d. h. Ehrenplatz vor dem Schönbornischen Hof bis zum Agnesenkloster.

2. Eine Kompagnie Dragoner war ohne Pferde auf dem Kanzleiplatz vor der Martinsburg aufgestellt.

3. Das kaiserliche Thüngenische Regiment zu Fuß stand von der oberen Schloßpforte auf der Bleiche bis an die Eckartische Behausung.

4. Das mainzische Thüngenische Regiment zu Fuß hatte vom Pankratzischen Bierhaus bis zur Umbach Aufstellung genommen.

5. Das mainzische Leyenische Regiment zu Fuß hatte seinen Platz von der Umbach bis an den Schönbornischen Garten.

6. Die Husaren empfingen den Koadjutor im Kasteler Felde und begleiteten ihn zu Pferd bis in den Schönbornischen Hof.

Am 2. Mai 1695[22]) fuhr der Koadjutor morgens um 8 Uhr von dem Schönbornischen Hof aus nach dem Dome. Hier hörte er im hohen Chor das Hochamt an, das der Weihbischof hielt. Nach diesem wurde der bisherige Koadjutor als erwählter und bestätigter Erzbischof auf einen Sessel gesetzt, der auf der Evangelienseite vor dem Hochaltar stand. Hier ward er von jedem einzelnen der Prälaten und Kapitulare des Domstiftes beglückwünscht. Nach Beendigung dieser Zeremonie begab sich der neue Kurfürst unter Vorantragung von Kreuz und Schwert in Begleitung des Domkapitels zu Fuß nach der Martinsburg. Daselbst hielten der Vizedominus und der Ausschuß des Landes Rheingau alter Gewohnheit gemäß so lange die Brücke aufgezogen, bis ihnen der Kurfürst die Bestätigung ihrer Privilegien bewilligt hatte. Dann erst wurde das Tor geöffnet, die Brücke niedergelassen und dem Kurfürsten der Eintritt gestattet. Bei diesem Vorgang hatte die Bürgerschaft abermals den prinzipalisten, d. h. vornehmsten Platz auf dem Kanzleihof vor dem Schlosse inne, das kaiserliche Thüngenische Regiment stand auf dem Markt vor dem Dom, das mainzische Thüngenische Regiment auf dem Hofe und das Leyenische Regiment auf dem Flachsmarkt, alle drei in Waffen.

15. Die Bürgerschaft huldigt dem Kurfürsten Lothar Franz (18. Juli 1695)

Am 12. Juli 1695[23]) schickte der Kurfürst Lothar Franz an den Vizedominus einen schriftlichen Befehl, in dem er mitteilte, er wolle am 18. Juli vom Stadtrat und der gemeinen Bürgerschaft die gewöhnliche Huldigung in Person entgegennehmen. Dementsprechend solle er auf diesen Tag, morgens 6 Uhr, den Stadtrat und die Bürgerschaft, letztere durch die Zünfte, nach dem Platze vor dem weltlichen Gerichtshause bescheiden. Infolgedessen fanden sich Stadtrat und Bürgerschaft, wie festgesetzt, ein. Zwischen 8 und 9 Uhr erschien der Kurfürst, begleitet von drei Bevollmächtigten des Domkapitels, nämlich von dem Domdechanten Johann Philipp Freiherrn von Greiffenklau zu Vollrats und den Kapitularherren Philipp Wilderich Freiherrn von Walderdorf und Johann Philipp Franz von Wonßheim, und nahm die Session (einen Sitzplatz) unten in dem Gerichtshaus ein.[24]) Zunächst wies nun der Domdechant durch eine kurze zierliche Ermahnung die Bürgerschaft zur Leistung der Pflichten an. Darauf wurde durch den Domsekretär Pletz der domkapitelische „Geheißbrief" abgelesen und übergeben. Sodann sprach Augustin Maximilian von Mairhoffen, der kur fürstliche Kanzler, im Namen des Kurfürsten zur Bürgerschaft, sie solle demjenigen, auf den sie jetzt von dem hochwürdigen Domkapitel angewiesen worden sei, den schuldigen Gehorsam leisten. Nach dieser Aufforderung brachte[25]) der Gewaltsbote Jacobi von Ehrencron im Namen der Bürgerschaft die untertänigsten Glückwünsche dar und bat zugleich um Konfirmation der Stadtprivilegien. Im Namen des Kurfürsten dankte der Kanzler für die Glückwünsche und händigte die bestätigten Privilegien[26]) aus, an denen des Kurfürsten und Domkapitels große Siegel hingen. Nun folgte der eigentliche Huldigungseid. Der kurfürstliche Hofrat und geheime Sekretär Dr. Steinebach las der Bürgerschaft den gewöhnlichen Huldigungseid vor, worauf der Stadtrat und die Bürgerschaft dem Kurfürsten und den Abgeordneten des Domkapitels die Handtreue leistete; dann stellten sich Stadtrat und Bürgerschaft wieder in Ordnung und schwuren die vorgesagte Stabung des Eides mit den gewöhnlichen Formalien.

Nachdem dieser Akt beendet war, wurden ein Stück Hochheimer Wein und 30 Malter Hafer nach dem Hofe geschickt und daselbst vor dem Beginn der Tafel dem Kurfürsten durch den Gewaltsboten und die beiden Ältesten des Rates, Johann Peter Raunheimer und Johann Edmund Rokoch, präsentiert. Auf dem vorderen Boden des Stückfasses war das kurfürstliche Wappen, auf dem hinteren das Stadtwappen mit zwei Rädern und der Überschrift: „Rhat und burgerschafft zu Maintz" gemalt. Die 30 Malter Hafer befanden sich in 24 Säcken, die alle mit dem kurfürstlichen Wappen gezeichnet waren.

An dem Huldigungstage wurde der Stadtrat nach altem Herkommen zu Mittag bei Hof traktiert.

16. Die Leichenfeierlichkeiten für den Kurfürsten Lothar Franz[27]) (Februar und März 1729).

Im Jahre 1729 am 30. Januar, nachts zwischen 11 und 12 Uhr, starb Lothar Franz, der Kurfürst von Mainz und Bischof von Bamberg, geborener Graf von Schönborn, im 74. Jahre seines Lebens, im 34. seines Kurfürstentums und im 36. seiner Bischofswürde.

Der erste Kondukt fand aus dem Zimmer im Schlosse nach der Hofkapelle statt und zwar in folgender Weise:

1. der Hoffurier mit schwarz überzogenem Stabe, neben ihm zwei Fackelträger mit brennenden Fackeln;

2. die Stiftsgeistlichkeit von St. Gangolph mit umflortem Kreuz und mit dem Präzeptor der Pagen;

3. zwei Pagen mit Flambeaux;

4. das kurfürstliche Herz, das von P. Götz als dessen Beichtvater getragen wurde; ihm zur Seite gingen zwei Pagen mit brennenden Flambeaux;

5. die kurfürstliche Leiche, von zwölf Personen in Trauer getragen; auf jeder Seite gingen drei Pagen mit Flambeaux;

6. zwölf Trabanten mit schwarz überzogenen umgekehrten Hellebarden;

7. der Obermarschall mit umflortem Marschallstab;

8. drei Domkapitulare und der Statthalter;

9. die nächsten Anverwandten in der Klage;

10. der Kanzler;

11. der Oberststallmeister;

12. der Hofmarschall;

13. die übrigen anwesenden Kavaliere, Räte, Offizianten und Hofbedienten, zwei und zwei nacheinander.

Während dieses Konduktes ließ die Grenadierkompagnie, die vor dem Schlosse aufgestellt war, Trauermusik ertönen.

Am 21. Februar wurde die Leiche des Kurfürsten im Dome feierlich beigesetzt.

Auf allgemeines Glockengeläute erschienen morgens um 7 Uhr im Dom alle Stifter und Klöster mit ihren Mitgliedern unter vorangetragenen Kreuzen. Nachdem dieselben die Totenvigilien gesungen hatten, begaben sie sich in ordentlicher Prozession nach dem Hofe, um die kurfürstliche Leiche abzuholen. Vor der Hofkanzlei wurde durch den Registrator Olinger die erste Kolonne vorgelesen, und es gingen nacheinander:

1. der Hoffurier mit schwarz überzogenem und umflortem Stab in einem Mantel;

2. vier Domstiftsmütter mit vier schwarz überzogenen und aufwärts getragenen Stäben;

3. drei lange Stangen des Domstiftes; an jeder von diesen war auf beiden Seiten das kurfürstliche Wappen angebracht;

4. alle bürgerlichen Zünfte mit ihren langen Stangen und Kerzen, je drei in einem Glied. Als diese an die mit Hellebarden versehenen Bürger herankamen, die vor der Domtüre standen, teilten sie sich nach beiden Seiten auf und blieben auf der Straße stehen, sodaß das Leichenbegängnis mitten durch sie seinen Weg nahm;

5. ein Domstiftssakristeiknabe in der Albe, ein umflortes Kreuz tragend;

6. vierundzwanzig von den größten Schuljungen mit ihren Kerzen, je drei und drei in Begleitung ihres Ludimagisters;

7. die Ordensleute, je drei und drei in einer Reihe

PP. Kapuziner,	PP. Augustiner,
Franziskaner,	Karmeliten,
Dominikaner,	Benediktiner,

der Prior der Kartause und des Josephsklosters;

8. die Kollegiatstifter, je drei und drei in einer Reihe, die Kanoniker und Vikare der Stifter:

St. Alban,	St. Johann,
Liebfrau zu den Staffeln,	St. Victor,
St. Mauritius,	St. Stephan,
Heiligkreuz,	St. Peter.

Die Kreuze trugen den betreffenden Stiftern immer jüngere Kanoniker voraus.

9. Das Domstift: die beiden Domstiftsstäbler, Domicellaren mit einem Kreuz, vier Choralen, die Domicellare und Vikare des Domstiftes, die Prälaten des Sekundarklerus, der Abt des Jakobsberger Klosters, die Kapitulare und Prälaten des Domstiftes;

10. zwölf Personen, je zwei in einem Glied; von diesen trug jede zwei kreuzweise übereinander gebundene Fackeln „mit denen anhangenden insignien des Ertzstiffts zwölf Herrlichkeiten“; alle waren in Trauerkleidung;

11. abermals des Domstiftes lange Stangen mit angeheftetem kurfürstlichen Wappen;

12. drei Hofwächter, Saaldiener, Gesinde und „Räthschenke“, Hoflakaien, Heiducken, Silberdiener etc., Hofmetzger, -Fischer, -Pistormeister, Trompeter, der Hof- und Exerzitienmeister der Pagen, Kammerdiener etc.;

13. drei Kavaliere mit je zwei Fackeln, an denen das kurfürstliche Wappen angebracht war;

14. die Leiche des Kurfürsten, auf einem schwarz bedeckten Rollwagen von acht Leibkutschpferden gezogen; jedes dieser wurde von einem Stallknecht, der ohne Mantel war, geführt. In einem Mantel ging aber der Hofwagenmeister voraus.

Die Leiche wurde von sechzehn Werkleuten aus der Schloßkapelle auf den Rollwagen gebracht; diese gingen dann vor dem Wagen und trugen nach Ankunft an dem Dom die Leiche in die Kirche.

Auf beiden Seiten der Leiche gingen zehn Pagen hintereinander mit brennenden Fackeln. Neben der Leiche gingen vier Vasallen her, welche die Quasten des sammetenen Leichentuches trugen; vor diesen war auf der einen Seite der Wachtmeister, auf der anderen der Quartiermeister der Leibgarde, beide gefolgt von zwölf Trabanten, die ihre schwarz überzogenen Hellebardenspitzen nach unten trugen.

15. Unmittelbar hinter der Leiche befanden sich wie vor dieser drei Kavaliere mit gekreuzten Fackeln, an denen kurfürstliche Wappen befestigt waren;

16. wiederum drei lange Stangen mit angeheftetem kurfürstlichen Wappen;

17. der Dompfarrer mit zwei Ministranten in schwarzen Kappen, von denen der eine das silberne Rauchfaß, der andere den silbernen Weihkessel trug. Nach diesen alle Pfarrer der Stadt mit ihren Stolen und Kreuzen; auf letztere war Flor gebunden;

18. der kurfürstliche Oberstallmeister, darauf zwei Bereiter und drei Hoflakaien, das kurfürstliche Leibpferd, schwarz behängt, von zwei Knechten geführt;

19. abermals zwölf auserlesene Bürger wie vor der Leiche, je zwei und zwei mit gekreuzten Fackeln, an denen Abbildungen der zwölf Herrlichkeiten des Erzstifts angebracht waren; sodann drei lange Stangen des Domstiftes;

20. der kurfürstliche Obermarschall mit schwarz überzogenem Stab;

21. die Befreundeten des Kurfürsten;

22. die kurfürstlichen Geheimen Räte, Hofräte, Adlige und die übrigen Beamten der kurfürstlichen Kanzlei mit Kerzen;

23. das kurfürstliche Hofgericht, Stadtgericht und der Stadtrat, jede dieser Körperschaften für sich, je drei und drei in einer Reihe;

24. die Beamten der kurfürstlichen Rente, des Kaufhauses und des Zolles, ferner gewöhnliche Bürger und das Hofgesinde.

Am 7. März wurde das Herz des Kurfürsten durch den Beichtvater P. Götz, Soc. Jes., unter Begleitung der bambergischen Gardereiter, die seither in Mainz waren, und anderer Hofbedienten nach Bamberg verbracht.

Am 21., 22. und 23. März wurden in dem hohen Chor des Domes, in dem auch die Leiche beigesetzt wurde, die feierlichen Exequien abgehalten. Alle drei Seelenämter zelebrierte der Weihbischof; vor dem ersten hielt der Dompfarrer Betz eine vortreffliche Leichenpredigt. An den drei Tagen der Leichenfeierlichkeiten erhielten alle Dikasterien,

die dem Begräbnis und den Seelenämtern beiwohnten, allemal Wein und Fitzen.

17. Der Kurfürst Franz Ludwig kommt in Mainz an und zieht in den Dom und die Martinsburg ein[27a]) (6. und 7. April 1729)

Am 6. April 1729 landete der Koadjutor Franz Ludwig an der Remontepforte in Mainz; er kam von Eltville, wohin er am Tage vorher von Lahnstein aus gereist war und woselbst er übernachtet hatte. Nachmittags 4 Uhr hielt Franz Ludwig durch die Altmünsterpforte seinen Einzug in die Stadt. Er nahm seinen Weg über den Tiermarkt an der Domkustorei vorbei nach der Dompropstei, wo er logierte. Während dieses Einzuges läuteten alle Glocken, und rings um die Stadt wurde auf allen Batterien mit den Kanonen geschossen. Die Bürgerschaft und die gesamte Miliz, sowohl die oberrheinischen Kreistruppen, die in der Stadt garnisonierten, als auch die kurfürstlichen Soldaten, empfingen den Koadjutor.

Am 7. April fuhr der Koadjutor von der Dompropstei bis an das Domkapitularhaus nächst dem Gerichtshaus; dabei gingen die Domkapitulare in ihren Chorröcken voraus, und die Kavaliere folgten dem kurfürstlichen Wagen. An der bezeichneten Stelle stieg der Koadjutor aus und begab sich in den Dom, hörte daselbst das Hochamt, das der Weihbischof Dr. Schnerrnauer zelebrierte und dem das Te deum laudamus folgte. Hierauf fuhr der Koadjutor, der nicht gar wohl zu Fuß gehen konnte, nach dem Hof. Soweit die Domkapitulare anwesend waren — etliche befanden sich nämlich wegen der Kurfürstenwahl in Trier —, begleiteten sie zu Fuß und unter Vorantragung von Kreuz und Schwert Franz Ludwig auf dem Wege nach dem Schlosse. Hier hatten die Rheingauer vergessen, nach alter Gewohnheit die Schlagbrücke aufzuziehen. Dennoch erklärte sich der Koadjutor bereit, deren Privilegien gnädigst zu bestätigen. Darauf fuhr er in das Schloß ein.

Unmittelbar nach dem Einzug ließ das Domkapitel eine Zulast Wein und 24 Malter Hafer und gleich darauf der Sekundarklerus dasselbe in das Schloß schaffen; alle diese Gegenstände waren mit dem kurfürstlichen Wappen und dem der Spender bezeichnet.

18. Das Verlangen der Franzosen, Mainz solle Ludwig XIV. huldigen, und die Bedenken der kurfürstlichen Regierung gegenüber dieser Forderung (Juni 1689)

Die Festung Mainz, die unter den Kurfürsten Johann Philipp, Lothar Friedrich und Damian Hartard nach der neuesten Kriegskunst umgestaltet wurde, hatte ein eigentümliches Schicksal. Als sich wenige Jahre nach ihrer Vollendung vor den Wällen und Bastionen ein französisches Heer zeigte, kapitulierte sie, weil sie sich den feindlichen Truppen nicht gewachsen fühlte. Wollte man den Bedingungen[28]) trauen, wie sie am 17. Oktober 1688 vereinbart wurden, so hatten die Franzosen nur das eine Interesse, Mainz zum Stützpunkt einer Garnison zu machen, während der Kurfürst der Herr der Stadt bleiben sollte. Als aber die Deutschen auf Betreiben Kaiser Leopolds I. Miene machten, Mainz zu entsetzen, trafen die Franzosen Gegenmaßregeln; sie besserten Wälle und Schanzen aus und vermehrten ihre Besatzung. Die nachstehend mitgeteilte Stelle der Mainzer Domkapitelprotokolle, die hier zum erstenmal veröffentlicht wird, zeigt, daß auch die Mainzer Bürgerschaft an die französische Sache gekettet werden sollte; zu diesem Zwecke verlangte man, die Bewohner von Mainz sollten dem französischen Könige huldigen. Der kurfürstliche Vizedominus und die zurückgebliebenen Domkapitulare befanden sich diesem Vorhaben gegenüber in einer schwierigen Lage. Sie mußten dieses Ansinnen zurückweisen, aber es fehlte ihnen an dem einzigen Mittel, das in solchen Fällen wirksam ist, an einer starken Armee. In Ermangelung deren führten sie eine Reihe von Erwägungen ins Feld, die den Gegner von der Unbilligkeit seiner Forderungen überzeugen sollten. Gewiß erscheinen diese dem Unbefangenen einleuchtend, aber ließ sich denn jemals derjenige durch Vernunftgründe bereden, der sich im Besitze einer überlegenen Macht wußte? Unterblieb demnach die angestrebte Huldigung der Bürgerschaft, was wir nicht wissen, sondern nur vermuten können, so hatte das andere Ursachen als die vom Domkapitel vorgebrachten Gründe, mögen diese auch an sich überzeugend erscheinen.

Das Protokoll,[29]) welches das Mainzer Domkapitel in dieser Angelegenheit aufnehmen ließ, hat folgenden Wortlaut:

„Samstag, den 4. Juni 1689. Deß hern Dhombdechandts Hochwürden undt Gnaden proponirten, daß Ihro gestrigen tags durch hern Vicedomb alhier undt einige deß Rathß angezeigt worden, daß der königliche viceIntendant alhier Mr le Petit Sie zu sich erfordert undt bedeuthet, wie der König resolvirt hiesigen ortt quovis modo zu defendiren undt dahero zu der burgerschafft sich aller treu versehen thäte, zu solchem end dan Selbige dem König huldigen solte, hingegen derselbe Sie in seine protection nehmen, auch alle noch fordernde restanten nachlaßen wolte, Worauff Er her Vicedomb geantwortet, Es bestehe bey Ihme nit, die burgerschafft hierzu ahnzuweisen, sondern bey Einem hochwürdigen DhombCapitul alß Erbhern, Seine Gnaden hetten Sich hierüber bey den Ältesten burgern informiren laßen, wie es in dergleichen fähllen hiebevor, da die Statt von denen Schweden, auch hernach von denen Frantzosen occupirt geweßen, gehalten worden, wiße sich aber keiner zu erindern, daß iehmahlen dergleichen praetendirt, weniger praestiret worden undt stehe zu besorgen, da die burgerschafft solche huldigung ableiste, daß Sie auch die wapffen in hand zu nehmen undt alß gehuldigte underthanen ahn denen gefährlichsten ortten mit zu fechten dörffte gezwungen werden, hingegen aber, da es geweigert würde, die königliche die burgerschafft alß feind zu tractiren und daß Ihrige alle alß dem könig verfallen zu sich zu nehmen sich ahnmaßen möchten.

Concl. Meine gnedige Herrn haben dieße proposition mit bestürtztem gemüth angehört umb so viel mehr 1° weil die burgerschafft noch würcklich in Churfürstlichen pflichten stehet, denen nit entlaßen ist noch auch entlaßen werden kan. 2do weilen es bey denen ahnnahenden teutschen Völckern zum hochsten ubel auffgenohmmen werde undt dahero der burgerschafft zur eußersten ruin gerathen dörffte. 3tio denen königlichen mehr schaden alß nutzen würde, besonders, da die burgerschafft in wenigem volck alß kaum 5 biß 600 man bestehe. 4to So ist die Statt nit durch gewalt, sondern durch güttlichen accord in königliche handen kommen, auch 5to ahn seithen der Statt so thanen accord im geringsten nichß zu wieder erhandelt, sondern solche bezaigung biß dato gethan worden, daß man hoffentlich an

königlicher seithen einen wiedrigen verdacht auff die burgerschafft zu werffen keine uhrsach habe, undt ist solchem nach her Vicedomb, h. Gewaltsbott sambt vier vom Stattrath zu Capitul eingefordert, Ihrer Emo Dno geleisteten pflichten für sich undt gantze burgerschafft erindert undt dabei bedeuthet worden, obiges alles dem hern Intendanten mit gutem glimpff hinwieder zu remonstriren und zu bitten, der burgerschafft mit der pflichtleistung, alß welche in dergleichen fähllen weder alhier noch anderstwoh iehmahl beschehen, zu verschonen, hingegen wolte man versprechen, gegen den könig nichß zu thun, keine waffen weder für noch gegen zu ergreiffen, sondern alles zu bezaigen, waß zu deß königs interesse auch hießiger quarnison besten gereichen mögte, auch zu solchem end in entstehender feuersnott zu ihrer undt der Statt conservation alle mögliche rettung zu thun, Wohe aber ein solches nit verfangen wolte, Solten sich zu handtreulicher versprechung, auch endlich zu reponirung aller der burgerschafft wehr undt waffen ad locum tertium offeriren. Nebens dem hat mein gnediger herr dhombdechand auch übernohmmen, mit zuziehung etwahn deß hern von Baßßenheim undt hern von Bubenheim dergleichen remonstration bey der Generalitet, der burgerschafft zum besten zu thun, verhoffent, Sie sich darmit begnügen laßen werden."

II. Nachweise über einzelne Mainzer Künstler und Kunsthandwerker (zugleich Nachträge zu dem Aufsatze in Band II dieser Zeitschrift S. 88—105)

1. Der Bildhauer Arnold Harnisch (S. 91—94)

Über den Landgrafen Georg Christian von Hessen-Homburg und Arnold Harnisch, den Verfertiger seines Epitaphs, bieten die Protokolle des Mainzer Domkapitels mancherlei Aufschlüsse.

Am 27. August 1677 beschied[30]) der Kurfürst den Domherrn von Stadion und den Hofmarschall zu sich, um mit ihnen darüber zu beraten, wie das Leichenbegängnis des verstorbenen Landgrafen stattfinden solle. Man kam überein, die Leiche Georg Christians, „welcher Catholischer Religion zugethan geweßen, iungsthin zu Franckfurt gestorben und, in alhießigem dhombStiefft begraben zu werden, in testamento verordnet", solle am 30. August, gegen 4 Uhr nachmittags, zu Schiff bis an die Martinsburg gebracht werden; hier möge sie der ganze Klerus in Empfang nehmen, in Prozession nach dem Dome führen und „in der neuen zu solchem end im eisen Chor verfertigten Krüfft" beisetzen lassen; die folgenden drei Tage seien dann die üblichen Exequien feierlich zu halten. Als der Domdechant am 28. August 1677 dem Kapitel diese Anordnung mitteilte, erklärte es sich damit einverstanden, und der Domsänger übernahm es, das hohe Amt zu halten. Der Landgraf hatte übrigens dem Domstifte testamentarisch 6500 Reichstaler oder 9750 Gulden vermacht.[31]) Für diese Summe mußte das Domstift dem Landgrafen das Anniversar halten und ein Grabdenkmal errichten. Wie letzteres mit dem Bildhauer Arnold Harnisch im einzelnen verakkordiert wurde, ist nicht überliefert, jedenfalls ging die Anfertigung des Epitaphs sehr langsam vorwärts. Am 3. Mai 1679 gewährte[32]) das Domkapitel dem Bildhauer Harnisch Zollbefreiung für 15 Stück Alabasterstein, die zu Schwäbisch-Hall bestellt waren und zu dem Denkmal des Landgrafen Georg Christian, der im eisernen Chor begraben sei, verwendet werden sollten. Am 31. März 1683 lag[33]) dem Domkapitel ein Gesuch Harnischs vor; in diesem legte er dar, er sei bisher an der Aufrichtung des Epitaphs verhindert worden, deshalb möge man ihm von den 100 Reichstalern, die er noch zu bekommen habe, 100 fl. als Abschlagszahlung geben. Das Kapitel beschloß, ihm nach Ostern 50 Reichstaler verabfolgen zu lassen. Im Mai 1685 war das Grabdenkmal des Landgrafen, wie es scheint, der Vollendung nahegerückt; denn damals erklärte[34]) Harnisch dem Domkapitel, er habe sich mit dem Homburgischen Epitaph fast zwei Jahre aufgehalten und darum dasselbe von neuem aufputzen und aufpolieren müssen. Dadurch seien ihm über das Geding hinaus merkliche Kosten erwachsen; er bitte deshalb um eine Ergötzlichkeit von etwa 50 fl. Das Kapitel entschied sich, das Werk besichtigen und alsdann mit Harnisch akkordieren zu lassen. Das Verfahren des Domkapitels fand wohl im einzelnen nicht den Beifall des Künstlers, wenigstens wandte[35]) er sich im August desselben Jahres nochmals an die Domherren. Er legte ihnen wiederum dar, daß er sich an dem Homburgischen Epitaph lange aufgehalten habe und dadurch genötigt worden sei, viele Stücke daran aufs neue zu polieren und auszustauben. Auf diese Weise sei er in neue Kosten von 50 fl. gestürzt worden. Deshalb bitte er um eine Ergötzlichkeit. Das Kapitel wies seinen Magister Cistae an, den Schaden zu besichtigen und mit Harnisch, so gut er könne, zu handeln.

Wenn man berücksichtigt, daß bereits 1679 die Alabastersteine für das Denkmal bestellt waren und dieses dennoch erst 1685 vollendet wurde, so muß man sagen, daß Harnisch aus irgendwelchen Gründen sehr langsam arbeitete. Es läßt sich deshalb für die Entstehung einer seiner früheren Arbeit, nämlich für den Laurentiusaltar des Domes, aus folgender Notiz keinen Schluß ziehen: In der Sitzung vom 1. März 1674[36]) brachte Herr von der Leyen an, daß im Dom neben dem Dalbergischen Altar in der nächsten Kapelle noch ein alter Altar sei; diesen wolle er abbrechen und einen neuen pro memoria errichten. In der Tat übernahm die Ausführung dieses neuen Altars Harnisch. Ob er ihn aber, wie man bisher glaubte, 1675 vollendete oder noch gar an ihm arbeitete, als er bereits das Landgrafendenkmal übernommen hatte, bleibt unentschieden.

2. Der Bildhauer Balthasar Fries

Am 7. Januar 1647 verkaufen der Bildschnitzer Balthasar Fries und seine Hausfrau Gertrudis ihre Behausung in der Heugasse an den Bürger und Gürtelmacher Lukas Thuringer und dessen Ehefrau Elisabeth um 230 fl. Am 9. Mai 1647 erscheint Balthasar Fries, Bildhauer, vor dem Mainzer Stadtgericht als Zeuge (Prot. judic. Elect. 1641—1659 Fol. 55a und 49a). Vielleicht steht Balthasar Fries in einem verwandtschaftlichem Verhältnis zu Jörg Frieß (Zeitschr. N. F. II. Bd. S. 94).

3. Der Maler Johann Wilhelm Bach (S. 95)

Am 18. Februar 1647 errichtete der Maler und Bürger Johann Wilhelm Bach in seinem Wohnhause bei der Holzpforte ein Testament. Er protestierte dagegen, daß der Garten

in dem Kirschgarten in das Inventar eingesetzt worden sei; denselben habe er bereits vor der letzten Ehe aus Notzwang veräußert. Ferner seien etliche Möbel und Hausgeräte, die das Inventar enthalte, durch Kriegsgewalt abhanden gekommen. Er verlangte, daß man seine jetzige Hausfrau Elisabeth nicht zum Ersatz heranziehe. Sodann bedachte er, „demnach in seinen langwirigen Schwachheiten seine angeregte liebe haußfraw ahn ihrer bedienung ohnzahlbahre bemühungen seinetwegen außgestanden, inmaßen solches der gantzen Statt bekandt“, diese in seinem Testamente, im übrigen setzte er seine Kinder erster und zweiter Ehe zu Erben ein (Prot. judic. Elect. 1641—1659 Fol. 51 b).

4. Der Maler Konrad Mantz

Er ist am 2. März 1646 bereits tot (Prot. judic. Elect. 1641—1659 Fol. 79 a).

5. Der Maler Rudolph . . . . .

Die Stadtaufnahme von 1657 vermerkt Fol. 83 b in der Gegend von Renten- und Mailandsgasse: „Eine behausung sambt hoff und bronnen ist eigen Rudolph . . . , Mahler“; offenbar wußten die, welche die Behausungen der Bürger aufzeichneten, den Zunamen des Betreffenden nicht und wollten diesen später nachtragen, was aber nicht geschah.

6. Der Maler Philipp Rinpart

Am 5. August 1659 veräußern Philipp Rinpart, Maler, und Hans Wendel Gulffrreich ihre Behausung unweit des Kapuzinerklosters in Mainz (Akten der Mainzer Stadtbibliothek).

7. Die Maler Johann Christoph Gärtner und Ulrich Righi (S. 95 und 96)

In der Sitzung des Stadtrates vom 11. April 1663 klagte[37]) Anthon Righi, Italiener und Maurermeister bei dem Fortifikationsbau, gegen den alten Hofmaler Christoph Gärtner. Dieser hatte Righis Vetter, vermutlich Ulrich Righi (Mainzer Zeitschr. N. F. II. Bd. S. 96), zur Erlernung der Malkunst angenommen und sich dafür Lehrgeld bezahlen lassen, aber nachher den Jungen mit einem Flintenrohr gestoßen, geschlagen und schließlich fortgejagt. Righi verlangte deshalb die Rückerstattung des Lehrgeldes. Gärtner bestritt diese Behandlungsweise und erklärte, der Junge habe sich gegen ihn nicht gebührend verhalten. Weil der Junge nicht den Mut hatte, bei dem Meister Gärtner auszulernen, so beschloß der Mainzer Rat, dieser solle eine Kaution dafür stellen, daß er den Jungen friedlich auslernen lasse und nicht wider Gebühr behandele, andernfalls müsse er das bereits zur Hälfte bezahlte Lehrgeld, bestehend in sechs Reichstalern, zurückgeben. (Über den Meister Anton Righi und seinen Anteil an den Mainzer Festungswerken des 17. Jahrhunderts wird demnächst eine besondere Arbeit Aufschluß geben.)

8. Der Maler Johann Valentin Krambs (S. 95)

Über diesen Maler schreibt Gwinner[38]) in dem Werke „Kunst und Künstler in Frankfurt am Main“ S. 224 folgendes: „Er war um 1630 in Frankfurt geboren und gelangte im November 1658 in das Bürgerrecht. Er hatte sich van Dyks Manier mit glücklichem Erfolge zum Vorbild genommen. Seine vorzüglichen Porträte, an denen man mit Recht die schönen Hände rühmt, fanden den allgemeinsten Beifall. Nächst der Kaiserin Eleonora Magdalena, der dritten Gemahlin des Kaisers Leopold I., deren Bild durch den vortrefflichen Kupferstich Philipp Kilians bekannt geworden ist, malte Krambs eine große Anzahl hiesiger (Frankfurter) Persönlichkeiten aus den höheren Kreisen, deren lebensgroße Brustbilder nach ihm von Thelott, Heckenauer, Häublin, Philipp und Barth. Kilian in Kupfer gestochen wurden. . . . . . Auch bei der Ausschmückung der Decke und der Lettner der neuen St. Katharinenkirche mit biblischen Darstellungen ist dieser Künstler tätig gewesen.“

Davon, daß Krambs 1667 Mainzer Bürger wurde, hatte Gwinner keine Kenntnis. Die Porträtkunst ist es wohl gewesen, die Krambs nach Mainz führte und ihm in den Hofkreisen lohnende Beschäftigung verschaffte. Vorerst lassen sich freilich Bildnisse Mainzer Persönlichkeiten, die von der Hand des Valentin Krambs herrührten, nicht nachweisen. Das Porträt des Mainzer Weihbischofes Dr. theol. Matthias Starck († 8. Februar 1708)[39]), den Krambs auf dem Paradebett darstellte,[40]) ist nicht dahin zu rechnen, da Starck zugleich Dechant an dem Frankfurter Dome war und in diesem seine letzte Ruhestätte fand.

Dennoch birgt Mainz auch heute noch eine künstlerische Schöpfung des Malers Krambs. Es ist dieses ein Altarblatt, das den kreuztragenden Christus darstellt. Gebeugt durch die Kreuzeslast, schreitet Jesus einher. Die Leichenfarbe des Gesichtes verdeutlicht die bereits vorausgegangenen Leiden; um diese Wirkung zu erzielen, bediente sich der Maler eines weiß-gelblichen Fleischgrundtones mit bläulich-grünlicher Schattierung. Dem Gewande Christi gab Krambs ein schmutzig gefärbtes Kolorit, das in das Bläulich-grünliche übergeht. Diesem Kleide sind die Spuren des Blutverlustes und des öfteren Niedersturzes aufgeprägt, infolgedessen liegt es auch den gemarterten Gliedmaßen fest an und läßt diese deutlich hervortreten. Unmittelbar hinter Jesus befindet sich eine Gruppe von drei Juden. Der vorderste unter ihnen, der seiner Kleidung und den Gesichtszügen nach zu dem gewöhnlichen Volke gehört, spricht eindringlichst und ausforschend auf einen jüdischen Notabeln ein. Um letzteren als solchen zu kennzeichnen, gab ihm Krambs in Haar- und Bartschnitt sowie in dem pelzverbrämten spanischen Staatskleide das Aussehen eines vornehmen Niederländers seiner Zeit. Während der zuerst beschriebene Jude erregt gestikuliert, bewahrt der zweite in Gesichtsausdruck und Haltung eine vornehme Ruhe. In dieser Persönlichkeit hat vermutlich Krambs den ursprünglichen Besteller des Bildes porträtiert. Der dritte Jude, dessen Kopf zwischen den beiden bereits genannten sichtbar wird, scheint in stiller Neugierde dem ungestümen Frager und dem gelassenen Sprecher zuzuhören. Zweifellos bildet unter letzteren der Heiland und seine Lehre, das Verhalten der Juden und dessen Beurteilung den Gegenstand der Unterhaltung. Hinter dieser Gruppe zu drei Personen erscheint eine solche zu zwei. In der einen ist vielleicht ein Jünger Christi zu erblicken. Sie erscheint barhaupt, und aus ihren Gesichtszügen spricht unverkennbar Mitleid. Sie weist mit ausgestreckten Händen auf den Heiland hin, gewissermaßen sagend: Er hat nichts Böses getan. Den Worten des Jüngers lauscht erstaunt ein alter Jude, der dem Anscheine nach von Fanatismus frei und der Belehrung nicht unzugänglich ist. Zur Rechten Christi ist die Mutter Gottes sichtbar; sie hat die Hände gefaltet. Auf

diese Weise kommt der Schmerz zum Ausdruck, den sie über das Leid des Sohnes empfindet. Auch ihr blasses, schmales Gesicht weist die Spuren tiefen Grames auf; es steht mit dem schwarzen Trauerschleier, der das Haupt der Gottesmutter umschließt, in auffallendem Kontraste. Über der rechten Schulter Marias wird ein jugendlicher Kopf sichtbar, der von langen, herabwallenden, blonden Haaren umrahmt wird; es ist Johannes, der in seinen Händen ein Taschentuch zusammenkrampft. Von der Brüstung einer Galerie aus, die sich zur Rechten der einherziehenden Gruppen befindet, beobachtet ein stark dekolletiertes Weib den Zug; vielleicht ist es als Verkörperung der Weltlust aufzufassen, da es in lässiger Haltung neugierig und ohne Teilnahme ihre Blicke dem Zuge zuwendet. Den Abschluß der ganzen Gruppe bildet nach rechts (von dem Beschauer aus) ein römischer Soldat, der neben dem Kopfe eines Schimmelpferdes zu sehen ist. Trotz der zahlreichen Personen fehlt ein landschaftlicher Hintergrund nicht. Der Himmel ist verfinstert; dennoch lassen sich einzelne Berge deutlich erkennen. Vor diesen bemerkt man einige nur mit weißen Lendentüchern bekleidete Gestalten. Es sollen wohl Tote sein, die aus ihren Gräbern auferstanden sind.

Das ganze Bild kennzeichnet Krambs als einen denkenden und auf die Erreichung der von ihm beabsichtigten Bildwirkung wohl bedachten Künstler, der originell in der Komposition war und über die technischen Mittel verfügte, um die gewollten Effekte in reichstem Maße, aber ohne Manieriertheit zu erzielen. Zweifellos bewegte sich Krambs mit seinem Bilde auf einem Gebiete, wie es dem Geiste des Kalvinismus — er selbst bekannte sich zu diesem — durchaus nicht entsprach.

Eigenartigkeit der Komposition und Frische der Farben bewundern wir auch heute noch an diesem Bilde, dessen Schöpfer nicht zweifelhaft sein kann, da bei seiner Restaurierung vor einigen Jahren die Bezeichnung „Valentin Krambs 1657“ deutlich hervortrat. Dieses Altarblatt befand sich bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts in dem Laurentiusaltar des Domes, den Kurfürst Damian Hartard um das Jahr 1675 anfertigen ließ. Da Krambs dieses Ölgemälde aber bereits 1657 vollendete, so malte er es nicht von vornherein für diesen Altar. Wer der Auftraggeber war und an welche Stelle das Bild zuerst kommen sollte, wissen wir nicht. Wielange Krambs in Mainz weilte, ließ sich nicht feststellen. Jedenfalls lebte und arbeitete Krambs 1708[41]) noch; vermutlich hielt er sich damals wieder in Frankfurt am Main auf; denn er stellte, wie bereits erwähnt, den Mainzer Weihbischof Dr. Starck, der am 8. Februar 1708 in Frankfurt verschied, auf dem Paradebett dar.

9. Die beiden Maler Bickart (S. 95)

Am 17. Oktober 1679 lag dem Mainzer Domkapitel eine Bittschrift des Malers Jost Bickart vor.[42]) In dieser teilte er mit, er sei von dem verstorbenen Domdechanten, d. h. von Johann von Heppenheim, genannt von Saal, zur Inspektion der Malereien und Bildhauereien des Mainzer Domes bestellt worden, damit diese in gebührendem Stande sauber erhalten blieben; dafür sei ihm die Personalfreiheit und eine Entschädigung von 12 Reichstalern versprochen worden. Er bittet deshalb, ihn hierin nunmehr zu bestätigen. Das Kapitel beschloß, Bickart die Personalfreiheit unter dem Kapitelssiegel zu geben, die 12 Reichstaler aber ihm ex fabrica reichen zu lassen.

In der Sitzung, die das Domkapitel am 17. August 1688 hielt,[43]) wurde ihm eine gemalte „Successio Archiepiscoporum, Praelatorum und Canonicorum Mogunt. von 300 Jahren her“ präsentiert, die von „Bickart, Vicarius zu St. Alban und Kunstmaler“ herstammte. Diese Successio kam den Kapitularen „gar angenehm“ vor. Deshalb beauftragten sie den Domdechanten mit Bickart, wegen seiner Mühe „auf Geld, Wein und Früchte zu akkordieren“. In der Sitzung[44]) vom 3. März 1689 wird gemeldet, daß Bickart nach Empfang von 40 Reichstalern noch 20 für die gemalte Successio zu erhalten hat. Diese sollen mit Frucht und Wein abgetragen werden.

10. Der Hofmaler Johann Beßmer (S. 96)

Die Zeichnung[45]) zu dem Kalender, den das Mainzer Domkapitel für das Jahr 1686 herauszugeben plante, wurde von ihm entworfen; sie sollte dann durch den Augsburger Kupferstecher Bartholomaeus Kilian gestochen werden. Beßmer war nicht, wie es in der Mainz. Zeitschr. N. F. II. Bd. S. 96 nach einer übernommenen Mitteilung heißt, 1689 Hausbesitzer, sondern bei der französischen Schatzung des Jahres 1689 der vierten Steuerklasse zugeteilt.

11. Der Hofmaler Franz Marchini

Das Vizedominat und der Stadtrat übertragen[46]) mit Erlaubnis des Kurfürsten die Schlotfegerei, die dem kurfürstlichen Hofmaler Marchini seither zugewiesen war, den beiden Italienern, dem Bürger Johann Peter Meletta und dem Eingesessenen Anton Mela, und verpflichten sie am 5. März 1725 kontraktlich. Marchini, der ebenso wie seine Frau in Mainz ortsfremd war, wird am 16. Juni 1727 unter neu vereidigten Bürgern aufgeführt.[47])

12. Der Glasmaler und Maler Johann Berncassel (S. 96)

Am 30. März 1643 bestimmte der weltliche Richter zu Mainz, daß die „Hermanßkinder Tutoren“ an der Schuldforderung des Glasmalers Johann Berncassel, für die sie zu haften hatten, 35 fl., 25 alb. abstreichen sollten (Prot. judic. Elect. Fol. 13b). Die Stadtaufnahme von 1657 verzeichnet (Fol. 62a) als Eigentum Berncassels: „Ein hauß oben in der gaßen (Gegend von Kirschgarten und Heringsbrunnengasse) horet zu Johann BernCaßelen glaßmahler und bewohnt umb Zinß Hanß Ober Wittib“; ferner: „Ein hauß sambt höfflein und bronnen daneben zeugt (= zieht) die andere gaß herunder, ebenmeßig Johann BernCaßelen zustendig und bewohnt umb zinß Andres Kochen Wittib“.

Ein Gemälde Berncassels hat sich erhalten; es befindet sich im Besitze des Herrn Johannes Kraus in Frankenthal (Markt 7). Genannter Herr gab in liebenswürdigster Weise folgende Beschreibung des Bildes: „Das Gemälde ist auf Holz gemalt und 105 cm breit und 80 cm hoch. Die Darstellung ist diese: Um eine gedeckte, mit Brot, Früchten und Wein besetzte Tafel sitzen drei Personen. In der Mitte befindet sich Christus, eine fast jugendliche Gestalt. Christus gießt der Frauengestalt, die zu seiner Rechten sitzt, Wein in ein kelchartiges Gefäß. Den Platz links vom Heiland nimmt ein älterer Mann ein; er trägt die zeitgenössische Tracht und hat die Hände zum Gebet gefaltet. Rechts und links von Christus steht ein kleiner musizierender

Engel. Im Vordergrund der Tafel trägt ein kleiner Engel Speiſen auf. Ziemlich hoch über Chriſtus iſt im Strahlenkranze das Monogramm I. H. S. angebracht. Links von dem Beſchauer erhält die beſchriebene Gruppe durch einen knieenden Mann ihren Abſchluß; in ſeinen Händen hat er einen Roſenkranz, über ſeinem Haupte iſt ein Wappen und folgende Inſchrift angebracht: Joh. Berncaſtel Pictor Vitr. Mogunt. Aet. Suae 40. anno 1651. Das Wappenbild ſtellt links, wohl im Hinblick auf die erſte Hälfte des Namens, einen Bären auf weißem Grunde dar; die drei Gegenſtände auf der rechten Hälfte des Wappens ſind nicht zu erkennen. Dem Manne auf der linken Seite entſpricht auf der rechten eine knieende Frau. Auch über ihrem Haupte iſt eine Inſchrift und ein Wappen. Erſtere lautet: Cath. Berncaſtelin Nat. Langin von Weyer Aetatis suae 36 Mortua anno 1638 21. Juny. Das Wappen enthält drei rote Nelken."

13. Der Glasmaler Heinrich Karl Velten (S. 96)

Er kommt bereits in der Stadtaufnahme von 1687 vor (Fol. 86 b Nr. 1093).

14. Der Kupferſtecher Nikolaus Perſon (S. 97)

Über ihn berichtet Schunk in ſeinen Beiträgen zur Mainzer Geſchichte III S. 407—408 folgendes:

„Ein berühmter Kupferſtecher und geſchworener Feldmeſſer zu Mainz, der viele Felder und Gegenden gemeſſen, gezeichnet und geſtochen hat. Am berühmteſten darunter ſind:

a) Die ſiebzehn Landkarten vom Mainzer Lande, nebſt einer großen allgemeinen Karte davon, welche er zu Anfang dieſes Jahrhunderts (d. h. des 18.) herausgegeben hat.

b) Die Abbildungen der Erzbiſchöfe und Kurfürſten von Mainz, welche Helwich von Konrad III. bis auf Johann Suickard im Jahre 1624 herausgegeben, legte Perſon von neuem auf, ſetzte ſie bis auf den Kurfürſten Lothar Franz fort und gab ſie zu Mainz im Jahre 1696 heraus.

c) Die Wappenkalender der Dom- und Ritterſtifter haben von ihm ihr Entſtehen. Im Jahre 1701 verfertigte er den erſten für das Ritterſtift St. Alban und bekam in der Folge für die jährlichen Abdrücke desſelben einen Jahresgehalt.

Er war ein ſehr arbeitſamer und geſchickter Mann, konnte aber bei alldem ſich nicht viel erwerben; denn nach ſeinem Tod im Jahre 1711 kam die Wittib bei dem Kapitul zu St. Alban um einen Wittwengehalt ein, weil ihr Mann wenig hinterlaſſen und ſie mit ihren Kindern nichts zu leben habe. Dieſes Stift gab ihr ſodann einen lebenslänglichen Gehalt, dergleichen ſie auch von dem hieſigen Domſtifte und vielleicht auch von anderen Stiftern erhalten hat."

Die Nachrichten Schunks, die nicht mit Belegen verſehen ſind, enthalten Richtiges und Falſches.

Daß Nikolaus Perſon Felder und Gegenden vermeſſen hat, läßt ſich nicht mit Sicherheit erweiſen. Wohl hat ſich auf der Mainzer Stadtbibliothek erhalten „Geometriſcher Grundriß des Albans-Bergs etc. (bei Mainz) vorgetragen durch J. W. G. Perſon Chur-Maintz. Ingenieur undt Hoff-Mathemat. Ao. 1713". Johann Weibert Gottfried Perſon, den Schunk nicht kennt, iſt der am 27. April 1686 getaufte Sohn[48] des Nikolaus Perſon. Vielleicht rührt aber von N. Perſon eine Karte der Gemarkung Gau-Algesheim her, welche die Familie des dortigen früheren Bürgermeiſters Eben in Beſitz hat. Dieſelbe iſt der Mascoppiſchen Aufnahme von 1577 nicht ganz treu nachgebildet. Sie kann nach Anſicht des Königlichen Kreisarchives zu Würzburg und des Herrn Prälaten Dr. Falk ſehr wohl auf N. Perſon zurückzuführen ſein.

Die ſiebzehn Landkarten von dem Mainzer Lande, die Schunk unter a) aufführt, ſind die: Novae Archiepiscopatus Moguntini Tabulae; dieſelben wurden in der Mainzer Zeitſchr. N. F. II. Bd. S. 98 unter Nr. 11 beſchrieben. Es irrt aber Schunk, wenn er die Herausgabe des Werkes nach 1700 ſetzt; da dieſes nämlich dem Mainzer Kurfürſten Anſelm Franz von Ingelheim gewidmet iſt, ſo kann es nicht nach deſſen Tod (1695) zum erſtenmal erſchienen ſein.

Für die Beurteilung Perſons iſt es von Wichtigkeit, daß die Bildniſſe der Mainzer Kurfürſten, die er 1696 herausgab, nur zum kleinen Teil von ihm herrühren. Für die Abbildungen der Kurfürſten bis auf Johann Schweickhardt trägt Perſon demnach nicht die Verantwortung, ſondern nur für die Porträts der Kurfürſten Georg Friedrich von Greiffenklau († 1629), Anſelm Kaſimir von Wambolt († 1647), Johann Philipp von Schönborn († 1673), Lothar Friedrich von Metternich († 1675), Damian Hartard von der Leyen († 1678), Karl Heinrich von Metternich († 1679) und Anſelm Franz von Ingelheim († 1695).

In dem Aufſatze Mainzer Zeitſchr. N. F. II. Bd. S. 99 zweite Kolonne kam der Unterſchied zur Sprache, der zwiſchen den Perſoniſchen Abbildungen der Kurfürſten vor und nach 1600 beſteht. Es wurde dort darauf aufmerkſam gemacht, daß Perſons Kurfürſten des 17. Jahrhunderts im allgemeinen den auch ſonſt vorhandenen Bildniſſen dieſer Kirchenfürſten entſprechen und Perſons Damian Hartard und Anſelm Franz mit den entſprechenden Denkmälern im Mainzer Dome auffallende Ähnlichkeit verraten. Dagegen wurde den Bildern der Kurfürſten vor 1600 nur geringe Bedeutung zuerkannt. Die Tatſache, daß ſich in Perſons Werk Porträte von ſo ungleichem Werte finden, iſt nun erklärt. Die Bildniſſe bis zu Johann Schweickhardt einſchließlich lieferte für Helwich ein Kupferſtecher,[49] den Nikolaus Perſon an künſtleriſchem Auffaſſungs- und Darſtellungsvermögen weit überragte.

Wenn Schunk behauptet, die Wappenkalender des Mainzer Domſtiftes verdankten Nikolaus Perſon ihr Entſtehen, ſo iſt dieſe Annahme unrichtig, wie dieſes die nachfolgenden Auszüge aus den Protokollen des Mainzer Domkapitels beweiſen.

Am 13. Dezember 1678 beſchloß[50] das Domkapitel, Perſon 24 Reichsthaler zu geben, weil er ihm ſeinen neuen Kalender überreicht hatte. Im Jahre 1681 bot Perſon dem Kapitel abermals ein Erzeugnis ſeiner Kunſt dar, es waren dies die „in Druck gebrachten Karten aller erzſtiftlichen Ämter". Das Kapitel beſchloß[51] deshalb am 4. November 1681, ſich zu erkundigen, was der Erzbiſchof aus dieſem Anlaß Perſon verehrt habe; es wolle ſich dann bei der Entſchädigung des Künſtlers darnach richten.

Im Jahre 1686 wurde Nikolaus Perſon zum erſtenmal mit der Herſtellung des Hofkalenders beauftragt, den das Domkapitel bisher in Augsburg hatte anfertigen laſſen.

Noch in der Sitzung vom 7. September 1685 brachte[52] der Domdechant vor, der berühmte Kupferſtecher Kilian zu Augsburg wolle den geplanten neuen Kalender für 400 Reichstaler ſtechen, der Mainzer Hofmaler Beſemer[53] aber, der die Zeichnung gemacht habe, glaube, den Preis um 100 Reichstaler verringern zu können. Beſemer wolle ohnedies demnächſt nach Augsburg reiſen

und dann mit Kilian im Namen des Kapitels einen Vertrag abschließen. Letzteres erklärte sich damit einverstanden und gab Besemer 12 Reichstaler als Beisteuer zur Reise. Die Nachrichten, welche Besemer brieflich oder persönlich nach Mainz vermittelte, waren nicht, wie er erwartet hatte. Der Kupferstecher Kilian war nämlich nur bereit, den Kalender zu stechen, wenn ihm 400 Reichstaler verabfolgt würden; er wollte aber dann das Kupfer noch dazugeben. Das Domkapitel beriet[54]) deshalb am 10. Oktober 1685 darüber, ob man den Kalender weiter erscheinen lassen und woher man die Mittel dafür nehmen solle, da in der Domfabrik kein Vorrat an Geld sei. Das Kapitel gelangte zu der Ansicht, da man das Unternehmen angefangen habe, müsse man es auch fortführen.[55]) Weil es übrigens zum Ansehen des Erzstiftes beitrage, solle man den Kurfürsten um eine Beihülfe angehen, die Mittel aber von dem abgelegten Erbachischen Kapitale nehmen. Als im Jahre 1686 wiederum die Zeit herannahte, in der man zur Drucklegung des neuen Kalenders Anstalten treffen mußte, wies[56]) der Domdechant darauf hin, daß in Mainz und Frankfurt niemand sei, der ihn ohne Schaden drucken könne. Den Kalender jedes Jahr nach Augsburg zu senden, sei zu teuer, außerdem aber dem Vernehmen nach der Stich derart, daß er über sieben bis acht Jahre nicht aushalte; alsdann sei das aufgewandte Kapital und der Kalender hin, ohne daß man den geringsten Nutzen davon gehabt habe, da er nach der diesjährigen Erfahrung wenig abgesetzt worden sei. Dagegen erkläre der hiesige Kupferstecher N. Person, wenn man ihm und seinen Erben ein Privilegium darüber erteilen wolle, so sei er geneigt, eine neue Presse jetzt anzufertigen, den Kalender alljährlich zu drucken und dergestalt die Platten zu unterhalten, daß er jeden abgehenden Kupfer auf seine Kosten ersetze und so den Kalender stets erhalte; dem Kapitel aber sei er erbötig, jährlich 50 Freiexemplare zu liefern. Das Kapitel entschloß sich, mit 30 Freiexemplaren vorlieb zu nehmen, und übertrug seinem Sekretär die weiteren Verhandlungen mit Person.

Den Auftrag, für das Albansstift Kalender zu stechen, erhielt Person im Jahre 1700; 1701 legte er den neuen Stiftskalender vor; derselbe kostete das Stift 150 Reichstaler (Schunk, Auszüge aus dem Stiftsprotokoll von St. Alban, Stadtbibliothek; gütige Mitteilung von Herrn Prof. Neeb).

Wie oft Person für den Dom und das Ritterstift St. Alban Wappenkalender herstellte, konnte bisher nicht ermittelt werden; denn die Mainzer Stadtbibliothek und die Aschaffenburger Hofbibliothek besitzen keine Exemplare aus Personischer Zeit.

Es mag sein, daß das St. Albansstift, wie Schunk erzählt, Persons Witwe ein Jahresgehalt auszahlte. Das Domstift scheint dieses nicht getan zu haben; denn dessen Protokolle, die sonst alle derartigen Ausgaben verzeichnen, berichten in den Jahren nach Persons Tod, d. h. von 1710—1720, von keiner solchen Pension. Es könnte Schunk sich in dieser Beziehung gerade so geirrt haben wie hinsichtlich des Todesjahres; denn Person starb nicht, wie Schunk angibt, 1711, sondern am 15. Juli 1710.[57])

Ob er seine Frau und Kinder in solch dürftigen Verhältnissen hinterließ, wie Schunk angibt, läßt sich nicht feststellen. Zwar besaß Person nicht, wie in der Zeitschr. N. F. II S. 97 zweite Kolonne nach einer übernommenen Mitteilung behauptet wurde, auf der Bleiche ein eigenes Haus, aber er wurde bei der französischen Schatzung des Jahres 1689 nicht in die geringste Klasse, d. h. in die siebte, sondern in die vierte eingetragen.[58]) Außerdem bestand in der Quintinskirche ein Anniversarium[59]) für die Vogelische und Personische Familie; Georg Joseph Vogler[60]) ist nämlich ein Schwiegersohn Persons.

An Einzelblättern, die Person in Kupfer stach, sind nachzutragen:

a) Effigies Venerab. Viri B. Holzhauser 1690; in der rechten unteren Ecke steht: Person sc. (gütige Mitteilung von Prälat Falk).

b) Porträt des Weihbischofes J. Braßart mit der Bezeichnung: Joannes Brassart Dei et Apostolicae Sedis Gratia Episcopus Davaliensis J. U. Doctor, Eminentissimi et Reverendissimi Principis ac D. Domini Lotharij Friderici sanctae sedis Moguntinae Archi-Episcopi S. R. J. per Germaniam Archi-Cancellarij, Principis Electoris, Episcopi Wormatiensis et Spirensis, Praepositi Weissenburgensis et Odenheimensis etc per civitates Archi- et Dioeceses Moguntinam Wormatiensem et Spirensem Suffraganeus et Consiliarius Ecclesiasticus, Collegiatarum Ecclesiarum Spirensium ad S. S. Germanum et Mauritium nec non ad omnes sanctos Decanus etc. In der Ecke rechts unten: Person ad vivum delin. et sculp. (ein weiteres Wort ist an dem Exemplar der Mainzer Stadtbibliothek weggefallen). Da Lothar Friedrich nur vom 12. März 1673 bis 2. Juni 1675 Kurfürst war, so wird damit die Entstehungszeit des Bildes bestimmt. Es ist eine Illustration zu S. 58 des Werkes Memoria Propontificum Moguntinorum, herausgegeben von Severus, Agathopoli ad Moenum 1763 (gütige Mitteilung von Prälat Falk).

c) Exactissima tabula electoralium Mog. Trev. Palat. episcopatuum Spir. Wormat. comitatuum .... 1689 (gütige Mitteilung von Prälat Falk nach einem nicht mehr festzustellenden Auktionskatalog. Das Werk selbst befindet sich nicht auf der Mainzer Stadtbibliothek).

An Schriften Persons ist nachzutragen: Symbolica in Thermas et acidulas reflexio apud N. Person Moguntiae, Quart, 52 Kupfertafeln, Schlangenbad, Wiesbaden, Ems zumeist aber Schwalbach betreffend (angeführt von Zais in der Zeitschrift des Mainzer Altertumsvereins III 386).

15. Der Glockengießer Christian Klapperbach (II S. 101)

Christian Klapperbach der Jüngere, der sich 1626 mit Anna Betz vermählte und 1646 die Salusglocke der Emmeranskirche umgoß, läßt sich wiederholt vor dem Mainzer Stadtgericht nachweisen. Am 19. August 1642 erschienen vor diesem der Pfarrer und die Altaristen der Quintinskirche einerseits, der Bürger und Glockengießer Christian Klapperbach andererseits. Erstere verkauften zum Nutzen ihrer Präsens an Klapperbach 20 fl.; dafür mußte dieser jährlich auf Bartholomä 1 fl. zahlen; zur Sicherung gab er ein „Bordtstück", d. h. einen umzäunten Platz, der in dem Kellerweg im Gartenfeld lag. Am 18. Oktober desselben Jahres erhielten Klapperbach und seine Ehefrau Anna durch den kurfürstlichen Rentmeister Peter Breidenbach, der ältester Iurat der Quintinskirche war, und Johann Martin Meder, den derzeitigen Bauamtsverwalter der Kirche, 100 fl. Batzen; dafür verpflichtete sich das Ehepaar Klapperbach, jährlich auf den 18. Oktober der Quintinskirche 5 fl. zu zahlen. Zur Sicherung verschrieben sie ihre Behausung, „zum Glockengießer" genannt; diese lag in der

Quintinsgasse neben dem Eigentum des Handelsmannes Georg Julin und der Witwe Peter Beyer und zinste jährlich fünf Heller an das Kloster St. Klara. Am 30. Dezember 1647 ist Christian Klapperbach, Glockengießer, neben dem Seidensticker Martin Steinberger vor dem Stadtgerichte als Zeuge tätig (vgl. Protocollum judicii Electoralis 1641—1659 Fol. 5b, 7b und 52b; Stadtbibliothek). Zwischen 1648 und 1657 starb Klapperbach; denn die Stadtaufnahme von 1657 beschreibt das erwähnte Haus in der Quintinsgasse (Fol. 92a) folgendermaßen: „Ein Behausung sambt hoff und bronnen daneben ist aigen Christian Klapperbachß Wittib zinst zu S. Claren 2 fl., 12b. In der Stadtaufnahme von 1644 dagegen hatte es geheißen (Nr. 789, in der Quintinsgasse): Christian Klaperbach Glockengießer wohnt daselbst in seinem eignen hauß, hat Niemandt bey sich.

16. Der Glockengießer Peter Speck

Die Stadtaufnahme von 1657 verzeichnet Fol. 75b: Ein Krahm nechst diesem hatt Peter Speckh Klockengiser; besagter Krahm befand sich bei der Domherrnstube nach dem Markte zu. Fol. 167a führt sie auf: Ein gießhauß sambt garten daneben (d. h. neben den Rokochischen Zinshäusern in der Altmünstergasse) ist aigen Peter Specken glockengießern. Aus der Werkstätte Specks ging hervor: Die fünfte Glocke in Lorch am Rhein; diese hat 0,65 Meter Durchmesser und folgende Inschrift: Ave Maria gratia plena dominus tecum. Petrus Speck me fecit. Moguntiae 1659 (Luthmer, die Bau- und Kunstdenkmäler des Rheingaues S. 113); ferner: die kleinere Glocke in Goddelau, Kreis Groß-Gerau, mit folgender Inschrift am Halse: Nach Gottladt geher ich — Peter Speck zu Mentz gos mich Anno 1662 usw. (Arch. f. hess. Gesch. Bd. XV S. 484).

17. Der Orgelmacher Johann Peter Geißel (S. 102)

Durch Vertrag vom 9. August 1682 verpflichtet er sich, zum Preise von 385 fl. für die Emmeranskirche eine neue Orgel zu liefern;[61]) er muß dieselbe gleich dem Werk in der Franziskanerkirche mit allen registris und proportionibus ausstatten, abgesehen von dem Positiv-Werk, welches in dasselbe eingefügt ist. In die genannte Summe ist die Schreinerarbeit und die Lieferung von Zinn und Blei nicht einbegriffen. Die Orgel in der Franziskanerkirche diente wohl deshalb für die in der Emmeranskirche als Vorbild, weil sie auch von Geißel angefertigt worden war.

18. Der Orgelmacher Johann Oninius (Onimus)

In der Sitzung vom 29. Januar 1733 liegt[62]) dem Mainzer Stadtrat ein Schreiben des Kurfürsten vor, in dem er dem Orgelmacher Johann Oninius auf seine Bitten die Personalfreiheit in der Weise verleiht, wie sie seither die in Mainz wohnenden Orgelmacher genossen. Schon vor dieser Zeit ist Meister Oninius in Mainz nachweisbar; denn im Jahre 1731 repariert[63]) er für 220 fl. die Orgel der Quintinskirche. Ein Onimus — auch Forschner kennt nur diese Namensform — baute 1780/81 für 3979 fl. 28 Kr. die neue Orgel der Ignazkirche und starb am 5. Juni 1781 (Neeb in der Festschrift Der heilige Ignatius S. 51); es ist wohl der vorgenannte Meister selbst oder dessen Sohn.

19. Die Gold- und Silberschmiede Johann Franckh, Jakob von der Werff und Gerdens

In der Sitzung des Stadtrates vom 23. Juni 1701[64]) teilte der Vizedominus eine Beschwerdeschrift mit, welche die Mainzer Gold- und Silberschmiede dem Kurfürsten eingereicht hatten und die von diesem dem Vizedomamt zur Untersuchung überwiesen wurde. Darin beklagten sich die Genannten darüber:

1. daß sich vor einigen Jahren einzelne katholische und lutherische Gold- und Silberschmiede, nämlich Johann Franckh, Jakob von der Werff und Gerdens, ohne ein Meisterstück gemacht zu haben, in Mainz niedergelassen hätten. Die beiden letzteren seien außerdem nicht in die Bürgerschaft aufgenommen. Gleichwohl hätten die drei offene Werkstätten, hängten Schilder aus und hielten Gesellen.

2. Daß verschiedene Krämer neben ihrem Gewerb mit großen und kleinen Silberwaren handelten und dadurch die Goldschmiede in ihrem Verdienste schädigten.

Der erste Beklagte Johann Franckh — so stellte der Rat fest — war katholisch, mit der Schwester des Dr. Engelhardt in Mainz verheiratet und bereits am 18. Dezember 1699 als Bürger aufgenommen und vereidigt worden; derselbe hatte außerdem an Stelle des alten abgeschafften Meisterstückes eine zierliche Monstranz verfertigt. Der zweite Beklagte, der lutherische Jakob von der Werff, war, da der Kurfürst am 30. Juli 1698 hierzu schriftlichen Befehl gab, zum Beisassen angenommen worden. Der dritte Beklagte, Gerdens, lutherischer Konfession, war, wie er vorgab, von der Gemahlin Seiner Exzellenz des Kaiserlichen Geheimen Rates Freiherrn von Schönborn nach Mainz beschieden worden, um einzelne Kleinodien zu reparieren und anzufertigen. Nach dieser Arbeit beabsichtigte er sich wieder nach Frankfurt zu begeben. Unter diesen Verhältnissen ließ der Rat die angestrengte Klage beruhen.

Was die zweite Beschwerde betraf, so entschied der Rat: Die kleinen Schwäbisch-Gemünder und andere derartige geringe Silberwaren, welche sowohl die Goldschmiede als auch die Krämer zum Wiederverkauf erhandelten, dürften, wenn dieselben probmäßig seien, beide, Goldschmiede wie Krämer, führen, doch sollten letztere dann dem Stadtrat Anzeige machen, damit derselbe diese Silberwaren visitieren und proben lasse. Große und ganze Silberwaren dürften sich die Gold- und Silberschmiede, deren Zahl jetzt neun betrage, allein zulegen. Dieser Entscheidung entsprechend sollten die Krämer Silberwaren letztgenannter Art in der Zeit von diesem Erlaß bis zur nächsten Herbstmesse verkaufen, die Gold- und Silberschmiede aber ihre Läden mit solchen ausstatten, damit nicht Klagen in der Stadt entständen und diese Anordnung durch sich selbst hinfällig werde.

Von sonstigen Mainzer Goldschmieden und Goldarbeitern können genannt werden:

1. Johann Leonhard Hahn (Protoc. judic. Elect. 1641—1659 zum 9. Mai 1647 Fol. 49a). 2. Balthasar Bohl (Bohlen?), 1646 in Mainz, später in Würzburg wohnhaft (Prot. judic. Elect. 1641—1659 zum 2. Nov. 1649 Fol. 79a). 3. Jakob Heuser (Stadtaufnahme von 1657 Fol. 49a). 4. Hans Beck (ebenda Fol. 50b). 5. Thomas Häußer (Stadtaufnahme von 1687 Fol. 87b Nr. 1104). 6. Jost Philipp Frieß (ebenda Fol. 39a Nr. 491). 7. Johann Lend 1708 (Bericht des Mainz. Altertumsver. 1904 S. 18).

20. Die Stukkateure Jean Antoni und Johann Bapiſta Materno.

Am 30. Juni 1677[65]) klagte vor dem Stadtrate der welſche Maurer und Stukkateurmeiſter bei Hof Jean Antoni aus Narol gegen zwei Genannte, die ihn in ſeiner Wohnung nächtlicherweiſe überfallen und ſchwer verletzt hatten. In der Sitzung, die der Stadtrat am 22. September 1678 abhielt, wurde[66]) der Italiener Johann Bapiſta Materno, Stukkaturarbeiter bei Hof, gegen drei „junge Vilzbächer" vorſtellig, die ihn bei der Rückkehr von der Kiedricher Wallfahrt „ohne Urſache und wegen eines frawen Menſchen" geprügelt hatten.

Daß übrigens in den ſiebziger Jahren an dem kurfürſtlichen Schloſſe in Mainz gearbeitet wurde, bezeugt u. a. eine Notiz, die ganz gelegentlich begegnet.[67]) In einem Konzepte nämlich, das einzelne Maßregeln verzeichnet, deren Ausführung die kurfürſtliche Regierung um den 27. Juni 1674 veranlaßte, findet ſich folgender Vermerk: „N. B. zu gedenckhen, daß der neuwe baw im ſchloß gefertigt und die corpora näher zuſammengebracht, bevorab auch auff der renth der bau geführt werden möge, wie ſolches vormahl in vorſchlag geweßen". Vermutlich handelt es ſich hier um Räumlichkeiten, welche für die kurfürſtliche Behörden (corpora) geſchaffen wurden und über deren Baukoſten die Rente Rechnung führte.

III. Die Pflichten des Quintinstürmers; die Stadtuhr auf dem Liebfrauenturm

Wenige Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem die Quintinskirche ihren Türmer für immer verloren hat. Es gehörte dieſe Feuerwacht, die jetzt nur noch auf dem Stephansturme ſtattfindet, zu jenen kurfürſtlichen Maßnahmen, die den Kurſtaat überdauerten. Da es aber in dem kurfürſtlichen Mainz bereits während dreier Jahrhunderte Quintinstürmer gab, ſo läßt ſich auch dieſe Einrichtung geſchichtlich verfolgen.

In jener denkwürdigen Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1462, da das Kriegsvolk des Erzbiſchofes Adolf von dem Gautor her in die Stadt Mainz eindrang, da erſchallte die Sturmglocke[68]) auf dem Quintinsturm. Ihre eherne Stimme, die nur bei großer Gefahr gehört wurde, verſtanden die Bürger, ſie eilten in den Harniſchen auf ihre Plätze an den Stadtmauern, andere ſtürmten nach den Zunfthäuſern, um ſich mit den Genoſſen zu einer Kampfesabteilung zuſammenzuſchließen. Es war wohl ein Bürger, der bei dieſer Gelegenheit die Sturmglocke im Auftrage der Stadtbehörde läutete. Erſt 1489 wurde dieſe durch den Kurfürſten Berthold der Obhut eines beſtimmten Beamten anvertraut. Er ließ nämlich für den Stadtwächter eine Wohnung auf dem Quintinsturme herſtellen,[69]) damit dieſer Feuerbrände und die Stunden durch Glockenſchlag kundgebe. Wie die Dienſtvorſchrift des Quintinstürmers damals und ſpäter lautete, iſt zur Zeit nicht feſtzuſtellen. Aber aus dem Jahre 1690 hat ſich eine Dienſtanweiſung des Quintinstürmers erhalten. Die Vizedominatsakten[70]) berichten darüber folgendes:

Nach dem Tode des Johann Konrad Spatz,[71]) der ſeither Türmer auf dem Quintinsturme war, nahm der Vizedominus den Stadtmuſikus Johann Balthaſar Faſter, gebürtig in Fulda und ſeither Türmer zu Biſchofsheim an der Tauber, als Quintinstürmer an. Faſter wurde auf folgende ihm ſchriftlich mitgeteilte Punkte von dem Vizedominus vereidigt.

1. Er mußte jederzeit bei Tag und Nacht auf dem Quintinsturme bereit und wachſam ſein. Für ſeine Abweſenheit hatte er zuverläſſige Leute zu beſtellen, die auf dem Turm ohne Unterſchied der Zeit fleißig Ausſchau hielten und auf allenfallſiges Feuer in der Stadt ſowie in deren Burgbann achteten.

2. Wenn in der Stadt Mainz ein Feuer entſtand, ſo hatte er auf der Uhrglocke Alarm zu ſchlagen und bei Tag die Feuerfahne, bei Nacht aber eine Laterne nach der Seite des Turmes herauszuhängen, in der das Feuer beobachtet wurde; auf dieſe Weiſe ſollte jedermann ſchneller zum Löſchen laufen können.

3. Er war verpflichtet, bei Tag und Nacht die Stunde durch Schlagen der Glocke fleißig anzuzeigen, jedoch nicht früher, als bis die Hauptuhr auf dem Liebfrauenturm ausgeſchlagen hatte.

4. Er war verpflichtet, täglich, im Sommer morgens um 4 und abends um 9 Uhr, im Winter morgens um 5 und abends um 8 Uhr, ſodann des Mittags ſtets um 11 Uhr einige Geſetze aus Pſalmen und Liedern, die den chriſtkatholiſchen Feſttagen und Jahreszeiten entſprachen, mit Zinken und Poſaunen zu blaſen.

5. Zu dieſem Zweck hatte er allezeit einen oder zwei Geſellen auf ſeine Koſten zu halten, die im Blaſen von Zinken und Poſaunen erfahren waren.

6. Zu ſeinem beſſeren Auskommen war es ihm vor anderen Stadtmuſicis erlaubt, in den Kirchen und bei weltlichen Feſtivitäten und Hochzeiten, jedoch ohne Verabſäumung des Turmdienſtes, zu muſizieren und zu blaſen.[72])

7. Der Türmer und ſeine Geſellen auf dem Turm durften an der Kirche und deren Gewölben nichts zerſtören oder abbrechen, ebenſowenig durch Waſchen, Holzhauen und andere auf dem Turm unzuläſſige Arbeiten Schaden anrichten.

8. Zur Sicherheit der Kirche durfte er verdächtigen fremden Leuten den Zutritt zum Turm nicht geſtatten; alles unordentliche Gelauf auf dem Turm hatte er zu verhüten.

9. Damit der Türmer ſeine Obliegenheiten um ſo beſſer erfüllte, ſollte er und ſein Geſinde, das zur Mitaufſicht beſtellt war, ſich der Nüchternheit befleißigen, bei Zuwiderhandlung aber ſcharfer Strafe und ſogar der Kaſſierung gewärtig ſein.

Damit der Türmer alle ſeine Obliegenheiten treu und gewiſſenhaft erfüllte, erhielt er dieſelbe jährliche Beſtallung wie ſeine Vorgänger, nämlich 100 fl. an Geld, 8 Malter Korn, 3 Ohm Wein, 11 Karn Holz, Öl für Uhr und Glocke aber nach Bedürfnis.

Dieſe Dienſtvorſchrift wurde wohl deshalb 1690 ausgearbeitet, weil man zum erſtenmal ſeit den letzten Bauveränderungen am Quintinsturme einen Türmer annahm. Dieſe beſtanden nicht lediglich in einer neuen Herrichtung der Türmerwohnung, ſondern auch in einem anderartigen Turmabſchluß.

In den Jahren 1679—1680 wurde dieſer Umbau vollendet; denn die alte Wetterfahne[73]) auf der Turmſpitze trug die Jahreszahl 1679; ferner erhielt 1680 „ein Mann,[74]) ſo uff dem Gewölb der Kirch den vom Thurmbau überbliebenen Kummer (Schmutz und Bauſchutt), ſo das Leuthen verhindert, weggeräumt, 32 kr." Zu dieſer Nachricht gehört eine andere.[75]) Es bat nämlich der Quintinstürmer im Mai 1680 den Mainzer Stadtrat, ihm 6 fl. Hauszins zu erſtatten, die er „zeit bauwung deß thurns" von ſeinem Geld verausgabt hatte. Am 22. Mai 1680 wurde vom Stadtrate dieſer Bitte ſtattgegeben. Es mag

sein, daß der bauliche Zustand des Turmes diese Arbeiten bedingte; vielleicht hatten sie aber auch noch einen anderen Grund. Am 6. April 1672 war dem Quintinstürmer von dem Stadtrate nachgenannte Weisung geworden:[76]) da er bei Tag und Nacht eine Feuersbrunst oberhalb des Domes nicht gut sehen könne, so solle er in Zukunft, wenn oberhalb des Domes Feuer entstände, nicht früher die Sturmglocke schlagen, als bis der Stephanstürmer damit begonnen habe oder ein Bürger und Feuerläufer käme und solches begehre; in letzterem Falle aber solle er notieren, wer ihn dazu aufgefordert habe. Von diesem Befehle, so einleuchtend er erscheint, ist in der mitgeteilten Dienstvorschrift vom Jahre 1690 nicht mehr die Rede; es ist deshalb die Annahme berechtigt, daß jener Übelstand, der die Vorschrift 1672 veranlaßte, seitdem gehoben worden war. Dies aber könnte sehr wohl dadurch geschehen sein, daß man die heutige Laterne anbrachte, nach der sich bis in die letzte Zeit der Türmer begab, wenn er Feuer beobachtet hatte. Es wäre dann die Turmveränderung von 1680 nicht lediglich durch bauliche Verhältnisse, sondern auch durch technische Verbesserungen bedingt gewesen.

So umfassend und deutlich die Türmervorschrift von 1690 auch war, so verhütete sie dennoch nicht weitere Unregelmäßigkeiten. Am 20. Dezember 1694 beschloß[77]) der Rat, die Türmer auf dem Quintins- und Stephansturm deshalb ernstlich zu tadeln, weil sie die Uhren sehr unrichtig und zuweilen in der Nacht gar nicht schlügen. Unter Androhung der Entlassung befahl er ihnen, ihren Dienst in Zukunft fleißiger als seither zu versehen. Der Quintinstürmer suchte sich damit zu entschuldigen, daß ihm weder Holz noch Geld noch Licht gereicht werde; in deren Ermangelung könne er seinen Dienst nicht gehörig versehen. Ob der Rat diese Erklärung gelten ließ, wissen wir nicht.

Wie Artikel 3 der Türmerordnung besagte,[78]) hatte sich der Quintinstürmer bei dem Stundenschlag nach der Stadtuhr auf dem Liebfrauenturm zu richten. Wenige Jahre nach dieser Dienstvorschrift ließ diese Uhr zu wünschen übrig. Am 20. Dezember 1694 erschien[79]) vor dem Rate auf Ladung der Uhrmacher Johann Demler, der das Uhrwerk und das Glockenspiel auf dem Liebfrauenturme zu besorgen hatte. Es wurde ihm vorgehalten, daß die genannte Uhr, nach der sich andere Schlaguhren der Stadt richten müßten, seit einiger Zeit unrichtig gehe; man wolle die Ursache erfahren, damit man den Mangel abstellen könne. Demler erklärte, das Uhrwerk auf Liebfrauen sei fast 100 Jahre alt und sehr abgelaufen, darum sei eine Reparatur oder wohl eine ganz neue Uhr nötig. Darauf wurde Demler anbefohlen, eine „Designation" darüber zu machen, was die Wiederherstellung der alten und die Anfertigung einer neuen Uhr koste. Auf ernstliches Zusprechen des Vizedominus verpflichtete sich Demler bei dieser Gelegenheit, sich nach einem fähigen Jungen umzusehen, diesen anzunehmen und mit dem Glockenwerk und Glockenspiel vertraut zu machen. Am 7. Mai 1696[80]) hatte Demler einen solchen Gehülfen noch nicht angenommen. In dem Stadtrat wurde nämlich an diesem Tage darauf hingewiesen, daß man sich schon verschiedene Jahre nach einem Jungen umsehe, damit dieser mit dem großen Uhrwerk und dem Glockenspiel bekannt gemacht werde; dieser solle dann, wenn der jetzige alte Uhrmacher Hans Demler mit dem Tode abgehe, dessen Amt versehen. Nun sei, wie man höre, der Sohn des verstorbenen Bürgers und Tünchers Melchior Grohe, der Schlossergeselle Stephan Grohe, der im Waisenhaus erzogen wurde, bereit, die Uhrmacherei zu erlernen. Da dieser als gelernter Schlosser hierzu befähigt war, so beschloß der Rat einstimmig, ihn bei einem erfahrenen Uhrmacher in Frankfurt in die Lehre zu geben. Das Lehrgeld sollte der Lehrmeister aus den städtischen Mitteln erhalten, dem Grohe aber die nötige Kleidung aus den Mitteln des Waisenhauses anstelle einer Aussteuer beschafft werden. Grohe sollte sich aber verpflichten oder eine Kaution dafür leisten, daß er sich nach Erlernung der Uhrmacherei in Mainz und nicht irgendwo anders niederlasse. Der Stadtrat Rommerskirchen wurde als Provisor des Waisenhauses beauftragt, die nötigen Maßnahmen zu treffen. Dem Anscheine nach erlernte Grohe tatsächlich die Uhrmacherei; denn am 14. April 1698 befahl[81]) der Rat dem Uhrmacher Hans Demler, dem auf herrschaftliche Kosten ein erfahrener Schlossergeselle beigegeben worden war, allen Ernstes ohne längeren Aufschub die gemeine Stadtuhr auf dem Liebfrauenturm zu reparieren. Den genannten Gehülfen solle Demler gegen eine Erkenntlichkeit auch über das Glockenspiel belehren. Dem Befehle kam Demler insoweit sicher nach, als er die Stadtuhr wiederherstellte. Am 22. November 1700 verlangte[82]) er den Rest seines Lohnes, den er für die Reparatur der Stadtuhr auf Liebfrau noch zu beanspruchen hatte. Ob Stephan Grohe nach Demler Stadtuhrmacher wurde, konnte nicht festgestellt werden. 1716 bekleidete Johann Adam Schmitt diese Stelle;[83]) ob dieselbe einen bestimmten Gehalt abwarf, ist nicht zu ersehen, jedenfalls genoß aber ihr jeweiliger Inhaber Personalfreiheit. So bat[84]) Demler am 22. März 1696 den Rat, er möge ihn, weil er die große Stadt- und Schloßuhr beobachte und das Glockenspiel stelle, in der Personalfreiheit schützen und die bei ihm Einquartierten, bestehend in Mann, Weib und Kindern, anderwärts unterbringen. Seiner Bitte willfahrte der Rat.

IV. Das Ballhaus auf dem Ballplatze

Die Bezeichnung „Ballplatz" hat manchem Mainzer die Kenntnis vermittelt, daß sich hier ehemals ein Ballhaus befand. Und doch war dessen Bestand unvergleichlich kurz in dem Verhältnis zu der Zeit, die seit dem Verschwinden dieses Gebäudes verflossen ist. Am 11. Januar 1673 äußert[85]) der Domdechant gegenüber dem Domkapitel die Absicht, aus den Mitteln des Katharinenhospitals ein Ballhaus zu erbauen; er hofft, daß das hierfür aufzuwendende Kapital dem genannten Hospital reichliche Interessen abwerfe. Als Baustelle schlägt er einen Platz neben dem Dalberger Hof vor, auf dem vormals infolge der Stiftung des Dompropstes Hugo de Tolleio das Haus zum Hangen gestanden habe. Dieses sei von einem Vikar des Domstiftes bewohnt worden, unter den jetzigen Verhältnissen aber stehe nicht zu erwarten, daß es so bald wieder auferbaut werde. Das Domkapitel willigte in den Vorschlag des Domdechanten ein, behielt sich aber das Eigentumsrecht an dem Platze vor. Zu diesem wurde noch ein Gebiet des Liebfrauenstiftes zugezogen. Das Ballhaus hatte auch einen Garten, der nach dem Tiermarkt zu ging und von dem Anselm Kasimir Till-

metz 1676 einen Teil kaufte.[86]) Das Ballhaus selbst wurde verpachtet, doch scheinen von vornherein die Erträgnisse nicht den Erwartungen des Pächters entsprochen zu haben; denn bereits im Januar 1676 beschwerte[87]) sich der Ballenmeister, daß der jährliche Zins für das Ballhaus, 100 Reichstaler, zu hoch sei. Im Jahre 1685 wollte[88]) der Ballenmeister nur noch 50 fl. als jährlichen Zins bezahlen. Das Domkapitel setzte diesen aber auf 60 fl. fest. Bereits im Jahre 1705, also nach kaum dreißigjährigem Bestand, ging man mit dem Plane um, das Ballhaus zu verkaufen. Damals fragte[89]) dessen Nachbar, der Vizedom Freiherr von Dalberg, bei dem Domdechanten an, wie hoch das dem Katharinenhospital gehörige Ballhaus veranschlagt werde. Der Domdechant erklärte gegenüber dem Kapitel, er habe 8000 fl. verlangt und Dalberg 6000 fl. geboten. Wenn das Kapitel das Haus verkaufen wolle, so werde er, der Domdechant, — er war nämlich zugleich Provisor des Katharinenhospitals — den Preis so hoch wie möglich zu treiben suchen. Das Kapitel erklärte sich hiermit einverstanden. So wird denn 1705 das Ballhaus eingegangen sein.

In höherem Maße als die äußere Geschichte des Ballhauses interessiert es zu erfahren, welches Ballspiel in ihm betrieben wurde. Hierüber gibt die Sitzung[90]) des Mainzer Stadtrates vom 18. Mai 1699 den erwünschten Aufschluß. In ihr beschwerte sich nämlich der Ballenmeister Anton Schröder über den Kaffeekrämer; dieser tue ihm durch die Unterhaltung eines Billards (pilliards) in seinem Erwerbe Eintrag. Er bitte deshalb, an diesen ein Verbot zu erlassen. Der Rat erklärte, Billard „seie kein gebanntes Spiel für das Ballenhaus allein“. Wie zu Frankfurt in dem Kaffeehaus das Billard gestattet sei und „exerziert“ werde, so könne und wolle er, der Rat, dem Mainzer Kaffeekrämer nicht untersagen, zum Billardspiele Gelegenheit zu geben. Aus dieser Entscheidung geht wenigstens soviel hervor, daß das Ballhaus ein Billard besaß und dessen Pächter ein Monopol für dieses Spiel beanspruchte. Welche andere Spiele[91]) in dem Ballhaus betrieben wurden, war nicht zu ermitteln.

Anmerkungen

1. Schrohe, Emund Rokoch I S. 28 ff.
2. Fr. Werner, der Mainzer Dom II S. 384, 413, 448, 466, 495. Über die Huldigung der Mainzer Bürgerschaft im Jahre 1764 vgl. Weech, Römische Prälaten am Rhein S. 55.
3. Werner a. a. O. S. 384.
4. V. D. A. Bd. 1670—1674 Fol. 63a und b.
5. Ebenda Fol. 188a.
5a. Ebenda Fol. 188b.
6. Ebenda Fol. 189b—193a. Über diesen Huldigungsakt berichten auch die Mainzer Domkapitelprotokolle (M. D. P.) Band 1673—1677 Fol. 41.
7. Nach den M. D. P. las der Kapitelsekretär zuerst den Heischbrief vor und dann erst sprach der Kanzler Bertram.
8. So fassen die M. D. P. die Handlungsweise des Gewaltsboten nicht auf; sie berichten lediglich von dessen Glückwünschen und der Bitte um Bestätigung der Privilegien. Der Kurfürst habe sich hierzu durch den Kanzler bereit erklärt und durch diesen sofort die schriftliche Bestätigung der Privilegien aushändigen lassen.
8a. Die folgenden drei Artikel mußte ebenso wie hier die Stadt Mainz jedes Amt des Erzstiftes beschwören, wenn es dem neuerwählten Erzbischofe huldigte. Dieser gab in seiner Wahlkapitulation dem Domkapitel dahinlautende Versprechen. Hensler, Verfassung von Kurmainz um 1600 S. 18 f.
9. V. D. A. Bd. 1675—1682 Fol. 20a.
10. Ebenda Fol. 23b. Gudenus IV 801.
11. M. D. P. Bd. 1673—1677 Fol. 325a. Über diese Huldigung haben die V. D. A. Bd. 1675—1682 Fol. 22a und 23b keinen eingehenden Bericht.
12. V. D. A. Bd. 1675—1682 Fol. 22a.
13. Ebenda Fol. 162b. Dort, wo die V. D. A. über die Wahl Damian Hartards berichten (Bd. 1675—1682 Fol. 23b), lautet ein Nachtrag des Ratsschreibers Hell: Den 7. Dezember 1678, abends zwischen 6 und 7 Uhr, starb Erzbischof Damian Hartard eines urplötzlichen Todes in der St. Martinsburg.
14. Ebenda Fol. 168a.
15. M. D. P. Bd. 1678—1684 Fol. 124b. Auch über diese Huldigung haben die V. D. A. Bd. 1675—1682 Fol. 176b bis 177a keinen besonderen Eintrag.
16. V. D. A. Bd. 1675—1682 Fol. 194a.
17. Ebenda Fol. 196b.
18. Ebenda Bd. 1695—1700 S. 45.
19. Ebenda S. 49.
20. Ebenda S. 53.
21. Ebenda S. 50—51.
22. Ebenda S. 52 f.
23. Ebenda S. 97—99. Dasselbe meldete der Kurfürst am 12. Juli in besonderem Briefe dem Domkapitel (M. D. P. Bd. 1693—1708 Fol. 339) und forderte es auf, Mitglieder zu diesem Akte zu beordern und den Geheischbrief anfertigen zu lassen.
24. Über diese Huldigung berichten die Domkapitelprotokolle Bd. 1693—1708 Fol. 341.
25. Nach den M. D. P. a. a. O. las Dr. Steinebach das Formular der Pflichten vor und dann erst gratulierte der Gewaltsbote im Namen der Bürgerschaft und bat um Bestätigung der Privilegien. Die V. D. A. berichten den Vorgang umgekehrt und wohl richtig; denn auch sonst wurde der Eid erst nach Erneuerung der Privilegien vorgelesen, vgl. S. 118 und 119.
26. Am Schlusse der Angaben über die Huldigung (V. D. A. 1695—1700 S. 99) heißt es: Wegen der konfirmierten Stadtprivilegien hat man pro iuribus cancellariae 9 Kammergulden, in Courrent $11^1/_4$ bezahlt.
27 V. D. A. Bd. 1713—1730, Fol. 229—239. Fol. 231a bis 233b befindet sich ein lateinisches Klagegedicht auf den Hingang Lothar Friedrichs, bestehend aus 73 Distichen.
27a. V. D. A. Bd. 1713—1730 Fol. 234a.
28. Werner, Der Dom zu Mainz III S. 82; Hennes, Die Erzbischöfe von Mainz, 3. Aufl. S. 310; Hennes, Zeitschr. des Mainz. Altertumsver. II Bd. S. 357 ff. Lünig, R. A. Part. Spec. Cont. I Forts. III 49; Dumont, C. D. VII P. II 207.
29. M. D. P. Bd. 1685—1692 Fol. 352b.
30. Ebenda Bd. 1673—1677 Fol. 566b.
31. Ebenda Bd. 1678—1684, Sitzung v. 6. April 1680, Fol. 208a. Fr. Schneider, Aus einer fürstlichen Verlassenschaft des 17. Jahrhunderts, Mitteilungen des Vereins für Frankfurter Geschichte und Altertümer V. Bd. S. 568, gibt 4000 Reichstaler an. Diese Darstellung erhält durch die Mainzer Domkapitelprotokolle eine wesentliche Ergänzung.

32. M. D. P. Bd. 1678–1684 Fol. 128 b.
33. Ebenda Fol. 443 b. Schneider a. a. O. S. 590 teilt einen Brief des Mainzer Domkapitels vom 4. Mai 1682 mit, wonach damals das Denkmal Georg Christians bis auf die Ahnenwappen fertig war.
34. M. D. P. Bd. 1685–1692, Fol. 37 a, Sitzung v. 25. Mai 1685.
35. Ebenda Fol. 52 a.
36. Ebenda Bd. 1673–1677 Fol. 163 b.
37. V. D. A. Bd. 1660–1663 Fol. 180 a.
38. Nagler V. 324 und Seubert, Allgemeines Künstlerlexikon II. S. 111 bieten über Krambs dasselbe wie Gwinner.
39. Severus, memoria propontificum Mogunt. p. 35 f.
40. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. S. 224. Dieses Gemälde hat sich erhalten in dem Kupferstich, den Ignaz Striedbeck darnach anfertigte.
41. Die Mitteilung Mainzer Zeitschr. N. F. II. S. 95, daß Krambs 1687 noch in Mainz weilt, weiß der Verfasser zurzeit nicht zu belegen. Die Anmerkung, welche für diese Stelle bestimmt war, ging beim Druck verloren.
42. M. D. P. Bd. 1678–1684 Fol. 151 b.
43. Ebenda Bd. 1685–1692 Fol. 292 b.
44. Ebenda Fol. 343 a.
45. M. D. P. Bd. 1685–1692 Fol. 55 a, Sitzung v. 7. Sept. 1685.
46. V. D. A. Bd. 1713–1730 Fol. 197 a, Sitzung v. 5. März 1725.
47. Ebenda Fol. 220 a.
48. Mainzer Zeitschr. N. F. Bd. II. S. 104, Anm. 62.
49. In der Mainzer Zeitschr. N. F. II. Bd. S. 99 zweite Kolonne unten heißt es: Die Bildnisse Adolfs von Nassau und Diethers von Isenburg, die Helwichs Moguntia devicta 1715 beigegeben wurden, sind genaue Wiederholungen der Personischen Stiche. Diese Bemerkung ist natürlich unrichtig. Helwichs Moguntia devicta wurde 1626 zum erstenmal und 1715 zum zweitenmal herausgegeben; dazwischen, d. h. 1696, hatte Person die Kurfürsten Helwichs neu aufgelegt.
50. M. D. P. Bd. 1678–1684 Fol. 85 a.
51. Ebenda Fol. 342 a.
52. Ebenda Bd. 1685–1692 Fol. 55 a.
53. Vgl. über ihn Zeitschr. des Mainzer Altertumsvereins N. F. II S. 96 und oben S. 126 Nr. 10.
54. M. D. P. Bd. 1685–1692 Fol. 61 b.
55. Der Kalender für 1686 wurde vor Februar 1686 nicht fertig; denn unter dieser Voraussetzung erlaubte das Domkapitel am 7. November 1685 dem Mainzer Buchdrucker Küchler, den alten Kupferkalender für 1685 in Holzstich nachzudrucken (M. D. P. Bd. 1685–1692 Fol. 67 a). Am 4. November 1686 befahl das Domkapitel Küchler, den Holzstichkalender herauszugeben oder bei Strafe wenigstens nicht mehr zu drucken (ebenda Fol. 155 a.)
56. M. D. P. Bd. 1685–1692 Fol. 151 b.
57. Mainzer Zeitschr. N. F. II. Bd. S. 97 zweite Kolonne.
58. Lista der Churf. bedienten und anderen gefreyten persohnen (Mainzer Stadtbibliothek) S. 38.
59. Einzelnes Blatt (Mainzer Stadtbibliothek) Pag. 54. Außgabgeld für gestiftete Anniversarien, No. 2 Item wegen dem Vogelischen und Personischen anniversario 7 fl.
60. Mainzer Zeitschr. N. F. II. Bd. S. 104, Anm. 62.
61. Wassermann, Zur Gesch. der Orgel von St. Emmeran S. 7.
62. V. D. A. Bd. 1733–1736 S. 41.
63. Forschner, Geschichte der Pfarrei und Pfarrkirche St. Quintin S. 248.
64. V. D. A. Bd. 1701–1705 Fol. 21 b und 22.
65. Ebenda Bd. 1675–1682 Fol. 93 a und 95 a, Sitzung vom 7. Juli 1677.
66. Ebenda Fol. 155 a und Fol. 160 a, Sitzung vom 16. November 1678.
67. Würzburg Kreisarchiv Mainzer Korrid. XI. Nr. 199 (Stappel, Kaufhaus) Aktenstück Nr. 24. Über dessen Datierung vgl. Schrohe, Emund Rokoch II S. 113 oben. Das Konzept spricht dort, wo am Rande die Bemerkung über den Schloßbau steht, davon, daß einzelne Geistlichen neben dem Benefizialwein noch anderen einführen dürfen, ferner davon, daß mit dem Rentmeister wegen der Gehaltszulage der Pförtner und der Wiedereinführung von Büchsen an den Pforten zu reden sei, weiter davon daß die Offiziere die Pförtner bei Erhebung des Zolles nicht hindern, sondern unterstützen sollen, und endlich davon, daß der Vizedominus die Bäcker zur Ernennung zweier Fitzenbäcker veranlassen solle.
68. Mainzer Chroniken II. S. 53.
69. Schaab, Geschichte von Mainz II S. 161.
70. V. D. A. Bd. 1687–1694 S. 194–196, Sitzung vom 11. Juli 1690.
71. Spatz war bereits 1674 Quintinstürmer; er strengte am 23. Mai 1674 gegen Nikolaus Person eine Beleidigungsklage an, Mainzer Zeitschr. N. F. II Bd. S. 104, Anm. 63. Von späteren Quintinstürmern läßt sich Peter Müntz, der Sohn des vorherigen Quintinstürmers David Müntz, nachweisen; am 14. Juli 1735 beschließt der Rat, ihn seine Instruktion beschwören zu lassen. V. D. A. Bd. 1733–1736, S. 91 der Jahre 1734–1736.
72. Tatsächlich spielten auch der Quintinstürmer und seine Gehülfen in der Stadt. In der Ratssitzung vom 9. September 1671 (V. D. A. Bd. 1670–1674 Fol. 109 b) beschwerten sich die Musikanten auf dem Quintinsturm über zwei Gesellen, die zuerst begehrten, sie sollten ihnen mit ihren Instrumenten aufwarten, dann aber die Musikanten schlugen. Am 23. Februar 1736 lag dem Rate ein Memorial des Stadttürmers Peter Müntz vor; darin klagte er, daß der Domorganist Nauheimer von den Geldern, die aus den Kirchenmusiken eingingen, trotz gegebener Vertröstung ihm nicht wie seinem (des Müntz) Vater $1^1/_2$ Portion, sondern nur $^1/_2$ zukommen lassen wolle, als stände Peter Müntz noch in seines Vaters Brot. Der Bittsteller wünscht, daß der Rat den Domorganisten Nauheimer zur Entrichtung der $1^1/_2$ Portionen anhalte. Der Rat beschloß, in diesem Sinne den Nauheimer zu mahmen, V. D. A. Bd. 1733–1736 S. 168 der Jahre 1734–1736. In dem Mainzer Accidental- und Bestallungsbuch Nr. 4 (Kreisarchiv Würzburg) sind für den „Thürmer uff St. Quintinsthurm" 3 fl. 1 alb. vorgesehen.
73. Forschner, Geschichte der Pfarrei und Pfarrkirche St. Quintin S. 270.
74. Ebenda S. 238.
75. V. D. A. Bd. 1675–1682 Fol. 223 b.
76. Ebenda Bd. 1670–1674 Fol. 143 a.
77. Ebenda Bd. 1687–1694 S. 759. Bereits früher kam eine ähnliche Unregelmäßigkeit vor. Am 18. April 1674 beschloß der Rat, am ersten passenden Tage den Stephanstürmer wegen nachlässigen Uhrschlagens vor das Amt zu bescheiden und ihm einen strengen Verweis zu geben oder ihn sogar abzuschaffen. Ebenda Bd. 1670–1674 Fol. 244 b.

78. V. D. A. Bd. 1687—1694 S. 195.
79. Ebenda S. 759.
80. Ebenda Bd. 1695—1700 S. 204.
81. Ebenda Bd. S. 417.
82. Ebenda Bd. S. 707.
83. Ebenda Bd. 1713—1730 Fol. 68b, Sitzung vom 23. November 1716.
84. Ebenda Bd. 1695—1700 S. 196.
85. M. D. P. Bd. 1673—1677 Fol. 12b.
86. Ebenda Fol. 449a Sitzung v. 17. Juli 1676.
87. Ebenda Fol. 400a, Sitzung vom 3. Januar 1676.
88. Ebenda Bd. 1685—1692 Fol. 28b, Sitzung v. 27. März 1685. Vermöge Ratsbeschlusses vom 5. Januar 1694 sollte Veit Schneider die Säuberung vor dem Ballenhaus aus der Schatzung bezahlt werden, V. D. A. Bd. 1695—1700 S. 9, Sitzung vom 24. Januar 1695.
89. M. D. P. Bd. 1702—1708 Fol. 466b, Sitz. v. 4. Nov. 1705.
90. V. D. A. Bd. 1695—1700 S. 555.
91. Schaab, Geschichte von Mainz II S. 387 behauptet, es seien in dem Ballhaus auch Bälle abgehalten worden. Was ihn zu dieser unwahrscheinlichen Annahme bestimmte, ist nicht ersichtlich.

Nachtrag. Die Huldigungen der Mainzer, wie sie S. 117, 119, 120, 121 beschrieben wurden, erfolgten auf Grund der Geheisch- (auch Geheiß- oder Heisch-) briefe, die das Domkapitel an die Bürgerschaft richtete. Aus der Zeit 1670—1729 bewahrt die Mainzer Stadtbibliothek vier Geheischbriefe; andere befinden sich in dem Würzburger Kreisarchiv. Der älteste von den hier in Betracht kommenden wird nachstehend abgedruckt; er lautet:

Wir Marsilius Godtfridt von Ingelheim, von gottes gnaden Dechand, undt Capitul gemeiniglich des Dhombstiffts zu Meintz Entbiethen Vicedomb auch Rathsās undt allen Burgeren sambt undt sonders alhier zu Meintz unseren gunstigen und freundtlichen grues undt lassen Euch wißen, Als etwahn der hochwurdigst furst Herr, Herr Johann Philips Ertzbischoff zu Meintz undt Churfurst, Bischoff zu Wormbs undt Wurtzburg, unser gnediger lieber herr hochlobsehliger gedächtnus, dem gott gnade, zeitlichen todt verfahren undt dardurch die regirung dieses hochlöblichen Ertzstiffts Meintz in Krafft vorhin von unß ordentlich furgenohmmener Coadiutoriwahl auff den hochwurdigsten fursten undt Hern, Hern Lotharium Friderich Bischoffen zu Speier, Probsten zu Weißenburg undt Odenheimb, erwachsen ist, Da wir solchem nach hochgedagte Seine Fürstl. gn. zu Ertzbischoffen dieses Ertzstiffts Meintz undt Churfursten mit gebuhrlicher ehr undt wurdigkeit auff- undt angenohmmen haben, Darumb so schicken wir zu Euch den ehegenanten unseren gnedigen lieben hern, hern Lotharium Friderich Erwehlten zu Ertzbischoffen zu Meintz undt zugleich mit seiner Fürstl. gn. oder wehm Sie das ahn Ihrer Statt befehlen mögten, die Ehrwurdige unsere Mitpraelaten h. Frantz Georg freyhern von Schönborn dhombCustorn, h. Carl Henrich freyhern von Metternich zu Winnenburg undt Beilstein dhombScholastern undt h. Veit Christoph Fuchs von Dornheim dhombSenger in Krafft dieses unseres offenen brieffs mit unserem grosen anhangenden insiegel bekräfftiget, befehlen undt heischen Euch alle undt einen ieden insonderheit bey denen pflichten, damit Ihr unß verwandt seyet, Das Ihr auff ersuchen der ietzgenanten unser Mitpraelaten undt dhombhern dem obgedachten unserem gnedigen lieben hern, hern Lothario Friderich als erwehltem Ertzbischoffen zu Meintz Churfursten undt Euwerem rechten Hern oder wehm es Seine fürstl. gn., da Sie aus anderen ehehafften hierin verhindert, dieses ahn dero statt befehlen mögten, gelobet Schwehret und huldigung thuet, getreuw, holdt, gewärtig undt gehorsamb zu seyn, deroselben schaden zu warnen, frommen undt bestes zu werben undt sonsten alles das zu thun, was treue burgern underthanen undt hindersässen ihrem rechten Hern schuldig seyn zu thun. Doch behalten wir unß ander pflicht undt Erbhuldigung, darmit Ihr unß vorhin verwandt seyet, aus undt bevor undt uns deren gäntzlich nicht verzeihent. Darahn thuet Ihr Euweren schuldigen gehorsamb, auch unß sambt der billigkeit guten gefallen undt Wir haben des zu uhrkundt unseres Capituls gros insiegel ahn diesen brieff gehangen. So geben zu Meintz Montags den 13. Martij im Jahr Sechszehenhundert Siebentzig undt drei.

Auf der Rückseite: Gehaisbrieff Eines Hochwürdigen dhomb-Capituls zu Maintz Ahn Rath und bürgerschafft zu Maintz, Ihrer Churf. gn. herrn Lothario Friedrich etc. zu huldigen 1673.

Das Wachssiegel, das in eine Blechkapsel eingedrückt ist, stellt den h. Martinus dar und trägt die Umschrift: Scs Martinus Sce Maguntine Sedis Patronus.

Der Geheischbrief, dem Kurfürsten Damian Hartard zu huldigen, ist Montag, den 8. Juli 1675 ausgestellt. In ihm beordern der Domdechant Marsilius Gottfried von Ingelheim und das gesamte Domkapitel den Dompropst Diederich Caspar Freiherrn von Fürstenberg, den Domkustos Karl Heinrich Freiherrn von Metternich zu Winnenburg und Beilstein, den Domscholaster Veit Christoph Fuchs von Dornheim und den Domkapitular Johann Friedrich von Eltz zu ihren Vertretern bei der Huldigung.

Den Geheischbrief, dem Kurfürsten Karl Heinrich zu huldigen, ließ der Domdechant Marsilius Gottfried von Ingelheim und das Domkapitel am 5. April 1679 ausstellen. (Demnach ist der Ausdruck „mitbegriffen" (S. 120 Zeile 22) so zu verstehen: Der Domdechant war nicht unter den Vertretern des Domkapitels genannt.) Die Abgeordneten des Domkapitels waren: Der Domscholaster Johann Wilhelm Freiherr Wolff, genannt Metternich zur Cracht, der Domsänger Veit Christoph Fuchs von Dornheim sowie die Domkapitulare Johann Friedrich Edler Herr zu Eltz und Johann Jakob Waltbott von Bassenheim.

Der Geheischbrief, dem Kurfürsten Anselm Franz zu huldigen, ist vom 20. November 1679 datiert; es erließ ihn der Domdechant Johann Wilhelm Freiherr Wolff, genannt Metternich zur Cracht, und das Domkapitel. Als Vertreter des letzteren wurden darin bezeichnet: Der Domsänger Veit Christoph Fuchs von Dornheim, die Domkapitulare Anselm Franz Freiherr von Waltenburg, genannt Schencker, Anselm Franz Freiherr von Hoheneck und Kasimir Ferdinand Adolf Waltbott Freiherr von Bassenheim.

Der Wortlaut der vorgenannten vier Geheischbriefe ist, von unbedeutenden Änderungen abgesehen, derselbe. In dem von 1675 ist hinter dem Vizedominus der Gewaltsbote genannt; dasselbe ist in den beiden von 1679 der Fall; außerdem werden diese an die Bürger und E i n g e s e s s e n e n gerichtet.

Warum 1673 (S. 118) und 1675 (S. 119) das Domkapitel zum Teil in anderer Weise bei der Huldigung vertreten war, als es die Geheischbriefe angaben, konnte nicht ermittelt werden.

XII.

Neuerwerbungen des Mainzer Altertumsvereins

von L. Lindenschmit

(mit 4 Tafeln und einer Abbildung im Text)

AUS der großen Zahl der in letzter Zeit für die Sammlungen gewonnenen Altertümer ſind auf den Tafeln III bis VI einige Fundgruppen und einzelne Gegenſtände dargeſtellt, die im Hinblick auf ihren wiſſenſchaftlichen Wert oder ihre künſtleriſche Bedeutung beſonderes Intereſſe beanſpruchen können. Der begleitende Text bringt eine kurze Beſchreibung und die notwendigſten Angaben über den Fundort, die Fundumſtände, die Herkunft und das Alter der Altertümer, nur bei Tafel III ſchien eine ausführlichere Beſprechung geboten.

Tafel III. Das auf Tafel III unter 1, 1 a und 1 b abgebildete Bruchſtück einer bemalten Architekturverzierung aus Stein wurde beim Ausheben der Fundamentgruben für das neue Juſtizgebäude auf dem ehemaligen Schloßplatze in Mainz gefunden. Es rührt von einem aus grauem Sandſtein gehauenen Geſimſe her, iſt 42 cm breit, 26 cm hoch und an ſeiner ſtärkſten Stelle 56 cm dick. Die Abbildung zeigt das Fundſtück nicht in ſeiner natürlichen Lage, ſondern zugunſten einer beſſeren Beurteilung des Ornaments und der Polychromierung in ſtark nach hinten geneigter Stellung. Infolge davon verſchwindet die obere Fläche, und von dem ſogenannten Gefäll, das ohnehin zum großen Teil abgeſtoßen iſt, kommt nur noch ein kleines Stück zur Geltung. Auch die Platte über den verzierten Hohlkehlen iſt ſtark beſchädigt. Die Figur 1 b zeigt das Profil ergänzt. Das ganze ſtellte ſich als ein kräftig gegliedertes Gürtelgeſims zwiſchen einem Ober- und Unterbau dar. Das läßt ſich an ſeiner ſtarken Neigung, die eine Unterſicht verlangt, und aus dem Gefälle, das einen Oberbau vorausſetzt, erkennen.

Das untere „aufgeſpitzte" Lager zeigt eine viereckige Mulde, die wohl dazu diente, beim Verſetzen des Werkſtücks eine Erhöhung auf dem darunter liegenden Steine, etwa den vorſtehenden Kopf einer Klammer, aufzunehmen. Auf der oberen Fläche befindet ſich ein Loch und eine Rille zur Verſenkung einer Klammer. — Von den unter der Platte angebrachten Hohlkehlen iſt die eine nach oben, die andere nach unten geneigt; ſie ſind mit Blattwerk belegt und durch einen verzierten Rundſtab getrennt. Das Akanthosblattwerk zeigt in Bewegung und Formgebung einen lebhaften und dekorativen Charakter, der von der zierlichen Zeichnung des ſtrengeren Stils ſo ſtark abweicht, wie die Übertreibungen des Barock von den Formen der Hochrenaiſſance. Die Arbeit iſt freilich nur als eine handwerksmäßige zu betrachten. Die tiefen ſcharfen Auskehlungen der Blätter und die dicken, rundlich gelappten Blattränder ſind von ziemlich roher Wirkung und erinnern an die Ornamentformen an gewiſſen Neumagener Grabdenkmälern, die ebenfalls Reſte von Bemalung, und zwar in den gleichen Farben, aufweiſen. Namentlich kommen da die Inv.-Nummern 976 und 979 des Trierer Muſeums in Betracht.

Die polychrome Behandlung iſt es, die dem beſprochenen Architekturbruchſtück beſondere Bedeutung verleiht. Die Vorderſeite war zunächſt mit einer dünnen Schicht von Gips überzogen, der ſich namentlich an den vertieften Stellen des Blattwerks erhalten hat. Auf dieſer Unterlage hatte man die Farbe aufgetragen, die zwar nur an wenigen Stellen, aber doch genügend vorhanden iſt, um das Farbenbild wiederherſtellen zu können. Fig. 1 zeigt die jetzt noch erhaltenen Farbenſpuren, Fig. 1 a gibt die ehemalige Polychromierung, freilich nicht in der urſprünglichen Leuchtkraft und Stärke der Farben, wieder. Sie ſetzt ſich aus einem tiefen, warmen Grün, dem aus Mennig hergeſtellten Rot und aus rötlichem Ocker (orangegelb) zuſammen. Das grüne auf rotem Grund ſtehende Blattwerk zeigt gelbe Rippen; grün mit roten Rändern iſt auch das um den Rundſtab ſich ſchlingende Band, während die in regelmäßigen Abſtänden ſtehenden Perlen oder Knöpfe gelb gefärbt ſind.

Dieſer Farbenakkord war neben Rot, Blau und Gold bei der polychromen Dekorierung griechiſcher Tempel bevorzugt. Es ſind die weithin leuchtenden Farben, die auch an den Tempeln der Ägypter, Babylonier und Aſſyrer geglänzt haben.

Ob unſer Geſimsfragment von der Faſſade eines öffentlichen Gebäudes oder von einem Grabdenkmal herrührt, mag zweifelhaft ſein; ich möchte eher das letztere annehmen. Der Umſtand, daß beſtimmte Nachweiſe für den farbigen Anſtrich ſteinerner Zierglieder von römiſchen Palaſt- und Tempelbauten bis jetzt zu fehlen ſcheinen, kann natürlich nicht allein meine Anſicht rechtfertigen. Im allgemeinen mag wohl die Anwendung der Farbe auf der Außenarchitektur hervorragender Gebäude bei den Römern in den Hintergrund getreten ſein, weil bei der außerordentlich feinen Durchbildung, die ihre Meißelkünſtler den aus gutem Material gehauenen Verzierungen angedeihen ließen, ein Stucküberzug ſinnlos geweſen wäre. Bei Verwendung geringeren Materials aber haben ſie ſich der Behandlung des Ornaments mit Stuck und Farbe gewiß ebenſo wie die Griechen bedient, und es iſt ſicher nur mangelhafter Beobachtung zuzuſchreiben, wenn die Zeugniſſe dafür bis jetzt nicht vorliegen. Ein vollſtändiger Verzicht auf den farbigen Anſtrich architektoniſcher Verzierung müßte umſo mehr auffallen, als die Freude der römiſchen Baukünſtler an der farbigen Wirkung ſich in der Verwendung bunter Terrakotten an den Giebelfronten, wie in der Dekoration der Innenräume ſo lebhaft betätigte und die Bildhauer die Standbilder, nach dem Vorgange der Griechen, mit Farben ſchmückten, ja in der Spätzeit ſo weit gingen, die plaſtiſchen Werke aus mehrfarbigem Steinmaterial zuſammenzuſetzen.

Die allgemeine Geſtalt des beſchriebenen Bruchſtücks, ſeine geringe Größe und vielleicht auch die oben erwähnte nahe Verwandtſchaft der Verzierung mit den Ornamenten einiger Neumagener bemalter Denkſteine ſind es, die für ſeine Zugehörigkeit zu einem Grabdenkmal zu ſprechen ſcheinen. Das kurze Gefälle namentlich, über dem ſich noch ein weiteres Glied, eine Platte, befunden haben muß, das die Wand des Oberbaues in die gleiche Flucht mit der des Sockels zurückführte, läßt vermuten, daß das Geſims nur wenig über Augenhöhe ſtand. Als Gürtelgeſims kann es ſehr wohl zwiſchen dem Unterbau eines Grabmonuments,

auf dem sich die Inschrift befand, und dem Oberbau, auf dem das Bildwerk angebracht war, seine Stelle gefunden haben.

Der Fundort und die Fundumstände bieten leider keine Beweise für die Art der ursprünglichen Verwendung des Fragments, doch sollen die auf dem gleichen Gebiet gemachten Beobachtungen hier Erwähnung finden.

Das Gebiet des Schloßplatzes, im früheren Mittelalter ein Wiesen- und Ackerland, später mit Weinpflanzungen und Gartenanlagen bedeckt, wurde zu verschiedenen Zeiten künstlich erhöht. Die oberen Erdschichten geben dafür untrügliches Zeugnis. Wenn, wie dies an verschiedenen Stellen beobachtet werden kann, römische Kulturreste ganz nahe der Oberfläche liegen, so ist dies eben auf jene Auffüllungsarbeiten zurückzuführen, zu denen noch in neuerer Zeit die Erde und Schutt von anderen Teilen der Stadt herangeführt wurden. Der ursprüngliche, römische Boden liegt etwa zwei Meter unter der heutigen Oberfläche und ist vor allem durch einen Straßenkörper, der, von der ehemaligen Reichklarakirche her rheinabwärts laufend, den Schloßplatz kreuzt, charakterisiert. Seitwärts von dieser Straße ließen sich nahe dem südöstlichen Ende des Platzes die Fundamentreste von zwei römischen Gebäuden, deren eines mit Heizvorrichtung versehen war, erkennen. In einem kleinen kellerartigen Raume fand sich ein Topf mit hundert Kleinerzen des Tetricus und Claudius gothicus. Ihrer geringen Stärke nach können diese Grundmauern nur von ganz leichten, niederen Bauten herrühren. Weiterhin gegen Nordwest fanden sich zwei unberührte Brandgräber aus dem Ende des 2. Jahrhunderts und zwei Skelettgräber aus dem 4. Jahrhundert, die letzteren lagen dicht bei und zum Teil über den ersteren. Noch weiter in der gleichen Richtung wurde eine vier Meter tiefe Grube aufgedeckt, in der sich, zusammengehäuft, zwei reich verzierte Brüstungsplatten, zwei Grabinschriften aus dem 3. bis 4. Jahrhundert und sechs Deckel von Sarkophagen vorfanden.[1]) Am äußersten Ende des Baugeländes kam das Bruchstück eines großen mit Bildwerk verzierten Grabsteines einer dem Mitraskult ergebenen Familie zutag.[2]) Das farbige Gesimsfragment lag vereinzelt, etwa 1,50 Meter tief in einer Schuttschicht nahe dem römischen Straßenkörper und der südöstlichen Seite des Platzes. Wahrscheinlich stammen die in der Grube gefundenen Sargdeckel und Brüstungsplatten von Gräbern, die in der Nähe der römischen Straße standen und vielleicht bei Anlage der frühmittelalterlichen, in der gleichen Richtung laufenden Straße aus dem Wege geräumt wurden. Das Gesimsstück aber scheint längere Zeit, mit der bearbeiteten Seite nach unten, an der Oberfläche gelegen zu haben. Da sein oberes Lager stark abgetreten ist, kann man annehmen, daß es als Pflasterstein, vielleicht zur Festigung des mittelalterlichen Straßenkörpers gedient hat.

Während bemalte architektonische Zierglieder aus Stein, mögen sie nun von Gebäuden oder Denkmälern herrühren, jedenfalls zu den seltenen Erscheinungen gehören, sind bekanntlich die mit Stuck und Farbe überzogenen figuralen Darstellungen auf Grabdenkmalen häufiger beobachtet, ja man kann annehmen, daß viele dieser oft recht handwerksmäßig ausgeführten Bildwerke auf den in den Provinzen diesseits der Alpen gefundenen Grabsteinen mit einem farbigen Anstrich versehen waren. Freilich sind die Farben auch in günstigen Fällen nur noch andeutungsweise zu erkennen, was wohl hauptsächlich auf die zerstörende Wirkung unseres Klimas, namentlich die viele Jahrhunderte dauernde Arbeit der Bodenfeuchtigkeit, aber auch auf die mangelhafte Sorgfalt bei der Reinigung der aufgefundenen Denkmäler zurückzuführen ist. Diesen Angriffen konnte der Anstrich natürlich nicht widerstehen, zumal an enkaustische Behandlung wohl kaum zu denken ist, die Farben vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach auf den feuchten Stuck nach Art der Freskomalerei aufgetragen wurden.

Als ganz ungewöhnliche Erscheinung hat deshalb, im Anschluß an die Abbildung der auf dem Schloßplatz jüngst aufgefundenen bemalten Skulptur, die schon im Jahre 1834 entdeckte Grabstele des Reiters Silius von der picentinischen Ala auf Tafel III unter Nr. 2 Darstellung gefunden. Sie zeigte, als sie zutag kam, noch ihren nur wenig verblaßten Farbenschmuck, der nun infolge widriger Umstände fast verschwunden ist. Das Denkmal ist längst (im Jahre 1875) von J. Becker in „Die römischen Inschriften und Steinskulpturen des Mainzer Museums“ veröffentlicht, doch erwähnt Becker nur, daß es ehemals bemalt war. Der Umstand, daß ein, sogleich nach der Auffindung hergestelltes Aquarell die farbige Erscheinung festhält, war dem Verfasser offenbar unbekannt. Auch K. Schaab gibt in seiner 1841 erschienenen „Geschichte der Stadt Mainz“ Band I, Seite 38 nur Auskunft über den Fundort, indem er schreibt: „Im Frühjahr 1834 wurde zwischen den Orten Dienheim und Ludwigshöhe, eine halbe Stunde von Oppenheim und vier Stunden von Mainz, in einem Weinberge neben der Chaussee an der ehemaligen aus dem rechten Tor des Mainzer Kastrums nach Worms führenden Heerstraße, in einer Tiefe von 8 bis 10 Fuß ein 10 Fuß hohes Grabmonument eines picentinischen Reiters unverletzt ausgegraben. Schon waren von dem nassauischen Vereine Unterhandlungen mit dem Eigentümer des Weinbergs angeknüpft, als die Gemeinde Dienheim ihren Patriotismus mehr als die zu Kastel bewies, die Unterhandlungen auflöste und dahin wirkte, daß dieses prächtige Monument neben der Chaussee unter einer guten Verwahrung (eisernes Gitter) aufgestellt wurde.“

Damals war der Mainzer Altertumsverein noch nicht ins Leben getreten. So stand dieses Denkmal fast zwanzig Jahre lang im Freien, Wind und Wetter ausgesetzt, und es darf nur wundernehmen, daß sich noch Spuren der einstigen Bemalung erhalten hatten, als es im Jahre 1855 auf Ersuchen des Mainzer Altertumsvereins von der Gemeinde Dienheim dem Mainzer Museum geschenkweise überlassen wurde.

Unter diesen Umständen ist die Aquarellskizze, die mein Großvater, der Münzgraveur und Gemmenschneider Johann Lindenschmit, bald nach der Aufstellung des Steines bei Dienheim entwarf, von besonderem Wert. Johann Lindenschmit brachte den Altertümern seiner Vaterstadt ein lebendiges Interesse entgegen, zahlreiche römische Inschriftsteine und Skulpturen für das Werk des Pater Fuchs „Das römische Mainz“ hat er als freiwilliger Mitarbeiter gezeichnet und eine Reihe von Abbildungen alter, zum Teil jetzt verschwundener Mainzer Bauten hinterlassen. Er erkannte die Wichtigkeit dieses Nachweises für die farbige Dekoration figuraler Darstellungen, die damals noch kaum an rö-

[1]) Vergl. Mainzer Zeitschrift II Körber, die römischen Inschriften und Skulpturen, S. 29 und 30.

[2]) Ebenda, Seite 31.

miſchen Grabſteinen diesſeits der Alpen beobachtet war, und ſandte eine Farbenſkizze an einen damals als Sammler und Kenner der Altertümer bekannten hohen Staatsbeamten in Darmſtadt. Dieſe Skizze iſt jetzt in der Großherzoglichen Hofbibliothek aufbewahrt; ein zweites in meinem Beſitz befindliches Exemplar diente als Grundlage für die Darſtellung auf Tafel III. Johann Lindenſchmit ſagt in dem der Darmſtädter Farbenſkizze beiliegenden Schreiben, das Monument habe bei ſeiner Auffindung auf der behauenen Seite gelegen, und das erkläre auch wohl die gute Erhaltung der Farben. Es ſind ihm bei der Aufnahme übrigens an zwei Stellen Farbentöne entgangen, ſei es infolge mangelhafter Reinigung des Steines, ſei es, daß der Staub der Landſtraße die betreffenden Flächen dichter als die anderen bedeckte. Es zeigte ſich bei einer neuerdings angeſtellten genauen Unterſuchung des Monuments durch Herrn Heinrich Wallau, daß die Seitenwände der Niſche des oberen Bildwerks wie auch die Rückwand, wo ſie ſich unter dem Ruhebett zeigt, blau geſtrichen waren, während die Niſche des unteren Reliefs ockergelbe Färbung hatte. Die Zuſammenſtellung der in dem Aquarell von 1835 feſtgehaltenen Farben und der neuen Beobachtungen zu dem hier reproduzierten Bilde iſt dem genannten Herrn zu verdanken.

Der Denkſtein iſt im ganzen 2,45 Meter hoch bei einer Breite von 0,84 Meter. Auf der Abbildung iſt der untere, rauhe Teil weggelaſſen. Er iſt eine intereſſante Variante eines bekannten Grabmaltypus, der urſprünglich aus Nordgriechenland (Thracien) übernommen iſt und hier keiner weiteren Erörterung bedarf.

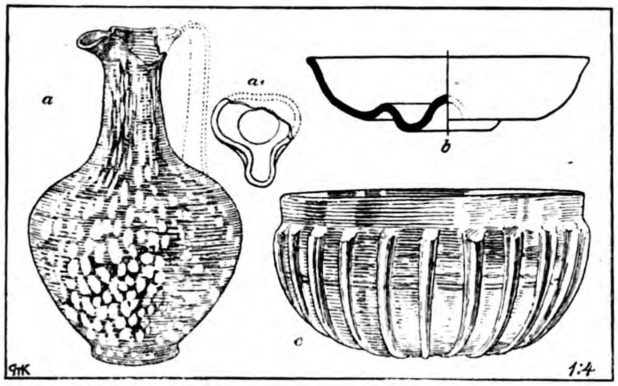
Das obere Relief ſtellt den Reiter in ſeinem häuslichen Leben dar, das untere zeigt ihn mit Roß und Waffen im Dienſt. Die ganze vordere Fläche des Steins einſchließlich des für die Inſchrift beſtimmten Teils war mit einer nur 1 bis 2 mm ſtarken Schicht von Gips oder Kalk überzogen. Die auf dieſen Grund alfresco aufgetragenen Farben waren ein ſattes Rot, Rötlichgelb, lichtes und dunkleres Ockergelb, Blau und Grün. Es ergeben ſich alſo mit Einſchluß des weißen Stucks, der an verſchiedenen Stellen zur Geltung kam, ſieben Farbentöne. Die blattförmigen Eckverzierungen ſeitlich von dem halbkreisförmigen Abſchluß der oberen Niſche ſind ockergelb auf rotem Grunde. Der obere Teil der Niſche, die Muſchel, zeigt abwechſelnd blaue und gelbe Streifen, die durch weiße Rippen getrennt ſind. Blau ſind die Wände der Niſche, die indeſſen von der Skulptur faſt ganz verdeckt werden, ſodaß die blaue Farbe im weſentlichen nur im unteren Teil wirkſam wird. Der Verſtorbene lehnt im hellgelbem Gewand auf einem Ruhebett, deſſen Geſtell, Rücklehne und Polſterkiſſen rot gefärbt ſind, während das lange Polſter dunkelgelb erſcheint. Rot iſt auch die Platte des vor dem Ruhebett ſtehenden kleinen Tiſches. Das dunkle Ockergelb der Füße beider Möbel ſoll wohl die Farbe der Bronze andeuten. Der beim Mahl aufwartende Sklave trägt ein rötlichgelbes Gewand. Rötlichgelb ſind auch die Haare beider Figuren gefärbt, während die Fleiſchtöne der Geſichter, Hände und Beine ganz verſchwunden ſind. Auch die Farbe der zierlichen Metall- oder Glasgefäße auf dem kleinen Tiſch läßt ſich nicht mehr erkennen. — Die zwiſchen den Reliefs ſtehende Grabſchrift lautet überſetzt: *„Silius, des Atto Sohn, Reiter des picentiniſchen Geſchwaders, alt 45 Jahre, im Dienſt 28 Jahre. Sein Erbe ließ* [ihm dieſen Grabſtein] *ſetzen.“* Die ſorgfältig eingehauene Schrift war durchaus rot ausgefaßt und ſtand auf weißem Grund. Die auf der Abbildung in der Farbe des Steines gehaltenen Ränder des Monuments ſind mit weißem Stuck überzogen zu denken. Das untere Relief, das Reiterbild, ſteht auf ockerfarbigem Grunde. Der Reiter trägt ein weites, grünes Gewand, das die Arme bis zu den Schultern frei läßt und, die Oberſchenkel bedeckend, mit roten Franſen beſetzt iſt. Das rote Sagum bedeckt mit ſchweren Falten die Bruſt und iſt auf der Schulter geheftet. Die Beine ſind vom Knie aus nackt; auch die Füße ſind unbekleidet. Vielleicht waren die Sandalen aufgemalt. Die Fleiſchtöne ſind noch erkennbar. Der Kopf iſt mit einem ockergelb gefärbten Helm bedeckt. Die gelbe Farbe deutet hier Bronze an. Die runzelige, Haarpartien nachahmende Oberfläche läßt auf getriebene Arbeit ſchließen. In der linken Hand hält der Reiter den kurzen Wurfſpies, während die rechte den Zügel des Pferdes faßt. Das Zaumzeug des Pferdes und die Kopfriemen ſind gelb, lederfarbig, der Bruſtriemen, Schenkelriemen und Bauchgurt aber rot getönt und mit gelben (Bronze) Zierſcheiben geſchmückt. Die Satteldecke iſt grün, die gelbe Farbe des Sattels ſelbſt zeigt das Leder an. Rote Lederriemen hängen ſeitlich als Zierrat am Sattel. An ihm iſt auch der viereckige rote Schild des Kriegers befeſtigt. Die gelbe Einfaſſung ſoll das Randbeſchläge aus Bronze andeuten. Das Pferd war als Schimmel gedacht; auch hier iſt der weiße Stucküberzug faſt völlig verſchwunden.

Das Bildwerk mag mit ſeiner ziemlich reichen Farbenſkala, mit der weißen Umrahmung, einen ungemein lebhaften, doch keineswegs unharmoniſchen Eindruck gemacht haben, und es bleibt ſehr zu bedauern, daß der Zuſtand, den das Aquarell uns überliefert hat, auch nicht annähernd erhalten bleiben konnte. Der Formenſprache der Skulptur und dem Charakter der Schrift nach gehört das Werk dem Ende des 1. Jahrhunderts an.

Das Bruchſtück eines gleichartigen bemalten Grabſteines eines „Totenmahls“ befindet ſich in den Großherzoglich Badiſchen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe (vgl. Korr.-Bl. der Weſtd. Zeitſchr. für Wiſſenſchaft und Kunſt, Jahrg. III. 111, S. 146). Es wurde bei Waldmühlbach, A. G. Mosbach in Baden gefunden. Erhalten iſt freilich wenig mehr als die ruhende Geſtalt eines Mannes, deſſen rotes Gewand ſich von einem hellgelben Hintergrunde abhebt.

Von den im Muſeum zu Mainz aufbewahrten Grabſtelen zeigen noch einige Spuren von ehemaligem farbigen Anſtrich, wie das Monument des Schiffers Bluſſus mit ſeiner Familie (vgl. Becker, Römiſche Inſchriften und Skulpturen des Mainzer Muſeums, Nr. 232) und der Grabſtein des Imaginifer Genialis, gefunden in Weiſenau bei Mainz (vgl. Körber, Mainzer Zeitſchr. II Seite 24). Auch im Paulus-Muſeum zu Worms iſt ein Soldatengrabſtein aufbewahrt, der noch Reſte von Farben aufweiſt (vgl. Weckerlin, das Paulus-Muſeum II). Aus den anderen weſtdeutſchen Muſeen ſind noch vor allem die ſchon oben erwähnten Denkmäler von Neumagen, aufbewahrt im Muſeum zu Trier, als wichtige Dokumente für die Polychromierung der Grabſteine bekannt.

Tafel IV zeigt eine Gruppe von farbigen römiſchen Glasgefäßen, die in Weiſenau beim Abbau des Steinbruches zutag kamen.



Das ſich ſtets erweiternde auf dem Hochufer des Rheins bei Weiſenau gelegene Gebiet der Heidelberg-Mannheimer Zementwerke umſchließt, wie früher berichtet, zahlreiche Spuren römiſcher Beſiedelung, Mauern von größeren Gebäuden oder Befeſtigungen, Keller von Wohnhäuſern und viele Abfallgruben. Die letzteren ſind in die über den Kalkſteinfelſen lagernde bis zu vier Meter ſtarke Lößſchichte eingetieft, bald viereckig, bald rund nach unten ſich gleich einem Trichter verjüngend.

Die Gruben, aus denen die abgebildeten Funde ſtammen, lagen auf der Südſeite des Steinbruches, in der Nähe eines geſtückten römiſchen Straßenkörpers, der in der Flucht des Stromes verlief.

Die abgebildeten, natürlich aus Bruchſtücken zuſammengefügten Glasgefäße wurden aus vier verſchiedenen Gruben erhoben, die alle hauptſächlich tieriſche Reſte, Knochen von Rind und Schwein ſowie Auſternſchalen enthielten.

Aus Grube a wurden folgende auf Tafel IV dargeſtellte Gegenſtände gewonnen:

1. Flaſche aus ultramarinblauem Glas mit weißen Flecken und Streifen. Höhe 27 cm. Die zwei ſchön gebogenen Henkel ſind nicht flach, ſondern im Querſchnitt rund. Am Rand des Halſes liegt ein umgeſchlagener Kragen. Der Boden fehlt. Er war, wie es ſcheint, leicht nach Innen gewölbt, ſodaß die Flaſche auf einem ſogenannten Standreif ruhte. Bemerkenswert iſt an dem Gefäß namentlich die Dekoration, die erwähnten weißen Flecken, die nach oben hin am Hals ſtreifenartig gezogen ſind, am Bauch des Gefäßes und an der Mündung in unregelmäßiger, vieleckiger Form ſich zeigen. Dieſe Flecken ſitzen nur auf der Oberfläche des Glaſes, laſſen ſich ablöſen und hinterlaſſen auf der Stelle, wo ſie ſaßen, eine Art von Narbe mit leicht erhöhtem Rande.

Jedenfalls iſt die opake, weiße Maſſe auf den blauen Glaskörper aufgetragen, geſpritzt, als dieſer in weichem, halbflüſſigem Zuſtande war. Die Streifen am oberen Teil des Gefäßes ſind beim Formen durch das Ausziehen des Halſes aus vieleckigen und runden Flecken entſtanden. Das Ausſehen erinnert zunächſt an eine Abart der Moſaikgläſer, die ſogenannten Madreporengläſer, bei genauerer Betrachtung fällt jedoch die weſentliche Verſchiedenheit in die Augen. Die weißen Flecken ſitzen, wie ſchon bemerkt, als dünne Schuppen auf der Oberfläche, während ſie bei den Madreporengläſern einen integrierenden Teil der Glasmaſſe bilden. Es liegt nahe, die bei der beſchriebenen Flaſche angewandte Technik nur als ein Surrogat für das umſtändliche und kunſtvolle Verfahren bei Herſtellung der Moſaikgläſer aufzufaſſen.

Zwei weitere in gleicher Technik ausgeführte, auf Tafel IV nicht abgebildete Fläſchen ſtammen aus der gleichen Grube. Sie ſind von abweichender Form. Das eine Gefäß aus blauem Glas zeigt die Textabbildung unter dem Buchſtaben a. und a 1. Der abgebrochene Henkel war bandförmig, die Mündung zeigt annähernd kleeblattförmige Bildung. Der Boden iſt eingeſenkt und hat einen kräftigen Standreif. Die Höhe beträgt 18,5 cm. Die andere, dritte Flaſche zeigt die gewöhnliche zylindriſche, nach unten etwas erweiterte Form des Halſes, der Bauch aber iſt inſofern von ungewöhnlicher Bildung, als er gleich unter dem Hals ſtark vorſpringt und ſeine größte Weite erreicht. Der flache Henkel iſt mit Rippen eingefaßt. Die Farbe des Glaſes iſt nicht mehr zu beſtimmen, nur die weißen Flecken ſind erkennbar. Die Höhe iſt 21 cm.

Einige gleichartige Glasgefäße bewahrt das Kgl. Antiquarium in Berlin. Sie ſtammen aus Gräbern in Südrußland. Eine kleine Flaſche zeigt dieſelbe Farbenzuſammenſtellung wie das unter Nr. 1 abgebildete Fundſtück (vgl. amtliche Berichte aus den Kgl. Kunſtſammlungen XXIX Jahrg. Nr. 3). Zwei andere Gefäße ſind blau mit weißen und gelben Flecken und braun mit weißen, gelben und roten Spritzern. Auch in dem Muſeum zu Luxemburg befindet ſich eine blaue Flaſche mit weißen Flecken und die vor kurzem zur Verſteigerung gelangte Sammlung Vogell in Caſſel enthielt einen braunen, mit blauen, roten, gelben und weißen Spritzern verzierten Kelch.

Nr. 2 zeigt eine Schale, die in der Art der ſogenannten Madreporengläſer hergeſtellt zu ſein ſcheint. Die ſtarke Verwitterungsſchicht, die auf der Oberfläche liegt, läßt nicht mehr feſtſtellen, ob der im ganzen braun wirkende undurchſichtige Fond urſprünglich rötlich und transluzid war. Einige beſſer erhaltene Stellen ſcheinen dafür zu ſprechen. Die weißen unregelmäßigen Flecken und fadenartigen Gebilde waren opak. Den Schnitt des Profils der Schale gibt die Textabbildung unter b wieder. Der Durchmeſſer beträgt 16,3, die Höhe 4 cm.

Nr. 3 Kantharos aus ultramarinblauem Glas. Das ſeltene Gefäß iſt 8 cm hoch und oben 10,5 cm weit. Der Rand iſt verdickt, der Boden trichterförmig vertieft. Die bandförmigen Henkel zeigen in der Mitte eine Furche. Die Form ahmt die Bildung gleichzeitiger Silberbecher nach.

Nr. 4. Becher aus kobaltblauem Glas in Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels. Höhe 8,8 cm, Weite am Rande 9 cm. Der Rand iſt leicht nach außen gewölbt ohne Verdickung der Gefäßwand. Der Boden zeigt eine flache Telle.

Nr. 5. Becher aus kobaltblauem Glas von ähnlicher Form. Höhe 10 cm, Weite 9,5 cm.

Außer dieſen Gläſern enthielt die Grube noch Reſte von drei Tongefäßen. Das größte Bruchſtück ist der untere Teil eines hohen henkelloſen Krugs oder einer ſteilwandigen Urne von ſchwarzer, mattglänzender Farbe mit einpolierten Reifen über dem Fuß. Der Boden zeigt einen Standreif; auf der Bodenfläche ſind von dem Beſitzer zwei ſich kreuzende Linien eingeriſſen. Das kleinere Fragment rührt von einem bauchigen Becher her, der auf grauem, mattem Grunde glänzendſchwarze, zonenartig gruppierte Bänder aufweiſt und in der Mitte des Bauchs mit einer

Art Gitterwerk aus einpolierten Linien verziert iſt. Das Gefäß ruhte auf einem Standreif. In der Mitte des Bodens befinden ſich zwei konzentriſche Kreiſe. Eine kleine Scherbe rührt von einem gleichartigen Gefäße her.

Für die genauere Datierung des Fundes ſind dieſe Scherben von Wichtigkeit. Wenn dieſe Glasgefäße im allgemeinen für die erſte Hälfte des 1. Jahrhunderts in Anſpruch genommen werden dürfen, ſo geſtatten die keramiſchen Reſte eine Präziſierung der Zeitſtellung auf die Periode des Claudius.

Aus drei anderen Gruben, deren Inhalt von dem Finder leider nicht getrennt aufbewahrt worden iſt, ſtammen die auf Tafel IV unter Nr. 6 und 7 und auf der Vignette unter c dargeſtellten Glasgefäße.

Nr. 6. Becher aus gelbbraunem, transluzidem Glas. Höhe 7 cm, obere Weite 8,8 cm. Die nur in geringem Maße oxydierte Oberfläche läßt die Farbe vollſtändig zur Geltung gelangen. Der Rand zeigt ein einfaches Profil. Um den unteren Teil des Bechers läuft ein eingeſchliffener Reif. Der Boden iſt abgeflacht.

Nr. 7. Gerippte Schale aus ultramarinblauem Glaſe. Obere Weite 23,8 cm, Höhe 7,3 cm. Die Rippen ſind im oberen Teil dreieckig im Querſchnitt. Der Boden iſt flach; auf ſeiner Innenſeite wird er durch zwei eingeſchliffene, konzentriſche Kreiſe abgegrenzt. Die Mitte bezeichnet ein kleiner Kreis.

Die im Text unter c dargeſtellte Schale iſt aus grünlichem Glaſe gefertigt. Sie hat eine Weite von 17,5 und eine Höhe von 9 cm. Die Rippen ſind rundlich, der Boden war flach, die Mitte iſt ausgebrochen.

Auch dieſe Gefäße gehören der erſten Hälfte des 1. Jahrhunderts an. Ein dem braunen Becher analoges Fundſtück ſtammt aus dem älteren Kaſtell Hofheim, das zur Zeit des Klaudius einging.

Tafel V gibt einen, dem 5. bis 6. Jahrhundert n. Chr. angehörenden germaniſchen Grabfund wieder, der im verfloſſenen Jahre beim Bau eines Gewächshauſes auf dem Gebiete des Handelsgärtners Diel in Bretzenheim bei Mainz gemacht wurde. Das Grab war bei ſeiner Entdeckung anſcheinend noch nicht geſtört; wenn trotzdem einige wichtige Teile der Ausſtattung fehlen, ſo iſt das auf die mangelnde Aufmerkſamkeit der Finder beim Auswerfen der Erde zurückzuführen. Daß der Schild urſprünglich vorhanden war, iſt zweifellos. Der eiſerne, vielleicht in Stücke zerfallene Buckel entging den Arbeitern. So hatte auch dieſer Fund das Schickſal ſo vieler, wiſſenſchaftlich bedeutender Funde, daß er nicht durch kundige Hände erhoben werden konnte. Immermehr iſt der größte Teil des Grabinventars und vor allem der Helm (Nr. 1) geborgen. Er iſt das wichtigſte Stück der ganzen Fundgruppe in Anbetracht, daß er als der erſte ſeiner Art am Mittelrhein zutage kam. Nur neun Helme dieſer Form und Zeitſtellung ſind bis jetzt auf dem Feſtland gefunden worden, einer in Oberitalien, zwei in Frankreich, zwei in Öſterreich (Dalmatien) und drei in Deutſchland. Unſer Exemplar gehört zu den einfachſten ſeiner Art. Die bei ſeiner Herſtellung angewandte Technik iſt aber im allgemeinen die gleiche wie bei den andern bis jetzt bekannten Fundſtücken. Der Bretzenheimer Helm beſteht aus einem Geſtell, gebildet durch zwei eiſerne Spangen, die ſich auf dem Scheitel kreuzen, aus vier Stahlplatten, die die Zwiſchenräume zwiſchen den Spangen füllen, einem breiten bandförmigen Eiſenſtreifen, der die Enden der Spangen verbindet und dem Stirnreif. Alle dieſe Teile ſind unter ſich durch Niete zuſammengeheftet. Der Stirnreif des Helms iſt ſtark von Roſt angegriffen und zum Teil zerſtört, ſodaß es nicht mehr nachzuweiſen iſt, ob eine Halsbrünne an ihm befeſtigt war wie an dem Spangenhelm von Gammertingen bei Sigmaringen. Die unter Nr. 2 abgebildeten Eiſenringchen können von einer ſolchen Halsbrünne, aber auch von dem eigentlichen Panzerhemd herrühren.

Über die Herkunft dieſes Helmtypus vgl. L. Lindenſchmit, „Altertümer unſ. heidn. Vorzeit", Band V, Seite 194 ff. und R. Henning, „der Helm von Baldenheim und die verwandten Helme des frühen Mittelalters". Die allgemeine Form wie die Technik, namentlich die Zuſammenfügung des Waffenſtückes aus verſchiedenen Teilen, ſprechen dafür, daß die eigentliche Helmbildung ihren Urſprung in einem alten Zentrum der Metallkunſt und Waffenfabrikation im Orient genommen hat, wo der koniſche Spangenhelm ſeit älteſter Zeit zu Hauſe iſt. Unſer Fundſtück, das ſich, wie bemerkt, durch ſeine einfache, faſt primitive Ausführung von allen bis jetzt gefundenen, teils mit Silberblech, teils mit Vergoldung verzierten Spangenhelmen unterſcheidet, darf vielleicht als das jenen ausländiſchen Muſtern nachgebildetes Werk eines alemanniſchen oder fränkiſchen Waffenſchmiedes betrachtet werden.

Die übrigen Teile des Grabinventars ſind kurz folgende:

3. Langſchwert, Spatha, aus Eiſen, noch 73,5 cm lang. Die Angel iſt abgebrochen. Der Griff, der aus Holz, Knochen oder Horn beſtand, iſt leider vermodert.

4. Hakenlanze, Ango, aus Eiſen, Länge ungefähr 1 Meter. Von dem Holzſchaft ſind nur noch einige unter der Tülle ſteckende Faſern vorhanden.

5. Eiſenlanze mit blattförmiger Klinge, langem Hals und geſchlitzter Tülle, ganze Länge 36 cm.

6 und 7. Zwei Pfeilſpitzen aus Eiſen von gewöhnlicher Form, 10,4 und 13 cm lang.

8. Wurfbeil, Franziska, aus Eiſen, 16,8 cm lang.

9. Kleine Schnalle aus Bronze und

10. Schieber zur Verkürzung oder Verlängerung eines Lederriemens. Beide Stücke ſtammen vielleicht von dem Wehrgehänge.

11. Pferdegebiß aus Eiſen, Weite des Mundſtückes 18 cm.

12. Henkelkrug aus Bronze, 18,4 cm hoch. Der unter 12a dargeſtellte Henkel war angelötet.

13. Schüſſel aus Bronze, obere Weite 24,5 cm.

14. Bronzekeſſel mit beweglichem Henkel, oberer Durchmeſſer 22,5 cm.

Was die Bronzegefäße betrifft, ſo entſtammen ſie ſpätrömiſchen Fabriken oder germaniſchen Werkſtätten, die, auf römiſche Technik fußend, die alten Muſter lange fortleben ließen, nachdem die römiſche Herrſchaft gewichen war. Das letztere gilt beſonders für den Keſſel. Dieſe Form tritt in germaniſchen Gräbern der ſpäten Kaiſerzeit in Norddeutſchland (Hannover und Schleswig) und in Skandinavien auf, zeigt ſich aber auch in angelſächſiſchen Gräbern Englands und in den merowingiſchen Reihengräbern des Rheinlands.

In dem Bretzenheimer Grab war jedenfalls ein bedeutender Krieger beigeſetzt. Darauf deutet auch die Mitgabe des Streitroſſes, von deſſen Skelett nur der Schädel in den Beſitz des Muſeums gelangte.

Tafel VI. Das unter a abgebildete Elfenbeinrelief wurde auf dem ehemaligen Schloßplatʒ bei Anlage der Fundamentgruben für das Juſtizgebäude gefunden. Es lag in einer Tiefe von 1,30 Meter im Schutt, der keinerlei andere Artefakte barg und jedenfalls zur Erhöhung des Bodens im Laufe des Mittelalters oder der neueren Zeit von anderer Stelle hergeführt worden iſt. Die 12,5 cm lange, 4 cm hohe und 0,8 cm dicke Platte hat wahrſcheinlich mit drei oder vier weiteren Täfelchen zur Verzierung des Deckels eines Evangelienbuches gedient. Die an verſchiedenen Stellen ſichtbaren, zur Aufnahme von Stiften beſtimmten Löcher ſcheinen darauf hinzudeuten, ebenſo wie die Spuren von Abnutʒung, die ſich auf der Oberfläche geltend machen.

Das Relief zeigt zwei ſich gegenüberſtehende, geflügelte und nimbierte Engel, die einen Kranz halten, der das Lamm Gottes umgibt. Die Engel, die als Jünglinge dargeſtellt ſind, hat der Künſtler wohl in anbetender Stellung mit gebeugtem Knie gedacht, doch iſt es ſeiner Hand nicht gelungen, das zum richtigen Ausdruck zu bringen. Die beiden kräftigen, gedrungenen Geſtalten mit kurz geſchorenem Haar und etwas bäueriſchen Geſichtern ſtehen ſich eher in der Haltung zweier Ringer gegenüber. Sie ſind mit der Tunika und einem Obergewand bekleidet, deſſen Faltenwurf der Bewegung des Körpers im allgemeinen gut angepaßt iſt, wenn er auch in den Einzelheiten, namentlich durch die Häufung paralleler Linien, barbariſchen Charakter trägt.

Troʒ dieſer und anderer Mängel und troʒ der Verſtöße gegen die in der hohen Kunſt gültigen Geſetʒe für die Proportionen des menſchlichen Körpers darf das Werk keineswegs als eine rohe und handwerksmäßige Arbeit bezeichnet werden. Die Verteilung der Kompoſition in dem gegebenen Raum iſt wohl gelungen und die Bewegung der Figuren frei und lebendig.

Was das Alter des kleinen Kunſtwerks betrifft, ſo möchte ich für dasſelbe im Hinblick auf ſeine Formenſprache die ſpätkarolingiſche Zeit oder die Periode der ſächſiſchen Könige, alſo das 10. bis 11. Jahrhundert in Anſpruch nehmen.

Daß es einheimiſchen Urſprungs iſt, ſcheint mir ſicher. Durch ſeine naive Auffaſſung nicht minder als durch die angedeuteten Mängel ſteht unſer Relief den byzantiniſchen Arbeiten des 10. bis 11. Jahrhunderts, die zwar ſehr korrekt in den Körpermaßen, aber ebenſo kalt und leblos ſind, ſchroff gegenüber.

b. Der in Elfenbein geſchnittene Kruzifixus gehört zu dem Vermächtnis des Weingutsbeſitʒers Joſef Schick, geſtorben 1906 in Nackenheim bei Mainz. Die Familie Schick erbte das Kunſtwerk von dem im Jahre 1845 verſtorbenen Domdekan Werner in Mainz. Nach ſeinen Angaben ſtammt es aus dem anno 1802 aufgelöſten Viktorſtift.

Die Größe der Figur — ſie mißt von den Fußſpitʒen bis zum Scheitel 40, und bis zu den Fingerſpitʒen 48,5 cm — iſt für eine Arbeit aus dieſem Material bedeutend. Natürlich ſind die Arme an den Schultern angeſetʒt. Der Körper iſt der eines kräftigen Mannes mit gut ausgebildeten Muskeln. Der prachtvoll modellierte Torſo zeugt, wie auch die Bildung der Beine und Arme, von dem ſorgfältigen Naturſtudium des Künſtlers, der jedoch mit anatomiſchen Kenntniſſen nicht prunken will, ſondern mit feinem Geſchmack die Details der Geſamterſcheinung unterordnet.

Der edel gebildete, von lockigem Haar umgebene Kopf iſt leicht in den Nacken und nach der rechten Schulter geneigt, das Geſicht nach oben gewendet. Sein Ausdruck iſt erhaben und ſchön. Die Augenbrauen ſind noch, kaum merklich, nach der Stirne emporgezogen, der müde Blick iſt in weite Ferne nach oben gerichtet. Die Geſichtsmuskeln ſind ruhig; der kleine Mund, leicht geöffnet, ſcheint den letʒten Seufzer auszuhauchen.

Das Geſamtbild iſt voll ſchöner Ruhe, die durch die ebenmäßige Bildung der Glieder wie durch die fein empfundene Führung der Bewegungslinie des Körpers gewonnen iſt. — Das hat ein Künſtler gemacht, der noch in der Blütezeit der deutſchen Elfenbeinſchnitʒkunſt, ſpäteſtens in der mittleren Zeit des 17. Jahrhunderts ſchuf.

Eine weſentlich ſpätere Entſtehung der Arbeit ſcheint mir ausgeſchloſſen im Hinblick auf die Formengebung, die Behandlung und namentlich auf die Auffaſſung. In ihr mag die Erinnerung an bedeutende Werke der Malerei, wie der berühmte ſterbende Chriſtus van Dycks, zum Ausdruck kommen. Wahrſcheinlich haben wir in unſerem Kruzifixus die Arbeit eines niederrheiniſchen Künſtlers zu ſehen, der von der flandriſchen Kunſt beeinflußt war. Zwiſchen dem Niederrhein, Köln und Flandern beſtanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts enge Beziehungen, die ihre Einwirkung auf die verſchiedenen Zweige der Kunſt ſicher ausgeübt haben.

XIII.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz

für das Rechnungsjahr April 1907 bis April 1908.

Die durch die Wiederherstellung des kurfürstlichen Schlosses bedingten Störungen, die Räumung mehrerer Ausstellungssäle, die Verlegung der Werkstätten, die Einrichtung der neu gewonnenen Ausstellungsräume und manches andere haben leider auch in diesem Jahre die wissenschaftliche Tätigkeit der Museumsverwaltung in mannigfacher Beziehung beeinträchtigt. Auch die Arbeiten der Werkstätten erfuhren dadurch öftere, unliebsame Unterbrechungen, die namentlich in der geringen Zahl der Modelle und Nachbildungen für fremde Museen zum Ausdrucke kommen.

I. Vermehrung der eigenen Sammlungen durch Kopien und Originale

1. In den eigenen Werkstätten des Museums wurden 694 *Nachbildungen aus Gips und Metall* hergestellt, während von auswärtigen Sammlungen 71 Stück durch Kauf oder Tausch erworben wurden. *Die Gesamtzahl der im Röm.-Germ. Centralmuseum vereinigten Nachbildungen beträgt jetzt 22 157 Stück.* Für die *Auswahl dieser Nachbildungen* war in erster Linie der Gesichtspunkt maßgebend, daß vor allem empfindliche Lücken in den Gruppen und Entwicklungsreihen für die neu einzurichtenden Ausstellungssäle durch charakteristische Vertreter ausgefüllt werden sollten. Obwohl seit mehreren Jahren für eine möglichst systematische Sammlung der steinzeitlichen Altertümer Deutschlands, welche jetzt zwei neue Säle des Erdgeschosses füllen, energisch vorgearbeitet wurde, sind doch noch manche bedauerliche Lücken vorhanden. Namentlich die *paläolithische Zeit* ist noch recht schwach vertreten, wenn sie auch in diesem Jahr durch einige Nachbildungen (Funde von Metternich bei Coblenz) und Originale (s. u.) vermehrt wurde. Neu hinzu kam eine Gruppe von Abgüssen von Horn-, Knochen- und Steingeräten verschiedener Fundorte in Deutschland (Umgebung von Mainz, Hildesheim und Mecklenburg usw.), welche die erst jetzt klarer hervortretende älteste Phase des *Neolithikum* (den Maglemose-Typus Dänemarks) zur Anschauung bringt. Von jüngeren Stufen der neolithischen Zeit erhielten namentlich die der Schnur- und Zonenkeramik Ergänzung; erstere durch neuere Funde von Helmsheim (Museum Karlsruhe) [Altertümer unserer heidn. Vorz. Band V. Tafel 49] und ältere aus der Provinz Sachsen (Völkermuseum in Berlin und Sammlung in Gera), letztere durch Funde von Groß-Mehring und München (prähistorische Staatssammlung in München), aus der Umgebung von Worms (Paulusmuseum in Worms) und von Urmitz-Andernach (Museen in Bonn und Berlin). Auch auf die Funde bei der Eyrsheimer Mühle (Museum Speyer), die im allgemeinen der Zonenkeramik angehören, aber eigenartige Beziehungen mit der Tiefstichornamentik Norddeutschlands zeigen, sei kurz hingewiesen.

An diese zwei Säle des Erdgeschosses mit den paläolithischen und neolithischen Materialien Deutschlands werden sich, voraussichtlich noch im Verlaufe dieses Jahres, zwei weitere Säle anreihen, welche das *steinzeitliche Vergleichsmaterial des Auslandes,* ferner die *bronzezeitlichen Altertümer Deutschlands wie des Auslandes* enthalten.

Diese sowie die sich späterhin anschließende *Hallstatt-Abteilung* konnte in diesem Jahre nur wenig vermehrt werden, wenn auch wichtiges neolithisches Material aus Siebenbürgen und einige bronzezeitliche Grabfunde, so von Parstadel (Sammlung in Neumarkt-Oberpfalz), Baierseich (Kabinettsmuseum in Darmstadt), Sandsbach (Museum Landshut), Seddin (Völkermuseum Berlin), bzw. von Günching (Sammlung Neumarkt), Tannheim (Privatbesitz), Wahn (Sammlung des anthropologischen Vereins Cöln) u. a. nachgebildet wurden.

Weit reichere Ausgestaltung erfuhr die Abteilung der *Altertümer der römischen Zeit,* welche im Verlauf des Jahres in sieben Räumen des I. Obergeschosses Unterkunft fand, und zwar in einer Art Parallelaufstellung, indem die rein römischen Funde den germanischen aus römischer Zeit gegenübergestellt wurden. Für die Sammlung römischer Kriegsaltertümer wurden mehrere Soldatengrabsteine abgeformt (des Reiters Silius, eines signifer und imaginifer, Relief eines kämpfenden Legionärs aus dem Mainzer Kastell usw.), auch einige Originalwaffen, die in der Serienzusammenstellung noch fehlten. Bei einigen Grabsteinen wurde die ursprüngliche buntfarbige Bemalung angedeutet. Außerdem sind mehrere Modelle römischer Fahnen teils schon vollendet, teils in Bearbeitung. Für die Darstellung der Geschichte und Technik der römischen Keramik, die bis jetzt in zwei Sälen untergebracht ist, wurde sehr viel neues Material beschafft, sowohl an Kopien wie an Originalen, so daß jetzt namentlich die Geschichte der terra sigillata, der glasierten (vgl. Alt. uns. heidn. Vorz. V, Taf. 52), bemalten und gefirnißten Ware von hellenistischen Zeiten ab im ganzen Zusammenhang vorgeführt werden kann. Außerdem kam die Eigenart verschiedener Fabriken zum Ausdruck, so von Köln, Mainz und Worms, namentlich durch Originale, die meist von den betreffenden Museen geschenkt wurden. Für diese vergleichenden Studien auf keramischem Gebiete sind Originale unentbehrlich.

Für die Veranschaulichung der *germanischen Kultur während der römischen Epoche* wurde vor allem eine Anzahl Gipsabgüsse von der Markus-Säule und von Skulpturen des Trierer Museums erworben, ferner wurden einige Skulpturen des Mainzer Museums (Altertums-Verein) abgeformt (Germanin vom Kastell, Germanen unter römischen Reitern, Germanen mit Haarknoten), auch einige Modelle germanischer Waffen, wie Schilde, Äxte, Bogen, Köcher mit Pfeilen, ein germanisches Trinkhorn, ein Pflug, ein Gerät zur Feuererzeugung, eine Handspindel, usw. teils in den eigenen Werkstätten angefertigt, teils von auswärts bezogen. — Von neuen germanischen Kleinfunden dieser Zeit ist besonders das Grabinventar eines Neckarsueben des 1. Jahrhunderts n. Chr. von Feudenheim (Museum Mannheim) hervorzuheben, welches ein vollständiges Schildbeschläg (umbo, Randbeschläg, Handhabe), Lanzen, ein Trinkhornbeschläg, mehrere Bronzegeräte, Augenfibeln usw. enthält.

— Von *germaniſchen Funden der frühen Kaiſerzeit* aus Norddeutſchland ſind beſonders mehrere Tongefäße aus Mecklenburg zu nennen (vgl. Originale). — Größeres Intereſſe beanſpruchen auch die Funde der *ſpäten Kaiſer- bzw. frühen Völkerwanderungszeit* von der „gelben Bürg" bei Gunzenhauſen (Muſeum Ansbach), die charakteriſtiſche Formen von Fibeln, Haarnadeln, Kämmen uſw. aufweiſen. — Dieſe germaniſche Abteilung nimmt bis jetzt drei Räume ein, ein vierter, anſchließender Raum führt die germaniſche Kultur Süd- und Norddeutſchlands in *der La Tène-Zeit* vor. Auch dieſe Gruppe hat einige, allerdings wenig umfangreiche Bereicherungen erfahren. (Spät-La Tène-Grabfunde von Ladenburg [Muſeum Mannheim], Scharnau [Muſeum Thorn] uſw.).

Der Abteilung der *keltiſchen La Tène-Kultur* und der *Hallſtatt-Periode* wurde in dieſem Jahre nur weniges Material zugeführt, da ſie noch für einige Zeit magaziniert bleiben muß.

Dagegen haben die Altertümer der *merowingiſchen* und *karolingiſchen Zeit,* die in fünf Räumen des zweiten Obergeſchoſſes teilweiſe ſchon aufgeſtellt ſind, manche Bereicherung erfahren, namentlich durch eine Anzahl von Gipsabgüſſen aus Ravenna und von rheiniſchen Skulpturen (Denkſtein im Mainzer Dom, Obelisk von St. Goar uſw.), einige Tongefäße ſlawiſcher Zeit und Waffenſtücke der merowingiſchen Periode. Von mehreren wichtigen Steindenkmalen des Nordens wie Südens erhielten wir Papierabklatſche durch die liebenswürdige Vermittlung des Herrn Prof. Montelius in Stockholm und des Muſeums in Pola.

Für eine *kulturhiſtoriſche Abteilung,* die die Entwicklung der Fiſcherei und Jagd, des Haus-, Acker- und Bergbaues, der verſchiedenen Gewerbe uſw. vorführen ſoll, ſind beſcheidene Anfänge gemacht durch Herſtellung und Erwerbung von Modellen, ſo eines neolithiſchen Hauſes, des Totenbettes von Helmsdorf, der hausähnlichen Grabkammer von Villingen, ferner von verſchiedenen Geräteformen (Pflug, Sichel uſw.). Aus dem prähiſtoriſchen Kupferbergwerk auf der Kelchalpe bei Kitzbühel in Tirol wurden charakeriſtiſche Erz- und Schlackenproben, Klopfſteine, Unterlagsplatten uſw. von Herrn Reg.-Rat Dr. *M. Much*-Wien geſchenkt. Andere Erz- und Schlackenproben von dem prähiſtoriſchen Kupferbergwerk auf dem Mitterberg bei Salzburg, aus dem Schlackenfelde von Ramſen, in der bayeriſchen Rheinpfalz uſw. wurden von Herrn Dr. *Reinecke* geſammelt.

2. *Die Vermehrung an Originalen* war in dieſem Jahr recht beträchtlich (607 Nummern), namentlich durch Geſchenke, die uns von verſchiedenen Muſeen auf unſer Erſuchen zugewieſen wurden. Soll das Röm.-Germ. Centralmuſeum eine wirkliche Zuſammenfaſſung der älteren Kulturerſcheinungen ganz Deutſchlands darſtellen, wie beabſichtigt, ſo iſt es auf eine derartige Unterſtützung der deutſchen Muſeen unbedingt angewieſen. Indem wir zwecks Erwerbung von Originalen uns möglichſt der Vermittlung der Provinzialmuſeen bedienen, iſt jede unangebrachte Konkurrenz mit dieſen ausgeſchloſſen. Wir erhielten:

Aus Deutſchland:

1. Feuerſteinfunde von Calbe a. d. Milde (Altmark), geſchenkt von Herrn Oberlehrer Dr. *Kupka* in *Stendal* und von Herrn Superintendenten *Müller* in Calbe,

2. Feuerſteinobjekte aus Rügen, von Herrn Dr. *Reinecke*-Mainz,

3. Silexſplitter von Holzheim (Oberpfalz), vom hiſtoriſchen Verein in Neumarkt,

4. Gefäße des Lauſitzer Typus von Papitz, Kreis Kottbus, von Herrn Oberlehrer *Wenner* in Vetſchau, im Austauſch,

5. Urnen aus Steinkiſtengräbern aus Sampohl und anderen Orten in Weſtpreußen und Pommern, geſchenkt von Herrn Hauptmann *Mathes* in Graudenz,

6. mehrere Gefäße und Scherben der Spät-La Tène- und frühen Kaiſerzeit aus Mecklenburg, geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Beltz* in Schwerin,

7. einige Funde aus dem Urnenfriedhof von Bahrendorf (Regierungsbezirk Lüneburg),

8. frührömiſche Scherben aus Kirn, geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Oxé*-Crefeld,

9. eine Anzahl römiſcher Tongefäße von Hofheim, im Austauſch mit dem Muſeum in Wiesbaden,

10. eine Anzahl römiſcher Tongefäße aus den Gräbern an der Luxemburgerſtraße in Cöln, erworben vom Walraff-Richartz-Muſeum in Cöln,

11. eine Anzahl römiſcher Tongefäße aus Worms, geſchenkt vom dortigen Paulus-Muſeum,

12. ſlawiſche Gefäßſcherben uſw. aus Cammin in Pommern, von Herrn Dr. *Kück* in Aurich, im Austauſch;

aus Ägypten:

1. paläolithiſche Kieſelmanufakte von Theben in Oberägypten, geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Schweinfurth* in Berlin,

2. zwei Gefäße aus Antinoe, geſchenkt vom *Muſée Guimet*-Paris,

3. bemalte Scherben aus Elephantine, geſchenkt von Herrn Prof. Dr. *Körber* in Mainz;

aus Rußland:

Kollektion von Scherben und Steinwerkzeugen aus Dünenſtationen der Gegend von Balachna an der Wolga (Gouv. Niſchni-Nowgorod) im Austauſch vom anthropologiſch-ethnographiſchen Muſeum Pierre le Grand in St. Petersburg; aus Südrußland: eine Anzahl Grabfunde von Kertſch und Nikopol der ſpätrömiſchen und Völkerwanderungszeit, angekauft aus der Stiftung der Frau Direktor *Lang*-Mainz;

aus Italien:

eine kleine Kollektion von Tongefäßen uſw. verſchiedener Perioden, meiſt aus Etrurien, einige Scherbenproben aus Eſte und Umgebung, letztere überlaſſen von Herrn Prof. *Prosdocimi* in Eſte;

aus Öſterreich-Ungarn:

1. neolithiſche Scherben aus Nordböhmen, im Austauſch mit dem Muſeum in Teplitz;

2. aus Siebenbürgen Scherben aus der neolithiſchen Siedlung bei *Eröſd an der Aluta*, geſchenkt von Herrn Fabrikant *J. Teutſch* in Kronſtadt;

3. Scherbenproben aus den Caſtellieri bei Trieſt und von der Nekropole von S. Lucia, geſchenkt von Herrn Prof. *Marcheſetti*-Trieſt;

4. aus Iſtrien aus der Nekropole von Naſazio einige Scherben vom Muſeo Civico in Pola;

5. Bruchſtücke von römiſchen Lavezſteingefäßen von Bregenz, Geſchenk des Vorarlberger Landesmuſeums durch ſeinen Direktor Herrn v. *Schwerzenbach*-Bregenz;

aus Frankreich:

1. paläolithiſche Silexſachen aus dem Vezère-Tale;

2. Proben von terra sigillata und Scherben gewöhnlicher Tonware aus Vichy, geſchenkt vom *Muſée Guimet*-Paris.

II. Arbeiten für fremde Muſeen

1. Auch in dieſem Jahre wurden unſere Werkſtätten wieder von nicht weniger als 29 auswärtigen Muſeen in Anſpruch genommen zwecks *Reinigung und Wiederherſtellung von Funden*, die oft größere Gruppen darſtellten, ſo von
der Sammlung des Altertums-Vereins in Birkenfeld,
dem Provinzial-Muſeum in Bonn,
der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in Büdingen,
der ſtädtiſchen Sammlung in Coblenz,
der Sammlung des anthropologiſchen Vereins in Cöln,
dem Großherzoglichen Kabinettsmuſeum in Darmſtadt,
dem hiſtoriſchen Muſeum in Frankfurt a. M.,
der ſtädtiſchen Sammlung in Friedberg i. d. W.,
dem ſtädtiſchen Muſeum in Gera,
dem Muſeum der Altertums-Geſellſchaft in Graudenz,
dem ſtädtiſchen Muſeum in Haltern,
der Sammlung des archäologiſchen Inſtituts in Heidelberg,
der ſtädtiſchen Sammlung in Heiligenſtadt (Eichsfeld),
dem Saalburg-Muſeum in Homburg v. d. H.,
den Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe,
der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in Landshut,
der Sammlung des Altertums-Vereins in Mannheim,
der ſtädtiſchen Sammlung in Oberlahnſtein,
der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in Regensburg,
dem Großherzoglichen Muſeum in Schwerin,
dem Muſeum des hiſtoriſchen Vereins für die Pfalz in Speyer,
der Königlichen Staatsſammlung vaterländiſcher Altertümer in Stuttgart,
der Sammlung der Muſeums-Geſellſchaft in Teplitz,
der Sammlung des Kopernikus-Vereins in Thorn,
der Sammlung der Univerſität in Tübingen,
der Sammlung des hiſtoriſchen Vereins in Weißenburg (Bayern),
der ſtädtiſchen Sammlung in Weißenfels,
dem naſſauiſchen Landesmuſeum in Wiesbaden,
dem Paulus-Muſeum in Worms.

2. *Modelle und kolorierte Abgüſſe erhielten* acht Muſeen und verſchiedene Private:
Das ſtädtiſche Muſeum in Baden-Baden (lebensgroßes Standbild eines Franken),
die Augenklinik der Charité in Berlin (chirurgiſche Inſtrumente),
die Generalverwaltung der Muſeen in Berlin (Abgüſſe karolingiſcher Denkmäler),
das Provinzial-Muſeum in Bonn (Obelisk von St. Goar),
das Archäologiſche Inſtitut der Univerſität Leipzig (Bronzekopf),
das Muſée Guimet-Paris (terra sigillata-Gefäße),
das Saalburg-Muſeum (Modelle von römiſchen Fahnen),
die Staatsſammlung in Stuttgart (einen La Tène-Grabfund),
ſowie einige Private.

3. *Gutachten, wiſſenſchaftliche Auskünfte* der verſchiedenſten Art namentlich über neuere Funde und Literatur wurden an Muſeen und einzelne Forſcher in ſehr großem Umfange erteilt, ſo daß die wiſſenſchaftlichen Kräfte der Anſtalt auch nach dieſer Richtung ſtark in Anſpruch genommen waren.

III. Die Sammlung von Photographien und Zeichnungen

hat namentlich durch Geſchenke einige Vermehrung erfahren, ſo durch
die Dombauverwaltung in Worms,
Herrn Dir. Dr. *Frölich* in Königsfelden bei Brugg (Schweiz),
„ Photograph *Füller* in Worms,
„ Oberbautechniker *Günther* in Coblenz,
„ Rektor *Gutmann* in Mülhauſen i. E.,
„ *G. M. Kam* in Nymwegen
„ Prof. *Neeb* in Mainz,
„ Baurat *R. Opfermann* in Mainz,
„ Oberlehrer Dr. *Oxé* in Crefeld,
„ Privatier *Rehlen* in Nürnberg,
„ Prof. Dr. *Schleusner*, Mainz.

IV. Die Bibliothek

iſt in ihrem Bücherbeſtande außer durch etatmäßige Ankäufe und Austauſch auch durch einige Geſchenke vermehrt worden, ſo von der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, verſchiedenen Muſeen, von dem Ausſchußmitgliede *H. Wallau*-Mainz u. a. Ihre Benutzung von ſeiten auswärtiger Forſcher iſt in ſtändigem Steigen begriffen.

V. Führungen und Vorträge

haben mit Unterſtützung der Herren *Körber, Neeb* und *Wallau* mehrfach ſtattgefunden, beſonders für hieſige und auswärtige Schulen und Vereine. Ferner hielt Herr Direktor *Schumacher* Vorträge auf dem Verbandstag der ſüdweſtdeutſchen Altertumsvereine in Heidelberg und bei der Hauptverſammlung des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine in Mannheim (vgl. Korrbl. d. Geſ. Ver. 1908, Sp. 10 bis 19).

VI. Literariſche Tätigkeit

Von den Altertümern unſerer heidniſchen Vorzeit iſt Heft 9, von der neuen „Mainzer Zeitſchrift" Heft 2 erſchienen; Heft 10, bzw. Heft 3 ſind in Vorbereitung.

VII. Ausbildung jüngerer Arbeitskräfte

Herr Dr. *F. Sprater* von Neuſtadt a. d. H. und Herr Dr. *Sontheimer* aus Tübingen ſind als Volontäre in die Verwaltung des Muſeums eingetreten.

VIII. Reiſen

im Intereſſe des Muſeums wurden von den Beamten unternommen in den Rheinlanden, in Bayern, nach Oberitalien. Dabei bot ſich nicht ſelten Gelegenheit, den betreffenden Muſeen durch Rat und Tat zu nützen. Herr Direktor *Lindenſchmit* beſuchte die Verſammlung der deutſchen anthropologiſchen Geſellſchaft in Straßburg, Herr Direktor *Schumacher* die des Geſamtvereins deutſcher Geſchichts- und Altertumsvereine in Mannheim und des Verbandes ſüdweſtdeutſcher Altertumsvereine in Heidelberg.

IX. Zur Geſchichte der Anſtalt

Die neuen Ausſtellungsräume der I. Bauperiode im Erd- und erſten Obergeſchoß des kurfürſtlichen Schloſſes (zuſammen zehn Räume) ſind mit den vom Reich, Heſſen und der Stadt Mainz bewilligten Mitteln ziemlich vollſtändig eingerichtet und für Studienzwecke zugänglich; die weiteren fünf Räume des zweiten Obergeſchoſſes werden wohl im

Verlauf des Sommers fertig werden. — Frau Direktor *Lang*-Mainz ſtiftete der Anſtalt 500 Mk. zwecks Ankaufs von Altertümern. — Auf die Eingabe um Gewährung eines regelmäßigen Zuſchuſſes an das Muſeum haben bis jetzt nur die Regierungen von Württemberg und Baden bejahende Antwort gegeben; das Königliche ſächſiſche Miniſterium hat einen einmaligen Zuſchuß von 500 Mk. bewilligt. Das Großherzogliche Miniſterium des Unterrichts in Karlsruhe hat uns außerdem einen Abguß des großen Mithrasreliefs von Neuenheim geſchenkt. Gelegentlich der Vorſtandsſitzung vom 17. März 1908 hielt der Generalſekretär des Kaiſerlichen Archäologiſchen Inſtitutes in Berlin, Herr Prof. Dr. *Puchſtein,* einen Vortrag über „das römiſche Lager in Palmyra". — Von den Vorſtandsmitgliedern des Muſeums ſind Herr Prof. Dr. *Furtwängler* in München und das langjährige Mitglied des Ortsausſchuſſes *F. J. Uſinger* geſtorben.

K. Schumacher. L. Lindenſchmit.

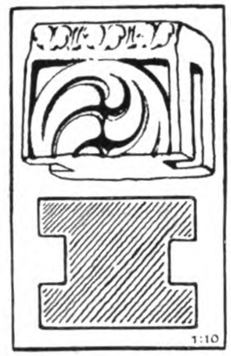
fahlbauten-
pus,
ner Typus,
ein-Typus,
lkeramik,

■ 1 ältere Hallſtatt-Zeit (Gündlinger Stufe),
■ 2 mittlere Hallſtatt-Zeit,
■ 3 jüngere Hallſtatt-Zeit,

⊥ 1 früheſte La Tène-Zeit.



7. Fundament des nördlichen Triumphbogenpfeilers mit dem Endstück der Mittelapsis
(zu Anfang der Ausgrabung).



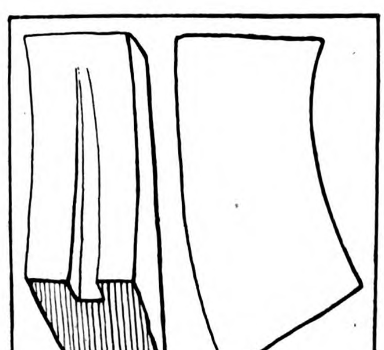
9 b.



9 a.

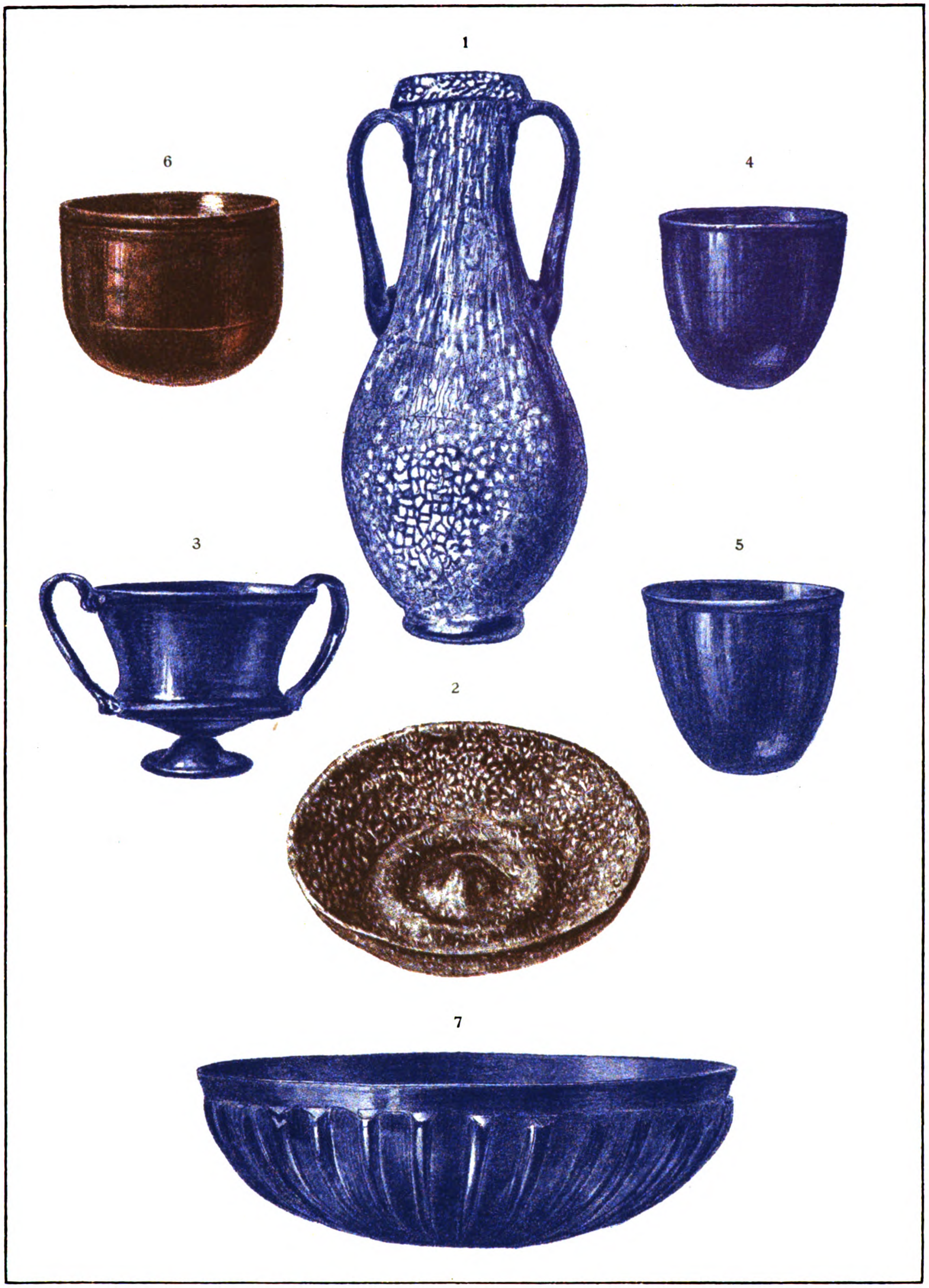


8. Treppenanlage.

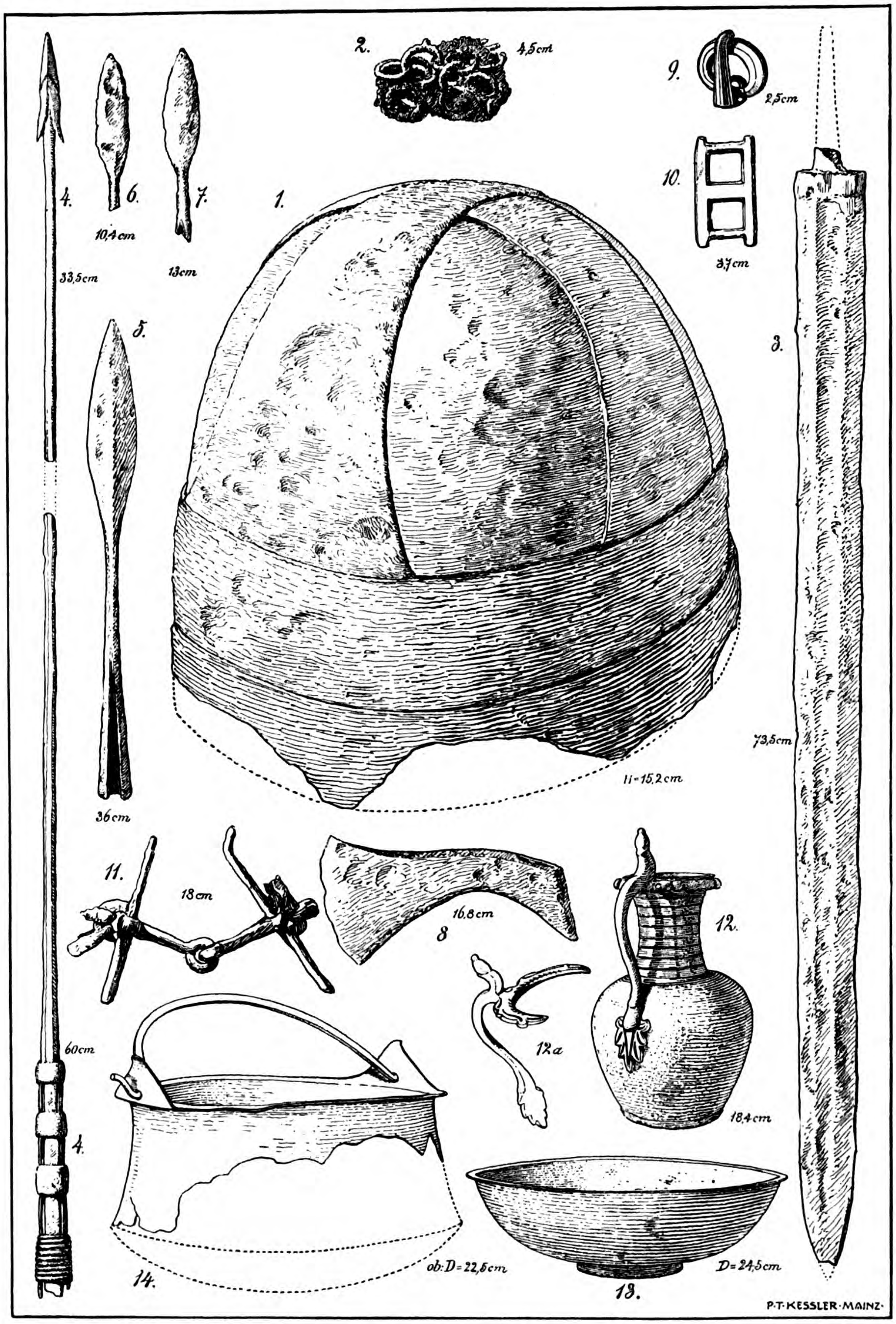


10.

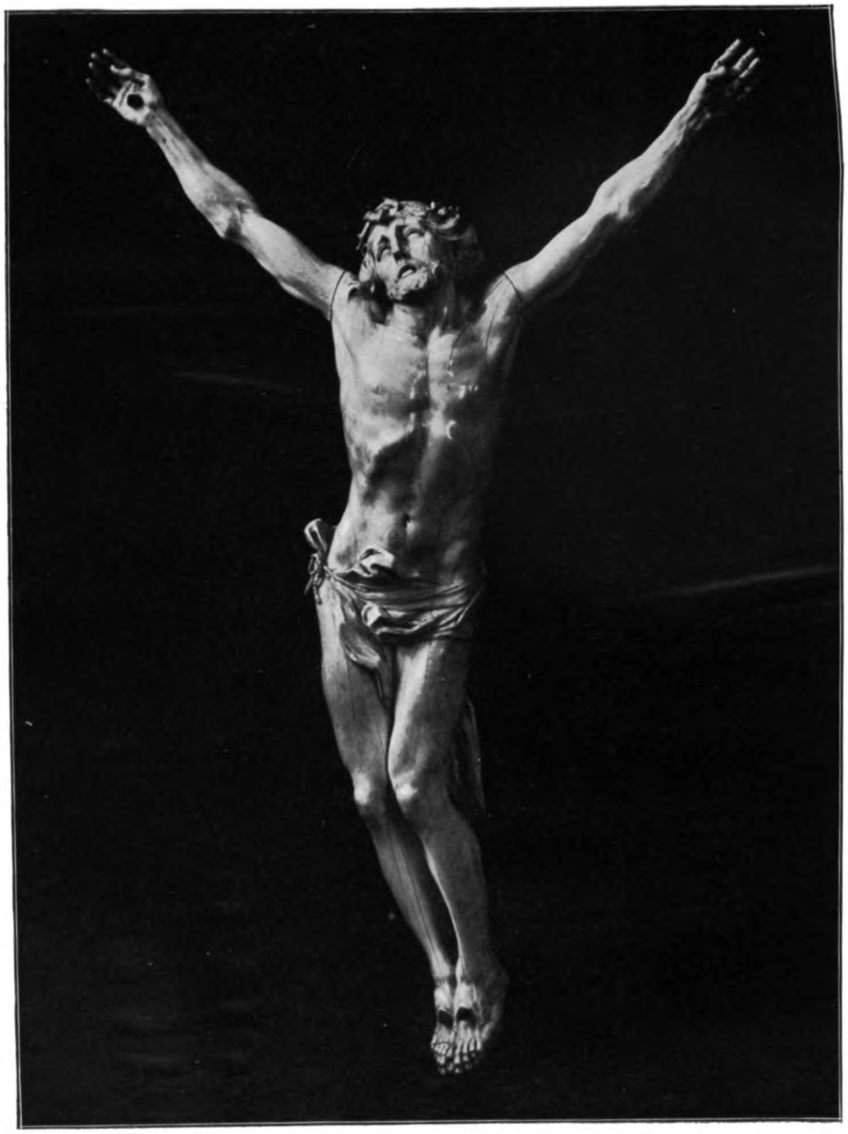
9 a—10 Architekturreste.



Römiſche Glasgefäße aus Weiſenau bei Mainz



Grabfund des 5.—6. Jahrhunderts n. Chr. von Bretzenheim bei Mainz



b

a



Elfenbeinschnitzereien (a) 10./11. Jahrh., wirkl. Größe. (b) 17. Jahrh., 1:3 der wirkl. Größe

MAINZER ZEITSCHRIFT

ZEITSCHRIFT DES RÖMISCH-GERMANISCHEN CENTRAL-MUSEUMS UND DES VEREINS ZUR ERFORSCHUNG DER RHEINISCHEN GESCHICHTE UND ALTERTÜMER

HERAUSGEGEBEN VON

der Direktion des Römisch-Germanischen Central-Museums und dem Vorstande des Mainzer Altertums-Vereins

Schriftleitung: Professor E. Neeb, Mainz

Jahrgang IV, 1909, der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer

Seite

Mainz 1909, in Kommission bei L. Wilckens

Gedruckt bei Philipp von Zabern, Großh. Hess. Hofdruckerei, Mainz

I.

Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler*)

von K. Schumacher (dazu Tafel I und II)

MAN ſollte meinen, daß die Germania des Tacitus als kulturgeſchichtliches Dokument für jeden gebildeten Deutſchen eine Art Bibel bilden und im Mittelpunkt aller einſchlägigen Forſchungen ſtehen müßte. Die zu derſelben geſchriebenen Kommentare ſind zwar ſehr zahlreich, aber die dort geſchilderten Dinge haben ſie keineswegs auch nur einigermaßen erſchöpfend erörtert. Selbſt die ſo ausführliche Behandlung *K. Müllenhoff's* im 4. Band ſeiner deutſchen Altertumskunde (1900), auf welche ſich neben den Arbeiten von *Schweizer-Sidler, Baumſtark, Holtzmann* u. a. beſonders alle neueren Schul-Ausgaben der Germania im weſentlichen ſtützen, wie die von *v. Kobilinski* (1901), *O. Altenburg* (1903), *E. Wolff* (1907) u. a. —, auch ſie wird dem heutigen Stande unſeres Wiſſens nur ſelten völlig gerecht. Das literarhiſtoriſche und ſprachliche Material beherrſcht ſie zwar in großartiger Weiſe, dagegen verſagt ſie nur zu oft in bezug auf archäologiſche Fragen. Allerdings haben ſeit Müllenhoff die archäologiſchen Bodenfunde, die zur Beleuchtung der Nachrichten der Germania dienen können, eine ganz beträchtliche Vermehrung erfahren.

Namentlich an der Hand dieſer Zeugniſſe des Bodens möchte ich im folgenden einige Schilderungen des Tacitus, *hauptſächlich inſoweit ſie ſich auf die ſomatiſchen und ethnographiſchen Verhältniſſe der Weſtgermanen beziehen,* in aller Kürze einer Beſprechung und Prüfung unterziehen. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich wohl auch einige neue Aufſchlüſſe über die Verläßlichkeit ſeiner Aufzeichnungen und Quellen gewinnen, die von manchen Forſchern immer wieder angezweifelt wird. Ich folge dem Gange ſeiner Darſtellung, die bekanntlich zunächſt die Grenzen des Landes, die Herkunft des Volkes und die Beſchaffenheit und Art von Land und Leuten im allgemeinen beſpricht und im zweiten Hauptteil die verſchiedenen Volksſtämme im einzelnen vornimmt.

Kap. 2, 17 f. *Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint* (vgl. auch Kap. 28). Dieſe vielbeſprochene Stelle über den Urſprung des Namens der Germanen hat wohl am eingehendſten Müllenhoff, Deutſche Altertumskunde II S. 192 f. (vgl. auch IV S. 393 f.) erläutert. Er weiſt den germaniſchen Urſprung einiger linksrheiniſchen belgiſchen Stämme als völlig haltlos ab. „Die Hypotheſe (ſchreibt er S. 200) gibt ſich damit als ein Erzeugnis eines Mannes zu erkennen, der bei ſeinen ethnologiſchen Kombinationen von der Sprache als dem unterſcheidenden Merkmale der Völker nach alter Weiſe meinte abſehen zu dürfen." Aber ſo einfach iſt die Sache nicht. Vielmehr liegen heute ſehr gewichtige archäologiſche Anhaltspunkte vor, daß jene Anſchauung, die auch Cäſar von den Remern erfuhr (de bello gall. 2, 3, 4 plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque *antiquitus* traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque qui ea loca incolerent expulisse), wenigſtens zum Teile wohl begründet war. Wie ich ſchon in dem Berichte über die Fortſchritte der römiſch-germaniſchen Forſchung im Jahre 1905 (Frankfurt 1906) S. 18 betont habe (vgl. auch Koſſinna, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur 20 (1895) S. 271 f. und Corrbl. f. Anthrop. 1907 S. 58), laſſen ſich aus dem Treverer- und Belgengebiet eine Reihe archäologiſcher Tatſachen dafür anführen, daß die nordweſtdeutſche Germanenkultur mit ihrem Brandgräberritus auf dem linken Rheinufer inmitten der um dieſe Zeit noch beſtattenden Gallier ſchon längſt feſten Fuß gefaßt hatte, als die Scharen des Arioviſt den Oberrhein überſchritten (um das Jahr 72). Da dieſe Frage aber in nächſter Zeit von anderer Seite eingehender behandelt werden ſoll (vgl. auch O. Bremer, Ethnographie der germaniſchen Stämme (1899) S. 5 und A. Kiekebuſch, Der Einfluß der römiſchen Kultur auf die germaniſche, Studien und Forſchungen zur Menſchen- und Völkerkunde III (1908) S. 58 f.), ſo will ich mich über dieſen Punkt hier nicht weiter verbreiten.

Kap. 3, 13—17. *Asciburgium . . . . aram quin etiam Ulixi consecratam adiecto Laërtae patris nomine eodem loco olim repertam monumentaque et tumulos quosdam Graecis litteris inscriptos in confinio Germaniae Raetiaeque adhuc exstare.* Dieſe von Tacitus mit allem Vorbehalt wiedergegebene Nachricht iſt in ihrem zweiten Teile ohne jeden Zweifel richtig, wie die noch erhaltenen Inſchriften beweiſen (vgl. Mommſen, Mitt. d. antik. Geſ. Zürich 1853. VII. 199 f., die nordetruskiſchen Alphabete), während die Notiz über Asciburgium (Asberg) auf falſche Leſung eines ſicherlich vorhandenen Inſchriftſteins zurückgeht. Die Quelle des Tacitus iſt Plinius, der vielfach ſich auf Inſchriften bezog (vgl. F. Münzer, Bonn. Jahrb. H. 104 (1899) S. 72 f. und M. Siebourg, Weſtd. Ztſchr. 1904 S. 312 f.).

Kap. 4, 4—7. *Unde habitus quoque corporum, quamquam in tanto hominum numero idem omnibus: truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora et tantum ad impetum valida.* Der harte, oft trotzige Blick der blauäugigen Germanen, der auch von Cäſar de bello gall. 1, 39 (acies oculorum) hervorgehoben wird, ſowie der hünenhafte Körperwuchs derſelben tritt auch auf den Denkmälern deutlich zutage. In erſter Linie ſind es die Metopen des Tropäum von Adamkliſſi, welche dieſe hochgewachſenen, breitſchulterigen Germanen (Baſtarner) mit dem trotzigen Blick vorführen (vgl. z. B. Tocilesco, Das Monument von Adamkliſſi (1895) S. 48 Fig. 57 u. ſ.). Den gleichen Typus verraten einige Darſtellungen der Trajanſäule, namentlich bei Fröhner, La colonne Trajane (1872) pl. 130, Furtwängler, Intermezzi (1896) S. 71 (vgl. Tafel II Fig. 9). Dieſe Platte

*) Im Zuſammenhang mit der Neuaufſtellung der Sammlungen des röm.-germ. Central-Muſeums wurde eine neue, zwei Räume einnehmende Abteilung geſchaffen, welche die *Darſtellungen von Germanen in der antiken Kunſt* durch Gipsabgüſſe und Photographieen vorführen ſoll. Eine große Anzahl dieſer Denkmale wird in dem folgenden Aufſatze behandelt werden. Außerdem iſt ein illuſtrierter Katalog dieſer Abteilung in Vorbereitung. — Die Schriftſteller-Nachrichten über die alten Germanen ſind zuſammengeſtellt bei A. Rieſe, Das rheiniſche Germanien in der antiken Literatur (1892) und bei R. Kunze, Die Germanen in der antiken Literatur (1906 f.), vgl. auch F. Stein, Tacitus und ſeine Vorgänger über germaniſche Stämme (1904) u. a. m.

zeigt einen germanischen Führer (Bastarner?) von schlankem, aber kräftigem Wuchse, mit energischem Blick, breitschulterigem, nacktem Oberkörper, mit Mantel und Hose bekleidet. An der Spitze einer Anzahl Germanen und Sarmaten unterhandelt er in stolzer, bewußter Haltung mit dem römischen Kaiser. Auch die andern auf diesem Relief dargestellten Germanen unterscheiden sich von den sarmatischen Mitgesandten durch mächtigen Wuchs, Langschädelbildung, energischen Blick, breite Schultern, nackten Oberkörper etc., wenn der Haarknoten auch zu fehlen scheint. Einen gefangenen Germanen ähnlicher Erscheinung stellt ein Bronzefigürchen des britischen Museums dar (vgl. Ztschr. f. Ethn. 30 (1898) S. (289), Festschrift für Hirschfeld S. 352, Alt. h. Vorz. V S. 83 und Tafel I Fig. 4). Auch das Bonner akademische Kunstmuseum besitzt seit kurzem eine Terrakottabüste eines Germanen von derber Realistik, auf die mich zuerst R. Zahn aufmerksam gemacht hat. Der Leibrock ist weiß, das Haar (mit länglichem Seitenwulst) strohgelb, das Gesicht rotbraun bemalt. Die Germanenbildnisse der Markussäule und anderer Denkmale späterer Zeit entbehren schon etwas dieser realistischen Auffassung und kommen daher für unsere Zwecke weniger in Betracht. Dagegen sind aus dieser späteren Periode eine Anzahl Leichen von Germanen erhalten aus den Moorfunden Schleswig-Holsteins und Frieslands, welche über die Körperbildung der nordischen Germanen, allerdings hauptsächlich erst des 3.—4. Jahrhunderts, wichtige Aufschlüsse geben. Über eine solche Leichenmumie, die im 42. Berichte des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel (1900) S. 16 abgebildet ist, schreibt ein Marinearzt: „an Körperkräften und Ausdauer ist der Mann den kräftigsten unter unseren heutigen Marineheizern und Matrosen-Artilleristen, welche ausgesucht starke Leute sind, weit überlegen gewesen.“ In den Rheinlanden begann der Germanentypus sich schon in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung durch Vermischung mit Völkern fremder Abstammung (alteinheimische Bevölkerung, Kelten, Römer etc.) allmählich etwas zu verändern, aber zu Tacitus Zeiten war er wohl noch wenig davon berührt (vgl. auch M. Heyne, Über Körper- und Gesichtsbildung der alten Germanen, Corrbl. f. Anthrop. 1905 S. 61 f. und Deutsche Hausaltertümer III (1903) S. 1 f.).

Kap. 5, 1—2. *Terra etsi aliquanto specie differt, in universum tamen aut silvis horrida aut paludibus foeda.* Diese und ähnliche Schilderungen des Mela, Plinius und anderer haben nicht selten zu der falschen Vorstellung geführt, daß ganz Deutschland damals noch ein sumpfiges Urwaldgebiet war. Das Übertriebene dieser Auffassung haben die Ausgrabungen, namentlich der letzten Jahrzehnte, zur Sicherheit erwiesen. Sie lassen keinen Zweifel darüber obwalten, daß wenigstens in den fruchtbareren Gegenden Deutschlands so ziemlich an allen Stellen, wo heute Dörfer und Städte liegen, schon damals menschliche Ansiedlungen, oft von ganz erstaunlicher Größe, bestanden. Nur die Höhenrücken mancher Gebirge, wie Schwarzwald, Vogesen, Odenwald etc., wurden erst im Verlaufe des Mittelalters dichter besiedelt, wenn sich auch vereinzelte Spuren älteren Anbaus finden. Daß sich die Wälder damals an den Berglehnen tiefer in die Talweitungen herabzogen als heutzutage, ist selbstverständlich und mehrfach nachweisbar. Die stärkere Lichtung und Ausrodung derselben trat erst seit dem 11.—13. Jahrhundert ein. Urwald, wie ihn Plinius nat. hist. 16, 5 f. aus dem Lande der Chauken schildert, läßt sich heute noch da und dort in den schwer zugänglichen und Überschwemmungen ausgesetzten Rheinniederungen beobachten, wenn man das Übertreibende des Römers abzieht. Im Binnenland war er außer auf jenen unbewohnten Berghöhen auch zur Römerzeit schwerlich noch öfters anzutreffen. Auch heute besitzt ja Deutschland im Vergleich zum Süden noch ungeheuren Waldreichtum, der jedem Südländer sofort auffällt. War zu des Plinius und Tacitus Zeiten Italien auch noch wesentlich stärker bewaldet als heute, so mußte doch gegenüber dem ausgedehnten und vorgeschrittenen Feld- und Gartenbau Italiens Germanien den Römern als silvis horrida erscheinen (vgl. auch I. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum (1905) S. 133 f.).

Eine ähnliche, nur vom Standpunkte des Südländers begreifliche Übertreibung liegt in den *paludibus foeda.* Zu Römerzeiten war z. B. die Rheinebene infolge der ausgedehnteren Bewaldung der Berghänge im ganzen sogar trockener als heutzutage, wie ich in der Festschrift des römisch-germanischen Central-Museums 1902 S. 16—46, besonders S. 39 f. nachzuweisen versucht habe. Dies bezeugen zahlreiche Wohn- und Grabstättenfunde, römische Straßenzüge usw. innerhalb heute versumpfter Strecken, sogar in den Niederungen selbst. Dagegen war in römischer Zeit die Ebene noch von vielen Altwassern und Wasserrinnen durchzogen, die heute infolge der Stromverbesserungen verlandet sind. Namentlich die zahlreichen Altwasser des Rheins, welche die Römer von Xanten, Mainz oder Straßburg aus oft genug passieren mußten, mögen bei ihnen den ungünstigen, in den Feldzügen in Niederdeutschland zuerst gewonnenen Eindruck bestärkt haben.

Um die von Mela genannten Sümpfe (paludum Suesia, Metia et Melsyagum maximae) zu identifizieren, fehlt es noch an jedem Anhaltspunkt, während die von den antiken Schriftstellern genannten deutschen Waldgebirge, die silva Hercynia, silva Bacenis, silva Caesia, Σημανὰ ὕλη, der saltus Teutoburgensis wie der mons Abnoba, Vosegus, Taunus sich in der Hauptsache bestimmen lassen. Die Klage des Mela über die schwierige Aussprache dieser germanischen Namen (montium altissimi Taunus et Retico, nisi quorum nomina vix est eloqui ore Romano) dürfte die seltene Erwähnung derselben bei Tacitus und anderen römischen Autoren teilweise erklären.

Kap. 5, 7—10. *Argentum et aurum propitiine an irati di negaverint dubito; nec tamen adfirmaverim nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere: quis enim scrutatus est?* Wie Tacitus selbst (annal. 11, 20) vom Jahre 47 n. Chr. berichtet, waren bei den Mattiakern Silbergruben im Betriebe, indem schon unter Kaiser Claudius um das Jahr 47 der damalige Legat von Obergermanien, Curtius Rufus, im Mattiakergebiet durch Soldaten schürfen ließ. An dieser Tatsache ist nach neueren Untersuchungen nicht zu zweifeln, nur ist die Stelle der Silbergruben nicht bei Naurod in der Nähe von Wiesbaden zu suchen, wie man früher glaubte, sondern, wie O. Dahm, Bonn. Jahrb. Heft 101 (1897) S. 117 f. nachgewiesen hat, an der unteren Lahn, namentlich in der Umgebung von Ems, wo sogar die Kelten schon Bergbau betrieben haben (vgl. Bodewig, Nass. Annalen 33 (1902) S. 29 f.). F. Münzer, Die Quellen des Tacitus für die Germanenkriege, Bonn. Jahrb. 104 (1899) S. 79 f. nimmt wohl mit Recht an, daß die Notiz in den Annalen auf Plinius nat. hist. zurückgeht, der im Lande der Mattiaker gewesen ist, und daß Tacitus bei der

Abfaſſung der Germania ſich dieſer Plinius-Stelle nicht erinnerte. Dies beſtätigt aber auch, neben manchen anderen Anzeichen, daß Tacitus ſelbſt nie in Germanien war, ſonſt hätte er wohl von dieſen ſo nahe am Rheine gelegenen Silbergruben Kenntnis gehabt.

Schürfung nach Metallen fand in römiſcher Zeit in den Rheinlanden noch bei Wiesloch in der Nähe von Heidelberg und bei Greſſenich bei Stolberg ſtatt, an beiden Orten hauptſächlich nach Galmei. Die Zeit der Anlage des Wieslocher Bergwerkes läßt ſich noch nicht ganz ſicher beſtimmen, doch dürfte ſie nach den dort erhobenen Münzen und anderen frühen Funden aus der Nachbarſchaft ſchon in das 1. Jahrhundert zurückgehen, vielleicht in dieſelbe Zeit wie die Greſſenicher Gruben. Von dieſen hat Willers (neue Unterſuchungen über die römiſche Bronzeinduſtrie von Kapua und von Niedergermanien 1907 S. 37 f.) mit großer Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen, daß ſie Plinius mit ſeiner Notiz nat. hiſt. 34, 2 (ferunt nuper etiam in Germania provincia repertum) im Auge hat, wovon Plinius als Prokurator der Belgica im Jahre 74 gehört habe.

Kap. 5, 17—18. *Pecuniam probant veterem et diu notam, serratos bigatosque.* Silbermünzen aus den Zeiten der Republik mit gezackten Rändern oder einer biga-Darſtellung ſind tatſächlich da und dort nicht ſelten im freien Germanien unter Funden der Kaiſerzeit zum Vorſchein gekommen, vor und nach der Münzverſchlechterung unter Nero. Neuere Literatur: Willers, Numismatiſche Zeitſchrift 31 (1899) S. 329 f., Die römiſchen Bronzeeimer von Hemmoor (1901) S. 191 f., Neue Unterſuchungen über die römiſche Bronzeinduſtrie (1907) S. 104, A. Kiekebuſch, Der Einfluß der römiſchen Kultur auf die germaniſche, Studien und Forſchungen zur Menſchen- und Völkerkunde von G. Luſchan, III (1908) S. 10 und Anmerk. 33. Auch das Vorkommen republikaniſcher Silberdenare noch in den Grenzkaſtellen des obergermaniſch-rätiſchen Limesgebietes mag in der Vorliebe der Germanen für jene älteren Münzſorten ihre Erklärung finden. Von neueren Parallelen ſei nur an die Geſchichte des Maria-Thereſientalers erinnert. R. Forrer, Keltiſche Numismatik der Rhein- und Donaulande (1908) S. 137 meint, daß Tacitus bezüglich der germaniſchen Vorliebe für alte Denare zweifellos Wahres berichtet, aber auf eine Quelle aus der erſten Hälfte oder der Mitte des 1. Jahrhunderts zurückgeht, weil ſpäterhin jene Denare ſeltener werden.

Kap. 6, 1—6. *Ne ferrum quidem superest sicut ex genere telorum colligitur. rari gladiis aut maioribus lanceis utuntur: hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel comminus vel eminus pugnent.* Müllenhoff's Anſicht (IV S. 163) „Demnach können, als die Römer mit den Germanen zuſammentrafen, bei ihnen die Eiſenwaffen noch nicht ſehr lange im Gebrauch geweſen ſein" iſt durch die Grabfunde natürlich gänzlich widerlegt, da dieſe ſchon lange vor der Mitte des letzten Jahrtauſends v. Chr., ſeit der ſpäteren Hallſtattperiode, keine Bronzewaffen mehr aufweiſen. Richtig dagegen iſt ſeine Bemerkung, daß rari nicht ſo ſtreng zu nehmen iſt, ſondern nur bedeutet, daß das Schwert gegenüber der framea zurücktrat. Dies hat ſchon Tiſchler (Schr. d. phyſ.-ök. Geſ. Königsberg 1884) an der Hand der archäologiſchen Funde gezeigt, doch iſt nicht zu verkennen, daß Schwerter in den Gräbern des 1. Jahrhunderts bei den Elbgermanen viel häufiger ſind als am Rheine. Übrigens deutet dies ſchon Tacitus ſelbſt an in der Beſchreibung der zwiſchen Weſer und Elbe wohnenden Chauken (Kap. 35, 13 prompta tamen omnibus arma). Kiekebuſch (a. o. S. 64) führt den Mangel an gladii am Rhein darauf zurück, daß die Iſtävonen (Rheingermanen) ſich gegen die La Tène-Kultur etwas ablehnend verhielten. Indeſſen liegt aus den nördlichen Rheinlanden (trotz der Ausgrabungen von Duisburg, Troisdorf etc.) noch zu wenig Material vor, um dieſe Frage ſchon jetzt ganz ſicher entſcheiden zu können. Doch glaube ich, nach den Funden der mittleren und ſüdlichen Rheinlande zu ſchließen, daß die Taciteiſche Bemerkung von dem ſelteneren Vorkommen der Schwerter für die rheiniſchen Germanen, die er wohl in erſter Linie im Auge hat, richtig iſt. Während noch in den germaniſchen Gräbern vom Nauheimer Typus, alſo in der zweiten Hälfte des letzten vorchriſtlichen Jahrhunderts, Schwerter keineswegs ſelten angetroffen werden, fehlen ſie in den Gräbern der Suebi Nicretes des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Ladenburg, Feudenheim, Groß-Gerau, Trebur etc.) faſt gänzlich, ebenſo wie in den linksrheiniſchen Germanengräbern von Andernach, Weiſenau etc., und ſind meiſt durch Lanzen (frameae) erſetzt, die zahlreich in dieſen Gräbern erhoben wurden. Wenn der Name der gleichfalls zwiſchen Weſer und Elbe ſitzenden Cherusker richtig als „Schwertmänner" gedeutet wäre (vgl. Müllenhoff IV S. 440), würde auch er darauf hinweiſen, daß bei den (weſtlichen) Nachbarn der Gebrauch der Schwerter ſeltener war (eine Parallele wäre die Benennung der Sachſen nach dem sax, sahs, einer Art Jagdmeſſer). Die Herleitung des Namens der Germanen von Ger(= Speer)-Männern iſt jetzt faſt allgemein aufgegeben; ſachlich wäre ſie vollſtändig begründet, da nach Tacitus Germ. 1, 20—21 gerade die weſtlichen Germanen dieſen Namen führten. Zu beachten iſt auch, daß nach Kap. 13, 4—5 vel principum aliquis vel pater vel propinqui scuto frameaque iuvenem ornant, daß vom gladius (bezw. von der spatha) alſo keine Rede iſt.

Was Tacitus unter den *hastae (frameae) angusto et brevi ferro sed ita acri et ad usum habili* meint, zeigt am beſten die Abbildung einer Anzahl ſolcher germaniſcher Lanzen des 1. bis 4. Jahrhunderts (S. 4). Die taciteiſche Beſchreibung dieſer kurzen, ſcharfen Speereiſen iſt ſo präzis und treffend, daß ſie nur auf genauerer Kenntnis von Originalen durch einen guten Beobachter beruhen kann. Mag auch Müllenhoff's Bemerkung, daß unausgeſprochen der Gegenſatz zwiſchen der framea und dem römiſchen pilum hereinſpielt, richtig ſein, ſo denkt Tacitus bezw. ſein Gewährsmann bei den maioribus lanceis vor allem wohl an die galliſchen Lanzen mit den langen und breiten Blättern und jedenfalls auch ſehr langen Holzſchäften, die zwar zahlreicher in der Mittel- und Spät-La Tène-Zeit, doch auch im 1. Jahrhundert n. Chr. noch in Anwendung waren. Über die Bedeutung des Wortes framea vgl. Müllenhoff IV S. 621 f.

Kap. 6, 6—7. *Et eques quidem scuto frameaque contentus est.* Im Gegenſatz zum römiſchen Reiter, den die Grabſteine des 1. Jahrhunderts ſtets mit Schwert, Lanze und Schild ausgerüſtet zeigen, würde alſo der germaniſche Reiter, wenigſtens im Weſten Deutſchlands, gewöhnlich nur Lanze und Schild geführt haben. Dieſe Behauptung des Tacitus läßt ſich bis jetzt an der Hand der rheiniſchen Denkmäler nicht nachprüfen, da auf ihnen keine germaniſchen Reiter dargeſtellt ſind. Ihr ſcheint ſogar ein Figürchen des Wiener

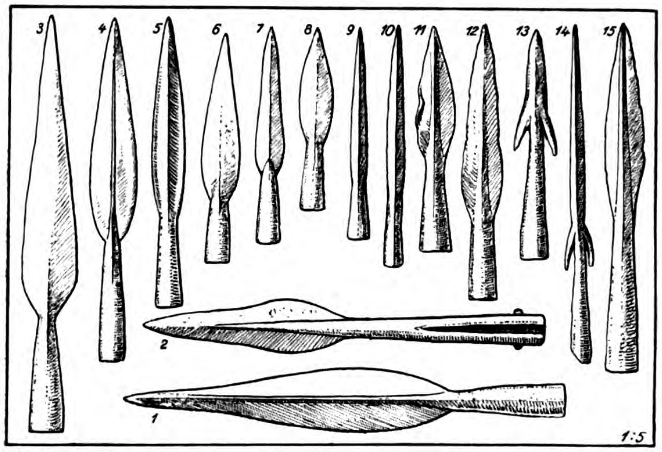


Abb. 1

Museums (Tafel I Fig. 5) zu widersprechen. Es stammt von einem frührömischen Pferdebrustschild nach Art des bekannten von Brescia, der einen Kampf zwischen Römern und Germanen darstellt (vgl. v. Domaszewski, Archäolog.-epigraph. Mitt. aus Österreich XII S. 140 f., 142). Das Schwert fehlt zwar jetzt bei dem Wiener Figürchen, kann aber nach einem Rest des Schwertknaufs, der Armhaltung und auch im Vergleich mit einer ähnlichen Figur des Brustschildes von Brescia und drei Figuren des Neapler Museums mit ziemlicher Sicherheit ergänzt werden. Doch sind diese germanischen Reiter nach ihrer Tracht augenscheinlich Führer, die sich auch in der Bewaffnung von den Gemeinen, die doch Tacitus in erster Linie im Auge hat, recht wohl unterschieden haben können (vgl. auch die Reiter mit Schwertern auf dem Helme A. h. V. III. VII Taf. IV). Auch auf der Markussäule sind die Reiter der Sueben, Buren und Markomannen gewöhnlich nur mit Lanzen ausgerüstet, doch begegnen auch einzelne mit Schwertern (vgl. Petersen-v. Domaszewski-Calderini, Die Markussäule auf Piazza Colonna in Rom (1896) Bild 8, 24, 28 etc.).*) Wenn Tacitus Recht hat, woran ich nicht zweifle, so würde dieser Umstand, daß die germanischen Reiter, wenigstens im Westen Deutschlands, im allgemeinen keine Schwerter trugen, auch das seltenere Vorkommen derselben in Gräbern daselbst zum Teil erklären. Mehrere germanische Stämme der Rheinlande, wie die Tenkterer und Usipier, werden von den antiken Schriftstellern ausdrücklich als gute Reiter bezeichnet, auch die Sueben bei Cäsar de bell. gall. 4, 2. Noch in späterer Zeit erscheinen die Suebi Nicretes nach einem Heidelberger Grabstein als berittene exploratores im Dienste der Römer nur mit Schild und Lanzen bewaffnet (vgl. Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1902 S. 7 f., Tafel II Fig. 12). Auch die bei Feudenheim und Trebur neuerdings in Suebengräbern des 1. Jahrhunderts n. Chr. gefundenen Schildbeschläge in den Museen zu Mannheim und Darmstadt rühren von kleinen, ovalen Reiterschilden her und sind mit scharfen, eisernen Lanzenspitzen vergesellschaftet; auch in ähnlichen Gräbern von Ladenburg (Mus. Mannheim und Karlsruhe) kamen neben zahlreichen Schildteilen nur Lanzenspitzen, bis jetzt keine Schwerter zum Vorschein.

*) Der mit Schwert gerüstete „germanische" Reiter von der Saalburg (Jacobi, Das Römerkastell Saalburg (1897) S. 408, Taf. LXIII. 1) gehört nach seiner ganzen Tracht und Bewaffnung einer regulären römischen cohors equitata oder einer ala an, kommt also für obige Frage nicht in Betracht.

Kap. 6, 9. *Scuta tantum lectissimis coloribus distingunt.* Wenn auch die Schriftsteller von weißen Schilden der Kimbern, schwarzen der Harier, weißen und gelben der Franken sprechen, so haben im allgemeinen die einzelnen germanischen Kämpfer ihre Schilde wohl nach eigenem Gefallen bemalt, wie Müllenhoff IV S. 168 mit Recht bemerkt. Charakteristischer war die Form der Schilde. Da Tacitus Kap. 43 runde Schilde als Eigentümlichkeit der Ostvölker bezeichnet, schließt Müllenhoff (S. 169) daraus, daß die gewöhnliche germanische Form die viereckige war. Die Denkmäler des 1. Jahrhunderts (Grabsteine, Bronzen etc.) zeigen bei den germanischen Fußgängern tatsächlich meist vier- bezw. sechseckige Schilde nach Art der gallischen, gelegentlich auch ovale, die offenbar viel leichter zu handhaben waren als die schweren, halbzylindrischen der römischen Legionäre dieser Zeit. Die germanischen Reiter trugen nach den Bildwerken sowohl größere ovale Schilde wie die römische Reiterei oder kleinere ovale und runde (vgl. die kleinen ovalen Schilde in den erwähnten Suebengräbern, Abb. 2) und einen gleichartigen Schild des Museums zu Schwerin aus dem Urnenfeld von Kothendorf, auf der anderen Seite die großen, späteren Rundschilde aus dem Torsberger und Nydamer Moore bei Engelhardt, Denmark in the early iron age (1866) S. 48 (Taf. 8. 1) u. f.

Kap. 6, 23. *Scutum reliquisse praecipuum flagitium.* Wie dieser mit Rechts- und Ehrlosigkeit verbundene Frevel von den Germanen gescheut wurde, kann ein in Mainz gefundener, leider schlecht erhaltener Grabstein des 1. Jahrhunderts vor Augen führen (Tafel II Fig. 16). Er zeigt einen Germanen, der noch mit dem totwunden Körper seinen Schild zu decken sucht (C. I. L. XIII. 7035).

Kap. 6, 8. *(pedites) . . . nudi aut sagulo leves.* Über diese Nacktheit der Germanen ist viel Unrichtiges geschrieben worden. Da Tacitus selbst sagt (17, 1—2) tegumen omnibus sagum, fibula aut si desit spina consertum; cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt, so ergibt sich daraus, daß auch der ärmere Mann für gewöhnlich nicht nackt ging, sondern einen Mantel trug und daß er diesen nur im Kampfe bisweilen ablegte (vgl. auch Tacitus hist. 2. 22 und Cäsar bell. gall. 4. 1). Dies bestätigen auch die Denkmäler, wie schon Furtwängler, Intermezzi (1896) S. 73 f. angedeutet hat. Recht charakteristisch ist namentlich ein Figürchen (Tafel I. 6), welches von einem (dem oben erwähnten ähnlichen) Pferdebrustschmuck in Wien stammt (Arch.-epigr. Mitt. aus Österreich XII S. 142) und wahrscheinlich wie mehrere ähnliche Figürchen mit Vorbildern auf den Triumphbögen des Augustus, älteren Drusus oder des Tiberius am forum zu Rom in Zusammenhang steht. Am unverfälschtesten aber verraten die Tracht der germanischen pedites die rheinischen Reitergrabsteine des 1. Jahrhunderts, welche die Römer nicht selten im Kampfe mit Germanen darstellen, aber in ihrer Bedeutung für die germanische Altertumskunde gerade von den Germanisten noch viel zu wenig gewürdigt werden. Mancher Vertreter dieses Faches hat mir gegenüber hervorgehoben, daß diese Kampf-Darstellungen auf alte Schemata, in letzter Linie der griechischen Kunst, zurückzuführen sind und keine Gewähr für realistische Wiedergabe gerade von Germanen bieten. Würden diese Grabsteine aus späterer römischer Zeit stammen,

so wären diese Bedenken berechtigt. Richtig ist auch, daß das Gesamtschema — der Reiter im Kampf mit einem knieenden oder liegenden Feinde — von den römischen Steinmetzen der Rheinlande nicht erfunden, sondern Vorlagen entnommen wurde, die auf italisch-griechische Vorbilder zurückgehen. Gerade dieser Typus läßt sich vom Denkmal des Dexileos an durch die verschiedenen Zeiträume ziemlich genau verfolgen (vgl. Bonn. Jahrb. H. 108/9 S. 51, 222). Aber außer dem Schema als solchem ist von den rheinischen Steinmetzen des 1. Jahrhunderts nichts der italischgriechischen Kunst entlehnt worden, da sie keine „Barbaren" im allgemeinen, sondern Germanen darstellen wollten, wie sie sie tagtäglich vor Augen hatten. Der ethnische Habitus, die Tracht und Bewaffnung sind daher von ihnen in derber Naivität realistisch angegeben. Diese, man möchte sagen fast photographisch getreue und nüchterne Wiedergabe des Äußerlichen ist ja gerade das Eigentümliche der frührömischen Skulpturen am Rheine und an der Donau, wie Furtwängler, Sitzungsberichte d. Ak. d. Wiss. zu München 1897 S. 278 f. u. s. so treffend dargelegt hat. Die „Ächtheit" der Tracht und Bewaffnung der Römer auf jenen Grabsteinen können wir ja nach den zahlreich erhaltenen Originalen genau prüfen: tatsächlich sind sie wunderbar getreu nachgebildet, Helme, pila, Schwerter, Dolche, cingulum, Schilde, Pferdegeschirr etc. bis in die kleinsten Einzelheiten der Verzierung. Warum soll es also bei den Darstellungen der Germanen anders sein? Warum soll hier der Phantasie ein weiter Spielraum gestattet sein? Konnten doch die römischen Steinmetzen des 1. Jahrhunderts in den Städten am Rhein wie Mainz, Bonn, Köln, Xanten fast alltäglich Germanen beobachten, Gefangene und Freie. Wir müssen also an die Germanen-Bildnisse jener Grabsteine denselben Maßstab anlegen wie an die der Römer. Daß es aber Germanen sein sollen, folgt aus der Charakterisierung derselben, namentlich durch den Haarknoten, wovon noch später die Rede sein wird.

Betrachten wir nun die Germanengestalten auf den rheinischen Grabdenkmälern des 1. Jahrhunderts, so finden wir sie teils ganz nackt, wie auf den Grabsteinen des Bassus (Köln), des Dolanus (Wiesbaden), wohl auch des Carminius*) und Licinus (Worms) und des Leubius (Worms), oder nur mit einem leichten (als Schutz um den Arm gewickelten) Mäntelchen bedeckt, wie auf dem des Petronius, Romanius (Tafel II Fig. 14) und wohl auch des Annauso (Mainz). Selten tragen sie bei nacktem Oberkörper enger oder weiter anliegende Hosen, wie auf dem Tafel II Fig. 13 abgebildeten Steine des Mainzer Museums (Lindenschmit, Handbuch S. 337 Fig. 275) und auf dem Grabmale des Andes (Taf. II. 11). Da auf diesen Grabsteinen nur germanische Fußgänger im Kampfe dargestellt sind, so erweist sich die Taciteische Schilderung der pedites .... nudi aut sagulo leves dadurch vollkommen bestätigt. Bei dem einen oder andern der nackten Germanen auf den rheinischen Grabsteinen, die ursprünglich zweifelsohne großenteils bemalt waren, könnte ja die Hose oder das Mäntelchen durch Malerei angegeben gewesen sein, wie bei dem Germanen A. h. V. V

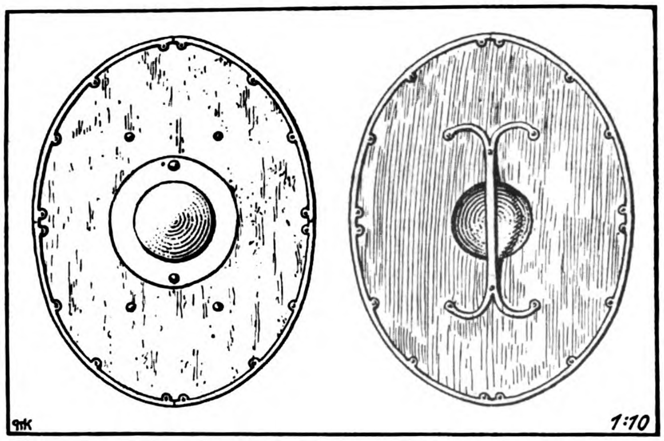


Abb. 2

Taf. 16 Fig. 290 der zum Kopf fehlende Körper, indessen war dies sicherlich nicht bei allen der Fall, wie schon die Behandlung des nackten Körpers verrät. Auch der Einwurf, daß der römische Bildhauer die Germanen möglichst naturwüchsig und roh erscheinen lassen wollte, ist gegenüber der geschilderten realistischen Darstellungsweise im 1. Jahrhundert nicht stichhaltig. Wenn auch die servi, die den römischen Reitern Lanzen nachtragen, zum Teil völlig nackt sind, so ist eben zu bedenken, daß gar manche derselben germanische Kriegsgefangene waren. Die Übereinstimmung der Schriftstellernachrichten (Tacitus, Dio etc.) und der Denkmäler ist nach meiner Ansicht kein Zufall und vollauf beweiskräftig.

Kap. 6, 10. *Paucis loricae, vix uni alterive cassis aut galea.* Da „Brünne" auf ein allgemein germanisches Wort zurückgeht (Müllenhoff IV S. 169) und in den nordischen Moorfunden des 3.—4. Jahrhunderts wie in frühmerowingischen Gräbern Ringpanzer nach Art der römischen lorica hamata mehrfach begegnen, scheinen in später Zeit zum mindesten die germanischen Führer solche Panzer der römischen Bewaffnung entlehnt zu haben. Die Vermittlung bildeten die im Dienste Roms stehenden Germanen, wie ja auch der explorator Suebus Nicres von Heidelberg (Corrbl. d. Westd. Ztschr. 1902 S. 7) einen Kettenpanzer trägt, wie die römischen catafractarii von Worms etc. (ebenda S. 10 Anmerk. 2, vgl. R. Henning, Der Helm von Baldenheim (1907) S. 77 u. s.). Im 1. Jahrhundert aber zu Tacitus Zeit, waren sie jedenfalls ziemlich selten, da kein Grabstein und kein germanischer Grabfund dieser Zeit bis jetzt von ihnen Kunde gibt; meist waren es wohl nur römische Geschenke oder Beutestücke.

Ähnlich verhält es sich mit den Helmen, dem Metallhelm und der Lederkappe, da die Germanen von jeher unbedeckten Hauptes zu kämpfen pflegten (vgl. Henning a. o. S. 81 f.). Helmfunde auf rein germanischem Boden sind tatsächlich sehr selten (vgl. aus dem Torsberg-Moor die zwei Reiterhelme bei Engelhardt, Denmark in the early iron age (1866) Taf. 5, während der Helm der Sammlung Donop A. h. V. V S. 121, angeblich aus der Umgebung von Kiel, wohl verschleppt ist); etwas häufiger waren sie wohl an der römischen Grenze (vgl. z. B. die Helmbruchstücke aus germanischen Gräbern bei Gießen, Mitt. d. Oberhess. Geschichtvereins X (1902) Fundbericht S. 108 und den Helm unter den germanischen Beutewaffen der sig-

*) Die Abbildung bei Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung (1882) Taf. VIII. 1 zeigt zwar Hosen, doch sind sie auf dem Original nicht mit Sicherheit zu erkennen.

num-Scheibe von Niederbiber). Auch jener Suebus Nicres trägt einen Helm. Die rheinischen Soldaten-Grabsteine des 1. Jahrhunderts zeigen die römischen Reiter vor Claudius meist ohne Helme, von da an meist mit, die Germanen stets ohne Helme. Vgl. auch die Helme auf dem Kessel von Gundestrup.

Kap. 7, 8—9. *Effigiesque et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt.* Hierzu bemerkt Müllenhoff (IV S. 201), daß unter effigies die Bilder von Tieren zu verstehen sind, die den Göttern heilig waren, z. B. dem Wodan Schlange und Wolf, dem Freyr der Eber. Die Kimbern führten bekanntlich einen ehernen Stier mit sich. Unter signa seien die Attribute der Götter gemeint, bei Wodan der Speer, bei Tiu das Schwert, bei Thunar der Hammer etc. Eine Vorstellung solcher Feldzeichen geben sowohl einige römische Triumphreliefs (z. B. Heyne, Deutsche Hausaltertümer III S. 269 Fig. 69) sowie römische Grabsteine von signiferi „barbarischer" Abteilungen (numeri etc.), wie ein Straßburger Grabstein C. I. L. XIII 5980, Tafel II Fig. 17 und ein in England gefundener im Museum zu Chester (vgl. z. B. v. Domaszewski, die Fahnen im römischen Heere (1885) S. 75 Fig. 90). Auch die Gallier hatten gleiche Feldzeichen (vgl. z. B. v. Bienkowski, de simulacris barbararum gentium apud Romanos (1900) S. 28 Fig. 3, S. Reinach, Rev. arch. XIII (1889) S. 201 u. f.). Da Tacitus hist. 4, 22 von diesen signa sagt: hinc veteranarum cohortium signa, inde depromptae silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire proelium mos est (vgl. v. Domaszewski, Die Fahnen S. 75), kann man zweifeln, ob Tacitus wirklich den von Müllenhoff gemachten Unterschied zwischen effigies und signa im Auge hat.

Kap. 9, 1—4. *Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas habent. Herculem ac Martem concessis animalibus placant, pars Sueborum et Isidi sacrificat.* Der germanische Mercurius ist ohne Zweifel Wodan (vgl. Müllenhoff IV 213). Da auch die Gallier nach Cäsar de bell. gall. 6, 17 deum maxime Mercurium colunt, kann man manchmal im Zweifel sein, ob die zahlreichen, durch die römischen Inschriften in Deutschland bezeugten Merkurheiligtümer gallischem oder germanischem Kult dienten. Besonders längs des Rheines waren sie in sehr großer Zahl vorhanden, doch sind sie gelegentlich, wie in den Ringwällen von Miltenberg und Heidelberg, durch den Beinamen Mercurius Cimbri(an)us als Kultstätten der Germanen charakterisiert (vgl. A. h. V. V S. 341).

In dem Merkurheiligtum bei Finthen bei Mainz, in dem auch eine Widmung der germanischen Kannenafaten zum Vorschein kam (C. I. L. 7227), fand sich in einer Opfergrube neben einer Menge Knochen von Schweinen und Gebeinen von Hähnen auch ein Menschenschädel. Ob er von Menschenopfern, wie sie Tacitus und der Kessel von Gundestrup andeutet, herrührt, will ich dahingestellt sein lassen (vgl. A. h. V. V S. 339 Anmerk. 1), halte es aber nach der taciteischen Nachricht nicht für unmöglich.

Den pars Sueborum, welcher der Isis opferte, bildeten nach Müllenhoff IV S. 218 die der Donau zunächst wohnenden Sueben. Gelegentlich tritt auch unter den römischen Denkmalen an der Donau der Serapis-Isis-Dienst bedeutend hervor. So ist in Westheim bei Augsburg eine römische Töpferei entdeckt worden, welche Votivgaben für Serapis-Isis, wie Cisten, Früchte, Vögelchen mit Früchten, Bäumchen etc. im großen herstellte (A. h. V. V S. 346 Anmerk. 2). Wieweit diese für Römer oder Germanen bestimmt waren, läßt sich allerdings noch nicht mit Sicherheit entscheiden.

Kap. 9, 9—11. *lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident.* Wenn Tacitus Germ. Kap. 40 und ann. I 51 von einem templum germanischer Gottheiten spricht, so kann, wie Müllenhoff IV S. 220/21 bemerkt, der Tempelbezirk mit seiner Einfriedigung und seinen Bäumen und mit seinem Altar darunter verstanden sein, indessen lehren uns verschiedene Beispiele aus den Rheinlanden, daß die romanisierten Germanen tatsächlich auch Tempel bauten. Die ältesten „Tempel" der Germanen waren zweifelsohne Holzbauten, die im Norden bis in die historische Zeit dauerten (vgl. Müllenhoff IV S. 287, A. Haupt, Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen (1909) S. 120 f.). Ob der von Bodewig im Koblenzer Stadtwald (vicus Ambitarvius?) festgestellte Holztempel des Mercurius und der Rosmerta (Westd. Ztschr. 1900 S. 19 f.) von gallischer oder germanischer Bevölkerung errichtet wurde, steht noch dahin. Dagegen war die Kultstätte des Mars Leucetius und der Nemetona auf beherrschender Anhöhe bei Klein-Winternheim in Rheinhessen augenscheinlich ein Zentralheiligtum der Nemeter und Vangionen; ursprünglich nur ein heiliger Hain (heute noch heißt das Gewann „Loh"), wurde es später wahrscheinlich zuerst mit einem hölzernen und alsbald mit einem stattlichen steinernen Tempel versehen (vgl. A. h. V. V S. 108 f.). Solche geweihte Stätten der germanischen Bevölkerung Südwestdeutschlands in römischer Zeit lassen sich noch mehrfach nachweisen; teils sind es quellenreiche Örtlichkeiten, die durch gewaltige Felsblöcke auffielen, wie bei Neustadt a. d. H., Landstuhl, Oberklingen etc., teils weithin schauende Bergeshöhen, wie der Heiligenberg bei Heidelberg und der Greinberg bei Miltenberg (vgl. auch A. h. V. V S. 341, Der obergermanisch-rätische Limes Nr. 73, Kastell Pfünz S. 11 u. a.).

Kap. 12, 3—5. *ignavos et imbelles et corpore infames caeno ac palude iniecta insuper crate mergunt.* Im 42. und 44. Bericht (1900 und 1907) des schleswig-holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer in Kiel S. 44 schreibt I. Mestorf in einer interessanten Zusammenstellung der bis jetzt gefundenen Moorleichen (52 Stück von Holland bis Dänemark): „Wer die hier vorgelegten und die früher veröffentlichten Tabellen aufmerksam durchgelesen hat, wird nicht umhin können, den verwandtschaftlichen Zug, der durch die ganze Reihenfolge hindurchgeht, anzuerkennen und der Auffassung zuzustimmen, daß die Unglücklichen Opfer eines Strafverfahrens gewesen, welches Jahrhunderte bei den germanischen Völkerstämmen an der Nordsee, auf der Kimbrischen Halbinsel und auf den westdänischen Inseln in Ausübung geblieben ist." Auch mir erscheint durch diese Moorfunde die taciteische Bemerkung vollständig gesichert. Da ein solches Strafverfahren aber schwerlich in moorlosen Gegenden geübt wurde, zeigt die Notiz deutlich, daß Tacitus oder sein Gewährsmann besonders niederdeutsche Verhältnisse im Auge hatte.

Kap. 15. *gaudent praecipue finitimarum gentium donis, quae non modo a singulis, sed et publice mittuntur, electi equi, magna arma, phalerae torquesque. Magna arma* wird am besten durch die Weihgeschenke des Konsuls Fabricius Veiento an das Nemetona-Heiligtum in Klein-Winternheim illustriert, die ich A. h. V. V S. 108 f. (Taf. 21) ausführlicher besprochen habe: mächtige Lanzen und eine auf-

fallend lange tuba, die offenbar an den Wänden des Tempels befeſtigt waren (vgl. auch L. Grünenwald, Corrbl. d. Weſtd. Ztſchr. 1905 S. 211 f.). Unter *phalerae* ſind wohl hauptſächlich Schmuckplatten des Pferdegeſchirrs zu verſtehen (vgl. auch Kap. 18 frenatum equitum), während die torques dicke, urſprünglich gewundene und mit Endknöpfen verſehene Halsringe aus Bronze und Edelmetall waren, die allerdings vorzugsweiſe von den Galliern getragen wurden, doch nach den Bildwerken vielleicht auch gelegentlich bei Germanen vorkommen, und zwar nur bei Männern, vielleicht als kriegeriſche Auszeichnungen, wie auch bei den römiſchen Soldaten als Orden (vgl. auch M. Heyne, Deutſche Hausaltertümer III S. 342, Hettner, Die römiſchen Steindenkmäler des Provinzialmuſeums zu Trier (1893) S. 269, P. Steiner, Die dona militaria (1905) S. 13 f., 22 f. u. ſ.). Über das Vorkommen ſolcher römiſcher „Geſchenke" im Innern Deutſchlands vgl. P. Höfer, Korrbl. d. Geſ. Ver. 1904 S. 76.

Kap. 16, 1—7. *Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se iunctas sedes. colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. vicos locant non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium sive inscitia aedificandi.* Die Stelle iſt bekanntlich viel umſtritten. Müllenhoff überſetzt dieſelbe in ſeiner Deutſchen Altertumskunde IV (1900) S. 280 f. ungefähr folgendermaßen: „Daß von den Völkern der Germanen keine Städte bewohnt werden, iſt genügſam bekannt, ja daß ſie nicht einmal unter ſich verbundene Wohnſtellen leiden mögen. Sie wohnen vielmehr [in ihren Dörfern] getrennt und verſchieden nach Lage und Richtung, wie gerade eine Quelle, das Feld, eine Baumgruppe Gefallen findet. Ihre Dörfer bauen ſie nicht nach unſerer Art Wand an Wand und ſtraßenweiſe, vielmehr umgibt jeder ſein Haus mit einer Hofraite, ſei es gegen Feuersgefahr, ſei es aus Unkenntnis in der Baukunſt." Dem allgemeinen negativen Vorderſatz würde alſo ein Nachſatz mit erläuternden poſitiven Einzelangaben folgen. Andere Gelehrte*) verſtehen unter sedes die Wohnſitze des Volkes überhaupt und erinnern daran, daß zwiſchen den Gebieten vieler germaniſcher Stämme nach der Überlieferung Ödſtreifen beſtanden, ja daß die Abgrenzungen der einzelnen fränkiſchen Markungen noch durch dieſe Anſchauung beeinflußt waren. Colunt discreti ac diversi würde dann auf abgeſonderte Einzelſiedelung bezw. kleinere Gruppenbildung hinweiſen, welch letztere auch als vici bezeichnet werden können (vgl. Kap. 19). Den Städten ſtünden alſo die ganzen Wohnſitze des Volkes, den Einzelhöfen die Dörfer gegenüber. Ich muß geſtehen, daß die letztere Erklärungsweiſe eine natürlichere und beſſere Gliederung der taciteiſchen Darſtellung gegenüber der unnötigen Wiederholung bei der Müllenhoff'ſchen Interpretation ergibt. Jedenfalls aber iſt der noch ſo häufig begegnende Schluß aus dem colunt discreti ac diversi, daß die Germanen zu Tacitus Zeiten vorwiegend dem Syſtem der Einzelſiedelung gehuldigt hätten, völlig falſch.

Daß die Germanen keine urbes im Sinne der Römer beſaßen, alſo zuſammenhängende, zum Teil mit Ringmauern umſchloſſene Ortſchaften, ſteht außer Zweifel, wenn auch Mattium (Tacitus ann. 1, 56) das caput gentis der Chatten genannt wird. Dieſes war vielmehr ſicherlich eine Fliehburg nach Art der vielen Ringwälle, wie ſie namentlich aus der germaniſchen Spät-La Tène-Zeit im Taunus, im Odenwald, am Rheine und anderwärts in großer Zahl feſtgeſtellt ſind, wenn einzelne derſelben auch ſtändig bewohnt waren. Cäſar nennt ſie oppida (bell. gall. 4, 19 bei den Sueben, 6, 10 bei den Ubiern) und gibt bell. gall. 5, 21 die richtige Erklärung „oppidum Britanni vocant, cum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandae causa convenire consuerunt." Übrigens ſpricht auch Tacitus (hiſt. 5, 19) von oppida Batavorum. Auch die Germania Kap. 37 erwähnten castra ac spatia der Kimbern ſind ohne Zweifel ſolche Ringwälle (vgl. unten S. 11), wohl auch das bei der Königsburg gelegene Kaſtell des Maroboduus (ann. 2, 62 regia castellumque iuxta situm), während die Kaſtelle des Sueben Vannius (ann. 12, 29, 30) und die auf der Markusſäule dargeſtellten Verteidigungswerke der Markomannen und Quaden etc. wenigſtens zum Teil kleinere Befeſtigungen nach Art der römiſchen Kaſtelle geweſen ſein mögen (vgl. auch C. Schuchhardt, Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen, Neue Jahrb. f. klaſſ. Alt. XXI (1908) S. 305 f.).

Dorfſchaften der Germanen (vici, κῶμαι) nennen die antiken Schriftſteller gelegentlich (vgl. Müllenhoff S. 281), bei Ulfilas etc. werden ſie veihs (= wic), haims genannt. Daß ſie von den früheſten germaniſchen Zeiten ab neben der Einzelſiedelung ſehr zahlreich waren, lehren die Ausgrabungen, namentlich von großen, geſchloſſenen germaniſchen Friedhöfen, von frühen Zeiten an bis in die Römerherrſchaft. Ihre Dorfanlagen ſelbſt ſind allerdings erſt in geringer Zahl und nirgends noch in ganzem Umfang unterſucht. In Heidelberg wurden 1875 f. bei der Aufdeckung des römiſchen vicus an der römiſchen Neckarbrücke und an der Straße nach Speyer außerhalb einer Gruppe ſorgfältig gemauerter römiſcher Wohnhäuſer längs der römiſchen Straße und namentlich am Neckarufer ſelbſt eine größere Anzahl Wohn- bezw. Vorrats- und Abfallgruben gefunden, die nach meiner Anſicht großenteils von den einfachen Fachwerkhütten der Suebi Nicretes herrühren (vgl. den Plan Feſtſchrift d. R. G. C.-Muſ. 1902 S. 33). In Ladenburg habe ich 1899 am Kandelbach die Stelle der ſuebiſchen Anſiedlung nachgewieſen und mehrere von einem kreisförmigen (Paliſſaden-?) Graben umgebene Rundhütten von zirka 8 Meter Durchmeſſer feſtgeſtellt, die in einiger Entfernung durch einen Paliſſadenzaun in Rechteckform umſchloſſen waren (Mannheimer Geſchichtsblätter 1900 S. 92), alſo ganz den von Tacitus beſchriebenen Hofraiten entſprechen. Allerdings ſteht noch nicht ganz feſt, ob dieſe Hütten nicht zum Teil noch der galliſchen Zeit angehören. Auch neuerdings ſind von dem Mannheimer Altertums-Verein wieder mehrere gleiche Hüttenſtellen daſelbſt aufgedeckt worden (vgl. Mannheimer Geſchichtsblätter 1909 S. 32 f.). Auch bei Troisdorf an der Wahner Heide ſind kürzlich von Rademacher einige ähnliche Germaniſche Rundhütten ausgegraben worden, die dasſelbe Bild gewähren.

Kap. 16, 7—8. *Ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem. Quaedam loca diligentius inlinunt terra ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur. solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant.* Müllenhoff's

*) Vgl. die Literatur bei Heyne, Deutſches Wohnungsweſen (1899) S. 11 f. und Stephani, Der älteſte deutſche Wohnbau 1902 S. 77 f.

Auffaſſung dieſer Worte enthält manche Unrichtigkeiten. Vor allem iſt die Deutung von materia (auf Grund Herodians Notiz, daß die Germanen Holzhäuſer bewohnten) als Holzmaterial nachweislich falſch. Denn die Ausgrabungen in Ladenburg, Troisdorf und an manchen andern Orten haben gelehrt, daß dieſe Rundhütten der Germanen des 1. und 2. Jahrhunderts aus Lehmfachwerk beſtanden, deren Überreſte (Lehmbewurf mit Ruten- und Stangeneindrücken) faſt bei jeder Ausgrabung zum Vorſchein kommen. Dieſen Lehmbewurf verſteht Tacitus augenſcheinlich unter materia informi et citra speciem aut delectationem. Auch die Bezeichnungen der germaniſchen Hütten bei Strabo als καλύβια, bei Plinius als casae, tuguria weiſen auf ſolche leicht gebaute Hütten hin, auf keine eigentlichen Holz- oder Blockhäuſer, wenn auch dieſe in gewiſſen Gegenden und in ſpäterer Zeit, etwa vom 3. Jahrhundert ab, allgemein vorkommen. Sehr wichtig iſt die Darſtellung einer Rundhütte auf einem Relief im Louvre zu Paris (Clarac II pl. 262, Stephani, Der älteſte deutſche Wohnbau I (1902) S. 121), die bei Stephani leider nach der ſchlechten Clarac'ſchen Zeichnung wiedergegeben iſt. Sie iſt vollſtändig mit allerdings ziemlich dicken Schilfſtengeln bedeckt (nicht mit ganzen Baumſtämmen!) und entſpricht der Beſchreibung der keltiſchen Rundhütten bei Strabo 4, 4, 5: τοὺς ὄικους ἐκ σανίδων καὶ γέρρων ἔχουσι μεγάλους θολοειδεῖς, ὄροφον πολὺν ἐπιβάλλοντες. Nur vom Lehmfachwerk verſteht man auch die Worte des Tacitus quaedam loca diligentius inlinunt etc., die Müllenhoff wohl ganz richtig überſetzt hat: „gewiſſe Stellen beſtreichen ſie ſorgfältig mit einer ſo reinen und glänzenden Erdart, daß es wie Bemalung und farbiges Linienwerk ausſieht" (vgl. auch Stephani, Das älteſte deutſche Wohnhaus I (1902) S. 85). Tatſächlich werden auch da und dort bei Ausgrabungen ſolche Lehmplacken gefunden, die auf der Oberfläche eine dünne, glatte, weißfarbige Deckſchicht zeigen. Die meiſten der von mir beobachteten Hütten dieſer Zeit waren nur wenig tief in den Boden eingeſchnitten, alſo keine eigentlichen Grubenwohnungen. Daneben finden ſich aber auch richtige Wohngruben, welche mit der taciteiſchen Schilderung solent et subterraneos specus etc. . . . . . völlig übereinſtimmen und die offenbar als Winterwohnungen und Vorratsräume dienten. Daß die Frauen im Winter darin ſpannen (althochdeutſch werden ſie tunc genannt, das mit Dünger zuſammenhängt, vgl. multo insuper fimo onerant), iſt durch die Notiz des Plinius (nat. hiſt. 19, 9 in Germania autem defossae atque sub terra id opus agunt) und durch zahlreich aufgefundene Spinnwirtel in ſolchen Gruben geſichert.

Kap. 17, 1—5. *Tegumen omnibus sagum fibula aut si desit spina consertum: cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt. locupletissimi veste distinguntur, non fluctante, sicut Sarmatae ac Parthi, sed stricta et singulos artus exprimente.* Über dieſe Stelle iſt teilweiſe ſchon oben S. 4 gehandelt worden. Müllenhoff (S. 292 und 569) faßt das nudi von Kap. 6 und des Mela Nachricht, daß die Germanen nudi agunt antequam puberes sint (bezw. viri sagis velantur aut libris arborum, quamvis saeva hieme) auf als „ohne Mantel, ſchlecht, leicht, ungenügend bekleidet." Schon Cäſars Beſchreibung von den Sueben (bell. gall. 4, 1): ut locis frigidissimis neque vestitus praeter pelles haberent quicquam, quarum propter exiguitatem magna est corporis pars aperta und 6, 21 pellibus aut parvis rhenonum tegimentis utuntur, magna corporis parte nuda, wobei alſo die umgehängten Felle den Mantel erſetzen, noch mehr aber die Denkmäler zeigen uns, daß Tacitus Worte in gewiſſem Sinne wörtlich zu verſtehen ſind. Einige dieſer Denkmäler ſind oben angeführt. Beiſpiele für Germanen, die mit Fellmantel bekleidet ſind, erbringen namentlich Tropaeen auf Münzen, Reliefs etc. (vgl. auch M. Heyne, Deutſche Hausaltertümer III S. 253). Jeder erwachſene Germane trug nach dieſen Bildwerken zum mindeſten einen Mantel, den er aber in der Schlacht bisweilen ablegte und dann unter Umſtänden ganz nackt kämpfte. Die Wohlhabenderen trugen außer dem Mantel noch eine vestis. Müllenhoff nimmt wohl mit Recht an, daß Tacitus unter vestis die ganze Körperbekleidung der Germanen im Auge hat und zwar Leibrock und Hoſe (braca, ahd. bruch). Auch Baumſtark iſt der Anſicht, daß in den Worten des Tacitus die brac(h)ae ſachlich enthalten ſind. Die Denkmäler des 1. Jahrhunderts führen öfters Germanen mit Hoſen, ſeltener mit Hoſe und Leibrock vor. Hoſen, allerdings ohne Ausnahme lange, tragen bei nacktem Oberkörper die Germanen auf dem Denkmal von Adamkliſſi, auf der gemma Auguſtea in Wien, dem Cameo des Tiberius in Paris, dem Bruchſtück eines Cameo in Belgrad (Taf. I. 2) und manchen anderen Darſtellungen der Kleinkunſt (vgl. Tafel I Fig. 3—4, einzelne Bronzefigürchen nach Art derjenigen des Pferdebruſtſchildes von Brescia, an einem Gefäßgriff aus Pompeji etc., vgl. Furtwängler, Intermezzi S. 74). Manche dieſer Denkmäler zeigen die Hoſen augenſcheinlich mit Strumpfſchuhen verſehen, wie die ſog. Strumpfhoſen des Mittelalters und wie ſie Originale aus den Mooren des Nordens vorführen (vgl. Engelhardt, Denmark in the early iron age pl. 2, 1, Lindenſchmit, Handbuch S. 338 Fig. 277). Von beſonderem Intereſſe iſt der Cameo von Belgrad (Taf. I. 2), da er Germanen zeigt, die teils mit Hoſen und Leibrock bekleidet ſind, wie die Germanen auf dem Silberbecher von Boscoreale *), teils den Leibrock herabgeſtreift haben und nun mit nacktem Oberkörper (der eine allerdings auch mit Mantel) kämpfen. Die Denkmäler beſtätigen des Tacitus Worte sed stricta et singulos artus exprimente wenigſtens für die Weſtgermanen vollkommen. Der Fürſt auf der Trajanſäule zeigt Mantel und Hoſe, der germaniſche Reiterführer auf dem oben erwähnten Pferdeſchild Mantel, Leibrock und Hoſe. Wenn auf der Markusſäule die Germanen außer Hoſe (oder Mantel und Hoſe) öfters auch Leibröcke tragen, ſo kommt neben der mehr typiſchen künſtleriſchen Behandlung auch in Betracht, daß hier vielfach Edle dargeſtellt ſind und die Germanen des 2. Jahrhunderts unter römiſchem Einfluß offenbar auch im Bekleidungsweſen Fortſchritte gemacht haben, wie auch die erhaltenen Originalkleider aus den Moorfunden des Nordens dartun (vgl. auch M. Heyne, Deutſche Hausaltertümer III (Körperpflege und Kleidung) 1903 S. 252 f.). Doch zeigen auch auf der Markusſäule die auf dem Boden liegenden Toten und ſonſtigen „Mannen" der Edlen nur nackte Oberkörper. Natürlich kommt auch der Altersunterſchied in Betracht, wie auf einer Metope von Adamkliſſi (Tocilesco S. 48 Fig. 57) der alte Vater Leibrock und Hoſe, der Sohn nur Hoſe trägt, falls letzterer nicht als Knecht eines Edlen aufzufaſſen iſt.

*) Auf andern Denkmälern (z. B. Arch.-epigr. Mitt. aus Öſterreich XII Taf. IV) möchte man allerdings nur einen den Gürtel erſetzenden oder ihm Halt gebenden wulſtartigen Abſchluß der Hoſe annehmen, wie ihn auch Germanen auf dem Denkmal von Adamkliſſi und auf der Trajanſäule zeigen.

Viele Parallelen bieten die Darſtellungen der Gallier in der antiken Kunſt, doch würde ein näheres Eingehen auf dieſelben hier zu weit führen (vgl. S. Reinach, les Gaulois dans l'art antique, Rev. arch. 1888–1889, Furtwängler, Intermezzi S. 75, v. Bienkowski, Die Darſtellungen der Gallier in der helleniſtiſchen Kunſt, 1908).

Kap. 17, 10—11. *Nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur.* Während Müllenhoff (S. 289, vgl. auch S. 572) die Stelle ſo deutet, daß die Kleidungsſtücke nach Stoff und übriger Beſchaffenheit im ganzen dieſelben wie bei den Männern waren, nimmt Baumſtark (S. 606) mit Recht auch für die Frauen Beinkleider an. Die Richtigkeit dieſer Anſicht beweiſt vor allem eine im Mainzer Legionskaſtell gefundene Skulptur des 1. Jahrhunderts, die eine trauernde Germanin darſtellt (Tafel II Fig. 10), mit eng anliegendem Leibrock und Hoſe ſowie mit einem ſchleierartigen Umhängetuch (vgl. meine Ausführungen A. h. V. V S. 82 f.). Das Schema des einander gegenüberſitzenden trauernden Gefangenenpaares iſt zwar ſehr alt und von der griechiſchen Kunſt bis zur ſpätrömiſchen zu verfolgen (vgl. z. B. den Fries des kapitoliniſchen Sarkophags bei v. Bienkowski, Die Darſtellungen der Gallier in der helleniſtiſchen Kunſt (1908), Ergänzungstafel IV, die gemma Auguſtea in Wien und den Pariſer Cameo, den Helm von Nikopoli, die Neumagener Skulpturen, das Halberſtadter Diptychon etc.), doch iſt auf unſerem Relief, entſprechend der S. 5 geſchilderten realiſtiſchen Behandlungsweiſe im 1. Jahrhundert, ſicherlich keine Barbarin im allgemeinen oder eine Germanin im Phantaſiekoſtüm dargeſtellt, ſondern eine Germanin, wie ſie die römiſchen Bildhauer in Mainz täglich vor Augen haben konnten. Auch die germaniſchen Frauengeſtalten auf den Münzen Domitians mit der Umſchrift Germania devicta (subacta, capta) ſcheinen Hoſen, wenn auch etwas weitere, zu tragen (vgl. die Abb. 3 u. 4 S. 9); ſie entſprechen einer typiſchen Darſtellung, die ſich auf den Münzbildern bis in die ſpätrömiſche Zeit (Alamannia, Francia) verfolgen und die manchmal Zweifel aufkommen läßt, ob dieſes Kleidungsſtück ein Rock oder eine weite Hoſe war (vgl. auch v. Bienkowski, de simulacris etc. S. 34). Weite Hoſen hat wohl auch eine Germanin an einem bronzenen Gefäßgriff im Louvre in Paris, der als Gegenſtück einen Germanen mit enger Hoſe zeigt, beide mit nacktem Oberkörper. Auch die auf einem Tigelgriff aus arretiniſcher Sigillata dargeſtellte Germania (Arch. Anz. 1889 S. 167, v. Bienkowski, de simulacris S. 88) könnte möglicherweiſe weite Hoſen, einen langärmeligen Leibrock und darüber einen Mantel tragen, nicht wie v. Bienkowski meint, „ein eng anliegendes, durchſichtiges Hemd mit weiten Ärmeln“, wenn auch dieſe Tracht auf andern Sigillata-Darſtellungen dieſer Zeit nicht ſelten begegnet (vgl. auch die Γερμανία auf einem frührömiſchen Relief aus Kula in Lydien im Muſeo civico d'antichitá zu Trieſt, v. Bienkowski a. o. S. 40 Fig. 20; bei dieſen Perſonifikationen ſpielt natürlich die künſtleriſche Freiheit eine größere Rolle). Weite Hoſen nach Art der Sarmaten haben übrigens auch die Männer bei einigen Germanenſtämme getragen, doch im allgemeinen wohl nur bei den öſtlichen Stämmen, von den weſtlichen nur die Vangionen (vgl. Lucan, Pharsalia I, 430 et qui te laxis imitantur Sarmatae bracis Vangiones, „Vom Rhein“ 1904 S. 31 f.).

Kap. 17, 12—14. *partemque vestitus superioris in manicas non extendunt, nudae brachia ac lacertos; sed et proxima pars pectoris patet.* Die Richtigkeit dieſer Bemerkung wird beſtätigt, weniger ſicher allerdings durch die Tracht der ſog. Thusnelda oder „trauernden Germanin“ in Florenz und ähnliche Werke der großen Kunſt, als vielmehr durch manche Erzeugniſſe der Kleinkunſt. Bienkowski, der de simulacris barbararum gentium S. 36 f. (Abb. Fig. 17 a) an der Deutung der Florentiner Statue als Germanin überhaupt Zweifel hegt, ſieht in dem Motiv der hälftig entblößten Bruſt nur ein Zeichen der Trauer und meint, daß bei den Germaninen der ganze obere Teil der Bruſt entblößt war. Indeſſen zeigen die Frauengeſtalten auf der gemma Auguſtea in Wien, dem Relief von Kula, auf einem Relief von Trieſt (Gallierin?), auf der Markusſäule, auf Münzen, auf dem Halberſtadter Diptychon etc., daß die Entblößung bald nur eine Bruſthälfte, bald den ganzen oberen Teil des Bruſtkorbs betraf. Jedenfalls aber hat Tacitus vollkommen Recht. Er ſagt ja nicht, daß dieſe Tracht ganz allgemein geweſen ſei, ſondern nur daß ſie (neben dem geſchloſſenen langärmeligen Leibrock) gebräuchlich war (nisi quod feminae saepius etc.); vgl. auch Lindenſchmit, Handbuch S. 406 f. und M. Heyne, Deutſche Hausaltertümer III S. 307 f. u. a.



Abb. 3



Abb. 4

Kap. 26, 5. *arva per annos mutant...* Hinſichtlich dieſer viel behandelten Stelle über das germaniſche Agrarweſen zu Tacitus Zeit kann auf die lichtvolle Darſtellung in dem Buche von I. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germaniſchen Altertum (1905) S. 520 f. hingewieſen werden, wo auch die wichtigſte neuere Literatur verzeichnet iſt. „Wir haben es alſo mit einer ausgeſprochenen wilden Feldgraswirtſchaft zu tun, einem Wechſel zwiſchen Ackerland und Dreeſch. Die jeweils im Anbau befindliche Fläche blieb eine Anzahl Jahre Saatland, um dann wieder auf viele Jahre hinaus dem Graswuchs überlaſſen und als Weide benutzt zu werden .... Der Unterſchied von den Verhältniſſen in Cäſars Zeit (bell. gall. 4, 1 und 6, 22) liegt auf der Hand .... Bei Tacitus hat der Gau oder Untergau nichts mehr mit der Ackerverteilung zu tun. Das dauernde Beſitzrecht haftet jetzt an der Dorf- und Markgenoſſenſchaft, die wohl aus dem genealogiſchen Grundtypus der Sippe hervorgegangen iſt; von dieſer wird das Ackerland temporär auf eine Anzahl von Jahren zur Nutznießung an die einzelnen verteilt. Während alſo zu Cäſars Zeit die Agrarverhältniſſe Deutſchlands einen wilden, unruhigen Eindruck machen [entſprechend den damaligen großen Wanderungen, „Trekks“, der weſtlichen Germanen], weiſt die Schilderung des Tacitus auf ruhige, ſtabile Zuſtände hin [entſprechend der durch

die Römer veranlaßten Seßhaftigkeit]“; vgl. auch H. Behlen, Der Pflug und das Pflügen (1904).

Kap. 27, *1—3. funerum nulla ambitio, id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur. struem rogi nec vestibus nec odoribus cumulant.* Die Ausgrabungen haben dieſe Einfachheit der germaniſchen Grabausſtattung des 1. Jahrhunderts ſowohl gegenüber der römiſchen wie der galliſchen (funera pro cultu Gallorum magnifica et sumptuosa, Cäſar bell. gall. 6, 19) vollauf beſtätigt, wenigſtens für den Niederrhein, während am Oberrhein unter römiſchem Einfluß und zum Teil auch im Elbgebiet ein etwas größerer Luxus herrſchte (vgl. S. 3). In Weſtdeutſchland begegnen im 1. Jahrhundert n. Chr. nur Brandgräber (vgl. auch Kiekebuſch, Der Einfluß der römiſchen Kultur auf die germaniſche (1908) S. 60 f.).

Kap. 27, 3—5. *sua cuique arma, quorundam igni et equus adicitur. sepulcrum caespes erigit.* Da in den germaniſchen Gräbern am Niederrhein Waffenbeigaben ſelten ſind, vermutet Kiekebuſch (S. 62), daß Tacitus an die in der Nähe der römiſchen Lager angeſiedelten Germanen dachte, in deren Gräbern öfters Waffen gefunden werden, oder an germaniſche Stämme anderer Gegenden. Da aber Tacitus ſelbſt offenbar gerade von den niederrheiniſchen Stämmen ſagt, daß bei ihnen Schwerter ſelten ſind (vgl. oben S. 3), ſo darf uns deren ſeltenes Vorkommen in den dortigen Gräbern nicht wundern. Lanzenſpitzen kamen dort ſchon häufiger zum Vorſchein, und nur dieſe ſowie Schilde, die häufig aus leicht vergänglichem Material beſtanden, hat Tacitus im Auge. Die Anzahl der bis jetzt geöffneten Gräber des 1. Jahrhunderts am Niederrhein iſt übrigens noch keineswegs beſonders beträchtlich. Als Beweis der Mitbeſtattung des Leibpferdes führt Kiekebuſch in einem Grabe bei Düſſeldorf gefundene Pferderippen an (S. 62); doch iſt für die Seltenheit der Spuren von Pferdeleichen in Gräbern dieſer Zeit auch zu bedenken, daß ſie auf dem Scheiterhaufen mit ihrem Herrn verbrannt wurden. In den alamanniſchen und fränkiſchen Skelettgräbern begegnen ſie ſchon viel häufiger (vgl. Lindenſchmit, Handbuch S. 132). Bezüglich des sepulcrum caespes erigit bemerkt Kiekebuſch S. 63: „gerade zur Römerzeit legten die Germanen in allen Gegenden Deutſchlands Flachgräber an, nur nicht am Niederrhein. Und gerade das iſt mir ein ſicherer Beweis, daß *Tacitus bei ſeiner Schilderung nur die niederrheiniſchen Hügelgräber im Sinne gehabt haben kann.*“ Dieſe Bemerkung iſt inſofern unrichtig, als die germaniſchen Gräber dieſer Zeit am Mittel- und Oberrhein gleichfalls von einem, wenn auch kleinen, Erdhügel bedeckt waren, wie ſich bei Ladenburg, Gießen und anderwärts nachweiſen läßt. Raſenauffatz iſt ja heute noch in vielen Gegenden üblich.

Kap. 29, 7—8. *Batavi . . . tantum in usum proeliorum sepositi velut tela atque arma bellis reservantur* von den Batavern bezieht ſich auf die Tatſache, daß ſchon im 1. Jahrhundert etwa 10 Bataverkohorten und eine ala ſich unter den römiſchen auxilia befanden (vgl. M. Bang, Die Germanen im römiſchen Dienſt (1906) S. 32 f.). Auch die Kannenafaten, Nachbarn bezw. ein Teil des bataviſchen Volkes, ſtellten mehrere Kohorten und eine ala (Bang a. o. S. 39/40, Münzer, Bonn. Jahrb. H. 104 (1899) S. 95).

Kap. 29, 15 f. *Non numeraverim inter Germaniae populos quamquam trans Rhenum Danuviumque consederint, eos qui decumates agros exercent: levissimus quisque Gallorum et inopia audax dubiae possessionis solum occupavere; mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur.* Die Schilderung des Tacitus iſt für den Oberrhein nicht ſo genau wie für die Gegenden am Niederrhein. Schon die Aufzählung der Stämme am linken Ufer des Oberrheins in Kap. 28 (Vangiones, Triboci, Nemetes) gibt (wie übrigens auch bei Plinius) nicht die richtige Reihenfolge an, da es Vangiones, Nemetes, Triboci heißen müßte. Bei den Vangionen wäre ſchon erwähnenswert geweſen, daß ihre Tracht von der aller anderen Weſtgermanen abwich und der der Sarmaten glich (Lucanus, Pharſalia 1, 430 et qui te laxis imitantur, Sarmata, bracis Vangiones), alſo nicht stricta et singulos artus exprimens, wie Tacitus Kap. 17 im allgemeinen von den Germanen ſagt. Die Suebi Nicretes, die in der Rheinebene zwiſchen Main und Neckar und noch weiter ſüdlich mindeſtens ſeit auguſteiſcher Zeit ſaßen, erwähnt er gar nicht, obwohl ſie ſicherlich keine geringere Rolle als die Mattiaci, namentlich während der römiſchen Okkupation des 1. Jahrhunderts, geſpielt haben, als in ihrem Gebiete die Kaſtelle Groß-Gerau, Gernsheim, (Ladenburg), Heidelberg angelegt wurden. Nach ihnen heißt ja die ganze civitas c. Ulpia Sueborum Nicretium, und auf der tabula Peutingeriana erſcheint gerade an dieſer Stelle der Name Suevia, weiter ſüdlich Alamannia. Die Suebi Nicretes waren hier vielleicht ſchon von Cäſar (wie die Vangiones, Nemetes nnd Triboci am linken Rheinufer), ſpäteſtens aber von Agrippa angeſiedelt worden und ſtanden unter römiſcher Schutzherrſchaft und in römiſchem Dienſte, auch nachdem dieſes Gebiet wie die ganze rechte Rheinebene ſüdlich des Mains ſpäteſtens unter Caligula von römiſchen Truppen beſetzt worden war.*) Der Ausdruck dubiae possessionis solum bezieht ſich auf die Zeit der Kämpfe zwiſchen Galliern und Germanen, als die Helvetier unter dem Druck der Scharen des Arioviſt und ihrer Nachfolger ſich offenbar erſt nach harten Kämpfen aus Südweſtdeutſchland über den Oberrhein zurückzogen. Die oft behandelte Bezeichnung des Ptolemaeus ἡ τῶν Ἑλουητίων ἔρημος darf nach meiner auf die Bodenfunde geſtützten Anſicht nicht zu wörtlich genommen werden, wie es noch öfters geſchieht, doch war die Beſiedelung dieſes Geländes immerhin eine ſehr dünne. Um dieſe zu beſchleunigen, wurde der ganze Landſtrich als kaiſerliche Domäne verpachtet (agri decumates, vgl. Fabricius, Die Beſitznahme Badens S. 55). Die promota praesidia ſind die teils unter Auguſtus, teils unter Caligula, Claudius und Veſpaſian errichteten römiſchen Kaſtelle in der Ebene der Wetterau und in der rechtsrheiniſchen Ebene ſüdlich vom Main (Groß-Gerau, Gernsheim, Heidelberg, (Hochſtetten?), Baden-Baden, Offenburg, Riegel etc.), die nach den Chattenkriegen des Domitian von dieſem und ſeinen Nachfolgern bis an den Limes ſelbſt ins Gebirge vorgeſchoben wurden. Frontin, der unter Domitian als Ingenieur die Herſtellung

*) Dieſe ſchon von A. Rieſe und v. Domaszewski vermutete vorveſpaſianiſche Okkupation der rechtsſeitigen Rheinebene ſüdlich des Mains kommt auch durch die Funde allmählich immer deutlicher zum Ausdruck, ſo durch ältere, aber nicht genügend beachtete Funde (in einer Frankfurter Privatſammlung) von Groß-Gerau, wo in der Nähe der Schindkaute offenbar ein römiſches Erdkaſtell dem römiſchen Steinkaſtell im Gewann Eſch vorausging, ferner bei Hochſtetten (Mainzer Ztſchr. II S. 20 Anmerk. 14), neuere und ältere Funde bei Baden-Baden, Riegel etc. Auch am Austritt der Täler aus dem Gebirge, wie bei Eberſtadt, Wiesloch etc., ſcheinen ſchon kleinere Beobachtungspoſten gelegen zu haben.

der neuen Grenzſperre leitete, erzählt (ſtrateg. 1, 3, 10), daß der Kaiſer die Wälder habe aushauen und 120 m. p. (d. h. 24 Meilen) lange limites habe ziehen laſſen, worunter offenbar der Taunus-Limes zwiſchen Rhein und Main zu verſtehen iſt. Unter Nerva und Trajan wurde dieſer Limes durch den Odenwald etc. fortgeſetzt. Pars provinciae habentur, nicht habiti sunt oder habebantur ſagt Tacitus nach Müllenhoff's Anſicht (IV S. 406) offenbar mit beſonderem Nachdruck, weil das Geſchäft dieſer Grenzbefeſtigung und Verwaltungsorganiſation durch Trajan noch fortdauerte oder zu der Zeit, als die Germania erſchien [Ende 98 v. Chr.], erſt eben beendet war. Daß es im Jahre 98 bereits vollſtändig beendet war, iſt mir indeſſen ſchon deshalb nicht wahrſcheinlich, weil die für den Odenwald-Neckar-Limes dienende Operationsbaſis Mainz-Heidelberg-Stettfeld-Oos-Offenburg nach einem bei Bühl gefundenen Meilenſtein (C. I. L. XIII 9120, vgl. 6298 und Zangemeiſter, Weſtd. Ztſchr. 1884, S. 237 f. ſowie meine Darlegungen in dem Berichte über die Fortſchritte der römiſch-germaniſchen Forſchung in den Jahren 1906/7 S. 17) erſt im Jahre 100, wahrſcheinlich von der I. und XI. Legion, ausgebaut wurde.

Über die hierauf bezüglichen Ergebniſſe der Limes-Unterſuchung durch das Reich vgl. unter anderem:

Fabricius, Hettner, v. Sarwey, Der oberg.-rätiſche Limes des Römerreichs, bis jetzt 31 Lieferungen,

E. Fabricius, Die Entſtehung der römiſchen Limesanlagen in Deutſchland, Weſtd. Ztſchr. XX (1901) S. 177 f. und die Beſitznahme Badens durch die Römer (1905),

G. Lachenmaier, Die Okkupation des Limesgebietes, Württ. Vierteljahrshefte 1906 S. 187—262,

E. Kornemann, Die neueſte Limesforſchung, Klio 1907 S. 73—121, vgl. auch Ber. d. röm.-germ. Kommiſſion 1906/7 S. 167 f. (Barthel),

E. Herzog, Zur Okkupations- und Verwaltungsgeſchichte des rechtsrheiniſchen Römerlandes, Bonn. Jahrb. H. 102 (1898) S. 83—101 u. a. m.

Kap. 30, 11—14. *Chatti . . . omne robur in pedite, quem super arma ferramentis quoque et copiis onerant.* Für das Schanzzeug der Chatten, das ſchon wegen des „vallare noctem" (9) notwendig war, ſind zwar meines Wiſſens bis jetzt keine ſicheren Belege zum Vorſchein gekommen, doch wird die Notiz wohl ihre Richtigkeit haben. Das römiſche Schanzzeug des 1. Jahrhunderts, Doppelaxt, Faſchinenmeſſer etc. iſt ſowohl durch Originale (vgl. z. B. A. h. V. V Taf. 10) wie Darſtellungen auf Grabſteinen (vgl. Bonn. Jahrb. H. 108/109 Taf. VI 4) bekannt. Unter den Eiſenſachen des chattiſchen Gräberfeldes (und vereinzelter Wohnſtätten) bei Gießen aus dem 1.—3. Jahrhundert iſt bis jetzt nichts ähnliches vorhanden (vgl. Mitt. des Oberheſſ. Geſchichtsvereins Gießen, Fundbericht 1902 S. 111* und neuere Funde im Muſeum zu Gießen); doch ſind Pionierwerkzeuge in Gräbern auch nicht zu erwarten.

Kap. 31, 3—5. *Crinem barbamque submittere nec nisi hoste caeso exuere votivum obligatumque virtuti os habitum.* Die römiſchen Grabſteine Deutſchlands zeigen bis jetzt meines Wiſſens kein Beiſpiel dieſer auch anderwärts begegnenden und bis in das Mittelalter fortdauernden Sitte, dagegen ein in England gefundener Grabſtein, der dieſen squalor ſo recht zum Ausdruck bringt (vgl. z. B. v. Domaszewski, Die Fahnen im römiſchen Heere (1885) S. 70 Fig. 85).

Kap. 31, 8—9. *fortissimus quisque ferrum anulum . . . velut vinculum gestat.* Dieſes Symbol der Verpflichtung hält Müllenhoff (IV S. 416 f. und 576 f.) für einen Fingerring, während I. Grimm Armringe darin ſehen wollte. Unter den genannten Gießener Funden liegt bis jetzt kein Beweismaterial vor, das für die eine oder andere Anſicht ſprechen würde. Die Haarreife, die einzelne Germanen z. B. auf dem Belgrader Cameo, auf dem Grabſtein des Romanius (oder Haarband?) u. ſ. tragen, haben wohl mit jenem Ringe nichts zu tun.

Kap. 37, 3—5. *Cimbri . . . veterisque famae lata vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis.* Mit Recht werden von Baumſtark die castra ac spatia nicht als ein und dasſelbe aufgefaßt, ſondern als Kaſtelle der Kämpfer und Lagerplätze für die große Maſſe [und die Herden]. Offenbar ſind kleinere Erdverſchanzungen wie die von Gerichtsſtetten und andererſeits die größeren Ringwälle darunter verſtanden, die namentlich aus germaniſcher Spät-La Tène-Zeit viele Spuren der Benützung zeigen, wie die Ringwälle auf dem Dünsberg bei Gießen, die Goldgrube im Taunus, der Greinberg bei Miltenberg, der Heiligenberg bei Heidelberg u. a. m. Innerhalb der beiden letzteren Ringwälle ſind dem Mercurio Cimbri(an)o geweihte Altäre gefunden. Sie erklären uns, wie die Kimbern zu dem Ruhme kamen, jene gewaltigen Anlagen erbaut zu haben (vgl. die Ulixesſage in Asciburgium Kap 3, 9—15). Übrigens ſcheint den Kimbern von den Römern alles Mögliche und Unmögliche zugeſchrieben worden zu ſein, wie von unſerem Volke den Schweden (Schwedenſchanzen etc.). Noch in den Chattenkriegen des Domitian ſpielten jene Ringwälle eine gewiſſe Rolle, da Frontin ſtrat. 1, 3, 10 mit den Worten quorum refugia nudaverat wohl hauptſächlich an die zahlreichen Taunus-Ringwälle dachte. Über den heutigen Stand der Ringwallfrage vgl. E. Anthes, Bericht über die Fortſchritte der römiſch-germaniſchen Forſchung 1905 S. 26—48, 1906/7 S. 32 f.

Kap. 38, 5—6. *Suebi . . . insigne gentis obliquare crinem nodoque substringere. sic Suebi a ceteris Germanis, sic Sueborum ingenui a servis separantur . . . apud Suebos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur ac saepe in ipso [solo] vertice religant; principes et ornatiorem habent.* Müllenhoff (IV S. 450 f.) hat zur richtigen Erklärung dieſer Haartracht wenig Förderliches beigetragen, ja auf Abwege geführt; Herm. Fiſchers Bemerkungen Philologus 50 S. 379 f. kommen der Wirklichkeit ſchon näher, wenn der ſeitliche Knoten ſich auch keineswegs nur auf jüngere Leute beſchränkt hat. Die Denkmäler geben uns deutlichen Aufſchluß, wie ſchon Furtwängler Intermezzi S. 67 f. erkannt hat. Der Kopf der früheren Sammlung Somzée (jetzt im Musée royal du Cinquantenaire zu Brüſſel*) aus ſpäthelleniſtiſcher Zeit (Taf. I. 1), die Baſtarner auf dem Monument von Adamkliſſi, der germaniſche Führer auf der Trajanſäule (Fröhner pl. 130) und gar manche Darſtellungen der Kleinkunſt (Münzen, Bronzen wie Tafel I. 4 etc.) laſſen keinen Zweifel daran, daß die Haare gewöhnlich an der Seite des Kopfes über dem Ohre zu einem Knoten verſchlungen waren. Am deutlichſten aber illuſtriert den taciteiſchen Ausdruck crinem obliquare nodoque substringere der Grabſtein eines römiſchen Reiters, der zu Mainz gefunden wurde (Taf. II. 15, 15 a). Wie ich A. h. V. V S. 85 ſchon aus-

*) Wie mir R. Zahn mitteilt, befindet ſich auch im vatikaniſchen Büſtenzimmer ein Germanenkopf aus Marmor mit finſterem, bartloſen Geſicht, der auf der rechten Seite hinter dem Ohre einen ſtarken, langen Haarwulſt zeigt.

einandergeſetʒt habe, gehört er trotʒ der ungeſchickten Darſtellung noch dem 1. Jahrhundert n. Chr. an, und zwar der erſten, nicht der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts, wie ich dort angenommen hatte. Während die meiſten andern Bildwerke — wohl der Wirklichkeit entſprechend — den Schmuck an der rechten Kopfſeite vorführen, zeigt ihn dieſer Grabſtein allerdings auf der linken, wohl nur aus Ungeſchicklichkeit des Bildhauers, da die Anbringung an der rechten Kopfſeite weit ſchwieriger geweſen wäre. Der Knoten war offenbar ziemlich tief an der Schläfe, etwa in Ohrhöhe, geſchlungen, wie die verſchiedenen Darſtellungen und das *sub*stringere des Tacitus erkennen laſſen. Der Nackenknoten, den namentlich moderne Darſtellungen der alten Germanen ſo oft zeigen, entbehrt jeder Begründung. Auch das saepe in ipso vertice religant wird vortrefflich durch einen der flaviſcher Zeit angehörigen Mainzer Grabſtein des Andes illuſtriert (C. I. L. XIII. 7083, A. h. V. I XI Taf. 6, 2, Taf. II. 11, 11 a). Die langſträhnigen, ſtruppigen Haupthaare ſind deutlich zurückgekämmt und auf dem Scheitel zuſammengebunden. Denſelben Scheitelknoten zeigen möglicherweiſe kleine Bronzeköpfe des 1. Jahrhunderts (die ſog. Bataverköpfe), die als Henkelverzierungen von Truhen etc. dienten (vgl. Taf. I. 7, 8 und Vignette S. 13). Sie haben nicht ſelten dieſelben Spitʒbärte wie der Germane auf dem Grabſtein des Andes.*) Das *principes et ornatiorem habent* kann auf verſchiedenartigen Haarſchmuck bezogen werden, doch laſſen ſowohl Schriftſtellernachrichten (Silius Ital. 5, 134 cui vertice surgens triplex crista iubas effundit crine Suebo und Iuvenal 13, 164 caerula quis stupuit Germani lumina, flavam caesariem et madido torquentem cornua cirro?) wie verſchiedene Denkmäler des 1. Jahrhunderts deutlich erkennen, daß Tacitus in erſter Linie einen hörner-, buſch- oder federartigen Aufbau des Haares im Auge hatte, wie ihn z. B. eine Bronzeſtatuette der bibliothèque Nationale in Paris (Babelon-Blanchet Nr. 915, unſere Tafel I. 3) und ein ähnliches Figürchen im britiſchen Muſeum zu London andeuten (S. Reinach, répertoire II S. 199 Nr. 4).

Kap. 41, 3—5. *Hermundurorum civitas, fida Romanis; eoque solis Germanorum non in ripa commercium, sed penitus atque in splendidissima Raetiae provinciae colonia.* Dieſe Nachricht wird durch die Münzgeſchichte vollauf beſtätigt, indem die „Hermundurengepräge“ im engſten Zuſammenhang mit den rätiſchen Nikeſtatern ſtehen (vgl. R. Forrer, Keltiſche Numismatik der Rhein- und Donaulande (1908) S. 288 f.).

Kap. 43, 2—3. *e quibus Marsigni et Buri sermone cultuque Suebos referunt* iſt wie die Bemerkung Kap. 46, 3—4 *quamquam Peucini, quos quidam Bastarnas vocant, sermone cultu sede ac domiciliis ut Germani agunt* und wie Kap. 43, 29—30 *omniumque harum gentium insigne rotunda scuta, breves gladii et erga reges obsequium* wohl richtig. Die Schilde der Baſtarner auf dem Denkmal von Adamkliſſi ſind tatſächlich von ovaler Geſtalt (vgl. Furtwängler, Intermezzi S. 68, Metopen 4, 16, 37), während ſie bei den Weſtgermanen, wenigſtens bei den Fußgängern, im 1. Jahrhundert gewöhnlich vier- oder ſechseckige ſind (vgl. oben S. 4). Allerdings bedienten ſich die Baſtarner wie die Daker etc. ziemlich langer Sichelſchwerter (vgl. Furtwängler a. o. S. 68, v. Bienkowski de simulacris etc. S. 70). Die Literatur über die Baſtarner bei Furtwängler, Intermezzi (1896) S. 59 Anmerk. 2. Die Darſtellungen des Adamkliſſi-Denkmals (Haarknoten, Tracht, Geſtalt) zeigen, daß Tacitus mit ihrem germaniſchen Urſprung Recht hat, wenn ſie auch zu Tacitus Zeit durch die Vermiſchung mit den Sarmaten ſchon herabgekommen waren. Der Haarknoten bringt ſie wie ihre Nachbarn, die Marſigni und Buri, in Zuſammenhang mit den Sueben und beſtätigt Kap. 43, 3 sermone cultuque Suebos referunt und Kap. 48, 7—8 in aliis gentibus, seu cognatione aliqua Sueborum seu, quod saepe accidit, imitatione etc.

Kap. 45, 14—15. *sucinum, quod ipsi glaesum vocant.* Die Stelle geht auf Plinius nat. hiſt. XXXVII, 35 f. zurück; vgl. Münzer, Bonn. Jahrb. H. 104 S. 84, wo auch weitere Literatur angegeben iſt.

Faſſen wir das Geſagte kurz zuſammen. Wohl laſſen ſich in den geographiſchen und ethnologiſchen Angaben des Tacitus über die Weſtgermanen einige Irrtümer und Ungenauigkeiten nachweiſen, wie die über das Vorkommen von Edelmetallen in Deutſchland (Kap. 5), die unrichtige Aufzählung der germaniſchen Stämme am Oberrhein (Kap. 28) und einiges andere, auch Übertreibungen wie das paludibus foeda in Kap. 5, *aber im ganzen ſind ſeine Schilderungen, namentlich die der Wohnweiſe, der Tracht und Bewaffnung, der Volksſitten uſw. nach Ausweis der erhaltenen Denkmäler ſogar ganz vorzüglich und beſchränken ſich nicht nur auf allgemeinere Bemerkungen, ſondern berichten Einzelheiten, wie ſie nur ein tüchtiger Sachkenner und ſcharfer Beobachter geben konnte.* Die Notizen über die serrati und bigati (Kap. 5), die treffliche Beſchreibung der Tracht und Bewaffnung der Rheingermanen, die Angaben über das Reiten der Germanen (Kap. 6, 11—14) und die Pferdezucht der Usipi und Tencteri (Kap. 32), über das Kriegsweſen der Chatten (Kap. 30, 31), über die castra ac spatia der Kimbern (Kap. 37) und manches andere können nur von einem Berichterſtatter ausgehen, der mit großem Verſtändnis an Ort und Stelle die Verhältniſſe ſtudiert hat.

Daß Tacitus ſelbſt nie in Germanien war, erſcheint nach den Ausführungen Müllenhoff's (IV S. 23 f.) und anderer geſichert. Woher ſtammen alſo dieſe auf unmittelbare Anſchauungen beruhenden Nachrichten? Vor allem fällt auf, daß die Beſprechung der einzelnen germaniſchen Stämme vom Niederrhein ausgeht und hier viel ausführlicher und ſachkundiger iſt als für die Stämme am Oberrhein oder an der Donau (vgl. Kap. 2 Tungri, Kap. 3 Asciburgium, Kap. 6 rari gladii, Kap. 12 crate mergunt, Kap. 29 die Steuerfreiheit etc. der Bataver, Kap. 32 Tencteri equestris disciplinae arte praecellunt, Kap. 33 „die Niederlage der Brukterer wird als ein großartiges Gladiatorenſchauſpiel aufgefaßt, das die Römer von Vetera ganz

*) Als „*Bataver-* oder *Sigamber*“*köpfe* hat ſie Smetius antiquitates Neomagenses p. 30 erklärt, und Fiedler, Denkmäler von Castra vetera (1839) S. 58 u. a. ſind ihm gefolgt. Weitaus die Mehrzahl derſelben ſind aber in Wirklichkeit Silensköpfe, wie die langen Ohren, die Stumpfnaſe und der Stirnſchmuck aus Epheuranken beweiſen. Allerdings zeigen manche weniger ausgeprägten Silenstypus, dagegen den langen germaniſchen Spitʒbart etc., ſodaß eine abſichtliche Anſpielung vorliegen könnte. Solche „Scherze“ waren ja in der römiſchen Kleinkunſt nicht ſelten, wie eine Stelle des Martial (XIV. 162) dartut: sum figuli lusus rufi persona Batavi; quae tu derides haec timet ora puer. Der Haarknoten war bei den Truhenbeſchlägen ſehr geeignet als Profilierungsglied zur Überleitung in den Henkel.

in der Nähe genießen konnten“ (v. Kobilinski S. 61, Müllenhoff IV S. 9) ufw.).

Die philologifche Quellenforfchung hat längft vermutet und zum Teil auch erwiefen, daß *die Schriften des älteren Plinius eine Hauptquelle* für die Schilderungen des Tacitus in der Germania, in den Annalen und Hiftorien bildeten. Vor allem find es die 20 Bücher bellorum Germaniae, die er nach den Worten feines Neffen incohavit, cum in Germania militaret, und die er wahrfcheinlich bis zum Jahr 47 führte (vgl. F. Münzer, Die Quellen des Tacitus für die Germanen-Kriege, Bonn. Jahrb. H. 104 (1899) S. 77 f.), als nach dem Feldzug des Corbulo gegen die Chauken ein mehrjähriger Stillftand der Operationen am Niederrhein gegen die Germanen eintrat. Dann kommen in Betracht die plinianifche Biographie de vita Pomponi Secundi, eines Freundes, der als obergermanifcher Legat im Jahre 50 einen Feldzug im Gebiete der Mattiaker und Chatten leitete, feine Hiftorien a fine Aufidii Bassi, in denen namentlich die Germanenkriege unter Nero behandelt wurden, und die naturalis hiftoria, die er wahrfcheinlich als Prokurator der Belgica im Jahre 74 vollendete. Plinius hat den größten Teil feines germanifchen Militärdienftes am Niederrhein zugebracht, zeitweife als Präfektus einer ala in Xanten, und nahm auch an der Expedition des Corbulo gegen die Chauken teil. Am Oberrhein und an der Donau war er offenbar nur vorübergehend, wahrfcheinlich mit Pomponius im Lande der Mattiaker und Chatten und gelegentlich auch an der Donau (Münzer a. o. S. 78 f.). *Von den germanifchen Verhältniffen am Niederrhein befaß er infolge deffen eine viel fichere Anfchauung und umfaffendere Kenntnis als von den obergermanifchen, ein Gegenfatz, der fich auch in der Germania des Tacitus deutlich abfpiegelt, wie wir gefehen haben.*

Von mittelrheinifchen Stämmen find ausführlicher bei Tacitus nur die Chatten behandelt (Kap. 30). Die Schilderung ihres Ausfehens (duriora genti corpora, stricti artus, minax vultus etc.) fowie ihrer Kriegstüchtigkeit (praeponere electos, audire praepositos, nosse ordines .... disponere diem, vallare noctem .... super arma ferramentis quoque et copiis onerant etc.) läßt auf eigene Anfchauung und Erfahrung fchließen und legt die Vermutung nahe, daß fich Plinius diefe auf dem Zuge des Pomponius geholt hat. Vielleicht darf auch die gründlichere Kenntnis der Zuftände bei den Hermunduren (Kap. 41 passim sine custode transeunt ... his domos villasque patefecimus etc.) mit einem wenn auch kürzerem Aufenthalt in Augsburg in Zufammenhang gebracht werden.

Außer diefen literarifchen Arbeiten des Plinius und einiger anderer Schriftfteller haben Tacitus bei der Abfaffung der Germania ficherlich auch noch andersartige Quellen zu Gebote geftanden, vor allem *mündliche Erzählungen römifcher Offiziere* aus den Garnifonen am Rhein und an der Donau, namentlich über Zuftände in der flavifchen Zeit und aus dem Innern Deutfchlands. An Gründlichkeit und Zuverläffigkeit aber kamen fie den Angaben des niederrheinifchen Reiteroberfts auch nicht annähernd gleich, dem fein Wiffens- und Forfchensdrang beim Ausbruch des Vefuvs im Jahre 79 das Leben koften follte.



Abb. 5. Bronze von Rheinzabern im Museum zu Karlsruhe

II.

Die im Jahre 1908 gefundenen römischen und frühchristlichen Inschriften und Skulpturen

von K. Körber

(mit 50 Abbildungen nach Zeichnungen von Heinrich Wallau und Photographien von E. Neeb)

Sämtliche diesjährigen Funde ſtammen mit Ausnahme von Nr. 15, 20, 21 und 26 von den Ausgrabungen an der Albanskirche. Genauere Fundangaben wird Neeb in ſeinem Berichte (ſ. Aufſatʒ III) geben.

I. Römische Grabdenkmäler.

1 *Grabſtein des Zenturionen L. Refidius Bassus,* gef. am 18. Juli 1908. Kalkſtein. H. 103 cm (wovon die unteren 27 rauh gelaſſen ſind), Br. 68 cm, D. 19 cm. Leider fehlt der obere Teil des Denkmals. Über der vollſtändig erhaltenen Inſchrift ſind in einem Riemengeflecht die Phalerae angebracht, die den Ordensſchmuck des Mannes bildeten. Sie ſind einfachſter Art, wie auf dem Mainzer Grabſtein des Cn. Muſius. Erhalten ſind ſechs, in zwei Reihen übereinander angeordnet. Ob es mehr waren, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen, neun, wie bei Muſius u. a., waren es offenbar nicht. Denn über dem mittleren Paar iſt der Reſt eines viel größeren Kreiſes ſichtbar, der zu einer Armilla gehört haben kann oder, wie Lindenſchmit meint, den Halsausſchnitt bildete; v. Domaszewski hält es für möglich, daß hier eine Torques um die Phalera gelegt war, wie auf dem berühmten Bopparder, jetʒt im Koblenzer Gymnaſium aufbewahrten Grabſtein CIL. XIII 7556. Über dem rechten Paar ſind zwei ſolcher Kreislinien ſichtbar, denen natürlich zwei andere über dem linken Paar entſprachen. Der Größe nach könnten ſie wohl zu zwei Phalerae gehören, die aber ſo nahe aneinander gerückt geweſen ſein müßten, daß ſie ſich noch etwas deckten. — Die Inſchriftfläche iſt an den Seiten mit ſchmalen *ansae* verziert.



Abb. 1, 1 : 10

L(ucius) Refidius L(ucii) f(ilius) Ter(etina tribu) Bassus domo Venafro, c(enturio) leg(ionis) XVI annor(um) XXXV, h(ic) s(itus) e(st).

„Lucius Refidius Baſſus, des Lucius Sohn, aus der Tribus Teretina, gebürtig aus Venafrum, Zenturio der ſechzehnten Legion, der 35 Jahre alt geworden iſt, liegt hier begraben.“

Der Verſtorbene ſtammt aus dem von Horaz beſungenen olivenberühmten Venafrum in Campanien; die Teretina iſt die Tribus der Vornehmen. — Z. 5 beſteht das Zenturionen-Zeichen nach der Sitte des 1. Jahrhunderts aus einem umgekehrten e c k i g e n C. — Die 16. Legion lag bis zum Jahr 43 in Mainz.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I, S. 77.

---

2 *Grabſtein eines Soldaten der XVI. Legion,* gef. am 10. Jan. 1908. Kalkſtein. H. 66 cm, Br. 62 cm, D. 18 cm. Oben fehlt eine Zeile ganz, von den Buchſtaben der zweiten ſind nur die Füße erhalten.



Abb. 2, 1 : 15

. . . M(arci) f(ilius) Vol(tinia tribu) Via(na), mil(es) leg(ionis) XVI anno(rum) XL stip(endiorum) XIX, h(ic) s(itus) e(st).

„. . . ., des Marcus Sohn, aus der Tribus Voltinia, gebürtig aus Viana (oder Vianna = Vienna, denn a und e wechſelt gern in keltiſchen Wörtern, Hauptſtadt der Allobroger, jetʒt Vienne an der Rhone), Soldat der ſechzehnten Legion, der 40 Jahre alt und 19 im Dienſte geweſen iſt, liegt hier begraben.“

Mit der erſten Zeile iſt Vor- und Geſchlechtsname des Verſtorbenen hinweggefallen, einen Beinamen hat er nicht

gehabt, wie dies bis zum Jahre 43 häufig der Fall iſt. — Z. 1 a. E. iſt vom Ortsnamen nicht mehr viel übrig, aber die Leſung iſt ſicher, da auch von dem A gerade noch ein Fuß erhalten iſt. Viana iſt auch noch auf zwei anderen im Mainzer Muſeum befindlichen Grabſteinen als Geburtsort der Verſtorbenen angegeben. Von dieſen gehörte der eine der leg. IIII Mac., der andere ebenfalls der leg. XVI an. Letztere ſtand ſicher von 12 bis 43 in Mainz.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 54.

---

3 *Bruchſtück von dem Grabſtein des M. Antonius (?),* gef. am 7. April 1908. Kalkſtein. H. 67 cm, Br. 20 cm, D. 12 cm. Erhalten iſt nicht ganz die linke Hälfte des Oberteiles.

M(arcus) A[nto ?]nius [M(arci) ? f(ilius) An[iens(i tribu)] Cr[em(ona), mil(es)] le[g(ionis) XVI ?] a[n(norum . . . .)].

„Marcus Antonius (?), des Marcus (?) Sohn, aus der Tribus Anienſis, gebürtig aus Cremona, Soldat der ſechzehnten (?) Legion, der . . . . Jahre alt geworden iſt.“

Wenn die obige Ergänzung in ihren weſentlichen Teilen richtig iſt, wie ich glaube, ſo hatte der Verſtorbene noch keinen Beinamen, und unſer Denkmal gehört alſo der Zeit vor dem Jahre 43 an. Dann kommen zur Ergänzung von Z. 5 nur die *leg. XVI* oder die *leg. XIIII gem.* in Betracht. Da der Beiname der letzteren vor dem Jahre 43, wo ſie bloß einen einzigen hat, auf Mainzer Grabſteinen niemals mit einem einfachen G abgekürzt wird, ſondern immer den Raum von wenigſtens zwei Buchſtaben beanſprucht, ſo ſcheint *leg. XVI* beſſer in die Lücke zu paſſen. Ein anderer aus Cremona gebürtiger Legionsſoldat dieſer Zeit gehörte aber der *leg. XIIII gem.* an (Becker 166, CIL. XIII 6886).

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 54.



Abb. 3, 1 : 15

---

4 *Grabſtein des Legionsſoldaten Ruſticus,* gef. am 9. Sept. 1908. Kalkſtein. H. 25 cm, Br. 49 cm, D. 21 cm. Nur rechts iſt der urſprüngliche Rand erhalten.

. . . . [Clau]dia (tribu) Ruſti[c]us Teurn[i]a mil(es) leg(ionis) [IIII] Mac(edonicae) an(norum) . . . .

„. . . . Ruſticus, aus der Tribus Claudia, gebürtig aus Teurnia (in Noricum, jetzt St. Peter im Holz in Steiermark) Soldat der vierten Legion, der mazedoniſchen, der . . . Jahre alt geworden iſt.“

Oben wird nur eine Zeile fehlen mit dem Vornamen und dem ziemlich kurzen Geſchlechtsnamen, z. B. *Julius,* ſowie dem Anfang des Tribusnamens *Claudia.* Bei dieſem muß die Worttrennung mitten im Diphthonge eingetreten ſein, da die ſichere Ergänzung der beiden folgenden Zeilen zeigt, daß vor DIA ein, aber auch nur *ein* Vokal weggefallen iſt. Solche Trennung iſt in lateiniſchen Inſchriften nicht auffallend (vgl. Körber, Nachtrag zum Beckerſchen Inſchriften-Katalog III S. 169 und IV S. 77). — Z. 3 a. E. war A offenbar mit N verbunden. Davor iſt noch der Reſt eines C deutlich, der eines A und vielleicht auch noch die eine Spitze eines M undeutlich ſichtbar. Dadurch iſt die Zugehörigkeit des Ruſticus zur vierten Legion feſtgeſtellt. Die lag aber von ungefähr 43 bis 70 in Mainz.



Abb. 4, 1 : 15

---

5 *Bruchſtück von dem Grabſteine eines Soldaten der erſten Legion,* gef. am 25. April 1908. Kalkſtein. H. 34 cm, Br. 33 cm, D. 16 cm. Nur rechts iſt ein Stück der Umrahmung erhalten. In den Vertiefungen noch Spuren von Rot.

[. . . . f(ilius) Rom(ilia tribu Var ?]ro [Ates]te [mil(es) l]eg(ionis) I [adi(utricis)] . . .

„ . . . Varro (?), Sohn des . ., aus der Tribus Romilia, gebürtig aus Ateſte (jetzt Eſte in Oberitalien), Soldat der erſten Legion, der helfenden . . . .“

Z. 1 erkennt man die Füße von RO, worin man nach der Stellung den Reſt des Beinamens zu erkennen hat, während die Heimat-Angabe in der folgenden Zeile zu ſuchen iſt; nach v. Domaszewski lautete ſie [*Ates*]*te.* Wenn dies richtig iſt, gehörte der Verſtorbene nicht zu den meiſt aus Dalmatien oder Pannonien ſtammenden Flottenſoldaten, aus welchen Galba im Jahre 68 die *legio I adiutrix* bildete, ſondern iſt erſt ſpäter eingetreten. — Ateſte gehörte zur Tribus Romilia. — Da noch manche Frage, die an den Mainzer Aufenthalt dieſer Legion anknüpft, der Beantwortung harrt, ſo iſt es beſonders bedauerlich, daß gerade von dieſem Grabſtein ſo wenig übrig iſt. Die *leg. I adiutrix* ſtand nach v. Domaszewski von 71—100 ununterbrochen in Obergermanien.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 54.



Abb. 5, 1 : 15

---

6 *Bruchſtück vom Grabſtein eines Soldaten,* gef. am 8. Sept. 1908. Kalkſtein. H. 41 cm, Br. 28 cm, D. 17 cm. Erhalten iſt die linke untere Ecke.

. . . ſtip(endiorum) . . . . h(ic) s(itus) [e(ſt)] t(eſtamento) f(ieri) i(uſſit) [h(eres) f(aciendum) c(uravit)].

„. . . . der ſo und ſo lange im Dienſt geweſen iſt, liegt hier begraben; durch ſein Teſtament ordnete er die Errichtung (dieſes Grabſteines) an, der Erbe ließ ihn herſtellen.“

Der Stein gehört dem 1. Jahrhundert an: nach 90 iſt die Formel *hic situs est* nicht mehr nachweisbar.



Abb. 6, 1 : 15



Abb. 7, 1 : 15

7 *Bruchſtück vom Grabſtein eines Soldaten,* gef. am 22. Sept. 1908. Kalkſtein. H. 25 cm, Br. 26 cm, D. 15 cm. Nur links iſt ein Stück der Randleiſte erhalten.

. . . *m*[*il*(*es*) *leg*(*ionis*) ? . . . .] *an*(*norum*) [. . . *stip*(*endiorum*)] *XI h*(*ic*) [*s*(*itus*) *e*(*st*)].

„. . . . Soldat der . . . Legion (?), der . . . Jahre alt geworden und 11 Jahre gedient hat, liegt hier begraben."

Auch dieſer Stein gehört gewiß dem 1. Jahrhundert an, wenn auch die Ergänzung der letzten Zeile zu *hic situs est* nicht ganz ſicher iſt.


Abb. 8, 1 : 8

8 *Bruchſtück eines Grabſteines,* gef. am 29. Juli 1908. Kalkſtein. H. 58 cm, Br. 30 cm, D. 22 cm. Erhalten iſt die rechte obere Ecke. Über der Inſchriftplatte erhob ſich ein mit Akanthusblättern ausgefüllter Giebel, über deſſen Seiten der oben geradlinig abſchließende Stein von der Mitte aus ſtark zurücktritt, um einem aus dem Stein herauswachſenden liegenden Löwen Platz zu machen, neben dem die Fläche auch noch mit Akanthusblättern verziert iſt. In der Mitte des Giebel-Dreieckes wird ein Knopf oder eine Roſe angebracht geweſen ſein. — Die Löwen ſind gewiſſermaßen die Wächter des Grabes.

. . . *acaius* . . . . *aii f*(*ilius*) . . .

Z. 2 a. A. iſt noch ein deutlicher Reſt von A zu erkennen. Da die Giebelverzierung beweiſt, daß links noch etwas mehr als die Hälfte fehlt, ſo iſt ſchon aus dieſem Grund nicht an die Ergänzung [*G*]*aii* zu denken. Vielleicht gehörte der Tote den *socii* an, und der Vater hatte einen ähnlichen Namen wie er.

Der Stein ſtammt aus dem 1. Jahrhundert.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 77.



Abb. 9, 1 : 15

9 *Bruchſtück eines Grabſteines,* gef. am 8. Sept. 1908. Kalkſtein. H. 34 cm, Br. 40 cm, D. 13 cm. Erhalten iſt die rechte untere Ecke.

[. . . . *Satu*]*rnin*[*u*]*s* [*coniugi* ?] *et sibi* [*vivus* ?] *fecit.*

„*Saturninus* (?) *hat dieſen Stein* (*ſeiner Gemahlin* ?) *und ſich* (*noch bei ſeinen Lebzeiten* ?) *machen laſſen.*"

Z. 1 a. E. wird zwiſchen den etwas auseinander gerückten N und S ein kleines v geſtanden haben. — Auf Grabdenkmälern wird öfter erwähnt, daß ſie auch für den Überlebenden gelten ſollen, ſo z. B. auf dem des Bluſſus (Becker, Die römiſchen Inſchriften des Mainzer Muſeums Nr. 232).

Der Stein kann noch dem 1. Jahrhundert angehören.


Abb. 11, 1 : 10


Abb. 10, 1 : 15

10 *Bruchſtück eines Grabſteines,* gef. am 25. April 1908 in den Steinhaufen, die von dem vorjährigen Abbruche der auf dem Plane Mainzer Ztſchr. III S. 93 links unten gezeichneten Parallelmauern herrührten. Kalkſtein. H. 57 cm, Br. 31 cm, D. 10,5 cm. Nur links iſt die urſprüngliche Umrahmung erhalten. Eine Ergänzung iſt vorläufig nicht möglich, doch ſcheint die Inſchrift nicht von einem Soldaten-Grabſtein zu ſtammen.

Sie gehört nach Maßgabe der Buchſtabenform dem 1. oder 2. Jahrhundert an.

---

11 *Bruchſtücke von der Darſtellung einer Tänzerin,* gef. an verſchiedenen Tagen des Auguſts 1908. Die Stücke ließen ſich zuſammenſetzen. Kalkſtein. H. 56 cm, Br. 48 cm, D. 16 cm. Die Tänzerin gleicht, ſoweit ſie erhalten iſt — der Oberkörper fehlt ganz — ſo ſehr der im vorigen Jahre gefundenen (ſ. Mainzer Ztſchr. III S. 3), daß ich trotz andern Fundortes glaubte, die neu gefundene Skulptur ſtamme von demſelben Grabſtein wie jene, zumal die Tänzerin hier auf einer ähnlich profilierten Leiſte ſteht wie dort, wo dieſe den oberen Abſchluß eines Sockels bildet, auf dem Attis dargeſtellt iſt. Auch das Material iſt dasſelbe: hellgrauer Kalkſtein (Mainzer Ztſchr. III 3 iſt irrtümlich Sandſtein angegeben). Aber bei genauer Meſſung zeigt ſich, daß die Maße doch etwas verſchieden ſind: bei der neu

gefundenen Tänzerin beträgt die Beinlänge 41 cm, bei der vorjährigen dagegen 45 cm. Jedenfalls aber stammen beide Werke von derselben Hand, und da das eine zu einem Grabstein gehörte, so wird dies auch bei dem anderen der Fall gewesen sein. Das neue Stück bildet insofern eine Ergänzung des früheren, als es etwas weiter nach rechts hin erhalten ist.

Da sich das Material als Kalkstein erwiesen hat, möchte ich jetzt beide Denkmäler noch dem 2. Jahrhundert zuweisen. Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 76.

---

12 *Grabstein der Aurelia Julia und des zehnjährigen römischen Ritters Aelius Marcellinus und der Marcia* (?), gef. am 22. Mai 1908. Rötlicher Sandstein. H. 100 cm, Br. 54 cm, D. 14 cm. Bei der Auffindung stand die Inschrift auf dem *Boden* eines damals schon zerbrochenen Kindersarges von 42 : 94 cm lichter Weite. Bei der Herausnahme und dem Transport wurde der überaus mürbe Stein noch weiter beschädigt, sodaß leider wichtige Teile der Inschrift gänzlich verloren gingen, und das Ganze nur durch eine Öltränkung und durch Einbettung in einen Holzkasten und Gips vor weiterem Zerfall behütet werden konnte, nachdem die aufgehenden Teile des Sarges, soweit sie noch vorhanden, abgesägt worden waren. Selbstverständlich ist die Inschrift nicht von vornherein auf dem Boden eines Sarges angebracht worden, sondern dieser ist nachträglich aus einem dicken Inschriftsteine eines früheren Jahrhunderts, wahrscheinlich aus einem Grabaltare, ausgehauen worden, nachdem alle vorspringenden Randgesimse und Verzierungen abgearbeitet waren.

Au[*reliae*] *Juli*[(*a*)*e*] *siv*[*e* . . . .] *co*[. . *c*]*o*[(*n*)*i*(*ugi*)] *cas*-[*ti*]*ss*[*imae et* . . . . *issim*(*a*)]*e*, *quae vi*[*xi*]*t ann*[*os L*? *men*]*s*(*es*) *VI dies* [. . ., *et*] *innocenti spirito Aelio Marcellino scolastico equiti romano*, *qui vixit ann*(*os*) *X me*(*n*)*s*(*es*) *II dies XI*, *Ael*(*ius*) *Martinus c*(*enturio*) *leg*(*ionis*) *XXII* [*pr*(*imigeniae*) *p*(*iae*) *f*](*idelis*) . . . .], *e*[*t*] *Marcia*[*e* . . .] *socr*[*ui*], *quae vixit ann*(*os*) *LXV m*[*e*(*n*)*s*(*es*)] *VI*.

„Der Aurelia Julia oder . . . . ., seiner ehrbaren und . . . . . Gattin, welche 50? Jahre, 6 Monate und . . Tage lebte, und dem unschuldigen Schüler und römischen Ritter Aelius Marcellinus, welcher 10 Jahre und 11 Tage lebte, und seiner (des Zenturionen Ael. Martinus) Schwiegermutter Marcia (?), welche 65 Jahre und 6 Monate lebte (hat) Aelius Martinus, Zenturio der 22. Legion, der Primigenia genannten, treuen und zuverlässigen, dieses Denkmal setzen lassen.“

Die Ergänzung der ersten Zeile wird wohl richtig sein, die zweite dagegen läßt sich, wenigstens in der Mitte, nicht wiederherstellen. Hier stand hinter *sive* das *signum* der Verstorbenen, d. h. eine Personenbezeichnung, die weder Namen noch Cognomen ist (Mommsen, Hermes 37, S. 443 ff. und Siebourg, Archiv für Religionswissenschaft 8 S. 400 ff.). Es sind das auf *—ius* ausgehende Namen, wie Angarius, Eventius, Eugenius usw., Namen, die oft allen Mitgliedern eines — z. B. zum Zweck der Bestattung gegründeten — Vereins gleichermaßen zukamen, und zwar auch den weiblichen in der männlichen Form auf *—ius* (ein solches signum liegt auch vor bei der von mir Mainzer Ztschr. II S. 30 veröffentlichte Inschrift *Superinae sive Viventio*). v. Domaszewski glaubt eher, daß durch *sive* ein zweiter Beiname, z. B. ein keltischer, mit einem lateinischen verbunden gewesen sei. — Was auf *castissimae* folgte, ist nicht ganz sicher, vielleicht *pientissimae* oder *amantissimae;* zu beidem will freilich die Buchstabengruppe NE am Ende der 3. Zeile nicht passen, aber bei dem Zustande des Steines kann man auf das wirkliche Vorhandensein des E nicht

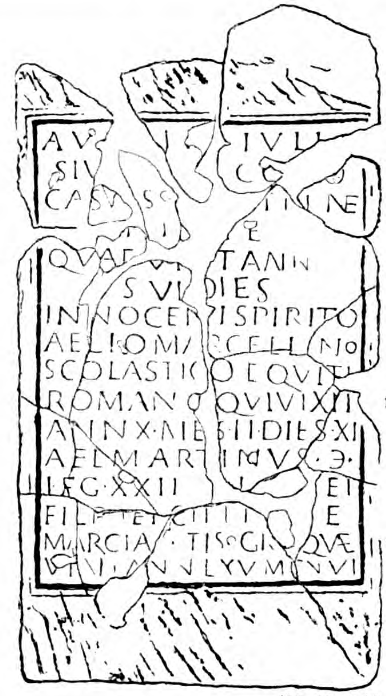


Abb. 12, 1 : 10

schwören. — Z. 7 gehört *innocenti spirito* als Ablativ der Eigenschaft zum folgenden; der Übergang in die o-Deklination findet sich bei *spiritus* auch sonst. — Z. 9 steht *scolasticus* für *scholasticus:* nach c ist die Aspiration, wie so häufig, verschwunden (selbstverständlich sprachen die Lateiner *sch* nicht wie wir unsern gleich geschriebenen Zischlaut, sondern das *s* getrennt, wie man es in Westfalen tut). — Aelius Marcellinus wird als *sc*(*h*)*olasticus* „Schüler“ bezeichnet. Das bezieht sich nach v. Domaszewski darauf, daß er Lesen und Schreiben gelernt hat, was in den Volkszählungslisten jener Spätzeit öfters erwähnt wird. v. Domaszewski verweist auf „Studien zur Paläographie und Papyruskunde“ II 1902 S. 27, wo es in einer um das Jahr 212 verfaßten Volkszählungsliste von Hierapolis in Ägypten von Minderjährigen heiße: Z. 5 ἐτῶν ιγ γράμμα[τ(α) μανθ(άνων)] und Z. 7 (ἐτῶν) ι γρ(άμματα) μανθ(άνων). — Unser zehnjähriger Gelehrter war nun, wie sich aus dem folgenden ergibt, bereits *eques Romanus.* Diese Angabe dient einigermaßen zur Datierung des Steines, denn nach v. Domaszewski (in der grundlegenden Arbeit über die Rangordnung im römischen Heer, B. J. 117 S. 82) wurde in der Zeit des Gallienus oder nicht lange vorher den Söhnen der Zenturionen schon bei der Geburt der Ritterrang verliehen. — Z. 11 steht *mes* für *mens* = *menses:* der Nasal wurde so schwach ausgesprochen, daß er schließlich auch in der Schrift wegblieb. — Z. 12 a. E. besteht das Zenturionen-Zeichen nach der Sitte der späteren Zeit

aus einem umgekehrten *runden* C, das durch einen Querſtrich etwas abgeändert iſt, um es als Zahlzeichen deutlich zu machen. — Z. 13 und 14 ſind die Beinamen der Legion verloren gegangen, was namentlich dann zu bedauern iſt, wenn ſich, wie es wahrſcheinlich iſt, auch ein vom Namen des regierenden Kaiſers abgeleiteter darunter befand; denn dieſer würde den Stein und auch die oben erwähnte kulturhiſtoriſch wichtige Einrichtung datieren helfen. Von den in Betracht kommenden Namen ſcheint freilich keiner in die Lücke und zu den vorhandenen Buchſtabenreſten zu paſſen. — Z. 14 iſt die Buchſtabengruppe MARCIA ganz ſicher, ebenſo auch wohl SOCR, obwohl das kleine o ſehr ſchwach ſichtbar iſt; was aber dazwiſchen ſtand, iſt nicht recht erkennbar. — Z. 16 ſteht die Leſung ziemlich feſt bis auf das drittletzte Zeichen. Der Name der Schwiegermutter war als einer nicht Blutsverwandten am Ende des Grabſteines angeführt. — Aus Z. 9 und 10 darf man, wie wir oben ſahen, ſchließen, daß die Grabſchrift aus der Mitte des 3. Jahrhunderts ſtammen kann, d. h. aus einer Zeit, wo Brandgräber noch vorkommen. Sehr viel ſpäter wird man ſie nicht ſetzen dürfen, da ſehr bald die Beſtattung in Särgen allein üblich wurde und in heidniſcher Zeit bei Skelettgräbern keine Grabſteine vorzukommen ſcheinen, die Inſchrift vielmehr durchweg auf der Seitenwand des Sarges ſtand. Wann der Grabſtein in einen Kinderſarg umgearbeitet wurde, läßt ſich nicht nachweiſen, da er ebenſo wenig wie die andern, die in der Nähe aufgedeckt wurden, irgendwelche Beigabe enthielt. Immerhin wird es noch in heidniſcher Zeit geſchehen ſein, da die Leiche nach römiſcher Art mit Kalk überdeckt war.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 55.



Abb. 13, 1 : 22

13 *Steinſarg des Zenturionen Caecilius Septiminus.* Die zahlreichen Stücke der linken Hälfte wurden im Laufe des Auguſts 1908 an verſchiedenen Tagen und an verſchiedenen Stellen der Grundmauern der Albanskirche gefunden, die vier Stücke der rechten Ecke waren dagegen in die Contre-Escarpe des Forts Karl verbaut und kamen erſt am 9. Sept. zutage. Außer einem großen Teil der Vorderſeite wurde von dem Sarge, der ſchon beim Bau der Albanskirche zertrümmert war, nichts gerettet. — Roter Sandſtein. Der aus dreizehn Bruchſtücken zuſammengeſetzte größere Teil iſt bis 47 cm hoch, 135 cm breit und 10—13 cm dick; der kleinere, aus vier Stücken beſtehende iſt 37 cm hoch und 54 cm breit. Dann iſt noch ein kleines 15 cm hohes und ebenſo breites Stück vorhanden, das an die übrigen keinen Anſchluß hat und deſſen Zugehörigkeit überhaupt nicht ganz ſicher iſt.

[D(is) M(anibus)] Caecilio Septimini c(enturioni) leg(ionis) [XXII pr(imigeniae) p(iae)] f(idelis) Aure[l]ius Servatus c(enturio) collega et am[icus co]rpus sibi ab eo comme(n)datum cond[endum ? sa]rcofago recondi [c]uravit imagine[mque] in eiu[sdem sarc[ofago Sep]t[i]mini s[culpsit] . . . X.

„Den Manen des Caecilius Septiminus, eines Zenturionen der 22. Legion, der Primigena genannten, treuen und zuverläſſigen. Sein Amtsgenoſſe und Freund, der Zenturio Aurelius Servatus, hat den ihm von demſelben zur Beſtattung empfohlenen Leichnam in einem Sarge bergen und das Bild (des Verſtorbenen) an dem Sarge des nämlichen Septiminus ausmeißeln laſſen . . .“

Z. 1 würde man zunächſt geneigt ſein *Septimini* für den Genetiv des Vaternamens mit zu ergänzendem *filio* zu halten, aber aus dem Schluſſe ſcheint ſich doch zu ergeben, daß es der Beiname des Caecilius und für *Septimino* verſchrieben iſt. v. Domaszewski erklärt dies ſo, daß der Steinmetz, ſtatt nach *Dis Manibus,* das auf dem Deckel ſtand, *beide* Namen entweder in den regelmäßigen Genetiv oder in den auch oftmals vorkommenden Dativ zu ſetzen, aus Verſehen beide Konſtruktionen angewendet hat. Bemerkenswert iſt übrigens, daß dann ein altes Gentilicium hier als Cognomen benutzt wurde. — Z. 1 und 2 iſt das Zenturionen-Zeichen gebildet wie auf dem Grabſteine des Aelius Marcellinus (ſ. Nr. 12). — Z. 2 iſt im Bruch noch die Hälfte des I ſichtbar. — Z. 3 hat an achter Stelle gewiß nicht das durch den Sinn geforderte N geſtanden, da ziemlich genau in der *Mitte* zwiſchen den benachbarten Buchſtaben der Fuß einer Senkrechten ſichtbar iſt, die kaum zu etwas anderem als zu I oder T gehört haben kann. Der Steinmetz muß ſich alſo verhauen haben. Für die vorgeſchlagene Ergänzung *cond[endum sa]rcofago* iſt die Lücke etwas klein; man muß eine Verbindung, vielleicht auch Auslaſſung von Buchſtaben annehmen. — Z. 4 iſt *curavit* in der Bedeutung „laſſen“, offenbar der Deutlichkeit halber, mit dem Infinitiv verbunden, da unmittelbar vorher ſchon ein Gerundivum ſteht, das von *commendatum* abhängig iſt. — Das Bild, von dem Z. 4 die Rede iſt, muß auf dem verlorenen Deckel angebracht geweſen ſein. — Vor IN iſt unten noch ein Apex ſichtbar, der zu einem vorausgehenden E (oder L) gehört haben kann. Doch fragt es ſich, ob das kleine Bruchſtück hier richtig eingeſetzt iſt. Bedenklich macht namentlich die untere Hälfte, wo man noch ein halbes X mit vielleicht darauffolgendem I erkennt. Für die *leg. XXII* iſt dort keine Verwendung, und an eine Datumsangabe wird man auch nicht denken wollen. Eine Schwierigkeit liegt in der Möglichkeit, daß noch eine ſechſte Zeile vorhanden war. In dieſem Fall könnte das Bruchſtück auch eine Zeile tiefer zu ſetzen ſein, es könnte dann auch umgedreht werden müſſen, ſodaß in der oberen Zeile IX, in der unteren TIN ſtünde. Und endlich kann man trotz gleichen Materials uſw. die Zugehörigkeit zu den zwei größeren Teilen überhaupt beſtreiten, obgleich es mit den Stücken des einen zuſammen gefunden worden iſt.

Die Inſchrift ſtammt aus der zweiten Hälfte des 3. oder aus dem 4. Jahrhundert.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 78.

14 *Drei Bruchſtücke von Steinſärgen.*

a) Gef. am 28. März 1908. Grauer Sandſtein. H. 14 cm, Br. 58 cm, D. 11 cm. Das erhaltene Stück: [*V*]*alerius* gehört der oberſten Zeile an.

b) Gef. am 3. April 1908. Grauer Sandſtein. H. 18 cm, Br. 24 cm, D. 10 cm. Überall Bruchränder. Erhalten iſt vor *fil*(*iae*?) ein Reſt von [. . . iu]s, das offenbar zum Namen des Vaters gehörte, und in der zweiten Zeile die Köpfe von V mit darauffolgender Senkrechten. Das Stück könnte von demſelben Sarg ſtammen wie Nr. a (nicht aber das Mainzer Ztſchr. III S. 7 Nr. 17 b veröffentlichte Stück, obgleich das Material dasſelbe iſt — nicht, wie es dort heißt, Kalkſtein —; denn obgleich



Abb. 14, 1 : 15

es ebenfalls der erſten Zeile angehört, hat die Schrift anderen Abſtand vom Rand als bei unſerer Nr. a. Übrigens läßt es ſich auch nicht zu [Va]ler[ius] ergänzen, da von dem A noch etwas ſichtbar ſein müßte).

c) Gef. am 28. März 1908. Hellrötlicher Sandſtein. H. 16 cm, Br. 19 cm, D. 10 cm.

Auch dieſe Bruchſtücke ſtammen aus der zweiten Hälfte des 3. oder aus dem 4. Jahrhundert.

---

15 *Bild eines Schmiedes.* Sichere Fundangaben waren nicht zu erhalten; der Händler, von dem der Stein erworben wurde, gab an, er ſtamme aus Kreuznach. Roter Sandſtein. H. 54 cm, Br. 31 cm, D. 9 cm. Dargeſtellt iſt, in einer Niſche ſtehend, ein Schmied, deſſen einziges erkennbares Kleidungsſtück außer einem flach-kegelförmigen Hut (oder einer Kapuze? Sie wäre dann nicht nach galliſcher Art mit dem Rock verbunden) ein bis über das Knie reichender, faltenloſer Rock iſt, der vielleicht auf der Bruſt einen dreieckigen Ausſchnitt hatte. Auch die etwa vorhandenen Ärmel ſind nicht deutlich ſichtbar. Er iſt durch dieſe Tracht als Nicht-Römer gekennzeichnet. Mit der Linken hält er ein mit der Zange gefaßtes Stück Eiſen auf den Amboß und iſt offenbar im Begriff, es mit dem Hammer zu bearbeiten, den er — freilich ſehr ungeſchickt — in der Rechten hält. Das Geſicht des Mannes iſt leider vollſtändig abgeſtoßen, doch ſind die es umrahmende Haare erhalten, deren Ausführung zeigt, daß wir es mit einem ſpätrömiſchen, nicht etwa mittelalterlichen Bildwerk zu tun haben. Ob es einen Gott oder einen Menſchen darſtellen ſoll, kann zweifelhaft ſein; ich neige der zweiten Annahme zu und nehme alſo an, daß es ein Grabdenkmal war. Etwas Gewiſſes ließe ſich



Abb. 15, 1 : 8

freilich erſt dann ſagen, wenn man etwa erführe, daß es auf einem römiſchen Friedhof gefunden wurde.

II. Öffentliche Denkmäler.

16 *Drei Bruchſtücke einer Inſchrift,* gef. in der zweiten Hälfte des Auguſts. Wahrſcheinlich gehören ſie trotz verſchiedener Dicke alle zu einer Inſchrift, vermutlich öffentlichen Charakters. Grauer Sandſtein.

a) beſteht aus zwei aneinander paſſenden Stücken (die Zeichnung berückſichtigt nur die Oberfläche). H. (zuſammen) 45 cm, Br. 48 cm, D. 21 cm. Z. 1 iſt (nur im Bruche noch ſichtbar) ein deutlicher Reſt von D erhalten. — Z. 2 Höhe der Buchſtaben: 12,5 cm. — Z. 3 Reſte von AD.

b) H. 10 cm, Br. 33 cm, D. 33 cm. Reſte von AE oder AL. Paßt nicht etwa an den unteren Rand von Nr. a.



Abb. 16, 1 : 22

c) H. 18 cm, Br 18 cm, D. 8 cm. Reſte von I oder M und V; dazwiſchen ein Punkt.

Die Inſchrift wird dem 2., vielleicht auch noch dem 1. Jahrhundert angehören.

III. Den Göttern gewidmete Denkmäler.

17 *Altar, einer unbekannten Gottheit geweiht,* gef. am 11. Auguſt 1908. Bräunlicher Sandſtein. H. 20 cm, Br. 28 cm, D. 9 cm. Überall Bruchränder. Bei der Ergänzung und Erklärung ſtand mir v. Domaszewski zur Seite.

[*I*]*n h*(*onorem*) *d*(*omus*) [*d*(*ivinae*) . . . . *A*?]*nnuson*(*ius*) *Constitutu*[*s signifer*?] *n*(*umeri exploratorum*) *Divit*(*iensium*) *Gordian*[*orum gratiam ref*]*erens Pio et* (*Pontiano*) *co*(*n*)*s*(*ulibus* [*ob i*]*mmunitatem mu*[*nerum omni*]*um* [*publicor*?]*um do*[*natam sibi post regressum*?] *su*[*um a v*]*ikanis* [*novis*? . . . .

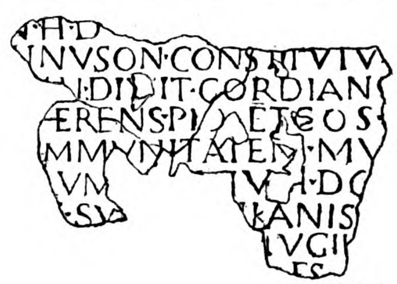


Abb. 17, 1 : 5

„Zu Ehren des Kaiſerhauſes [hat der und der Gottheit Markus?] Annuſonius Conſtitutus, [Fahnenträger(?)] des Numerus der Deutzer (Kundſchafter), der Gordianiſchen, [dankend] wegen Befreiung von [allen öffentlichen] Leiſtungen, die ihm von den Bewohnern [der neuen? Siedelung nach ſeiner Rückkehr?] gewährt worden iſt, unter dem Konſulate des Pius (und des Pontianus) (dieſen Altar errichtet).“

Z. 1 zeigt Formel IN · H · D · D, daß links nur wenig und oben keine vollſtändige Zeile fehlt. — Z. 2 wird das I zwiſchen den beiden T etwas kleiner geweſen ſein, ſonſt würden die drei Buchſtaben nicht ſo eng beiſammen ſtehen. — Hinter *Constitutus* iſt die Bezeichnung des Dienſtgrades ausgefallen, den der Weihende in ſeinem Numerus einnahm. Unter *numeri* verſteht man ſtehende Truppenkörper, die wahrſcheinlich zuerſt in der letzten Zeit Hadrians aus Barbaren gebildet wurden, als die Auxiliar-Kohorten und -Alen, die ſeither neben den ſchwerbewaffneten Legionen als leichte Truppen gedient hatten, in Bewaffnung und Taktik den Legionen ganz ähnlich geworden waren; ſie nahmen jetzt die Stelle der früheren Auxilien ein. Benannt wurden ſie nach ihrem erſten Standort (nach Fabricius, Die Beſitznahme Badens durch die Römer, S. 80 vielmehr nach dem Aushebungsdiſtrikt, was mir weniger wahrſcheinlich dünkt), der unſrige nach *Divitia* = Deutz. Lange Zeit bildete er unter dem Namen *numerus exploratorum Germanorum Divitiensium* die Beſatzung des Kaſtells Niederbieber. Aus unſerer Inſchrift lernen wir, daß er in der Zeit Gordianus' III. (238—244) in Obergermanien lag. Noch in demſelben Jahrhundert wurde er nach Thrakien verlegt. Aus dem Beinamen *Germanorum* ergibt ſich, daß er aus Germanen gebildet wurde. Von zwei Soldaten dieſes Numerus — einer war ein früherer *praefectus* desſelben — ſind in Mainz Grabſteine gefunden worden: Becker 212 und 213, CIL. XIII 7054 und 716. Daß in unſerer Inſchrift die Bezeichnung *exploratorum* fehlt, erklärt ſich, wenn es nicht einfach vergeſſen iſt, daraus, daß der *numerus Divitiensium* hier allgemein bekannt war. — Z. 4 a. A. geht von der Mitte des E eine Wagrechte nach links. Man könnte daher vermuten, daß hier eine Verbindung von F und E vorliege; aber eine genaue Prüfung des Steines ſcheint dies doch auszuſchließen, da unbedingt noch ein Stück der oberen Wagrechten des F erhalten ſein müßte, was nicht der Fall iſt; auch kommen ſonſt Buchſtaben-Verbindungen in der Inſchrift, ſoweit man ſieht, nicht vor. So wird man alſo dieſe mittlere Wagrechte für eine Verletzung halten müſſen, obſchon ſie nicht ſo ausſieht. Trotzdem wird nach CIL. III p. 2592 Sp. 2 unten *gratiam referens* zu ergänzen ſein. — Z. 4 ſind die Konſuln des Jahres 238: Pius Fulvius und Pontius Proculus Pontianus gemeint. Der Name des zweiten iſt entweder durch ein Verſehen des Steinmetzen ausgefallen oder er ſtand unregelmäßigerweiſe hinter COS. Die Datierung gehört nicht zu dem vorausgehenden Partizipium, ſondern zum ganzen Satz. — Z. 6 iſt die Lücke für die vorgeſchlagene Ergänzung [*publicor*]*um* allerdings etwas klein. — Z. 7 iſt *v*]*ikanis* mit k geſchrieben, wie vor A von jeher oftmals K für C ſteht. — Z. 8 und 9 laſſen ſich vorläufig nicht ergänzen.

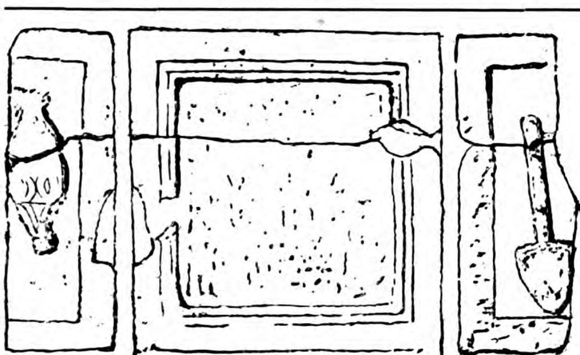


Abb. 18, 1 : 10

18 *Altar mit ausgemeißelter Inſchrift*, gef. ſchon im Jahr 1907, doch erſt neuerdings wurde die Zuſammengehörigkeit der beiden Stücke, in die er gebrochen war, von Schloßverwalter Kaiſer entdeckt. Kalkſtein. H. 93 cm, Br. 48 cm, D. 20 cm. Die Rückſeite iſt abgeſchlagen, wie man an den Seiten erkennt ſowie an der nur noch zur Hälfte erhaltenen Opferplatte. Auf den Seitenflächen war links eine Opferkanne, rechts ein Grabſcheit(?) dargeſtellt. Von der Inſchrift iſt leider keine Spur mehr erhalten.

IV. Inschriftbruchstücke von unsicherer Bedeutung. Inschriftlose Bauglieder.

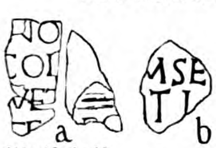


Abb. 19, 1 : 10

19 a) Zwei Stücke aus Sandſtein, deren Zuſammengehörigkeit Wallau durch genaue Unterſuchung des Materials erkannt hat. Das größere iſt 18 cm hoch, 8 cm breit und 11 cm dick. — Z. 1 ſtand NO. — Z. 2 a. A. ſtand ein G (nicht C, wie die Zeichnung bietet), vielleicht [Mo]gon[tiacenses]? — Z. 3 ſcheint eine Form von *vetus* oder *veteranus* enthalten zu haben. — Z. 4: TE, FE oder EF. — Das kleinere Bruchſtück, wie das größere am 3. Aug. 1908 gefunden, enthält einen Reſt der erſten Zeile, die Köpfe der Buchſtaben EC oder EG. — Die Steine gehören wohl zu einem Altar des 3. oder 4. Jahrhunderts.

b) Gefunden am 28. März 1908. Sandſtein. H. 18 cm, Br. 11 cm, D. 7 cm. — Z. 2 a. A. iſt im Bruch noch die rechte Haſta eines M ſichtbar, a. E. ſtand E oder F (nicht I!). Bemerkenswert iſt die ſchlanke Form des T. — Über Entſtehungszeit und Bedeutung wage ich nichts zu ſagen.

20 *Gebogener Zinnendeckel*, von einem runden Turm, gef. anfangs Sept. 1908 bei Anlage eines Kanals hinter dem Stadtpark nicht weit von der Stelle wo der Laubenheimer Weg auf die Hechtsheimer Straße ſtößt. Kalkſtein. Der Stein iſt an ſeiner äußeren, konvexen Seite 104 cm lang, an der inneren, konkaven dagegen nur 93 cm; ſeine Höhe beträgt 30 cm, ſeine Tiefe 60 cm. Im Durchſchnitt gleicht er ganz dem von mir Nachtrag IV zum Beckerſchen Katalog S. 21 Nr. 29 abgebildeten. Seine Bedeutung beſteht darin, daß durch ihn das Vorhandenſein runder Türme in der römiſchen Stadtmauer bewieſen wird. Da dieſe vom Fundort ziemlich weit entfernt war, muß der Stein als Baumaterial verſchleppt worden ſein.

21 *Korinthiſches Kapitäl,* gef. wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1907 beim Bau des Juſtizpalaſtes am Ernſt-Ludwig-Platz. Geſchenk des Herrn Ernſt Zehrlaut. Grauer Marmor. H. 31 cm. Leider arg beſchädigt (ſ. Abb. 20).



Abb. 20, 1 : 7

22 *Pilaſterkapitäl* mit zwei Reihen Schuppen des Pfeilers, gef. am 4. Juli 1908. Roter Sandſtein. H. 32 cm, Br. 19 cm, D. 22 cm. Zu Schuppen*ſäulen* pflegt in unſerer Gegend meiſt die vielbeſprochene Gruppe des Reiters und Giganten zu gehören; ob eine ſolche auch auf geſchuppten *Pfeilern* ſtehend vorkommt?

23 *Stück eines Pilaſterkapitäls (?),* ſchon im Jahre 1907 gefunden und Mainzer Ztſchr. III S. 8 Nr. 24 kurz, aber ohne Abbildung beſprochen, die hier nachgeholt wird. Ich möchte nur noch auf die Ähnlichkeit der Verzierung hinweiſen, die ſich auf einem römiſchen, aus dem Ingelheimer Palaſte Karls des Großen ſtammenden Steine findet.



Abb. 21, 1 : 10

24 *Stück von einem großen Grabdenkmal (?),* gef. am 12. Juni 1908. Grauer Sandſtein. H. 14 cm, Br. 14 cm, D. 33 cm. Auf der Vorderſeite iſt eine Blätterverzierung ſichtbar.

25 Einige an der Albanskirche gemachte Architektur-Funde wird Neeb in ſeinem Aufſatz über die dortigen Ausgrabungen beſprechen, ein ſehr merkwürdiges Stück einer romaniſchen Schranke Kautzſch in ſeinem Aufſatz über die Johanneskirche.

V. Inschriften auf Gebrauchsgegenständen.

26 Von der Direktion der Zementwerke Mannheim-Heidelberg in Weiſenau wurden dem Muſeum u. a. aus den dortigen Steinbrüchen ſtammende Scherben von drei großen Amphoren übergeben, die bei der Reinigung Reſte von aufgemalten Inſchriften zeigten.

Die Amphoren gehörten zu der hohen ſchmalen Art des 1. Jahrhunderts, von der Lindenſchmit in der Muſeographie der Weſtd. Ztſchr. XX (1901) Taf. 17, 4—7 mehrere verwandte Formen abgebildet hat. Von dem einen Gefäß iſt nur eine ſchwer lesbare Zeile erhalten (ſ. Abb. 22 c). Auf den beiden anderen ſcheint — von dem Namen abgeſehen — im weſentlichen dieſelbe Inſchrift geſtanden zu haben, die leider in beiden Fällen ſchlecht erhalten iſt. Sie befand ſich am Hals, und zwar fünf Zeilen in weitem Abſtand untereinander, die ſechſte, von anderer Hand herrührend, rechts davon gegen 20 cm lang von oben nach unten laufend. Von ihr iſt bei Nr. II faſt nichts mehr erhalten. Von den fünf unter einander ſtehenden Zeilen begann die erſte (bei Nr. I verloren) mit OLEV, worauf noch vier oder fünf Zeichen folgten. Es wird alſo Olivenöl in dem Krug geweſen ſein. — Z. 2 begann mit EXDE, worauf noch zwei bis drei Zeichen folgten. — Z. 3 lieſt Bohn nach der ihm überſandten Abſchrift PENVAR und ſchreibt darüber: *„Penuarius = penarius* „abgelagert" (?) iſt durch CIL. IV 2596 zu belegen: *liquamen penua(rium) exscell(ens);* das gleiche Wort ſcheint nach den Zeichnungen auf den Tafeln zu urteilen auch CIL. IV 2636, 2637, 2655, 2669 wieder zu kehren." — Z. 4 lieſt man deutlich EXCELL (auf Nr. II: EXCEL). — Z. 5 (bei Nr. II faſt nichts mehr erhalten) ſteht auf Nr. I: C · RVTILI · [SIMPL ?] ICIS, wahrſcheinlich der Name des Fabrikanten.

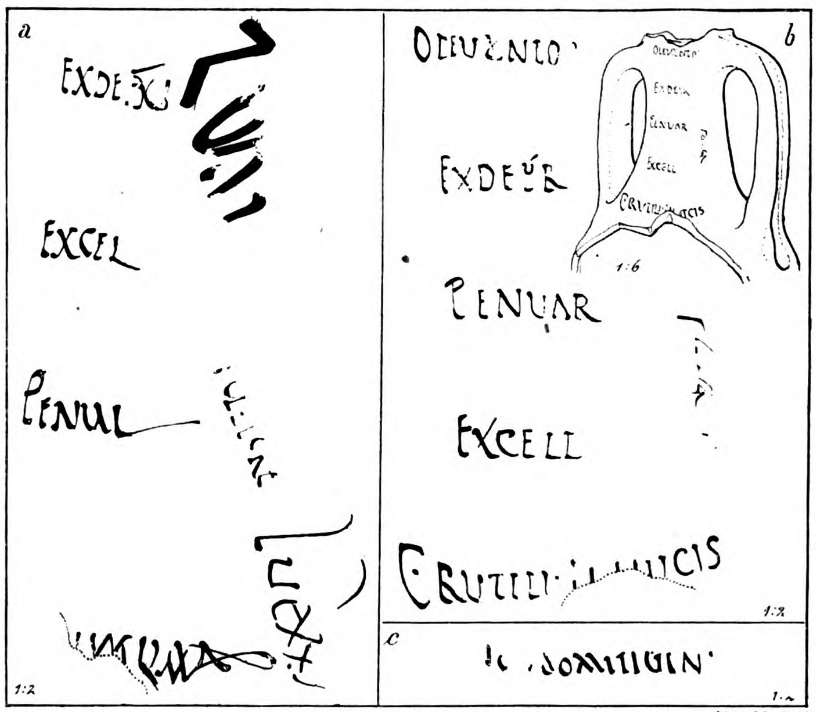


Abb. 22, 1 : 2

VI. Frühchristliche Grabsteine.



Abb. 23, 1 : 10

27 *Grabſtein des Saturnus,* gef. am. 4. Aug. 1908. Kalkſtein. H. 50 cm, Br. 78 cm, D. 12 cm. Den Schmuck des Steines bildet das ältere Chriſtuszeichen mit Alpha und Omega, in einen mit Dreiecken verzierten Doppelkreis geſtellt; links und rechts davon je eine Taube als chriſtliches Sinnbild der Unſchuld, Sanftmut und Liebe. Die Inſchrift iſt um dieſe Schmuckteile herum verteilt; ſie iſt ebenſo wie die rechts ſtehende Taube durch Verluſt der einen Ecke des Steines etwas verſtümmelt.

Hic iacet Saturnus vix bene vixit an(nos) IX, pius pa[ter pos(uit)].

„Hier liegt Saturnus, der 9 Jahre glücklich lebte; ſein liebender Vater (ſetzte dieſen Stein).“

Z. 1 iſt VIX für QVI verſchrieben; der Steinmetz hatte offenbar ſchon das folgende VIXIT ins Auge gefaßt. An *vix* = kaum iſt wohl nicht zu denken. — Z. 2 a. E. iſt hinter der Ziffer noch ein ſchräger Strich ſichtbar, der wahrſcheinlich von einer Verletzung, möglicherweiſe jedoch auch von einem zweiten X herrührt. — Die Buchſtabenform iſt faſt noch ganz die auf heidniſchen Steinen übliche, auch der Querſtrich des A iſt außer in dem Chriſtuszeichen nicht gebrochen, wo er deutlich erkennbar iſt, was Z. 2 nicht der Fall. Dies läßt ſchon darauf ſchließen, daß wir es hier mit einer der früheſten unſerer chriſtlichen Inſchriften zu tun haben. Beſtätigt wird dies durch die beiden Punkte hinter *hic* und *vix,* da die Trennung der Worte durch Punkte ſpäter nicht mehr üblich iſt, ferner durch den noch ganz römiſchen Namen des Toten und die Nennung deſſen, der den Stein ſetzte, während man ſpäter jede Beziehung auf irdiſche Verhältniſſe zu meiden ſuchte.

Eine genauere Datierung ermöglicht die Verwendung des älteren Chriſtuszeichens, das auf galliſchen Inſchriften von 347—493 nachweisbar iſt, und die der Tauben, die dort nicht vor 378 vorkommen, am Rhein aber vielleicht noch etwas ſpäter zuerſt aufgetreten ſind. So ergibt ſich als Entſtehungszeit der Inſchrift das 5. Jahrhundert. Dem widerſpricht auch nicht die Eingangsformel *hic iacet;* denn ſie iſt von den gleichbedeutenden die älteſte und ſchon ſeit 365 nachweisbar.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 76.

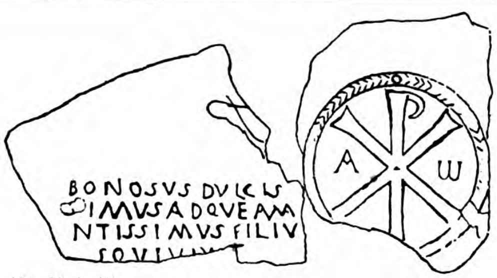


Abb. 24, 1 : 10

28 *Grabſtein des Bonosus* in zwei Stücken, deren Zuſammengehörigkeit Wallau nachgewieſen. Sie paſſen in breiter Fläche aneinander; die Zeichnung könnte täuſchen, da ſie nur die Oberfläche berückſichtigt. Das Stück mit dem älteren Chriſtus-Monogramm (vielleicht iſt auch noch ein kleines Stück von dem Kopf der Taube darauf erhalten) wurde bereits im Jahre 1907 gefunden und Mainzer Ztſchr. III S. 13 Nr. 37a beſprochen, das andere mit der Inſchrift und dem Reſte einer Taube kam am 15. Juni 1908 zutag. Kalkſtein. H. 44 cm, Br. 72 cm, D. 13 cm. Auf der Rückſeite iſt unten eine Abarbeitung ſichtbar, die auf eine frühere Verwendung des Steins in römiſcher Zeit ſchließen läßt.

Bonosus dulcis(s)imus adque amantissimus filius, qui vixit...

„Bonoſus, mein innigſt geliebter Sohn, welcher (ſo und ſo lange) lebte.“

Es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß das Chriſtus-Zeichen urſprünglich die Mitte des ganzen Grabſteines einnahm, d. h. daß rechts davon eine weitere, nach links ſchauende Taube und eine zweite Inſchrift geſtanden hat, die wahrſcheinlich einem zweiten, gleichzeitig geſtorbenen Kinde gewidmet war. — Z. 2 a. A. findet ſich ein Loch im Stein, das es zweifelhaft läßt, ob *dulcissimus* mit einem oder (wie nachher *amantissimus*) mit zwei s geſchrieben war; eine ſichere Spur kann ich in der Vertiefung nicht erkennen. Am Ende der Zeile waren M und A verbunden, doch iſt der (gebrochene) Mittelſtrich des letzteren faſt ganz ausgebrochen. — *adque* für *atque:* ſchon ſeit Beginn der Kaiſerzeit fallen am Schluß eines Wortes der harte und der weiche Dental in der Ausſprache zuſammen, ſodaß *at* und *ad* auch in ſehr guten Inſchriften verwechſelt werden. — *amantissimus* ſteht hier offenbar in paſſivem Sinn für *amatissimus,* wie bei ſpäteren Schriftſtellern oft, z. B. Hieronymus, in Is. 5 praef. p. 167, 8 *mihi omnium quos terra genuit amantissime* (andere — auch inſchriftliche — Beiſpiele im Thes. ling. lat.). Der Grund liegt in der ſchwachen Ausſprache des n, die eine Verwechſlung ähnlicher Formen erleichterte. — Zu der Worttrennung *filiu-s* vgl. die ähnlichen Beiſpiele von Mainzer Steinen, die ich in den „Nachweiſungen“ meiner beiden Nachträge zum Beckerſchen Kataloge angeführt habe. — Von dem zweiten I von *vixit* iſt faſt nichts mehr erhalten, das T dagegen im Bruch faſt ganz. Dahinter hat in *dieſer* Zeile ſicher nichts mehr geſtanden, obwohl noch viel Raum war. Vielleicht ſtand die Altersangabe auf einer weiteren Zeile, die verloren ging. Auch vermißt man den Namen des Vaters, da Bonoſus oben als *filius* bezeichnet iſt. — Die Buchſtaben ſtehen denjenigen der Kurſivſchrift nahe, zeigen aber noch wenig von dem Charakter der ſpäteren chriſtlichen Inſchriften, namentlich reichen die Mittelſtriche des M bis auf die Linie herab. Dagegen hat A überall, wo man es deutlich ſehen kann, einen gebrochenen Mittelſtrich.

Als Entſtehungszeit ergibt ſich aus den bei der Saturnus-Grabſchrift erwähnten Gründen das 5. Jahrhundert.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 54.

29 *Bruchſtück von dem Grabſteine eines Unbekannten,* gef. am 8. Sept. 1908. Kalkſtein. H. 35 cm, Br. 60 cm, D. 33 cm. Erhalten iſt die rechte untere Ecke, zum Teil links bis über die Mitte hinausgehend. Der Stein iſt mit dem in einen Doppelkreis geſtellten jüngeren Chriſtuszeichen in verhältnismäßig reicher Ausführung geſchmückt; unter dem Querbalken ſind Alpha und Omega, links darüber ein Kreis (?) angebracht. Rechts von dem Monogramm ſteht — erhaben durch Herausarbeitung des Grundes — ein Vogel, der wohl eine Taube darſtellen ſoll; links iſt er verloren gegangen. Von der Inſchrift iſt leider nur noch wenig erhalten.

. . . . *us* . . . . . *ius, qui vix[it annum? et mens]es III tantum.*

„. . . ius, der nur (ein? Jahr? und) drei Monate lebte."

Die Buchſtaben ſind denjenigen der heidniſchen Zeit noch ſehr ähnlich, auch die Mittelſtriche des M gehen noch bis auf die Linie herab, und die Inſchrift ſcheint noch in dem

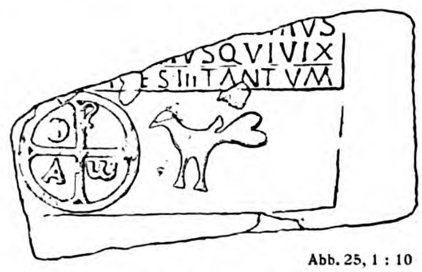


Abb. 25, 1 : 10

einfachen Stil abgefaßt geweſen zu ſein, der die älteren auszeichnet. Aber wegen Verwendung des ſpäteren Chriſtuszeichens, das auf galliſchen Inſchriften von 400—525 (oder 540) vorkommt, am Rhein aber wohl etwas ſpäter aufgetreten ſein wird, werden wir doch erſt die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts als Entſtehungszeit annehmen dürfen.

30 *Grabſtein des Forand,* gef. am 10. Juli 1908. Kalkſtein. H. 23 cm, Br. 33 cm, D. 12 cm. Leider iſt die Inſchrift an allen vier Seiten mehr oder minder beſchädigt.

. . . . *dulcissi[mo?]* . . . *mater Optova[lda] filio Forando, [qui] natus est pos[t] transsito pat[ris].*

„(Dieſen Stein ſetzte) ſeine Mutter Optovalda ihrem geliebten Sohne Forand, welcher geboren wurde nach dem Hingange ſeines Vaters."

Ob *dulcissi[mo?]* zu *filio* gehört, iſt wegen der Trennung durch *mater Optovalda* zweifelhaft; vielleicht gehört es zu irgendetwas Vorausgehendem. — Z. 2 a. A. hat ein M geſtanden, wofür genügend Platz war, da die alte Begrenzung des Steines nicht erhalten iſt; P würde von dem folgenden A weiter abgerückt ſein. Dadurch iſt der folgende Name als Frauenname geſichert, er wird *Optovalda* geheißen haben. Förſtemann, Altdeutſches Namenbuch, kennt denſelben zwar nicht, doch führt er von der Wurzel des gotiſchen Adverbiums *ufta* („oft, urſprünglich wohl „ſchnell", „kriegeriſch", vgl. *τάχα*) die Namen Optomar, Optarit und Optaris an. Der zweite Beſtandteil des Wortes liegt vor im gotiſchen *waldan* „herrſchen". — Auch den Namen *Forand* kennt Förſtemann nicht, wohl aber Formund von *fara* „Geſchlecht", „Familie", ſodaß Forand für For-rand ſtehen könnte, wobei *rand* (*rant*) das bekannte Wort für „Schild" iſt. Auch Behaghel hält dieſe Ableitung für möglich, für wahrſcheinlicher aber erachtet er es, daß der Name ein Partizipium Praeſentis von *fōran* ſei und alſo der „Führende" heiße. — Z. 5 ſteht *transsito* für *transitum:* nach langem

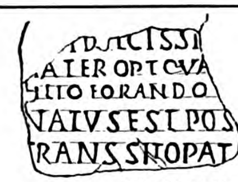


Abb. 26, 1 : 10

Vokal (das n wurde ſo ſchwach geſprochen, daß es als Konſonant nicht in Betracht kommt) wurde ſchon im Altlateiniſchen das s manchmal verdoppelt, um es als Dauerlaut zu kennzeichnen (Seelmann, Ausſprache des Lateiniſchen S. 110 ff.), die Endungen ō und um aber ſind im Vulgärlatein vollſtändig zuſammengefloſſen (ſ. zu Mainzer Ztſchr. III Nr. 39). — *Transitus* in der Bedeutung „Heimgang", „Tod" iſt nach Lommatzſch bei ſpäteren chriſtlichen Schriftſtellern ganz gewöhnlich (vgl. italieniſch *transito*), die älteſte Stelle bei Commodianus (Mitte des 3. Jahrhunderts), Inſtructiones II 17, 20, dann bei Ennodius, Eucherius u. a. Als inſchriftliche Belege führt Heräus an CIL. XI 295 *a tempore transitus sui* (Ravenna, 549 n. Chr.) und Buecheler, carm. lat. epigraph. 707, 12 *felix vita fuit, felix et transitus ipse* (Rom, 434 n. Chr.). — Die Buchſtabenform iſt abgeſehen davon, daß das T unten mit einem ſchrägen Strichlein verſehen iſt, noch faſt ganz die der heidniſchen Inſchriften. Dies weiſt im Verein mit dem Auftreten der deutſchen Namen auf die zweite Hälfte des 5. oder die erſte des 6. Jahrhunderts hin.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 79.

31 *Drei Bruchſtücke von zwei Grabſteinen,* ſämtlich aus Kalkſtein.

a) Das kleinere inſchriftloſe Randſtück kam bereits am 22. Juni 1907 zutage. H. 16 cm, Br. 18 cm, D. 8 cm. Das größere Stück iſt die linke Ecke des Grabſteines, gef. am 17. Juli 1908. H. 25 cm, Br. 21 cm, D. 9 cm. Ein geſtrichelter Rahmen, der beweiſt, daß der Stein aus chriſtlicher Zeit ſtammt, umgab die Inſchrift, von der nur drei Buchſtaben erhalten ſind: *hi[c requii?]s[cit]* . . .

b) Gef. am 4. Aug. 1908. H. 23 cm, Br. 23 cm, D. 7 cm. Links ein Stück Rand. Die Form des N, bei dem der Schrägſtrich nicht an den Enden der Senkrechten anſetzt, laſſen es möglich erſcheinen, daß die Inſchrift der chriſtlichen Zeit angehörte.

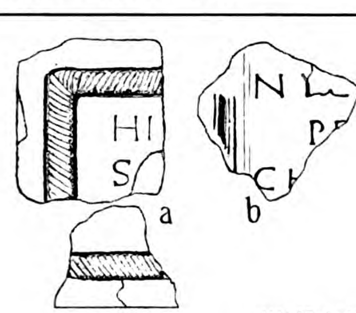


Abb. 27, 1 : 10



Abb. 28, 1 : 15

32 *Bruchſtück eines Grabſteines,* gef. am 12. Aug. 1908. Kalkſtein. H. 32 cm, Br. 45 cm, D. 8 cm. Oben und rechts ſind Bruchränder, links und unten fehlt nichts.

[. . . *qui vixit annos*] *XVII men*[*ses* . . .] *dies*[. . . . *obiit?*] (*h*)*ora* . . . .

„welcher (oder welche) 17 Jahre, . . . Monate und . . . Tage lebte; er (ſie) ſtarb in der . . . Stunde.“

Hier ſcheint alſo ebenſo wie auf dem Grabſteine der Leoncia (Mainzer Ztſchr. III S. 12) die Stunde des Todes angegeben geweſen zu ſein.

Der Stein wird nach Maßgabe der Buchſtabenform der Zeit um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts angehören.



Abb. 29, 1 : 10

33 *Drei Bruchſtücke von Grabſteinen,* alle aus Kalkſtein.

a) Gef. am 15. Okt. 1908. H. 23 cm, Br. 33 cm, D. 20 cm. Erhalten iſt nur ein unförmlicher Brocken von dem urſprünglichen Denkmal. Ob das T (Z. 3) wirklich am unteren Ende noch einen Anſatʒ hat, iſt bei der ſchlechten Erhaltung nicht ſicher.

b) Randſtück, gef. am 11. April 1908. H. 18 cm, Br. 24 cm, D. 10 cm. [*fil*]*iae* [*dul*]*ciss*[*imae*]. Z. 1 a. A. iſt von L noch ein Reſtchen erhalten.

c) Gef. am 25. April 1908. H. 25 cm, Br. 35 cm, D. 11 cm. Es fehlt vielleicht nichts. Auf dem Stein iſt der Name des Toten roh eingeritʒt; er ſcheint *Talasus* zu heißen, doch verliert ſich die Senkrechte des T in einer ſchwachen Umrahmungslinie, die wohl von einer früheren Verwendung herſtammt.

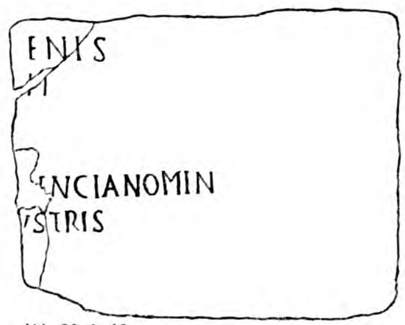


Abb. 30, 1 : 10

34 *Bruchſtück von einem großen Grabſteine,* gef. am 22. Juli 1908. Kalkſtein. H. 45 cm, Br. 58 cm, D. 16 cm. Der Stein iſt überall ziemlich rechtwinkelig abgearbeitet, doch iſt nur unten ſicher die alte Kante erhalten, wahrſcheinlich auch rechts. Die erhaltenen Buchſtaben ſind gut eingehauen, und es macht nicht den Eindruck, als ob an den leeren Stellen welche geſtanden hätten. Da jedoch die linke Fortſetʒung der Inſchrift nicht erhalten iſt, kann man nur die Vermutung äußern, daß dieſelbe nicht vollendet worden iſt. Die Erklärung des Erhaltenen iſt unſicher. Z. 3 . . . *encia nomin*[*e*]? Sonſt pflegt *nomine* dem Namen vorauszugehen. Z. 4 [*ill*]*ustris*?

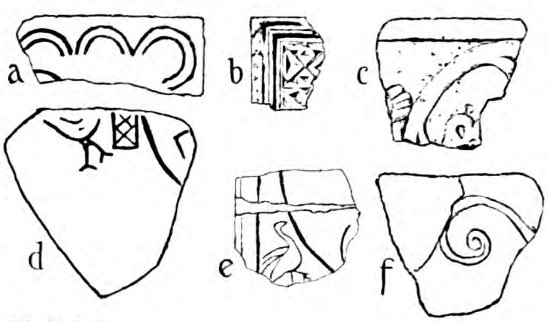


Abb. 31, 1 : 8

35 *Sechs inſchriftloſe Bruchſtücke,* alle aus Kalkſtein.

a) Eckſtück, gef. am 7. Jun. 1908. H. 20 cm, Br. 10 cm, D. 5 cm.

b) Eckſtück, gef. am 10. März 1908. H. 10 cm, Br. 11,5 cm, D. 6 cm. Der Stein hatte eine reiche kerbſchnittartige Randverzierung.

c) Randſtück, gef. am 7. Juli 1908. H. 15 cm, Br. 17 cm, D. 7 cm. Flache Rankenverzierung von guter Arbeit, wahrſcheinlich nicht von einem Grabſteine ſtammend.

d) Gef. am 25. April 1908. H. 24 cm, Br. 21 cm, D. 11 cm. Überall Bruchränder. Links iſt der untere Teil einer Taube ſichtbar, rechts ein Kreisabſchnitt, vielleicht von einem Chriſtus-Monogramm; in der Mitte das Ende eines verzierten Randes.

e) Randſtück, gef. am 25. April 1908. H. 14 cm, Br. 15 cm, D. 4,5 cm. Überall Bruchränder. Erhalten iſt eine Taube (oder ein Pfau?), daneben ein Kreisabſchnitt von einem Chriſtus-Monogramm.

f) Randſtück, gef. ſchon im Jahre 1907. H. 18 cm, Br. 18 cm, D. 8 cm. Erhalten iſt eine ſehr ungeſchickt eingehauene Ranke. Stammt wahrſcheinlich nicht von einem Grabſtein.

36 *Sechs Bruchſtücke von Grabſteinen,* ſämtlich (außer c) von Kalkſtein.

a) Gef. am 25. April 1908. H. 25 cm, Br. 25 cm, D. 8 cm. Iſt vielleicht heidniſch-römiſchen Urſprungs.

b) Zwei nicht aneinander paſſende Stücke desſelben Grabſteines. 1. Gef. am 9. Juli 1908. H. 12 cm, Br. 18 cm, D. 5 cm. In Z. 2 hat gewiß *filio innocentissimo* geſtanden; letzteres Wort kam wohl auch in Z. 1 vor. 2. Gef. am 20. Okt. 1908. H. 9 cm, Br. 8 cm, D. 5 cm. Zwiſchen O und A ſcheint L geſtanden zu haben.

c) Gef. am 29. Juli 1908, aber leider nur in einem Abdruck, der ſich auf einer Kalkſchicht erhalten hat. Der Stein wurde anfangs überſehen und ließ ſich nachher trotz eifrigen Suchens nicht finden. H. 14 cm, Br. 13 cm, D. 10 cm.

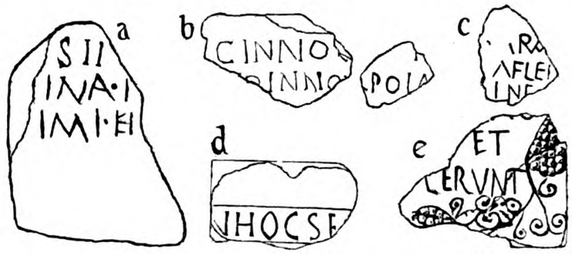


Abb. 32, 1 : 8

d) Gef. am 28. März 1908. H. 10 cm, Br. 17 cm, D. 10 cm. [*i*]*n hoc se*[*pulcro*]. e) Gef. am 6. Aug. 1908. H. 15 cm, Br. 20 cm, D. 6,5 cm. . . . *et* . . . [*fe*]*cerunt.* Bemerkenswert iſt die reiche Umrahmung des Steines, von der noch ein Reſt erhalten iſt.

---

37 *Fünf Bruchſtücke von drei Grabſteinen,* ſämtlich aus Kalkſtein.

a) Gef. am 25. April 1908. H. 20 cm, Br. 17 cm, D. 10 cm. Ob der Inſchriftreſt *vivo, nivo* oder [*a* ?] *nno* zu leſen iſt, iſt zweifelhaft. Verziert iſt der Stein mit einem in ein Fünfeck geſtellten Chriſtuszeichen der älteren Form mit den beiden Buchſtaben Alpha und Omega.

b) Zwei Stücke von einem Stein. Das größere iſt bereits Mainzer Ztſchr. III S. 10 unter Nr. 32 b beſprochen worden. Hier iſt nachzutragen, daß Haug das AMME der dritten Zeile als vollſtändigen Namen = *Amm*(*a*)*e* nimmt unter Vergleichung von Haug und Sixt, Die römiſchen Inſchriften und Bildwerke Württembergs Nr. 49. Wahrſcheinlicher dünkt mir eine andere Deutung, die mir Heräus mitteilt. Er ergänzt [*m*]*amm*(*a*)*e* = *matri* oder *nutrici* und verweiſt auf CIL. VI 1450 (Deſſau 8549) *mammulae suae verae matri iuc. dulc.* und CIL. VI 21,787 (Deſſau 8550) *mammae indulgentissimae* u. a.



Abb. 33, 1 : 10

Vgl. auch Heräus, Sprache der römiſchen Kinderſtube (Archiv f. lat. Lexikol. XIII 151 ff.). — Das am 7. Jan. 1908 dazu gefundene Eckſtück iſt wegen der geſchmackvollen Einfaſſung der Inſchrift bemerkenswert. H. 13 cm, Br. 17 cm, D. 6 cm.

c) Zwei Stücke von einem Stein. Das größere iſt bereits Mainzer Ztſchr. III S. 10 unter Nr. 32 d beſprochen. Das kleinere kam am 1. Aug. 1908 zum Vorſchein. H. 7 cm, Br. 8 cm, D. 5 cm.

---

38 *Grabſtein des Ursus,* gef. am 21. Juli 1908. Kalkſtein. H. 48 cm, Br. 39 cm, D. 19 cm. Die Inſchrift iſt leider am Anfang verſtümmelt. Darunter iſt ein in einen Kreis geſtelltes Kreuz mit Alpha und Omega angebracht.

. . . *Ursus,* [*qui vix*]*it in pace annus III et mensis III filiciter.*

„. . . . Urſus, der in Frieden drei Jahre und drei Monate glücklich lebte.“

Vorn wird: *Hic requiiscit* oder eine ähnliche Formel geſtanden haben. — Hinter VRSVS ſind noch Reſte der verlorenen Buchſtaben erkennbar. — Z. 3 *annus* für *annos:* urſprünglich langes o und urſprünglich kurzes u wurden in der Ausſprache nicht mehr unterſchieden. — Z. 4 *mensis* für *menses,* wie ſchon in der klaſſiſchen Zeit; dann *filiciter* für *feliciter,* da das e im Lateiniſchen teilweiſe eine nach i hinneigende Färbung hatte. — Paläographiſch ſteht unſere Inſchrift ſehr nahe der Grabſchrift des Audolendis (Körber, Nachtrag III S. 141 Nr. 231). Bezeichnend iſt, daß bei E, F, N und P die Senkrechte über den Anſatz der Wagrechten oder Schrägen hinaus verlängert, daß bei T die Wagrechte ſo lang, wie die Senkrechte hoch iſt, daß bei L die Senkrechte durch den ſchrägen Querſtrich faſt in der Mitte geſchnitten wird und F die Form der altdeutſche Rune hat. Bei M bleiben die Mittelſtriche hoch, bei A ſind ſie gebrochen.

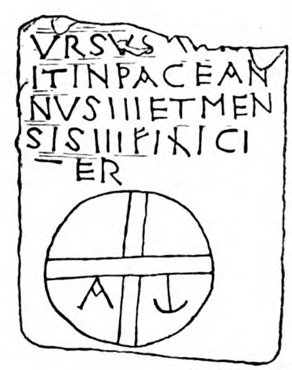


Abb. 34, 1 : 10

Alle dieſe Eigentümlichkeiten weiſen auf das 6. oder 7. Jahrhundert. Hier wird man an das erſtere denken müſſen, da die ſinnbildlichen Buchſtaben Alpha und Omega auf galliſchen Inſchriften nur von 377 bis 547 nachweisbar ſind. Da ſie aber auf ſtadtrömiſchen ſchon im Jahre 509, alſo 40 Jahre früher verſchwinden, ſo können ſie am Rhein ſich recht wohl ebenſoviel länger gehalten haben. Doch wird es auch wegen des römiſchen Namens Urſus ratſam ſein, nicht allzu weit herunterzugehen.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 79.



Abb. 35, 1 : 10

39 *Grabstein der Munetrudis,* gef. am 4. Aug. 1908. Kalkstein. H. 75 cm, Br. 46 cm, D. 12 cm. Bis auf den größtenteils verlorenen Giebel wohl erhalten. Das Denkmal ist so reich verziert, wie in Deutschland meines Wissens kein anderes aus frühchristlicher Zeit; auch rote Farbspuren sind an einigen wenigen Stellen noch sichtbar. Am Sockel ist durch vertiefte Linien ein viereckiges Feld abgegrenzt, das mit einer Art von Girlande geschmückt ist. Darüber befindet sich die Inschriftplatte, flankiert von zwei Pfeilern, deren Kapitäle offenbar mit einfachen Mitteln korinthische Formen nachahmen sollen. Die Pfeiler stützen einen Halbbogen, der mit einem Ornament geschmückt ist, das ich als mißverstandenen Mäander deuten möchte. Von anderer Seite wird der Bogen als Gewölbe mit verkröpften Wölbsteinen aufgefaßt, wie sie bis in die Zeit der Renaissance vorgekommen seien. Das Feld innerhalb des Bogens ist mit einer halben Rosette geschmückt, die wohl die Rippen einer Muschel nachahmen soll. Neben dem Bogen dient je eine kleinere Rose zur Füllung der von ihm und der Umrahmungsleiste gebildeten Zwickel; darüber aber erhob sich noch ein dreieckiger Giebel, der leider zum größten Teil verloren ist. Doch erkennt man noch in der Mitte ein nach den vier Enden sich verbreiterndes und dort ausgezacktes kleines Kreuz, nach dem zwei Hände greifen. Vielleicht war hier ein Brustbild der Verstorbenen angebracht. Die Architektur unseres Steines ist offenbar eine Nachahmung solcher heidnisch-römischen Grabdenkmäler, auf denen die Vorderseite eines kleinen Tempelchens, einer „Ädicula", dargestellt ist. Zum Vergleich will ich nur auf zwei Mainzer Grabsteine verweisen, auf den des Balbus (s. Abb. Körber, Nachtrag IV S. 4 Nr. 3), wo der Bogen den oberen Abschluß der Inschriftplatte bildet, und besonders auf den des Urvinus (s. Abb. Weynand, B. J. 108/9 Taf. IV 1), wo der Bogen wie hier unter dem Giebel die Stelle eines Frieses vertritt und, durch eine Leiste vom Inschriftfeld getrennt, mit dieser auf Pfeilern ruht. Noch auffälliger ist aber die Ähnlichkeit mit gewissen griechisch-koptischen Steinen des Museums in Kairo, auf die mich Sauer (Freiburg) aufmerksam machen ließ. Dieselbe ist so groß, daß der genannte Gelehrte sie geradezu auf koptische Einflüsse zurückführen möchte. Darin scheint er mir freilich zu weit zu gehen. Ich glaube vielmehr, daß wir in Ägypten und am Rhein nur Beispiele für eine damals im ganzen griechisch-römischen Kulturkreise verbreitete Geschmacksrichtung vor uns haben, deren Ausgangspunkt sich schwerlich feststellen läßt. Doch schien mir die Frage wichtig genug, um die zwei bezeichnendsten dieser griechisch-koptischen Denkmäler, Nr. 8586 und 8587 des nicht überall zugänglichen Catalogue général des Antiquités du Musée du Caire, auf unserer Taf. III Abb. 5 noch einmal abbilden zu lassen (darunter wird zum Vergleich das Bild des Munetrudis-Steines nach einer Photographie Neebs wiederholt). Besonders auf Nr. 8587 möchte ich die Aufmerksamkeit lenken, weil hier die Mäanderverzierung des Bogens und das korinthische Kapitäl gewissermaßen in einer Übergangsstufe erscheinen zwischen der klassischen Form und derjenigen auf dem Munetrudis-Denkmal. — Die Herstellung der Inschrift auf dem harten Kalksteine des letzteren ist dem Steinmetzen offenbar recht sauer geworden, ist es ihm doch nicht einmal gelungen, die Inschriftfläche vollständig zu glätten, sodaß ihm schließlich nichts anderes übrig blieb, als die Löcher zu umgehen!

† *In hunc tumulum requiiscit puella numine Munetrudis, qui vixsit annus XXI.*

„In diesem Grabe ruht ein Mädchen namens Munetrudis, welches 21 Jahre gelebt hat."

Die Inschrift beginnt mit einem Kreuz. — Z. 1 und 2 *in hunc tumulum* für *in hoc tumulo;* über die Vermischung von Akkusativ und Ablativ vgl. Mainzer Ztschr. III S. 15. — Z. 2 und 3 *requiiscit* für requiescit (s. zu Nr. 38). — Z. 4 und 5 *numine* für nomine (s. zu Nr. 38). — Z. 5 und 6 *Munetrudis,* ein Name, der im 7. Jahrhundert (Mon. hist. germ. libr. confr. II 266) in der Form Munidrud, ein andermal (a. a. O. III 120) in der Form Monitruda vorkommt. Nach Förstemann hat Jakob Grimm für den ersten Bestandteil das gotische *munan,* „denken, wollen", verglichen, mit dem auch der Name von Odins Raben, Munin, zusammenhängt. Die ursprüngliche Bedeutung des zweiten Bestandteiles steht nicht ganz fest; er liegt auch in dem Namen Gertrud vor und hängt wohl mit „traut" zusammen. — Z. 7 *qui* für *quae,* wie auf Inschriften dieser Zeit oft; vgl. französisch qui. — *vixsit* für *vixit,* wie ja in späteren und auch in alten volkstümlichen Inschriften xs häufig für x steht. — Z. 8 *annus* für *annos,* s. zu Nr. 38. — Paläographisch bemerkenswert ist das verhältnismäßig häufige Vorkommen von Buchstaben-Verbindungen: V ist viermal an die vorhergehende Senkrechte angehängt, E einmal. Sehr auffallend ist das Q gebildet, das aus zwei ganz getrennten Zeichen besteht. Der Mittelstrich des A ist nicht wie auf den meisten Inschriften dieser Zeit gebrochen, sondern ist nach rechts schief abwärts gezogen; die des M bleiben hoch. Die Senkrechte ist meist etwas über den Ansatz der Wagrechten oder Schrägen verlängert; schräg ist auch der Beistrich des L.

Für das Alter des Denkmals kommt in Betracht, daß das Kreuz am Anfang der Schrift, die Formel *in hoc tumulo requiiscit* u. ä. und die Buchstaben mit verlängerter Senkrechten in Gallien vor 500 nicht vorkommen. Andererseits wird man annehmen dürfen, daß auf einem so reich ausgestatteten Denkmal das Christuszeichen nicht fehlen würde, wenn es zur Zeit seiner Herstellung auf Grabsteinen noch üblich gewesen wäre. Da es nun um die Mitte des 6. Jahrhunderts abkommt, wird man unsere Inschrift in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts setzen dürfen, da ihre Kürze und Einfachheit die Annahme einer späteren Abfassungszeit unwahrscheinlich macht.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 79.

40 *Grabſtein des Abtes Pertramm,* gef. am 8. Juli 1908. Kalkſtein. H. 75 cm, Br. 30 cm, D. 14 cm. Der Stein iſt im allgemeinen vorzüglich erhalten; in den Vertiefungen iſt die rote Farbe noch erkennbar. Das viereckige Feld über der Inſchriftplatte zerfällt in einen mit einer Roſette geſchmückten Giebel und zwei Seitendreiecke, die mit Blättern verziert ſind. Die Buchſtaben ſind zwiſchen Linien geſtellt.

Hic requiiscit benememorius Pertrammus aba, qui vixsit in pace annus XXXIIIII.

„Hier ruht geſegneten Angedenkens der Abt Pertramm, der in Frieden 36 Jahre lebte.“

Z. 1 und 2 *requiiscit* für *requiescit*; über den Wechſel von i und e im Vulgärlatein vgl. Nr. 38. — Z. 2 und 3 wird *benememorius* zu leſen ſein, nicht *benememorus*; wie der Munetrudis-Stein (Nr. 39) zeigt, wurde im 7. Jahrhundert V gern in der hier vermuteten Weiſe mit vorausgehender Senkrechten verbunden. Das Adjektiv *benememorius* wurde in merowingiſcher Zeit aus *bonae memoriae* gebildet (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 16). — Der Name *Pertrammus,* unſer „Bertram“, enthält die Stämme *berhta* „glänzend“ und *hraban* „Rabe“ und lautet in der Sprache des 6. Jahrhunderts Berahthraban. Auffallend iſt, daß ſchon in der frühen Zeit, aus der unſer Stein ſtammt, das h des erſten Beſtandteils geſchwunden iſt; auch das P des Anlautes glaubt Binz nur durch oberdeutſche Abkunft des Verſtorbenen oder deſſen, der die Grabſchrift verfaßte, erklären zu können. — Z. 6 und 7 *vixsit* für *vixit* wie Nr. 39. — Z. 9 a. E. iſt der letzte Einer aus Platzmangel verkürzt worden. — In der Buchſtabenform ſtellt unſer Stein eine weitere Entwickelung dar gegenüber den ſeither behandelten, und er ſteht in bezug darauf der Grabſchrift des Presbyters Badegiſel (Mainzer Ztſchr. S. 16) ſehr nahe. Der Mittelſtrich des A iſt gebrochen, die des M bleiben hoch; bei B, C, E, N, P und R iſt die Senkrechte oben oder unten oder auch an beiden Stellen über den Anſchlußpunkt der Wagrechten oder Schrägen hinausgeführt, wie das auch ſchon früher (ſ. Nr. 39) der Fall war, aber hinzugekommen iſt die eckige Bildung des C (Z. 1, 2 und 7); das Q (Z. 1 und 6) iſt ähnlich gebildet wie auf dem Gaereholdus-Stein (Mainzer Ztſchr. III S. 15 Nr. 40).



Abb. 36, 1 : 10

Da das viereckige O nicht vor 600 nachweisbar iſt, wird unſer Stein ebenſo wie die des Gaerehold und des Badegiſel dem 7. Jahrhundert angehören, dem auch die barbariſche Adjektivform *benememorius* am meiſten entſpricht (höchſtens könnte noch der *Anfang* des 8. Jahrhunderts in Frage kommen). Eine Schwierigkeit entſteht freilich dadurch, daß demnach ſchon im 7. Jahrhundert ein Abt auf dem Albansberg begraben worden ſein ſoll, während doch nach glaubhafter Nachricht (ſ. Neeb, Mainzer Ztſchr. III S. 75) das Benediktinerkloſter erſt im Jahre 796 gegründet wurde. Man wird wohl mit Sauer (Freiburg) annehmen dürfen, daß auch ſchon früher hier ein Stift oder Kloſter beſtand — vielleicht gallikaniſchen oder iroſchottiſchen Mönchtums — und daß unter Karl dem Großen nur eine neue Organiſierung und Dotierung ſowie der Anſchluß an die Benediktinerregel erfolgte. Die neueſten Ausgrabungen ſcheinen dafür weitere Anhaltspunkte geliefert zu haben (ſ. den Aufſatz Neebs in dieſem Heft).

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 79 f.

---

41 *Großer inſchriftloſer Grabſtein,* gef. am 21. Juli 1908. Kalkſtein. H. 100 cm, Br. 51 cm (oben, unten etwas ſchmäler), D. 12 cm. Unten wird ein Stück fehlen. Ein mit Strichen verzierter Rahmen umgibt ein von zwei parallelen Linien umgrenztes länglich-viereckiges Feld, deſſen beide Hälften als Hauptſchmuck zwei Kreuze enthalten, deren gleichlange Arme am Ende ſich trichterförmig erweitern. Das obere iſt ganz in einen Doppelkreis geſtellt, während die Arme des unteren von einem kleinen Kreis ausgehen und von einem größeren in ihrer Mitte geſchnitten werden. Beide Kreuze haben nach unten gewiſſermaßen einen Stiel und zwei ſchräge Spreizen. Den Raum über dem oberen füllt eine Zickzacklinie, wie eine ſolche auch den Rahmen an dieſer Stelle belebt, ſtatt der ſonſt auf demſelben angebrachten ſchrägen Parallelſtriche. Eine ähnliche Rahmenverzierung findet ſich auch auf dem etwa dem ſiebenten Jahrhundert angehörigen Grabſteine der Bertiſindis und des Randoaldus (ſ. Abb. bei Körber, Nachtr. III S. 142). Vgl. auch Nr. 51 dieſes Aufſatzes.

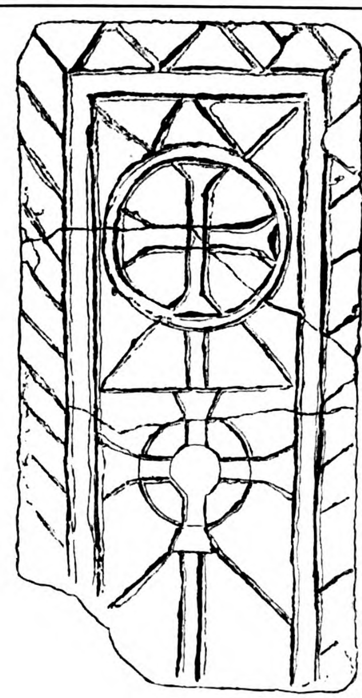


Abb. 37, 1 : 10

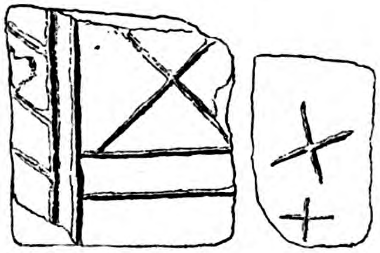


Abb. 38, 1 : 10 a b

42 *Zwei Bruchſtücke von Grabſteinen mit Kreuzverzierung,* beide aus Kalkſtein.

a) Gef. am 30. Juli 1908. H. 34 cm, Br. 33 cm, D. 15 cm. Stammt offenbar von einem ähnlichen Grabſtein wie Nr. 41.

b) Gef. im Sommer 1908. H. 27 cm, Br. 18 cm, D. 14 cm. Zeigt noch Spuren von roter Farbe.

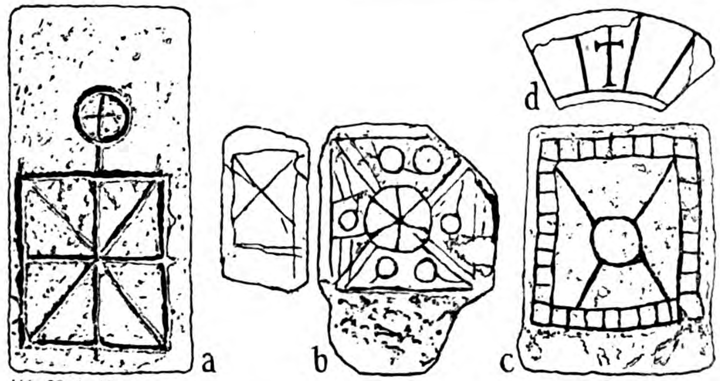


Abb. 39, 1 : 10

43 *Drei inſchriftloſe Grabſteine und ein Wölbſtein.*

a) Gef. am 29. Juli 1908. Weißer Sandſtein. H. 53 cm, Br. 26 cm, D. 9 cm. Den größeren Teil der Vorderſeite nimmt ein Viereck ein, das ein aufrechtes und ein ſchräges Kreuz umſchließt, eine Verbindung, die öfter als chriſtliches Symbol vorkommt (ſ. Körber, Nachtrag IV Nr. 45) und vielleicht aus dem älteren Chriſtusmonogramm entwickelt iſt. Über dem Viereck erhebt ſich an einem kurzen Stil ein Kreis mit eingeſchriebenem Kreuz.

b) Gef. am 24. April 1908. Kalkſtein. H. 26 cm, Br. 25 cm, D. 13 cm. Ein Viereck umſchließt ein ſchräg ſtehendes Kreuz, das von einem ſechsſpeichigen Rade ausgeht. Letzteres iſt als vereinfachtes, in einen Kreis geſtelltes Chriſtusmonogramm aufzufaſſen. Zwiſchen den Armen des Kreuzes dienen ſechs kleine Kreiſe zur Raumfüllung. Auch die eine Seitenfläche (die andere iſt zerſtört) iſt mit einem roh eingeriſſenen, aus zwei Strichen beſtehenden ſchrägen Kreuze geſchmückt, das in ein Viereck hineingeſtellt iſt.

c) Gef. am 3. April 1908. Kalkſtein. H. 36 cm, Br. 26 cm, D. 14 cm. Von einem Kreiſe geht ein ſchräges Kreuz in die Ecken eines viereckigen mit Querſtrichen verzierten Rahmens. Alle Linien ſind noch heute rot gefärbt.

d) Gef. am 9. April 1908. Ein mit einem Kreuz geſchmückter Wölbſtein, der in Neebs Auffatz gewürdigt werden wird.



Abb. 40, 1 : 10

44 *Chriſtliches Zeichen von einem Grabſteine,* gef. am 4. Aug. 1908. Kalkſtein. H. 50 cm, Br. 44 cm, D. 20 cm. Das Zeichen iſt offenbar eine Weiterentwickelung des bei Nr. 43a beſprochenen. Auch hier haben wir ein aufrecht ſtehendes und ein dieſes durchſchneidendes ſchräges Kreuz. Während dieſe beiden Kreuze aber dort in ein einziges Viereck geſtellt ſind, hat hier jedes ſein eigenes, nicht ganz rechtwinkeliges Quadrat, wenn man es ſo nennen will. Die beiden Quadrate ſind in der Diagonale übereinander gelegt und ihre acht Ecken mit einem Kreis umzogen. Die Fläche zwiſchen dieſem, den Quadraten und den Kreuzesbalken iſt etwas vertieft und war, wie man an mehreren Stellen deutlich erkennt, mit roter Farbe bedeckt, die auf der beiſtehenden Zeichnung durch eine Schraffierung angedeutet iſt. Ob die Verbindung des aufrechten und ſchrägen Kreuzes mit Quadrat und Kreis noch eine tiefere ſinnbildliche Bedeutung hat, wage ich nicht zu ſagen. Sauer (Freiburg) ſchreibt darüber: „Das merkwürdige Zeichen eines doppelten gegenſeitig ſich durchdringenden Speichenquadrates im Kreis iſt ein auch im Koptiſchen, dann im Abendland bis herein in die romaniſche Kunſt nachweisbares Ornament, dem ich aber, falls es am Grabſtein in auffälliger Weiſe angebracht iſt, eine gewiſſe myſtiſche Abſichtlichkeit zuſchreiben möchte. Das Quadrat iſt das Zeichen des Lebens und der Welt, der Kreis das der Ewigkeit, alſo zwei Gedanken, die ſich am Grabe in dieſer ornamental wirkenden Sinnbildſprache ſehr wohl ausſprechen ließen.“ — Merkwürdig iſt, daß dasſelbe Zeichen auf einem leider nur zur Hälfte erhaltenen in der Pfarrkirche zu Kempten bei Bingen eingemauerten frühchriſtlichen Grabſteine (ſ. den Anhang zu dieſem Auffatz) vorkommt. Von unſerem Denkmal fehlt leider die Inſchrift, welche oben und unten (oder links und rechts?) ſtand, vollſtändig.

45 *Unterteil von dem Grabſtein eines Unbekannten,* gef. am 21. Juli 1908. Kalkſtein. H. 33 cm, Br. 45 cm, D. 15 cm.

[. . . . . *qui vixit anno*]*s VI menses quinque innox pulcer carusque parentum.*

„(. . . welcher lebte) ſechs Jahre fünf Monate, unſchuldig, ſchön und teuer den Eltern.“

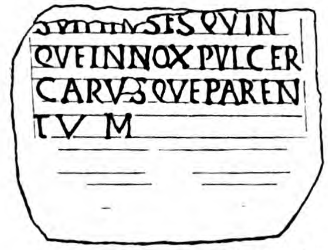


Abb. 41, 1 : 10

Die Buchſtaben ſtehen zwiſchen ſorgfältig gezogenen Linien. — Z. 1 folgt auf [*anno*]*s VI* ein M, von deſſen Mittelſtrichen infolge des Bruches kein Reſt mehr übrig iſt, weil ſie nur bis etwa zur Mitte des Buchſtabens heruntergingen. Darauf folgte ein E, deſſen Wagrechte ſo kurz waren, daß man auch von der unteren, die allein erhalten ſein müßte, ſo gut wie nichts ſieht. Das E der Endung hat etwas längere Querſtriche. Mit *menses* beginnt ein regelmäßig gebauter Hexameter, während der vorausgehende Teil des Textes offenbar in Proſa abgefaßt war. — *innox* iſt eine außer in Gloſſen, wie es ſcheint, nur in chriſtlichen Inſchriften vorkommende Adjektivform vulgärer Bildung (Heräus verweiſt auf Bücheler-Windekilde, lat. Dekl. § 3 und Pirſon, la langue des inscriptions latines de la Gaule, Bruxelles 1901, der auch die Stellen aus galliſchen Inſchriften geſammelt hat). Auf einem in Aquae Sextiae gefundenen Grabſtein aus chriſtlicher Zeit (CIL. XII 592, 11, Bücheler, carm. lat. epigr. 769, 11), heißt es nach vorausgehender Altersangabe ähnlich: *pulcer et innocuus, pia semper mente probatus.* — Ferner iſt die Verbindung *carus parentum* ſehr bemerkenswert, da auch der Theſaurus ling. lat. kein Beiſpiel dafür kennt, daß das *adjektiviſche carus* mit dem Genetiv konſtruiert wäre. Am ähnlichſten iſt noch: Hieronymus, vir. ill. 99 *Serapion . . . . carus Antonii,* ferner Caſſian c. Neſt. V. 10. 1 *carissimus dei Johannes* und Paſſ. coron. 8 *estote cari et amici nobilium principum.* Aber in all dieſen Beiſpielen iſt *carus* offenbar als Subſtantiv gebraucht und nach Analogie von *amicus* mit dem Genetiv verbunden. Heräus vergleicht CIL. VI 8909 *Celadianus medicus ocularius pius parentium suorum,* während es ſonſt *pius in parentes, parentibus, in parentibus* heißt.

Die zeitliche Beſtimmung der Inſchrift iſt ungemein ſchwierig, zumal nur ein Bruchſtück erhalten iſt. Daß ſie aus chriſtlicher Zeit ſtammt, zeigt ſchon die Verwendung der Linien in Verbindung mit Einzelheiten der Schrift, z. B. der Form des M, auch kommt *innox* wenigſtens auf datierten galliſchen Inſchriften nicht vor 448 vor. Für das 5. Jahrhundert ſcheint mir der tadelloſe Hexameter nicht zu paſſen, das 6. und 7. Jahrhundert kommt wegen der Buchſtabenform kaum in Betracht, ſo bleibt alſo das 8. übrig, die Zeit der karolingiſchen Renaiſſance, der man noch am eheſten einen metriſchen Verſuch zutrauen kann. Dazu kommt noch eine große Ähnlichkeit in der Buchſtabenform mit der Ancaratus-Inſchrift (ſ. Abb. 32 Mainzer Ztſchr. III S. 17), wo namentlich Q und T (mit dem kleinen Anſatz am unteren Ende) ebenſo gebildet ſind wie hier.

Vgl. Röm.-germ. Korrbl. I S. 80.

---

46 *Bruchſtück von einem großen Chriſtusmonogramm.* Gehört zum alten Beſtande, Fundort unbekannt. Kalkſtein. H. 34 cm, Br. 25 cm, D. 10 cm. Wir haben offenbar ein Chriſtuszeichen der ſpäteren Form vor uns; die Arme des Kreuzes ſind geſpalten, und der Bogen des Rho iſt s-förmig geſtaltet, wie es auch ſonſt vorkommt (ſ. Nr. 29). Die Kreuzungsſtelle der beiden Balken iſt mit einer Roſette verziert; rechts unten iſt noch der Reſt eines Omegas ſichtbar. Die Arbeit an dem Relief iſt außerordentlich fein, ſodaß man faſt Bedenken tragen muß, es noch der karolingiſchen Zeit zuzuſchreiben, obgleich es alle die Eigentümlichkeiten der techniſchen Behandlung aufweiſt, die nach Clemen (Bonner Jahrb. IX S. 91) für Reliefs dieſer Zeit bezeichnend ſind: die durchaus flache Behandlung, die jeder Modellierung entbehrt und nur zwei Ebenen kennt, und die kantige Herausarbeitung des Grundes. Vgl. übrigens unter Nr. 35 c, ein Bruchſtück, das in bezug auf die Bearbeitung des Steines ſehr ähnlich iſt und ſchon wegen ſeines Fundortes keiner ſpäteren Zeit angehören kann.



Abb. 42, 1 : 10

---

47 *Mit einer Palmette verzierter Fries,* gef. am 8. September 1908, und zwar in der Mauer der Kontereskarpe des Forts Karl. Unten, rechts und links iſt die alte Umgrenzung des Steines erhalten, ob aber auch oben, iſt zweifelhaft. • Über der Palmette liegt ein Streifen, der mit einem fortlaufenden um einen Stock gelegten Bande verziert iſt.

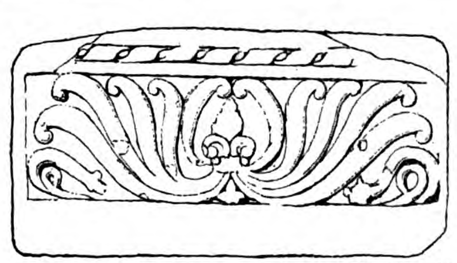


Abb. 43, 1 : 10

Über die Entſtehungszeit unſeres Reliefs läßt ſich nichts Gewiſſes ſagen. Römiſcher Urſprung ſcheint wegen des Mittelſtückes der Palmette und auch wegen der ſonderbaren Ranken am Ende ausgeſchloſſen zu ſein. Die techniſche Behandlung des Steines läßt an die Karolingerzeit denken, doch iſt auch ganz ſpäter Urſprung, etwa im 18. Jahrhundert, keineswegs ausgeſchloſſen. Der Fundort gibt leider keinen Anhalt, denn für die betreffende Mauer ſind zwar nachweislich Steine aus der nahen Albanskirche verwendet worden (ſ. Nr. 13), aber ſie können natürlich zum Teil auch anderswoher ſtammen.

Anhang

Einige Inschriften, die schon früher in Rheinhessen gefunden, aber nicht in das Mainzer Museum gebracht und darum in einer Veröffentlichung des Altertumsvereins noch nicht besprochen worden sind.

Die Steine Nr. 48—52 ſind gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit anderen in das Muſeum zu Kaſſel gekommen. Die Abklatſche verdanken wir der Güte Böhlaus. Nach ihnen hat Wallau die Zeichnungen gefertigt, die ich ſpäter mit den Originalen verglichen habe.



Abb. 44, 1 : 10

48 *Grabſtein des P. Sepetumienus Fronto,* von Fuchs im Jahre 1772 „neben der oberen Heerſtraße ober Weiſenau gegen Mainz zu“ gefunden; jetzt in Kaſſel. Der Giebel iſt halbkreisförmig gebildet und mit Blattwerk ausgefüllt. Kalkſtein.

P(ublius) Sepetumienus L(ucii) f(ilius) Fronto an(norum) XXV.

„Publius Sepetumienus Fronto, Sohn des Lucius, 24 Jahre alt . . . .“

Der Verſtorbene wird in Wirklichkeit *Septuminius* geheißen haben. — Z. 3 iſt der Punkt inmitten des O bemerkenswert. — Als Fuchs die Inſchrift auffand, waren von der vierten Zeile rechts a. E. noch die oberen Hälften von CD und dahinter ein ganzes T erhalten. — Steine mit halbkreisförmigem Abſchluß ſetzt Weynand, Bonner Jahrb. 108/9 S. 228 in vorclaudiſche Zeit. Freilich iſt unter denjenigen, auf die er ſein Urteil gründet, keiner, bei dem der Bogen mit Blattwerk gefüllt wäre.

Vgl. Fuchs, Alte Geſchichte von Mainz II 169. CIL. XIII 7109.



Abb. 45, 1 : 10

49 *Bruchſtück von dem Grabſtein des L. Livius,* im Jahre 1770 im Kloſter Dalheim ausgebrochen; ſeit 1777 in Kaſſel.

L(ucius) Livius, [*M(arci)* oder *A(uli) f(ilius)*] *Cam(ilia tribu) Atria mil(es) leg(ionis)* . . .

„Lucius Livius, Sohn des Marcus (oder Aulus), aus der Tribus Camilia, gebürtig aus Atria (jetzt Adria im Po-Delta), Soldat der . . . Legion.“

Z. 1 a. E. könnte A oder M geſtanden haben. Nimmt man letzteres an, ſowie, daß die Zeile am Ende etwas eingerückt war wie am Anfang, ſo bliebe Z. 2 a. E. zur Not noch Platz für einen kurzen Beinamen. Der Stein gehört noch dem 1. Jahrhundert an und zwar, wenn der Mann keinen Beinamen hatte, der Zeit vor 43. In dieſem Fall käme nur die 14. oder die 16. Legion in Betracht.

Vgl. Fuchs, Alte Geſchichte von Mainz I 227 und Taf. XXII 12. CIL. XIII 7010.



Abb. 46, 1 : 10

50 *Altar, den Lares competales oder Quadriviae geweiht,* gef. im Jahre 1769 nach dem Brande des Kloſters Dalheim (bei Zahlbach), in deſſen Scheuer ſie vermauert war; ſeit 1777 in Kaſſel. Ober- und Unterteil wurden erſt im Jahre 1902 von v. Domaszewski (Weſtd. Ztſchr. XXI S. 196) als zuſammengehörig erkannt.

Laribus competalibus sive Quadriviis T(itus) Fl(avius) Castus be(neficiarius) co(n)s(ularis) c(um ?) vil(lico ?) p(osuit).

„Den Lares compitales oder Quadriviae haben Lucius Flavius Caſtus, Benefiziarius des Statthalters mit dem Verwalter (der kaiſerlichen Steuerverwaltung) (dieſen Altar) errichtet.“

Die *Lares compitales* ſind die altrömiſchen Kreuzweg-Gottheiten. Ihr Kult ſollte nach v. Domaszewski (a. a. O.) den Provinzialen durch die Umtaufe in *Quadriviae* verſtändlich gemacht werden. Dieſe wurden hauptſächlich in Germanien, aber auch in den Donauländern (ſ. die Zuſammenſtellung der bezüglichen Inſchriften von Max Ihm in Roſchers Lexikon unter Quadriviae) verehrt, wie der Name ſagt, an Kreuzwegen; in Mainz kommen ſie noch zweimal vor, einmal mit den Biviae und Triviae verbunden. Einen Nachklang ſolch heidniſchen Brauches ſieht Ihm in den Kapellchen mit Heiligenbildern uſw., wie ſie auch heute noch in vielen Gegenden an Kreuzwegen zu finden ſind. — Z. 2 *competalibus* für *compitalibus.* — Z. 7 beruht der Punkt zwiſchen F und L auf einem Verſehen des Steinmetzen; ebenſo Z. 6 a. A. die das B durchſchneidende Wagrechte, die hier, wo das E folgt, ganz ſinnlos iſt, während ſie bei einer anderen Art, das Wort *beneficiarius* abzukürzen, die Buchſtaben-Verbindung BE darſtellt. — Die *beneficiarii* kann man als Gefreite bezeichnen, die zu gewiſſen Bürodienſten kommandiert ſind. Im beſonderen lag ihnen die Überwachung

des Straßenverkehrs ob, weshalb wir ihre Posten, wie v. Domaszewski Westd. Ztschr. 21 S. 158 ff. nachweist, an allen Straßenkreuzungen antreffen. Eine solche befand sich gewiß auch vor der porta decumana des Mainzer römischen Lagers, in deren Nähe unser Stein gefunden wurde. — Der eigentliche Amtstitel des Statthalters war *legatus Augusti pro praetore provinciae Germaniae superioris*, da er aber Konsul gewesen war, wurde er statt dessen auch *consularis* genannt. — Wie die Abkürzungen der letzten Zeile zu deuten sind, steht nicht ganz sicher, zumal auch die Lesung selbst zweifelhaft ist, denn am Anfang könnte auch ein G gestanden haben, und der kurze Strich an dritter Stelle war in der Vorlage des Steinmetzen vielleicht gar kein Buchstabe, sondern ein Interpunktionszeichen. — Die Inschrift wird, wie die meisten unserer Altäre aus der Zeit um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts stammen.

Vgl. CIL. XIII 6731 und 6768.

---

51 *Grabstein des Paulinus,* gef. am 25. April 1779 bei Bingen in einem Weinberg des Apothekers Jakob Weizel; jetzt in Kassel. Rechts fehlt unbekannt wieviel. Der Rahmen hat eine Verzierung von senkrechten und Zickzack-Linien.

Die schlecht eingehauene Inschrift ist auf dem löcherigen Kalkstein überaus schwer zu entziffern und die Lesung darum vielfach unsicher und die Ergänzung unmöglich. Nur einzelne Worte ohne Zusammenhang lassen sich mit einiger Wahrscheinlichkeit erkennen.

1. Paulinus . . . 2. nobilis vitae . . . 3. tum osculum . . . 4. [o]ptaverat dar . . . 5. [co]nmendas . . . 7. ritum qui de . . . 8. sinus . . . 9. quem suo . . . 10. mus cum d 13. [Paul?]inus hoc te . . . 14. Paulina p . . . 15. [l]audan[da?].

Die barbarische Rahmen-Verzierung macht es zweifellos, daß die Inschrift aus der Zeit der Germanenherrschaft stammt (vgl. oben Nr. 41 und den Grabstein der Bertisindis und des Randoaldus, Körber, Nachtrag III Nr. 232). Aber die römischen Namen Paulinus und Paulina und der Schriftcharakter — bemerkenswert ist nur der schräge Querstrich des L — sowie das Fehlen aller Kennzeichen der späteren Zeit machen es wahrscheinlich, daß sie noch dem 5. Jahrhundert angehört.

Vgl. Kraus, Die christlichen Inschriften der Rheinlande I Nr. 60 und Taf. V 2. CIL. XIII 7527.



Abb. 47, 1 : 5

---

52 *Grabstein der Aiberga,* gef. am 25. April 1779 in einem Weinberg des Apothekers Jakob Weizel; jetzt in Kassel. Der Raum unter der Inschrift ist durch ein etwas schief gestelltes Christuszeichen der späteren Form mit Alpha und Omega verziert.

✝ *In hoc sepulchr[um r]equiescet in pace puella [no]mine Aiberga, qui vixit annis XXXII et menses V et dies X.*

„In diesem Grabe ruht in Frieden eine Jungfrau namens Aiberga, welche 32 Jahre und 5 Monate und 10 Tage gelebt hat."

Z. 1 a. E. macht es die Größe der Lücke wahrscheinlich, daß *sepulchrum* dastand, nicht *sepulchro;* vgl. Mainzer Ztschr. III S. 15 zu Nr. 39. — Z. 2 *requiescet* für *requiescit,* wie auf drei in Worms gefundenen Grabsteinen des Mainzer Museums *quiescet* für *quiescit* steht (s. Körber, Nachtrag III 224—226). Das kurze i wechselt auf gallisch-germanischem Boden infolge seines zwischen beiden Vokalen liegenden Klanges ungemein häufig mit e (Seelmann S. 195 ff.). — In *puella* ist das anfänglich vergessene E erst nachträglich, so gut es gehen wollte, eingeflickt worden. — Die Verstorbene hieß, wenn nicht eine Verschreibung vorliegt, Aiberga, nicht Alberca, wie früher wohl gelesen wurde: das G unterscheidet sich deutlich von dem Z. 1 und 2 mehrfach vorkommenden C. Es ist offenbar derselbe Namen,



Abb. 48, 1 : 10

den Förstemann in der Form Agiberga aus dem 8. Jahrhundert anführt. Die Bedeutung des ersten Bestandteils steht nicht sicher, da verschiedene ursprünglich ganz verschiedene Stämme hier in Betracht kommen können; der zweite gehört zu dem ahd. *bergan* „bergen, schirmen"; er ist ganz besonders bei den Franken als Grundwort zur Bildung von Frauennamen beliebt gewesen. — *qui* für *quae,* s. Nr. 39 und 54. — Z. 3 und 4 *annis,* Ablativ zur Bezeichnung der Dauer, wie gelegentlich schon im klassi-

ſchen Latein; bei *menses* und *dies* folgt unmittelbar darauf in derſelben Bedeutung der Akkuſativ. So ſchon in der heidniſch-römiſchen Grabſchrift der Bononia (ſ. Körber, Nachtrag IV Nr. 13), und in einer anderen frühchriſtlichen (Le Blant I S. 111) heißt es: *vixit ani duobus mens tribus et dies X.* — Die Senkrechte zwiſchen dem zweiten und dritten X beruht wohl auf einem Verſehen des Steinmetzen. — Die Buchſtabenform iſt noch ziemlich die der heidniſch-römiſchen Inſchriften. A hat gebrochenen Mittelſtrich, L ſchrägen Querſtrich, die Mittelſtriche des M reichen bis auf die Linie, O und Q ſind bedeutend kleiner als die übrigen Buchſtaben, N ſteht einmal (Z. 3) verkehrt. Beſonders hervorzuheben iſt, daß B (Z. 3) nur den unteren Bogen hat wie unſer „kleines" b. — Der Stein wird der erſten Hälfte des 6. Jahrhunderts angehören, da einerſeits das Kreuz am Anfang der Inſchrift nicht vor 500 und anderſeits das Chriſtuszeichen der ſpäten Form kaum nach 550 nachweisbar iſt.

Vgl. Kraus, Die chriſtlichen Inſchriften der Rheinlande I Nr. 59 und Taf. V 1. CIL. XIII 7525.



Abb. 49, 1 : 10

53 *Grabſtein der Bertichildis,* eingemauert an der Südecke des Kirchturmes von Kempten bei Bingen. Kalkſtein. H. 63 cm, Br. 29 cm, D. 15 cm. Erhalten iſt die linke Hälfte des Steines und damit auch der jedenfalls myſtiſch-ſinnbildlichen Verzierung (vgl. oben Nr. 44), über die die Inſchrift ſich zum Teil hinaus erſtreckt. Die Inſchrift ſteht zwiſchen Linien; ſie iſt von Wallau und mir wiederholt ſorgfältig an Original und Abklatſch verglichen worden. Übrigens wäre es höchſte Zeit, daß man den Stein, um weiterem Verfall vorzubeugen, herausbräche und in das Muſeum brächte (Kraus glaubte im Jahre 1890, es ſei ſchon geſchehen). Welch geringen Schutz er an Ort und Stelle genießt, ſieht man daran, daß ein großes Stück desſelben mit ſchwarzer Ölfarbe beſchmiert iſt, wahrſcheinlich um die weiße Hausnummer beſſer hervorleuchten zu laſſen! Dieſe ſcheint man aber nachher vergeſſen zu haben darauf zu malen!

† *In hunc ti*[*tulum requiis*]*cit filia inlu*[*stris Bruni ?*]*childi*(*s*), *cuius f*[*uit nomen*] *Bertichild*[*is, qui*] *vixit in pa*[*ce de*]*vot*(*a*)*e m*[*entis an*]*nus XX me*[*nses . . fecit*] *cum viro suo* [*in saecu*]*lo annus V diaes . . .* [*morte s*(*a*)*e*]*va erepta . . . . elemosin*[*a, quae ab omni pec*]*cato* [*et a morte liberat*].

„In dieſem Grabe ruht die Tochter der hochedelen Brunichildis (?), deren Name Bertichildis war. Sie lebte in Frieden ergebenen Geiſtes 20 Jahre und . . Monate, mit ihrem Manne in dieſer irdiſchen Welt 5 Jahre und . . Tage. Durch grauſamen Tod wurde ſie (ihm) entriſſen. . . . . eine milde Stiftung, die von aller Sünde und von dem Tode befreit."

Z. 1 *In hunc titulum requiiscit* wie auf dem ungefähr gleichzeitigen Grabſteine des Badegiſel, Mainzer Ztſchr. III 16 Nr. 41. — Z. 2. Die ausdrückliche Bezeichnung der Verſtorbenen als Sohn oder Tochter jemands iſt auf chriſtlichen Grabſteinen recht ſelten, kommt aber doch auch z. B. auf demjenigen aus Ebersheim (ſ. Nr. 54) vor. Da *-childi* als zweiter Beſtandteil von Mannesnamen nicht vorkommt, ſo ſcheint hier merkwürdiger Weiſe von den Eltern nur die Mutter genannt geweſen zu ſein, die wohl, wie das Beiwort *illustris* andeutet, von beſonders edlem Stamme war. Ihr Name läßt ſich nicht erraten, da nur der zweite Beſtandteil erhalten iſt, der auch im Namen der Tochter vorkommt. — Z. 2 a. E. haben ſchon Lieſen und Schneider mit Recht eine Buchſtaben-Verbindung angenommen und inlu[stris] ergänzt (vgl. Nr. 34). Teils von ihnen, teils von Kraus rührt auch die Ergänzung der folgenden Zeilen her. — In *Bertichildis* ſtecken die beiden Stämme *berhta* „glänzend" und *hildi* „Kampf". Bei Venantius Fortunatus (von 535—600) lautet der Name noch *Berthichildis;* auf unſerem Steine iſt die Aſpirierung im erſten Beſtandteile bereits verloren gegangen. — Z. 6 [*de*]*vote* für *devotae.* — Z. 7 und 9 *annus* für *annos.* Wenn Bertichildis wirklich nur 20 Jahre und einige Monate alt und doch über 5 Jahre verheiratet war, ſo muß ſie ſchon mit 15 Jahren zum Altar getreten ſein. Doch iſt es nicht unmöglich, daß es urſprünglich Z. 7 nicht XX ſondern XXV geheißen hat; zu ſehen iſt aber von dem V nichts mehr. — Z. 9 *diae*[*s*] für *dies,* alſo *ae* ſtatt *e,* wie oben, Z. 6, umgekehrt *e* ſtatt *ae.* — Für Z. 11 und 12 iſt eine einigermaßen ſichere Ergänzung und Erklärung noch nicht gefunden, zumal gerade hier die Schrift ſchlecht eingehauen und darum ſchlecht erhalten iſt, doch dürfte das Z. 12 an dritter Stelle von Wallau gefundene L ſicher ſein. Läßt man die Möglichkeit zu, daß der Steinmetz an der einen oder anderen Stelle einen falſchen Buchſtaben eingehauen hat, und daß ein andermal der eingehauene Buchſtabe unkenntlich geworden iſt, ſo könnte man ergänzen: [*heres* — oder ſtatt deſſen den Namen des Mannes — *ex*] *testa*[*m*]*e*[*nto posuit tit*]*ulo vidu*[*u*]*s,* wobei *titulo* wie in dieſer Zeit häufig für *titulum* ſtünde. Daß dieſes Wort zu Anfang der Inſchrift in anderer Bedeutung vorkam, würde wohl zu keinem Bedenken Veranlaſſung geben. — Z. 13 und 14 haben die früheren Herausgeber ergänzt als Zitat aus Tob. 4, 11: *quoniam eleemosyna ab omni peccato et a morte liberat. Elemosyna* oder wie hier *elemosina* für *eleemosyna* iſt auch anderweitig belegt. Dagegen kommt es ſehr ſelten vor, daß ſolche Mildtätigkeit auf Grabſteinen gerühmt wird; wo es doch geſchah, „darf mit Sicherheit vorausgeſetzt werden, daß die Tat in Anſehung der Perſon wie ihrer ſachlichen Bedeutung der öffentlichen Kenntnis nicht vorenthalten werden konnte oder durfte." — Ob Z. 14 a. E. wirklich ein kleines Chriſtuszeichen geſtanden hat, das iſt mir nicht ganz zweifellos; ich kann am Steine nur die ſenkrechte und die von links oben nach rechts unten durchgezogene ſchräge Linie erkennen. — Die Eigentümlichkeiten der Schrift zeigen, daß unſer Grabſtein derſelben Zeit angehört wie der des Pertrammus (ſ. oben Nr. 40) und der des Badegiſelus (ſ. Mainzer Ztſchr. III Nr. 41), alſo wahrſcheinlich dem 7. Jahrhundert.

Vgl. Lieſen und Schneider, Bonner Jahrb. 74 (1882) S. 38; Kraus, Die chriſtlichen Inſchriften der Rheinlande I Nr. 61. CIL. XIII 7526.

54 *Grabstein der . . . lindis,* im Jahre 1772 in Ebersheim bei Mainz gefunden, jetzt verschollen. Die Inschrift ist erhalten bei Fuchs, Alte Geschichte von Mainz II 163 Taf. XIX.

† *In hunc titulum requiiscit . . . lindis filia Velandu et Thudelindi, qui vixit in pace a*[*n*](*no*)*s XII.*

„(In diesem Grabe ruht) . . . lindis, Tochter des Velandus und der Thudelindis. Sie lebte in Frieden 12 Jahre.“

Fuchs sagt nicht, daß oben ein Teil des Steines fehlt, doch ist dies sehr wahrscheinlich, da der einstämmige Name (Kurzname) Lindis überaus selten ist — Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, kennt nur noch *ein* Beispiel —, während Zusammensetzungen mit dem Stamm *lindi* so häufig sind wie kaum mit einem anderen. Auch erwartet man in der Zeit, in die wir die Inschrift zu setzen haben, das übliche *in hunc titulum requiiscit* o. ä. — Über die Bezeichnung des Toten als Sohn oder Tochter jemands vgl. Nr. 53. — *Velandu* und *Thudelindi* für *Velandus* und *Thudelindis:* das unhörbar gewordene s fällt am Ende der Wörter häufig weg. Der Nominativ aber steht hier für den Genetiv, ein weiterer Beweis dafür, wie sehr in der merowingischen Zeit das Gefühl für die Bedeutung der einzelnen Kasus verloren gegangen war (s. Mainzer Ztschr. III S. 15 und oben zu Nr. 52). Le Blant, nouveau recueil des inscriptions chrétiens de la Gaule, Nr. 264 hat mehrere Beispiele für diese Kasus-Vertauschungen zusammengestellt. So heißt es z. B. auf einer Trierer Inschrift (Hettner, Steindenkmäler Nr. 374): *Ursiniano subdiacono sub hoc tumulo ossa quiescunt* und auf einer anderen aus Briord: † *Hic requiiscunt menbra ad duus fratres Gallo et Fidencio qui foerunt fili Magno.* Hier stehen *Gallo* und *Fidencio* für *Gallum* und *Fidencium, Magno* aber für *Magni,* man sieht deutlich bereits den Übergang in die romanischen Sprachen. — *Weland* ist eine von Förstemann für das 8. Jahrhundert vielfach belegte Form des heutigen Namens Wieland. Förstemann stellt es zu altn. *vêl* „artificium“ und allg. germanisch *landa* „Land“. — Mommsen sah (nach CIL. XIII 7260) Z. 3 a. E. das L als X an und erklärte *Lindis filia vex*(*it*) *an*(*nos*) *du*(*os*). — Die Mutter heißt nach Fuchs' Abschrift *Thudelindis.* Diese Form des häufigen Namens ist sonst nirgends belegt und beruht vielleicht auf einem Schreibfehler für *Theudelindis,* wie es z. B. bei Fredegar (um 660) heißt oder *Thiudelindis.* Zu Grunde liegen die germanischen Stämme *theuda* „Volk“ und *lindi,* sei es in der Bedeutung „Linde“ oder im Sinn von „Schlange“ (diese galt als geheimnisvolles Tier). Spätere Formen sind Theodelind, Dietlind. — Z. 5 a. A. *qui* für *quae,* vgl. Nr. 39 und 52. — Z. 6 f. liegt offenbar ein Irrtum des Steinmetzen oder des Abschreibers vor: die Vorlage wird annus (oder anus?) gelautet haben; vgl.



Abb. 50 (Da der Stein nicht erhalten, ist kein Maßstab angegeben!)

Nr. 53. — In paläographischer Hinsicht steht der Grabstein dem des Abtes Pertrammus (Nr. 40) sehr nahe. Wie dort so ist auch hier bei D, E, F und N die Senkrechte über dem Ansatz des Bogens, der wagrechten oder schrägen Linie verlängert; wahrscheinlich auch bei dem in beiden Inschriften eckig gebildeten C, denn Z. 7 wird wohl nicht *pake* sondern *pace* zu lesen sein. Auf dem Bopparder Grabstein des Chrodebertus (abgebildet Bonner Jahrb. 50, 101 und Kraus I Nr. 270) ist das C dem K noch viel ähnlicher, und trotzdem ist offenbar ein C gemeint, da auch *hic, requiiscit* und *Chrodeber*[*tu*]*s* mit derselben Buchstabenform geschrieben sind. Mit dem Pertrammus-Grabstein hat der unsrige auch das A mit gebrochenem Mittelstrich, das durchstrichene L und das oben offene Q gemein. Das durchstrichene I (Z. 1 gegen Ende) beruht wohl auf einem Versehen des Abschreibers; sonst ist nur bemerkenswert, daß der Mittelstrich des H schräg ist und der eine Strich des X oben und unten umbiegt, sodaß der Buchstabe die Form erhält, die auf dem oben genannten Grabstein des Chrodebertus sowie auf dem an derselben Stelle gefundenen des Nonnus (abgebildet Bonner Jahrb. L 99 und Kraus I Nr. 272) das S hat. Nach all dem gehört die Inschrift in das 7. Jahrhundert, nicht in das 5., wohin man sie früher wohl wegen des „halbrunischen“ Charakters der Buchstaben setzte.

Vgl. Fuchs, Alte Geschichte von Mainz II 163 Taf. XIX. Kraus, Altchristliche Inschriften der Rheinlande I S. 18 Nr. 30. CIL. XIII 7260.

III.

Bericht über die Ausgrabungen der St. Albanskirche bei Mainz im Jahre 1908

von E. Neeb

(hierzu Tafel III—V und 5 Abbildungen im Texte)

BEI den im Jahre 1908 vom Mainzer Altertumsvereine fortgeseßten Ausgrabungen der St. Albanskirche (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 92 ff.) hatte man ſich als Aufgabe geſtellt:

1. Die Unterſuchung des Mauerwerks des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers der gotiſchen Choranlage und ſeiner nächſten Umgebung. Damit ſtanden im Zuſammenhang:
2. die Nachforſchungen nach der Kryptaanlage des karolingiſchen Baues,
3. die Feſtſtellung des weſtlichen Abſchluſſes der karolingiſchen Kirche und im Anſchluſſe hieran
4. die Aufdeckung der Fundamente der beiden weſtlichen Türme.

Leider ergaben die Grabungen nicht für alle hierbei in Betracht kommenden Fragen eine befriedigende Löſung; es tauchte ſogar manch neues Rätſel auf.

Nach der leßten Zerſtörung der Kirche im Jahre 1552 dienten über hundert Jahre lang ihre Ruinen und die der Kloſtergebäude als Steinbruch. Fromme Gemüter ſuchten innerhalb des Bereichs der Kirche nach koſtbaren Reliquien, und weniger fromme gruben auch wohl heimlich nach den in den Gräbern verborgen geglaubten Schäßen (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 85 ff.). Mit immer betrübenderer Deutlichkeit zeigte es ſich bei den diesjährigen Ausgrabungen, daß der Boden, auf dem ehemals die Kirche ſtand, nach allen Seiten hin bald bis in größere, bald bis in geringere Tiefe wild durchwühlt war. Als man dann im Jahre 1667 auf dem Albansberge Weinberge anlegte und zu dieſem Zwecke das Gelände einebnete, füllte man die zahlreichen Löcher und Gruben mit Bauſchutt aus. Einzelne Fundſtücke mit benachbartem Mauerwerk der Kirche in irgendeinen Zuſammenhang zu bringen, erſchien deshalb nur in vereinzelten Fällen angängig.

Auch an den Fundamenten hatte man ganz willkürlich und planlos ausgebrochen. So ſtand z. B. die Südwand des gotiſchen Chores noch bis zur heutigen Bodenoberfläche, die Nordwand war bis auf 2—3 Meter Tiefe ausgebrochen; die ſüdliche Langſchiffmauer des karolingiſchen Baues iſt gänzlich ausgebrochen, von der nördlichen ſtehen einzelne Teile noch bis beinahe an die heutige Bodenoberfläche; vom nördlichen Turm ſteht ſogar vielleicht noch eine Schicht des zutage gehenden Mauerwerks; die Fundamente des ſüdlichen kamen erſt in 3 Meter Tiefe wieder zum Vorſchein. Mit der Anlage der Karlsſchanze (1713) verſchwand durch deren Graben der größte Teil der ſüdlichen Seitenapſis mit der ſich weſtlich daran anſchließenden Querſchiffanlage. Im Zuſammenhang mit dieſen Befeſtigungsanlagen wurden aber auch andere Teile der Fundamente der Kirche von unten her durch unterirdiſche Gänge und Räume, die auf dem Wege des Stollenbaues angelegt wurden, beſeitigt. So z. B. hatte man von der unterirdiſchen Galerie, die hinter der Kontre-Eskarpenmauer rings um das Fort herläuft, einen Stollen für eine Seitenkammer unter den Gräbern her faſt bis dicht an die Mauer des vorkarolingiſchen Baues getrieben und dieſen Raum dann ausgewölbt (vgl. Taf. III Abb. 4, i). Etwa in 2 Meter Entfernung öſtlich von den beiden Türmen durchſchneidet die Kirche ſenkrecht zu ihrer Längsachſe ein unterirdiſcher Gang, der das Fort Karl mit der Zitadelle der Feſtung Mainz verbindet. Der äußere Gewölbeſcheitel dieſes Ganges liegt etwa 3 Meter unter der heutigen Bodenoberfläche. Dieſer Anlage fielen wahrſcheinlich weſentliche Teile des weſtlichen Abſchluſſes der karolingiſchen Kirche zum Opfer. Daß die drei parallelen Mauern der Nordſeite der Kirche (Langſchiff- und Seitenſchiffmauer ſowie die davorliegende ſchmälere) auf gleicher Höhe plößlich abbrechen, kann eben mit dem Baue dieſes unterirdiſchen Ganges im Zuſammenhange ſtehen. Wenn im nächſten Jahre noch Mittel vorhanden ſind, ſoll hier troßdem der Boden noch einmal durchſucht werden.

Zu dieſen Schwierigkeiten, die durch frühere Zerſtörungen der Feſtſtellung des Grundriſſes der Kirche verurſacht wurden, kamen noch nachträglich als weiterer mißlicher Umſtand die Hinderniſſe, die die neue Straße 5, jeßt am Albansberge benannt, den Unterſuchungen in den Weg ſtellte. Dieſe Straße zieht ſich über den nördlichen Teil der Kirche (ſ. Taf. V Grundriß und Mainzer Ztſchr. III S. 76 Lageplan). Ihre Fertigſtellung, mit der ſchon zum Teil während der vorjährigen Ausgrabungsperiode begonnen wurde, durfte durch die Grabungen nicht mehr länger aufgehalten werden (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 92 Sp. 2). Jeßt, wo durch die Ergebniſſe der diesjährigen Unterſuchungen die Längenausdehnung der Kirche feſtgeſtellt iſt und ebenſo ihre Breitenverhältniſſe, wenigſtens für das Mittel- und nördliche Seitenſchiff, deutlich erkannt ſind, wäre gerade für die heute unter der Straße liegenden Mauerzüge eine Nachprüfung nach mancher Seite hin, beſonders was die Feſtſtellung des Tranſepts der karolingiſchen Anlage betrifft, nicht nur geboten geweſen, ja ſie hätte ſogar jeßt erſt auf Grund des nunmehr gewonnenen klareren Überblicks über die Grundrißgeſtaltung der Kirche mit dem richtigen Verſtändnis durchgeführt werden können.

Die Arbeiten der zweiten Ausgrabungsperiode wurden begonnen am 24. März 1908 und dauerten mit kurzen Unterbrechungen bis zum 5. Dezember 1908. Infolge der Erkrankung Profeſſor Lindenſchmits übernahm der Berichterſtatter die Leitung der Ausgrabungen; für die Zeit vom 11. Auguſt bis 6. September wurde leßterer durch Profeſſor Lindenſchmit abgelöſt. Für die zeichneriſchen und photographiſchen Aufnahmen gilt das im vorjährigen Berichte ſchon Bemerkte (Mainzer Ztſchr. III S. 92 Sp. 2); einen Teil der Vermeſſungen hat in dieſem Jahre der Berichterſtatter ſelbſt vorgenommen.

Der ſtädtiſchen Verwaltung, insbeſondere Herrn Bauinſpektor Willenz vom ſtädtiſchen Tiefbauamte, ſowie der Reichskommiſſion und Herrn Baurat Kubo wird für das bei den Ausgrabungen in jeder Hinſicht bewieſene Entgegenkommen hier nochmals der verbindlichſte Dank des Altertumsvereins ausgeſprochen.

Die auf St. Alban gefundenen römischen und frühchristlichen Inschriften sind oben S. 14 ff. Nr. 1 ff. von Körber veröffentlicht.

Im diesjährigen Berichte schließt sich die Darlegung der Ausgrabungsergebnisse der zeitlichen Reihenfolge der einzelnen Bauten an.

Der vorkarolingische Bau.

Die im Jahre 805 eingeweihte St. Albanskirche stand an der Stelle eines älteren Bauwerks, dessen Vorhandensein schon im vorigen Jahre vermutet (vgl. Mainzer Ztschr. III S. 74) und durch die diesjährigen Ausgrabungen vollständig bestätigt wurde; ja im Vergleiche zu den bis jetzt festgestellten Resten der karolingischen St. Albanskirche sind gerade die Fundamente dieser viel älteren Anlage verhältnismäßig am besten und vollständigsten erhalten geblieben.

Ich bezeichnete diesen Bau einstweilen als „vorkarolingisch", weil sich bis jetzt noch keine bestimmten Anhaltspunkte dafür ergeben haben, ob er aus römischer oder merowingischer Zeit stammt. Die Mauertechnik ist zweifelsohne noch die römische, aber mit dem Aufhören der Römerherrschaft am Rheine verschwindet hier nicht auch spurlos deren Kultur, und gerade auf dem Gebiete der Baukunst behalten die sie ablösenden germanischen Stämme die alte Technik noch jahrhundertelang getreulich fest. Daß dieses Bauwerk älter sein muß als der karolingische Bau, ergibt sich mit vollständiger Sicherheit aus dem Verhältnis, in dem die karolingischen Fundamente zu ihm stehen; bei deren Anlage wurde er nämlich mehrfach durchbrochen, worauf ich weiter unten noch einmal zurückkommen werde.

Maße, Grundriß und Fundamentierung. Dieser vorkarolingische Bau bildet ein Rechteck, dessen Seitenlänge, in dem Fundamente gemessen, im Äußeren 16×31 m, im Innern 13,20×28,50 m beträgt. Von Mitte zu Mitte des Mauerwerks gemessen, ergeben sich als Seitenlänge 14,60×29,60 m = 50×100 römische Fuß (1 römischer Fuß = 0,296 m). Beim Abstecken der Fluchtlinie für die auszuhebenden Fundamentgruben des Baues hatte man, offenbar wegen der schlechten Bodenverhältnisse (s. unten), die Mittellinie des Fundamentes als Richtungslinie gewählt und war auf beiden Seiten von ihr mit der Fundamentgrube hinabgegangen. Die Längsachse des Baues läuft von NNO nach SSW. Er lag nicht unmittelbar auf dem höchsten Punkte des Albansberges, sondern folgte in seiner Längsrichtung dem rheinseitigen Abhange des Hügels. Dieses ergibt sich aus den verschiedenen Fundamenttiefen. Auf der Ostseite,*) d. h. nach dem Abhange zu, lag die Fundamentsohle auf + 25,12 m, auf der Westseite auf + 28 m.

In seinen tieferen Schichten besteht das Gelände des Albansberges aus plattenartig gelagertem Kalk; auf diesen setzt sich eine Lettenschicht oder Diluvialschotter, darüber lag in römischer Zeit eine etwa 1—1,5 m starke, mit Geröll durchsetzte Erdschicht.

Der vorkarolingische Bau geht mit seiner Fundamentsohle nach dem heutigen Befund bis auf den Letten, stellenweise noch etwas in diesen hinein; nur an der SO-Ecke sitzt heute das Mauerwerk, vielleicht infolge von Unterspülungen, auf einer Geröllschicht. Auf diese Ungleichmäßigkeit in der Fundamentierung und die dadurch verursachte ungleichmäßige Setzung sind wohl die beiden, etwa zwei Finger breiten Risse zurückzuführen, von denen der eine durch die Mitte der Fundamentmauer der Westwand, der andere durch die nördliche Langwand geht.

Zur Zeit der Erbauung des vorkarolingischen Baues war über dem Letten für die Fundamentierung eine verhältnismäßig wenig tiefe Bodenschicht vorhanden, die überdies aus sehr loser Erde bestand. Um ein Einrutschen der Wände der Fundamentgrube, soweit sie durch das Geröll ging, zu verhindern, hatte man deshalb diese rings um den Bau bis zu zirka 1 m Höhe von der Fundamentsohle aus verschalt. In einem Abstande von durchschnittlich 1,60 m, d. h. einem römischen Schritt, rammte man am Rande der Fundamentgrube auf beiden Seiten meist halbrunde Pfosten von 0,20 m Durchmesser, mit dem Halbrund nach innen, in den Letten und schalte auf der Außenseite je nach Bedarf ein oder zwei starke Bretter oder Bohlen von 0,27 m Höhe wider die gerade Seite der Pfosten; den so entstandenen Kasten füllte man dann mit Gußmauerwerk aus; es ist dasselbe Verfahren, das heute noch beim Betonieren angewendet wird. Die Abdrücke der Pfosten sind im Mauerwerk als halbrunde Löcher deutlich sichtbar und ebenso auch an dessen Wandflächen im Mörtel die Abdrücke der Verschalungsbretter, von denen sich auch stellenweise noch Holzteile erhalten haben. Auf dem Grundrisse ist an einer Stelle der Westwand eine Reihe dieser Pfostenlöcher eingezeichnet (vgl. auch Taf. V Schnitt N—O).

Die Fundamentgrube verbreiterte sich nach oben etwas, d. h. ihre Wände waren oben wegen des lockeren Bodens mit etwas Anlage angelegt. Deshalb verbreitert sich unmittelbar über der Bretterverschalung das Fundamentmauerwerk ein wenig, aber auch in diesen höheren Lagen hat es noch den Charakter des Gußmauerwerks, das in die Grube gefüllt wurde (vgl. Taf. V Schnitt L—M). Das zutage gehende Mauerwerk ist geschichtet; es beginnt auf + 30,50 m. Seit der Entstehung dieses Baues ist also die Bodenhöhe um etwa 1,50 m gewachsen, was eben in den wiederholten Zerstörungen der Kirche seine Erklärung findet.

Über die Mauerstärke gibt der Schnitt N—O auf Taf. V die nötigen Aufschlüsse. Das zutage gehende Mauerwerk hatte eine Stärke von 0,88 m = 3 römischen Fuß, an der Fundamentsohle beträgt die Mauerstärke zirka 1,30 m. An einigen Stellen, besonders an der westlichen Hälfte des Baues, steht das zutage gehende Mauerwerk noch bis zu etwa 1 m Höhe; an einer Stelle hat sich sogar auf der Innenseite ein Stück des alten Wandverputzes, der deutliche Spuren von roter Farbe zeigte, wohl erhalten (Taf. V Schnitt N—O und L—M).

Der Mörtel ist stark kalkhaltig und zeigt auch durchgehends die bei dem römischen Mörtel vorkommende Beimischung von Ziegelkleinschlag. Infolge der sorgfältigen Zubereitung verleiht er dem Mauerwerk eine geradezu unverwüstliche Festigkeit. Als zum Zwecke der Entnahme von Mörtelproben, die hier, wie auch bei den Bauteilen aus späterer Zeit, stets aus dem inneren Mauerkerne entnommen wurden, an verschiedenen Stellen Stücke der Mauern ausgebrochen wurden, zeigte der Mörtel eine größere Festigkeit als das Steinmaterial, das von den starken Stahlkeilen eher zerrissen wurde als jener.

*) Der Einfachheit halber sollen hier und auch bei der Beschreibung der späteren Bauteile die einfachen Himmelsrichtungen (Chorseite der Kirche = Osten) gewählt werden.

Im Innern des vorkarolingiſchen Baues fanden ſich in der Weſthälfte an einer Stelle noch die Reſte von drei übereinander liegenden Fußböden (ſiehe Taf. IV 7—7a und Taf. V Schnitt L—M), die ihrer Höhenlage nach nur zu dieſem Bau gehört haben können. Hiernach lag der älteſte Fußboden des vorkarolingiſchen Baues nur etwa 10 cm höher als das Gelände vor der Weſtſeite; er muß nach dem Befunde ſpäterhin zweimal erhöht worden ſein; der jüngſte Fußboden liegt auf + 30,88 m, alſo zirka 40 cm höher als das Gelände.

Der unterſte dieſer drei Fußböden hatte als Unterlage eine Stückung, die aus kleinen Steinen und Ziegelbrocken beſtand; darauf war ein dünner Mörtelſtrich aufgetragen. Spuren von einem Plattenbelag zeigten ſich nicht mehr. Die Geſamthöhe des noch erhaltenen Reſtes betrug zirka 10 cm.

Der zweite Fußboden lag nicht unmittelbar auf dem erſten, es lag vielmehr eine dünne Erdſchicht zwiſchen beiden. Irgendwelche Kulturreſte, Scherben u. ä., aus denen man etwa Schlüſſe auf die Entſtehungszeit hätte ziehen können, fanden ſich in der Erdſchicht nicht vor. Auch dieſer Fußboden hatte ſeine Stückung, der Mörtelſtrich war jedoch dicker als beim erſten und nicht einheitlich, ſondern in mehreren dünnen Lagen aufgeſtrichen. Auch hier fanden ſich vom eigentlichen Belage keine Reſte mehr. Die Geſamthöhe betrug 0,15 m. Die Oberfläche dieſes Fußbodens entſprach in ihrer Höhenlage mit + 30,77 m genau der unteren Kante des an der nördlichen Langmauer noch erhaltenen Wandverputzes (vgl. Taf. V Schnitt L—M).

Am ſolideſten ausgeführt war der oberſte (dritte) Fußboden; Höhe 0,12 m. Auch hier wieder Stückung, darüber ein feſter, etwa 6 cm dicker Mörtelſtrich mit beigemiſchtem Ziegelkleinſchlag. Auf der Mörtelſchicht lagen (ob als eigentlicher Bodenbelag, bleibt mir noch zweifelhaft) römiſche Dachziegel von verſchiedener Größe, mit dem Falz nach unten gelegt; dieſe Falze hatten ſich tief in dem Mörtel abgedrückt (ſ. Taf. IV 7 a). An Ort und Stelle lag von dieſen Ziegeln keiner mehr, hingegen fanden ſich ihre Reſte in großer Menge im benachbarten Erdreiche. Ob nun auf dieſen Ziegeln, die immerhin um als Belag zu dienen, doch zu dünn und leicht zerbrechlich ſcheinen, noch eine Betonſchicht als eigentlicher Eſtrich aufgetragen war, weiß ich nicht anzugeben. Reſte von einem ſolchen Eſtrich, wie er ſich in gleicher Beſchaffenheit vielfach in römiſchen Bauten findet, lagen maſſenhaft im Erdreich innerhalb des ganzen vorkarolingiſchen Baues, hier ſowohl, in der Nähe des noch erhaltenen Fußbodens, als auch an anderen Stellen. Er beſtand aus einer Miſchung von Kalk- und Ziegelkleinſchlag und zeigte an der Oberfläche eine rote Färbung. Möglich bleibt es immerhin auch, daß in verſchiedenen Teilen des vorkarolingiſchen Baues der Bodenbelag in verſchiedener Weiſe ausgeführt war.

Von Quermauern zur Einteilung des Innern dieſes vorkarolingiſchen Baues in einzelne Räume zeigte ſich nirgends eine Spur. Die Umfaſſungsmauern waren bei den Ausgrabungen mit Ausnahme eines ganz kleinen Stückes bei der Südweſtecke überall freigelegt worden, ſoweit ſie nicht in karolingiſcher Zeit ſchon ausgebrochen worden waren, und das war mit verhältnismäßig nur kleinen Stücken geſchehen; nirgends zeigte ſich hier der Anſatz einer Zwiſchenwand, auch nicht bei dem zutage gehenden Mauerwerke, von dem verhältnismäßig doch noch große Stücke ſtehen. Auch im Innern ſtieß man an keiner Stelle auf Fundamentreſte von Zwiſchenwänden. Das ganze Bauwerk macht vielmehr den Eindruck einer einheitlichen großen Halle, die vielleicht durch zwei Reihen von Säulen oder Pfoſten der Länge nach in drei Schiffe geteilt war, was ſogar bei der weiten Spannung (13,20 m) der Riegel des Dachſtuhls ziemlich wahrſcheinlich wird.

Das Dach des Baues war noch ganz in römiſcher Weiſe mit Ziegeln (Leiſten- und Hohlziegeln) gedeckt. Allenthalben an der Außenſeite der Langwände fanden ſich im Erdreiche ſtarke Lagen von dieſem Eindeckungsmateriale; an den Schmalſeiten hingegen fehlten die Ziegelreſte vollſtändig, was ſich am einfachſten wohl dadurch erklärt, daß der Bau auf ſeinen Schmalſeiten nach Art des antiken Tempels mit je einem dreieckigen Giebel abſchloß; bei einem Brande oder ſonſt einer gewaltſamen Zerſtörung des Baues konnte alſo nach den Giebelſeiten hin der Ziegelbelag des Daches nicht herabgleiten.

Der Eingang zum Bau ſcheint auf der Weſtſeite gelegen zu haben. Profeſſor Schumacher machte mich bei Gelegenheit der Freilegung der Weſtwand auf eine vor dieſer, und zwar in der Höhe der ehemaligen Oberfläche des Bodens, ſich hinziehende ſchotterartige Schicht aufmerkſam, die aus gelblichem, kleingeſchlagenem Muſchelkalk beſtand und als Unterlage für einen treppenartigen Aufgang gedient haben kann. Für einen auf dieſer Seite liegenden Eingang ſprechen auch die Reſte von zwei übereinander liegenden Fußböden, die in etwa 1 m Breite ſich über den mittleren Teil der Weſtmauer nach außen hin erſtreckten und in gleicher Höhe lagen wie die oben erwähnten Reſte der drei Fußböden; es ſcheint alſo, daß man mit dem Fußbodenbelag oder auch vielleicht nur mit der Unterlage für einen ſolchen zwiſchen den Türpfoſten über die Schwelle hinaus bis auf die Flucht der Außenwand vorgerückt war; möglicherweiſe kann hier vor dem Eingange ein kleines portalartiges Veſtibül gelegen haben, wodurch ſich dieſes Hinausſchieben des Fußbodens noch einfacher erklären ließe.

Auf der Südſeite legte ſich vor den Bau ein ſchmaler rechteckiger Vorbau (ſ. Taf. V Grundriß und Taf. III Abb. 4, a[1]), deſſen Grundmauern zwar nicht in die des Hauptbaues einbinden, aber ſonſt in Technik, Mörtel und Fundamenttiefe den letzteren völlig gleichen; möglicherweiſe gehörte auch noch die weſtlich davon in der Höhe des ſüdlichen Vierungspfeilers (B) vom Hauptbau rechtwinklich, aber auch ohne Verband abzweigende Mauer (w) zu dieſem Vorbau; zwar zeigt ihr Mörtel keine Beimiſchung von Ziegelkleinſchlag, gleicht aber ſonſt dem des Hauptbaues vollkommen, auch liegt ihr Sockelabſatz auf gleicher Höhe wie der der Langmauer des Hauptbaues. Der Vorbau hätte dann aus zwei ſchmalen Räumen von 2×6—7 m beſtanden. Die Südoſtecke des vor dem Sarge Nr. 22 liegenden Raumes wurde bei der Anlage der Seitenkammer (ſ. Taf. III 4, i) im 18. oder 19. Jahrhundert weggebrochen, daß die Mauer aber weiterlief, zeigt der an ihrer Weſtſeite liegende Sarg Nr. 22 (+ 30 m); es iſt der einzige von allen hier freigelegten, der nicht der Richtung des vorkarolingiſchen Baues folgt, was offenbar durch eben dieſe Mauer verurſacht wurde, auf die man beim Ausheben der Grube für den Sarg geſtoßen war und der man dann folgte; vielleicht ſtand auch zu der Zeit, als man dieſen Sarg beiſetzte, der Anbau noch. Ob weiter nach Süden hin ſich noch andere Räume angliederten, iſt nicht mehr feſt-

zuſtellen, da hier überhaupt alle Fundamente bei der Anlage des Fortgrabens verſchwanden; ebenſo kann auch nicht mehr feſtgeſtellt werden, ob ſich auf der Nordſeite ein ähnlicher Anbau an den vorkarolingiſchen Bau anſetzte, da dieſe Stelle unter der neuen Straße liegt. Viel weiter nach Oſten, als das vorhandene Fundamentſtück (a[1]) anzeigt, kann ſich der Vorbau nicht erſtreckt haben, da er ſonſt den mächtigen Sarkophag (Nr. 25 vgl. Schnitt G—H) hätte ſchneiden müſſen.

Für die Feſtſtellung der Entſtehungszeit und über die urſprüngliche Beſtimmung des vorkarolingiſchen Baues haben ſich bis jetzt noch keine ſicheren Anhaltspunkte ergeben. Die Mauertechnik iſt entſchieden die römiſche, was aber, wie ſchon bemerkt, keineswegs dafür ſprechen muß, daß der Bau in römiſcher Zeit entſtanden iſt; denn im Baugewerbe überdauert die römiſche Technik die Herrſchaft der Römer um Jahrhunderte.

Eher geben die innerhalb des Baues gefundenen Särge einige Anhaltspunkte für die Zeitbeſtimmung.

Stammt der Bau aus heidniſch-römiſcher Zeit, ſo muß er, einerlei ob es ein Sakral- oder Profanbau geweſen war, jünger ſein als die innerhalb ſeiner Umfaſſungsmauern liegenden Särge; denn dafür, daß man in heidniſch-römiſcher Zeit im Innern eines derartigen Raumes beſtattet hätte, läßt ſich eine Erklärung nicht finden. Aber auch abgeſehen von dieſer Erwägung ſpricht ſchon die im Vergleich zum Grundriſſe ganz regelloſe und willkürliche Lage der Sarkophage gegen eine frühere Entſtehungszeit des Baues.

Die Steinſärge, die zum Teil aus rotem, zum Teil aus grünlichem Sandſteine hergeſtellt ſind, zeigen an der Außen- und Innenfläche die bekannte Scharrierung, die ſchon an römiſchen Sarkophagen vorkommt und ſich bis in die romaniſche Zeit hinein erhält; am charakteriſtiſchſten iſt dieſe Verzierungsart für die fränkiſche Zeit. Zum größten Teile ſind ſie nach NNO orientiert, zeigen alſo dieſelbe Richtung wie der vorkarolingiſche Bau. Inſchriften fehlen auf ihnen. Ihrer Tiefenlage nach — ſie liegen alle auf dem Letten (etwa + 27—28 m) — können alle dieſe Gräber noch der römiſchen Zeit, d. h. den erſten 4—5 Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung angehören. Römiſche Beſtattungen, und zwar insbeſondere ſolche in Steinſärgen haben ſich bis jetzt für die Zeit vor der Mitte des 3. Jahrhunderts noch nicht nachweiſen laſſen. In dem Sarge Nr. 32 fand ſich eine ſtark abgegriffene Münze der älteren Fauſtina als Beigabe, demnach kann dieſe Beſtattung nicht vor der Mitte des 2. Jahrhundert n. Chr. ſtattgefunden haben. Der kleine Sarkophag Nr. 37, der die Leiche eines Kindes enthielt und genau nach Oſten orientiert war, muß, wie ſeine Lage zeigt (vgl. Taf. V Schnitt L—M), noch jünger ſein als die beiden benachbarten Gräber. Er lag nun unmittelbar unter den oben ſchon beſprochenen drei Fußböden des vorkarolingiſchen Baues und muß älter ſein als dieſe Fußböden; denn keiner von ihnen zeigte Spuren einer Durchbrechung, wie ſie die Anlage der Grube für den Sarkophag hätte mit ſich bringen müſſen. Als Beigabe fand ſich zu Füßen der Leiche ein kleiner Glasbecher, der ſeiner Form nach nicht vor das 4. Jahrhundert geſetzt werden kann. Da die Fußböden aber zweifellos zu dem vorkarolingiſchen Baue gehören müſſen, kann dieſer ſelbſt alſo nicht vor dem 4. Jahrhundert errichtet worden ſein.

Auch die in der Oſthälfte des Baues liegenden Beſtattungen in Holzſärgen müſſen älter ſein als dieſer. Auf dem Grundriſſe (Taf. V) ſind nur die noch erhalten geweſenen Särge eingezeichnet, außer dieſen fanden ſich aber auch noch Spuren von mehreren früher bereits zerſtörten. Sie alle lagen in einer Tiefe von zirka + 27 m. Wären ſie im Innern des Baues beigeſetzt worden, ſo hätte man damals, da der älteſte Fußboden des vorkarolingiſchen Baues auf + 30,77 m lag, die Gruben für die Särge bis zu einer Tiefe von 3 m und darüber ausgehoben, was doch kaum anzunehmen iſt. Die ſcheinbar größere Tiefenlage dieſer Gräber gegenüber den Sarkophagen auf der Weſtſeite erklärt ſich vielmehr durch das nach Oſten hin hier abfallende Gelände, das erſt nach der Errichtung des vorkarolingiſchen Baues wenn nicht auch im Äußern, ſo doch ſicher im Innern auf der Oſtſeite aufgefüllt wurde, um eine gleichmäßige Fußbodenhöhe zu erzielen, wodurch eben die Gräber uns heute tiefer zu liegen ſcheinen.

Es müſſen alſo die innerhalb des Baues liegenden Gräber ſämtlich älter ſein als dieſer, und da das jüngſte dieſer Gräber kaum vor das Jahr 300 geſetzt werden darf, kann, wie ſchon bemerkt, der vorkarolingiſche Bau frühestens erſt im 4. Jahrhundert entſtanden ſein. Aber gerade das 4. Jahrhundert war für Mainz die Zeit, wo die Wogen der Völkerwanderung zum erſtenmal über ſeine Mauern ſchlugen. Das Militärlager auf der Anhöhe war bereits aufgegeben, die nach dem Rheine hin ſich erſtreckenden bürgerlichen Niederlaſſungen umſchloß ſchon die neue Stadtmauer, deren Errichtung in das letzte Viertel des 3. Jahrhunderts fällt. Ob man gerade in dieſen Zeiten der fortwährenden Beunruhigungen durch wandernde Germanenſtämme es noch für angebracht halten konnte, einen größeren Bau außerhalb der Stadtmauer zu errichten, mag zum mindeſten zweifelhaft bleiben. Und im 5. Jahrhundert ſcheinen hier in Mainz die Zuſtände eher noch ſchlimmer als beſſer geworden zu ſein. Freilich iſt unſere Kenntnis der politiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Stadt für dieſe Zeiten noch recht lückenhaft und dürftig, und aus ihnen für die Entſtehungszeit unſeres Bauwerkes irgendwelche ſicheren Schlüſſe zu ziehen, halte ich nicht für ratſam. Das eine aber haben die Bodenfunde mit Sicherheit ergeben, daß der Bau errichtet wurde inmitten des urſprünglichen heidniſch-römiſchen Friedhofs, der, wie die bei den Ausgrabungen gefundenen Grabſchriften zeigen, auch von den Mainzer Chriſten, und zwar ſicher vom 5. Jahrhundert ab, wahrſcheinlich aber auch vorher ſchon, ununterbrochen weiter benutzt wurde.*) Dieſer Umſtand ſpricht aber zugleich dafür, daß der vorkarolingiſche Bau chriſtlich-ſakraler Natur war, und er in irgendeiner Weiſe mit dem Totenkult im Zuſammenhang ſtand. Nehmen wir nun noch hinzu den Bericht der Legende, die meldet, daß der im 5. Jahr-

*) Der Umſtand, daß ein Teil der Gräber nach NNO orientiert iſt, läßt ſich vielleicht dadurch erklären, daß ſie einem hier von der Höhe zum Rheine hinabführenden Straßenzuge in ihrer Richtung folgten oder zu einer anderen Straße, die auf der Höhe des Albansberges, etwa parallel dem Rheine, am Druſusdenkmal vorbei nach der Stadt zu führte, ſenkrecht lagen. Für die Richtung der Längsachſe des vorkarolingiſchen Baues, die dieſelbe iſt wie die der oben erwähnten Gräber, waren möglicherweiſe ebenfalls Rückſichten auf dieſe ſchon vorhandenen Straßenzüge maßgebend. Die genau nach Oſten ſchauenden Gräber können chriſtliche Beſtattungen aus dem 4.—5. Jahrhundert ſein.

hundert hingerichtete Märtyrer St. Alban bei der Stadt (iuxta urbem) begraben worden ſei, ferner daß dort über ſeinem Grabe die Chriſten eine kleine Kirche (ecclesiam parvae molis) errichtet hätten, und berückſichtigen wir auch noch die Tatſache, daß die ſpätere im Jahre 805 eingeweihte Albanskirche nur in ihrer Längsachſe nach Oſten etwas abweichend, ſonſt aber genau an der Stelle des vorkarolingiſchen Baues als einer ſchon vorhandenen Kultſtätte errichtet wurde, ſo gewinnt die Annahme, daß wir in dieſem vorkarolingiſchen Bau die älteſte St. Albanskirche zu erblicken hätten, immerhin etwas an Wahrſcheinlichkeit.

Daß bereits ſpäteſtens um das Jahr 700 auf dem Albansberge eine klöſterliche Niederlaſſung und damit auch eine Kirche beſtanden hat, geht aus den Grabſteinen des Abtes Pertrammus (Aba) und des Presbyters Badegiſel hervor. Den Grabſtein des erſteren ſetzt Körber in das 7. Jahrhundert („höchſtens könnte noch der Anfang des 8. Jahrhundert in Frage kommen"; ſ. oben S. 27 Nr. 40), den des letzteren etwa in die gleiche Zeit (Mainzer Ztſchr. III S. 16 Nr. 41), wie denn auch beide Steine in bezug auf die Schriftformen mancherlei Verwandtſchaft zeigen. Beide Steine waren in karolingiſchem Mauerwerke vermauert, können alſo unmöglich der Zeit des Benediktinerkloſters (nach 796) angehören. Über die Fundſtellen vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 97 Sp. 1 (Badegiſel) und unten S. 41 Sp. 1 (Pertrammus). Auch die Annahme, daß dieſe beiden Steine von irgendeiner andern Stelle auf den Albansberg verſchleppt worden ſind, hat kaum eine Wahrſcheinlichkeit für ſich; ſie gehörten vielmehr mit den vielen anderen frühchriſtlichen zum Grabſteinbeſtande des uralten Friedhofs auf dem Albansberge, mit dem man für den Bau der Richulfſchen Albansbaſilika gründlich aufräumte. Das zeigten die vorjährigen Ausgrabungen und beſtätigten die diesjährigen; denn faſt ohne Ausnahme waren die frühchriſtlichen Grabſteine als Baumaterial verwendet, und zwar meiſt in karolingiſchen Beſtandteilen der Kirche.

„Aba" als Bezeichnung für den Vorſteher einer religiöſen Gemeinſchaft kommt ſchon im 4. Jahrhundert vor. Unſer Pertrammus muß allerdings in noch recht jugendlichem Alter zu dieſer Würde gekommen ſein; denn er ſtirbt 36 Jahre alt. Ob nun dieſe religiöſe Vereinigung (coenobium) aus gallikaniſchen oder iroſchottiſchen Mönchen beſtand, bleibt dahingeſtellt; daß unter ihnen ſich ein Presbyter (Badegiſel) befand, läßt darauf ſchließen, daß es Geiſtliche waren, die hier ſich zu einem gemeinſchaftlichen Leben, vielleicht nach der Regel Chrodegangs, zuſammengetan hatten. Für das benachbarte St. Viktorſtift bei Weiſenau wird für das 9.—10. Jahrhundert eine derartige vita communis bezeugt (vgl. Joannis II 578), und wie ſich dort die Geiſtlichen bei der St. Viktorskirche, deren Gründung die Legende der heiligen Helena, der Mutter Konſtantins, zuſchreibt, ſo hatten ſie ſich hier bei der des heiligen Alban angeſiedelt, und das war unſer vorkarolingiſcher Bau, der, vielleicht mehrmals zerſtört, aber immer wiederhergeſtellt, jedenfalls ſeinen ſakralen Charakter beibehalten hatte, mag er nun ſchon in römiſcher (konſtantiſcher) Zeit oder erſt unter der Herrſchaft der Merowinger entſtanden ſein.

Der karolingiſche Bau.

Im Zuſammenhange mit der Unterſuchung des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers wurde auch über die Südſeite der karolingiſchen Mittelapſis mehr Klarheit geſchaffen. Hier ſteckten ebenſo, wie auf der Nordſeite, in und unter dem Fundamentmauerwerk des gotiſchen Pfeilers noch die Fundamentreſte der älteren Bauten.

Ehe das ſüdliche Bogenende der Mittelapſis unter dem Mauerwerk der gotiſchen Chorwand und des Triumphbogenpfeilers verſchwindet, hatte es die Schmalwand des vorkarolingiſchen Baues zu durchbrechen (ſ. Taf. IV Abb. 1 und 1a, vgl. auch den Grundriß Mainzer Ztſchr. III S. 93, wo der Zuſtand vor dem Abbruch des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers feſtgelegt iſt). Auch hier hatte man wie auf der gegenüber liegenden Seite und wie überhaupt an allen Stellen, wo karolingiſches Mauerwerk das des vorkarolingiſchen Baues ſenkrecht oder beinahe ſenkrecht durchſchnitt (mit Ausnahme der noch zu beſprechenden Verſtrebung), das letztere ſcharf ausgebrochen, und zwar gerade nur ſo viel, als nötig war, um die Fundamentbreite für die karolingiſchen Mauern zu erzielen; offenbar war damals ſchon das Ausbrechen dieſes älteren, ungemein feſten Mauerwerks keine leichte Arbeit. Im Triumphbogenpfeiler ſelbſt trat beim Abbrechen des gotiſchen Mauerwerks das Endſtück der Mittelapſis wieder zutage. An der Stelle, wo es wider das Fundament des vorkarolingiſchen Baues ſtieß, das hier etwa noch 2 m hoch ſtand, hatte man an deſſen Innenſeite ein Stück herunter gebrochen, um für das Apſidenfundament in der Breite (1,55 m) den nötigen Raum zu bekommen; in den höheren Lagen ſetzte ſich dann die Apſide mit ihrer Außenkante auf das vorkarolingiſche Mauerwerk. An ihrem weſtlichen Ende verkröpft ſich die Mittelapſis etwas nach außen und läuft daran geradlinig weſtwärts (vgl. Taf. III Abb. 4 und 4a, Taf. V Grundriß) in der Richtung des Mittelſchiffs; außerdem ſetzt ſich an dieſer Stelle an die Mittelapſis ein nach Süden gerichteter, im Verband mit ihr ſtehender Mauerzug, der genau dem mit der Treppe endenden Stücke auf der gegenüberliegenden Nordſeite entſpricht (ſ. Taf. III Abb. 3, b[1] und 4, b[1]). Nach der Innenſeite ſpringt an dem Ende der Mittelapſis ein kurzes Mauerſtück von 2,50 m Länge nach dem Innern des Chores vor. Auch es war von dem Mauerwerk des Triumphbogenpfeilers teilweiſe übermantelt worden, ſeine Fundamentſohle lag 1 m höher (+ 28 m) als die des Triumphbogenpfeilers (+ 27 m), außerdem ließ ſich auch beim Ausbrechen dieſes Stückes der Mörtelunterſchied deutlich feſtſtellen; bei dem tiefer gehenden gotiſchen Mauerwerk fehlte im Mörtel die für den karolingiſchen ſo charakteriſtiſche Beimiſchung von Ziegelkleinſchlag; auf der photographiſchen Anſicht des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers (Taf. IV Abb. 4) ſieht man rechts an dem geradlinigen Teil des Fundaments deutlich eine Knickung in der Flucht; es iſt dieſes die Stelle, wo das tiefer liegende gotiſche Fundament ſich an das karolingiſche anſchließt. Eine gerade Fuge ließ ſich nicht deutlich erkennen; wahrſcheinlich hatte man beim Aufführen des gotiſchen Pfeilers das äußere Mauerwerk des karolingiſchen Anſatzſtückes da, wo es in den Pfeiler zu liegen kam, ausgebrochen, um ein ſichereres Einbinden in das neue Mauerwerk zu erzielen. Das Anſatzſtück war aller Wahrſcheinlichkeit nach die Fundamentierung für den aus der Wand vorſpringenden Pfeiler, auf dem der Triumphbogen der karolingiſchen Apſis ruhte.

Haben wir nun in dem nach außen ſich an die Mittelapſis anſetzenden Mauerſtück (Taf. III Abb. 4, b[1]) und dem ent-

ſprechenden mit der Treppe abſchließenden Stücke auf der Nordſeite die Reſte des Tranſepts der karolingiſchen Baſilika zu erblicken? Auf der Nordſeite läge dann die Treppe in der Tranſeptmauer ſelbſt, was ſich doch kaum erklären läßt; nördlich von der Treppe war eine Fortſetzung der Mauer nicht feſtzuſtellen, wäre eine ſolche vorhanden geweſen, ſo hätte ſie das fränkiſche (vorkarolingiſche) Grab V (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 98 f.) ſchneiden und zerſtören müſſen, was nicht der Fall war. Auf der Südſeite greift das abgebrochene Ende eines ſicher vorkarolingiſchen Mauerzuges, des oben als Vorbau bezeichneten Raumes (vgl. Taf. V Grundriß und Taf. III Abb. 2, a[1] und 2a), noch etwas in die Flucht des Anſatzſtückes (b[1]) über. Nun hat aber der karolingiſche Baumeiſter überall da, wo ſein Mauerwerk das des vorkarolingiſchen Baues ſenkrecht oder beinahe ſenkrecht ſchnitt, das letztere ſcharf bis auf die Fundamentſohle ausgebrochen; mit der Langmauer des vorkarolingiſchen Hauptbaues iſt es auch an dieſer Stelle geſchehen, bei dem Mauerwerk des Vorbaues müßte man jedoch das Ausbrechen nicht ſo gründlich genommen haben. Die beiden Anſatzſtücke können alſo nicht Teile des Tranſepts ſein. Zunächſt bleibt die Frage nach dem Vorhandenſein eines Tranſeptes noch eine offene.

Unmittelbar vor dem ſüdlichen Anſatzſtück (b[1]) lag nach Oſten zu ein merkwürdiger, einzeln ſtehender Mauerzug (Taf. V Grundriß, Taf. III Abb. 3, c und Taf. V Schnitt G—H). Mörtel und Mauertechnik ſind dieſelben wie bei der Mittelapſis; er iſt 1,35 m breit und 2,80 m lang. Auf drei Seiten (Oſten, Süden und Weſten) waren die Außenwände glatt aufgemauert (vgl. Taf. III Abb. 3, c, wo die Süd- und Weſtſeite ſichtbar iſt), auf der Nordſeite war das Mauerwerk wider das der Mittelapſis aufgeführt. Von dem Anſatzſtücke (Taf. III Abb. 4, b[1]) banden zwei Quader in verſchieden hoher Lage in dieſen Mauerzug hinein, was dafür ſprechen könnte, daß beide gleichzeitig entſtanden ſind. Ganz merkwürdig war die Fundamentierung dieſes Mauerzugs (Taf. V Schnitt G—H); da, wo er an die Mittelapſis ſtieß, ſaß er mit 80 cm Länge auf der vorkarolingiſchen Mauer, die hier nicht ausgebrochen war, dann ging ſein Fundament in der Länge von 1,20 m an der Außenſeite der vorkarolingiſchen Mauer noch etwa 1 m tief hinab (auf Taf. III Abb. 4 iſt dieſes tiefer fundamentierte Stück (c) noch ſichtbar; der höher liegende Teil des Mauerzugs iſt hier ſchon abgebrochen, auch iſt ein aus dem Anſatzſtück (b[1]) hier einbindendes Werkſtück noch zu erkennen). Das Endſtück mit 1 m Länge war wieder viel flacher fundamentiert; denn hier lag ein mächtiger römiſcher Sarkophag, deſſen Deckel mit vier Eckſtollen und einem Giebeldreieck verziert war (Taf. V Schnitt G—H; der Sarg Nr. 25 müßte in der Zeichnung eigentlich als etwa in der Diagonale geſchnitten dargeſtellt ſein, der Deutlichkeit halber iſt er jedoch hier in perſpektiviſcher Anſicht wiedergegeben); ihn hatte man etwa 1 m hoch mit Erde überdeckt, oder die darauf liegende Erde ſitzen laſſen und dann hierauf das Ende der Mauer aufgeſetzt.

Über den Zweck und die Zugehörigkeit dieſes Mauerzugs weiß ich keine Angaben zu machen. Seiner Lage nach entſpricht ihm auf der Nordſeite das Stück c im Schnitt C—D, Taf. V), vor das ſich nordwärts auch wieder ein ganz flach fundamentierter Mauerzug ſetzt (Taf. V Schnitt C—D, e), der etwa dem über den beiden Abzugskanälen liegenden Stücke auf der Südſeite entſprechen könnte. Waren vielleicht dieſe beiden Stücke (Schnitt C—D, c und Schnitt G—H, c), von denen das auf der Südſeite ſeinem Mörtel nach karolingiſch iſt, nachträgliche Verſtrebungen für die Mittelapſis und wurde ihre Aufführung vielleicht durch Schäden veranlaßt, die das Erdbeben von 858 (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 80, Sp. 2 und S. 81, Sp. 2) verurſacht hatte? Wenn auch einerſeits der Mörtel für karolingiſchen Urſprung ſprechen kann, ſo iſt es andererſeits wieder befremdlich, daß man dieſen Mauerzug auf vorkarolingiſches Mauerwerk ſetzte, während man dieſes unmittelbar daneben bei der Fundamentierung des Anſatzſtückes (b[1]) vollſtändig ausgebrochen hatte. Älter als die ſüdliche Seitenapſide muß der Mauerzug ſein; denn dieſe bindet nicht in ihn ein, ſondern iſt ſtumpf dagegen gemauert (ſ. unten). Über den ſich ſüdwärts anſchließenden, offenbar jüngeren Mauerzug über den beiden Abflußkanälen ſoll unten im Zuſammenhang mit den Umbauten aus gotiſcher Zeit gehandelt werden.

Nach der Verkröpfung ſetzt ſich nun das Mauerwerk des Chores in gerader Linie weſtwärts fort. Mörtel, Mauertechnik, Mauerſtärke (1,55 m an der Sohle) ſind hier dieſelben wie bei der Mittelapſis. Auf dem vorjährigen Grundriß (Mainzer Ztſchr. III S. 93) ſind dieſe beiden Fortſetzungen noch als gotiſch bezeichnet. Es hatte dieſes inſofern ſeine Berechtigung, als ſich hier auf das ältere karolingiſche Mauerwerk ſolches aus gotiſcher Zeit aufſetzte. Es ſteht im Zuſammenhang mit den Wiederherſtellungsarbeiten aus den Jahren 1483—1494 (ſ. unten). Die auf dem neuen Grundriß wiedergegebenen Verhältniſſe traten erſt bei den Unterſuchungen des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers zutage. Die Abbildungen auf Taf. III 1—2a zeigen den Zuſtand vor dem Abbruche der oberen Schichten des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers, Abb. 3 und 3a den Zuſtand, nachdem ein Teil des gotiſchen Mauerwerks ausgebrochen worden war. Das Mauerwerk des vorkarolingiſchen Baues (Taf. III Abb. 4, a) iſt hier, um Raum für die nötige Fundamentbreite der geradlinigen Fortſetzung des karolingiſchen Chores zu erhalten, im ſpitzen Winkel ausgebrochen, ſoweit hier die vorkarolingiſche Mauer in die äußere (ſüdliche) Fluchtlinie der karolingiſchen eingriff; bis auf 1 m Entfernung von dem Anſatzſtücke (b[1]) iſt hierbei die vorkarolingiſche Mauer vollſtändig verſchwunden, da ſie hier nach dem Ausbruche nur noch einen ganz ſchmalen ſpitzen Keil gebildet hätte, der ohnedies leicht zu beſeitigen war. Anſtelle dieſes verſchwundenen Stückes iſt dann in ſpätgotiſcher Zeit das Stück e[1] (Taf. III 2 und 2a) getreten. Das öſtlich davor liegende Stück der vorkarolingiſchen Mauer war, wie eben geſagt, ſchon bei der Fundamentierung des Anſatzſtückes ausgebrochen worden.

In 8,50 m Entfernung weſtwärts von den gotiſchen Triumphbogenpfeilern traten bei den diesjährigen Ausgrabungen die bis zu beträchtlicher Tiefe (zirka 3 m unter der heutigen Bodenoberfläche) ausgebrochenen Fundamente der beiden gotiſchen Vierungspfeiler (Taf. V A, B und Taf. III Abb. 4, g) zutage. Auf der Nordſeite ging das karolingiſche Mauerwerk bis an den Pfeiler heran, auf der Südſeite war es ſchon ein Stück vorher bis auf die Sohle ausgebrochen.

Die Tatſache nun, daß die karolingiſchen Mauern ſich auf beiden Seiten bis zu dieſer Stelle noch fortſetzen, ſpricht doch dagegen, daß an dieſen Stellen ſich rechts und links ein Tranſept angeſetzt haben könnte; beide Mauern hätten ihn dann rechtwinklig ſchneiden müſſen. Wir müſſen vielmehr für die karolingiſche Choranlage der

St. Albanskirche eine ähnliche langgeſtreckte Geſtaltung annehmen, wie ſie die Kirche auf dem alten Grundriß für das Kloſter St. Gallen aufweiſt. Aus gleichen Gründen kann ſich aber auch weiter weſtwärts von den gotiſchen Vierungspfeilern der Tranſept nicht angeſetzt haben; denn hier iſt von den gotiſchen Vierungspfeilern ab, wenigſtens auf der Nordſeite, die Mittelſchiffmauer — oder die Fundamentbank für die Pfeiler bezw. Säulen der Arkadur des Mittelſchiffs — noch wohl erhalten; auch ſie hätte den Tranſept rechtwinklig durchſchneiden müſſen. Auf der Südſeite war die Mittelſchiffmauer vollſtändig ausgebrochen, aber ihr ehemaliges Vorhandenſein ergab ſich mit Sicherheit aus dem in ihrer Fluchtlinie in hohen Schichten auftretenden Mauerſchutt und aus der charakteriſtiſchen Durchbruchsſtelle des Fundamentes der Schmalwand des vorkarolingiſchen Baues. Dieſe war nämlich hier nicht rechtwinklig zu ihrer Flucht, ſondern in etwas ſpitzem Winkel zu dieſer, d. h. in der Richtung der Fluchtlinie der karolingiſchen Langſchiffmauer ausgebrochen, die Feſtigkeit des vorkarolingiſchen Mauerwerks war offenbar die Urſache hierfür, indem man nur gerade ſo viel von dem unverwüſtlichen Mauerwerk ausbrach, als zur Durchführung des karolingiſchen Fundaments notwendig war, genau ſo wie man es beim Aufführen der Mittelapſide gemacht hatte, wo man die Schmalwand des vorkarolingiſchen Baues zweimal durchſchneiden mußte.

Material, Mauertechnik, Mörtel, Breitenmaß und Fundamenttiefe ſind bei der Langſchiffmauer dieſelben wie bei der Mittelapſis (vgl. Taf. IV Abb. 5 und Mainzer Ztſchr. III S. 95, wo auch der ſogenannte Fiſchgrätenverband, opus spicatum, angewendet iſt).

Die n ö r d l i c h e M i t t e l ſ c h i f f m a u e r konnte vom Vierungspfeiler A aus bis auf 19 m verfolgt werden, dann war ſie auf gleicher Höhe mit der Seitenſchiffmauer ausgebrochen. In einem Verſuchsgraben, den man 6 m weſtwärts in ihrer Fluchtlinie bis zu 3 m Tiefe ausgehoben hatte, zeigten ſich von Mauerwerk keine Spuren mehr (ſ. Taf. V Skizze der Ausgrabungen). Auch dichtere Lagen von Mauerſchutt (Mörtel- und Steinbrocken), die ſonſt als Anhaltspunkt für das ehemalige Vorhandenſein einer Mauer dienen könnten, traten in dem Verſuchsgraben nicht zutage. Aber gerade für dieſe Stelle läßt ſich das Fehlen des Mauerſchutts auch dadurch erklären, daß hier der unterirdiſche Gang, der von dem ehemaligen Fort Karl nach der Zitadelle führte, das Mauerwerk der Kirche rechtwinklig durchſchnitt. Bei ſeiner Anlage kann alſo das Endſtück der Langſchiffmauer ſpurlos verſchwunden ſein. Bis an den (romaniſchen) Turm ſcheint, nach den bisherigen Ergebniſſen der Unterſuchungen wenigſtens, die karolingiſche Langſchiffmauer nicht gereicht zu haben; denn die oſtwärts unmittelbar vor dem Turme liegende weſtliche Abſchlußmauer (Taf. V Grundriß und Schnitt P—Q, ſie iſt, wie unten erörtert werden ſoll, älter als die Turmanlage) ſchneidet noch, ſoweit ſie erhalten iſt, ein kurzes Stück in die (verlängerte) Fluchtlinie der Langſchiffmauer ein, zeigt hier aber b i s j e t z t wenigſtens keinen im rechten Winkel nach Oſten umbiegenden Anſatz, der dem Ende der Langſchiffmauer entſprechen müßte. Übrigens ſoll im nächſten Jahre dieſe Stelle noch genauer unterſucht werden.

Um die Art des weſtlichen Abſchluſſes der karolingiſchen Anlage feſtzuſtellen, wurde innerhalb der Mittelapſis ein etwa 1,50 m breiter und etwa 4 m tiefer Verſuchsgraben (vgl. Taf. V Skizze der Ausgrabungen) bis in die Höhe der Turmanlage gezogen; an keiner Stelle wurde hier Fundamentmauerwerk geſchnitten; es zeigte ſich nur, daß hier der Boden bis in die Tiefe ſtark durchwühlt worden war. Über die urſprüngliche Länge des Richulfſchen Baues und die Art ſeines weſtlichen Abſchluſſes laſſen ſich alſo bis jetzt noch keine Angaben machen. Reichte er bis an die ſpäter vorgeſetzten romaniſchen Türme, ſo verhält ſich beim Mittelſchiff Breite zur Länge wie 1 : 4 (12 m zu 48 m). Auch der St. Gallener Grundriß zeigt für das eigentliche Mittelſchiff (von der Stelle, wo die Seitenſchiffe anſetzen, bis zur weſtlichen Apſis gemeſſen) dasſelbe Verhältnis.

Sicher aber ſteht die B r e i t e d e s M i t t e l ſ c h i f f s. Sie beträgt, am oberen Ende der noch erhaltenen (+ 31,70 m) Fundamente gemeſſen, 12,40 m. Die Breite des Seitenſchiffs beträgt 6,20 m, alſo die Hälfte von der des Mittelſchiffs. D i e ſ e M a ß v e r h ä l t n i ſ ſ e e n t ſ p r e c h e n d e n e n d e s S t. G a l l e n e r G r u n d r i ſ ſ e s. Auch hier mißt nach der Legende des Planes das Mittelſchiff in der Breite 40 Fuß (latitudo interioris templi pedum XL, vgl. Ferd. Keller, Bauriß des Kloſters St. Gallen, Stuttgart 1844), das Seitenſchiff 20 Fuß (latitudo utriusque porticus pedum XX). Legen wir dieſen Angaben den römiſchen Fuß (= 0,296 m) zu Grunde, ſo ergibt ſich, d a ß d i e S t. A l b a n s k i r c h e z u M a i n z i m w e ſ e n t l i c h e n d i e ſ e l b e n B r e i t e n v e r h ä l t n i ſ ſ e a u f z u w e i ſ e n h a t, w i e ſ i e d e r G r u n d r i ß v o n S t. G a l l e n f ü r d e n g e p l a n t e n N e u b a u d e r d o r t i g e n K i r c h e v o r ſ c h r e i b t.

Die äußere, auf der Nordſeite d e r S e i t e n ſ c h i f f m a u e r p a r a l l e l l a u f e n d e M a u e r gehörte wohl nicht mehr zum eigentlichen Kirchenbau. Auf dem St. Gallener Grundriß läuft, etwa im gleichen Abſtande wie bei der Albanskirche, der Seitenſchiffmauer ebenfalls eine Mauer parallel. Hinter ihr liegen dort an der entſprechenden Stelle Wohn- und Schlafräume; dasſelbe kann auch bei der St. Albanskirche der Fall geweſen ſein, wofür der kleine Kellerraum in dem großen Mauerblock ſprechen könnte. Die Zwiſchengliederung müßte bei St. Alban durch Holz- oder Fachwerkwände ſtattgefunden haben, die bei ihrer leichten Bauart leicht ſpurlos verſchwinden konnten. Der ſtarke Kalkgehalt des Mörtels und die Beimiſchung von Ziegelkleinſchlag charakteriſiert die Mauer als karolingiſch; auch die bedeutendere Fundamenttiefe — die Fundamentſohle liegt etwa 3,5 m unter dem heutigen Niveau der Straße — ſpricht für die gleiche Zeit (S. unten S. 44 Sp. 1).

Ohne Ergebnis waren die Nachforſchungen nach d e r K r y p t a. Zwiſchen den beiden Triumphbogenpfeilern fanden ſich zwar im Erdreiche größere Mauerbrocken mit karolingiſchem Mörtel, auch ſtieß man in dem breiten Verſuchsgraben, der diagonal durch die gotiſche Vierung gezogen wurde (ſ. Taf. V Skizze der Ausgrabungen), an einer Stelle in der Tiefe auf eine ſtarke Lage von Mauerſteinen, unter denen einige Reſte von bemaltem Wandverputz lagen. Es können dieſes alte Reſte der Krypta ſein, die wahrſcheinlich ſchon bei der Anlegung des gotiſchen Chores und Querſchiffs zerſtört wurde, aber aus ihnen auf die Lage und Grundrißgeſtaltung der Krypta irgendwelche Schlüſſe zu ziehen, war nicht möglich.

In die karolingiſchen Mauern, die bei und unter dem ſüdlichen Triumphbogenpfeiler freigelegt wurden, waren

folgende von Körber oben S. 14 ff. veröffentlichten Inſchriften und Skulpturen eingemauert:

In der Mauer c (Taf. III Abb. 3): Nr. 6, 11, das andere Stück von Nr. 11 war im ſüdlichen Vierungspfeiler (B) vermauert, und zwar wahrſcheinlich als Abbruchmaterial karolingiſcher Bauteile hier in zweiter Verwendung; ferner Nr. 30, 35 c, 36 b.

In der Verkröpfungsſtelle (Taf. III Abb. 3, b [1], b [2]) Nr. 1, 8, 13 (und zwar von Nr. 13 die Stücke der linken Hälfte), Nr. 22, 27, 31 a, 36 c, 39, 40 (Pertrammus), 41, 42 a, 43 a, 45.

Im gotiſchen Mauerwerk des ſüdlichen Triumphbogenpfeilers: Nr. 28 (der Teil mit der Inſchrift, der hier wahrſcheinlich auch zum zweitenmal verwendet wurde), Nr. 34, 44.

Aus der nördlichen Langſchiffmauer wurden ausgebrochen Nr. 33 a und 43 b.

Aus der karolingiſchen Mittelapſis Nr. 33 b.

Die Anbauten in nachkarolingiſcher Zeit und die beiden romaniſchen Türme.

Dieſe Anbauten erſtreckten ſich, ſoweit ſich heute nach den Ergebniſſen der Ausgrabungen noch Angaben machen laſſen, in der Hauptſache auf die Chorſeite; vielleicht erfuhr auch damals auf der Weſtſeite die karolingiſche Kirche eine Verlängerung, was jedoch nur als Vermutung hier ausgeſprochen werden ſoll. Mit Sicherheit konnte bei der diesjährigen Ausgrabung feſtgeſtellt werden, daß die ſüdliche Seitenapſis einer ſpäteren Zeit angehören muß als die Mittelapſis; da aber auch die nördliche Seitenapſis die gleichen Maßverhältniſſe aufweiſt, ferner in Material, Mauertechnik und Fundamenttiefe ebenfalls Übereinſtimmung zwiſchen beiden herrſcht, darf wohl für beide die gleiche Entſtehungszeit angenommen werden. Beim Ausbrechen des Mauerzugs (Taf. III Abb. 3, c), der oben als eine Art nachträglicher Verſtrebung der Mittelapſis bezeichnet wurde, zeigte es ſich deutlich, daß die ſüdliche Seitenapſis ohne Verband wider dieſen gemauert war. Letzterer ſpringt mit ſeinem ſüdlichen Ende ein Stück in die Seitenapſis ein; auf dieſem Vorſprunge erhob ſich der Pfeiler, auf dem der die Conche abſchließende Triumphbogen ruhte; die entſprechenden Teile auf der gegenüberliegenden Seite der Apſis ſind bei der Anlage des Grabens für das Fort Karl vernichtet worden (auf Taf. III Abb. 2 a iſt rechts oben in der Ecke die im Abbruch befindliche Kontre-Eskarpenmauer und der ſchon zum Teil zugeſchüttete Graben des Fort Karl noch ſichtbar). Der Durchmeſſer dieſer Seitenapſiden beträgt nach Maßgabe der nördlichen etwa 10 m. Im Material zeugen ſie noch von derſelben Steinarmut wie die Mittelapſis; der Mörtel hat noch den ſtarken Kalkgehalt der karolingiſchen Zeit, Ziegelkleinſchlag iſt ihm jedoch nicht beigemiſcht; ſtellenweiſe findet er ſich im Innern des Mauerwerks in größerer Maſſe und erſetzt hier geradezu das Steinmaterial. Die Fundamentſohle der ſüdlichen Seitenapſis liegt auf + 29,19 m, bei der nördlichen wurden + 28,53 m und + 28,99 m gemeſſen, während die Mittelapſis bis zu + 28 m hinabgeht, ein Umſtand, der abgeſehen von den anderen Gründen, gegen die gleichzeitige Entſtehung der drei Apſiden ſpricht.

Über die Entſtehungszeit (nicht lange vor dem Jahre 1114) iſt Mainzer Ztſchr. III S. 81 Sp. 2 ſchon eine Vermutung ausgeſprochen. Nähere Anhaltspunkte für die Datierung der Seitenapſiden fehlen aber noch; ihrer Mauertechnik und ihrem Materiale nach ſtehen ſie aber jedenfalls der Mittelapſis zeitlich näher als der romaniſchen Turmanlage.

Wie die romaniſche Querſchiffanlage beſchaffen war, vermag ich nicht anzugeben; durch den Umbau aus gotiſcher Zeit ſcheint hier der ältere Zuſtand vollſtändig beſeitigt worden zu ſein.

Die Türme. Aus den literariſchen Quellen und der Anſicht der Kirche, wie ſie beſonders Merians geometriſcher Grundriß zeigt (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 77 Sp. 2 und Abb. 6 S. 72), ergab ſich bereits, daß die Albanskirche an ihrer Weſtſeite zwei Türme hatte. Die diesjährigen Ausgrabungen beſtätigten dieſes, auch zeigten ſie, daß Merian auf ſeiner vogelperſpektiviſchen Anſicht trotz ihrer Kleinheit die Lage des ſüdlichen Turmes vollkommen richtig angibt. Der nördliche war, wie früher ſchon dargelegt wurde, bereits im Jahre 1329 zerſtört worden. Die Reſte des ſüdlichen wurden erſt im Jahre 1622 niedergelegt (Mainzer Ztſchr. III S. 87 Sp. 2). Schon frühzeitig, wohl ſchon vor der Zerſtörung im Jahre 1552, müſſen die Mauerreſte des nördlichen Turmes dem Erdboden gleichgemacht geweſen ſein, ein Umſtand, dem die verhältnismäßig gute Erhaltung ſeiner Fundamente zu danken iſt. Dieſe fanden ſich nämlich bei der Ausgrabung an manchen Stellen kaum 0,50 m unter der heutigen Bodenoberfläche. Als man nach der letzten Zerſtörung des Kloſters und ſpäterhin in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Ruinen des Kloſters und der Kirche als Steinbruch benutzte (Mainzer Ztſchr. III S. 85 ff.), hatte man offenbar von der Exiſtenz eines zweiten Turmes keine Ahnung mehr, und ſo blieben ſeine Fundamente von der Zerſtörung verſchont, während die des ſüdlichen bis zu einer Tiefe von etwa 3 m unter der heutigen Bodenoberfläche ausgebrochen waren. Dicht bei den Fundamenten des nördlichen Turmes zog eine ſtarke Brandſchicht, auch ſtark verrußte Werkſtücke und Reſte von geſchmolzenem Metalle (wahrſcheinlich der Glocken) wurden bei den diesjährigen Ausgrabungen hier zutage gefördert; es ſind dieſes offenbar noch die Spuren von der Zerſtörung im Jahre 1329, bei der man das Feuer zu Hilfe genommen hatte; auf welche Weiſe dieſes geſchehen iſt, darüber berichten uns ausführlich die Mainzer Ztſchr. III S. 77, Anmerkung 21 angeführten Quellen.

Die im folgenden angegebenen Maße wurden an dem nördlichen der beiden Türme genommen, wo die Fundamente bis zu dem zutage gehenden Mauerwerk noch erhalten ſind; danach betrug die Seitenlänge im Äußeren 8,50×8,60 m, im Innern des Turmes 4,15×4,15 m, die Mauerſtärke 2,30 m. Die Außenmaße entſprechen genau denen des (gotiſchen) Turmes der Quintinskirche zu Mainz, nur iſt hier die Wandſtärke eine viel geringere.

Im Fundamente des Nord-Turmes läuft in einer Tiefe von etwa 1 m unter der ehemaligen Bodenoberfläche, und zwar auf der Oſtſeite in 0,20 m, auf der Südſeite in 0,60 m Entfernung von der Außenfläche, ein viereckiger Kanal von 0,35 m Höhe und 0,30 m Breite (vgl. Taf. V Querſchnitt P—Q). Auf den beiden anderen Seiten konnte das Mauerwerk nicht unterſucht werden; offenbar läuft aber der Kanal im Viereck rings um den Turm. Vielleicht diente er als eine Art Trainage zur Trockenhaltung des Fundamentes. Wenn die Lage nicht eine ſo tiefe wäre (d. h. im Fundamentmauerwerk ſelbſt), ſo könnte man auch an eine Verankerung durch ſtarke Holzbalken denken; übrigens fanden ſich in den unterſuchten Teilen keine Spuren von Holzreſten vor.

Bei den Türmen begegnen wir nun einem neuen, einheitlichen Materiale. Es besteht aus Quadern von Plattenkalk, wie er an Ort und Stelle ansteht und wahrscheinlich auch dort gebrochen worden ist; denn aus dem 16. Jahrhundert wenigstens wird uns von einem Steinbruche berichtet, den das Stift am Albansberg besessen hat; auch auf dem Spallaschen Plan der Festungswerke (Mainzer Ztschr. III S. 73) ist am Albansberg ein Steinbruch angegeben.

An der Innenwand des nördlichen Turmes wurde auf der Südseite mächtiges opus spicatum (sogenannter Fischgrätenverband) freigelegt, der sich um die Ecke auch in die Westwand fortsetzt (Taf. IV Abb. 2). Er liegt in vier Schichten, darauf setzt sich dann wieder in wagrechter Lagerung und in regelmäßiger Schichtung das weitere Mauerwerk auf. Die einzelnen Quadern haben eine Länge von 25 bis 30 cm, in der Dicke sind sie ganz verschieden.

Von dem Aufbau der Türme gibt die Mainzer Ztschr. III S. 73 Abb. 8 wiedergegebene Handzeichnung das beste Bild. Danach war die im 17. Jahrhundert noch stehende Ruine des südlichen Turmes vier Stockwerke hoch; die Seitenwände waren durch Eck- und Mittellisenen, die durch sämtliche Stockwerke laufen, sowie durch starke Gurtgesimse in einzelne Felder gegliedert, in denen sich je ein Paar gekuppelter Fenster befand. Ähnliche oder die gleichen Verhältnisse dürfen wir wohl auch für den nördlichen der Türme annehmen.

Ihren Formen nach dürften die beiden Türme etwa in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erbaut worden sein. Von Bauten des Benediktinerordens zeigen die beiden Türme der Abteikirche zu Amorbach im Odenwald dieselbe Stockwerkzahl und die gleiche Gliederung der Außenwände, wie sie auf der eben angeführten Abbildung am südlichen Turme der Albanskirche noch deutlich zu erkennen ist, ebenso sind bei beiden Turmanlagen die gekuppelten Fenster aus der Mitte der Felder heraus näher an die Mittellisene gerückt.

Zwischen den beiden Türmen, die einen inneren Abstand von etwa 14 m hatten, befand sich eine Vorhalle, die nach außen hin durch eine wahrscheinlich zweiteilige Bogenstellung abgeschlossen gewesen zu sein scheint. Freigelegt wurde bis jetzt der an den nördlichen Turm stoßende Pfeiler, ein Mauerzug von 2,15 m Breite und zirka 3,30 m Länge; die Fortsetzung des Mauerwerks nach dem südlichen Turme hin ist ausgebrochen, die Umgebung des südlichen Turmes ist bis jetzt noch nicht untersucht. Etwa bis auf 3 m Entfernung von der Turmwand ist der Mauerzug tiefer fundamentiert. Auf diesem Stück erhob sich der die Last des Bogens tragende Pfeiler, dann wird das Fundament flacher und dient nur als eine Art Spannung zwischen dem Eck- und Mittelpfeiler der Bogenstellung. Das Innere der Vorhalle scheint mit Kreuzgewölben gedeckt gewesen zu sein, worauf der an der Turmwand nach innen springende Ansatz des eben besprochenen Mauerzugs hinweist. Ihn hatte man auf die unten noch zu erwähnende Mauer (y) aufgesetzt, während man mit dem anderen Fundament tiefer hinabgegangen war. Die Wölbung und Bogenstellung der Vorhalle müssen, wenn vielleicht auch gleichzeitig, so doch unabhängig von den Türmen aufgeführt worden sein; denn die Fundamentmauern der westlichen Turmwand und die der Bogenstellung binden nicht ineinander ein, zeigen aber sonst in Material und Technik Übereinstimmung.

An den nördlichen Turm stoßen nun noch eine Reihe anderer Mauerzüge:

1. Ein nach Norden laufender, der aber, weil er sich unter der neu angelegten Straße hinzog, nicht genauer untersucht werden konnte.

2. Eine östlich vor dem Turme liegende Mauer, auf die die nördliche Seitenschiffmauer im rechten Winkel stößt. Man könnte in ihr die westliche Abschlußwand des karolingischen Baues erblicken; möglicherweise gehörte sie zu einer späteren Verlängerung des karolingischen Baues (s. unten S. 44 Sp. 1 und S. 49 Sp. 1, vgl. auch S. 40 Sp. 1). Wie schon bemerkt, soll das Gebiet beim nördlichen Turme späterhin, sobald die nötigen Geldmittel vorhanden sind, noch einmal genauer untersucht werden. Auf dem Grundrisse sind diese Mauern, die im Materiale, Mörtel und in ihrer Technik den karolingischen Bauteilen viel näher verwandt sind als den sicher romanischen Türmen, als karolingisch-romanisch bezeichnet.

3. Auf der Südseite liegen zwei im rechten Winkel aufeinander stoßende, aber nicht ineinander einbindende Mauerreste (Taf. V Grundriß x, y). Der eine (x) ist 60 cm tiefer fundamentiert als der andere (y), dessen Fundamentsohle etwa auf + 30,40 m liegt; beide müssen älter sein als der Turm; denn bei der Aufführung des Fundamentes für dessen Südwand war man da, wo man mit der Flucht auf diese älteren Mauerzüge stieß, mit dieser etwas nach dem Innern des Turmes zu dem älteren Mauerwerk ausgewichen und hatte dann diese Richtung bis zur Turmecke beibehalten (s. Taf. V Grundriß). Der Mauerblock (x) liegt genau in der Verlängerung der Flucht der Langschiffmauer, hat auch genau dieselbe Breite (1,15 m) wie der obere Absatz der letzteren, nur ist er nicht so tief fundamentiert. Ich möchte in diesen beiden Mauerzügen Reste der Vorhalle des karolingischen Baues erblicken.

4. Ein viereckiger, ganz flach fundamentierter Block (z). Er war zum größten Teil aus Sarkophagresten aufgemauert; unter ihnen hatte man eine Masse von Knochenresten früherer Bestattungen eingescharrt; ob er überhaupt im Zusammenhang mit der Kirchenanlage steht, möchte ich bezweifeln, wahrscheinlich ist es die Fundamentierung für einen Holzpfosten eines jüngeren, vielleicht in der Schwedenzeit hier errichteten Baues, wofür die zahlreichen modernen Ziegel (sogenannte Biberschwänze) sprechen, die gerade in dieser Gegend in großer Masse gefunden wurden.

Die Umbauten aus gotischer Zeit.

Wie bei den diesjährigen Ausgrabungen festgestellt werden konnte, erstreckten sich die Umbauten aus gotischer Zeit nur auf den Chor und das Querschiff; die alten Langschiffanlagen blieben unverändert; denn westwärts von den Vierungspfeilern fanden sich keine Fundamentierungen für weitere Pfeiler eines gotischen Mittelschiffs mehr vor. Diese hätten sich bei den Langschiffmauern als Verbreiterungen unbedingt zeigen müssen, was nicht der Fall war.

Die karolingische Mittelapsis mußte damals selbstverständlich fallen, und auch für die beiden Seitenapsiden blieb in der neuen Grundrißgestaltung kein Raum mehr übrig. Das Abbruchmaterial verwendete man für die Fundamente des gotischen Chores (s. unten S. 48, Pilasterkapitäl).

Dieselben Beobachtungen wie im vorigen Jahre bei der Untersuchung des nördlichen Triumphbogenpfeilers wurden in diesem beim südlichen gemacht. Letzterer wurde ganz

freigelegt (Taf. IV Abb. 4) und bot im Äußern sowohl wie auch im Innern ein interessantes Bild von der Technik des gotischen Baumeisters. Gerade an der Stelle, wo der Triumphbogenpfeiler zu stehen kam, schob sich die Langmauer des vorkarolingischen Baues im spitzen Winkel in die jüngeren Bauanlagen hinein. Schon der karolingische Baumeister hatte hier, wie wir oben gesehen haben, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die er einfach dadurch beseitigte, daß er das seinen Fundamentzügen im Wege stehende ältere Mauerwerk nur so weit bis auf die Sohle ausbrach, als es zur Durchführung seiner Mauerfluchten nötig war; alles andere ließ er stehen. Anders verfuhr der gotische Baumeister; er benutzte die alten Fundamente. Die Chormauer setzte er auf das Endstück der Langmauer und auf die Ecke des vorkarolingischen Baues (Taf. IV Abb. 1 und 1a; vgl. auch Taf. IV Abb. 4, hier sieht man am linken Rand unter der Chormauer und hinter dem Reste der Mittelapsis das Eckstück des vorkarolingischen Baues). Da, wo die treppenförmig absetzende Ummantelung des Triumphbogenpfeilers die Mittelapsis schnitt, hatte man diese tiefer, etwa bis 1 m über die Fundamentsohle, ausgebrochen. Das in das Innere des Pfeilers zu liegen kommende Endstück der Mittelapsis und die Verkröpfung brach man weniger tief ab, auf der Westseite ließ man sogar von diesen Teilen und auch von der Fortsetzung der Mittelapsis nach dem Langschiff zu die Fundamente noch bis zu beträchtlicher Höhe einfach stehen (Taf. III Abb. 3 und Mainzer Ztschr. III Taf. II Abb. 1, 2). Mit allem anderen Mauerwerk des Triumphbogenpfeilers, das außerhalb dieser älteren Fundamentierungen zu liegen kam, ging man bis auf die dünne Lettenschicht, die sich hier auf den Felsen (Plattenkalk) aufsetzt. Um nun eine gleichmäßige Setzung dieses so verschiedenartig fundamentierten Mauerwerks herbeizuführen, hatte man im Innern des Pfeilers und, wie es scheint, auch stellenweise am Rande (Taf. IV Abb. 1a und 4 und Taf. V Schnitt I—K) die älteren Fundamente mit einer etwa 30—40 cm hohen Schicht von roh gesiebtem Humus überdeckt, auf diese legte man, um eine gleichmäßige Belastung dieses Untergrunds zu erzielen, breite Sarkophagdeckel und mauerte dann auf diesen weiter in die Höhe (vgl. auch Taf. V Schnitt E—F). Auch die eigentümliche Grundrißgestaltung des südlichen Triumphbogenpfeilers, auf der Westseite mit fast rechtwinkeliger, auf der Ostseite mit stark abgerundeter Ecke, scheint mir in der Benutzung älterer Fundamente seine Ursache zu haben; auf der Westseite springt nämlich der Unterbau für den Bogen des karolingischen Triumphbogens noch mit etwa 2,50 m in den gotischen Pfeiler ein; offenbar wagte man nun nicht, diesem weniger tief fundamentierten Stücke allein die auf ihm ruhende Last des Druckes anzuvertrauen, und setzte deshalb noch ein Stück davor, wobei man nicht einmal die Flucht des älteren Stückes beibehielt, sondern etwas nach rechts (Westen) abbog, wie auf Taf. IV Abb. 4 deutlich zu erkennen ist.

Als Baumaterial sind hier außer Bruchsteinen noch Werkstücke und sonstiges Abbruchmaterial der niedergelegten älteren Bauteile und besonders Sarkophagreste verwendet.

Bei dem nördlichen Triumphbogenpfeiler zeigte sich, wenigstens an der Stelle, wo man die Außenwand bis auf die Fundamentsohle freigelegt hatte, keine Spur einer derartigen Abtreppung, wie wir sie beim südlichen finden. Das Mauerwerk ging hier geradlinig, nur nach unten sich etwas verbreiternd abwärts.

In 8,5 m Entfernung von den Triumphbogenpfeilern stieß man auf die mächtigen Fundamente der beiden westlichen Vierungspfeiler (A, B) des gotischen Baues. Sie waren bis auf 3 m unter der heutigen Bodenoberfläche ausgebrochen. Auch hier hatte man, wie ein im nördlichen Vierungspfeiler (A) gefundenes Sprengloch zeigt, bei der Zerstörung der letzten Reste im 17. Jahrhundert das felsenharte Mauerwerk gesprengt. Bei dem südlichen Vierungspfeiler zeigte sich nach dem Innern der Kirche zu eine ähnliche Abtreppung der Außenwand, wie sie sich beim südlichen Triumphbogenpfeiler noch wohl erhalten hat. Soweit karolingisches Mauerwerk in das Fundamentgebiet der Vierungspfeiler fiel, hatte man es ausgebrochen; die etwas tiefer fundamentierten Mauern des vorkarolingischen Baues hatte man jedoch stehen lassen und war wahrscheinlich erst in den höheren Lagen mit dem Fundamentmauerwerk über sie hinweggegangen.

Von dem gotischen Querschiff haben sich die beiden Ecken des nördlichen Armes mit ihren breiten, übereck stehenden Strebepfeilern noch erhalten; das Fundament des östlichen von ihnen war bis in größere Tiefe ausgebrochen. Die Strebepfeiler haben eine Breite von 2,60 m, d. i. die der Mauer des Chores. Der Querschiffarm wird aus zwei Jochen bestanden haben. Das Querschiff hatte eine Länge von 46 m und, nach dem Abstand der nördlichen Eckpfeiler zu schließen, die gleiche Breite wie der Chor, d. h. 11 m. Auf der Außenseite des östlichen Eckpfeilers zeigte sich im Erdreich wieder eine starke Brandschicht, ähnlich wie beim nördlichen Turme.

Die Entstehungszeit des Chores der St. Albanskirche wurde zwischen die Jahre 1297—1329 gesetzt (vgl. Mainzer Ztschr. III S. 85, Sp. 1). In diese Zeit weist auch das beim südlichen Triumphbogenpfeiler in diesem Jahre gefundene Rippenstück (s. unten S. 49 Abb. 4), das die gleiche Profilierung zeigt wie das Gewände einer Türe an der Nordseite des Querschiffs der St. Stephanskirche zu Mainz, deren Erbauung, wenigstens was Chor und Querschiff betrifft, in den Anfang des 14. Jahrhunderts fällt.

Vor der Ostseite des nördlichen Kreuzarmes des Querschiffs lag die im Jahre 1603 (vgl. Mainzer Ztschr. III S. 86, Sp. 2) als Kapelle wieder hergestellte Sakristei. Ihre östliche Abschlußmauer wurde verschiedentlich bei Fundamentierungsarbeiten und Kanalanlagen für das im Sommer 1908 errichtete Wohnhaus am Albansberge Nr. 7 geschnitten, konnte aber nicht weiter verfolgt werden (Taf. V. Grundriß); ob und wie sie auf der Westseite mit dem Querschiff in Verbindung stand, weiß ich nicht anzugeben. Auch an dieser Mauer zog sich eine starke Brandschicht her.

Aus den Jahren 1483—1494 wird uns von Wiederherstellungsarbeiten am hohen Chor berichtet (vgl. Mainzer Ztschr. III S. 84 f.). Bei dieser Gelegenheit wurde der nördliche und südliche Bogen der gotischen Vierung zugemauert. Von den Querschiffarmen stand damals schon keiner mehr; ob sie der Zerstörung vom Jahre 1329 zum Opfer gefallen oder ob sie überhaupt nicht vollendet worden waren, bleibt eine offene Frage. Die Mainzer Ztschr. III S. 73 wiedergegebene Abbildung zeigt uns diese neue Abschlußmauer; in ihrem oberen Teile befanden sich drei gekuppelte Fenster, darunter zwei einfache. Rechts und links davon erkennt man auch noch die Ansätze der Wände des südlichen Querschiffarmes. Bei der Untersuchung des Mauerwerks, das sich nach Westen hin an den südlichen Triumphbogenpfeiler ansetzt, ließ sich auch die Fundamentierung dieser Abschluß-

wand feststellen; sie setzte sich zum Teil auf die geradlinige Fortsetzungsmauer der Mittelapsis und zum Teil auf die Langmauer des vorkarolingischen Baues. Da, wo letztere schon in karolingischer Zeit ausgebrochen worden war (auf etwa 1 m Entfernung vom Pfeilerfundament), ging man mit dem Fundamente an dem karolingischen Mauerwerk tiefer hinab. In dieses spätgotische Mauerwerk waren zahlreiche gotische Werkstücke eingemauert, die in erster Linie den Anhaltspunkt für die Datierung boten; außerdem machten aber auch seine geringe Festigkeit — es ließ sich mit Leichtigkeit von dem felsenharten Mauerwerk des vorkarolingischen Baues ablösen — sowie der kalkärmere und infolge des starken Sandgehaltes gelbliche Mörtel es sofort als einer späteren Zeit angehörend kenntlich. Auf Taf. III Abb. 2, e^1 und 2a sieht man diese Fundamentreste vor dem Ausbruch; auf Abb. 3 und 3a ist das sich an die vorkarolingische Mauer ansetzende Stück ausgebrochen; die gotischen Werkstücke, die beim Ausbruch zutage kamen, liegen auf der karolingischen Mauer (vgl. auch Taf. V Schnitt A—B, e^1).

In das gotische Mauerwerk waren vermauert: In den Strebepfeilern auf der Südseite der unten (S. 48 Abb. 1) beschriebene Kämpfer, ferner der Grabstein, der oben S. 23 Nr. 29 von Körber veröffentlicht ist; im südlichen Vierungspfeiler B: die Grabsteine S. 16 ff. Nr. 7, 17, 32, 36e und 38.

Nicht bestimmbare Mauerreste.

Die beiden der nördlichen Mittelschiffmauer parallel laufenden Mauerzüge und der sich östlich davorsetzende große Mauerblock mit dem kleinen viereckigen Kellerraume, Mauerreste, die bei Beginn der Nachforschungen nach der Albanskirche zuerst zutage traten, liegen jetzt unter der neuen Straße 5 (am Albansberg) und können deshalb leider nicht mehr genauer untersucht werden, obschon gerade hier, wo durch die späteren Ausgrabungsergebnisse in die Grundrißgestaltung der einzelnen Bauperiode der Albanskirche mehr Klarheit gekommen ist, eine nochmalige Kontrolle äußerst wünschenswert wäre.

Aller Wahrscheinlichkeit nach steckten in dem Mauerblocke unter gotischer Übermauerung noch die Fundamentreste älterer (karolingischer) Bauteile.

In der mittleren der drei, hier auf der Nordseite der Kirche, parallel laufenden Mauern haben wir, wenigstens in dem Stück vom Mauerblock bis zur Abbruchstelle, die Außenwand des nördlichen Seitenschiffs der karolingischen Anlage zu sehen. Bei der Freilegung des nördlichen Turmes trat ihre Fortsetzung bezw. ihr Endstück (Taf. V Grundriß) wieder zutage. In dieses kurze Stück war aber der (s. S. 49 Abb. 3) wiedergegebene trapezförmige Kämpfer als Werkstück vermauert. Seiner Form nach kann dieser Kämpfer als karolingisch angesprochen werden. Er könnte dann zu dem Richulfschen Baue (eingeweiht 805) gehört haben, und zwar zu einem Teile, der niedergelegt wurde, als man den karolingischen Bau nach Westen hin verlängerte, was jedoch *vor* der Erbauung der Türme geschehen sein müßte.

Über die schmälere (nördliche) der Langmauern ist oben (S. 40 Sp. 2) schon gehandelt worden. Im März 1909 wurde diese Mauer noch einmal auf einem kurzen Stücke angeschnitten und auf Mörtel und Mauertechnik hin untersucht, wobei sie sich als karolingisch feststellen ließ.

Vor den südlichen der beiden gotischen Vierungspfeiler (B) setzt sich jenseits der Mauer des vorkarolingischen Baues in der Richtung nach dem Graben von Fort Karl zu ein auf dem Grundrisse scheinbar *hakenförmig gebogener Mauerzug* (Taf. V Grundriß und Taf. IV Abb. 6 und 6a und Taf. III 4; auf Taf. III Abb. 4a ist dieses Stück noch nicht freigelegt). Diese eigentümliche Gestalt ist erst durch spätere Ausbrüche herbeigeführt worden. Auch hier haben wir es wahrscheinlich, wie die ungleichen Höhen der Sockelabsätze zeigen, mit zwei verschiedenen Mauerzügen zu tun. Der östliche, breitere steht im rechten Winkel zur Längsachse der Kirche und zog ursprünglich, wie die Abbruchstelle zeigt, noch weiter südwärts. In etwa 3 m Entfernung von der vorkarolingischen Mauer stößt auf ihn im rechten Winkel und mit Verband ein anderer Mauerzug, der ebenfalls an seiner Stirnseite und ebenso nach dem Innern zu teilweise ausgebrochen ist. Diese beiden Mauern sind als gleichzeitig und zusammengehörig zu betrachten, wofür auch die gleiche Höhe des Sockelabsatzes spricht, den der zuletzt erwähnte Mauerzug auf seiner Außenseite noch deutlich zeigt. Die Breite der erstgenannten Mauer beträgt, unter dem Sockelabsatz gemessen, 1,50 m, ihre Fundamentsohle liegt an der tiefsten Stelle auf + 29,88 m. In ihrer Fundamentierung zeugt sie von erstaunlicher Sorglosigkeit, wie überhaupt dieses Mauerwerk einen recht wilden Eindruck macht. Bei der Aushebung der Fundamentgrube war man auf einen Steinsarg gestoßen, der mit seiner Oberkante auf + 30,63 m lag, in ihn hinein hat man ruhig ein Stück des Fundamentes gesetzt, während man am Kopfende und auf der Langseite des Sarges noch etwa 1 m tiefer mit dem Mauerwerk hinabging (Taf. IV Abb. 6, wo das nach dem Kopfteil des Sarges zu liegende Stück der Sargwand abgebrochen ist, am Mauerwerk zeigt sich aber noch sein glatter Abdruck). Ebenso wurde bei der Fundamentierung der Sarg Nr. 28 angeschnitten; mit seinem Kopfende ragt er etwa 20 cm unter die Mauer. Er war ausgeraubt, was wohl schon bei der Errichtung der Mauer geschehen ist. Dicht daran stößt der Sarg 27; er liegt mit seinem Kopfende etwa 30 cm vom Mauerrand entfernt, auf ihn war man beim Ausheben der Fundamentgrube nicht gestoßen, deshalb war auch die in ihm beigesetzte Leiche noch in ungestörtem Zustande erhalten.

Welcher Zeit gehörte diese Mauer an? Die zahlreichen östlich von der Mauer liegenden Sandsteinsarkophage (das Nähere s. unten) gehören wenigstens in ihren oberen Schichten der karolingischen, vielleicht zum Teil auch noch der romanischen Zeit an. Da die Mauer aber einen dieser Sarkophage — er lag auf gleicher Höhe wie Sarg XI, in dem die Münze Karls des Großen gefunden wurde (s. Mainzer Ztschr. III S. 99 Sp. 1, 2) — überschneidet, muß sie aus nachkarolingischer Zeit stammen. Dafür spricht auch ihre verhältnismäßig flache Fundamentierung (+ 29,80 m), das karolingische Mauerwerk geht auf + 28 m. Der Lage nach entspricht dieser Mauer auf der Nordseite der Kirche das kurze Mauerstück, das sich südlich an den großen Mauerblock ansetzt.

Der andere schmälere *Mauerzug* (w) stößt im rechten Winkel auf die vorkarolingische Mauer, steht aber mit ihr nicht im Verband (Taf. IV 6a); er muß später als diese entstanden sein, da in den oberen Lagen sein Mauerwerk sich noch auf den Sockelabsatz der vorkarolingischen Mauer legte (auf Taf. IV 6a ist zum Zwecke der Untersuchung diese übergreifende Stück schon ausgebrochen); die Breite dieser Mauer beträgt 1 m. Auch sie hat

einen Sockelabſatz, der auf derſelben Höhe liegt wie der der vorkarolingiſchen Mauer. Ihre Fundamentſohle liegt auf + 28,40 m. Der Mörtel zeigt genau dieſelbe Zuſammenſetzung und dieſelbe Feſtigkeit wie der der vorkarolingiſchen Mauer, nur fehlt in den entnommenen Proben der beigemiſchte Ziegelkleinſchlag. Vielleicht gehörte dieſe Mauer zu dem Anbau, der ſich ſüdwärts vor den vorkarolingiſchen Bau legte (ſ. oben S. 36 Sp. 2). An ihrem Südende muß ſich weſtwärts die Außenmauer des ſüdlichen Seitenſchiffs angeſetzt haben, die aber wahrſcheinlich zum größten Teil ausgebrochen iſt. Bis jetzt in der Beſchaffenheit des Erdreichs bemerkte Anzeichen ſprechen aber für ihr ehemaliges Vorhandenſein.

Noch rätſelhafterer Art als die eben beſchriebene iſt eine Mauer (h), die ſich auf die ſüdliche Kante der Abſchlußmauer (a^1) des eben erwähnten Anbaues des vorkarolingiſchen Baues ſetzt und im Zuſammenhang ſteht mit einer Abwäſſerungsanlage (Taf. V Grundriß h und Taf. III Abb. 1, h und Abb. 1 a, vgl. auch Abb. 4). Die oberſte Lage dieſes Mauerwerks mit ihrer regelmäßigen Quaderſchichtung bildete ſchon zutage gehendes Mauerwerk und ſteht vielleicht im Zuſammenhang mit dem nördlich ſich davor legenden Reſte eines Fußbodens (Taf. IV 3), von dem unten noch einmal geſprochen werden ſoll. Am weſtlichen Ende liegt als eine Art Abſchluß für eine Tür oder einen Durchgang ein mächtiges römiſches Werkſtück, das rechts und links über die Mauer hinweggreift. Auf der ſüdlichen Außenſeite hat ſich der Reſt einer Ornamentierung erhalten; ob es der Reſt eines Altars iſt oder ein Geſimsſtück, wage ich nicht zu entſcheiden, jedenfalls aber ſcheint es aus römiſcher Zeit zu ſtammen und hier vielleicht ſchon ſeine Verwendung in zweiter oder dritter Hand gefunden zu haben. Weſtwärts von der Lücke ſetzt ſich das Mauerwerk noch 3 m weit fort (Taf. V Grundriß h 1). An ſeiner öſtlichen, nach dem römiſchen Werkſtück hin weiſenden Stirnſeite macht es den Eindruck, als ob es gerade aufgemauert wäre. Vielleicht ſteht aber dieſe Durchbruchsſtelle im Zuſammenhang mit einer Seitenniſche der Galerie (Taf. III Abb. 4, i), die in etwa 3 m Tiefe hinter der Kontre-Eskarpe des Grabens rings um das Fort Karl herläuft und die frühеſtens aus dem 18. Jahrhundert ſtammen kann. Dieſe Seitenniſche wurde auf dem Wege des Stollenbaues angelegt, wodurch Setzungen des darüberliegenden Erdreichs herbeigeführt wurden, und bei dieſer Gelegenheit mag auch die Mauer hier durchgebrochen ſein. Auf dieſe Setzung weiſt die über 1 m hohe Höhlung hin, die gerade an dieſer Stelle zutage trat (Taf. IV Abb. 3). Der Mörtel der in Frage ſtehenden Mauern iſt ſehr ſandhaltig und hat ſchlecht abgebunden; mit dem karolingiſcher oder gar vorkarolingiſcher Bauteile zeigt er gar keine Verwandtſchaft.

Auf der Oſtſeite iſt die Mauer (h) abgebrochen. Hier erſtreckten ſich nun in ihren unteren Teil die Enden von zwei nebeneinander liegenden Kanalröhren einer Abwäſſerungsanlage, und zwar liefen ſie von der Durchbruchſtelle noch etwa 0,50 m in den noch ſtehengebliebenen Teil der Mauer (h) hinein (Taf. V Schnitt A—B). Jede der Röhren hatte einen Durchmeſſer von 0,29 m (= 1 römiſchem Fuß). Es hat den Anſchein, als wären ſie über eine runde Holzform gemauert, wie ſie in ähnlicher Weiſe beim Schornſteinbau noch heute angewendet wird; Abdrücke dieſer Holzform, die mit dem Fortſchreiten des Kanals ſtückweiſe immer wieder nach vorwärts gezogen wurde, zeigten ſich noch deutlich an der Wandung der Röhren. Eine andere Erklärung für die Abdrücke des Holzes in der Wandung der Röhren kann auch darin gefunden werden, daß in dieſen Röhren ſogenannte Holzteuchel lagen, durch die das Waſſer abfloß; einige Kohlenreſte, die im Innern der Röhren lagen, könnten für dieſe Annahme ſprechen. Die eine auf der Innenſeite (nach dem Innern der Kirche zu) liegende Röhre lief ſtumpf aus. Die andere endet mit einer ſenkrecht auf der Außenſeite der Mauer in die Höhe ſteigenden runden Einflußöffnung, die zur Hälfte noch im darüber liegenden Mauerwerk lag (vgl. Taf. V Schnitt A—B). Es iſt möglich, daß dieſer Einflußröhre auf der Innenſeite eine zweite entſprach, die aber bei dem Durchbruch der Mauer zerſtört wurde; auf dieſe Weiſe könnte der Umſtand, daß die innere der beiden Röhren ſtumpf auslief, ſeine Erklärung finden. Dieſe Waſſerableitung zog mit dem Gefälle nach Oſten, d. h. dem Abhange des Hügels hin unter dem vor dem Triumphbogenpfeiler liegenden Anſatzſtück weiter, war aber da, wo ſie unter dem letzteren hinaustrat, wieder durchbrochen. Ein weiteres Bruchſtück, das die geradlinige Fortſetzung bildet, begann dann wieder im Innern der ſüdlichen Seitenapſide und ſetzte ſich unter dieſer fort. An der Stelle der Einflußöffnung lagen die Röhren auf + 29,59 m, bei der Mauer der ſüdlichen Seitenapſis auf + 29,34 m (vgl. Taf. V Schnitt A—B und I—K). Was die Entſtehungszeit betrifft, ſo müſſen dieſe beiden Kanäle älter ſein als die ſüdliche Seitenapſis, bei deren Anlage ſie durchſchnitten und teilweiſe zerſtört wurden. Der Mörtel zeigt nicht die Feſtigkeit des am vorkarolingiſchen und karolingiſchen Bau verwendeten, auch fehlt bei ihm der Ziegelkleinſchlag. Allerdings kann die geringere Feſtigkeit daher rühren, daß das um die Kanäle ſich legende Mauerwerk verhältnismäßig nicht ſehr ſtark war und deshalb leichter von der Feuchtigkeit durchdrungen werden konnte.

Der oben erwähnte Reſt eines Fußbodens, der an die Mauer ſtößt, unter deren Sohle die Abwäſſerung beginnt, liegt auf + 31,22 m, die Oberfläche der Mauer h auf + 31,35 m. Was ſich erhalten hat, iſt nur ein ganz dünner gipsartiger Mörtelſtrich von 2—3 cm Höhe, auf dem ſich der eigentliche Plattenbelag des Fußbodens aufſetzte. An manchen Stellen hatte es den Anſchein, als ob ſogar zwei derartige Mörtelſchichten übereinander gelegen hätten, alſo zu irgendeiner Zeit auf einen älteren Fußboden ein neuer gelegt worden wäre. Ob der Fußboden ſich noch weiter ſüdwärts nach dem Graben von Fort Karl zu erſtreckte, ließ ſich nicht mehr feſtſtellen, da ſüdlich von der Mauer alle Reſte der Kirche bei der Anlage der Kontre-Eskarpenmauer zerſtört wurden. Von einem Plattenbelag fand ſich nicht die geringſte Spur mehr. Unmittelbar unter dem Fußboden zeigte die Erde die rotbräunliche Färbung, wie ſie dieſe annimmt, wenn ſie ſtarker Brandhitze ausgeſetzt war. In dem unter dem Fußboden liegenden Erdreich fanden ſich Ziegel, Hohlziegel und Falzziegel, die von dem vorkarolingiſchen Hauptbaue oder auch dem davor liegenden Anbaue herſtammen können, ebenſo einige römiſche Scherben.

Über die Entſtehungszeit dieſes Fußbodenreſtes kann ich keine beſtimmten Angaben machen. Aus römiſcher bezw. vorkarolingiſcher Zeit kann er nicht ſtammen. Dagegen ſpricht ſeine Höhenlage und ſeine Technik; denn die innerhalb des vorkarolingiſchen Baues gefundenen Reſte der drei übereinander liegenden Fußböden zeigen ſämtlich

unter dem Mörtelſtrich eine Stückung aus kleinen Steinen oder Ziegelbrocken, die hier fehlten.

Vor die Mauer, die oben als eine Art Verſtrebung der Mittelapſis bezeichnet wurde, ſetʒt ſich nach Süden hin eine Mauer von geringerer Fundamenttiefe und ganz anderer Mauertechnik (Taf. V Schnitt G—H). In ihrer Fluchtlinie ſteht ſie nicht ſenkrecht zur Achſe der Kirche, ſondern weicht etwas nach Weſten ab. Bei der Anlage des Fortgrabens wurde ihre Fortſetʒung abgebrochen. Mit der Mauer, in der die Einflußöffnung des Kanals liegt, kann ſie nicht in Verbindung geſtanden haben, da ſie flacher fundamentiert iſt. Auf der gegenüberliegenden (Nord-)Seite der Kirche könnte ihr das Stück, das auf den Pfeiler in der Seitenapſide ſtößt (Taf. V Schnitt C—D, e), entſprochen haben. Über Entſtehungszeit und Zweck der Mauer vermag ich keine beſtimmten Angaben zu machen. Jedenfalls muß ſie aus nachromaniſcher Zeit ſtammen und jünger ſein als die unter ihr durchziehenden beiden Kanäle. Vielleicht gehörte ſie zu dem Stadioniſchen Kapellchen (Mainzer Ztſchr. III S. 87 f.).

Am Schluß der diesjährigen Ausgrabungen ſtieß man im Zuſammenhang mit den Nachforſchungen nach der Krypta des karolingiſchen Baues zwiſchen den beiden weſtlichen Vierungspfeilern auf einen Mauerzug mit dreieckigem Auffaʒ, der ungefähr in der Richtung des vorkarolingiſchen Baues lief (Taf. V Grundriß und Schnitt L—M und N—O). Seine Breite beträgt 1,30 m, die Höhe einſchließlich des ſargartigen, dreieckigen Auffaʒes 2,10 m. Die beiden Stirnflächen ſtehen nicht rechtwinklig zu den Langſeiten, ſondern weichen etwas nach Weſten hin ab, ſodaß der Grundriß eine paralleltrapezartige Geſtalt aufweiſt. Die Fundamentſohle liegt auf + 28,30 m, und zwar folgt ſie der hier nach Süden ſich etwas ſenkenden Lettenſchicht, ſodaß die Südwand etwas tiefer fundamentiert iſt als die Nordwand. Der dreieckige Auffaʒ iſt nach dem Oſtende hin abgebrochen, ſonſt iſt aber an der Mauer durch Abbruch nichts zerſtört geweſen. In die Mauer waren einige Werkſtücke und auch eine gotiſche Bodenfließe vermauert, woraus ſich ergibt, daß ſie nach etwa 1300 entſtanden ſein muß. In dem dreieckigen Auffaʒ möchte ich das Widerlager für die Anfänger von zwei Gewölben erblicken, die ſich von der Mauer aus nach Norden und Süden ſpannten; aber weder nach Süden, noch auch nach Norden hin fand ſich eine Mauer mit dem entſprechenden Gegenſtück. War die Mauer wirklich zum Tragen eines Gewölbes beſtimmt, ſo kann ſie nicht einmal mehr aus gotiſcher Zeit ſtammen; denn nehmen wir für das Gewölbe einen inneren Radius von mindeſtens 1,5 m an (der Stärke der Mauer nach müßte er eher noch größer geweſen ſein), ſo wäre der Scheitel des Gewölbes auf etwa + 33 m zu liegen gekommen, hätte alſo über den Fußboden, den die Kirche in der gotiſchen Zeit hatte, hinausragen müſſen. Die Mauer wurde auch an verſchiedenen Stellen im Innern unterſucht, ſie war durchaus maſſiv, kann alſo auch in ihrem Kerne keinen Sarg geborgen haben. Ich vermute, daß ſie in irgend einem Zuſammenhang mit der Erbauung des Fort Karl (um 1713) ſteht; vielleicht plante man an dieſer Stelle einen unterirdiſchen Raum oder eine Brücke, gab aber noch während der Errichtung der Mauer dieſes Projekt auf und ließ die Mauer bezw. das Gewölbe unvollendet liegen. — Über die an den nördlichen Turm anſtoßenden Mauern ſ. oben S. 42 Sp. 2.

Die Grabfunde.

Auch in dieſem Jahre war man bei den Grabungen im Innern der Kirche allenthalben auf Gräber geſtoßen.*) Zum größten Teil waren es Beſtattungen in Sandſteinſarkophagen, aber auch einige Holzſärge (ſie lagen auf der Oſtſeite Taf. V, Grundriß Nr. 38–40) kamen zum Vorſchein. In ihrer Orientierung folgten dieſe Gräber teils der des vorkarolingiſchen Baues (ſie zeigten nach NNO), teils lagen ſie genau nach Oſten gerichtet. Über dieſe zweifache Orientierung iſt oben S. 37 Anm. ſchon eine Vermutung geäußert worden. Das Material, aus dem die Särge gefertigt ſind, iſt teils ein roter, teils grünlicher Sandſtein, der nicht den Charakter des Mainſandſteins trägt; wahrſcheinlich ſtammt er aus Brüchen der bayeriſchen Pfalz oder ſolchen bei Flonheim in Rheinheſſen. Alle Steinſärge zeigten die bekannten Scharriermuſter, in bald reicherer, bald einfacherer Form.

Beigaben fanden ſich in den in dieſem Jahre freigelegten Gräbern nur ganz vereinzelt. In den Gräbern, die in tieferen Schichten des Bodens lagen, war die Leiche mit Gips übergoſſen.

Am dichteſten lagen die Sarkophage in dem Teile der Kirche, der unmittelbar vor der ſüdlichen Seitenapſide nach Weſten hin ſich erſtreckt. Hier lagen die Gräber in vier Schichten übereinander.

Auf dem Grundriſſe konnten der Deutlichkeit halber nicht alle dieſe Sarkophage eingezeichnet werden; im weſentlichen iſt dort die zweite Schicht dargeſtellt (vgl. auch Taf. V Schnitt A—B; von der oberſten Schicht ſieht man hier nur den Plattenſarg Nr. 16). Einen Überblick geben die Abbildungen auf Taf. III 1—4 a, Taf. IV 3, 6 und 6 a; auf Taf. III 1 und 4 ſind die weiter nach Weſten hin ſpäter freigelegten Sarkophage noch hinzu gezeichnet; als die photographiſche Aufnahme, die Taf. III 1 a und 4 a zu Grunde liegt, hergeſtellt wurde, war dieſes Stück noch nicht ausgehoben.

Ob jenſeits, d. h. ſüdlich der Mauerzüge h und h¹, die heute die Begräbnisſtätte auf der Südſeite begrenzen, nach dem Graben von Fort Karl zu ſich dieſe Sarkophagſchichten auch ſeitlich weiter erſtreckten, kann nicht mehr feſtgeſtellt werden. Hier war nämlich bei der Anlage der Kontre-Eskarpenmauer in etwa ½—¾ m Entfernung von den oben erwähnten Mauern der Boden ſchon bis zur Tiefe von über 5—6 m vollſtändig ausgehoben worden. Der Rand der ehemaligen Fundamentgrube für dieſe Eskarpenmaueranlage war deutlich ſichtbar. Zwar lagen hier im Erdreich zerſtreut noch eine Reihe von Sarkophagreſten (beſonders Deckel), die beim Zuwerfen der Fundamentgrube mit eingefüllt wurden, ſie können aber von einer ganz anderen Stelle hierher verſchleppt worden ſein.

Zu der unterſten (vierten) Schicht gehörten die zwei Kinderſärge (Nr. 41 und 41 a), die auf Taf. V Schnitt A—B eingezeichnet ſind. Zu dem einen dieſer Särge (Nr. 41) hatte man einen Grabſtein verwendet, der oben S. 17 Nr. 12 von Körber ausführlich beſprochen iſt. Dieſer Stein muß als Grabſtein um die Mitte des 3. Jahrhunderts errichtet worden ſein. Jedenfalls kann alſo ſeine zweite Verwendung oder vielmehr die Verarbeitung zu einem Sarkophage früheſtens im 4. Jahrhundert ſtattgefunden haben. Mit dem Kopfende lag letʒterer auf dem etwas tiefer liegenden, ausgeraubten Kin-

*) Die im Jahre 1908 aufgedeckten Gräber ſind auf dem Grundriſſe mit arabiſchen, die im Jahre 1907 gefundenen mit römiſchen Ziffern bezeichnet.

derſarge, der der Richtung des vorkarolingiſchen Baues parallel lief, während er ſelbſt genau nach Oſten orientiert war. Da der Sarg 41 auf dem Schnitte A—B außerhalb der Schnittfläche fiel (er lag unmittelbar in der Ecke, die hier das karolingiſche Mauerwerk bildete), iſt in der Zeichnung ſeine Lage nur mit punktierten Linien angedeutet. Beide Särge gehören aller Wahrſcheinlichkeit nach einer Zeit an, in der der vorkarolingiſche Bau noch nicht errichtet war.

Die dritte Schicht (Taf. III Abb. 2 und 2a, Taf. IV Abb. 6 und 6a) war von dieſen Kinderſärgen durch eine Erdſchicht getrennt. Zu ihr gehörten:

Sarg 22. Über ſeine Lage ſ. oben S. 36 Sp. 2. Die ungeſtörte Leiche war mit Gips übergoſſen, in dem ſich das Leichentuch abgedrückt hatte. Beigaben fehlten; Material: grünlicher Sandſtein. Der Deckel beſtand aus einer Platte, in der eine grüne und rote Sandſteinſchicht aufeinander lagen. Mit dem Fußende ſteckte der Sarg noch ein Stück unter der Mauer h [1], die alſo jünger ſein muß. Über dem Sarg 22 ſtanden einige Plattenſärge.

Särge 23 und 24 (Taf. III Abb. 2 und 2a); beide waren ungeſtört, die Leichen lagen in Gips, in dem ſich das Leintuch, in das die Leiche eingehüllt war, deutlich abgedrückt hatte. Im Sarge 24 war eine erwachſene Perſon und, allem Anſcheine nach gleichzeitig mit ihr, zwei Kinder, das eine von etwa vier, das andere von etwa acht Jahren, beigeſetzt worden; letztere lagen, das eine rechts, das andere links an der Seite des Erwachſenen. Leider fehlten auch hier die Beigaben. Aus dem Umſtande aber, daß die Särge, insbeſondere 24, noch vollſtändig unberührt waren, kann man ſchließen, daß ſie nach der Errichtung des Vorbaues, der ſich hier ſüdlich vor den vorkarolingiſchen Bau legt, beigeſetzt worden ſind; wenigſtens Sarg 24 hätte bei der Aushebung der Fundamentgrube für die unmittelbar ſüdlich von ihm herführende Mauer angeſchnitten werden müſſen (ſ. Taf. V Schnitt A—B), und dabei wäre ſicher auch die Leiche ſelbſt geſtört worden, was aber nicht der Fall war.

Über die Särge 26—28 ſ. oben S. 44 Sp. 2. Nr. 27 noch ungeſtört, die Leiche lag in Gips.

Am zahlreichſten waren die Särge der zweiten Schicht. Im Jahre 1907 waren von ihr ſchon freigelegt worden: Nr. II, er enthielt ein fränkiſches Meſſer (ſ. Mainzer Ztſchr. III S. 98 Sp. 2); Nr. X und Nr. XI, in dem die Münze Karls des Großen gefunden wurde (Mainzer Ztſchr. III S. 99 Sp. 1/2).

Die Särge XI und 17 waren bei Fundamentierungsarbeiten in gotiſcher Zeit oder auch bei den Nachgrabungen im Jahre 1604 ſchon am Fußende angeſchnitten worden; um die Särge ausrauben zu können, hatte man in die Schmalwand ein Loch geſchlagen (ſ. Taf. V Schnitt A—B).

Sarg 18, ungeſtört; unter dem Kopf der Leiche lag ein Stein als Kopfkiſſen. Beigaben fehlten.

Sarg 20, Plattenſarg; in ihm lagen zwei Skelette, die zu verſchiedenen Zeiten beigeſetzt worden ſind. Am Fußende der zweiten Beſtattung fand ſich ein eiſernes Schnällchen und Reſte von Beſchlagplatten mit Spuren von Silbereinlagen, wonach das Grab aus fränkiſcher Zeit ſtammen kann.

Sarg 21 enthielt die Reſte von wahrſcheinlich drei Beſtattungen; am Fußende lagen zwei Schädel. Unter dem Kopfe der zuletzt beigeſetzten Leiche lag als Kopfkiſſen ein Ziegelſtück. Beigaben fehlten.

Bei den Leichen der zweiten Schicht fehlte der Gipsüberguß.

Die oberſte, erſte Schicht, unmittelbar unter dem Fußboden (Taf. III Abb. 1a und Taf. IV Abb. 3) bildeten durchgehends Plattenſärge, ſie waren alle ſchon ausgeraubt; einen von ihnen (Nr. 16) hatte man nachträglich mit geſammelten Knochenreſten vollſtändig ausgefüllt, vielleicht war das bei Gelegenheit der Grabungen im Anfange des 17. Jahrhunderts geſchehen (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 87 Sp. 1).

Aus welcher Zeit ſtammen nun alle dieſe Sarkophage?

An keiner anderen Stelle der Kirche fanden ſich die Sarkophage auf ſo verhältnismäßig kleinem Raume, in ſolcher Maſſe und in ähnlicher ſchichtenweiſer Lagerung vor. Abgeſehen von dem Kinderſarge (Nr. 41) und dem Sarkophag (Nr. 22), folgten alle andern der Richtung des vorkarolingiſchen Baues. Die abweichende Lage von Sarg 22 iſt oben (S. 36 Sp. 2) ſchon als durch die Mauer des Vorbaues oder der Vorhalle des vorkarolingiſchen Baues bedingt erklärt worden. Die Särge der unterſten Schicht (41 und 41 a) gehören, wie geſagt, einer Zeit an, die vor die Zeit der Errichtung des vorkarolingiſchen Baues fällt. Sarg 41 a folgte zwar ſeiner Richtung, aber dasſelbe iſt auch bei einer Anzahl der im Innern des Baues gefundenen Gräbern der Fall, und von dieſen ſteht es feſt, daß ſie älter als der Bau ſind. Der Sarg 41 war genau nach Oſten orientiert. Ich möchte für dieſe verſchiedene Orientierung der in der tiefſten Bodenſchicht (zirka + 27 m) liegenden Gräber (und das gilt, abgeſehen von den beiden Kinderſarkophagen 41 und 41 a, auch für die heute im Innern des vorkarolingiſchen Baues gefundenen) folgende Erklärung verſuchen: Hier miſchen ſich heidniſch-römiſche und chriſtlich-römiſche Gräber; da es alles Beſtattungen in Särgen, d. h. Skelettgräber ſind, dieſe aber erſt nach der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts vorkommen (ſ. oben S. 18 Nr. 12), können die nach NNO orientierten Särge noch den letzten heidniſch-römiſchen Zeiten angehören, alſo aus dem 4. Jahrhundert ſtammen. Die Chriſten benutzten ſicher ſeit dem 5. Jahrhundert, wahrſcheinlich aber auch ſchon im 4., den heidniſch-römiſchen Friedhof auf dem Albansberge weiter, orientierten aber ihre Gräber zunächſt genau nach Oſten, da Rückſichten auf einen vorhandenen Bau noch nicht zu nehmen waren; dieſer Zeit, alſo dem 5. Jahrhundert, gehören dann die Gräber Nr. 25, 32, 35—41 a an.

Anders liegen die Verhältniſſe bei den Gräbern der drei oberſten Schichten; ihre dichte Lagerung neben- und aufeinander iſt dadurch bedingt, daß ſie von Anfang an in einem geſchloſſenen Raume beigeſetzt wurden, und zwar muß dieſes ſchon mit den Särgen der dritten und zweiten Schicht zu einer Zeit geſchehen ſein, da der Anbau des vorkarolingiſchen Baues ſchon dem Erdboden gleichgemacht worden war; denn Sarg 17 ſteht auf dem Fundamente des Vorbaues. Für die Richtung der Särge nach NNO waren die Fundamentreſte, auf die man beim Ausheben der Gräber ſtieß und denen man notgedrungen folgte, maßgebend. Die Gräber der zweiten Schicht ſtammen den Beigaben nach aus fränkiſcher oder karolingiſcher Zeit (Sarg XI). Vermutungsweiſe möchte ich die Anſicht ausſprechen, daß dieſer geſchloſſene Raum ſchon zur Richulfſchen Baſilika gehörte. Es mag dieſen Raum nun der ſüdliche Tranſeptarm gebildet haben oder es kann auch ein beſonderer Anbau, eine Art Memorie, geweſen ſein.

Weitere Särge folgen hier in der Anordnung der Reihenfolge, in der ſie aufgefunden wurden.

Sarg 25. Großer Sarkophag römiſchen Urſprungs, der hier zum zweitenmale benutzt iſt. Die Leiche lag auf einem Brett und war in ein Fell gehüllt. Die (römiſche) Inſchrift auf der Vorderſeite war ausgemeißelt; den Deckel zierten an den Ecken viereckige Stollen, in der Mitte hatte er ein Giebeldreieck; er war bei der zweiten Beſtattung verkehrt, d. h. mit dem Giebeldreieck nach hinten ſchauend aufgelegt worden. Der Sarg war im Lichten 2 m lang, 0,58 m breit, 0,90 m hoch. Über ſeine Lage ſ. Taf. V Schnitt G—H. Auch hier iſt der Deutlichkeit halber der Sarg in perſpektiviſcher Anſicht gezeichnet, während er eigentlich durch G—H geſchnitten erſcheinen müßte; orientiert war er genau nach Oſten. Ähnliche Särge wurden ſchon in früherer Zeit am Abhange des Albansberges gefunden; darunter ein ſolcher, in dem gleichfalls die Leiche in ein Fell gewickelt war. Seiner Lage nach muß das Grab älter ſein als die ſüdliche Seitenapſide und aller Wahrſcheinlichkeit nach auch älter als der Richulfſche Bau.

Sarg 29. Er lag etwa 1,70 m unter der heutigen Bodenoberfläche im aufgeſchütteten Erdreich. Bei der Fundamentierung der karolingiſchen Mittelſchiffmauer war er ſchon angeſchnitten; an ſeinem Fußende hatte man die Seitenwand eingeſchlagen, um den Sarg auszurauben. In der Halsgegend waren einige Perlen liegen geblieben, die zeigen, daß die Beſtattung aus fränkiſcher Zeit ſtammt. In der Richtung folgt er dem vorkarolingiſchen Baue. Die benachbarten

Särge 30 und 31 liegen um eine Sarghöhe höher als Sarg 29; ſie folgen ebenfalls der vorkarolingiſchen Mauer, ihrer Höhenlage nach (vgl. Taf. V Schnitt N—O) müſſen ſie aus karolingiſcher, wenn nicht ſogar aus romaniſcher Zeit ſtammen. Sie waren beide ausgeraubt. Auch dieſe Sarkophage zeigen, wie noch in ſpäterer Zeit die Fundamente des vorkarolingiſchen Baues die Lage der Särge beeinflußte.

Sarg 32. Er ſtand auf dem gewachſenen Boden (vgl. Taf. V Schnitt N—O); die Leiche lag in Gips, ſcheint aber ſchon zerſtört geweſen zu ſein. Als Beigabe fand ſich eine römiſche Bronzemünze der älteren Fauſtina (ſ. oben S. 37 Sp. 1).

Särge 33—34. Die beiden ſchon ausgeraubten Särge lagen im Lettenboden.

Särge 35—36. Ausgeraubt (vgl. Taf. V Schnitt L—M).

Sarg 37. Kinderſarkophag. Die Leiche war ungeſtört (ohne Gipsüberguß), am Fußende ſtand ein Gläschen, das früheſtens aus dem 4. Jahrhundert ſtammt. Der Sarg lag unter den noch erhaltenen Fußbödenreſten (ſ. oben S. 37 Sp. 1, Taf. V Schnitt L—M und N—O).

Särge 38—40. Holzſärge, nach Oſten orientiert. Sarg 40 ungeſtört; die Leiche lag in Gips, aber ohne Beigaben. Die Särge lagen auf dem Lettenboden und ſtammen aus der Zeit vor der Erbauung des vorkarolingiſchen Baues (ſ. oben S. 37 Sp. 2).

Architekturreſte und Skulpturen.

Schlußſtein eines Bogens (ſ. oben S. 28 Nr. 43 d). Gefunden im Boden bei der Mauer h (vgl. Grundriß Taf. V). Material: weißer Kalkſtein. Höhe 0,14 m; Länge: obere Bogenſehne 0,35 m, untere 0,18 m, Dicke 0,24 m. Das Stück kann zu einem kleinen Portale oder auch zu einem Niſchengrab (arcosolium) gehört haben. Die Ornamentik ſcheint noch die karolingiſche zu ſein. Aus der Fundſtelle irgendwelche Schlüſſe auf die Zugehörigkeit zu ziehen, wage ich nicht, obſchon gerade an dieſem Teile der Kirche (vor der ſüdlichen Seitenapſide), abgeſehen von der Grabenanlage für das Fort Karl, der Boden in den letzten Jahrhunderten verhältnismäßig am wenigſten durchwühlt worden iſt.

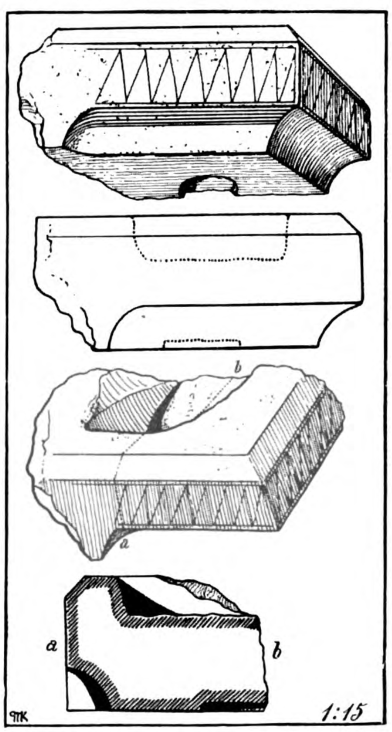


Abb. 1

Pilaſterkapitäl: Abb. 1. Vermauert mit noch anderen Sandſteinquadern in einem Strebepfeiler auf der Südſeite des gotiſchen Chores; Material: roter Sandſtein aus der Pfalz (Flonheim?), ſicher iſt es kein Mainſandſtein. Maße: Vorderſeite 0,56 m, Innenſeite 0,48 m, Höhe 0,31 m. Ich vermute in dem Werkſtücke das Kapitäl bezw. den Kämpfer eines linken Eckpilaſters, auf dem ſich ein Bogen aufſetzte; es kann dies der Triumphbogen einer Apſide geweſen ſein; möglicherweiſe derjenige der karolingiſchen Mittelapſis, wofür das primitive Zickzackornament ſprechen könnte; es kann aber auch zu dem Triumphbogen einer der beiden Seitenapſiden gehört haben, die wohl der frühromaniſchen Zeit angehören (jedenfalls ſind dieſe Seitenapſiden älter als die Türme; auf dem Grundriſſe ſind dieſe Bauteile als karolingiſch-romaniſch bezeichnet). Die nach dem Innern des Bogens zu liegende ſtarke Hohlkehle ſetzte ſich als ein Teil des Geſimſes in der Rundung der Conche fort. In die ſtarke Aushöhlung auf der Oberſeite kann ſich eine Holzverankerung, die um die Rundung des Apſis lief, eingelegt haben, oder es war hier der Anfänger des Gewölbebogens zur Sicherung gegen ſeitlichen Schub ein Stück eingelaſſen. Jedenfalls müſſen die Vertiefungen auf der Ober- und Unterfläche urſprünglich ſein, da das Werkſtück, es mag nun karolingiſch oder frühromaniſch ſein, ſicherlich unmittelbar von ſeiner urſprünglichen Verwendungsſtelle in das Fundament des gotiſchen Chores wanderte.

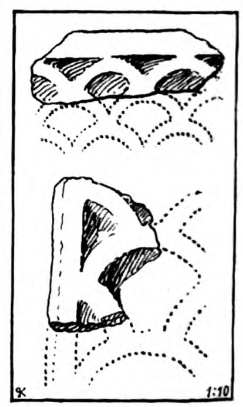


Abb. 2

Reſte von Schranken, Abb. 2. Gefunden im Boden bei dem hakenförmigen Mauerzuge in der Nähe der Särge

Nr. 27—28. Material: weißer Kalkſtein. Durchmeſſer der Schuppen beim oberen Stück 0,08 m, beim unteren 0,13 m. Beide Stücke ſind Reſte von Schranken (transennae, cancelli) mit Schuppenmuſter, das bei dem einen in Relief, bei dem andern in durchbrochener Arbeit ausgeführt iſt (vgl. Kaufmann, chriſtliche Archäologie S. 180 und 182). Dieſes Schuppenmuſter kommt in ſpätrömiſcher, aber auch noch in nachrömiſcher Zeit häufig vor; ob es ſich bis in die karolingiſche Zeit (8./9. Jahrhundert) gehalten hat, weiß ich nicht. Auch die auf dem Albansberge im Anfange der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts gefundenen Reſte einer Bronzetüre (jetzt im Muſeum zu Wiesbaden, ergänzte Nachbildung im römiſch-germaniſchen Muſeum zu Mainz) zeigt in ihrem unteren Teile das gleiche Muſter. Bei Haupt, Baukunſt der Germanen S. 192 Taf. XXXI iſt ein durchbrochenes Steinfenſter aus Baños in Spanien abgebildet, bei dem ebenfalls dieſes Motiv noch Anwendung gefunden hat. Unſere beiden Bruchſtücke ſtammen, wie die ungleiche Schuppengröße zeigt, von zwei verſchiedenen Schranken.

Trapezförmiges Kapitäl: Abb. 3. Vermauert in das noch erhaltene kurze Anſatzſtück, das ſich vor dem Turme in der Verlängerung der nördlichen Seitenſchiffmauer an die weſtliche Abſchlußwand des nördlichen Seitenſchiffs anſetzt und als Endſtück der Seitenſchiffmauer betrachtet werden kann. Material: weiß-grauer Kalkſtein. Maße: Länge 0,53 m, Breite 0,32 m, Höhe 0,13 m. Die Bearbeitung iſt eine recht rohe. Der Kreis auf der Unterſeite ſcheint ein Verſatzzeichen zu ſein. Seine urſprüngliche Verwendung kann das Stück als Kämpfer auf der Mittelſäule eines gekuppelten Fenſters gefunden haben. Stammt das Kapitäl aus karolingiſcher Zeit (Anfang des 9. Jahrhunderts), ſo muß die karolingiſche Baſilika in ſpäterer Zeit auf der Weſtſeite eine Verlängerung oder irgendeine andere Veränderung erfahren haben, bei welcher Gelegenheit dieſes Stück als Bauſtein wieder verwendet wurde. Dieſe Umbauten auf der Weſtſeite können auch im Zuſammenhange mit den durch das Erdbeben vom Jahre 858 verurſachten Schäden ſtehen (vgl. Mainzer Ztſchr. III S. 80 Sp. 2). Die Fundſtelle des Kapitäls befand ſich ziemlich nahe an der ehemaligen Bodenoberfläche, etwa in der Höhe, wo das zutage gehende Mauerwerk begonnen haben kann. Die primitive Bearbeitung und die geringe Höhe des Kapitäls läßt aber vielleicht eher darauf ſchließen, daß es der vorkarolingiſchen (merowingiſchen Zeit) angehört und dann beim Baue Richulfs ſeine zweite Verwendung fand; letzterer müßte dann ſchon bis zu den (ſpäteren) Türmen gereicht haben (ſ. oben S. 40 Sp. 1—2).

Gotiſches Bogenſtück: Abb. 4. Gefunden beim ſüdlichen Triumphbogenpfeiler nach dem Innern des Chores zu. Material: roter Sandſtein. Höhe: 0,28 m. Der Profilierung nach iſt es in den Anfang des 14. Jahrhunderts zu ſetzen (die gleiche Profilierung findet ſich an einem jetzt zugemauerten Portale am Querſchiff der Mainzer Stephanskirche, das um 1300 erbaut wurde). Das Werkſtück beſtätigt die früher ſchon ausgeſprochene Anſicht, daß der gotiſche Chor zwiſchen 1297—1329 erbaut ſein muß (Mainzer Ztſchr. III S. 85 Sp. 1). Auf den Stoßflächen ſind Verſatzzeichen angebracht.

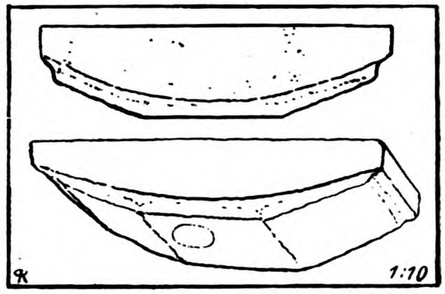


Abb. 3

Reſte von Wandmalereien: Abb. 5. Gefunden bei der Mauer h, am Kopfende von Sarg 17 mit mehreren anderen Reſten gleicher Technik. Da, wie ſchon oben bemerkt wurde, gerade an dieſer Stelle das Erdreich ziemlich ungeſtört blieb, können die Reſte, die in einer ziemlich ſtarken Schicht lagen, zum Wandverputze einer der benachbarten Mauern gehört haben. Der Adlerkopf iſt von Profeſſor Lindenſchmit als ſolcher erkannt worden und nach deſſen Angabe ergänzt. Der Technik nach gehören die Schriftreſte und der Adlerkopf (Symbol des Johannes Ev.) zu derſelben Wandverzierung. Da das Bruchſtück mit dem Adlerkopfe eine ſchwache Krümmung zeigt, kann dieſes Symbol an einer Wölbung (Conche der Seitenapſis) als Deckenmalerei angebracht geweſen ſein. Die anderen Bruchſtücke zeigen ebenfalls Ornamentreſte ranken- und volutenartigen Charakters, im einzelnen laſſen ſich jedoch die Formen nicht mehr genauer beſtimmen. Die Farben ſind bei den letzteren ſchwarz und rot auf gelbem Grunde. Auf einigen Stücken waren noch Reſte eines zweiten Anſtrichs erhalten, mit denen die urſprüngliche Bemalung in ſpäterer Zeit übertüncht worden war.

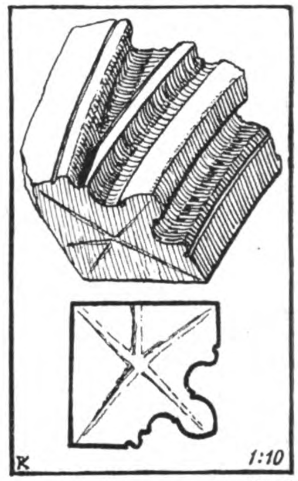


Abb. 4

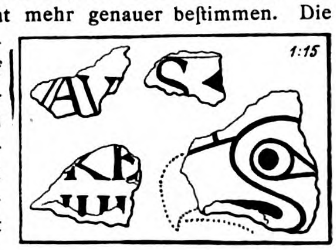


Abb. 5

Mainz, im März 1909.

IV.

Winzerfigur mit Bütte (sog. Büttenmännchen)

von L. Lindenschmit

(hierzu Tafel VI und drei Abbildungen im Texte)

In jener ſchönen Zeit, als das Handwerk noch Kunſt oder die Kunſt noch Handwerk war, im Mittelalter und in der Zeit der Renaiſſance, wurde auch das einfachſte Gerät Gegenſtand künſtleriſcher Betätigung. Überall zeigt ſich die Liebe zu geſchmackvoller, ſinniger Verzierung und das Beſtreben, irgendeinem, oft launigen Einfall in der Geſtaltung des Werkes Ausdruck zu geben.

Der freilich oft recht derbe und hausbackene Volkshumor machte auch vor den Meß- und Gebetbüchern nicht Halt, in deren reizvollen Randverzierungen ſich nicht ſelten idylliſche Szenen aus dem profanen Leben und ſchalkhafte Anſpielungen verſtecken. Auch als die Motive des klaſſiſchen Altertums in den Ideenkreis der Künſtler traten, behauptete ſich in Deutſchland neben den mythologiſchen und allegoriſchen Motiven bis in das 17. Jahrhundert hinein eine realiſtiſch-poetiſche Anſchauung, den klaſſiſchen Geiſt mit ihrer Eigenart durchdringend. So laſſen die lüſternen Faune und Satyrn Griechenlands und Roms von der ewigen Nymphenjagd ab und ſind bei Dürer zu harmloſen, gemütlichen Waldteufeln geworden, um ſpäter in Werken des großen Flämen Jordaens und Anderer als Hausfreunde und Gevattern niederländiſcher und deutſcher Bauern weiterzuleben.

In Dürers berühmten Randzeichnungen zum Gebetbuche Maximilians ſpielen die Fabelgeſtalten der Antike übrigens überhaupt noch keine hervortretende Rolle; dagegen ſehen wir Geſtalten, die dem Meiſter täglich vor Augen kamen, durch das künſtliche Rankenwerk ſchreiten: den Bauern und die Bäuerin mit Eiern oder Gemüſe zum Markte ziehend, den Schäfer, der die Schalmei bläſt, Kriegsknechte und den gepanzerten Ritter. Das iſt uns von kulturgeſchichtlichem Geſichtspunkte aus jedenfalls wertvoller als die Vorführung des ganzen Inventars an Göttern, Helden und Fabelweſen der ſüdländiſchen Requiſitenkammer. Es iſt ein kaum zu überſchätzender Vorzug der großen und kleinen Kunſt unſerer Altvorderen, daß ſie uns in der Fülle der hinterlaſſenen Gebilde in Holz- und Elfenbeinſchnitzerei, Metallguß, Gravierung und Buchilluſtration die Möglichkeit geboten hat, uns die äußere Erſcheinung wie die geiſtige Kultur der Zeitgenoſſen nahe zu bringen, näher, als es die ſchriftlichen Überlieferungen manchmal vermögen.

Zu den Kleingeräten, die von dieſem Standpunkte aus beſondere Beachtung verdienen, gehören unzweifelhaft auch die aus den verſchiedenſten Stoffen gefertigten Trink- und Tafelgefäße. Sie wurden bei einem ſo trinkfrohen und trinkfeſten Volke wie die Deutſchen des Mittelalters in der mannigfaltigſten Art geſtaltet und fanden ſich zahlreich in allen Häuſern. Selbſt in der ſchweren Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege iſt die Freude an ſchönem Trinkgerät nicht erloſchen. So ſagt der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebende Reiſende Franc. Max. Miſſon: „So ſehr man in dieſem Lande den Wein liebt, ſchätzt man auch die Gläſer, überall werden ſie zur Schau geſtellt und ſtehen wie Orgelpfeifen auf den Borden.“ Kein Volk in der Welt hatte ſo verſchiedene Arten von Trinkgeſchirren und ſo viele oft krauſe Bezeichnungen für ſie als das deutſche. Die Kredenzen der Begüterten und gar der geiſtlichen und weltlichen Herren und Fürſten zierten neben inländiſchen und fremden Gläſern auserleſener Art auch Trinkgeſchirre aus Silber, oft in Verbindung mit anderem ſeltenen und koſtbaren Material als Perlmutter, Schildpatt und Elfenbein oder edelen Hölzern. Und ſolche Geräte zeigen ſich nicht ſelten mit figuralen Darſtellungen vereinigt, die als Träger des eigentlichen Gefäßkörpers dienen oder wie bei manchen Tiergeſtalten mit der Höhlung ihres Leibes ſelbſt das Gefäß bilden.

Den Schatz von kunſtvollen Gefäßen auf dem Kredenztiſche eines reichen Mannes beſchreiben einige alte Knittelreime, wie folgt:

„Man ſchaute da von Silber fein
Den Junker und das Jungfräulein
Mit ſeiner Schale in den Händen,
Ein' Narr, der tut die Buxen wenden,
Den Bär, die Sau, den Aff, fürwahr
Mit Horn und Klau den Teufel gar.“

„Das Jungfräulein mit ſeiner Schale in den Händen“ iſt vielleicht eines der bekannteſten Trinkgeräte aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Leider fehlt in der kurzen Aufzählung der Winzer, das Büttenmännlein, dem die nachfolgende Beſchreibung gilt.

Freilich konnten dieſe Figürchen auch nur eine beſcheidene Rolle ſpielen in der glänzenden, vielgeſtaltigen Geſellſchaft der Tafelgeräte. Vielleicht ſind ſie mehr als ſpieleriſche Zierrate wie unſere heutigen „Nippſachen“ zu betrachten.

Im 16. und 17. Jahrhundert ſcheint das Büttenmännchen ziemlich beliebt geweſen zu ſein; ich kann wenigſtens, ohne beſondere Nachfrage, neben dem im Muſeum von Mainz aufbewahrten Exemplar noch ſechs Statuetten gleicher Art anführen.

Die einfachſte, aber zugleich auch in bezug auf die zugrunde liegende Idee charakteriſtiſchſte Geſtaltung unter den auf Tafel VI und im Text abgebildeten Statuetten zeigt das Mainzer Büttenmännchen.

Dieſe unter A wiedergegebene Winzerfigur gelangte im Jahre 1906, zuſammen mit zahlreichen anderen Kunſtgegenſtänden, als Vermächtnis des Weingutsbeſitzers Herrn Joſef Schick in Nackenheim bei Mainz in das Mainzer Muſeum. Angeblich befand ſie ſich ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert im Beſitze der Familie Schick, deren Stammbaum ſich aber mit Sicherheit nur bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt.

Die aus Birnbaumholz geſchnitzte Geſtalt allein mißt von den Füßen bis zur Mütze, die letztere eingeſchloſſen, 19,6 cm. Die ganze Größe des Gerätes, vom unteren Rande des Sockels bis zum Rande der Bütte gemeſſen, beträgt 26 cm. Die Figur hat die Haltung eines ſchwer tragenden Mannes, was auf der Abbildung nicht ganz zum Ausdruck kommt, da ſie das Bildwerk faſt von vorn wiedergibt. Kopf und Oberkörper ſind leicht nach vorwärts geneigt, die Kniee

ſind vorgeſchoben, der Gang iſt breitſpurig, um ein ſicheres Gleichgewicht der hohen auf dem Rücken hängenden Laſt zu bewahren. Das glatt raſierte Geſicht verzieht ſich zu einem freundlichen Schmunzeln, während die Rechte grüßend die Müße lüftet. Die Linke ſtüßt ſich auf einen langen Stecken, an deſſen oberem Ende ein Winzermeſſer befeſtigt iſt. Das Figürchen iſt in Haltung und Geberde der Typus eines Kleinbauern. Dem entſpricht auch die Kleidung. Den Oberkörper umſchließt ein kurzer, wenig über die Hüften reichender Kittel, der am Halſe mit einer kleinen Krauſe ſchließt. Die am Handgelenk verknöpften Ärmel erſcheinen zwar anliegend, ſollen aber offenbar genügend weit und bequem wirken; denn der Bildſchnißer hat durch zahlreiche eingeriſſene Linien den Faltenwurf angedeutet, den plaſtiſch herauszuarbeiten, er nicht geſchickt genug war. Die Tracht der Bauern und Tagwerker vermied meiſtens die allzu eng anliegenden Ärmel und Beinkleider, die beim Arbeiten nur hinderlich waren. Über dem Kittel trägt der Winzer ein ärmelloſes Kleidungsſtück, die ſpäter unter dem Namen „Lendener“ bekannte Weſte aus Leder oder ſtarkem, rauhem Stoff, die die oberrheiniſchen und ſüddeutſchen Weinbauern noch bis in die neuere Zeit als Schuß des Rockes oder Kittels benußten, wo es Sitte war, die Trauben in Bütten auf dem Rücken zu tragen (vgl. Hottenroth, Deutſche Volkstrachten). Dieſe Weſte hat Bruſtklappen, die nach dem Gürtel hin ſpiß verlaufen, und einen kleinen Klappkragen; ſie zeigt eine Reihe von Knöpfen, die der Meiſter aber auf der verkehrten Seite angebracht hat. Der Schulterrand der Weſte iſt mit ſchmalen, gelappten Leder- oder Stoffſtreifen eingefaßt, die dem Tragriemen der Bütte einen Halt geben. Was die Beinkleider betrifft, ſo trägt der Winzer über den ſogenannten Futterhoſen weite Oberſchenkelſäcke, die bis dicht an das Geſäß reichen und die an der Futterhoſe befeſtigte Schamkapſel freilaſſen. Dieſe Oberſchenkelhoſen ſind oben an die Futterhoſe angeheftet und am Knie gebunden. Die ſteife Bildung der Falten dieſes Beinkleides, die faſt an die geriefelten und wattierten Pumphoſen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts erinnert, iſt ſicher nur auf Mangel an Geſchick des Schnißers in Behandlung der Falten zurückzuführen, weil die Form des Kleidungsſtücks im allgemeinen mit der Mode des genannten Zeitabſchnittes gar nicht übereinſtimmt. Die gleiche ſteife Darſtellung ſenkrecht verlaufender Falten durch regelmäßig eingeſchnittene Rinnen ſehen wir auch an den Schößen des Kittels und der Weſte. Unter den Knieen kommen die Futterhoſen wieder zum Vorſchein, ſie ſind zugleich die Strümpfe. Die Füße ſtecken in derben Schuhen, deren Verſchluß auf dem Reihen durch einen Knopf, der jedenfalls an der Stelle einer Schnalle ſteht, angedeutet iſt. Die Knöpfe am Wams und an den Schuhen, ferner die Kniebänder und der Stecken ſind aus Silber gefertigt. Im Geſicht, an dem über der Stirn, im Nacken und ſeitlich in der Höhe des halben Ohres gerade abgeſchnittenen Haar ſowie an der Müße ſind noch Reſte der ehemaligen Bemalung der Figur zu erkennen. Das Gefäß, das der Winzer auf dem Rücken trägt, iſt mit Tragbändern aus Silberdraht befeſtigt, von denen das eine ausgehängt wird, wenn die Bütte abgenommen und als Becher benußt werden ſoll. Der Querſchnitt der leßteren hat etwa die Geſtalt eines länglichen Vierecks mit abgerundeten Ecken, mißt oben 8,5 zu 4,7 cm und verjüngt ſich nach unten ſo ſtark, daß nur ein kleiner unſicherer Standboden bleibt. Die Höhe beträgt 17 cm. Die Bütte iſt aus demſelben Material wie die Figur, aus Birnbaumholz, gefertigt. Sie iſt aus e i n e m Stück Holz geſchnitten, alſo nicht aus Dauben zuſammengeſeßt, wie einige auf der Abbildung ſichtbare, von oben nach unten verlaufende Riße vermuten laſſen könnten. Drei wulſtige Doppelreifen aus Silber umgeben das Gefäß oben, unten und in der Mitte. Den oberen Rand umſchließt außerdem eine Einfaſſung aus Silberblech, die mit zackig vortretenden, einfachen Akanthusblättchen verziert iſt und auf ihrer in Felder eingeteilten Fläche vorn den Namen Johannes Schick und die Marke des Beſißers trägt (vgl. Textabbildung Nr. 1 a). Das Gefäß faßt 0,5 Liter.



Abb. 1

Eine Einfaſſung aus Silber mit Verzierung in gleichem Charakter umgibt auch den Rand des Sockels, auf dem die Figur ſteht. Auf der oberen Fläche dieſer Randeinfaſſung finden ſich das Meiſterzeichen des Silberſchmieds und das Beſchauzeichen (vgl. Textabbildung 1 b und c); die nach unten gewendete Fläche zeigt nochmals die oben erwähnte Marke des Beſißers.

In die Unterſeite des Holzſockels iſt die auf Textabbildung 1 unter d genau wiedergegebene Inſchrift anno 1517 eingeſchnitten.

Dieſe Jahreszahl und die Entſtehungszeit der Silberfaſſung der Bütte und des Sockels ſtehen nicht im Einklang. Die Silberfaſſung gehört der Form nach dem Schluſſe des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts an. Was Beſchau- und Meiſterzeichen angeht, ſo konnte ich den Meiſter bei Roſenberg, „Der Goldſchmiede Merkzeichen“ zwar nicht feſtſtellen, aber das Beſchauzeichen kann mit Rückſicht auf die Geſtalt des Schildes und die Bildung der drei Federn ſicher der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts zugeteilt werden. Es ſcheint das Zeichen der Stadt Straßburg zu ſein.

Durch den Nachweis einer ſpäteren Entſtehung dieſer Randbeſchläge wäre ein Zweifel an der Gültigkeit der auf dem Holzſockel eingeſchnittenen, auf die Herſtellung der Statuette ſelbſt zu beziehenden Jahreszahl an ſich nicht gerechtfertigt. Dieſe Teile der Silberverzierung könnten bei irgendeiner Gelegenheit, zum Beiſpiel beim Wechſel des Beſißers oder wegen Beſchädigung der alten Einfaſſung, erneuert worden ſein.

Aber es iſt ein ernſterer Grund vorhanden, der gegen die Entſtehung des Bildwerkes im Anfang des 16. Jahrhunderts ſpricht und die Vermutung nahelegen kann, daß die Jahreszahl 1517 die willkürliche Zutat eines ehemaligen Beſißers iſt. Dieſer Grund liegt in der Kleidertracht des Winzers.

Auf den erſten Blick hin erinnern die Auffaſſung, die Linien der Bewegung der Figur ja lebhaft an die bäuerlichen Geſtalten auf Holzſchnitten Burgkmayrs des Älteren in „Schimpf und Ernſt“ und in dem „Troſtſpiegel“. Auch der Schnitt des Haares, die ſogenannte Kolbe, iſt im allgemeinen dem erſten Drittel des 16. Jahrhunderts eigen. Das bartloſe Geſicht entſpricht nicht minder der damaligen Mode; denn wenn man auch ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts den Bart hie und da in den höheren Ständen

wieder wachſen ließ, wurde das doch als Modetorheit belacht, und Geiler von Kaiſersberg nennt den Bart kurzweg „Narrenwerk". Man darf ſich denken, daß unter dieſem Eindruck und namentlich bei Mangel einer eingehenderen Kenntnis der Kleidertrachten jenes Zeitabſchnittes auch ohne bösliche Abſicht ein falſches Geburtszeugnis für das kleine Kunſtwerk ausgeſtellt werden konnte.

Bei einer kritiſchen Beurteilung der Zeitſtellung dieſer Figur ſpielt die Tracht eine Hauptrolle, da es ſich nicht um eine bibliſche Darſtellung oder um eine Geſtalt aus der klaſſiſchen Mythologie, ſondern um einen Vertreter der niederen Volksſchichten, einen Bauern, handelt. Die Kleidung unſeres Winzers ſcheint mir im allgemeinen den Charakter der Bauerntracht des Ausgangs des 16. oder des Anfangs des 17. Jahrhunderts zu tragen. Und die Form des Beinkleides mit ſeiner faltigen, unter dem Geſäß angehefteten Oberſchenkelhoſe beſtärkt mich am meiſten in meiner Anſicht. Dieſe Bildung iſt auf die ſpaniſche Mode zurückzuführen, die allerdings ſchon in den erſten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die Tracht der höheren Stände in Deutſchland beeinflußte, ſich aber in der Volkstracht doch erſt gegen Ende der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geltend zu machen begann. In den unteren Volksſchichten wurden die vorübergegangenen Moden der höheren Stände unter zweckdienlicher Veränderung oft ſpät erſt dauernder Beſitz, die ſogenannten Volkstrachten ſind vielfach nur Reſte veralteter Moden. Auf den zahlreichen mir zu Gebot ſtehenden Bildern und Buchilluſtrationen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, die die Tracht oft mit großer Sorgfalt und Treue wiedergeben, fand ich keine Analogien dieſer Form des Beinkleides, wohl aber zeigten ſie ſich auf bildlichen Darſtellungen, die dem letzten Drittel dieſes Jahrhunderts entſtammen. Wenn Hottenroth in „Deutſche Volkstrachten des 16. bis 19. Jahrhunderts" die fragliche Hoſenform bezeichnend für die o b e r r h e i n i ſ c h e und m i t t e l r h e i n i ſ c h e Bauerntracht am Ausgang des 16. Jahrhunderts nennt, ſo möchte ich hinzufügen, daß ſie ſich auch anderwärts, namentlich da, wo die ſpaniſche Mode intenſiveren Einfluß ausübte, wie in den Niederlanden, als charakteriſtiſcher Teil der Tracht der bäuerlichen Bevölkerung in der genannten Periode findet. Das zeigen zum Beiſpiel Bilder von David Vinkenboons (1578—1629) und anderer am Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts ſtehender Künſtler. Was die übrigen Teile des Anzugs unſeres Büttenmännchens betrifft, ſo entſpricht er gleichermaßen der Bauerntracht dieſer Zeit, wenn auch die ärmelloſe Jacke als Überkleid ſchon früher nachzuweiſen iſt.

Wenn es auch ſchmerzlich iſt, eine geſchichtlich ſo markante Jahreszahl wegen des Schnittes einer Hoſe aufgeben zu müſſen, ſo kann ich doch nach dem Geſagten, auch ohne zu den Zweiflern zu gehören, die gegen die Jahreszahlen an Altertümern pflichtmäßig Bedenken erheben, die Richtigkeit der Zahl 1517 nicht anerkennen. Daß ſich, ſobald wir von dieſer Zahl abſehen und die Figur dahin ſtellen, wohin ſie der Kleidertracht nach zu gehören ſcheint, an den Ausgang des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts, eine zeitliche Übereinſtimmung mit der Silberverzierung an Bütte und Sockel und der Silberſchmiedmarke zeigt, iſt ein bei der kritiſchen Betrachtung des Bildwerks zunächſt nicht erſtrebtes, aber ganz willkommenes Ergebnis.

Wenn wir die Tracht des Winzers mit Hottenroth als ober- und mittelrheiniſche Bauerntracht bezeichnen dürfen, ſo finden wir auch das Straßburger Beſchauzeichen in beſter Weiſe erklärt.

So mag die in der Familie Schick beſtehende Tradition, daß das Männlein, als eine Art von Hausgeiſt, ſeit dem älteſten nachweisbaren Ahn der Familie gedient habe, zu Recht beſtehen. Der älteſte nachweisbare Ahn ſtammt aus dem erſten Drittel des 17. Jahrhunderts.

Die neben dem Mainzer Rebmann auf Tafel VI und im Texte abgebildeten Büttenmänner ſind geeignet, die verſchiedenen Auffaſſungen zu illuſtrieren, die das beliebte Tafelgerät in verſchiedenen Landſchaften und zu verſchiedenen Zeiten bei den Goldſchmieden gefunden hat, und dürfen daher im Anſchluß an das Mainzer Exemplar eine kurze Schilderung erfahren.

Wenn das letztere die echte bäuerliche Winzerfigur darſtellt, ſo zeigen die beiden unter B und C abgebildeten Figuren einen völlig abweichenden Typus, der mit dem Bauern nichts gemein hat. Der auf der beiſtehenden Textabbildung unter Nr. 2 dargeſtellte Büttenträger ſteht dagegen unſerem Bäuerlein inſofern ganz nahe, als er ein richtiger Winzer iſt, und mag die Reihe anführen. Das kleine Bildwerk iſt im Germaniſchen Nationalmuſeum aufbewahrt und von Eſſenwein in den „Mitteilungen aus dem Germaniſchen Nationalmuſeum" im I. Band beſchrieben. Aus dieſem Buch iſt auch die Abbildung entnommen. Nach Eſſenwein ſtammt das Gerät aus dem Beſitz einer alten Nürnberger Familie.

Die Figur ſelbſt iſt 28,8 cm hoch und aus Birnbaum- oder Buchsholz geſchnitzt, während die Bütte und die Verzierungen aus Silber hergeſtellt und zum Teil vergoldet ſind. Man ſieht einen bärtigen, kräftigen Mann, der, langſam und vorſichtig mit vorgebeugtem Oberkörper einherſchreitend, auf dem Rücken eine Bütte trägt. Die Rechte führt einen mit Reben umwundenen Stab, während die linke Hand, unter den Boden der Bütte gelegt, dieſe zu ſtützen ſcheint. Die Haltung und Bewegung der Figur, wie ſie das Tragen bedingt, ſind ſehr gut zum Ausdruck gebracht, und auch die Durchbildung aller Einzelheiten zeigt die Hand eines tüchtigen Meiſters. Im Hinblick auf die Behandlung der Körperformen und namentlich des Gewandes ſteht die Nürnberger Figur bedeutend höher als unſer Mainzer Exemplar.

Über dem Hemd trägt der Mann eine an der Bruſt offene, um die Hüften gegürtete Jacke mit Umlegkragen, deren Faltenbildung verſtändnisvoll der Bewegung des Körpers angepaßt iſt. Eine Traube iſt in dem Schlitz der Jacke über dem Gürtel geborgen. An dem letzteren hängt ein Beſteck mit dem Winzermeſſer. Die unter den Knieen gebundenen, mehrfach zerfetzten Hoſen zeigen die Braguette (Schamkapſel). Oberſchenkelhoſen ſind nicht vorhanden. Die Futterhoſen reichen bis zu den Knöcheln. Nur der linke Fuß iſt bekleidet. Den Kopf bedeckt ein ſeitlich aufgekrempter Filzhut.

Der Stab, auf den ſich der Winzer ſtützt, und das Rebengewinde beſtehen aus Silber. Aus dem gleichen Metall beſtehen das am oberen Teil des Stabes herabhängende Schildchen, der Gürtel, der das Beſteck trägt, die Tragriemen der Bütte und dieſe ſelbſt mit ihren Reifen, Ziergehängen und Glöckchen. Die als Becher dienende Bütte iſt innen vergoldet, ſie faßt 0,5 Liter Flüſſigkeit. Der Rand der ovalen Platte, auf dem die Figur ſteht, iſt mit Silber beſchlagen. Das zur Verzierung dieſes Beſchläges dienende akanthus-

artige Blattwerk iſt dem an gleicher Stelle angebrachten Ornament des Mainzer Büttenmannes nahe verwandt.

Zu der am oberen Ende des Stabes hängenden, auf unſerer Abbildung nicht genügend ſichtbaren Platte bemerkt Eſſenwein: „Auf dem Schilde iſt einerſeits ein Wappen angebracht, das im Schilde einen nach links ſprengenden Hirſchen auf einem Dreiberge enthält, und als Helmſchmuck dieſelbe Figur zwiſchen zwei Büffelhörnern zeigt. Neben dem Helmſchmuck befinden ſich die Initialen E. D. Als Wappenhalter iſt ein aufrecht ſtehender Bär eingraviert, der mit ſeiner rechten Tatze ein Batzenglas in die Höhe hält.

Nach Hefners neuem „Siebmacher, bürgerliche Wappen“ gehört das Wappen der Familie Deinhard an, welche als Wirtsfamilie in Nürnberg wiederholt vorkommt. Nach erhaltener Mitteilung ſoll noch in unſerem (dem 19.) Jahrhundert ein Wirt Deinhardt in Altdorf, der nürnbergiſchen Univerſitätsſtadt, ein Wirthshaus zum ſchwarzen Bären beſeſſen haben.“

Auf der anderen Seite des Schildes ſteht folgende Inſchrift:

„Den gutten weyn trinkt mancher gern,
Weil man den find beim ſchwartzen Beern,
Will ich bei demſelben einkehrn,
Er wird mir gewiß ein trunck verehrn.“

Eſſenwein ſetzt das Gefäß an den Ausgang des 16. oder den Anfang des 17. Jahrhunderts. Eine Jahreszahl iſt nicht vorhanden, dagegen kann auf den ſilbernen Beſchlagteilen an verſchiedenen Stellen ſowohl das Beſchauzeichen der Stadt Nürnberg, das N, als auch das aus W und I zuſammengeſetzte Meiſterzeichen beobachtet werden. In dem angegebenen Zeitabſchnitt, um die Wende des 17. Jahrhunderts, ſind in Nürnberg mehrere Meiſter nachzuweiſen, auf die das Zeichen paßt, wie Jeremias Wibmer, Johann Wolf, Johann Hieronymus Wolf, Hans Jakob Wolrab, Joachim Hans Wurm, Jörg Weigl, Jakob Weißhahn, Jörg Wilzl.

Die ſich bei einem Vergleiche mit dem Mainzer Büttenmännchen ergebenden Unterſchiede in der Tracht ſind nicht ſo ſehr auf zeitliche Differenz, als auf den in verſchiedenen Landſchaften herrſchenden Brauch zurückzuführen. Es iſt wohl die in Franken übliche Bauerntracht, die der Nürnberger Winzer zeigt. Wenn auch die weiten Oberſchenkelhoſen fehlen, erinnert er doch recht an das berühmte Nürnberger Gänſemännchen des Pankraz Labenwolf. Da er durch ſeine zerfetzten Kleider als armer Mann charakteriſiert iſt, fällt auch das Fehlen der Überhoſen nicht auf. Auch der mühſelige „Rebmann“ in des Nürnberger Künſtlers Joſt Amman Bilderfolge „Eygentliche Beſchreibung aller Stände auf Erden uſw.“ trägt nur die trikotartige Futterhoſe.

Die reiche Ausſtattung des Nürnberger Gerätes durch Silber iſt nicht gerade geſchmackvoll, namentlich wirken die verhältnismäßig großen Schellen an der Bütte nicht fein. Die ganze Ausſchmückung ſteht in einem gewiſſen Gegenſatz zu der künſtleriſchen Behandlung der Holzſchnitzerei, die, wie ſchon geſagt, die Hand eines Bildſchnitzers erkennen läßt, der den Herſteller des Mainzer Winzers an Geſchicklichkeit und Übung übertraf. Ich glaube nicht, daß der Nürnberger Büttenmann von dem Goldſchmied ſelbſt in Holz geſchnitten iſt, wie Eſſenwein meint, und halte die Figur für die Arbeit eines Bildſchnitzers. Dagegen nehme ich gerne an, daß unſere Winzerfigur, die bei aller Lebendigkeit eine gewiſſe Unbeholfenheit in der Technik zeigt, von dem Metallkünſtler ſelbſt herrührt.

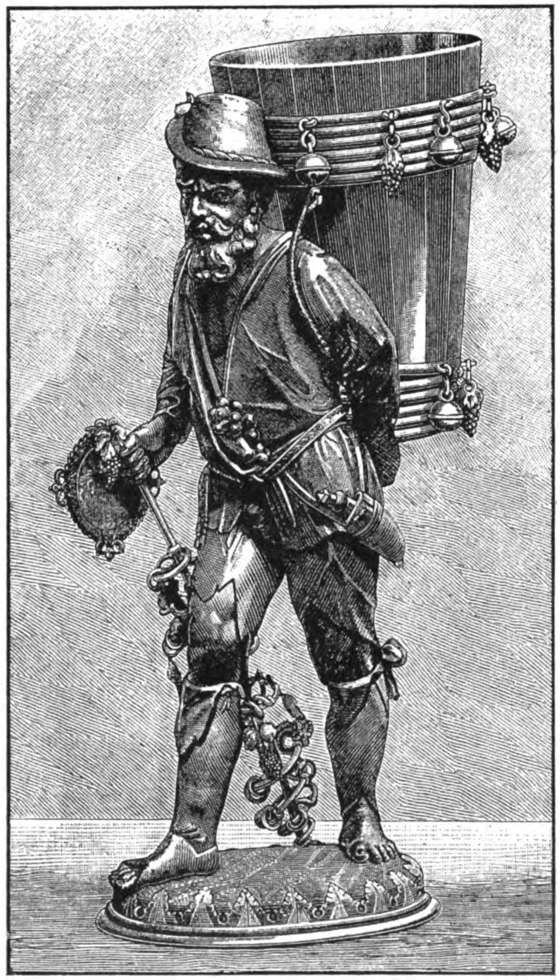


Abb. 2

Eſſenwein erwähnt noch ein zweites, gleichartiges Gefäß, das ſich in Privatbeſitz in Nürnberg befindet und ganz aus Silber hergeſtellt iſt.

Ganz aus Silber beſteht auch das auf Tafel VI unter B dargeſtellte Büttenmännchen, das im Schleſiſchen Muſeum für Kunſtgewerbe und Altertümer in Breslau aufbewahrt iſt. Die Abbildung iſt dem Buche „Die Breslauer Goldſchmiede, eine archivaliſche Studie“ von Erwin Heintze entnommen. Aus dem kurzen beſchreibenden Texte entnehme ich, daß das Figürchen 27,8 cm hoch, vergoldet und bemalt iſt. Der Verfertiger iſt einer der bedeutendſten Goldſchmiede der Renaiſſancezeit in Breslau, Joachim Hiller (Hieller, Hüller, Höller). Er war in Görlitz geboren, wurde im Jahre 1572 Meiſter in Breslau und ſtarb im Jahre 1613. Das kleine Tafelgerät ſtammt aus dem Jahre 1602, wie die Jahreszahl auf der Sohle des rechten Fußes beſagt. Die Textabbildung Nr. 3 zeigt die Sohle des linken Schuhes, auf der unſer Meiſter ſeinen Namen und ſeine Heimat voll verewigt hat: Johim (Joachim) Hiller Gold(ſchmied) Bres(lau). Das daneben abgebildete Monogramm iſt das Meiſterzeichen. Die zeitliche Stellung der Arbeit iſt ungefähr die gleiche wie die der beiden vorher beſchriebenen Büttenmänner, aber die Verſchiedenheit

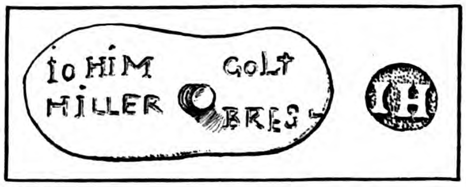


Abb. 3

zwischen den letzteren und der Breslauer Figur ist, ganz abgesehen von dem verwendeten Material und der reicheren Ausstattung, groß. Wenn auch die Hauptbestandteile der Kleidung mit der anfangs beschriebenen Tracht nicht wesentlich abweichen, die ärmellose Jacke über dem Kittel und die weiten Oberschenkelhosen an das Mainzer Büttenmännchen erinnern, so hat doch die ganze äußere Erscheinung etwas seltsam Zusammengewürfeltes, Charakterloses. Der am Ellenbogen ganz zerfetzte Ärmel stimmt schlecht zu dem zierlich gefältelten und gesteiften großen Radkragen am Halse, dem geckenhaften Hut und dem wohlgekämmten, zweispitzigen Kinnbart.

Die auf dem Deckel der Bütte angeordneten, aus Steinen hergestellten Früchte, unter denen sich auch eine Bohne oder Johannisbrotschote (?) befindet, sollen wohl auf den Inhalt der Bütte Bezug haben. Sie könnten eine düstere Ahnung von der Flüssigkeit, die der schlesische Zecher aus diesem Büttenbecher zu schlürfen pflegte, hervorrufen.

Aber man hat in dem Männlein wohl überhaupt keinen Winzer, sondern einen Obst- und Gemüseverkäufer zu sehen, der seine Waren ausruft. Die sonderbare halb städtische, halb bäuerische Kleidung stimmt mit dieser Auffassung überein, auch das Geldtäschchen am Gürtel deutet auf den Händler. Der Gemüseverkäufer steht freilich in gar keiner Beziehung mehr zu dem Zweck, den die Bütte als Behälter edlen Weines zu erfüllen hatte.

Am rechten Arm trägt der Mann eine Feldflasche; die beiden um den Stab geschlungenen Hände halten eine Kette, an der er seinen kleinen Hund leitet. Dem Hund kommt hier wohl nur die Bedeutung eines zierenden Beiwerkes zu.

Auf dem Sockel hat, in flachem Relief, eine Jagddarstellung Platz gefunden, die in keinen inneren Zusammenhang mit dem Büttenmann zu bringen ist.

Das Breslauer Büttenmännchen steht auch in rein künstlerischer Beziehung nicht auf der Höhe des Mainzer oder Nürnberger Winzers. Die Gestalt ist steif und leblos von häßlichem Verhältnis der Glieder. Dem Meister fehlte die Empfindung für die natürliche Bewegung des Körpers oder die Fähigkeit, diese ausdrucksvoll zu gestalten. Die Stellung der Figur gleicht der eines Hampelmannes. Die Beine sind nur zwei plumpe Stützen, die Hände gleichen Kämmen mit fünf weit auseinander stehenden Zinken und sind viel zu klein im Verhältnis zu dem Riesenhaupt. Das Gesicht ist absolut ausdruckslos und unbewegt. Der zum Rufen geöffnete Mund zeigt zwei Reihen Zähne wie bei einem Nußknacker.

Der Verfertiger des silbernen Männleins war zweifellos ein geschickter Gießer und Ziselierer und wohl auch in Erfindung und Ausführung ornamentalen Schmucks bewandert, aber die menschliche Gestalt vermochte er nicht darzustellen, und es scheint überhaupt, daß die eigentliche künstlerische Gestaltung bei ihm vor der Wirkung des Materials wie des verzierenden Beiwerks zurücktrat.

Das Büttenmännchen des Joachim Hiller bezeichnet auch ein Abirren von dem echten Typus.

In dem oben angeführten Werke „Die Breslauer Goldschmiede" sind noch zwei weitere Büttenträger von der Hand des Joachim Hiller genannt: Beide bestehen aus Silber, sind vergoldet und zum Teil bemalt oder emailliert. Das eine stammt aus der Sammlung des verstorbenen Baron Lionel Rothschild, London, und ist jetzt im South Kensington-Museum. Das zweite, dem hier abgebildeten Exemplar ganz ähnliche Stück, das eine Höhe von 30 cm hat, ist im Besitz des Baron Weichs in Troppau (Beschreibung in dem Katalog der Ausstellung von altösterreichischen Goldschmiedearbeiten, Troppau 1904, S. 19 und 54).

Wenn der Obst- und Gemüsehändler von Breslau als eine vielleicht gedankenlose Abweichung von dem natürlichen gegebenen Vorbilde, als eine zufällige Variante zu betrachten ist, haben wir in dem auf Tafel VI unter C dargestellten Büttenträger, wie mir scheint, einen neuen Typus zu sehen.

Die Abbildung ist dem französischen Werke „Le moyen-âge et la Renaissance" von Lacroix und Serré entnommen, einer reich ausgestatteten Veröffentlichung, die eigentlich eine künstlerische Wiedergabe verbürgen sollte. Dennoch möchte ich die Fehler und Schwächen, die die Abbildung zeigt, nicht alle dem Werke des Goldschmiedes aufbürden.

Leider gibt das Buch keine weitere Auskunft über die Arbeit die es flämisch nennt, und teilt nur mit, daß sie in dem Musée des Antiques de la Porte de Hall in Brüssel aufbewahrt ist. Von der Museumsverwaltung war keine Nachricht zu erhalten.

Man darf annehmen, daß das Gerät aus Silber hergestellt und zum Teil emailliert oder bemalt und vergoldet ist, doch das Material ist im allgemeinen Nebensache; die Abbildung genügt wenigstens zur Beurteilung der Auffassung des gegebenen Motivs. Aus dem Winzer oder Bauern ist hier ein Kavalier oder Kriegsmann geworden, der eine Bütte auf dem Rücken trägt. Die Kleidung des Kavaliers gehört dem Anfang des 17. Jahrhunderts an. Bezeichnend ist namentlich der „Mühlsteinkragen". Das Koller zeigt an den Schultern große „Nester". An der linken Hüfte hängt ein mächtiges Rappier. Die beiden Hände stützen sich auf einen mit Weinranken umschlungenen Stab, der oben auf einer kleinen Plattform ein rotes Eichhörnchen trägt. Über den rechten Arm des Kriegsmannes hängt ein auf der Abbildung nicht recht erkennbarer Gegenstand; es könnte ein Sack oder Beutel sein, der in der Mitte zusammengedreht ist. Seitlich am Boden trabt ein kleiner Hund, der mit dem erwähnten auf dem Stab sitzenden Eichhörnchen zusammengekettet ist. Auf dem silbernen Deckel der mit gravierten Arabesken verzierten Bütte steht ein kleiner braun bemalter Affe, der die Fiedel streicht. Er ist mit einem Kettchen am Rande des Deckels angeschlossen. Hinter dem Büttenträger erhebt sich auf dem Sockel ein Busch steif stilisierter Blumen, deren Bildung sich im allgemeinen der Sonnenblume nähert. Der Sockel selbst zeigt eine Verzierung in Flachrelief, deren Form dem Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts angehört.

Die Gruppe erscheint auf den ersten Blick als eine sinn- und geschmacklose Vereinigung verschiedener nicht zusammengehöriger Wesen und Dinge, und sie bleibt mindestens geschmacklos auch wenn wir annehmen, daß ihr

eine ſymboliſche Bedeutung zu Grunde liegt. Immerhin iſt ein ſolches „Hineingeheimniſſen“ von Gedanken und Einfällen in bildneriſche Darſtellungen verzeihlich in einer Zeit, wo ein lehrhaftes Philiſtertum die Poeſie und die Freude an dem Einfach-Natürlichen nach und nach zu überwältigen begann. Die Frage, was dieſe ſymboliſche Gruppe bedeuten ſoll, könnte vielleicht ein Anhänger der erſt unlängſt an uns vorübergegangenen Richtung der modernen Kunſt genau beantworten. Ich wage, nur eine Vermutung auszuſprechen. Sollte der durch rotes Haar und roten Spitzbart ausgezeichnete Kriegsmann den „Saufteufel“ darſtellen, der in Moral- und Sittenpredigten des 16. und 17. Jahrhunderts eine ſo große Rolle ſpielt und hauptſächlich unter den Kriegsgurgeln ſeine Anhänger hat? Was die drei Tiere betrifft, die der Böſe mit ſich führt, ſo könnten ſie vielleicht den Zuſtand verkörpern, in den der übermäßige Genuß des Weines oder der Saufteufel die Menſchen verſetzt, die er gewiſſermaßen verwandelt an der Kette hält. Als eine Stütze dieſer Auffaſſung darf ich wohl ein „Fliegendes Blatt“ aus dem 17. Jahrhundert anführen, es ſtellt in Holzſchnitt ein Saufgelag von Tieren dar, unter denen beſonders der Affe, der Hund und das Schwein eine häßliche Rolle ſpielen, während Bacchus, ſtatt des Teufels, den Vorſitz führt. Das unter dieſem Bild ſtehende Gedicht hebt alſo an:

„Wo nu ein voller Weinſchlauch wär,
Der komm zu dieſen Brüdern her,
Er ſei jung, alt, Weib oder Mann,
Seinsgleichen wohl hie finden kann.
Wer alſo trunken wird vom Wein,
Der laß ihm diß ein Spiegel ſeyn.“

Dann ſpricht der Präſes:

„Bacchus, der Weingott, bin ich genannt,
Den vollen Zapfen wohl bekannt,
Die dienen mir mit aller Macht
Vom Morgen an bis Mitternacht,
Mit Füllen, Saufen, großem Praſſen,
Ich gab ih'n Wein aus vollen Faſſen.
Wenn ſie dann trunken ſeyn und voll
Und von dem Wein ſind dumm und toll,
Wird jeder in ein Tier verwandelt,
Dergleichen er dann tut und handelt.“
— — — — — — — — — — — — — —

Es folgen dann die Knittelverſe der in Tiere verwandelten Saufbrüder.

Der Affe ſagt unter anderem:

„So bin ich hurtig wie ein Aff,
Und ſteht mir wohl an, was ich ſchaff,
Ich überwirf mich, fiedel, ſpring
Und mach die Brüder guter Ding,
— — — — — — — — — — — — —
Drum langt mir her gut Affenwein,
An Affen ſoll kein Mangel ſein.“

Der Hund ſagt:

„So kann ich mich hundstrunken ſaufen,
Dann ſchlag ich Weib und Kind zu haufen,
Und iſt mirs nit in rechter Laun,
Brich ich ein Hader von einem Zaun.
Mit dir balg ich zu Leid und Tratz,
Bis einer hie bleibt auf dem Platz.“
— — — — — — — — — — — —

In der Menge der bei dem Gelag verſammelten Tiere fehlt das Eichhorn, das bei der Brüſſeler Gruppe neben Affe und Hund eine Rolle ſpielt. In ſeiner beſtändigen Unruhe, dem unberechenbaren, ſchnellen Umherſpringen ſoll es vielleicht auch eine der vielen Wirkungen des Weingenuſſes verkörpern. Vielleicht aber iſt das rote Eichhörnchen auch als ein Symbol des Teufels ſelbſt aufzufaſſen. „Der Teufel iſt ein Eichhörnchen“, ſagt ein italieniſches Sprichwort, das jedenfalls auf das plötzliche, überraſchende Erſcheinen und ebenſo ſchnelle Verſchwinden des böſen Geiſtes Bezug nimmt.

Wenn die für den Brüſſeler Büttenträger und ſeine Begleiter gegebene Erklärung einigermaßen zutrifft, ſo hätte man in der Darſtellung eine Art von Mahnung für den Trinker zu ſehen, die in der Bütte geborgene Gabe mit Vorſicht zu genießen, damit er nicht die Vernunft verliere und zum Tier herabſinke. Eine ſolche Mahnung mag in der moraliſierenden und lehrhaften Richtung des nordiſchen Geiſtes und beſonders in dieſem Zeitabſchnitt ihre Erklärung finden.

Auch auf koſtbaren, altrömiſchen Trinkgefäßen ſind, in gewiſſem Sinne, lehrhafte Darſtellungen zu finden, wie die tanzenden Skelette auf den Schalen von Boscoreale, ſie ſind aber ganz anders gemeint. Nicht zur Mäßigkeit ſollen ſie den Trinker auffordern, indem ſie ihn an das Ende erinnern, nein, zum vollen Genuß des Lebens, des Augenblicks, der nicht wiederkehrt, ſollen ſie anregen.

Was die künſtleriſche Qualität, die Kompoſition und Ausführung der Gruppe betrifft, ſo kann ich ein ſicheres Urteil aus der mir zur Verfügung ſtehenden Abbildung nicht gewinnen. Wenn die Arbeit indeſſen auch beſſer iſt, als die offenbar ſehr mangelhafte Reproduktion erkennen läßt, ſo ſteht ſie doch, ebenſo wie der Breslauer Büttenträger, an rein künſtleriſchem Werte hinter den Winzern von Nürnberg und Mainz zurück.

Unter den Büttenmännchen, die ich hier beſchrieben habe, ſind es alſo die zwei aus dem Rheinlande und aus Franken ſtammenden Exemplare, die den urſprünglichen Gedanken klar erfaßt und künſtleriſch durchgeführt zeigen. Vielleicht ſtanden die Goldſchmiede in Straßburg und Nürnberg der Aufgabe mit dem freundlicheren Verſtändnis gegenüber, das ihnen das Leben in oder nahe der Heimat des deutſchen Weinbaues erſchloſſen hat.

V.
Die Johanniskirche, der alte Dom zu Mainz

von R. Kautzsch

(hierzu Tafel VII—IX und 9 Abbildungen im Texte)

I

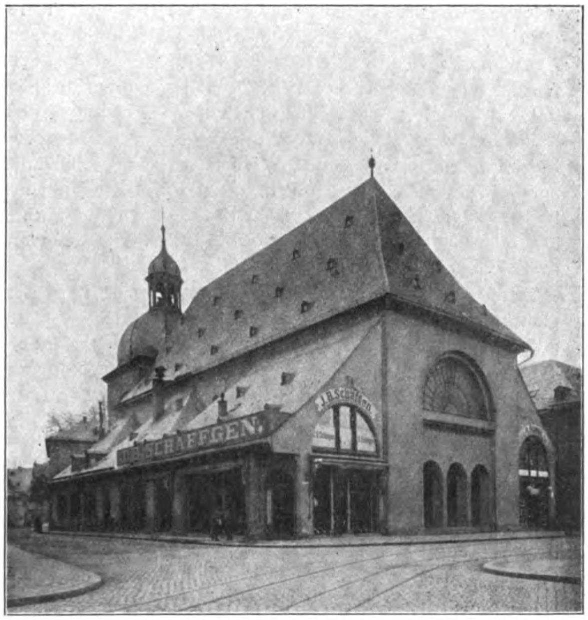


Abb. 1. Die Johanniskirche vor der Herſtellung

DIE evangeliſche Johanniskirche in Mainz war ſeit geraumer Zeit in hohem Grade herſtellungsbedürftig. Im Jahre 1905 wurde eine gründliche Erneuerung des Gotteshauſes ernſtlich ins Auge gefaßt. Verſchiedene Pläne wurden ausgearbeitet, und da es ſich um einen Bau handelte, der mindeſtens in ſeinem Chor, dem weſtlich vorgelegten Turm, erhebliche ältere Beſtandteile aufwies, legte der Denkmalpfleger für Rheinheſſen, damals Profeſſor Friedrich Pützer, im Herbſt 1905 dem Ausſchuß des Denkmalrats für die Baudenkmäler in Rheinheſſen die genannten Pläne zur Prüfung vor. Der Ausſchuß erklärte ſich in ſeinem Gutachten im weſentlichen mit den Abſichten der Gemeinde einverſtanden, gab aber zugleich dem Wunſch Ausdruck, es möchten doch die bei dem Umbau etwa zutage tretenden Reſte der älteren Kirchenanlage wie überhaupt alle kunſthiſtoriſch wichtigen Anhaltspunkte beſonders aufmerkſam beobachtet, vermeſſen, aufgezeichnet und photographiert werden, denn es ſei zu vermuten, daß in der Johanniskirche, auch abgeſehen von dem Weſtturm, noch eine frühe Mainzer Kirchenanlage erhalten ſei.

Dem Wunſche des Ausſchuſſes entſprechend hat dann der Architekt bei den Vorarbeiten, die der Herſtellung und dem Ausbau der Kirche notwendig vorangehen mußten, das ganze Mauerwerk ſorgfältig unterſuchen, ſoweit nötig, vom Bewurf befreien und aufnehmen laſſen. Zu ſeiner und unſer aller Überraſchung ergab ſich, daß ſehr umfangreiche Teile einer gewaltigen romaniſchen Baſilika in dem Bau auf uns gekommen ſind. Die Beobachtungen ſind darauf doppelt ſorgfältig fortgeſetzt worden. Auch der Fußboden der Kirche wurde unter der Leitung des Mainzer Altertumsvereins und auf Koſten des Großherzoglichen Miniſteriums des Innern genau unterſucht. Eine größere Anzahl photographiſcher Aufnahmen iſt gemacht worden. Und ſo iſt denn wohl alles geſchehen, was geſchehen konnte, die Geſchichte des Baues zu erforſchen, die gefundenen Reſte in Aufzeichnungen feſtzulegen und ſo wenigſtens Bild und Gedächtnis einer der größten Kirchen des mittelalterlichen Mainz zu ſichern.

Im folgenden will ich verſuchen, von dem Ergebnis aller dieſer Arbeiten Rechenſchaft abzulegen.

Der Beſtand iſt dieſer. Erhalten iſt zunächſt in allen weſentlichen Teilen das Mittelſchiff eines romaniſchen Langhauſes (vgl. den Grundriß und den Längenſchnitt Abb. 1 und 2 auf Taf. VII, ferner die Abb. 3 und 6 auf Taf. VIII). Der mittlere Teil dieſes Mittelſchiffs ſteckt zwar heute 2,65 m im Fußboden, iſt aber bis auf einen gleich zu erwähnenden Beſtandteil von der Sohle bis zur Decke noch vorhanden. Seine Abmeſſungen ſind ſehr anſehnlich, ſie betragen rund 13,5 m in der Länge, 13 m in der Breite und 16,4 m in der Höhe. Vom urſprünglichen Fußboden war nur noch eine Mörtelſchicht teilweiſe erhalten, auf der einſt irgendein Belag ſich befunden haben mag. Unverzierte glatte Tonplättchen, die ſich 2,65 m unter dem heutigen Fußboden auf einer Schicht von Mörtel und kleinen Steinen in der Nähe eines der Eckpfeiler des Mittelſchiffs fanden, gehören ſicher einem ſpäteren (gotiſchen?) Fußboden an. Die Arkade iſt beiderſeits vermauert (vgl. die Abb. 2 auf Taf. VII und 6 auf Taf. VIII). Die Vermauerung kennzeichnete ſich ſofort durch ihren ganzen Charakter als ſpätere Einfügung. Die urſprüngliche Arkade beſtand einſt aus je fünf Pfeilern, die mittels voller Halbkreisbogen untereinander verbunden waren. Das Verhältnis der Arkadenbreite zur Pfeilerbreite iſt 2,30 m : 90 cm. Erhalten ſind von den Pfeilern an der Nord- und Südſeite noch je vier, während auf beiden Seiten der mittelſte — merkwürdigerweiſe ſamt dem Fundament — ausgebrochen iſt. Die beiden je nördlich und ſüdlich folgenden Pfeiler wurden bei dieſer Gelegenheit durch einen Segmentbogen verbunden.

Das Fundament iſt auch unter den erhaltenen Pfeilern ganz auffallend flach. Es iſt eigentlich nur eine Sandſchicht vorhanden, darauf eine Stückung, und darüber ſetzt faſt unmittelbar das zutage gehende Mauerwerk auf. Etwas ſorgfältiger ſind die Eckpfeiler des Mittelraums fundamentiert. Aber auch ihr Fundament iſt nicht beträchtlich.

Die Pfeiler (Abb. 3 auf Taf. VIII) ſind faſt quadratiſch, etwas tiefer als breit (100 : 90 cm), und aus recht großen flachen Kalkſteinen aufgemauert. Die Steine ſind lagerhaft und hammergerecht (vielleicht auch mit dem Meißel) bearbeitet, die Fugen glatt ausgeſtrichen. So waren ihre Außenflächen zwar rauh, aber immerhin ſo weit geführt,

daß die Frage, ob ſie noch obendrein verputzt waren, nicht ſicher beantwortet werden kann. Es fanden ſich an einem Pfeiler (unter dem heutigen Fußboden) Reſte eines roten Verputzes, aber dieſer Verputz iſt jedenfalls nicht urſprünglich, da er ſtellenweiſe auf die Füllmauer in den Arkadenbogen übergriff. Sockel und Kämpfer der Pfeiler ſetzten ſich in der ſchlichteſten Weiſe aus Platte und Schmiege zuſammen. Der alte Sockel konnte noch an einem der Pfeiler der Nordarkade nachgewieſen werden. Die Kämpferplatten waren nach vorn (nach dem Mittelſchiff zu) abgeſchlagen. Sonſt ſind ſie mehrfach wohl erhalten (vgl. Abb. 3 und 6 auf Taf. VIII). Das Material iſt roter Sandſtein. Überraſchend iſt der ſehr ſtarke Rückſprung, mit dem der Bogenfuß auf dem Kämpfer aufſetzt, er beträgt auf jeder Seite 14 cm; vorn, nach dem Mittelſchiff zu, ſcheint er geringer geweſen zu ſein. Das legt die Vermutung nahe, daß die Bogen verputzt oder irgendwie verkleidet waren; irgendwelche Spuren oder Reſte einer Verkleidung haben ſich aber nicht gefunden. Die Bogen ſind aus ſehr flachen Kalkſteinen gemauert. Das gleiche Material und die gleiche Bearbeitung findet ſich je rechts und links in den Segmentbogen, während deren Scheitel aus Backſteinen beſtehen. Offenbar hat man beim Mauern dieſer Bogen die Werkſtücke der abgebrochenen kleineren Bogen, ſoweit ſie reichten und noch verwendbar waren, wieder benutzt und nur zur Ergänzung Backſteine genommen.

Die Hochmauer zeigt unregelmäßiges Bruchſteinmauerwerk aus Kalkſtein, das ſicher verputzt war.

Etwa 11,20 m über dem alten Fußboden ſitzen vier Fenſter. Sie ſind auffallend groß. Gerade ihre Größe hatte den Gedanken, daß auch die Hochmauer zuſamt den Fenſtern noch romaniſch ſein könnte, ſo ſchwer aufkommen laſſen. Die nun mögliche genaue Unterſuchung beſeitigte jeden Zweifel. Sie waren urſprünglich im Lichten faſt 2,50 m hoch und 1,20 m breit, ſind aber ſpäter, wenigſtens teilweiſe, noch erhöht worden und waren ſämtlich ſehr zerſtört. Immerhin läßt ſich folgendes noch feſtſtellen: die Bogen ſind aus ſehr großen, nur einigermaßen zugerichteten flachen Kalkſteinen gebildet, die gemauerten Gewände abgeſchrägt. Aber der urſprüngliche Verſchluß war nicht mehr zu erkennen: nur in den ſpäter erhöhten, veränderten Fenſtern ſaß ein Steinrahmen (aus rotem Sandſtein) mit Anſchlagfläche.

Somit ſtellt ſich dieſer Bau als ein durchaus einheitliches Ganze dar, abgeſehen von jenen Segmentbogen und abgeſehen von der Vermauerung der Arkaden.

Die Decke iſt nicht mehr die alte. Zwar fanden ſich unter der ganz ſpäten Verſchalung die Balken einer älteren Decke vor, aber auch dieſe entſtammt früheſtens der gotiſchen Zeit.

Die beiden Türen in der Nord- und Südwand des Raums zunächſt der Nordweſt- und der Südweſtecke ſind völlig neu. Ihre weſtlichen Gewände ſind den beiden letzten Pfeilern unſeres Mittelraums abgewonnen, wie aus dem Grundriß erſichtlich iſt.

In den vier Ecken dieſes Mittelteils ſpringen ſehr kräftige Pfeiler vor, 1,10—1,20 m breit und etwa 2 m tief. Dieſe Pfeiler ſind aus roten Sandſteinquadern errichtet, waren aber in ihren oberen Teilen ſtark zerſtört. Immerhin konnten einzelne Kämpfer und darüber Anfänger großer Bogen feſtgeſtellt werden. Die Pfeiler waren alſo quer über das Mittelſchiff durch mächtige Bogen verbunden. Die Oberkante der Kämpfer liegt 10,35 m über dem alten Fußboden. An dieſen Eckpfeilern konnten wiederum Sockel feſtgeſtellt werden aus Platte und Schmiege zuſammengeſetzt, im ganzen 40 cm hoch. Auch die Kämpfer ſind ganz einfach aus Platte und Schmiege gebildet und wie die Pfeiler aus rotem Sandſtein hergeſtellt.

Die Pfeiler mit ihren Bogen dienten ſomit zweifellos in erſter Linie einer Verſteifung der Hochwände. Daneben hatten ſie aber auch noch eine zweite Aufgabe: ſie trennten wirkungsvoll den beſchriebenen Mittelraum von den beiden öſtlich und weſtlich anſchließenden Räumen ab.

Von dieſen iſt der öſtliche nichts anderes als der einſtige Chor. Freilich fehlt die Oſtwand (die heutige iſt ganz ſpät) und mit ihr das eigentliche Sanktuarium; deſſen einſtige Geſtalt kann aber ziemlich genau beſtimmt werden. Zwar eine Verſuchsgrabung in der Schöfferſtraße blieb ohne Ergebnis, dagegen zeigt der Plan Maskopps von 1575[1]) die Oſtſeite der Johanniskirche ſehr deutlich (vgl. Abb. 5 auf S. 61). Und da erblicken wir eine große halbrunde Apſis mit halbem Kegeldach, einem großen Rundbogenfenſter und zwei kreisförmigen Fenſtern. Ob dieſe Angabe der Fenſter ganz genau richtig iſt, mag dahingeſtellt bleiben. Die Hauptſache dürfte jedenfalls ſtimmen: an den Vorderchor legte ſich einſt eine mächtige Exedra an.

Die Nordwand weiſt auf der Höhe des neuen Fußbodens neben der Oſtecke ein jetzt vermauertes Portälchen auf. Die Profilierung der Gewände ſcheint gotiſch. Trotzdem kann dieſer Eingang nicht aus gotiſcher Zeit ſtammen; denn der Fußboden im Chor und ebenſo in dem nördlich vorgelegten Raum, zu dem die Öffnung führt, iſt, wie wir noch hören werden, erſt 1685 auf die heutige Höhe gebracht worden. Es bleibt nur übrig, anzunehmen, daß man damals hier eine Verbindung der beiden Räume ſchaffen wollte und zu dem Zweck die durch das Höherlegen des Fußbodens irgendwo überflüſſig gewordenen Gewände einer älteren Tür hier wieder verwandte.

7,35 m über dem alten Fußboden finden ſich zwei große Fenſter und darüber noch zwei Rundfenſter. Jene ſind noch größer als die des Langhauſes (ungefähr 3 : 1,20 m), aber die Ausführung und der Bauſtoff beweiſen, daß ſie aus derſelben Zeit ſind wie die Langhausfenſter. Und dasſelbe gilt von den Rundfenſtern über ihnen. Die Südwand iſt in der Höhe des alten Fußbodens nicht durchbrochen. Die Anſicht der Südmauer von außen (Abb. 2 und 3 auf Taf. IX) zeigt, daß die Südwand dieſelbe Fenſteranordnung beſaß wie die Nordwand. Trotz der Vermauerung traten die großen Rundbogenfenſter und die Rundfenſter darüber deutlich zutage.

Der weſtlich an den Mittelraum in gleicher Breite angeſchloſſene Raumabſchnitt ſchien zunächſt die Arkade fortzuſetzen, alſo zum Mittelſchiff des Langhauſes zu gehören. Jeweils drei Bogen, auf den Eckpfeilern des Raums und zwei freiſtehenden Pfeilern ruhend, trugen die Obermauern, die von zwei Fenſtern durchbrochen waren. Es zeigte ſich aber, daß die freiſtehenden Pfeiler nebſt den drei Bogen und den von ihnen getragenen Obermauern beiderſeits als Füllung in einen älteren mächtigen Bogen eingeſtellt waren (vgl. die Abb. 1 und 2 auf Taf. VIII). Dieſe Bogen haben eine Spannweite von rund 8,5 m; die Pfeiler ſind aus Bruchſteinmauerwerk, aber mit Quadern (aus rotem Sandſtein) eingeſäumt, ihre Höhe beträgt bis zur Oberkante des Kämpfers 10,60 m. Die Kämpferplatten (roter Sand-

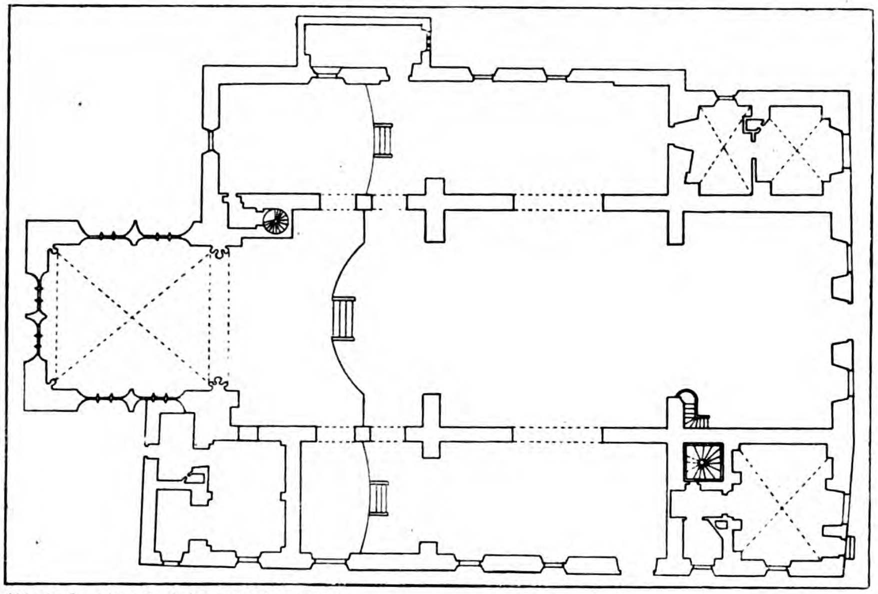


Abb. 2. Grundriss der Johanniskirche von 1826

ſtein) ähneln durchaus denen der Mittelſchiffpfeiler: ihr Profil zeigt wie dort Platte und Schmiege. Der Rückſprung des Bogenfußes über ihnen beträgt 18 cm. Die Bogen, deren Scheitel faſt 15 m über dem alten Fußboden liegen, ſind ebenſo gemauert wie die Arkadenbogen des Mittelſchiffs. Dieſe großen Bogen ſind alſo gleichzeitig mit dem Mittelſchiff des Langhauſes, d. h. aus der Zeit der erſten Anlage: ſie können nur in ein Querhaus geführt haben.

Die in dieſe Bogen zur Füllung eingeſtellten Pfeiler waren nicht mehr die alten. Indeſſen läßt ſich das urſprüngliche Syſtem aus den erhaltenen Reſten im nördlichen Bogen[2]) rekonſtruieren (vgl. die Abb. 1 und 2 auf Taf. VIII und 2 auf Taf. VII). Die Pfeiler, die aus regelrechten Keilſteinen gemauerten Bogen über ihnen, die Obermauer, zwar aus nur einigermaßen zugerichteten Bruchſteinen, aber lagerhaft in regelrechtem Verband aufgeführt, endlich die Fenſter, deren Bogen denen der alten Fenſter in Langhaus und Chor ähnlich, aber nicht gleich ſind: das alles iſt ſpäter, aber, und das iſt ſehr bemerkenswert, noch romaniſch. Das beweiſen die Rundbogen in der Arkade unten und in den Fenſtern, die Formen der Pfeiler und Fenſtergewände, das beweiſt vor allem die ganze techniſche Ausführung.

Von den beiden Querhausflügeln ſind nur noch Maueranſätze an den Eckpfeilern außen erhalten; ſchon die Fortſetzung dieſer Mauern in nördlicher und ſüdlicher Richtung gehört ſpäteren Zeiten an, und ſo wiſſen wir auch über die einſtigen Querhausfronten im Norden und Süden nichts. Doch ſcheint es, daß dieſe Querhausfronten auch urſprünglich ſchon in die Flucht der Seitenſchiffmauern fielen.

Von den romaniſchen Seitenſchiffen iſt wiederum nichts erhalten. Der Plan Maskopps zeigt ſie ſehr deutlich (vgl. Abb. 5 auf S. 61), und auch der Grundriß von 1826 (Abb. 2, ſ. oben) beweiſt, daß damals noch das Mittelſchiff des Langhauſes von richtigen Seitenſchiffen begleitet war. Sie waren durch die großen Segmentbogen in der Arkade des Mittelſchiffs zugänglich, während die ſeitlichen Bogen damals ſchon, wie Abb. 2 (ſ. oben) erkennen läßt, geſchloſſen geweſen ſind. Weſtlich ſetzten ſie ſich in den Raum des alten Querhauſes hinein in gleicher Breite fort bis zu der geraden Abſchlußwand, die im nördlichen Seitenſchiff wohl im ganzen der romaniſchen Querhauswand entſprach, während ſie im ſüdlichen weiter hereingerückt war, ſodaß ſich hier, wie der Grundriß (Abb. 2) zeigt, noch ein beſonderer mehrfach geteilter Raum anſchließen konnte.

Ob die nördliche und die ſüdliche Umfaſſungsmauer, wie ſie auf dem genannten Grundriß erſcheinen, damals noch romaniſche Reſte enthielten, oder ob ſie doch wenigſtens auf den romaniſchen Fundamenten errichtet waren, iſt nicht mehr feſtzuſtellen, da aber an der Südſeite der Kirche offenbar immer eine Straße entlang führte (vgl. die Perſpektive Maskopps Abb. 5 auf S. 61 und die älteſten Stadtpläne), ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Fluchtlinie immer die gleiche war, daß alſo die ſpäteren Mauern ſich auf dem Unterbau der älteren erhoben.

Noch ſind die kleinen Räume in der Nordoſtecke und in der Südoſtecke, alſo zu beiden Seiten des Vorderchors, die auf dem Grundriß von 1826 erſcheinen, zu erwähnen. Sie beſtehen heute nicht mehr und beſtanden auch ſchon vor der Herſtellung der Kirche in unſeren Tagen nicht mehr. An der Nordſeite zeigt der Grundriß einen gewölbten, nahezu quadratiſchen Raum mit vier flachen Niſchen in den ſehr ſtarken Umfaſſungswänden und einen weſtlich vorgelegten Vorraum von unregelmäßiger Geſtalt, aber ebenfalls mit Mauerniſchen. Dieſe Bauteile ſehen ganz und gar nicht ſo aus, als wären ſie der romaniſchen Johanniskirche nachträglich hinzugefügt worden. Namentlich bliebe dann die ſchräg verlaufende weſtliche Abſchlußwand völlig unerklärt. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß in dieſen beiden Räumen ein älteres Bauwerk oder ein wichtiger Teil eines ſolchen erhalten war, auf deſſen Beſtand man beim Bau der Johanniskirche Rückſicht nahm. Die Räume ſind, wie geſagt, über der Erde nicht erhalten; ob noch etwas und wieviel im Boden ſteckt, kann zurzeit nicht feſtgeſtellt werden, da dieſer Teil, wie das ganze urſprüngliche nördliche Seitenſchiff, vermietet iſt. Es iſt lebhaft zu wünſchen, daß die evangeliſche Gemeinde zu gegebener Zeit den Mietvertrag nicht erneuert, ſondern die fraglichen Räume zurücknimmt, um ſie einer der Bedeutung der Kirche mehr entſprechenden Beſtimmung zuzuführen. Bei dieſer Gelegenheit müßte dann unbedingt eine genaue Unterſuchung an jener Stelle eingeleitet werden. Da wir hier mit allerhöchſter Wahrſcheinlichkeit eines der größten Heiligtümer des alten Mainz zu ſuchen haben, komme ich weiter unten auf dieſe Räume zurück.

Aber weiter! Auch der Raum in der Südoſtecke iſt nicht auf uns gekommen, wie der Grundriß ihn zeigt. Darnach hätte ſich hier ebenfalls ein gewölbter Raum und ein klei-

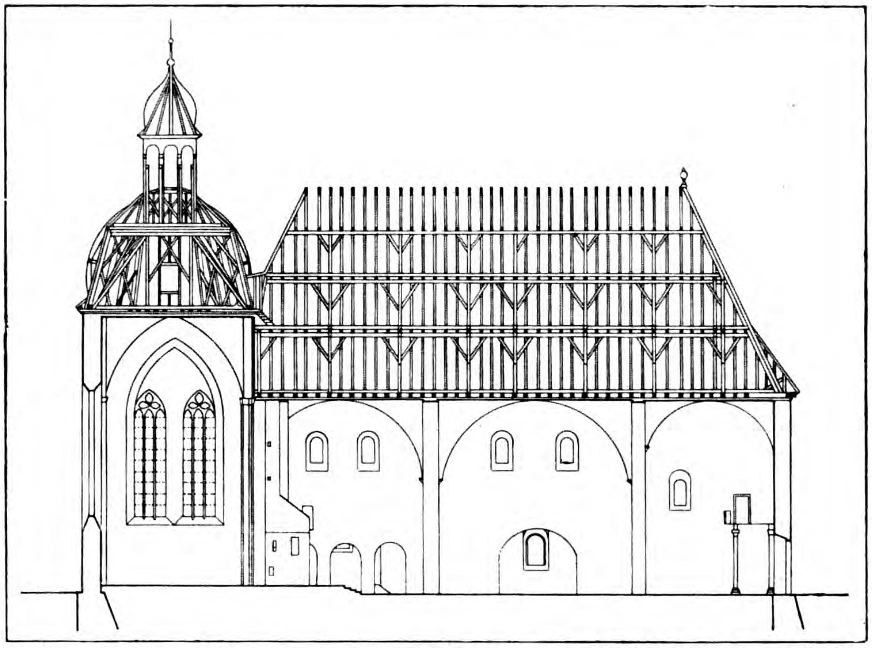


Abb. 3. Längenschnitt vom Jahr 1826

ner, mehrfach geteilter Vorraum mit einer Treppe befunden. Aus welcher Zeit dieſe Anlage ſtammt, iſt nicht mehr zu ſagen. Da mit Ausnahme der Nordmauer (der Mauer, die den Vorderchor ſüdlich begrenzt) keine der Umfaſſungsmauern romaniſche Reſte enthält, ſind wir über das, was urſprünglich hier angeordnet war, ganz im Unklaren. Aber man darf wohl annehmen, daß ſich hier eine kleine Eingangshalle befand, die ihrerſeits nach Oſten zu mit dem Paradies der Martinskirche verbunden war. Wenigſtens gibt der Plan Maskopps zwiſchen dem Dom und der Johanniskirche einen ſolchen gedeckten Verbindungsgang (vgl. Abb. 5 auf S. 61).

Noch eine Einzelheit muß hier erwähnt werden, die die Grabungen an dieſer Stelle aufgedeckt haben. An der Südwand des Chors befindet ſich in dieſem Raum nahe der Weſtecke eine 60 cm tiefe, von einem großen Bogen überſpannte, 2,30 m breite Niſche (vgl. die Abb. 4 und 5 auf Taf. VIII). Die ſenkrechten, 80 cm hohen Seitenwände der Niſche beſtehen je aus einer einzigen Platte mit Fuß und Kämpfer. Der Fuß weiſt ein aus Platte und Schmiege zuſammengeſetztes Profil auf; der Kämpfer zeigt (von unten nach oben) einen niedrigen Rundſtab, nach oben ausladende, flache, ſteile Hohlkehle, einen kräftigen Rundſtab, eine ebenſo kräftige Platte. Sämtliche Glieder ſind voneinander durch abgeſchrägte Plättchen getrennt. Das Ganze gleicht alſo genau einer umgekehrten romaniſchen Pfeilerbaſis. Die Profile am Fuß und Kämpfer ſind vorn an der Wand, in der ſich die Niſche befindet, noch 20 und 27 cm, d. h. in der vollen Stärke der Steine, herumgeführt. Der Bogen hat im Lichten einen Radius von 1,15 m. Er iſt aus verſchieden breiten Keilſteinen recht gut gemauert. Die ganze Anlage iſt ohne Zweifel romaniſch, wenn auch nicht aus der erſten Zeit der Kirche. Die Profile weiſen auf das 12. Jahrhundert als Entſtehungszeit hin.

Nicht ganz klar iſt die einſtige Beſtimmung der Niſche. Man denkt ſie ſich am liebſten als eine Art Arkoſolium. Die Maße würden durchaus zu der Annahme ſtimmen, daß einſt ein Sarkophag in der Niſche geſtanden hätte, aber dann iſt es ſchwer möglich, daß dieſer Raum ſüdlich vom Chor ſchon urſprünglich ein Durchgangsraum war, dann wäre die Verbindung mit dem Dom doch wohl erſt ſpäter vollzogen worden. Andererſeits läßt ſich kaum eine andere befriedigende Erklärung für den Bogen finden. Zur Aufnahme einer Malerei oder einer plaſtiſchen Gruppe ſcheint ſie doch zu maſſiv und aufwändig. Bis auf weiteres wird man ſich dabei beruhigen dürfen, daß hier ein Sarkophag aufgeſtellt war. Daß es ſolche Arkoſolien im 12. Jahrhundert gab, lehrt z. B. ein Blick auf den Bogen des Propſtes Libelin, ehemals in Steinbach. Vgl. Kunſtdenkmäler im Großherzogtum Heſſen, Kreis Erbach (Darmſtadt 1891) S. 262.

Soweit kann alſo die Geſtalt der alten Johanniskirche ganz — oder doch annähernd — ſicher rekonſtruiert werden, unſer Grundriß (Abb. 4 S. 60), der Schnitt (Abb. 3 auf Taf. VII) und die Außenanſicht von Süden (Abb. 4 auf Taf. VII) machen das ganz deutlich. Dagegen ſind wir über die Weſtſeite der Kirche ganz im Ungewiſſen. Es ſcheint, die Kirche hat dort nie frei geſtanden. Jedenfalls wurde — um 1360 (ſiehe unten) — ein viereckiger Turm mit drei Fenſterpaaren angebaut. — vielleicht anſtelle einer romaniſchen Abſide. Dieſer Turm, deſſen ganzes Innere einen einzigen Raum bildet, öffnet ſich in einem ſchönen, reich profilierten Bogen gegen die Kirche (vgl. die Abb. 2 auf Taf. VII und 1 und 2 auf Taf. VIII). Die Gewände dieſes Bogens, Dienſtgruppen, Rippen, Fenſtermaßwerk, alles iſt in den ſchönen Formen einer reichen Gotik ausgeführt. Da eine genaue Beſchreibung dieſer ſpäteren Teile des Baues nicht im Plan unſerer Auseinanderſetzung liegt, will ich auf dieſen Raum nicht weiter eingehen. Zu erwähnen bleibt nur noch folgendes. Der Turm gedieh nur bis zum Geſims des erſten Stockwerks. Ob er höher werden ſollte, was für einen Abſchluß er damals — ſei es auch nur proviſoriſch — erhielt, wiſſen wir nicht. Maskopp, der die Kirche von Oſten zeichnete, gibt den Turm überhaupt nicht, woraus freilich nicht ohne weiteres geſchloſſen werden kann, daß er damals von Oſten her nicht ſichtbar geweſen ſei. Merian (1633) und Wenzel Hollar, deſſen Anſichten der Stadt Mainz etwa 1634 gezeichnet ſind, laſſen deutlich ein Satteldach und darauf einen kleinen Dachreiter auf dem Turm erkennen (vgl. die Abb. 6, 8 und 9 auf S. 62, 64 und 65. Ferner Abb. 1 auf S. 69 des dritten Jahrgangs dieſer Zeitſchrift, 1908). Nach den genannten Anſichten muß der Turm damals höher geweſen ſein. Wahrſcheinlich hatte er ein hölzernes Obergeſchoß. Die heute beſtehende Haube mit

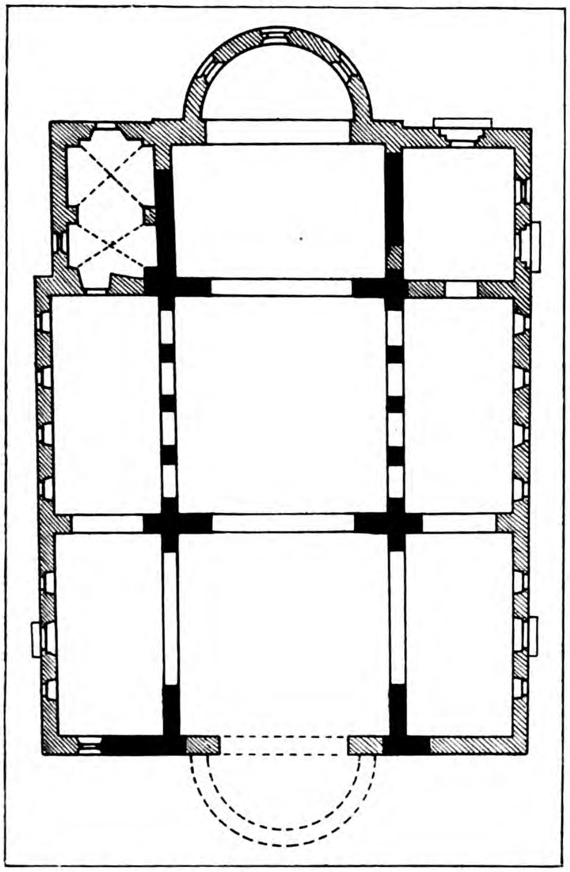


Abb. 4. Grundriss der Johanniskirche: Versuch einer Rekonstruktion

Laterne ist erst 1685/87 auf den Turm gekommen. Ob der Turm einst eine romanische Apsis ersetzte, läßt sich nicht mehr sagen.

Endlich mag noch angemerkt werden: Man beabsichtigte (um 1360, siehe unten), auch das ganze Langhaus gotisch umzubauen. Am Triumphbogen, d. h. an dem Bogen, der in den Turmraum führt, stehen Dienstgruppen auch nach dem Langhaus zu. Und auf ihren feinen Kapitellen sind sogar schon Gewölbeanfänger eingesetzt (vgl. die Abb. 1 und 2 auf Taf. VIII). Die romanische Basilika sollte zur gotischen Hallenkirche mit drei gleich breiten Schiffen werden: Die Breite des Turmes entspricht genau dem Abstand des Triumphbogenpfeilers von der äußeren Umfassungswand auf jeder Seite. Allein es blieb auch diese Absicht unverwirklicht, wie offenbar der ganze Westbau ein Fragment geblieben ist.

Anhangsweise möchte ich noch in aller Kürze auf die Funde eingehen, die namentlich dank der unermüdlichen Teilnahme des Mainzer Altertumsvereins an den Untersuchungen ermöglicht und geborgen wurden. Von der Wandnische in dem Südost-Eckraum der Kirche war schon die Rede. Weiter fand sich ein sehr schönes großes Kapitell, das in dieser Zeitschrift (III 1908 S. 8 mit Abb. 15, vgl. auch Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V 1908, S. 352) bereits beschrieben und abgebildet wurde.

Ferner fanden sich innerhalb des gotischen Turmes an dessen Westwand im Fußboden mehrere Stücke einer Steinplatte, die auf Tafel VIII unter Nr. 7 aneinandergepaßt wiedergegeben sind. Es ist dort zugleich ein Ergänzungsversuch mitgeteilt. Man darf annehmen, daß die Platte zu einer Schranke gehörte, die z. B. den Chor gegen das Langhaus begrenzt haben kann. Die Schranke bestand dann aus Pfosten und Platten; die Platten waren in die Pfosten eingefalzt. Das Ornament der oberen Kante lief vermutlich gleichartig weiter, während die Bandmuster innerhalb der einzelnen quadratischen Felder der Schranke gewechselt haben mögen. Der Stoff ist roter Sandstein. Das Bruchstück ist 79,5 cm hoch und 62 cm breit; ursprünglich dürfte die Platte eine Höhe von etwa 1,10 m gehabt haben.

An Vergleichsstücken fehlt es in Mainz. Der ganze Charakter des Ornaments legt aber eine recht frühe Datierung nahe: man wird mit dem Ansatz nicht wohl weit über das 9. Jahrhundert herabgehen können.

Sodann haben sich zahlreiche Bruchstücke von Bauteilen aus späterer Zeit gefunden. Doch konnte nichts davon auch nur mit annähernder Sicherheit zum Bau der Johanniskirche und ihrer Geschichte in Beziehung gebracht werden. Ich erwähne Reste spätromanischer Stuckdekoration, bemalt; das Bruchstück eines romanischen Bogens mit Dreiviertelrundstab, ebenfalls mit Farbspuren; Bruchstücke von gotischen Rippen und Maßwerk; einen gotischen Schlußstein. Das Merkwürdigste ist vielleicht ein kleines Wandsäulchen mit äußerst starker Schwellung, ganz roh gearbeitet, das in einem Mauerzug stand, der unter dem alten Fußboden des Chors schräg quer lief, auch unter der Nordmauer des Chors nicht ausgebrochen ist, sondern sie durchsetzt. Die Mauer samt dem Säulchen muß also älter sein als die Kirche; das Säulchen erinnert im Umriß an karolingische Bildungen.

Diese sämtlichen Funde sind in der Steinhalle des Mainzer Altertumsvereins geborgen.

Höchstens eine Erwähnung verdienen noch die zahlreichen kleineren und größeren Gräber, die sich zwischen dem alten und dem neuen Fußboden fanden. Sie gehören in der Hauptsache erst dem 18. Jahrhundert an und waren absolut schlicht ausgeführt.

Dagegen soll das hübsche gotische Portal, dem die Johanniskirche seit 1830 Schutz gewährt, nicht ungenannt bleiben. Es ist unter Nr. 8 auf Tafel VIII abgebildet und zeigt im Tympanon den hl. Georg mit dem Stifter, dem Dechanten Otto von Rüdesheim (1298—1320). Das Portal stammt von der ehemaligen Georgskapelle der Domdechanei,[3]) die 1829 abgerissen wurde. Eine Inschrift gibt davon Kunde: Ehmalige Eingangstüre der im Jahr 1829 abgerissenen St. Georgen Kapelle in Mainz.

Und auf dem Schild, an der Stelle eines zuvor da vorhandenen Kreuzes: Hier her gesezt bey Einrichtung dieses Gebaeudes zur evangelischen Kirche im Jahr 1830.[4])

II

Dies also wäre, was auf uns gekommen ist. Nun handelt es sich darum, nachzuprüfen, was die Überlieferung von der Johanniskirche weis. (Eine Schlußbetrachtung mag dann die Ergebnisse feststellen, die uns Überreste und Überlieferungen bieten, wenn wir sie zueinander in Beziehung setzen.)

Noch immer hat man bisher eine Nachricht aus dem 6. Jahrhundert für die Geschichte der Johanniskirche nutz-

bar zu machen geſucht. Sie beſagt, Biſchof Sidonius habe auf Koſten der Berthoara, einer Tochter des Königs Theudebert von Auſtraſien, nach 534 eine Taufkirche in Mainz erbaut. So iſt in einem Gedicht des Venantius Fortunatus (vor 600) zu leſen, das überſchrieben iſt: de baptisterio Magantiae.[5])

Nun iſt ja immerhin möglich, daß dieſe Kirche Johannes dem Täufer geweiht war und an der Stelle lag, wo ſich ſpäter unſere Johanniskirche erhob, irgendetwas Sicheres wiſſen wir aber von dieſer älteſten Taufkirche zu Mainz nicht.

Die erſten ſicheren Nachrichten von unſerer Kirche ſind vielmehr verflochten in die Überlieferung von der Beiſetzung des heiligen Bonifatius. Der Leichnam des Märtyrers war bekanntlich zu Schiff nach Mainz gebracht worden. „Da zogen die Prieſter und der ganze Klerus der Stadt aus, ſie nahmen den Leichnam des heiligen Märtyrers in Empfang und bahrten ihn in ihrer Kirche feierlich auf.“[6])

Welche Mainzer Kirche kann hier kurzweg als „die“ Kirche der Stadt bezeichnet werden? Die Antwort gibt eine ſpätere ausführliche Schilderung der Vorgänge, die bald nach dem Tod des Erzbiſchofs Willigis (1011) in Mainz verfaßte Leidensgeſchichte des Bonifatius. Dieſe berichtet ebenfalls, wie der Leib des verehrten Apoſtels nach Mainz gebracht wurde, und fährt dann fort: „cumque corpus viri Dei ex more lavatur, quasi noviter facta vulnera ejus sanguinem profuderunt. Sed et Lullus lotia in testaceum vas collocavit et sub terra fodit in loco, ubi nunc sancti Bonifatii ecclesia constructa manet, a septentryone ecclesiae, quae nominatur baptisterium Johannis; in qua usque hodie ut ferunt vestimenta, in quibus passus est, in archa lignea iacent.“[7]) Es folgt noch die Geſchichte, wie man den heiligen Leichnam gern in Mainz behalten hätte, wie man ihn aber nach einer Erſcheinung ſchließlich nach Fulda ziehen laſſen mußte. Alſo: 754 wird der Leichnam des Bonifatius hier (in Mainz) gewaſchen und für die Beiſetzung vorbereitet. Was dann nach der Überführung des Leichnams nach Fulda in Mainz zurückblieb, wurde pietätvoll in oder bei der Taufkirche St. Johannis beigeſetzt. Das geſchah ſicher mit dem vom Blut des Märtyrers getränkten Waſſer (lotia), das mitſamt dem gebrauchten Gefäß vergraben wurde. Über der Stelle der Beiſetzung erhob ſich ſpäter ein geweihter Bau, und in dieſem (oder in der anſtoßenden Kirche?) ſollen auch die Kleider des Bonifatius in einer hölzernen Truhe aufbewahrt worden ſein. Schon dies weis der Berichterſtatter, aber nicht genau.[8]) Jedenfalls: eine Reliquie blieb in Mainz zurück. Und die Kapelle, in der oder unter der ſie geborgen war, hieß die Kapelle des Bonifatius und lag an der Nordſeite der Johanniskirche. Wir werden ſpäter auf dieſe Kapelle zurückkommen.

Hier erhebt ſich zunächſt die Frage: wenn der Leichnam des Bonifatius in die Johanniskirche gebracht wurde, wenn alſo die Johanniskirche damals „die“ Kirche (wenn auch natürlich nicht die einzige) in Mainz war, war ſie da nicht die biſchöfliche Kirche, der Dom? Zur Entſcheidung dieſer Frage ſehen wir uns genötigt, die einigermaßen verwickelte Überlieferung über den „alten Dom“ hier heranzuziehen.

Da iſt zuerſt die Stelle, die im Mittelpunkt des Streits um den alten Dom ſteht:

Der Biograph des Erzbiſchofs Bardo, Vulculdus, ſagt von ſeinen Helden: „Majorem ecclesiam, quae nova dici-

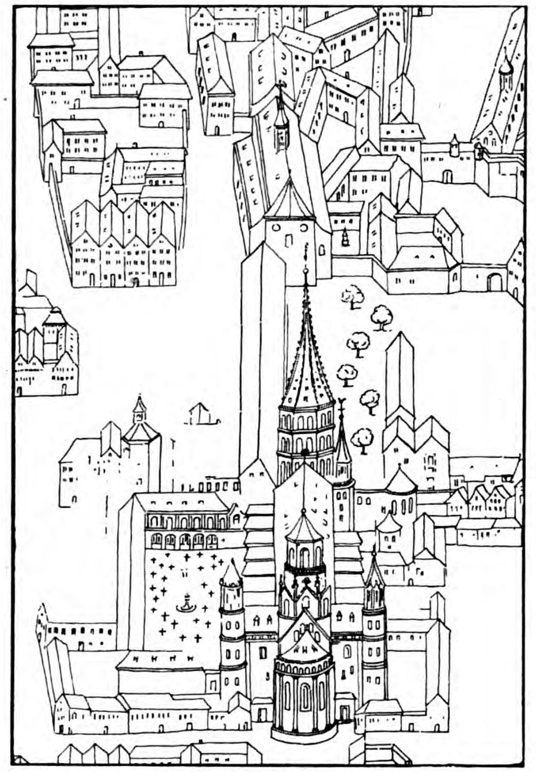


Abb. 5. Perspektive von Maskopp: die Johanniskirche um 1575

tur in comparatione veteris, sine tecto et condensam intus invenit edilibus instrumentis. Ea scilicet silva ejecta a tecto edificare cepit . . . Deinde . . . eandem domum Dei honorifice dedicavit, veteris ecclesie rebus cunctis cum dote et congregatione in novam translatis. Postea claustrum . . . construxit . . . In veteri ecclesia, de qua priorem congregationem transtulit, pro remedio anime sue in honorem Dei et sancti Martini sua industria acquisitis prediis alteram congregationem restituit.“[9])

Die major ecclesia, quae nova dicitur in comparatione veteris, iſt der Dom, der nach dem Brand von 1009 hergeſtellt oder neu gebaut war, den Erzbiſchof Bardo aber noch ohne Dach vorfand und den er jetzt (1036) vollendet. Die vetus ecclesia muß im ganzen Zuſammenhang der Stelle eine und dieſelbe Kirche ſein. Es geht nicht an, unter der vetus ecclesia zuerſt eine (vorausgeſetzte) ältere Martinskirche und dann die Johanniskirche zu ſehen, wie das ſeit Bockenheimers Schrift über den Dom (1879) zumeiſt geſchehen iſt, ſondern: entweder iſt die vetus ecclesia eine ältere, dem Dom vorausgehende Martinskirche, von der Johanniskirche verſchieden. Dann müſſen wir aber auch annehmen, daß Bardo bei dieſer älteren Martinskirche, die weiter beſtand, ein neues Stift einrichtete. Von einem ſolchen Stift Alt-St. Martin wiſſen wir aber garnichts.

Dagegen gab es ein Stift St. Johann. Und ſo hat man denn auch den zweiten Teil der Nachricht ſtets auf die Johanniskirche bezogen. Dann aber muß auch der Eingang der Stelle auf die Johanniskirche bezogen werden, ſie iſt dann auch die alte Kirche, der der Dom als die neue Kirche gegenübergeſtellt wird. Der ganze Zuſammenhang



Abb. 6. Die Johanniskirche nach Merian (bei Ziffer 9)

erklärt ſich am beſten, wenn man annimmt, die Johanniskirche iſt die Kirche, die dem Erzbiſchof und dem Stift diente, bevor der neue Dom vollendet war; ſie iſt der alte Dom.

In der Tat findet dieſe Annahme eine urkundliche Beſtätigung. Im Jahre 1112 verfügt der Propſt Ceizolf zu St. Johann über ſein Gut bei Hargardun. Die Urkunde [10]) beginnt: Ego Ceizolfus ecclesie sancti Johannis in Moguntia, que dicitur Aldedum, qualiscumque prepositus votum esse cupio . . . . . 1112 alſo hieß die Johanniskirche der alte Dom; das ſcheint kurzweg der deutſche Ausdruck für jenen lateiniſchen: vetus ecclesia.

Weitere Nachrichten bringen den wohl endgültigen Beweis, daß wirklich die Johanniskirche vor der Erbauung des neuen Doms die biſchöfliche Kirche in Mainz war. Ein Zettel im Nachlaß Bodmanns (der Habel-Conradyſchen Sammlung), deſſen Abſchrift ich dem beſonderen Entgegenkommen des Herrn Archivdirektor Geheimrat Dr. Könnecke in Marburg verdanke, berichtet von einem Streit zwiſchen dem Domvikar Johannes de Odenheim und dem Kapitel von St. Johann im Jahre 1390. Dabei erſchien das Kapitel „in confinio prope ecclesiam sancti Johannis collegiatam, ibidem prope capellam beati Michaelis ex opposito situatam et perantiquitus, de cujus etiam contrario memoria hominum non existit, ad dictam ecclesiam sancti Johannis, dum ad hoc principalis et cathedralis ecclesia Maguntina existebat, pertinere noscebatur et adhuc pertinere dinoscitur.“ Das heißt doch, das Kapitel erſchien bei der Michaelskapelle, die bei der Johanniskirche, und zwar ihr gegenüber, [11]) liegt, und die vor alters — niemand weiß das anders — zu eben dieſer Johanniskirche, als ſie noch Haupt- und Biſchofskirche in Mainz war, gehörte und bis auf den heutigen Tag gehört, wie jedermann bekannt iſt.

Ferner heißt es in dem Liber consuetudinum Ecclesie parochialis S. Christophori Moguntini de anno 1491 et sequ. [12]) (Bl. 55 v): „Martini Episcopi totius dioecesis Festum maximum duplex in summa Ecclesia die XI Novembris, et finitur secundis Vesperis in summa Ecclesia, exeunt processionaliter, et vadunt ad Ecclesiam sancti Johannis, incipientes Dedicationis ejusdem Ecclesie festum solenne solenniter celebrare.“ Dazu machte ſich Bodmann die Notiz: Der Pater Gamans, welcher dieſes Manuſkript abgeſchrieben, macht Manuscriptorum suorum Tomo VII p. 124 und 145 dabey die Anmerkung: Nota pro Ecclesia olim Episcopali, post Archiepiscopali, dein Collegiali S. Joannis Baptistae Martini Episcopi.

Der Jeſuit Gamans hat auch noch an einer anderen Stelle ſeines Rieſenwerks (Band III Bl. 550) ausdrücklich davon geſprochen, daß St. Johann einſt die biſchöfliche Kirche in Mainz war: Ecclesia collegiata S. Johannis Baptistae fuit olim Cathedralis Moguntiae. In dedicatione Ecclesiae nostrae Capitulum Ecclesiae Moguntinae debet quinque Solidos Moguntinensium denariorum ad pictantiam illo die in signum recognitionis, quod Ecclesia Moguntina fuit translata ab Ecclesia S. Joannis, quae fuit antiquitus cathedralis Ecclesia Moguntina. [13])

Selbſt wenn man die Nachrichten, die wir lediglich Bodmann verdanken, mit der gebotenen Vorſicht hinnimmt, bleibt doch noch der Kern deſſen, was Gamans berichtet. Und Gamans iſt zuverläſſig. Darnach ſcheint kein Zweifel möglich: die Johanniskirche war vor dem Neubau des Doms durch die Erzbiſchöfe Willigis und Bardo die biſchöfliche Kirche in Mainz. Iſt dem aber ſo, ſo müſſen wir weiter annehmen: die Johanniskirche hatte vor den Zeiten der genannten Erzbiſchöfe zum Hauptpatron den heiligen Martin; denn das iſt unbeſtreitbar, die alte biſchöfliche Kirche zu Mainz war St. Martin geweiht. [14]) Wir müſſen alſo einen Namenswechſel annehmen. Das iſt nichts Unerhörtes; man kann ſich denken, daß die Kirche urſprünglich St. Johann und St. Martin geweiht war, den Namen gab der volkstümliche Heilige Martin. Nun wird dieſem eine eigene neue Kirche gebaut, in der alten tritt damit St. Johann in den Vordergrund.

Unter dieſer Vorausſetzung werden auch einige Nachrichten verſtändlich, die man bisher nicht richtig zu deuten vermochte. Warum errichtete Bardo, als er die Stiftsgeiſtlichkeit von der „alten Kirche“ nach dem Dom, St. Martin, verpflanzte, bei der alten Kirche ein neues Stift in honorem dei et Sti. Martini? [15]) Doch wohl, weil auch die alte Kirche St. Martin geweiht war, und der Heilige alſo auch dort entſchädigt werden ſollte. Ferner: Heinrich II wird 1002 in Mainz ante altare Sti Martini gekrönt. [16]) Im Jahre 1002 war der neue Dom des Willigis noch nicht fertig (er wurde

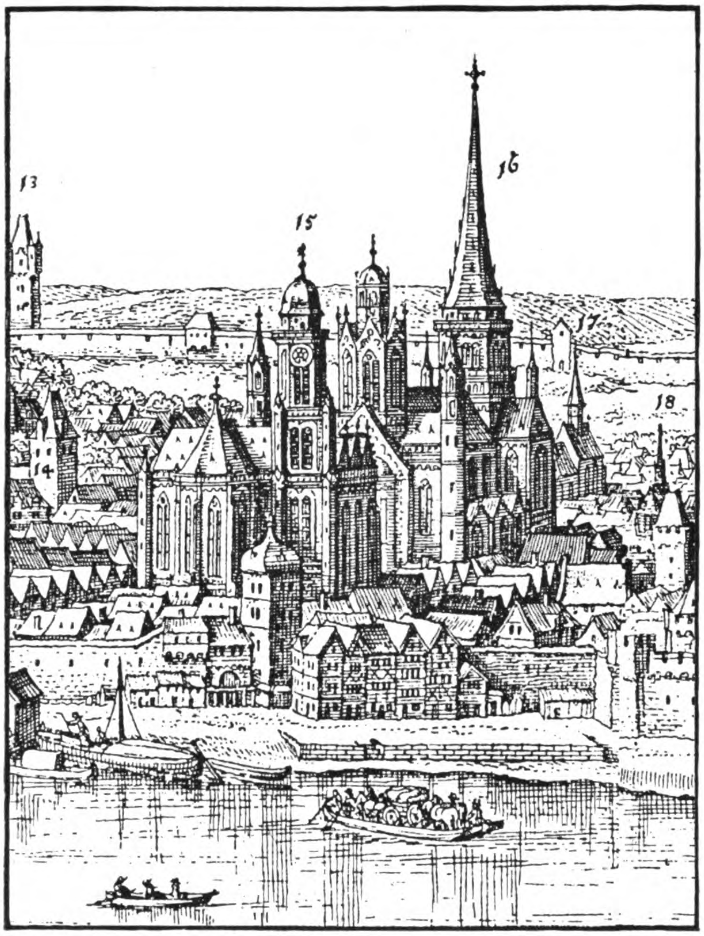


Abb. 7. Die Johanniskirche nach Merian (bei Ziffer 17)

es erst 1009). Das altare Sti. Martini stand also im alten Dom, d. h. in der (nachmaligen) Johanniskirche.

Weiter erklärt sich so, daß wir von Gütererwerbungen der Johanniskirche vor dem Anfang des 11. Jahrhunderts nichts erfahren, daß die Kirche überhaupt nicht ein einziges Mal genannt wird.

Unsere Auffassung ist nicht neu. Die älteren Forscher haben sie ebenfalls vertreten bis auf Bockenheimer. Bockenheimer[17]) hat zuerst von der Johanniskirche (= Marienkirche, darüber s. unten) eine ältere Martinskirche unterschieden, die, an derselben Stelle wie der neue Dom gelegen, erst allmählich in diesem aufgegangen wäre. Den Ausgangspunkt für diese Annahme bildete die Nachricht der Quedlinburger Annalen zum Jahre 1009: Moguntiae basilica nova cum omnibus aedificiis cohaerentibus miserabiliter consumitur igne sola veteri ecclesia remanente.[18]) Bockenheimer schloß ganz richtig, die Kirche, von der man so sprechen konnte, muß in unmittelbarster Nachbarschaft, ja in Verbindung mit dem neuen Dom gestanden haben. Das aber trifft auch auf die (spätere) Johanniskirche zu, gewiß hatte das spätere Paradies (Abb. 5 S. 61) seinen Vorläufer. Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre kann unsere Auffassung bestehen bleiben, denn: vetus ecclesia ist vermutlich 1009 schon Eigenname. Die Bevölkerung gewöhnte sich nach der Erbauung einer neuen Martinskirche nicht sofort daran, die alte Martinskirche nunmehr Johanniskirche zu nennen. Sie blieb vorerst bei dem anschaulicheren Namen „der alte Dom", vetus ecclesia. Vergegenwärtigt man sich dies, so wird die Stelle der Quedlinburger Annalen noch verständlicher. Die — sicher vorhandene — räumliche Verbindung durch einen gedeckten Gang genügte, den Chronisten zu seiner Bemerkung zu veranlassen: nur der alte Dom überstand den gewaltigen Brand.

Andere Erwägungen vollends schließen unmittelbar und endgiltig aus, daß die vetus ecclesia etwa eine von der Johanniskirche zu unterscheidende alte Martinskirche gewesen sein könnte. Nehmen wir einmal an, dem wäre so, so müßte diese Kirche entweder im Domneubau der nächsten Zeit (nach 1009) aufgegangen sein, oder unabhängig von diesem noch weiterbestanden haben. Beides ist unmöglich. Im zuletzt genannten Falle wäre diese vetus ecclesia dieselbe wie die vetus ecclesia des Vulculdus (s. oben S. 61). Das ist, wie wir gesehen haben, undenkbar, die vetus ecclesia des Vulculdus ist zweifellos die Johanniskirche. Im anderen Falle — die alte Martinskirche ging im Domneubau der Jahre nach 1009 auf — müßten 25 Jahre genügt haben, die Erinnerung an diesen alten Dom in Mainz so vollständig zu tilgen, daß der Name „der alte Dom" auf die (in diesem Falle längst als Johanniskirche bekannte) Kirche übergehen konnte, die unterdessen dem Erzbischof und dem Domstift gedient hatte. Das ist denn doch schwer vorstellbar.

Auch die Nachricht vom Brand des Jahres 1009 also führt schließlich zur Anerkennung unserer Auffassung: der alte Dom, die vetus ecclesia, war immer die nachmalige Johanniskirche.

Soweit scheint alles zu stimmen. Nun aber gibt es eine Überlieferung, die unserer Annahme geradeswegs widerspricht.

Unter den Gedichten des Hrabanus Maurus (gest. 856) findet sich eines,[19]) das die Überschrift trägt, in ecclesia S. Mariae (!) juxta sepulchrum S. Bonifacii. Es kann gar kein Zweifel sein, das Gedicht bezieht sich auf das sogenannte Grab des Bonifatius in oder bei der Johanniskirche, von dem noch die Rede sein wird. Wie kommt Hrabanus Maurus zu der Benennung „ecclesia S. Mariae" für die spätere Johannis-, die damalige Martinskirche?!

Das Gedicht mitsamt der Überschrift ist nur von Brower (im Anhang zu seinem Venantius Fortunatus) überliefert.[20]) Brower sagt selbst, daß er aus einer sehr alten und keineswegs vortrefflich erhaltenen Handschrift schöpfte. Er scheint aber nach dem Scholion S. 136 die Überschrift „in ecclesia S. Mariae" vorgefunden zu haben.

Und nun erhält diese Nachricht — wenigstens scheinbar — auch noch eine Stütze durch eine Urkunde. Noch 1479 soll die Erinnerung lebendig gewesen sein, daß die Johanniskirche einst der Verehrung der Maria geweiht gewesen. Der Domherr Konrad Rau von Holzhausen stiftete in St.



Abb. 8. Die Johanniskirche nach Wenzel Hollar (unter dem Pfeil)

Johann eine Meſſe zu Ehren der Maria „zur Erinnerung daran, daß die Kirche primitus dedicata servitio B. M. V. atque inde abstracta postmodum dicata in honore S. Johannis.“[21])

Prüfen wir den Tatbeſtand etwas genauer, ſo iſt zunächſt die Möglichkeit zuzugeben, daß entweder Brower oder ſeine Vorlage einen Irrtum überliefert. Wir wiſſen nicht, wie alt jene Handſchrift, in der Brower die Gedichte des Hrabanus Maurus fand, war, wiſſen nicht, ob nicht vielleicht dieſe Handſchrift einfach fälſchlich S. Mariae ſtatt S. Martini bot, wiſſen nicht, ob etwa Brower ein S. M. irrtümlich in S. Mariae (ſtatt in S. Martini) auflöſte, kurz, wir wiſſen das alles eben nicht und dürfen alſo mit der Möglichkeit eines einfachen Irrtums rechnen.

Wie aber finden wir uns dann mit dem Teſtament des Domherrn Konrad Rau von Holzhauſen ab?

Dieſes Teſtament iſt nur in einer Abſchrift Bodmanns erhalten.[22]) Wie nun, wenn Bodmann ſich eine ſeiner erläuternden — Fälſchungen erlaubt hätte?! Er kannte die Überſchrift des Gedichts des Hrabanus Maurus bei Brower, wußte, daß dieſe ſogenannte Marienkirche die ſpätere Johanniskirche iſt, und verſah demgemäß die Überlieferung von der Stiftung einer Meſſe zu Ehren der Maria in der Johanniskirche in ſeiner Abſchrift mit dem erklärenden Zuſatʒ: „zur Erinnerung daran, daß dieſe Kirche einſt der Maria geweiht geweſen war“. Bodmann hat ſich ſolche, zweifellos meiſt im beſten Glauben begangene Freiheiten bekanntlich hie und da geſtattet.

Nehmen wir das an, dann dürfen wir die Aufſtellung, die Johanniskirche ſei einmal eine Marienkirche geweſen, ausſchalten. Denn was Bockenheimer weiter zur Stütʒe dieſer Anſicht anführt,[23]) läßt ſich leicht mit dem Hinweis auf eine andere, ältere Marienkirche in Mainz entkräften: die Marienkirche der Traditiones Fuldenses, die in den Urkunden neben St. Martin vorkommt, iſt die Kloſterkirche St. Marien.[24])

Alſo, dies iſt der eine Weg, über die genannte Schwierigkeit hinwegzukommen. Wir nehmen an, Brower — oder ſeine Vorlage — irrt, und Bodmann hat ſich eine kleine Erfindung erlaubt. Iſt dem ſo, ſo können wir mit Dahl, der doch von dieſen Dingen auch etwas wußte, ſagen: „Die Johanniskirche war nie eine Marienkirche“.[25])

Wenn die Überſchrift über dem Gedicht des Hrabanus Maurus aber nun doch zurecht beſteht? Auch dann gibt es noch einen Ausweg. Das Gedicht iſt vor 856 entſtanden. Damals kann zwar die Kapelle, in der ſich das Grab des Bonifatius befand, ſelbſt nicht der Maria geweiht geweſen ſein,[26]) wohl aber wäre Folgendes denkbar. Auf der Stelle, auf der ſich ſpäter unſere Johanniskirche erhob, ſtanden zwei Kirchen, die alte Martinskirche und neben ihr, unmittelbar an das Grab des Bonifatius anſtoßend, eine Marienkapelle. Später hat man dann die beiden Kirchen durch eine einzige, den alten Dom, die nachmalige Johanniskirche, erſetʒt,[27]) die nun auch die Bonifatiuskapelle ſich eingliederte. Das iſt, ſoviel ich ſehe, denkbar. Immerhin bliebe auffallend, daß wir von dieſer älteren Marienkirche ſonſt ſchlechterdings nichts wiſſen.

Jedenfalls, wie ſich das auch verhalten mag, das andere Ergebnis bleibt: die Johanniskirche iſt die alte Martinskirche, die alte biſchöfliche Kirche, der alte Dom in Mainz.

Und mit dieſer Erkenntnis erwerben wir das Recht, die bekannten Nachrichten von der alten Martinskirche für unſere Johanniskirche in Anſpruch zu nehmen. Sie beſaß eine porticus major.[28]) In ihr ſtand der Martinsaltar, über dem Erzbiſchof Otgar ein glänzendes Ciborium errichtete, das Hrabanus Maurus vollendete und mit einem titulus bedachte.[29]) Von ihr gilt die Nachricht des Chroniſten Widukind: Hatto ... templum Maguntiae nobili structura illustrabat.[30])

Bei dieſer letʒten Nachricht wollen wir noch einen Augenblick verweilen. Der Ausdruck „nobili structura illustrabat“ kann doch wohl nur heißen: er gab der Mainzer Kirche durch eine ausgezeichnete Bauunternehmung neuen Glanz. Mit anderen Worten, Widukind denkt eher an einen anſehnlichen Um- oder Neubau als an innere Ausſtattung.

Soweit reicht die Geſchichte der Kirche, ſolange ſie noch „alter Dom“ war. Alles Folgende bezieht ſich auf die Stiftskirche zu St. Johann, d. h. auf den durch die Domweihe im Jahr 1036 und die Einrichtung eines neuen Stifts geſchaffenen Zuſtand.

Die nächſten Nachrichten ſetʒen freilich erſt nach langer Pauſe ein und reden bereits von Verfall. Wir hören: Im Jahr 1231 war die Kirche überaus baufällig. Das Kapitel beſchließt, daß jede erledigte Präbende in Zukunft zwei Jahre lang unbeſetʒt bleiben und ihr Einkommen zum Kirchenbau verwendet werden ſolle. Erzbiſchof Sigfrid III. beſtätigt dieſe Beſtimmung unter dem 6. Februar 1231. In der Urkunde[31]) heißt es: Cum edificia et sarta tecta ecclesie vestre pre nimia vetustate ruinosa appareant, ut non solum detrimentum, sed et deformitatem visus inducant. . . .

Auch von Papſt Gregor ließ man ſich jene Auskunft beſtätigen. Die Urkunde[32]) iſt von 1235 und enthält den Satʒ: quod ecclesia vestra, quae in civitate Maguntinensi primo dicitur fuisse constructa, ruinam ex nimia vetustate minetur.

Aus alledem geht mit völliger Sicherheit wenigſtens dies hervor, daß man um 1230 überzeugt war, die Kirche ſei außerordentlich alt und eben wegen ihres Alters in einem ſo beklagenswerten Zuſtand. Offenbar glaubte man, die beſtehende Kirche ſei noch die allererſte in Mainz überhaupt errichtete Kirche.

Halten wir hier einen Augenblick inne und fragen wir uns, wie weit dieſe Anſchauung berechtigt geweſen ſein kann. Der damals ſtehende Dom ſtammte in der Hauptſache aus den letʒten Zeiten Heinrichs IV., alſo aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Ebenſo war St. Alban im Beginn oder während der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts in einzelnen Teilen erneuert. Dagegen ſtanden noch die alte Peterskirche vor den Mauern (944 bis 948), die Stephanskirche des Willigis (gebaut 990) und die alte Liebfrauenkirche (1069), von anderen fraglichen Kirchen ganz zu ſchweigen. Halten wir uns nur an die ganz ſicheren und hoch angeſehenen Beiſpiele, ſo bleiben unter allen Umſtänden die genannten drei: jedermann in Mainz war bekannt, daß die Peterskirche uralt, daß die Stephanskirche eine Gründung des Willigis, und daß die Liebfrauenkirche die älteſte von der Stadtgemeinde ſelbſt errichtete Kirche war.

Man wird gerne einräumen, daß die generaliſierende Behauptung der päpſtlichen Urkunde, die ſich natürlich auf eine Vorlage ſeitens des Johannisſtifts ſtütʒt, nicht allzu ſtreng nachgeprüft werden darf. Immerhin wäre doch einigermaßen auffallend, daß die Stiftsherren von St. Johann gewagt haben ſollten, in einer Urkunde, die doch in Mainz möglichſt allgemein bekannt gemacht werden mußte, ihre Kirche für die älteſte in der Stadt auszugeben, wenn jedermann wußte, daß wenigſtens die Peterskirche, die Stephanskirche und die Liebfrauenkirche älter waren. Mit anderen Worten: das Stift hielt um 1235 im guten Glauben ſeine damals ſtehende Johanniskirche für einen Bau aus der Zeit vor Willigis.

Aber fahren wir in der Erörterung der jüngeren Geſchichte unſerer Kirche fort.

Ob und was man zur Beſſerung des ſo eindringlich geſchilderten ſchlimmen Zuſtands unternahm, erfahren wir nicht. Jedenfalls reichten die Mittel, die man auf dem angegebenen Wege in die Hände bekam, nicht weit; denn im Jahre 1251 eröffnete man dem Kirchenbau eine neue Quelle. Der päpſtliche Legat Hugo, Kardinalpresbyter von Sta. Sabina, verhieß in dieſem Jahre allen denen, die zum Kirchenbau von St. Johann ſteuern, 40 Tage Ablaß.[33]) Aber es geſchah nichts Entſcheidendes. Erzbiſchof Gerhard wiederholt unterm 23. März 1300 die Ablaßverkündigung des Kardinallegaten Hugo.[34])

Einen neuen Anlauf nahm man unter Erzbiſchof Gerlach. Die Urkunde (vom 1. Januar 1350), die dem Kapitel geſtattet, Sammlungen für den Kirchenbau zu veranſtalten, und wiederum allen, die beiſteuern, 40 Tage Ablaß verheißt, dieſe Urkunde iſt in der Schilderung der Bedürfniſſe der armen Kirche ausführlicher. Wir leſen: Cum sacer ille locus et religiosus Ecclesie Collegiate in honorem S. Johannis Baptiste Moguntine ab antiquissimis temporibus institutus, fundatus et consecratus propter sui antiquitatem in pluribus reparacione indigeat et propter paucitatem reddituum ad reparandum et edificandum talia atque ad comparandum libros, calices, indumenta, missalia atque alia ornamenta . . . eadem ecclesia non sufficiat; ac Fabrica ipsius ad premissa atque alia notorie et evidenter supportanda necessitatem habeat de subsidio aliorum Christi fidelium nec ad hoc proprie suppetant facultates Nos . . etc.[35])

Weiter beſtätigt Erzbiſchof Gerlach unter dem 27. Juli 1362 den einmütigen Beſchluß des Kapitels, daß jeder neue Kanoniker oder wer eine Präbende erhielt drei Mark reinen Silbers an die Kirchenfabrik bezahlen ſolle. Auch dieſe Beſtätigungsurkunde wiederholt die beweglichen Klagen über den Zuſtand der Kirche, diesmal aber noch etwas präziſer: Cum ecclesia predicta propter ejus vetustatem, obscuritatem atque alios defectus multiplices in magna parte per vos diruta existeret, ac a fundamentis opus novum et laudabile cum magnis sumptibus et laboribus duxeritis inchoandum . . etc.[36])

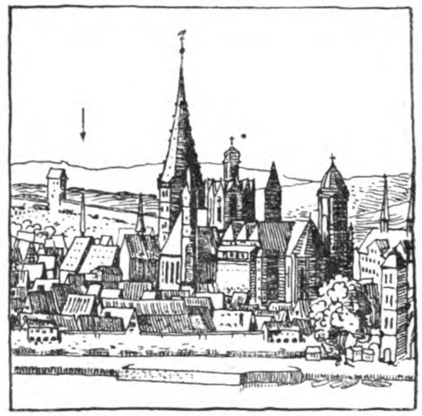


Abb. 9. Die Johanniskirche nach Wenzel Hollar

Alſo: Die Kirche war ihrer Baufälligkeit halber damals zu einem guten Teil abgeriſſen und ſollte von Grund auf neu und prachtvoll mit großen Koſten wieder aufgebaut werden. Dieſe Nachricht paßt durchaus zu der Beobachtung eines begonnenen gotiſchen Umbaus der Kirche: der Aufbau des Weſtturms und die Anfänge eines gotiſchen Langhausbaues fallen in dieſe Zeit, um 1360. Vergleichen wir das Maßwerk der Fenſter mit anderen Fenſtermaßwerken in Mainz, ſo finden wir allerdings nichts genau Entſprechendes, aber es läßt ſich darauf hinweiſen, daß die Profile der Fenſtergewände und Pfoſten z. B. in der Kapellenreihe an der Südſeite des Doms (vom zweiten Fenſter an, von Oſten her gerechnet), die in den erſten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts entſtand, wiederkehren, und daß andererſeits die gedrückte Form einzelner Bogen und das Vorkommen von Halbkreisbogen wie überhaupt die ganze Art der Bogenverbindungen auf eine vorgeſchrittene Zeit der Gotik hinweiſen. Kurz, die Formen, die wir in dem Erdgeſchoß des Weſtturms der Johanniskirche finden, laſſen durchaus den Schluß zu, daß dieſer Bauteil dem in der Urkunde von 1362 genannten ſtattlichen Umbau der Kirche zugehört.

Aber das Werk blieb gleich im Beginn ſtecken. Wir hören lange Jahre nichts mehr von der Kirche. Die Sammlungen gingen allerdings weiter. Noch 1508 ließ man ſich die Vergünſtigungen des Erzbiſchofs Gerlach — faſt mit denſelben Worten — von neuem beſtätigen, allein von einem glücklichen Fortgang, einem Abſchluß der Erneuerung vernehmen wir nichts. Erſt aus dem 17. Jahrhundert ſind wieder einige Nachrichten überliefert: 1603 wird das Innere durch den Weihbiſchof und Dechanten des St. Victorſtifts, Stephan Weber, erneuert und ein neuer Hochaltar, vermutlich zugleich mit zwei neuen Nebenaltären, errichtet. Dieſe drei Altäre ſtanden damals noch an der Oſtſeite der Kirche.[37])

Späteſtens damals wurde die Arkade des Mittelſchiffs auf beiden Seiten vermauert. Es fand ſich unter dem heutigen Fußboden, deſſen Höhe, wie wir gleich hören werden, ſchon 1685/87 erreicht wurde, ein roter Verputʒ an den Seitenwänden des Mittelſchiffs. Dieſer rote Verputʒ haftete alſo an den urſprünglichen Pfeilern und an dem eingeſetʒten Mauerwerk zwiſchen den Pfeilern gleichartig. Er

kann nur vor der Erhöhung des Fußbodens (1685!) angebracht worden ſein, alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach eben jetzt (1603). Damals brach man folglich auch den Mittelpfeiler jeder Seite heraus.

Aus dem Jahr 1687 haben wir dann einen ausführlichen Kontrakt, den der Dechant des St. Johannisſtifts in Mainz mit dem ehemaligen Speicher- und Kiſtenmeiſter Johann Ludwig Cünzer abſchloß: „. . . auch er (Cünzer) unſere ruinirte Stiftskirchen im Augenſchein dergeſtalt repariren laſſen, daß neben dem eingefallenen Creuzgang die neue Sacriſtey und die lange Seythen vom hindern chor bis zu End des kleinen Paradies aus dem Fundament 112 Schuh lang neu aufgemauert, der ganze Kirchenboden, ſampt S. Bonifacii Grab erhöhet, deſſen hl. Exta den 24. März 1685 ſampt dem Altar cum solemnitate hinaufwärts transferirt, mit neuen Platten belegt, mit neuem Steinwerk und Fenſtern verſehen, beide Flügel und Dachwerk ſampt dem ganzen Creuzgang mit neuem Holz und Dachung wohl verwahret und das eraltete gantze Kirchendachwerk ſampt dem Glockenthurm mit neuen Dachfenſtern, neuen Leiſtbruchen und Canalen verſichert, ipsa ecclesiae navis ſo fürmahlen faſt einer Scheuern gleich geſehen, mit neuen Brettern beſchlagen und mit ſaubern, nunmehr freiſtehenden Gewölben verſehen und geziert worden etc. — und dadurch endlich unſere von anno Chr. 525 ſtehende und von ſolcher Zeit faſt eraltete und ruinirte Stiftskirchen inſoweit wieder in Perfection, und in den jetzo zu jedem männiglichen Vergnügen ſtehenden guten Stand gebracht, über . . . allda ad 6562 Gulden 28 albus 2 Pfg. ſich belaufende Baukoſten . . . Rechnung erſtattet."[38])

Im Jahr 1685 wurde alſo in der ganzen Kirche der Fußboden erhöht, auch in der Bonifatiuskapelle, wo dadurch eine Erhebung der Reliquien und eine Neugründung des Altars nötig wurde. Ferner wurde der eingefallene Kreuzgang, die neue Sakriſtei und „die lange Seythen" neu aufgemauert. Wo der Kreuzgang lag, wird ſofort erwähnt werden. Wo befanden ſich die beiden anderen Bauteile? Das „neben" des Textes braucht nicht auf die örtliche Lage bezogen zu werden, ſondern kann auch heißen „außer". Vergleichen wir das angegebene Maß „112 Schuh lang" mit den Maßen unſerer Grundriſſe, ſo paßt die Angabe genau auf die Außenwand des ſüdlichen Seitenſchiffs, von der Südweſtecke des hier vorgelegten Raums (vgl. den Grundriß von 1826 oben S. 58) bis zum Oſtende des Seitenſchiffs. Dieſen Punkt kann man wohl als das Ende des kleinen Paradieſes, der kleinen an der Südoſtecke der Kirche gelegenen Eingangshalle, bezeichnen. Dann iſt der Raum, der dem Seitenſchiff weſtlich vorgelagert iſt, die neue Sakriſtei; er hat keine Verbindung mit dem Seitenſchiff, dagegen führt eine kleine Tür in das Mittelſchiff zunächſt dem Weſtchor.

An dieſer Stelle ſind nun auch noch ein paar Worte über das „Grab" des Bonifatius zu ſagen. Es war nach den oben mitgeteilten Berichten ſicherlich eine ſelbſtändige, räumlich abgeſchloſſene Kapelle „an der Nordſeite" der Johanniskirche. Verſuchen wir die Lage noch genauer zu beſtimmen, ſo kommt uns zunächſt ein Legat zu Gunſten der Johanniskirche vom Jahr 1315 zu Hilfe.[39]) Darnach ſollte eine getäfelte Decke (laquear sive salamen) gemacht werden in illa parte [ecclesiae] versus claustrum ante capellam b. Bonifacii. Das claustrum, der Kreuzgang, befand ſich an der Nordſeite der Kirche, wie z. B. ein Blick auf den Plan Maskopps lehrt. Alſo kann illa pars ecclesiae nur das nördliche Seitenſchiff ſein. Folglich ſtieß die Bonifatiuskapelle an dies nördliche Seitenſchiff (entweder weſtlich oder öſtlich) an. Halten wir dieſe Nachricht mit dem Befund des Plans von 1826 zuſammen, ſo wird nahezu gewiß, daß die Kapelle des Bonifatius mit jenem gewölbten Raum in der Ecke zwiſchen dem Oſtchor und dem nördlichen Seitenſchiff identiſch iſt, den wir oben (S. 58) beſchrieben haben. Hier alſo iſt dieſes ehrwürdige Heiligtum zu ſuchen.

Hierher hatte Hrabanus Maurus den erwähnten tumulus mit ſeiner Inſchrift geſtiftet. Hier befand ſich dann die von Erzbiſchof Gerlach gewidmete Grabplatte, die heute der Dom beherbergt. Ihre Inſchrift meldet, daß Erzbiſchof Gerlach im Jahr 1357 die tumba des Bonifatius erneuerte, in der die exta des heiligen Märtyrers ruhen. Meines Wiſſens begegnet uns damit die Tradition, daß auch die Eingeweide des Bonifaz in Mainz blieben, zum erſtenmale.[40]) Worauf ſie ſich ſtützt, vermag ich ſo wenig zu ſagen, wie ich angeben kann, woher Dahl[41]) die ganz beſtimmte Nachricht von einem kleinen ſteinernen Sarkophag mit bleiernem Deckel hat, der die Eingeweide des Heiligen geborgen haben ſoll.

Nur ſoviel ſteht feſt: es war eine Reliquie da, irgend eine Art Sarkophag oder Kaſten, der — ſei es nun Kleidungsſtücke (ſ. oben), ſei es die Eingeweide, ſei es etwas anderes, enthielt. Das beweiſt vor allem die beſtimmte Erzählung von einer Hebung der Reliquie im Jahre 1685/87.

Aber zurück zu unſerem Kontrakt mit dem Speichermeiſter Cünzer.

Weiter heißt es, daß „beide Flügel und Dachwerk ſampt dem ganzen Kreuzgang neu gedeckt wurden". Die beiden Flügel können die Seitenſchiffe ſein, man kann aber auch an zwei Gebäudeflügel denken, die ſich an den Kreuzgang anlegten. Dazu würde der Plan Maskopps ſtimmen, der am Kreuzgang nur an der Weſt- und Nordſeite Stiftsgebäude zeigt, während der Oſtflügel des Kreuzgangs direkt an der Straße zu liegen ſcheint; eine Mauer ſchließt ihn gegen den Platz ab. Endlich wurde das Kirchendach und der Glockenturm — es wird der Weſtturm gemeint ſein — neu gedeckt und die Kirche innen neu ausgeſtattet. Insbeſondere erhielt das Mittelſchiff eine neue Decke, deren (hölzerne) freiſtehende Gewölbe gerühmt werden. Es ſind gewiß die großen Scheingewölbe, die noch in dem Schnitt von 1826 (ſ. oben S. 59) zu ſehen ſind und die ſich ins 19. Jahrhundert herüber gerettet haben.[42]) Auch die Lithographie von 1832 zeigt ſie noch (vgl. Abb. 1 auf Tafel IX).

Nach alledem ging die Johanniskirche wenigſtens in einem halbwegs würdigen Zuſtand ins 18. Jahrhundert. Auch dieſes brachte neue Veränderungen: 1737 auf 1738 wurde die alte Apſis abgetragen, man verlegte den Chor in die Weſtſeite, in das Erdgeſchoß des Turms und errichtete hier und in den Weſtabſchnitten der Seitenſchiffe die drei Altäre. An die Stelle der Apſis kam ein großer Bogen, in den man den Haupteingang einbaute. Gudenus (III, 904) ſagt darüber: hoc templum ante 14 circiter annos interius plane immutatum est, immo inversum. Ubi namque tunc fixum steterat majus Altare, ab illius quondam tergo nunc patet introitus; directe respiciens frontem Altaris longo spatio e regione positi.

Das iſt der Zuſtand, den unſere Abbildungen 2 und 3 zeigen.

Die weitere Geſchichte der Kirche iſt bekannt, ſie iſt von J. K. Dahl,[43]) von Schaab[44]) und von dem heute amtierenden Pfarrer der Kirche, Herrn Lic. theol. L. Jacob[45]) geſchildert worden. Uns geht hier nur an, daß die Kirche 1793 von der franzöſiſchen Regierung zum Militärdepot gemacht, 1828 aber der evangeliſchen Gemeinde übergeben wurde. Bei der inzwiſchen notwendig gewordenen Herſtellung wurde die Faſſade nach der Schöfferſtraße vollſtändig erneuert; das Innere erhielt die Geſtalt, die die Lithographie von 1832 zeigt (vgl. Abb. 1 auf Taf. IX). Die letzten Ausbeſſerungen und Veränderungen fanden 1884 ſtatt: ſie waren ohne Belang für den Bau. Und endlich — 1906 — hat Friedrich Pützer der Kirche die Form gegeben, die den Kern des ehrwürdigen Werks in das neue Jahrhundert herüber rettet.

Anhang

Eine ganz knappe Überſicht über die graphiſchen Hilfsmittel zur Rekonſtruktion der alten Johanniskirche mag dieſen hiſtoriſchen Teil meiner Darlegungen ſchließen. Wir haben erſtens die Anſicht aus der Vogelperſpektive von Maskopp,[46]) gezeichnet 1575 (Abb. 5 S. 61). Sie gibt die Kirche nur flüchtig wieder, insbeſondere fehlt der Weſtturm mit dem Dachreiter, wie ihn Merian und Hollar übereinſtimmend bezeugen. Es iſt ja denkbar, daß der Weſtturm erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein hölzernes Obergeſchoß bekommen hat,[47]) und daß ſtatt deſſen bis dahin ein Dachreiter mitten auf dem Kirchendach ſaß. Wahrſcheinlicher iſt mir aber, daß der Zuſtand, den Merian und Hollar verzeichnen, auch ſchon für die Zeit Maskopps gilt, und daß Maskopp nur eben flüchtig iſt.

Man beachte das Paradies, den Verbindungsgang zwiſchen Dom und Johanniskirche, die große Oſtapſis und den Kreuzgang der Johanniskirche. Vom Querhaus iſt nichts mehr zu ſehen, die Seitenſchiffe ſind durchgeführt.

Es folgen die Anſichten von Merian und Hollar[48]) (Abb. 6—9). Merians Anſicht der Kirche aus der Vogelperſpektive (Abb. 6) iſt mehr als flüchtig, die polygonale Apſis ſicher falſch. Richtig iſt dagegen die gut gezeichnete auf dem Proſpekt (Abb. 7 bei Nr. 17). Dieſes Bild ſtimmt zunächſt mit den beiden Hollar-Anſichten (Abb. 8 und 9, je unter dem Pfeil) überein, nur daß auf Abb. 8 das Langhaus der Kirche willkürlich herumgedreht erſcheint. Daß Hollars kleinere Anſicht und Merians Proſpekt das Richtige geben, beweiſt endlich die vortrefflich genaue Zeichnung, die Neeb in dieſer Zeitſchrift III. 1908. S. 69 mitteilt.[49]) Man ſieht die Johanniskirche links neben dem Dom.

Andere Proſpekte und die alten Stadtpläne geben nichts, was unſere Kenntniſſe erweitern könnte. Dagegen kommen die Aufnahmen von 1826 in Betracht, vier aquarellierte Zeichnungen, gefertigt im Juli 1826 von Ingenieur-Leutnant Schultz, offenbar im Auftrag der Militärbehörde. Sie zeigen die Kirche, wie ſie ſeit den Umgeſtaltungen von 1687 und 1738 und vor der Herſtellung von 1828 ausſah. Vgl. Grundriß und Schnitt oben unter Nr. 2 und 3 auf S. 58 f.

Endlich muß die Lithographie von 1832 erwähnt werden (Abb. 1 auf Taf. IX), die die Kirche nach der Inſtandſetzung für die Zwecke des evangeliſchen Gottesdienſtes wiedergibt.

III

Nunmehr bleibt uns noch die Aufgabe, der Johanniskirche, wie ſie einſt war, ihre Stellung in der Kunſtgeſchichte zu ſichern. Die Züge, die ihr das charakteriſtiſche Gepräge gaben, ſind dieſe: die Kürze der ganzen Anlage, das weſtliche Querhaus, die Raumverhältniſſe, wie ſie ſich in den Maßen der lichten Höhe und Breite im Hauptſchiff und in den Seitenſchiffen ausſprechen, die Form der Arkadenſtützen und der Trennungspfeiler, die Fenſtergröße und -form, die Einzelformen.

Gehen wir dieſe Züge einzeln durch. Die Kürze der geſamten Anlage, eigentlich nur des Langhauſes, hat in den Werken des früheren Mittelalters kein Gegenſtück. Man ſieht ſich gezwungen, ſie aus rein lokalen Vorausſetzungen zu erklären: der Bauplatz muß beſchränkt geweſen ſein. Offenbar lagen die kleinen älteren Heiligtümer, an deren Stelle die Kirche vermutlich trat, dicht beiſammen, offenbar waren ſie rings beinahe eingebaut. So blieb denn auch für den Neubau nur der ungünſtige, zu kurze Platz, den man nun aber doch, ſo gut es ging, ausnutzte. Es muß unmöglich geweſen ſein, an dieſer Stelle öſtlich oder weſtlich mehr Raum zu gewinnen, ſonſt hätte Erzbiſchof Willigis ſicher nicht einen völlig neuen Dom an anderer Stelle begonnen.

Will man dieſe Erklärung nicht gelten laſſen, ſo bleibt nur noch eine Annahme, die ich wenigſtens andeuten will. Die Kirche, wie ſie iſt, kann ſich auf den Fundamenten eines noch älteren Baues erhoben haben, den man ſich etwa nach der Analogie des älteſten Kerns im Trierer Dom denken mag. Der Zuſtand des Mauerwerks geſtattete leider nicht, dieſe Vermutung mittels einer vollſtändigen Ausgrabung der Fundamente, beſonders der großen Eckpfeiler, weiter zu verfolgen. Mehr als eben ein Einfall ſoll die Vermutung auch nicht ſein; doch wollte ich ſie wenigſtens erwähnen.

Daß der Bau nur ein weſtliches Querhaus hat, im Oſten nur eine Apſis, dieſe auffallende Eigentümlichkeit teilt er mit einer ganzen Gruppe von Kirchen. Es ſind die Werke, die Dehio und v. Bezold auf S. 176—178 ihres Handbuches zuſammengeſtellt haben: die Obermünſterkirche und St. Emmeram in Regensburg, der Dom in Augsburg, der Dom und St. Jakob in Bamberg und — vermutungsweiſe — der Willigis-Bardo-Dom in Mainz. Dieſe Kirchen ſind nicht gleichzeitig, ſie ſtehen auch nicht in gleicher Linie unſerer Johanniskirche gegenüber. Vielmehr liegen die Dinge ſo. Der älteſte Bau unter den genannten iſt der Dom in Augsburg (nach 994). Dann kommen die Stiftungen Kaiſer Heinrichs II.: der Dom in Bamberg und die Obermünſterkirche in Regensburg. An jene ſchließt ſich St. Jakob in Bamberg an, dieſe blieb gewiß nicht ohne Einfluß auf die Erweiterung von St. Emmeram, die zur Anlage eines Weſtquerhauſes an dieſer Kirche führte. Alſo: Augsburg geht voran, die andern folgen. Nun kann man ſich nicht leicht vorſtellen, daß Kaiſer Heinrich den Typus von Augsburg ſollte übernommen haben. Anders aber iſt die Sache, wenn wir annehmen, daß ein weithin angeſehenes Vorbild da war, das einerſeits den Plan des Augsburger Doms, andererſeits Kaiſer Heinrichs Gründungen beſtimmte. Dieſes Vorbild iſt dann mit hoher Wahrſcheinlichkeit der Mainzer Dom, der Willigis-Bardo-Bau geweſen. Dehios Vermutung, daß auch dieſer Bau ſchon ein weſtliches Querhaus hatte, wird damit ſehr einleuchtend.

Was aber gewinnen wir damit für die Datierung der Johanniskirche? Zunächſt nichts Beſtimmtes. Ganz allgemein betrachtet kann ſie ebenſowohl als alter Dom dem Willigis-Bardo-Bau vorausgegangen ſein, dann wäre ſie das älteſte Beiſpiel in der ganzen Gruppe der Kirchen mit weſtlichem Querhaus. Ebenſowohl kann ſie aber nach

dem Muſter des Willigis-Bardo-Doms, alſo ſpäter als dieſer, als Stiftskirche St. Johann errichtet ſein.

Jedenfalls: zu der genannten Gruppe von Bauten gehört die Kirche, deren jüngſtes Glied St. Emmeram in Regensburg (Weſtbau bis 1052) iſt. Beträchtlich jünger als der Willigis-Bardo-Dom in Mainz kann St. Johann alſo ſchon deshalb nicht ſein. Gerade am Rhein iſt der beſchriebene Grundplan zur Zeit Kaiſer Konrads ſchon recht ſchwer verſtändlich. Dabei fällt noch ein beſonderer Umſtand zweifellos beträchtlich mit ins Gewicht: die Johanniskirche hat — das können wir als ſicher annehmen — keinen mit dem Baukörper feſt verbundenen Turm gehabt. Der Willigis-Bardo-Dom ſteht in dieſer Hinſicht mit zwei Oſttürmen zu Seiten der Seitenſchiffe dem Augsburger Dom näher. Man könnte den Plan der Johanniskirche für eine Reduktion halten, auffallend bliebe aber der Verzicht auf einen richtigen Turm für eine Kirche des 11. Jahrhunderts unter allen Umſtänden. Dieſer Punkt ſcheint alſo eher für ein noch höheres Alter zu ſprechen; er iſt indeſſen, wie ohne weiteres eingeräumt werden ſoll, nicht zwingend. Auch jüngere Kirchen kommen noch ohne Turm aus.

Wenden wir uns nunmehr den Einzelheiten der Dispoſition zu. Da fallen in erſter Linie die ſtark ins Innere vortretenden Trennungspfeiler zwiſchen Weſtquerhaus, Langhaus und Oſtchor als altertümlich auf. Man vergleiche den Grundriß der Stiftskirche zu Gernrode (und die Grundriſſe der konſervativen elſäſſiſchen Kirchen Eſchau und Bergholz-Zell).

Ähnlich ſteht es mit der energiſchen Trennung des Querſchiffs von den Seitenſchiffen. Wie der Grundriß von 1826 (ſ. oben S. 58 und darnach Abb. 4 auf S. 60) zeigt, ſprangen auch an den Seitenſchiff-Umfaſſungsmauern Wandpfeiler gegen das Querhaus vor. Dieſe Betonung der räumlichen Selbſtändigkeit des Querhauſes iſt altchriſtlich, ſie wird in frühromaniſchen Anlagen noch feſtgehalten, dann aber im Verlauf des 11. Jahrhunderts allmählich aufgegeben. Beſonders auffallend iſt aber das Vortreten von Wandpfeilern oder Mauerzungen im Querhaus ſelber und zwar an der Weſtwand, nicht nur an den Vierungspfeilern. Das Querhaus iſt in drei ſcharf begrenzte Abſchnitte zerlegt, und dieſe Anordnung findet ſich — freilich noch entſchiedener betont — ähnlich nur noch in Steinbach; ſie klingt indeſſen auch in einzelnen ſpäteren Anlagen noch nach, z. B. in Gernrode und in den beiden genannten elſäſſiſchen Kirchen.

Die dichte Reihung der Pfeiler in einer zweifellos nicht auf Einwölbung berechneten Kirche weiſt ebenfalls in frühe Zeit, ich erinnere nur an die karolingiſche Baſilika zu Steinbach. Am nächſten ſteht der Johanniskirche in dieſer Hinſicht St. Emmeram in Regensburg. Dort iſt das Verhältnis zwiſchen Pfeilerſtärke und Pfeilerabſtand (im Lichten gemeſſen) etwa 1:2,5; hier etwa 1:2,33. Das Langhaus von St. Emmeram iſt nun aber in dieſem Stück höchſt wahrſcheinlich von ſeinem Vorgänger abhängig; ich komme darauf weiter unten zurück. Man vergleiche dagegen ſchon die ältere Obermünſterkirche in Regensburg.

Einen beſtimmteren Schluß laſſen die Raumverhältniſſe zu. Vergleichen wir die Johanniskirche zunächſt einleitungsweiſe mit einer karolingiſchen Kirche. Im Mittelſchiff von St. Johann verhält ſich die Breite zur Höhe (im Lichten gemeſſen) wie 1:1,25; in der Baſilika zu Steinbach wie 1:1,14. Es folgt der Augsburger Dom, hier iſt das Verhältnis 1:1,47. Sehen wir uns weiter um, ſo müſſen Gernrode und St. Michael in Hildesheim als Kirchen mit Emporen zunächſt unberückſichtigt bleiben. Dagegen läßt ſich wieder die Münſterkirche auf der Reichenau mit der Johanniskirche vergleichen. Das Langhaus zeigt das Verhältnis 1:1,2. Ebenſo nahe ſteht der Johanniskirche weiter St. Emmeram in Regensburg. Beide Kirchen haben im Langhaus dieſelbe lichte Weite, rund 13 Meter. St. Emmeram mißt in der Höhe 17,5 m; die Johanniskirche 16,25 m; das gibt alſo in St. Emmeram ein Verhältnis wie 1:1,34 (gegen 1:1,25). Obermünſter in Regensburg hat bei, abſolut genommen, kleineren Abmeſſungen das Verhältnis von 1:1,4. Der Weſtbau von St. Pantaleon in Köln aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts zeigt das Verhältnis von 1:1,5 (ungefähr, eine ganz zuverläſſige Aufnahme des alten Beſtands kenne ich nicht).

Es folgen die Bauten aus dem Kreis des Poppo von Stablo: Limburg a. d. L. (ca. 1030 ff) und Hersfeld (1041 ff) mit dem Verhältnis von 1:1,7. Etwas ſchlanker noch ſcheint die Willibrordskirche zu Echternach geweſen zu ſein (1031 ff). Die Kölner Kirchen, nämlich der Weſtbau von St. Maria im Kapitol (aus der erſten Hälfte des 11. Jahrhunderts) und das Langhaus der Apoſtelkirche (nicht ganz ſicher), erreichen faſt ſchon das Verhältnis 1:2; und ähnlich ſteht es mit den Hirſauer Schöpfungen (Aureliuskirche 1060 ff: 1:1,7; St. Peter und Paul gegen Ende des Jahrhunderts 1:2).

Wenn wir dieſe Beiſpiele chronologiſch ordnen, ſo ergibt ſich eine konſtante Zunahme der Höhe gegenüber der Breite. Nur fallen die Münſterkirche auf der Reichenau und St. Emmeram in Regensburg aus der Reihe heraus. Aber nur ſcheinbar. Es kann nämlich nicht zweifelhaft ſein, daß dieſe beiden Kirchen die Raumverhältniſſe ihrer Vorgänger an derſelben Stelle, alſo weit älterer Anlagen, wiederholen. Der Bau von St. Emmeram läßt drei Hauptbeſtandteile erkennen: den Chor, nach Hager[50]) aus der Gründung des Abtes Simpert (768—791), den Weſtbau (vor 1052), das Langhaus (nach 1166). Als der Weſtbau errichtet wurde, ſtand das Langhaus des Abtes Simpert noch. Es hat ſeinerſeits wieder (ſamt dem ſtehengebliebenen Oſtchor) die Raumabmeſſungen des Langhausneubaues nach 1166 beſtimmt. Es iſt darnach zweifellos, daß die Raumverhältniſſe des Mittelſchiffs von St. Emmeram nicht vom 11. und auch nicht vom 12. Jahrhundert gegeben wurden, ſondern, wenigſtens in der Hauptſache, vom 8. Zu dieſem Schluß iſt auch ſchon Hager gekommen, der (a. a. O., ſ. Anmerk. 50) die geradezu altchriſtliche Weiträumigkeit von St. Emmeram in Regensburg auch gegenüber Obermünſter und der Alten Kapelle betont.

Und ganz ebenſo ſteht es mit der Münſterkirche auf der Reichenau. Abt Witigowo (984 ff.) hat das Mittelſchiff neu gebaut und die Seitenſchiff-Umfaſſungsmauern hinausgerückt; in den Abmeſſungen des Mittelſchiffs war er von dem damals noch beſtehenden Oſtchor des Abtes Hatto (813—816) abhängig. Auch der Weſtbau des Abts Berno mußte dieſe Maße achten. Und ſo iſt dann wieder der Umbau des 12. Jahrhunderts durch das Weſtquerhaus beſtimmt worden. Mit anderen Worten: auch hier ſind die Raumverhältniſſe des Mittelſchiffs die alten geblieben, ſie entſprechen, wenn auch vielleicht nicht ganz genau, ſo doch annähernd denen des Baus von 813—816.

Somit haben wir folgende Reihe: an den Anfang gehören die in ihren Raumverhältniſſen karolingiſchen Kirchen

Steinbach, die Münsterkirche der Reichenau, St. Emmeram in Regensburg mit dem Verhältnis 1 : 1,14—1 : 1,34. Es folgen die Kirchen ums Jahr 1000: der Augsburger Dom, Obermünster, St. Pantaleon in Köln mit 1 : 1,4—1 : 1,5. Nun kommen die Bauten des Kluniazensergeists Limburg, Hersfeld, Echternach, Hirsau: das Raumverhältnis ist 1 : 1,7 – 1 : 2. Parallel gehen die genannten Kölner Kirchen.

Die Johanniskirche stellt sich mit dem Raumverhältnis 1 : 1,25 entschieden zur karolingischen Gruppe.

Die wenigen Einzelformen, die sich überhaupt vergleichen lassen, kann man nicht wohl für die Datierung verwerten. Wir haben in der Johanniskirche beobachtet, daß Sockel und Kämpfer der Pfeiler nur aus Schmiege und Platte bestanden. Dasselbe finden wir an allen Pfeilern in Gernrode, ferner im Augsburger Dom und im Willigis-Bardo-Dom zu Mainz (an den wenigen Resten der Ostpartie aus dieser Zeit), dagegen hat schon die Einhardbasilika in Steinbach reichere Profile. Für die Datierung ist also aus dieser Beobachtung nichts zu gewinnen.

Auch die beträchtliche Größe der Fenster beweist nur im allgemeinen eine frühe Entstehungszeit. Aber auch die Kirchen zu Limburg, Hersfeld, überhaupt die Bauten der Zeit Kaiser Konrads stimmen in diesem Punkt mit der Johanniskirche überein. Was die runden Fenster angeht, so kommen solche ebenso an karolingischen Kirchen (z. B. in Centula, vgl. Dehio und v. Bezold, Tafel 43, 1; in Steinbach) wie an Werken der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts (Münster auf der Reichenau, Querhaus) vor.

Allenfalls kann man noch darauf hinweisen, daß sich an der Johanniskirche keine Spur eines Rundbogenfrieses gefunden hat. Der Rundbogenfries fehlte auch noch am Willigis-Bardo-Dom in Mainz, tritt aber bereits in Limburg a. d. L. (1035) auf.

Faßt man das nun alles zusammen, so läßt sich sagen: Die Zugehörigkeit zu der Gruppe der Kirchen mit Westquerhaus verweist St. Johann in die Zeit bis etwa 1050. Nach rückwärts ist eine Grenze schwer zu ziehen, da wir den sicheren Architypus der auffallenden Anordnung nicht kennen.

Innerhalb der Gruppe trägt St. Johann ein entschieden altertümliches Gepräge. Es ist nicht nur das Fehlen eines Turmes (gegenüber dem Willigis-Bardo-Dom, Augsburg und vermutlich auch Bamberg), es ist vor allem jene scharfe Abgrenzung der einzelnen Raumteile gegeneinander, es ist die dichte Reihung und die Form der Arkadenstützen, und es sind — meines Erachtens ausschlaggebend — die Raumverhältnisse, die der Kirche ihren Platz am Anfang der Periode, der die Westquerhaus-Kirchen angehören, sichern. Nunmehr wiederhole ich die Alternative: St. Johann ist entweder das Vorbild des Willigis-Bardo-Doms oder sein Abbild. Was ist wahrscheinlicher?

Und nun gilt es, alle die Momente, die uns die schriftliche Überlieferung bietet, mitsprechen zu lassen. St. Johann, der alte Dom wird 1036 seines Glanzes beraubt. Die Einrichtung eines neuen Stifts wird darüber nicht täuschen. Die Kirche war von da an arm und unbedeutend. Und da sollte man die Mittel zu einem so mächtigen, auf dem beschränkten Raum ganz überflüssig mächtigen Bau für eine einfache Stiftskirche aufgebracht haben?! Erinnern wir uns doch der Unfähigkeit des Stifts im 13. und 14. Jahrhundert, sich selber zu helfen. Hätte aber Erzbischof Bardo oder einer seiner Nachfolger den Neubau unternommen (etwa zwischen 1036 und 1050), so erführen wir davon ganz sicher; so dürftig ist die Überlieferung in Mainz denn doch nicht. Nur wenn wir annehmen, daß der Bau älter ist als der Willigis-Bardo-Dom, älter als Liebfrauen und Stephan, verliert jene Stelle in der päpstlichen Urkunde von 1235 das Befremdliche.[51])

Ist die Kirche aber nicht aus den Jahren unmittelbar nach 1036 — noch jünger kann sie erst recht nicht sein, — so muß sie älter sein als die Zeit des Willigis, sogar beträchtlich älter. Denn wenn Willigis den Entschluß, einen neuen Dom zu bauen, fassen konnte, so muß der alte immerhin ein gewisses Alter gehabt haben.

Da kommt uns die Überlieferung entgegen: unsere Johanniskirche ist der Bau Hattos. „Templum Maguntiae nobili structura illustrabat", sagt der Sachse Widukind. Vielleicht sind auch die Schenkungen, die sich Hatto für St. Martin machen ließ,[52]) mit dieser Unternehmung in Zusammenhang zu bringen. Endlich so scheint es wenigstens, haben wir auch noch einen steinernen Zeugen: Innerhalb der Johanniskirche wurde die oben S. 60 beschriebene und unter Nr. 7 auf Tafel VIII abgebildete Steinplatte gefunden. Ich habe kein Bedenken, in dieser Platte ein Stück der ursprünglichen Ausstattung des Hatto-Domes zu sehen. So wäre der Bau um 900 (Hatto war von 891 bis 913 Erzbischof) errichtet. Ich sehe kein Moment, das diesem Ansatz unwiderleglich widerspräche.

Sollte die absolute Größe der Abmessungen gegen eine so frühe Datierung bedenklich machen, so wird wohl der Hinweis auf die unzweifelhaft sicheren großen karolingischen Anlagen — zu den schon genannten wären für unseren Fall vor allem noch die beiden, freilich untergegangenen Klosterkirchen Fulda und Hersfeld zu nennen – genügen, um solche Bedenken zu zerstreuen.

Jedenfalls, man hat nur die Wahl zwischen der genannten frühen Datierung und der anderen, zwischen 1036 und 1050 etwa. Wenn ich mir alles vergegenwärtige, entscheide ich mich unbedenklich für die Zeit Hattos.

Dann aber ist das Ergebnis dieser Untersuchungen nicht zu unterschätzen: als eine der größten und ältesten Kirchen Deutschlands zugleich steht die wiedergewonnene alte St. Johanniskirche, der alte Dom zu Mainz, in wesentlichen Teilen noch heute aufrecht.

Anmerkungen

1. Das Original im Kgl. Kreis-Archiv zu Würzburg. Vgl. Kissel, Mainz aus der Vogelschau, Mainz 1901. Die Umzeichnung ist nicht ganz zuverlässig. — Falk, zur alten Topographie von Mainz. 1899. S. 4 ff.
2. Die Füllung des Bogens der Südseite ist noch jünger!
3. Vgl. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz I (1841). S. 457.
4. In dem Keller, der jetzt im einstigen südlichen Querhausflügel (2,48 m unter dem heutigen Kirchenfußboden, also ungefähr in der Höhe des alten Fußbodens) angelegt ist, fand sich nahe der Nordwestecke ein Brunnen. Vielleicht stand einst mit diesem Brunnen auch der Bogen in Zusammenhang, der nur ganz wenig über dem alten Fußboden in der hier weit gegen Osten vorspringenden Wandvorlage der Westmauer unmittelbar dem Brunnen gegenüber beobachtet wurde. Der Bogen durchdringt die ganze Mauer, hat einen Durchmesser von 1,60 m und ist aus gut bearbeiteten Sandsteinen sehr tüchtig gewölbt. Man könnte

in einem Bogen an dieser Stelle auch einen Zugang zu einer einstigen Krypta sehen. Eine erschöpfende Untersuchung mittels Ausgrabung war nicht möglich.

5. Venanti Fortunati carminum lib. II, 11 in Mon. Germ. Auctores antiquiss. IV, 1. 1881. S. 40.
6. Sacerdotes statim et omnis clerus urbis illius accedentes sancti martyris corpus adsumentes in basilicam suam cum honore posuerunt Mon. Germ. SS. II, 372: Lebensbeschreibung des Abts Sturm von Fulda, verfaßt zirka 800.
7. Jaffé, Bibl. Rer. Germ. III = Mon. Moguntina. Berlin 1866. S. 479.
8. Erst recht unsicher ist die Überlieferung, es seien auch die Eingeweide des heiligen Märtyrers in Mainz zurückbehalten worden. In der Inschrift, die Erzbischof Gerlach 1357 auf den Stein über dem „Grab" des Bonifatius setzte (jetzt im Dom), heißt es: Gerlacus tumbam renovans qua sunt intexta Bonifaci Presulis exta. Und das Mainzer Proprium (freilich erst aus dem 17. Jahrhundert) besagt: Moguntiam pervenerunt, ubi extractis extis reliquiae corporis Fuldam delata. Später war man in Mainz fest davon überzeugt, daß die Eingeweide des Heiligen in der Johanniskirche beigesetzt seien (vgl. unten S. 66). Aber wenn es auch durchaus möglich ist, daß man in Mainz den Leichnam für die Beisetzung in Fulda vorbereitete und die Eingeweide zurückbehielt, die Nachricht ist doch so spät, daß man sie mit aller Vorsicht aufnehmen muß.
9. Jaffé, Bibl. Rer. Germ. Mon. Moguntina. 1866. S. 528 f.
10. K. Rossel, Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau I. 1862. S. 5.
11. Vgl. Schaab, Geschichte der Stadt Mainz I, S. 364.
12. Ebenfalls nach einer freundlichen Mitteilung des Marburger Archivs.
13. Falk, die alte bischöfliche Kirche in Mainz. Kirchenschmuck (herausgegeben von Laib & Schwarz), Jahrgang XII (Band 23), 1868, im ersten Heft S. 13 ff. — Vgl. auch Bockenheimer, der Dom zu Mainz, 1879, S. 3 nebst den Anmerkungen. Besonders wichtig ist die Notiz, die Anmerkung 4 gibt, vorausgesetzt, daß sie zuverlässig überliefert ist.
14. Die Belege bei Wagner, die vormaligen geistlichen Stifter im Großherzogtum Hessen II, S. 351ff. — Ferner Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe I. 1877.
15. S. oben S. 61.
16. Will S. 135 f. Nr. 139.
17. Der Dom zu Mainz S. 6 ff.
18. Will S. 141, Nr. 164.
19. Mon. Germ. Poët. Latin. II. 1884. Nr. LVII. S. 220.
20. Hrabani Mauri . . . poëmata de diversis nune primum vulgata et scholiis illustrata studio R. P. Christophori Broweri. Moguntiae 1617.

    Ich will doch wenigstens an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterdrücken, daß mir immerhin die Bezeichnung „sepulchrum Sti Bonifatii" für die Bonifatiuskapelle auffallend erscheint. Im 9. Jahrhundert hat man schwerlich von einem „Grab" des Bonifaz in Mainz gesprochen.
21. K. G. Bockenheimer, Der Dom zu Mainz. Mainz 1879. S. 4.
22. Freundliche Mitteilung des Herrn Landgerichtsdirektor Dr. Bockenheimer, in dessen Besitz der Zettel sich befindet.
23. A. a. O. S. 6.
24. Falk, Marianum Moguntinum. 1906. S. 3.
25. Die St. Johanniskirche in Mainz. Quartalblätter des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz I. 1830. 3. Heft S. 25.
26. Das nahm Falk an. Dem steht aber entgegen, daß schon 823 die Kapelle Bonifatiuskapelle heißt. Dronke Cod. Dipl. Fuld. S. 187, Nr. 417.
27. Das müßte schon vor 1010 etwa geschehen sein; denn die oben S. 61 zitierte Stelle der passio Sti. Bonifati setzt die heutige Situation bereits voraus.
28. Trad. Fuld. S. 173. Nr. 382 vom Jahr 819.
29. Mon. Germ. Poët. Latin. II, Nr. LV, 4 S. 220.
30. Will S. 95, Nr. 77.
31. Will, Regesten zur Geschichte der Mainzer Erzbischöfe II. 1886. S. 213, Nr. 16.
32. Will II, 238, Nr. 185.
33. Gudenus, Cod. Diplomaticus III. 1751. S. 865.
34. E. Vogt, Regesten der Erzbischöfe von Mainz von 1289 bis 1396. Leipzig 1908. S. 110, Nr. 628. Vgl. auch Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, S. 309 f.
35. Gudenus, Cod. Diplomaticus III. 1751. S. 894 ff.
36. Georg Christian Joannis, Scriptorum Historiae Moguntinensicum Sylloge. Frankfurt a. M. 1727. II, 703.
37. Vgl. Schaab II, 310. Da ist auch von einer Ausmalung des Chors und einem neuen hölzernen Geländer am Grab des Bonifatius die Rede.
38. Falk im Katholik, 82. Jahrgang I. 1902 (der dritten Folge 25. Band) S. 571. Vgl. auch Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, 310 f. Schaab nennt den Dechanten Johann Ludwig Cünzer und führt den Namen des Speicher- und Kistenmeisters nicht an. Ich habe die Nachricht nicht nachprüfen können.
39. Vgl. Baur, Hessische Urkunden II. 1862. S. 761.
40. Vgl. Will a. a. O. S. 32, Nr. 128.
41. Die St. Johanniskirche in Mainz. Quartalblätter des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz I. 1830. 3. Heft S. 22 f.
42. Vgl. auch Schaab, Geschichte der Stadt Mainz II, S. 310 f.
43. Quartalblätter des Vereins für Literatur und Kunst zu Mainz I. 1830. 3. Heft S. 32 ff.
44. Geschichte der Stadt Mainz II, S. 311 f.
45. Zur Erinnerung an die Einweihung der St. Johanniskirche zu Mainz am 27. Oktober 1907 nach dem Umbau 1906/07.
46. Vgl. oben Anmerkung 1.
47. 1603? s. oben.
48. Vgl. im allgemeinen die Darlegungen von Neeb in dieser Zeitschrift III. 1908. S. 78 ff.
49. Vgl. ebenda S. 72 unter Nr. 7.
50. Aufleger und Hager, Mittelalterliche Bauten Regensburgs. München 1896. S. 4 ff. Vgl. auch v. Walderdorff, Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Regensburg 1896.
51. Man vergleiche nun noch einmal das oben S. 64 f. Auseinandergesetzte: zu der Annahme, die Johanniskirche ist ein Bau, der älter ist als der Willigis-Bardo-Dom, also im 10. Jahrhundert errichtet, paßt der Wortlaut der Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts sehr gut. Über das Jahr 1000 hinauf verlor sich die Tradition ins Dunkel. Was älter als Willigis war, konnte die Charakteristik der nimia vetustas wohl vertragen.
52. Will a. a. O. S. 94 f. Nr. 72 und Nr. 76.

VI.

Kleinere Beiträge zur Mainzer Geschichte, vornehmlich im 17. Jahrhundert

Von Dr. H. Schrohe

(hierzu Tafel X und drei Abbildungen im Texte)

V. Zwei Mainzer Häuser im Wechsel der Zeit

1. Der Spiegel, der ſpätere König von England [1])

VOR etwa zwei Jahren wurden vier Briefe bekannt,[2]) die der Reichsherold Kaſpar Sturm am 13. November 1532, 18. Januar, 28. Februar und 29. Mai 1533 von Mainz aus an Chriſtoph Kreß von Kreßenſtein, den Feldhauptmann der Stadt Nürnberg, richtete. Sturm war es, der im Jahre 1521 als kaiſerlicher Herold Luther von Wittenberg zum Wormſer Reichstag abholte und von hier bis Friedberg zurückgeleitete. Zu Mainz ſtand er ſchon früher in Beziehung; denn am 7. Juli 1515 machte ihn Kurfürſt Albrecht zum lebenslänglichen Diener und wies ihm eine jährliche Beſoldung an, die in acht Maltern Korn, einem Fuder Wein und einem Sommerhofkleid beſtand. Daß Sturm 1532 auf 1533 wieder in Mainz weilte, verbürgen die vier genannten Briefe. In dem zweiten erzählt[3]) er, für ein allgemeines Konzil komme nach dem Willen des Papſtes und der Kardinäle Mainz allein in Betracht. Es war ein leeres Gerücht, dem er in dieſer Weiſe Bedeutung beimaß. Dennoch iſt ſein Brief vom 18. Januar 1533 in mehrfacher Beziehung für Mainzer Verhältniſſe intereſſant. Er empfiehlt nämlich in dieſem dem Nürnberger Rat, in Mainz ein Haus anzukaufen, damit hierin deſſen Konzilsvertreter wohnen könnten. Zu dieſem Zwecke ſchlägt Sturm das Gebäude „Im Druckhof" vor, das mitten in der Stadt nahe bei den Barfüßern und unweit von dem Markte liege; es iſt dieſes das Fuſt-Schöfferiſche Druckhaus in der Schuſterſtraße, der ſpätere Dreikönigshof. Weiter weiſt Sturm auf den „Silberberg" hin, der auf dem Markte die Stelle des Reichardtiſchen Hauſes einnahm; er bemerkt von ihm, er ſei „auf dem marckt an dem allerbeſten ort bi dem ſpigel gelegen". Der letzte Zuſatz will beſagen, daß ſich der Silberberg in der Nähe des Spiegels befinde und infolgedeſſen die allerbeſte Lage habe; denn damals und ſpäter war der Spiegel (Markt 37) ein beſuchtes Gaſthaus der Stadt Mainz.

Selbſtverſtändlich iſt die Geſchichte dieſer Herberge nicht lückenlos überliefert; dennoch läßt ſich über die Vergangenheit dieſes Gaſthauſes und der Bauten, die ſpäter an ſeine Stelle traten, manches Wiſſenswerte berichten.

Als die Anhänger des Erzbiſchofs Adolf von Naſſau am 28. Oktober 1462 die Stadt Mainz einnahmen, wurde auch „daß wirtshauß zum Spigel" angezündet (Hegel, Mainzer Chronik. II S. 54).

Die Stadtaufnahme von 1568 beſchreibt (Nr. 933) dieſes Gaſthaus folgendermaßen: „Das haus unnd herberg zum groſßenn ſpigel mitt ſeinem begriff, haus, hoff, ſtallung und zugehoer, Iſt D i e t h e r P f i n g ſ t h o r n s wittwen, bewont Anthoni Kran, der wirth, umb ein zins, hatt vorn dran ein klein krämle, hatt Matthes Breem, Dreher, innen, auch umb ein zins."

Der Beruf D i e t h e r P f i n g ſ t h o r n s ließ ſich nicht feſtſtellen. Daß er ſelbſt jemals Gaſthalter war, erſcheint unwahrſcheinlich. Vielleicht betrieb er ein kaufmänniſches Geſchäft; er beſaß wenigſtens dem Kaufhauſe gegenüber ein Haus, das nach ſeinem Tode, der 1568 bereits erfolgt war, ſeinem Sohne Gerhard auf Lebenszeit übergeben wurde (Stadtaufnahme von 1568 Nr. 916). Im übrigen zählte Diether Pfingſthorn wohl zu den reicheren Bürgern der Stadt. Es gehörte ihm nämlich außer dem bereits erwähnten großen Spiegel auch die Behauſung zum kleinen Spiegel (Stadtaufnahme von 1568 Nr. 944), die vorzeiten Herberge und Wirtshaus geweſen war; ſie lag auf der Seite der Mailandsgaſſe, die man auf dem Wege nach dem Rheine rechter Hand hat. Dies beweiſt der unmittelbar vorausgehende Eintrag der Stadtaufnahme von 1568; er lautet (Nr. 943): „Ein Eckbehaußung daran gegen den Lippar (Rotekopfgaſſe 6), heilgen geiſt und hinderhaus zum Weidenhoff (dieſer ſelbſt lag Rentengaſſe 1—5) neben dem klein ſpiegel iſt Diether Pfingſthorns wittwen; bewonth Georg Woltz, Notarius und Teutſchſchulhalter." Auch in der Rotekopfgaſſe gehörte Pfingſthorn ein Stall und ein kleiner Hof (Stadtaufnahme von 1568 Nr. 942). Es vereinigte alſo dieſer Bürger bereits um 1550 zum großen Teil die Anweſen, die hundert Jahre ſpäter abermals in einer Hand waren, nämlich in der Emund Rokochs. Weiterhin gehörte Diether Pfingſthorn ein Haus in der Rentengaſſe (Stadtaufnahme von 1568 Nr. 925) und ebenſo in der Seilergaſſe (ebenda Nr. 974). Nach dem Tod Diether Pfingſthorns, der 1568 bereits erfolgt war, hatten ſich im allgemeinen die Witwe und der Sohn, Gerhard mit Namen, in der Weiſe in den Beſitz des Vaters geteilt, daß Gerhard das Haus auf dem Brand ſowie den Hof und die Stallung in der Rotekopfgaſſe erhielt, d. h. er betrieb wohl das kaufmänniſche Geſchäft des Vaters; alles übrige Eigentum Diether Pfingſthorns verblieb der Witwe. Gerhard erwarb als Schwiegerſohn des Dr. Foltz, vielleicht jenes Mediziners, den Kurfürſt Uriel 1513 zu ſeinem Leibarzt machte (Knod, Mog. litt. II 63), das Haus zum Diemerſtein, bewohnte es aber nicht (Stadtaufnahme von 1568 Nr. 1191). Nicht als Erbe ſeines Vaters beſaß Gerhard nach der Stadtaufnahme von 1568 ein Alment bei der großen Eiche (Nr. 210). Bei der neuen Stadtaufnahme von 1594 lebte Gerhard Pfingſthorn nicht mehr; ſeine Witwe war noch im Beſitz des Hauſes auf dem Brand und der Stallung in der Rotekopfgaſſe[4]) (Nr. 916 und 925), die Gerhard zu Lebzeiten ſeiner Mutter bereits in Eigentum gehabt hatte; der ganze übrige Beſitz Diether Pfingſthorns (Nr. 933, 943, 944, 974) war veräußert. Noch ein dritter Pfingſthorn begegnet in den Mainzer Akten. Es iſt Dr. jur. Lubentius Pfingſthorn, vielleicht ein Sohn Gerhards. Er richtete am 8. Juli 1628 an den Kurfürſten Georg Friedrich von Greiffenklau ein Bittgeſuch, er möge ihm die juriſtiſche Profeſſur verleihen, die an der Mainzer Univerſität durch den Tod des Dr. jur. Bleidenſtatt erledigt ſei (Arch. f. heſſ. Geſch. N. F. V S. 153). Ob damals ſeiner Eingabe entſprochen wurde, wiſſen wir nicht. 1639 und 1646 gehörte Lubentius Pfingſthorn nachweislich dem Lehrkörper der



Abb. 1. Das Haus zum Spiegel, der spätere Gasthof zum König von England; erbaut zwischen 1653 und 1655. Der linke Giebel ist neu

Mainzer Universität an (ebenda S. 158 und Regimen universitatis Mogunt. ab a. 1600 usque ad a. 1700 S. 16). Er bewohnte zu dieser Zeit ein Haus in der Seilergasse (Stadtaufnahme von 1644 Nr. 854), nicht aber den großen Spiegel; denn dieser war seit geraumer Zeit in anderen Händen. Es sagt nämlich die Stadtaufnahme von 1594 (Nr. 933): „Daß hauß unnd herberg zum grosßen Spiegel mit seinem begriff, hauß, hoff, stallungh unnd zuegehor Ist Diether Pfingsthorns wittiben geweßen, hat nunmehr Dietherich Zimmermann aigenthumblich ahn sich erkhaufft und bewonts." Ein späterer Gasthalter im Spiegel war Franz Schrot (Schrohe, Rokoch I S. 19 Anm. 4). Unmittelbar oder mittelbar folgte ihm Franz Semetz.

Am 2. Dezember 1642 nämlich erschienen[5]) vor dem Mainzer Stadtgerichte Andreas Rhein und Franz Semetz; ersterer war Bevollmächtigter des Frankfurter Handelsherrn Fleischbein, der für die Kinder des in Frankfurt verstorbenen Jeremias Orth die Vormundschaft führte. Andreas Rhein erklärte vor Gericht, daß er dem Mainzer Bürger Franz Semetz die Behausung zum Spiegel verlehnt habe. Dafür mußte letzterer, seine Hausfrau Katharina oder sein Erbe jährlich auf Jakobstag 60 Gulden, jeden zu 60 Kreuzer gerechnet, als Hauszins entrichten. Der Verleiher behielt sich das Recht vor, das Haus zu vertauschen oder zu verkaufen. Der Beständer übernahm die Verpflichtung, die Behausung in Dach und Fach, jedoch unter Zustimmung des Eigentümers, zu erhalten. Alle Unkosten, die dem Pächter auf diese Weise mit Genehmigung des Verleihers erwuchsen, durfte er an dem jährlichen Hauszinse in Abrechnung bringen. Die Stadtaufnahme von 1644 sagt unter Nr. 931: „Frantz X, Würth anitzo zum Spiegel". Unter diesem Franz, dessen Name der Protokollschreiber nicht wußte, kann nur Franz Semetz verstanden sein. Wie lange er Gasthalter im Spiegel war, läßt sich nicht genau feststellen. Seine Gattin Katharina wurde am 22. März 1649 bestattet (Rokoch I S. 19 Anm. 4). Am 21. August 1653 urkundet Franz Semetz als Gastwirt zum Riesen (Protocollum judicii Electoralis 1641—1659 Fol. 118 b). Um diese Zeit ging der Spiegel an den Rentmeister Edmund Rokoch über. Damit war für den Gasthof zum Spiegel das Ende gekommen.

Rokoch baute (Rokoch I S. 19 Anm. 5) etwa in den Jahren 1653—1655 anstelle des Spiegels die Gebäulichkeiten, die heute unter dem Namen „König von England" bekannt sind. Der reiche Rentmeister führte den Neubau für seine eigenen Zwecke auf.

Wie im Verlaufe dieses Aufsatzes näher ausgeführt wird, errichtete Emund Rokoch später auch jenes stattliche Gebäude, das heute „der Römische Kaiser" heißt. Ob er in letzterem oder in dem zuerst besprochenen am 18. Dezember 1675 als etwa Siebzigjähriger verschied, ist nicht zu ermitteln. Das Haus zum Spiegel, Markt 37, erhielt (Rokoch I S. 82) nun sein jüngster Sohn Franz Philipp Rokoch. Dieser (ebenda S. 64/65) war im September 1649 geboren und starb am 22. Oktober 1707 als Kantor der Liebfrauenkirche. Daß er ein so geräumiges Wohnhaus innehatte, zog ihm in den Jahren 1688—1698 manche Ungelegenheiten zu. Es lag nämlich damals wegen der Kriegsgefahren viel Militär in der Stadt, aber nur wenig Bürgerhäuser waren derart, daß man in ihnen die höheren Offiziere unterbringen konnte; daher mußte Franz Philipp Rokoch in dem bezeichneten Zeitraum ebenso wie sein Bruder Johann Edmund, letzterer im Marienberg, beständig hohe Generalspersonen bei sich aufnehmen (ebenda S. 82/83).

Bei dem Tode des Kantors erbte Franz Philipp Rokoch, dessen Pate und Neffe, das Haus zum Spiegel.

Als dessen Eigentümer geriet er in den Jahren 1728/29 mit dem Bürger und Krämer Joseph Watternau (auch Watterno geschrieben) in einen Rechtsstreit. Letzterer kaufte nämlich eins von den Häusern, die der verstorbene Dr. Braun bei der Stiftskirche ad gradus besessen hatte; es war dasjenige, das auf der einen Seite an das Rokochische Anwesen zum Spiegel, auf der anderen sowie hinten an das Eigentum der Braunischen Erben angrenzte. Da das Gebäude sehr alt und baufällig war, so beschloß Watternau, es abzureißen und einen Neubau aufzuführen. Es erstand infolgedessen das noch vorhandene Haus Markt Nr. 39. Die Art, wie hierbei die Scheidemauer des Spiegels benutzt wurde, gab der nunmehrigen Familie von Rokoch Anlaß zu Klagen. Es genügt, hier das hervorzuheben, was für das Haus zum Spiegel besonderen Wert hat. In Abwesenheit ihres Eheherrn schreibt vor dem 10. Oktober 1728 Frau von Rokoch an die kurfürstliche Regierung und klagt unter anderem, daß Watternau „auch über daß die quatersteine deß Rokochischen Hauses sich in der Helfte zueignet und dieselbe zumachet, einfolglich meinem Hauß nicht nur den prospect benimmet, sondern auch in willkührlicher Bedienung der mauer demselben den größten schadten zufüget" usw. Darnach scheinen die Hausteine, die heute noch die Stirnseite des Königs von England abschließen, früher auch auf der rechten Seitenfläche sichtbar gewesen zu sein, jedenfalls stand das Gebäude, das Watternau

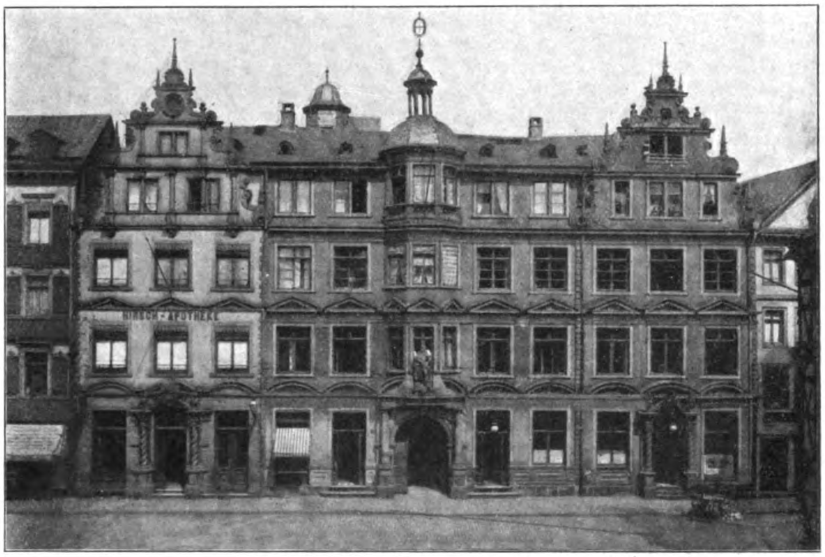


Abb. 2. Das Haus zum Marienberg, der spätere Gasthof zum Römischen Kaiser. Der linke Flügel (Hirschapotheke) 1653, der Mittelbau und rechte Flügel 1664 vollendet

niederlegte, etwas zurück. Andere Klagepunkte betreffen die Ableitung von Regen- und Abfallwasser, die von dem einen nach dem anderen Hause führte. Diese Gemeinschaft beweist dasselbe, was auch sonst bezeugt ist, daß nämlich zeitweilig, d. h. unter dem Rentmeister Rokoch, das Haus Markt 39 mit dem Spiegel vereinigt war.

Oberst Franz Philipp von Rokoch verkaufte[6]) den Spiegel im Jahre 1742 an den Bender Theodor Thrän, der ihn in einen Gasthof umwandelte. Er gab ihm den Namen „König von England". Was ihn zu dieser Bezeichnung veranlaßte, ist nicht mehr festzustellen. In der Familie Herrmann, der späteren Besitzerin des Hauses, bestand die Überlieferung, es habe in diesem Gasthof ein König von England übernachtet. Diese Erklärung ist wohl nicht zutreffend; eher dürfte man annehmen, die damalige englische Politik habe zu dieser Namengebung geführt; es fand nämlich Maria Theresia während des ersten und zweiten schlesischen Krieges in Georg II. von England einen eifrigen Parteigenossen gegen Preußen. Der Sieg, den der König von England am 27. Juli 1743 bei Dettingen am Main über die Franzosen erfocht, könnte bei der Benennung des neuen Gasthauses mitgewirkt haben, vorausgesetzt, daß diese erst damals erfolgte. Bemerkenswert ist es, daß um dieselbe Zeit (1743) in Frankfurt a. M. ein Gasthof (Fahrgasse 94) den Namen „König von England" erhielt.

Von den vielen Reisenden, die im König von England eingekehrt sein mögen, läßt sich wenigstens einer mit Namen anführen, es ist der Luzerner Nuntius Monsignore Oddi, der zusammen mit seinem Begleiter, dem Kanonikus von St. Peter und Vorstande des vatikanischen Archives Garampi, am 14. Mai 1764 in diesem Gasthofe abstieg (v. Weech, Römische Prälaten am Rhein S. 46).



Abb. 3. Ansicht des Römischen Kaisers aus dem 18. Jahrhundert. Original im Besitze des Herrn Sanitätsrates Dr. P. Eichhorn. Auf den linken Flügel (heutige Hirschapotheke) hat der Zeichner fälschlich die Gesimse sowie die Profile der Fensterstürze übertragen, die der Mittelbau und der rechte Flügel aufweisen

Im Jahre 1760 ist Thrän noch im Besitze seines Hotels. Am 7. Juni dieses Jahres klagte er gegen seinen Nachbarn, den Messerschmied Edmund Bollermann. Dessen Schwiegervater, Peter Schäfer, hatte das Haus Markt 39, welches vordem der Witwe Anna Margareta Watternau gehörte, im Jahre 1749 öffentlich gesteigert. Bollermann ließ nun 1760 ein Luftloch, das von dem Speisegewölbe des Königs von England in seine Behausung ging, zumauern und gab dadurch Theodor Thrän Anlaß zur Klage. Das Stadtbauamt entschied zum Teil auf Grund einer Aussage, welche die bereits erwähnte Frau des Franz Philipp von Rokoch (seit 1744 Witwe) 1759 gemacht hatte, zu ungunsten Bollermanns. Am 8. September 1781 beschäftigte dieselbe Angelegenheit abermals das kurfürstliche Bauamt; es hatten nämlich inzwischen die Besitzer der beiden aneinanderstoßenden Häuser gewechselt. Der König von England war in die Hände des Gastwirtes Franz Karl Rieffel,[7]) das Nachbarhaus auf den Handelsmann Jakob Kretzer übergegangen. Letzterer zahlte nun an Rieffel 75 Gulden, dafür verzichtete dieser auf das Luftloch in dem Erdgeschoß und ebenso auf zwei zurzeit zugemauerte Löcher in dem dritten Stockwerk. Ebenso wie der erwähnte Streit zwischen Ro-

koch und Watternau (S. 72), so war auch dieser in letzter Linie durch die ehemalige Vereinigung der beiden Häuser veranlaßt.

Von Franz Karl Rieffel ging der König von England auf seinen Sohn Franz Rieffel über. In der Zeit, da die Franzosen im Besitze der Stadt Mainz waren, d. h. vom 22. Oktober 1792 bis zum 23. Juli 1793, war sein Gasthof ein Sammelpunkt der französischen Offiziere und der Bürgerschaft, insoweit sie den Aposteln der Freiheit zujubelten. Rieffel selbst machte aus seiner Neigung für Frankreich kein Hehl. Als nun Mainz von den Deutschen zurückerobert wurde, verließ[8]) er als französischer Chasseuroffizier mit Frau und Kindern sowie mit seinem beweglichen Vermögen seine Vaterstadt und zog mit der ersten französischen Kolonne nach Frankreich.

Goethe schreibt in einem Briefe vom 27. Juli 1793: „Die Klubisten waren in der Kapitulation übergegangen und man hatte keine Anstalten gemacht, sie zu fangen, auch kamen den ersten Tag des Auszuges viele durch; Rüffel, der Gastwirth, ritt neben Merlin, beyde in Husarenuniform, an der Spitze der Reuterey, welche du Bayet ausführte. Am Chausséehauße schrie das Volk sein Kreuzige, auch hätten sie ihn (Rieffel) gewiß ohne Contenance von du Bayet und Merlin und ohne die Gegenwart der preußischen Offiziere vom Pferde gerissen."[9])

Die deutschen Truppen fanden infolgedessen den „König von England" leer und ohne alle Aufsicht. Sie ergriffen deshalb von dem Gasthaus, dessen Dachwerk noch von dem Bombardement her beschädigt war, Besitz, belegten es mit Mannschaften und stellten in die Wirtsstube des unteren Stockwerkes Pferde und Ochsen. So war das Haus dem schnellen Verderben preisgegeben. Dieses wurde noch dadurch beschleunigt, daß die Deutschen eine große Abneigung gegen den früheren Eigentümer erfüllte. „Der allgemeine Haß", so heißt es auf Seite 2 der genannten Schrift (s. Anmerkung 8), „den sich Franz Rieffel schon während der Blockade und Belagerung der Stadt dadurch bei den deutschen Truppen zugezogen hat, daß er sich bei mehrmaligen Ausfällen auf die preußischen und hessischen Schanzen jenseits des Rheins nach der allgemeinen Sage zum Wegweiser und Anführer der französischen Truppen habe gebrauchen lassen, welches die deutschen Truppen in der Folge erfuhren und es ihm als einem Bürger der Stadt äußerst übelnahmen, mag wohl einen nicht unwahrscheinlichen Aufschluß über den von dem einquartierten Militär in diesem Hause besonders verursachten Ruin dem von allen Umständen nicht hinlänglich Unterrichteten darbieten." Weiterhin wurden in diesem Gebäude die französischen Gefangenen, zuweilen 600—700 Mann, in Gewahrsam gehalten; endlich diente es zu einem Militärhospitale. Die Witwe des Franz Karl Rieffel, die auf dem „König von England" eine erste Hypotheke von 13000 Gulden stehen hatte, kam unter diesen Verhältnissen in Gefahr, die gesamte Summe zu verlieren. Sie ließ darum auf Verkauf des „Königs von England" bei dem Stadtgerichte beantragen. Dasselbe verlangte auch der Kurator, der für den abwesenden Schuldner Franz Rieffel ernannt war. Es nötigte ihn hierzu der Zustand des Hauses. Da dieses noch immer nicht ausgebessert war, drang nämlich Regen ein und verursachte an den Decken und Wänden großen Schaden. Nach mancherlei Bedenken setzte das Stadtgericht am 16. November 1793 den Verkaufstermin für den „König von England" auf den 4. Februar 1794 fest und ließ diesen dreimal mit vierzehntägigem Zwischenraum in dem Mainzer Intelligenzblatt bekannt machen. Mittlerweile griff die Verwüstung in dem König von England weiter um sich. In dem Dache befanden sich mehrere Öffnungen, durch die der Regen eindrang und die Böden erweichte, so daß die Decken der darunter befindlichen Zimmer abfielen. In einem Gemache, das in der zweiten Etage gegen die Seilergasse zu lag, hatte sich infolge der Nässe die eine Ecke so gesenkt, daß jeden Augenblick ihr Einsturz drohte. Im übrigen waren in dem ganzen Hause fast keine Schlösser mehr, die Fußböden hatte man aufgebrochen, sechs schöne eiserne Öfen entwendet, die Türen zerschlagen, die Lambrien abgerissen, „und die Stiegen", so sagt der eine Berichterstatter am 11. Januar 1794, „werden nicht lange mehr verschont werden." Darauf wandte sich das Stadtgericht an das königlich preußische Gouvernement und bat um Vorkehrungen, damit weitere Beschädigungen unterblieben; denn es erwachse sonst den Gläubigern als auch den Schuldnern der größte Schaden, indem Kauflustige von der Erwerbung des Hauses abgeschreckt würden. Diese Vorstellung blieb zwar unbeantwortet, hatte aber den Erfolg, daß das Gebäude bei Herannahen des Versteigerungstermines von den kranken Soldaten und der sonstigen Einquartierung fast völlig geräumt wurde. Bei der Versteigerung, die am 4. Februar 1794 stattfand, wurde der „König von England" trotz seines ruinierten Zustandes dem Bevollmächtigten der Witwe Meletta als Höchstbietendem für 16000 fl. zugeschlagen.

Franz Rieffel fand bei dem Krieg in der Vendée seinen Tod; seine Witwe kehrte nach fünfeinhalb Jahren, d. h. nach der zweiten französischen Okkupation Ende Dezember 1797, nach Mainz zurück. Alsbald erhob sie, unterstützt von ihren Freunden, vor dem Ziviltribunal erster Sektion, das der französische Regierungskommissar Rudler in Mainz errichtet hatte, auf den „König von England" Ansprüche. In dieser Reklamation unterstützte sie der ehemalige Mainzer Universitätsprofessor, der nunmehrige General-Einnehmer Hofmann, der Vormund der minderjährigen Rieffelischen Kinder war. Natürlich wurde die Witwe Rieffel mit ihrer Angelegenheit zu den Bewohnern von Mainz gerechnet, die ihre Parteinahme für die Franzosen zu büßen hatten.[10]) Zunächst wurde auf Antrag der Rieffelischen Erben die Witwe Meletta vor die Vermittelungskammer beim Friedensgerichte des 2. Bezirkes auf den 19. März 1798 vorgeladen und von ihr die Rückgabe des Hauses gegen Erstattung des Kaufschillings gefordert. Die Eigentümerin hatte mit schweren Kosten das unbewohnbare Haus wiederhergestellt und die Einquartierungskosten bestritten; daher konnte sie auf diesen Vorschlag nicht eingehen. Am 13. April 1798 las der Rieffelische Sachwalter Parkus vor dem Tribunalgericht eine Schmähschrift vor, welche die „pöbelhaftesten und ungezogensten Ausdrücke" gegen das Stadtgericht enthielt. Endlich am 5. Floreal 6 (24. April 1798) fällte das Zivilgericht erster Instanz sein Urteil; es lautete dahin, die Witwe Meletta solle gegen die Erstattung des Kaufschillings von 16,000 fl. sowie der Unterhaltungskosten des genannten Hauses von dem Kaufe zurücktreten; ferner sollten die Summen, die sonst in das Haus verwendet wurden, nach dem Gutachten einer Kommission ersetzt werden. Wie der Rechtsstreit weiter verlief, wissen wir nicht; das Haus blieb Eigentum

der Familie Meletta. Nach ihr besaßen im 19. Jahrhundert den „König von England“: Lanz und Gärtner, Johann Peter Frenay, dann dessen Schwiegersohn, der Maler Karl Herrmann. Von dessen Kindern erwarben ihn die Gebrüder Münch.

Die Schicksale des „Königs von England“, namentlich in den Zeiten der französischen Revolution, machen es begreiflich, daß sein Inneres noch so wenig Ursprüngliches enthält. Ein altes schmiedeeisernes Geländer schließt die steinerne Wendeltreppe nach oben ab. Bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts befand sich in der ersten Etage des Flügels, der im Hofe dem Eingangstore gegenüberliegt, eine Holzdecke. Sie bestand aus großen, kassettierten Feldern, war aber nicht mit Wappen oder sonstigen Verzierungen geschmückt. Historienmaler Herrmann veräußerte sie, da sie in der hier eingerichteten Schreinerwerkstätte völliger Zerstörung preisgegeben war, auf wiederholtes Drängen an den bekannten Konrad Kraus. Dieser ließ sie mit großen Kosten wiederherstellen und in dem Schlosse des Prinzen Ludwig, d. h. in dem heutigen neuen Palais in Darmstadt anbringen. Eine wertvolle Tür, die sich an der gleichen Stelle wie die Decke befand, versetzten die Gebrüder Münch nach dem vorderen Bau. Sonst ist von der inneren Ausstattung der Räume nichts erhalten. Dagegen treten uns in dem Hofe die Holzgalerien, wenn auch an zwei Seiten durch Einbauten beeinträchtigt, samt ihren fratzenhaften Konsolen in ursprünglicher Form entgegen,[11]) und an dem Flügel, welcher der Einfahrt gegenüberliegt, deuten noch heute zwei steinerne Wappenschilder auf die Erbauer der ganzen Anlage hin; sie sind an zwei Sockeln der steinernen Balustrade angebracht und überdauerten hier selbst den Wappensturm der französischen Revolution. Der eine Schild mit dem nach aufwärts gerichteten Pfeile enthält das Wappen Emund Rokochs, der andere mit dem Eichhorn erinnert an Anna Katharina, geborene Eichhorn, die Rokoch am 4. August 1633 heimführte und welche die Mutter von sechs Kindern wurde.

Unter dem Historienmaler Herrmann ward dem alten Bau gewissermaßen eine Genugtuung für die undeutsche Art, die sich in ihm während der Jahre 1792—1793 breit gemacht hatte. Der Altmeister Philipp Veit verkehrte nämlich viel in dem Hause seines Kunstgenossen, und in weihevollen Stunden ließ er, der alte Lützower, seine Erinnerungen an die große Zeit der deutschen Erhebung wieder aufleben[12]) (nach mündlicher Mitteilung des Herrn Stadtbibliothekars Hofrat Börckel). Unter den Herren Balthasar und Franz Münch aber, die dabei sich der Zustimmung und Aneiferung seitens ihrer Frauen rühmen konnten, erlebten im letzten Jahre die interessanten Holzgalerien des „Königs von England“ eine ebenso gründliche wie sachgemäße Erneuerung (vgl. Professor E. Neeb im Mainzer Journal 1907 Nr. 269). So ist das, was sich von dem Rokochischen Neubau durch den Sturm bewegter Zeiten gerettet hat, in seinem Bestande aufs neue gesichert.

2. Der Marienberg, der nachmalige Römische Kaiser

Für die engen Verhältnisse, die in dem früheren Mainz herrschten, besaß der Rentmeister Rokoch in dem großen Spiegel ein recht ansehnliches Gebiet. Aber schon nach wenigen Jahren führte er abermals einen Neubau auf. Ob er mit diesem seiner zahlreichen Familie ein geräumigeres Heim bieten oder seine Geschäftsräume erweitern oder auch nur eine neue Probe seines ungeheueren Reichtums geben wollte, ist nicht zu entscheiden. Gelegentlich kaufte Rokoch einzelne Häuser auf dem Heumarkt an, legte diese nieder und erbaute ein stattliches Haus, das dem seitherigen Besitze angegliedert wurde. So kamen die Häuser zum kleinen und großen Stern zu Fall. Beide waren ursprünglich getrennt.

Der kleine Stern war 1568 und 1594 Eigentum des Benders Bonifacius Uttfa (Stadtaufnahme von 1568 und 1594 Nr. 938). Der große Stern gehörte 1568 Nicolaus Schenckh, der ihn zur Herberge und zum Wirtshaus eingerichtet hatte (Stadtaufnahme von 1568 Nr. 939). Die Stadtaufnahme von 1594 hat über ihn folgenden Eintrag (Nr. 939): Ein behaußung zum grosßen Stern darneben ahn hewmarckt ist und bewont Georg Streitten erben, wurde itzo zum frölichen Man genant. Diese Bezeichnung war zweifellos durch den Besitzer veranlaßt worden. Es spricht sich darin ein gewisser Volkshumor aus, wie er gelegentlich auch sonst in Mainz begegnet.[13])

Von dem Gasthaus zum fröhlichen Mann redete man in Mainz noch, als jener, der einstmals zu diesem Namen den Anlaß gegeben hatte, längst dem ernsten Tode zum Opfer gefallen war. Zwischen 1594 und 1644 war Michael Streit Inhaber der Herberge zum großen Stern. Die Stadtaufnahme vom letztgenannten Jahre sagt nämlich (Nr. 926): „Herr Michel Streitt, zum frölichen Mann, Gasthalter und Postreiter, hat Niemand von Bauersleuthen bey sich im hauß.“ 1645 starb Michael Streit und ward bei den Karmeliten beerdigt (Kirchenbuch von St. Quintin). Vermehrter Zuspruch oder Vergrößerung des Vermögens hatte ihn wohl bestimmt, mit seinem seitherigen Anwesen den kleinen Stern zu vereinigen. In der Stadtaufnahme von 1657 heißt es nämlich (Fol. 84 Nr. 12/13): „Ein Hauß zum kleinen Stern genant daneben ist eigen Michel Streiten wittib. Ein Behausung zum grosen Stern nunmehr zum frölichen Mann daneben sambt stallung, bronnen und begriff ebenmesig aigen Michel Streiten witib.“

Als man 1687 wiederum die Gebäude der Stadt Mainz aufnahm, vermerkte man nach dem Eckhaus gegenüber der Liebfrauenkirche und der daneben belegenen Behausung zum Schwarzwald (Nr. 756): „Die Behaußung zum Marienberg genant sambt ihrem begriff ist aigen H. Johann Emundt Rockoch Statt Raths Verwandten.“ Es war also zwischen 1657 und 1687 die Herberge zum fröhlichen Mann eingegangen, der ehemalige kleine und große Stern veräußert und durch einen Neubau „zum Marienberg“ ersetzt worden. Letzterer wird zeitlich genauer bestimmt durch die Reste der Bauzahl, die sich auf der Rückseite des Mittelbaues und rechten Flügels erhalten haben. Sie lautet: 64. Da die Stadtaufnahme von 1657 noch von dem alten Zustande berichtet, so läßt sich die Bauzahl nur zu 1664 ergänzen. Es wurde demnach der Marienberg zwischen 1657 und 1664 aufgeführt. Daß aber Emund Rokoch, der Vater des obengenannten Johann Edmund Rokoch, der Bauherr war, ergeben die Wappen, die sich an der Stuckdecke der Torfahrt erhalten haben. Beide zeigen zwei nach aufwärts gekreuzte Pfeile, das Wappen des Rentmeisters Emund Rokoch und ein Eichhörnchen, das Bildzeichen seiner Gattin, einer geborenen Anna Katharina Eichhorn.

Warum aber benannte Rokoch das Gebäude „zum Marienberg“? Es ist möglich, daß ihn hierzu seine nahen Beziehungen zu dem Kurfürsten Johann Philipp bestimmten.

Denn dieser weilte als Fürstbischof von Würzburg gern und oft auf der Festung Marienberg. Gelegentlich hatte Rokoch auf diesem Schlosse bei seinem Landesherrn Audienz, und die Erinnerung hieran könnte ihn veranlaßt haben, seinen stattlichen Neubau „zum Marienberg" zu nennen. Wahrscheinlich bewog ihn aber hierzu die unmittelbare Nachbarschaft der Liebfrauenkirche, zu der er im Tod noch in Beziehung trat. Er vermachte nämlich letztwillig einen goldenen Gürtel, damit dieser zum Schmucke des dortigen Gnadenbildes verwendet werde.

Als Emund Rokoch am 18. Dezember 1675 starb, ging der Marienberg, wie die Stadtaufnahme von 1687 (Nr. 756) ausweist, auf seinen Sohn Johann Edmund über. Dieser besaß ihn bis zu seinem Tode, der am 26. Mai 1702 erfolgte. Ob damals schon Johann Edmunds einziger Sohn, der achtundzwanzigjährige Franz Philipp Rokoch, Besitzer des Marienberges wurde oder dieser Fall erst nach dem Tode der Mutter im Dezember 1718 eintrat, entzieht sich unserer Kenntnis. Franz Philipp, der in späteren Jahren geadelt wurde, starb 1744. Zunächst bewohnte noch seine Gattin Dorothea Katharina, verwitwete von Böning, geborene von Gobelius, das Eigentum ihres Mannes. Als aber 1747 eine neue Stadtaufnahme erfolgte, war der Marienberg nicht mehr vollständig in ihrem Besitze. Es lautet nämlich der Eintrag zu der alten Nummer 756 und der neuen 585: „die Behausung zum Marienberg, modo zum Römischen Kayßer genannt, sambt ihrem Begriff, olim H. Edmund Rokoch stadt Rathsverwandten, modo Peter Boltz Gastwirt... Weilen ein Theil oben an den Mechler anstoßend an die Frau Oberstin Rokochin übertragen worden, welche auch davon die jährliche Schatzung zahlet mit 1 fl., mithin hat die Schatzung ihre Richtigkeit."

Es waren also die Verhältnisse zur Zeit dieser Stadtaufnahme so, daß die Witwe von Rokoch den linken Flügel des ehemaligen Marienberges noch besaß, der Mittelbau und rechte Flügel aber an den Gastwirt Peter Boltz verkauft waren. Dieser gab seinem neu erworbenen Eigentum den Namen, den das Gebäude bis heute behielt. Ebenso brachte er vor dem Erkerausbau des Mittelbaues jene Figur an, die auch in unseren Tagen noch die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden rege macht. Entweder ließ Boltz an dem Erker für das Standbild des römischen Kaisers erst eine Nische anbringen oder er fand eine solche, in der etwa entsprechend dem Namen Marienberg ein Muttergottesbild gestanden hatte, bereits vor. In der Figur des Kaisers vermutet Professor Neeb (Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Stadt Mainz I S. 69) Karl VI., weil zu den Füßen des Standbildes ein Türkenkopf und einige Kanonenkugeln angebracht sind. Es wäre dann wohl mit diesen Symbolen die Erinnerung an den zweiten großen Türkenkrieg 1714—1718 festgehalten. Ist die Figur aber erst nach 1740, d. h. nach dem Tode Karls VI. an ihren Platz gekommen, so wurde mit der Aufstellung des letzten männlichen Habsburgers der Sympathie für dessen ganzes Haus Ausdruck gegeben, in ähnlicher Weise, wie man um dieselbe Zeit in Frankfurt a. M. einen Gasthof zum Römischen Kaiser benannte (Zeil 32) und ihn mit einer Statue Franz I. schmückte.

Noch in demselben Jahre 1747, in dem die neue Stadtaufnahme stattfand, entschlossen sich die Rokochischen Erben auch den linken Flügel des ehemaligen Marienberges zu veräußern. Am 6. Juni 1747 ließen die Witwe und Erben Franz Philipp Rokochs, vertreten durch den Prokurator Kuhn, sowie der fürstlich wormsische Kanzler von Brasseur, vielleicht der Vormund der beiden Töchter Rokochs, vor dem kurfürstlich mainzischen Kammeramt und Stadtgericht erklären: Sie wollten ihre drei Anteile an der Rokochischen Behausung neben dem römischen Kaiser (wohl ein Anteil der Witwe und je ein Anteil der beiden Töchter) verkaufen; denn sie seien nicht gesonnen, ferner in Gemeinschaft zu bleiben. Sie beantragen daher, daß die Behausung auf dem Heumarkt, die zwischen dem Schildwirtshaus zum Römischen Kaiser und dem Bürger und Krämer Laurentius Mechler belegen ist, gerichtlich feilgeboten und an den Meistbietenden verkauft wird. Diesem Gesuche wurde stattgegeben und das Anwesen am 18. November 1747 als letztem Lizitationstermin im Beisein der Prokuratoren Schwikard, der Bevollmächtigter des Kanzlers von Brasseur war, und Kuhn dem Bürger und Säckler Kaspar Knorr als Meistbietendem für 4300 fl. zugeschlagen. Letzterer handelte im Auftrage des kurfürstlichen Rentenbeamten und domkapitelischen Speichermeisters Andreas Kroppe, der laut Wechsel von der Witwe Rokoch 175 fl. 30 Kr. sowie 3 fl. 45 Kr. Zinsen zu fordern hatte. Bei der Ausfertigung des Kaufbriefes, die am 15. März 1748 erfolgte, kam dieses Guthaben an der bar hinterlegten Steigsumme in Abzug. Ob die Witwe Rokoch lediglich abteilungshalber oder auch aus anderen Gründen ihr letztes Eigentum an dem Familienerbe des Gatten veräußerte, läßt sich nicht erkennen. Die Tatsache, daß der Rentenbeamte und Speichermeister Kroppe Kapital und Zinsen von ihr zu fordern hatte, ferner als Hypothekargläubiger das Anwesen zu steigern für gut fand, legt es nahe, an Geldverlegenheiten der Witwe zu denken. Inwieweit aber eine solche Vermutung bei der Gattin des ehemaligen Obersten von Rokoch berechtigt ist, steht dahin. 24 Jahre später starb (Rokoch I S. 71) die Witwe von Rokoch in der Emmeranspfarrei, wahrscheinlich in der Behausung der Familie von Gudenus, mit der sie verwandt war; hierhin war sie wohl übergesiedelt, als der Kauf mit dem 18. März 1748 rechtsgültig wurde. Lange Jahre von dem Gatten, ihren früh verstorbenen drei Knaben und dem stolzen Familienbesitz geschieden, wurde sie im Tode mit dem Gemahl und den Söhnchen vereinigt; denn sie wurde nicht in St. Emmeran, sondern in St. Quintin, in dem Erbbegräbnis der Familie, bestattet (ebenda).

Wie lange der Römische Kaiser in dem Besitze der Familie des Peter Boltz blieb und als Gasthaus diente, konnte nicht ermittelt werden. Als der Guide de Mayence im Jahre 1801 erschien, war er kein Gasthof mehr, sondern sogar in drei verschiedenen Händen. Der rechte Flügel (C. 31) gehörte Ludwig Berna, Handelsmann, der Mittelbau (C. $31^1/_2$) der Rentnerin Witwe Theresia Ottenthal. Der linke Flügel (C. 32) dagegen hatte sich in der Familie Kroppe, die ihn 1747/48 ersteigerte, weiter vererbt; jetzt gehörte er der Rentnerin Franziska Kroppe.

1814 war der Römische Kaiser wieder Gasthof; denn Goethe stieg am 3. August dieses Jahres in ihm ab (Börckel, Aus der Mainzer Vergangenheit S. 57). Aloys Schreiber verzeichnet in dem 1816 erschienenen Handbuch für Reisende am Rhein S. 109 neben den drei Reichskronen, der weißen Burg, der hohen Burg und dem Adler „den Kaiser auf dem Heumarkt" als Gasthof.

Vor dem Jahre 1825 wurden die drei Teile wieder vereinigt; denn ſie ſind in dieſem Jahre in dem Beſitze von Sara Voltz, welche die Gaſtwirtſchaft zum Römiſchen Kaiſer (C 31 und 32) betreibt. 1830—1835 finden wir den Römiſchen Kaiſer (C 31 und 32) in den Händen des Gaſtwirtes Jakob Georg Stüer.

Um dieſe Zeit trat eine abermalige Veränderung ein; denn 1836 hat Jakob Gerhard Stüer nur noch in C 32, d. h. in dem linken Flügel eine Gaſtwirtſchaft. 1839 iſt der linke Flügel (C 32) Eigentum des Metzgers Franz Ludwig Thomann, von dem ihn um 1842 der Fiſchhändler Peter Anton Hänlein erwirbt. Die Adreßbücher von 1853 bis 1860 verzeichnen den Weinwirt Jakob Immerſchitt als ſeinen Eigentümer. 1865 wurde die Hirſchapotheke hierher verlegt, die ſich noch heute in dieſem Teile des Römiſchen Kaiſers befindet.

Der Mittelbau und rechte Flügel gehörte 1836 dem Gaſtwirt Johann Adam Voltz; er war wohl ein Sohn der obengenannten Sara Voltz. Nach dem Adreßbuch des Jahres 1839 iſt der Römiſche Kaiſer kein Gaſthaus mehr, ſondern gehört dem Lederhändler Michael Kitz, der ſpäter als Holz- und Kohlenhändler bezeichnet wird. In dem Beſitze der Kitziſchen Familie, die zeitweilig einen ſehr bedeutenden Holzhandel auf dem Maine betrieb, iſt der Mittel- und rechte Seitenbau des Römiſchen Kaiſers noch heute. Da die Familie in Frankfurt a. M. wohnt und die Veräußerung des Gebäudes ſeit längerem beabſichtigt, ſo befindet ſich dieſes, namentlich die Torfahrt mit ihrer einzigartigen Stukkatur, in keinem guten Zuſtand. Es wäre darum zu wünſchen, daß der Römiſche Kaiſer bald in andere Hände überginge und Staat und Stadt ihre Fürſorge für dieſes Gebäude auch materiell betätigten.

3. Zur Baugeſchichte des Spiegels und des Marienberges

Während ſich die mannigfachen Schickſale des Königs von England und des Römiſchen Kaiſers einigermaßen entwirren laſſen, bietet die Frage nach dem oder den Schöpfern dieſer Gebäude weit größere Schwierigkeiten. Zwar ſind beide Häuſer wiederholt von Kunſthiſtorikern beſprochen worden, aber hinſichtlich ihrer Erbauer wagte man keine Vermutungen auszuſprechen. Lübke ſchreibt in ſeiner Geſchichte der Renaiſſance in Deutſchland I S. 439: „Von Privatgebäuden iſt zunächſt das Haus zum König von England, ehemals „zum Spiegel“, hervorzuheben. Die Faſſade iſt durch mehrere hohe Giebel gekrönt, die mit ſchwerfälligen Voluten und Pyramiden belebt ſind. Der linke Teil der Faſſade, welcher auf die Seilergaſſe geht, öffnet ſich mit drei Arkaden auf gut gegliederten Pfeilern, die Bogen mit Zahnſchnitt und Eierſtab lebendig gegliedert, die Schlußſteine mit gut behandelten Masken. Sehr ſchön iſt der innere Hof behandelt, mit einer kräftig geſchnitzten Holzgalerie auf weit vorſpringenden Konſolen umgeben, die Einteilung voll rhythmiſchen Wechſels, die Geſamtwirkung in hohem Grade maleriſch.“ In dem geſperrt gedruckten Satze iſt Lübke ein Irrtum unterlaufen. Er hat nämlich das Haus Seilergaſſe 16 mit dem König von England in Zuſammenhang gebracht, obwohl es, wie die Geſchichte des Baues beweiſt, niemals zu dieſem gehörte. Schon die Tatſache, daß jener Teil des Königs von England, der hinter dem Hauſe Seilergaſſe 16 herläuft, mit letzterem gar keine Verbindung hat, ſondern ſein Licht völlig aus dem Hofe des Königs von England erhält, hätte Lübke eines anderen belehren müſſen.

Über den römiſchen Kaiſer ſchreibt Lübke a. a. O.: „Eine prächtige Faſſade hat ſodann der Römiſche Kaiſer, früher „ad magnam stellam“, auch „Marienberg“ genannt, gleich dem vorerwähnten (gemeint iſt der König von England) von einem reichen Rentmeiſter Rokoch erbaut und wie jenes damals als Gaſthof dienend, auf beiden Seiten hohe Giebel mit barock geſchweiften Formen, von Halbſäulen auf Konſolen gegliedert. In der Mitte baut ſich ein Türmchen empor, mit einer offenen Säulenkuppel endend, darüber eine Statue der Madonna mit prächtigem Eiſenwerk als Bekrönung. Die drei Portale der Faſſade ſind derb barock, mit Säulen eingefaßt, die ſeitlichen ſogar mit ſchraubenförmig gewundenen. In der Zopfzeit iſt einiges Figürliche hinzugefügt worden. Im Inneren der Hausflur mit ſehr derber Stuckdekoration an der Wölbung ausgeſtattet: Putten und anderes Figürliche mit Laubwerk wechſelnd, größere Felder dazwiſchen, teils mit gemalten Wappen ausgefüllt. Die breite Treppe geht links in geradem Lauf rechtwinklig gebrochen mit Podeſten hinauf, der ganze Raum gewölbt auf Pfeilern, alles ſtattlich.“

Auch dieſe Ausführungen enthalten einzelnes Unrichtige. Der König von England wie der Römiſche Kaiſer iſt als Wohn- und nicht als Gaſthaus erbaut worden. Es iſt darum ein verfehlter Verſuch, ihre Anlage und ihren Grundriß daraus zu erklären, daß ſie zufällig 90 oder 80 Jahre nach ihrer Erbauung als Gaſthäuſer dienten. Daß das Mitteltürmchen des Römiſchen Kaiſers vordem die Statue einer Madonna bekrönte, berichtet nur Lübke; wahrſcheinlich enthielt der ovale ſchmiedeeiſerne Stern, der heute noch die Laterne des Mittelturmes abſchließt, eine ebenfalls geſchmiedete Muttergottesfigur, ſodaß dieſe von dem heute noch vorhandenen Strahlenkranze umgeben war. Auf der Originalanſicht, die der Abbildung 3 zugrunde liegt, läßt ſich die Muttergottes an der bezeichneten Stelle noch ganz ſchwach erkennen. Die Anſicht des Mainzer Domes vom Rhein, dessiné par Bachelier, welche nach 1828 entſtand, zeigt bereits den Strahlenkranz ohne Figur; dieſe war wohl in der franzöſiſchen Revolution entfernt worden. An dem Kreuze, das heute in dem Strahlenkranze ſichtbar iſt, war vermutlich die ſchmiedeeiſerne Muttergottes befeſtigt. Wenn Lübke behauptet, die hohen Seitengiebel würden durch „Halbſäulen auf Konſolen“ gegliedert, ſo gilt das gewiß für den linken Seitengiebel, der rechte iſt nur horizontal, nicht aber vertikal gegliedert.

Neben dem Kunſthiſtoriker allgemeinerer Richtung mag auch ein ſolcher vernommen werden, dem reiche lokalgeſchichtliche Kenntniſſe zu Gebote ſtanden; wir meinen den verſtorbenen Prälaten Dr. Friedrich Schneider. Er ſchrieb in den Blättern für Architektur und Kunſthandwerk, Jahrgang X 1897, S. 38 und 54: „Das Haus „zum Römiſchen Kaiſer“ auf dem Liebfrauenplatz Nr. 3 und 5, ehedem zum „großen“ und „kleinen Stern“ ad stellam genannt, wurde von demſelben Geldmann Rokoch oder Ronkof erbaut, der bald nach dem dreißigjährigen Kriege auch den rückwärts anſtoßenden „König von England“ hatte aufführen laſſen. Die vornehme Schauſeite iſt durch Entfernung der Kreuzſtöcke in den Fenſtern ſowie durch die Zufügung eines Dachſtockes zwiſchen den Giebeln und dem Erker-

turm in beklagenswerter Weise beeinträchtigt. Auch dieser Bau war als Gasthof angelegt. Die wuchtige Stuckdecke der Torfahrt steht in ihrem Reichtum ganz vereinzelt in dem Bau, der mit seiner breit und klar entwickelten Straßenseite wohl als das vorzüglichste Beispiel der Spät-Renaissance in Mainz anzusehen ist. Anhaltspunkte zur näheren Bestimmung der Bauzeit wie seines künstlerischen Urhebers liegen nicht vor."

Die Form Ronkof ist dem Verfasser dieses Aufsatzes noch nie begegnet, obwohl er sich seit sechs Jahren eingehend mit der Geschichte des oben gemeinten Rentmeisters Rokoch beschäftigt. Lübke verleitete wohl den Prälaten Schneider zu der unhaltbaren Annahme, der Römische Kaiser wie der König von England sei zu dem Zwecke erbaut worden, als Gasthof zu dienen. Über die Zeit seiner Erbauung geben die vorausgehenden Ausführungen (Seite 75) heute genügenden Aufschluß.

„Beim Eingange der Seilergasse", so führt Prälat Dr. Schneider weiter aus, „am unteren Ende des Marktes, heute Nr. 37, gelegen, ist das Haus, einst „zum Spiegel", „ad speculum" genannt, nach außen durch eine, leider bei den jüngsten Bauveränderungen 1895 verengte Torfahrt von Bossage-Quadern und einen Steingiebel mit Schnecken und Obelisken ausgezeichnet. Die Hauptanlage gruppiert sich, im Sinn unserer deutschen Städte-Häuser, um einen Hof von beträchtlicher Größe. Das Haus wurde nach dem dreißigjährigen Kriege von einem reichen Manne namens Rokoch genannt (sic! soll wohl heißen: erbaut), der als Rentmeister bezeichnet wird und vermutlich der niederländischen Familie der Roekox, die große Geldleute waren, angehörte. Die Rokoch bestanden in Mainz fort bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts, wo der Name noch unter den Notabeln der Kaufleute vorkommt, die gegen die aufgezwungenen Freiheiten der Franzosen protestierten. — Das Haus scheint nach dem Neubau den Namen „zum König von England" erhalten zu haben, den es noch führt. Es war als Gasthof gebaut; daher nach einer heute noch mehrfach erhaltenen Gewohnheit die Zimmer nach der Galerie des zweiten Geschosses sich öffnen. Ballustrade und die zierlichen Barockstützen der Galerie sind in Holz ausgeführt. Nur eine Seite hat die ursprüngliche Anordnung des offenen Ganges vor den Zimmern bewahrt; andere zwei Seiten sind verbaut worden. Beachtenswert ist die Ausbildung des Uhr-Giebels mit geschnittenen Eck-Pfosten und flach verziertem Schlußstück. Für die in den mittleren Rheinlanden so eigenartig ausgebildete Beschieferung bietet der Uhr-Giebel ein gutes Beispiel, mehr noch in dem Hinter-Hof ein weit größerer Giebel, dessen Kanten mit gezackten Blei-Verzierungen abgesäumt sind. Bedauerlicherweise ist der Hof an der Eingangs-Seite unlängst durch einen häßlichen Einbau verunziert worden."

Die Ausführungen Schneiders sind hierher gesetzt, weil die kunstgeschichtliche Beschreibung, die er dem „König von England" widmet, auch heute noch Wert hat; seine geschichtlichen Bemerkungen sind durch die obige Darstellung (Seite 71 f.) gegenstandslos geworden. Jener Johann Martin Rokoch, den Schneider als Zeitgenossen der französischen Revolution nennt, hat, soweit sich bis heute erkennen läßt, mit der Familie des Rentmeisters Rokoch nichts zutun. (E. Rokoch I S. 71). 1898 äußerte sich Schneider im Mainzer Journal (Nr. 24): „Der Erbauer (des Königs von England und Römischen Kaisers) Rokoch, auch Roekox oder Rôkox, dürfte zu der Antwerpener Patrizierfamilie gehören, aus welcher der Freund des Malerkönigs Peter Paul Rubens, der Antwerpener Bürgermeister Nikolaus Rochox entstammt. Die Beziehung des reichen Vlamländers in Mainz zu seiner Heimat dürfte sich in der Fassaden-Bildung des Römischen Kaisers deutlich genug aussprechen und bestätigt eine von mir ausgesprochene Vermutung über frühere wie spätere Beziehungen zwischen Antwerpener und Mainzer Kunst." Nach dem Erscheinen von Emund Rokoch I schrieb Schneider unter dem 18. März 1907 an den Verfasser dieses Aufsatzes: „Ich selbst habe mich seit langer Zeit mit ihm (Rokoch) beschäftigt und bin ihm — freilich fruchtlos — in Antwerpen in der Rubens befreundeten Bürgermeister-Familie gleichen Namens nachgegangen. Ich habe geglaubt aus der Verwendung Rubensscher Ornamentik in der Torfahrt des Römischen Kaisers die Beziehungen auch auf diesem Wege herleiten zu können, nach dem unter Johann Philipp Stecher aus der Rubens-Schule Stecher wie Harrewijn hier tätig waren."

Prälat Schneider hat geirrt, wenn er die Heimat E. Rokochs in Antwerpen suchte, und ebenso der Verfasser dieses Aufsatzes mit der Annahme, daß Rokoch aus Düren stamme (E. Rokoch I S. 4). Herr Gymnasialdirektor Dr. Blase hat in einem Briefe vom 16. März 1907 dem Verfasser dargetan, daß die Heimatsbezeichnung Rokochs ex Beurn Juliacensis Ducatus oppido oriundus nur auf Büir im Jülicherlande, Kreis Düren, paßt.

Prälat Dr. Schneider konnte ebensowenig wie Lübke die Frage beantworten, welchem Baumeister der König von England und der Römische Kaiser ihr Entstehen verdanken. Und wenn man heute Kunsthistoriker oder Architekten bei gelegentlichem Besuche der Stadt Mainz in die beiden Häuser führt, so hat man die Genugtuung, sehr Verschiedenartiges zu hören. Die einen erkennen an beiden Gebäuden ganz bestimmt oberdeutschen Einfluß, und für die anderen ist es ebenso unzweifelhaft, daß die baulichen Anlagen auf Niederdeutschland weisen. Vielleicht läßt sich trotz dieser Meinungsverschiedenheit zu einem Ergebnis kommen.

Die erste eingehende Beschreibung des Königs von England sowie des Römischen Kaisers verdanken wir Professor E. Neeb, dem verdienstvollen und selbstlosen Forscher auf dem Gebiete der Mainzer Kunstgeschichte. Er sagt in seinem Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Stadt Mainz I. Teil (Privatbesitz) S. 67 u. a.: „In ihren Formen lehnen sich diese Bauten (der König von England und der Römische Kaiser) an die Traditionen der Spätrenaissance an, zeigen aber schon eine starke Durchsetzung mit Elementen des Barocks. Freilich ein Wiederaufnehmen einheimischer Mainzer Traditionen scheint ausgeschlossen. Bauten, die jenen Rokochs zeitlich auch nur einigermaßen nahestehen, sind in Mainz kaum mehr nachzuweisen. In Betracht käme die Altmünsterklosterkirche (1657). In der Mauer des an diese Kirche stoßenden Gartens befindet sich ein Kragstein eingemauert, der ursprünglich die Rolle eines Ziehbrunnens trug; er zeigt genau dieselbe Profilierung und dasselbe Ornament wie die Konsolen an der Holzgalerie im Hofe des Königs von England."

Vielleicht ist diese Übereinstimmung des unbedeutenden Kragsteines mit den erwähnten Konsolen von größerem

Werte, als es zuerst scheinen mag. Als der Kurfürst Johann Philipp die Stadt Mainz mit neuen Festungswerken umgab, mußte das seitherige Altmünsterkloster niedergelegt werden. Ende 1655 waren die Nonnen entschlossen, nicht wie es der Kurfürst gewünscht hatte, in das Weißfrauenkloster überzutreten, sondern neue Gebäulichkeiten aufzuführen. Daraufhin gewährte ihnen Johann Philipp in der Urkunde vom 13. November 1655 (veröffentlicht von Dr. Heidenheimer im Mainzer Anzeiger 1895 Nr. 278) eine Reihe von Vergünstigungen. Unter anderem versprach er, einzelne Materialien liefern „wie auch durch dero (der Fortifikation) bawmeister hierzu Ihnen mit Rath undt That, so vihl eß ohne verhinderung der fortification beschehen kan, ahn handt gehen" zu lassen.

Wer war nun dieser Erbauer der neuen Mainzer Festungswerke? In dem gesamten Material, das der Verfasser dieser Arbeit erreichen konnte, wird eine unmittelbare Antwort auf diese Frage nicht gegeben. Es liegt aber nahe, den Erbauer der Mainzer Fortifikation in Würzburg zu suchen. Denn einmal wurden beide Städte unter demselben Landesherrn, unter dem Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn, der zugleich auch Fürstbischof von Würzburg war, ungefähr um die gleiche Zeit befestigt. An letztgenanntem Orte begannen die Arbeiten 1649, in Mainz dagegen erst 1654; aber in beiden Städten waren sie noch nicht beendet, als Kurfürst Johann Philipp am 12. Februar 1673 aus dem Leben schied.

Zum anderen weisen einzelne datierbare Mainzer Festungsbauten genau dieselben architektonischen Formen auf wie solche in Würzburg (vgl. für das Folgende Tafel X). Das Eingangstor der Mainzer Zitadelle sowie die Außenseite des Mainzer Gautors, ersteres laut Bauzahl im Jahre 1660, letztere laut Bauzahl 1670 errichtet, haben in Würzburg ihr unverkennbares Vorbild. Beide, die sich in der ganzen Gliederung auffallend ähneln, sind freie Nachahmungen des Haupttores an der Festung Marienberg über Würzburg; letzteres ist um 1650 entstanden. Auch die Seite des Burkardertors, die nach der Mergentheimer Straße gerichtet ist (entstanden 1680), gehört ihrer architektonischen Form nach in diesen Kreis. Das Haupttor der Festung Marienberg aber und ebenso das Burkardertor sind, wie urkundlich nachgewiesen ist,[14]) von dem Baumeister Antonio Petrini und seinem Werkführer Antonio Righi errichtet. Mit dieser Tatsache ist auch die Frage nach dem Urheber des Mainzer Zitadellen- und Gautors gelöst; er ist kein anderer als Antonio Petrini. Ob er sich urkundlich in Mainz nachweisen läßt, oder nicht, kommt dabei an sich nicht in Betracht. In der Tat ist aber auch dieses bei Petrini und seinem Werkmeister Antonio Righi der Fall. Im April 1663 führte[15]) letzterer bei dem Mainzer Rate eine Privatklage gegen den alten Hofmaler Christoph Gärtner, der seinen Vetter als Lehrjungen der Malkunst nicht gebührlich behandelte; der gequälte Vetter war vermutlich der spätere Maler Ulrich Righi (Mainzer Ztschr. N. F. II S. 96; III S. 125). Im August 1670 leitete Righi noch immer Mainzer Fortifikationsarbeiten; denn damals wurde der Bierbrauer im Schifferstein, Barthel Hermann, gegen die italienischen Maurer Jean Baptista Riz aus Cleff in Italien und Anton Platz vorstellig,[16]) die beide unter dem Meister Antonio Righi arbeiteten. 1665 kommt Antonio Petrini urkundlich in Mainz vor. Am 30. Dezember dieses Jahres wurde auf Befehl und unter dem Siegel des Mainzer Gewaltsboten für den italienischen Maurermeister Anthon Padrino ein Zeugnis ausgestellt, daß ihm der verstorbene[17]) Italiener Johann Paltera nach der Rechnungsablage von 1658 noch 20 Reichstaler schuldig geblieben ist.

Petrini muß demnach auch der Architekt gewesen sein, auf den Kurfürst Johann Philipp die Altmünsternonnen bei dem Neubau ihres Klosters und der zugehörigen Kirche verwies. Da der Kurfürst die Dienste seines Fortifikationsbaumeisters den Nonnen unentgeltlich zur Verfügung stellte, so ist nicht abzusehen, warum sie sich der Kenntnisse und Fähigkeiten Petrinis bei ihren Neubauten nicht hätten bedienen sollen. Wurde aber die Altmünsterkirche von Petrini erbaut, dann ist er auch der Schöpfer des späteren Königs von England und Römischen Kaisers; denn es zeigt, wie Professor Neeb zuerst erkannte, der Kragstein bei Altenmünster genau dieselbe Profilierung und dasselbe Ornament wie die Konsolen an der Holzgalerie im König von England. Derjenige Architekt jedoch — darüber war man ja seither schon einig —, der den König von England aufführte, schuf auch den Römischen Kaiser. Ist Petrini der Erbauer der beiden Rokochischen Häuser, dann ist auch Neebs Beobachtung erklärt, daß diese Gebäude in ihren architektonischen Formen die einheimischen Traditionen nicht wieder aufnehmen. Vielleicht aber lebten umgekehrt die Ideen Petrinis weiter in der Mainzer Domkustorie (erbaut 1666) und in dem Schönborner Hof (aufgeführt 1668 ff.).

Zwischen Petrinis Festungsbauten und dem Römischen Kaiser ist ein bedeutender Unterschied. Dagegen steht der Römische Kaiser in näherer Beziehung zu den Gebäuden, die Petrini während der Jahre 1660 bis 1701 nachweislich in Würzburg aufführte; es kommen dabei die Häuser Marktplatz 12, 20 bis 28 und Münzgasse 1 in Betracht; freilich ist die Verwandtschaft nur eine allgemeine, und nirgends kann von einer unmittelbaren Wiederholung der Motive die Rede sein, die an dem Römischen Kaiser Verwendung fanden. Das gleiche Verhältnis dürfte auch zwischen der Altmünsterkirche und der Würzburger Karmeliten-(Reuerer-)kirche (1662—69) herrschen; beide Fassaden weisen eine gewisse Ähnlichkeit auf, so verschieden auch immer ihre Ausgestaltung ist.

Zeitlich steht der Annahme, daß Petrini die beiden Rokochischen Häuser baute oder auch nur entwarf, überhaupt nichts im Wege. Denn nach 1650 begann der Mainzer Festungsbau, der Spiegel aber wurde etwa 1653 bis 1655, der Marienberg vor 1664 aufgeführt, während Petrinis gesamte Würzburger Tätigkeit die Jahre 1649 bis 1701 umspannt. In der Zeit von 1650 bis etwa 1675, d. h. damals, als in Würzburg und Mainz der Festungsbau mit gleicher Energie betrieben wurde, mag Petrini bald länger, bald kürzer in der Residenz des Mainzer Kurfürsten geweilt haben. Durch diesen oder in geschäftlichem Verkehr wird Rokoch mit ihm bekannt geworden sein. Wie oft erschien doch der Rentmeister zu Audienzen in dem kurfürstlichen Schlosse! Und als Mitglied der kurfürstlichen Kammer, der die Fortifikationsrechnungen vorgelegt wurden, hatte Rokoch amtlich mit dem Festungsbaumeister zu tun.

In die Baugeschichte des Spiegels und Marienberges kommt noch ein neues Moment durch eine Mitteilung des Herrn Apothekers Dr. Kreuder, der den linken Flügel des Römischen Kaisers (C. 32) besitzt. Als dieser bei Übernahme des Anwesens das schadhafte Dach ausbessern ließ,

wurde der bis dahin beschieferte Giebel der Hofseite bloßgelegt. Derselbe wies, wohl in ähnlicher Weise wie der Uhrengiebel in dem König von England, geschnitzte Holzsäulen auf und zeigte die Jahreszahl 1653; leider war das Ganze in so schlechtem Zustande, daß es wieder mit Schiefer verkleidet werden mußte. Die Jahreszahl 1653 aber gibt für die Entwicklung der Rokochischen Bauten ganz neue Anhaltspunkte. Es unterliegt nun keinem Zweifel mehr, daß Rokochs Bautätigkeit hier einsetzte. Das Äußere dieses Hauses, das drei Stockwerke und einen zweistöckigen Giebel aufweist, war ursprünglich hinsichtlich der Fenster genau so schmucklos gehalten, wie dies heute noch bei dem König von England der Fall ist. Dagegen war es wie er zu beiden Seiten mit Bossage-Quadern eingefaßt. Ebenso besteht zwischen seinem Giebel und dem rechten des Königs von England — der linke ist neu — die denkbar größte Übereinstimmung; beide werden nämlich durch Halbsäulen, die auf Konsolen ruhen, in vertikaler Richtung gegliedert; es besteht nur der Unterschied, daß der Giebel am König von England, entsprechend seinem geringeren Umfange, nur ein Doppelfenster hat; ersteres schließen zwei auf Konsolen ruhende Halbsäulen genau in derselben Weise ein, wie diese an dem Bau des Jahres 1653 jedes der beiden unteren Doppelfenster sowie das obere flankieren. Ferner weisen beide Giebel dieselben Verzierungen sowie ein Rundfenster auf.

Nachdem bereits 1653 das Haus auf dem ehemaligen Heumarkte fertiggestellt war, führte Rokoch in der Zeit bis 1655 den Spiegel neu auf; dann wurden beide Häuser, die mit ihren Hintergebäuden zusammenstießen, durch eine noch heute vorhandene Galerie im ersten Stockwerk verbunden. In dieser Verbindung kennt die Stadtaufnahme von 1657 die zwei Neubauten. Sie sagt Fol. 84a: „Daß Hauß zum großen Spiegel mit seinem begriff, hauß und hoff auch zugehör ist new gebaut und H. Rentmeister Rokoch zustendig.“ Nachdem dann die Stadtaufnahme u. a. die Eckbehausung an dem Heumarkt gegenüber der Liebfrauenkirche erwähnt hat, fährt sie fort: „Zwei heußer zuer Lawern genannt, den obern einen Rheuel hatt vorgemelter Hermann Hülß (der Eigentümer der Eckbehausung) und anderntheil H. Rentmeister Rokoch zum großen Spiegel gezogen.“ Da die Stadtaufnahme dann unmittelbar zu dem kleinen und großen Stern übergeht, die nachweislich erst später von Rokoch erworben wurden (vgl. S. 75), so kann den von Rokoch verbauten Reuel nur das Haus des Jahres 1653 einnehmen.

Heute würde man sagen, Rokoch hat damals recht verzwickt gebaut, aber dieses gewiß nicht ohne zwingende Gründe. Vermutlich war der Bauplatz auf dem Heumarkt gekauft und der Neubau bereits begonnen, als es Rokoch gelang, den Spiegel in seinen Besitz zu bringen. Es war nun die Aufgabe des Architekten, beide Gebäude zu einem Ganzen zu verbinden, und dies geschah durch die erwähnte Galerie. Wenn er bei der Neuaufführung des Spiegels den Hof zum Mittelpunkte machte und nach diesem fast alle Wohnräume münden ließ, so bestimmten ihn hierbei sicher zuletzt historische Reminiszenzen und anderweitige Vorbilder; vielmehr nötigten ihn dazu die Raumverhältnisse. An der Straße standen ihm nur 10,60 m für die Stirnseite des Hauses zur Verfügung; dagegen lief, wie bereits erwähnt, das Baugelände hinter mehreren Häusern der Seilergasse her; das gleiche war nach dem ehemaligen Heumarkt hin der Fall. Dazu kam, daß die Fläche, die für den Neubau verwendet werden sollte, eine bedeutende Tiefe hatte; anschaulich wird dies durch die Tatsache, daß der Hof des Spiegels, obwohl ihn nach drei Seiten Wohngebäulichkeiten umschließen, eine Langseite von 18,80 m und eine Breitseite von 13,20 m hat (bei dieser Abmessung blieb natürlich der Neubau von 1895 unberücksichtigt). Solche Raumverhältnisse nutzte der Baumeister Rokochs am besten aus, wenn er einen großen Hof zum Mittelpunkte der ganzen Anlage machte. Ob er mit einem derartigen Plane zugleich einem Wunsche des Bauherrn nachkam, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls aber entsprach der Architekt einer Forderung Rokochs, wenn er den Treppenturm über die unbedingt notwendige Höhe hinausführte; denn ein bauliches Zierstück schuf er damit nicht, indem der Abschluß keinerlei architektonischen Schmuck, sondern nur eine beschieferte Laterne hat. So entstand wohl auf Anregung Rokochs der hohe Aussichtsturm (auf der Abbildung 2 in seinem obersten Teile sichtbar), der noch heute das Gebäude selbst überragt und von dem Markte und der Liebfrauenstraße aus dem aufmerksamen Beobachter stets auffällt. Er verschafft jedem, der die steinernen Wendeltreppen erklimmt, die Möglichkeit, über die Dächer der Nachbarn hinweg zu schauen und dem Auge eine weite und entzückende Fernsicht zu bieten. Ganz das Abbild des Großkaufmannes, der über die kleinliche Umgebung hinwegsieht, weil sein heller Blick auf das Große, nicht immer leicht Erkennbare gerichtet ist. Ganz aber auch das Abbild Emund Rokochs. Bewußt oder unbewußt kennzeichnet diese Anlage ihren Bauherrn, einen Mann außergewöhnlicher Art. Kleine Nadelstiche, die dem energischen Rentmeister, dem unbequemen Steuerbeamten versetzt wurden, lähmten Rokochs Berufseifer nicht und raubten ihm ebenso wenig den Glauben an die Menschheit. Selbst von Schwächen nicht frei, schaute er über die seiner Umgebung hinweg und richtete sein Augenmerk auf das Allgemeine. In der Mitarbeit an einzelnen Gesetzen kam diese Geistesrichtung zum Ausdruck; sie verlangte strenge Durchführung der erlassenen Satzungen, widerstrebte aber jeder parteiischen Belastung der Nichtprivilegierten und Schwächeren.

1653 wurde das Haus am Heumarkt, 1655 der neu aufgeführte Spiegel vollendet. Als die Stadtaufnahme im Jahre 1657 erfolgte, war dieses Besitztum durch Erwerbung angrenzender Gebiete bereits wesentlich erweitert. So hatte Rokoch zwei Plätze nach der Rotekopfgasse (Nr. 4) gekauft und darauf eine Scheune errichtet. In der Mailandsgasse, die im rechten Winkel auf die Rotekopfgasse stößt und an die Stadtmauer führte, gehörte ihm ein Gärtlein, das mit einer Mauer eingefaßt war. Auch das Haus, das südlich an den Spiegel stößt (C 35, Markt 39) besaß er, wenngleich er es um Zins gemietet hatte. Sein Eigentum in dem Häuserquadrat Seilergasse, Heumarkt, Rotekopf- und Mailandsgasse war also schon wohl arrondiert. Da bot sich ihm etwa zwischen 1660 und 1662 Gelegenheit, den kleinen und großen Stern anzukaufen. Er benutzte sie, da sich beide Häuser unmittelbar an sein Anwesen auf dem Heumarkt anschlossen. Ließ sich dem Hause von 1653 der Neubau angliedern, der die Stelle des kleinen und großen Sternes einnehmen sollte, so war die Möglichkeit geschaffen, ein stattliches Wohnhaus mit mächtiger Stirnseite an den belebtesten Platz der Stadt zu stellen.

Der ebenso schwierigen wie undankbaren Aufgabe, an ein vorhandenes Haus ein neues und umfangreicheres anzufügen, gehen die Architekten nach Kräften aus dem Wege. Petrini, der jenes Haus von 1653 und ebenso den Spiegel zwischen 1653 und 1655 erbaut hatte, übernahm es, ersteres in den Neubau einzubeziehen. Und in welcher Weise tat er das? Der dreistöckige Bau von 1653 mit der dreifenstrigen Front und dem Giebel war vorhanden; ihm ließ Petrini auf der rechten Seite einen Bau von den gleichen Abmessungen und derselben Giebelbekrönung entsprechen, nur daß er bei letzterem die vertikale Gliederung mit den Halbsäulen nicht wiederholte. Zwischen die beiden Flügel stellte er einen Mittelbau, dessen Erker in einen Turm ausläuft. Dieser trat früher um so mehr hervor, als er da ansetzte, wo die Giebelfelder der beiden Flügel beginnen; diese wurden durch Balustraden, die um den Erker herumliefen, miteinander verbunden.

Den sieben Fenstern, die der Neubau im Erdgeschoß, sowie den zehn, die er im ersten und zweiten Stockwerk erhielt, durfte Petrini nicht den einfachen glatten Sturz geben, wie ihn der schmale, dreifenstrige Bau von 1653 aufwies. Er bekrönte daher die Fenster in der abwechselungsreichen Weise, die gewiß für die Zeit, aber ebensosehr für Petrinis Würzburger Bauten bezeichnend ist. Die Fenster des Erdgeschosses wurden mit Stichbogengiebeln, die des ersten Stockwerkes mit dreieckigen Giebelaufsätzen versehen, die des zweiten Stockwerkes dagegen bekamen nur profilierte Stürze. Hätte Petrini die Fenster des zweiten Stockwerkes in irgend einer Weise bekrönt, so wäre der ganze Bau zu wuchtig und schwerfällig geworden. Dagegen schuf die einfache Fensterreihe der zweiten Etage einen Ruhepunkt zwischen der reichen Gliederung des Erdgeschosses und ersten Stockwerkes einerseits und der zierlichen Umrahmung der Giebel andererseits. Hinsichtlich des äußeren Abschlusses nämlich ahmt der Giebel des Neubaues jenen von 1653 nach; dagegen ist das rechte Giebelfeld lediglich durch Gesimse und Fenster, allerdings in etwas anderer Anordnung, belebt. Warum dieser Unterschied zwischen dem alten und neuen Giebel? Die Halbsäulen auf den Konsolen waren bei jenem am Platze; denn der Giebel bildete den einzigen Schmuck des Hauses von 1653. Das rechte Giebelfeld aber mußte in Anbetracht der reichen Fensterbekrönung in dem Erdgeschoß und dem ersten Stockwerk sowie der profilierten Fensterstürze des zweiten Stockwerkes von den schweren Halbsäulen und Konsolen frei bleiben, sollte es nicht den Eindruck des Überladenen hervorrufen. Dafür erhielt der Giebel des rechten Flügels ein reicher gegliedertes Rundfenster. So hat Petrini in verständnis- und liebevoller Weise den alten und neuen Bau aneinander angepaßt. Von diesem Streben geleitet, ließ er auch nachträglich an dem linken Flügel die Fenster des Erdgeschosses mit Stichbogengiebeln und die des ersten Stockwerkes mit dreieckigen Giebelaufsätzen ausstatten, nur daß schmälere Gesimse unter diesen Giebelbekrönungen herumlaufen. Aber außerstande war Petrini, den Fenstern des linken Flügels die erhöhten und profilierten Stürze zu geben, welche bei dem Neubau die Fenster des ersten und zweiten Stockwerkes auszeichnen. Ebensowenig vermochte er es, den Neubau mit dem Hause von 1653 in eine Bauflucht zu bringen, und so weist der Winkel, in dem beide stehen, noch heute auf die verschiedene Zeit ihres Ursprunges hin.

Nach Vollendung des Marienberges baute Rokoch wohl nicht mehr. Warum sollte er auch dies? Er besaß ein so stattliches Wohnhaus, wie es nicht viele des Mainzer Adels ihr Eigen nennen konnten. Wie oft mag der Neid der Ärmeren und die Mißgunst der Höhergeborenen nach diesen Fenstern emporgeschaut haben! Wie viele Vorübergehenden wußten zu erzählen, daß sich der Rentmeister in verhältnismäßig wenig Jahren von kleinen Anfängen zu außergewöhnlichem Reichtum emporgearbeitet hatte! Waren nicht seine Wohnungen die sprechendsten Zeugen hierfür? In der Schwedenzeit 1632 oder 1633 wanderte er in Mainz ein. Wie viel Habe er aus seinem Geburtsort Büir im Jülicher Gebiet mitbrachte, wir wissen es nicht. 1644 ist er bereits Besitzer zweier Häuser, in der Nähe des Kaufhauses und in der Seilergasse (Nr. 4) belegen. 1653 wandert er von diesen engen Quartieren nach dem freieren Heumarkt. 1655 bezieht er den neu gebauten Spiegel, den er durch Ankauf anderer Anwesen beträchtlich vergrößerte. 1664 gehört ihm der Marienberg mit seiner stattlichen Front. Mit Stolz mochte Emund Rokoch hervorheben, daß er alles durch sich geworden war. Aber es kamen, wie später gezeigt wird, auch Tage, an denen der reiche Rentmeister gesenkten Hauptes und traurigen Antlitzes in seine herrschaftliche Behausung eintrat. Und schließlich nahte der 18. Dezember 1675; da umschlossen die weiten Gemächer jenen als Toten, der ihnen das Dasein gegeben hatte.

VI. Zur Frage des Brückengeldes in alter Zeit (1692)

Einzelne Ansichten von Mainz, vor allem die Merianischen, zeigen, daß schon vor der Regierung des Kurfürsten Johann Philipp (1647—1673) gelegentlich Mainz und Kastel durch eine Schiffbrücke verbunden waren. Zu einer dauernden Einrichtung wurde dieses Verkehrsmittel erst unter genanntem Erzbischof. Nach mancherlei Verhandlungen mit dem Domkapitel kam Johann Philipp zur Ausführung seines Planes. Ende April oder Anfang Mai des Jahres 1661 wurde die Schiffbrücke, die angeblich ein Würzburger Mühlmeister gebaut hatte, vollendet. Am 12. Mai 1661 ging der Kurfürst mit seinem Hofstaate über dieselbe, und alle zahlten das angesetzte Brückengeld, d. h. einen Kreuzer für die Person (Schaab, Geschichte von Mainz II S. 340—344).

Welches die Schicksale der Mainzer Schiffbrücke im einzelnen waren, darf hier ununtersucht bleiben; dagegen soll auf einige Aktenstücke[18]) hingewiesen werden, die dem Jahre 1692 entstammen und die Frage des Brückengeldes betreffen; sie geben in mancher Beziehung wertvolle kulturgeschichtliche Aufschlüsse.

In dem bezeichneten Jahre erstattete die kurfürstliche Rente Lohneck über die eingegangenen Brückengefälle Bericht (Nr. 121). Das Ergebnis war überraschend: 1685 hatten die Einnahmen 3799 fl. 33 Kr. betragen; die Rechnungen über 1686 lagen bei der kurfürstlichen Kammer. 1687 waren die Einnahmen auf 3232 fl. 3 Kr. zurückgegangen, 1688 betrugen sie nur noch 1814 fl. 26 Kr. Dagegen mußten von der Rente zur Bestreitung der Brücken-

baukoſten 1689 150 fl. 47 Kr., 1690 133 fl. 4 Kr. und 1691 182 fl. 1 Kr. zugelegt werden. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es nur zu begreiflich, wenn der Kurfürſt das Brückengeldweſen umzugeſtalten und zu verbeſſern gedachte. Wollte er die Einnahmen aus den Brückengefällen mit den Ausgaben für die Erhaltung des Bauwerkes in Einklang bringen, ſo mußte er zunächſt alle Befreiungen von dem Brückenzoll möglichſt beſeitigen.

Daß die Mitglieder des Domkapitels, die Erb- und Grundherrn des Erzſtiftes, wie ſie ſich gerne nannten, die Mainzer Brücke ohne Entgelt benutzten, hatte Anſelm Franz an einem unbekannten Zeitpunkte zugeſtanden (Nr. 119, dieſes Aktenſtück liegt auch den folgenden Ausführungen zugrunde). Aber die Domherrn verlangten weiter, auch ihre Pferde und Wagen, mit denen ſie Wein, Früchte und Stroh über die Brücke führten, und ebenſo ihre Knechte und Mägde, kurz alle, die von ihnen abhingen, ſollten frei über die Brücke gelaſſen werden. Das hatte dann zur Folge, daß die Adeligen und Offiziere gleichermaßen behandelt ſein wollten. So mußte denn eine merkliche Schädigung der Brückengefälle eintreten. Um dieſen Mißſtänden zu begegnen, forderte der Kurfürſt am 23. Mai 1692 den Kammerrat Eckhardt ſchriftlich auf (Nr. 119), den Brückenzöllnern folgende Weiſungen zu geben: Die dem Domkapitel verwilligte Freiheit ſoll keineswegs über Gebühr ausgedehnt, dem Adel kein freier Übergang über die Brücke, den Soldaten und Offizieren aber ein ſolcher nur dann geſtattet werden, wenn ſie die Brücke bei Kommandos benutzen. Dementſprechend ſind deren Weiber und Kinder und ebenſo die Marketender mit ihren Fuhren, die doch nur ihr Privatintereſſe ſuchen, zur Entrichtung des Brückengeldes anzuhalten. Damit ſich jeder von der Miliz nach dieſer Anordnung richten kann, ſoll Kammerrat Eckhardt dem Generalfeldzeugmeiſter von Thüngen ſofort von ihr Kenntnis geben. Dieſer hat dann weitere Maßregeln für die in Mainz liegende Miliz zu treffen. Am Ende des Briefes, der dieſe kurfürſtlichen Befehle enthält, wird es dem Kammerrat Eckhardt zur Pflicht gemacht, über den Erfolg zu berichten, von dem dieſe Maßnahmen begleitet ſeien. Leider iſt ein derartiges Schriftſtück nicht erhalten; nur die Inſtruktion (Nr. 120) iſt auf uns gekommen, die im Anſchluß an das kurfürſtliche Schreiben der Rente zuging. Sie lautet: Die Brückenzöllner ſollen in Zukunft alle Domherrn und ihre Diener in Livré, ebenſo ihre Hauskeller (Hausverwalter) ſowie die Pferde und Wagen der Domherrn, wenn Leute in Livré dabei ſind, frei paſſieren laſſen, ſonſt aber niemanden und nichts.

Bei dieſer Abſtellung von Mißſtänden ließ es der Kurfürſt nicht bewenden; er trat auch mit Vorſchlägen hervor, die eine Vermehrung des Brückengeldes bezweckten; er war dabei von dem derzeitigen Brückenmeiſter beraten, der eigens um dieſer Sache willen an dem Hoflager in Aſchaffenburg erſchien (vgl. unten S. 84). Seine Pläne gibt Anſelm Franz in dem Schreiben vom 20. Juni 1692 (Nr. 115) der in Mainz zurückgelaſſenen Regierung kund. In deſſen Eingang betont der Kurfürſt, er ſei durch mündliche Berichte und Remonſtrationen, ferner durch vorgelegte Rechnungen darüber belehrt worden, daß ſeit geraumer Zeit Unordnung, Konfuſion und Unterſchleif bei dem Mainzer Brückenzoll eingeriſſen ſei; dadurch hätten ſich die Brückengefälle derart verringert, daß mit ihnen die Unterhaltungskoſten nicht mehr beſtritten werden könnten, ſondern jährlich von der Kammer ein merklicher Zuſchuß geleiſtet werden müſſe. Als 1. Grund für dieſe Tatſache führt Anſelm Franz an, „daß ſich faſt männiglich vom Brückengelt eximiren und frey machen will“. Als weitere Urſachen bezeichnet er folgende: 2. Von jedem Pferd und jedem Ochſen, gleichgültig, ob dieſe einzeln oder als Beſpannung eines ſchwer beladenen Wagens die Brücke paſſieren, werden ſeither ſechs bezw. vier Kreuzer entrichtet; dennoch verurſachen nicht die Pferde oder Ochſen, ſondern die ſchweren Laſten der Fuhrwerke eine Beſchädigung der Brücke. 3. Müller und Bauern pflegen die höheren Brückenabgaben zu umgehen. Sie fahren nämlich ungewöhnliche Laſten mit drei, vier und mehr Pferden oder Ochſen zu Lande nach Kaſtel, ſpannen hier einige ihrer Zugtiere ab und fahren dann mit einfachem oder Doppelgeſpann über die Brücke nach Mainz; unter ſolchen ſchweren Fuhrwerken leidet die Brücke. 4. Jeder kurfürſtliche Untertan aus Kaſtel zahlt bis jetzt ſtatt eines Albus, wie er für jeden Paſſanten der Brücke feſtgeſetzt iſt, nur einen Kreuzer. Dieſe kurfürſtliche Vergünſtigung genießen die Kaſteler, damit ſie bei eintretenden Notfällen die Brücke vor Schaden bewahren ſollen. Nun wurde aber wahrgenommen, daß die ganze Gemeinde Kaſtel bei dringlichen Gelegenheiten nicht Hand anlegte, ſondern nur die Färcher, etwa 24 Perſonen an der Zahl, wirklich Hilfe leiſteten.

Um alle weiteren Konfuſionen und ebenſo künftige Beſchwerniſſe der Kammer abzuſtellen, iſt der Kurfürſt dafür: 1. daß entweder alle Befreiungen generaliter aufgehoben oder doch die befreiten Perſonen in eine richtige Ordnung gebracht werden; dabei ſoll denjenigen, welche in kurfürſtlichen Dienſten die Brücke benutzen, das entrichtete Brückengeld aufgerechnet und gutgeſchrieben werden. 2. daß in Zukunft von jedem angeſpannten Pferd oder Ochſen acht Kr., von einem nicht angeſpannten Pferd ſechs und von einem nicht angeſpannten Ochſen vier Kr. für das Paſſieren der Brücke entrichtet werden. Für alle Pferde und Ochſen, welche eine Laſt in Kaſtel einbringen, ſollen auch, wenn ſie daſelbſt ausgeſpannt werden, geradeſo acht Kr. erlegt werden, als wenn ſie die Brücke paſſiert hätten. 3. daß die Müller und Bauern, wenn ſie auf einem Fuhrwerk mehr als zehn Malter Frucht oder Mehl über die Brücke führen, einen Kreuzer von jedem derartigen Malter beſonders zahlen. 4. daß die Bürger von Kaſtel in Zukunft dasſelbe Brückengeld zu erlegen haben wie andere Untertanen, d. h. zwei Kr. bei jeglichem Gang. Den Färchern ſamt Weibern und Kindern und ebenſo deren Hausgenoſſen ſoll wegen ihrer ſeitherigen Dienſte geſtattet ſein, auch in Zukunft für ſich und die Ihrigen vom Kopf nur einen Kr. Brückengeld zu geben. Jeder der Färcher iſt von dem Rentmeiſter mit einem Zeichen zu verſehen, damit er ſolches an der Zollſtätte vorzeigen kann.

Dieſe Vorſchläge unterbreitete der Kurfürſt dem Kanzleipräſidenten, dem Kanzleidirektor und den Regierungsräten, d. h. dem Hofrate, damit dieſe ſie nicht allein reiflich erwogen, ſondern ſich auch mit dem kurfürſtlichen Kriegsrate darüber ins Benehmen ſetzten, wie es mit dem Militär und den täglich abwechſelnden Wachen hinſichtlich des Brückengeldes zu halten ſei. Wenn beides geſchehen, ſollten ſie dem Kurfürſten ein Gutachten einreichen. In der Sitzung, welcher der geſamte Hofrat am Freitag dem 11. Juli 1692 abhielt, berichtete Hofrat Bilefeld in dieſer Sache (Nr. 122). Er hatte durch den Kammerrat Otto dem

Oberstleutnant von Wangen als Vizekommandanten der Festung Mainz die Pläne des Kurfürsten übermitteln lassen. Dieser hielt sie, soweit sie das Militär angingen, für undurchführbar. Er wisse nicht, so erklärte er, und habe auch niemals gehört, daß anderwärts, wo dergleichen Brücken seien, Soldaten, mochten sie auf Wache kommandiert sein oder nicht, jemals für Passieren der Brücke das geringste abgefordert worden sei; er wage auch um so weniger der Soldateska derartiges zuzumuten, als verschiedene Schiffe der Mainzer Brücke dem Kaiser gehörten. Im Anschluß an den Bericht Bilefelds entwarf der gesamte Hofrat ein Schreiben (Nr. 123) an den Kurfürsten, der noch immer in Aschaffenburg weilte; es geschah dies ebenfalls unter dem Datum des 11. Juli 1692. Was Punkt 1 des kurfürstlichen Briefes anlangte, so stellte es der Hofrat dem Landesherrn anheim, ob er diejenigen, die in seinen Diensten die Brücke benutzten, zumal sie die kurfürstliche Livré trügen, frei passieren oder ihnen aber das entrichtete Brückengeld bei der Kammer gutschreiben lassen wolle. Jede dieser Maßregeln könne bestehen, da, soweit er (der Hofrat) wisse, außer dem Domkapitel und der Miliz niemand umsonst über die Brücke gehen dürfe. Auf die weiteren Punkte des kurfürstlichen Schreibens geht der Hofrat nicht ein, sondern verweist in dieser Hinsicht auf die Gutachten des Vizedominus und des Rentmeisters, mit denen er einverstanden ist. Er erlaubt sich aber, daran zu erinnern, daß bei den jetzigen beschwerlichen Zeiten und Kriegsläuften von der linken Seite des Rheines nichts nach Mainz gebracht wird. Wenn man nun für das, was von dem rechten Rheinufer nach Mainz geschafft werden soll, das Brückengeld erhöht, so steht zu besorgen, daß die Zufuhr dadurch abgeschnitten wird und den Mainzern überhaupt nichts mehr zugeführt werden kann, weil unter- und oberhalb der Stadt der Rheinstrom fast völlig gesperrt ist. Da auf diese Weise der Brückenzoll zu Kastel und die Rentengefälle eine wesentliche Einbuße erleiden würden, so ist es nach Ansicht des Hofrates besser, bei dem alten zu verbleiben. In bezug auf das Brückengeld, das der Kurfürst für die Miliz geplant hatte, beruft sich der Hofrat auf die Erhebungen Bilefelds und hält dementsprechend das Vorhaben für unzweckmäßig.

Das Gutachten des Vizedominus von Dalberg (Nr. 116), auf das sich der Hofrat bezieht, ist vom 30. Juni datiert. In ihm gibt Dalberg den Rückgang der Brückengefälle ohne weiteres zu. Es ist aber nach seiner Ansicht zu bedenken, daß der Rheinstrom seither infolge drohenden Krieges für sehr unsicher galt und die Stadt Mainz gemieden wurde; deshalb liegen alle Gewerbe sowie Handel und Wandel, die durch Ab- und Zufuhr dem Brückenzoll viel einbringen, völlig darnieder. Andererseits wird nach Beobachtung des Vizedominus der Brückenbau durch den unermüdlichen täglichen freien Übergang der Miliz mehr als in Friedenszeiten geschädigt; darum verursacht die Unterhaltung und Wiederherstellung der Brücke größere Kosten. Alle diese Ausfälle an Brückengeld können nach der Meinung des Vizedominus durch Erhöhung des Brückengeldes für Fuhrwerke nicht ausgeglichen werden; denn die unzweifelhafte Folge wird die sein, daß sich auf Grund des gesteigerten Brückengeldes die Zufuhr nach Mainz noch mehr verringert und benachbarten Städten zuwendet. Die Waren aber, die trotzdem nach Mainz kommen, werden verteuert. Da Mainz „vom Rücken", d. h. von seinem Hinterlande „alß einem vom freund und feind verderbtem Landt" nichts zu erhoffen hat, sondern alle Subsistenzmittel von dem rechten Rheinufer erhält, so wird die Stadt beim Ausbleiben der rechtsrheinischen Fuhren in Not und Mangel geraten, die bekanntlich verarmte Einwohnerschaft aber durch neue Auflagen bedrängt. Deshalb faßt der Vizedominus sein Urteil dahin zusammen, daß „der gleich sobald anscheinende schaden in publico, ohne andere darab ohnfehlbar erfolgende Nachwehen, den abgang des brückenzolls weit übertreffen würde." Es kommt der Vizedominus zu dem Ergebnis, man solle bei den jetzigen beschwerlichen Zeiten das Fuhrwerk unter den alten Bedingungen die Brücke benutzen lassen, dagegen genauere Aufsicht über die vielfachen Unterschleife führen und Unberechtigte die Brücke nicht frei passieren lassen. So kann der Ausfall an Brückenzoll einigermaßen ausgeglichen werden. Dieser durchaus richtigen Auffassung fügt der Vizedominus folgende, nicht minder zutreffende bei: „Eß ist auch bekant und hat es bishero der augenschein gegeben, daß alß hiebevor von iedem uber passirendem menschen nur 1 Kr. Zoll erhoben worden, ein weith größerer zü- und ubergang geweßen, davon gnädigste herrschaft mehrere nutzen getragen, die brückhen aber den wenigsten schaden erlitten." Die Einwohner des Fleckens Kastel, so bemerkt der Vizedominus in einer Nachschrift (Nr. 117), genossen deshalb seither das Vorrecht, nur einen Kreuzer Brückengeld für die Person zu bezahlen, weil ihnen durch die stehende Brücke die Rheinüberfahrt entzogen wurde, die für sie eine Erwerbsquelle bildete. Ein zweiter Grund für ihr geringeres Brückengeld war der, daß sie allezeit die erforderte Hilfe leisteten, wenn es sich um Bergung der Rheinbrücke handelte. Hierzu sind sie auch fernerhin bereit. Wenn sie zuweilen bei solchen Notfällen nicht beisprangen, so war dies durch die Fahrlässigkeit des Brückenmeisters und seiner Knechte bedingt, indem diese von den Kastelern nicht zeitig Beistand erbaten. Der Vizedominus wußte über diese Verhältnisse so gut Bescheid, weil er die Kasteler darüber vernahm. Bei dieser Gelegenheit hatten letztere auch darauf hingewiesen, daß mancher Schaden von der Brücke abgewendet werden könne, wenn der Brückenmeister sein Personal zur Beaufsichtigung und Besorgung der Brücke zusammenhalte und nicht den einen hier, den anderen dort zu seiner oder anderer Leute Privatarbeit einstelle. Es hatten ferner die Kasteler ihrer Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die Anordnung Johann Philipps auch weiterhin in Kraft bleibe; darnach durfte die Kasteler Jugend, welche Schulen besuchte, Studien oblag und den dabei üblichen Andachten beiwohnte, die Brücke frei passieren, die Einwohner aber hatten für den Kopf nur einen Kreuzer Brückengeld zu bezahlen. Bei diesem Vorrecht wünschten die Kasteler gerade jetzt zu verbleiben; denn sie seien bestrebt, ihren gänzlich verwüsteten Flecken wieder in den alten Zustand zu bringen und müßten dabei mehr als sonst die Brücke benutzen.

Das zweite Gutachten, auf das sich der Hofrat bezieht, rührt von dem Rentmeister Friedrich Antoni her. Ihm übergab der Hofrat am 28. Juni 1692 eine Kopie des kurfürstlichen Schreibens vom 20. desselben Monats und forderte ihn zum Berichte auf. Er beriet sich darauf mit sämtlichen Beamten der Rente Lohneck und antwortete bereits durch Schreiben vom 30. Juni 1692 (Nr. 118). Er gibt darin zu, daß verschiedene in ungebührlicher Weise

Freiheit vom Brückengeld fordern und so bedeutender Unterschleif verursacht werde. Die Anordnung des Kurfürsten, daß nur das Domkapitel und dessen Diener die Brücke frei benutzen dürfen, alle anderen aber bezahlen müssen, ist nach Meinung des Rentmeisters augenblicklich nicht durchführbar; der Kriegszustand und sonstige Verhältnisse tragen daran die Schuld. In betreff des Militärs ist seiner Auffassung nach zunächst mit dem General (von Thüngen) und dem Kriegsrat Rücksprache zu nehmen und dann den Brückenzöllnern ein Verzeichnis derer auszuhändigen, die berechtigt sind, die Brücke frei zu passieren; zugleich wäre diesen zu befehlen, daß sie alle anderen zur Zahlung anhielten und niemanden etwas an Brückengeld aufschrieben. Wenn der Kurfürst anordne, daß der Zoll für bespannte Wagen erhöht werden solle, so würden der Rentmeister und die Rentendiener dieser Verfügung gewissenhaft nachkommen; es wäre aber besser, wenn der Brückenmeister sich mit der Rente berate, bevor er derartige Vorschläge in Aschaffenburg mache. Es führten demnach die Rentenbeamten die geplante Erhöhung des Brückengeldes auf den Brückenmeister zurück; dieser, ein Untergebener des Rentmeisters, hatte also hinter dem Rücken seines Vorgesetzten in Aschaffenburg Vorschläge gemacht. Die Verordnung, daß Müller und Bauern, wofern sie über zehn Malter auf einen Wagen laden, von jedem Malter einen Kreuzer zahlen sollen, wird — so führt der Rentmeister weiter aus — viele Disputationen und Klagen absetzen. Auf den Vorschlag, daß die Kasteler nicht mehr einen, sondern zwei Kreuzer Brückengeld bezahlen sollen, geht der Rentmeister nicht ein, weil es der Vizedominus übernommen hat, selbst über diesen Punkt zu berichten. Die Tatsache, daß die Brücke zurzeit nicht soviel abwirft wie früher, ja sogar zur Bestreitung der Brückenunkosten Zuschuß geleistet werden muß, hat, wie der Rentmeister darlegt, besondere Gründe. Die Brückenzöllner werden bei den jetzigen beschwerlichen Kriegsläuften oft am Dienste gehindert und können die Gefälle nicht so richtig erheben wie in Friedenszeiten; außerdem wurde die Brücke im verflossenen Jahr (1691) bei dem Durchmarsch der Kriegsvölker an einen anderen Ort geschafft, und jetzt wird dieses wiederum besorgt. Durch solche Transporte wurde die Brücke fast zu Grunde gerichtet, sodaß ihre Wiederherstellung Außerordentliches erforderte. Dazu kommt, daß die Mainzer Schiffbauer und Brückenknechte, wie der Rentmeister schon mehrfach schriftlich berichtet hat, zwar von der Rente beständig salariert, aber nicht stets zu kurfürstlichen Diensten verwendet werden, sondern Privatarbeiten verrichten. Wenn dann an der Brücke Arbeiten notwendig werden, müssen andere Taglöhner unter schweren Kosten herangezogen und von der Rente hoch bezahlt werden. Wenn die Unterschleife, so bemerkt der Rentmeister zum Schlusse, bei der Brücke abgestellt würden, könnten große Ausgaben vermieden werden; er beruft sich in dieser Beziehung auf seine mehrfach eingereichten schriftlichen Berichte.

Weitere Aktenstücke als die mitgeteilten liegen in dieser Frage nicht vor.

Wenn man auch auf Grund der Gutachten von einer Erhöhung des Brückengeldes absah, so blieb die ganze Verhandlung doch nicht ergebnislos.

Es wurden alle Befreiungen vom Brückengeld aufgehoben, soweit sie nicht das Militär und Domkapitel betrafen. Daß man der Soldateska Rechnung trug, war in den Verhältnissen bedingt. Man besorgte den Krieg und begegnete darum denen mit Rücksicht, die Leben und Eigentum schützen sollten. An dem Vorrechte des Domkapitels andererseits ließ sich nicht rütteln; denn nach den damaligen Anschauungen war es in Wahrheit der Herr des Erzstiftes und der von ihm erwählte Erzbischof gewissermaßen nur sein Bevollmächtigter. Mithin mußten ihm dieselben Rechte eingeräumt werden wie dem augenblicklichen Inhaber der landesherrlichen Gewalt und dessen vollziehenden Unterbeamten. Dem Adel wurde trotz seiner Bemühungen Befreiung vom Brückengeld nicht zuteil. Es macht sich ihm gegenüber dasselbe Streben geltend, das auch sonst den Mainzer Kurstaat des ausgehenden 17. Jahrhunderts im Verkehr mit Adel und Klöstern kennzeichnet. Er suchte die bürgerlichen Lasten nach Möglichkeit auch auf die genannten Stände auszudehnen. Daß man bei diesen Versuchen nicht zu völligem Erfolge gelangte, verringert den Wert der Bestrebungen in keiner Weise.

Unumschränkte Anerkennung verdient auch die Art und Weise, in der die genannten Beamten den Vorschlägen des Kurfürsten entgegentraten. Ihre sachlichen Gründe würden auch heute noch zurecht bestehen. Achtunggebietend ist der Mut, der sie zu einer Kritik der kurfürstlichen Vorschläge veranlaßt, nicht minder die Festigkeit, mit der sie den Anschauungen des Landesherrn die eigenen entgegenstellen. Es läßt sich auch sonst beobachten, daß die Beamten des Mainzer Kurstaates in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gegenüber ihrem Landesherrn und den vorgesetzten Behörden eine Würde der Überzeugung betätigen, wie sie die schulmäßige Anschauung über den Absolutismus keineswegs kennt.

Anmerkungen

1. Mit dem folgenden Aufsatz sind die Ausführungen im Mainzer Journal, 1908, Nrn. 171, 176, 177 gegenstandslos geworden.
2. Kolde, der Reichsherold Caspar Sturm und seine literarische Tätigkeit in dem Archiv für Reformationsgeschichte IV. Jahrg. 2. Heft, S. 117—161.
3. A. a. O. S. 154/55.
4. Bei Nr. 925 der Stadtaufnahme von 1594 heißt es: „Ein behaußßung daran ist Diether Pfingsthorns wittib"; es sollte wohl „Gerhardt Pfingsthorns wittib" heißen; denn die Witwe Diethers, die bereits 1568 einen selbständigen Sohn hatte, war 1594 kaum noch am Leben.
5. Protocollum judicii Electoralis 1641—1659 Fol. 14a. Zeugen waren: Georg Mentßhengen, Krämer, und Georg Knack, Schröter, beide Mainzer Bürger.
6. Akten des kurfürstlichen Bauamtes (Stadtbibliothek); auf diese ist die folgende Darstellung, soweit es sich um rein bauliche Verhältnisse handelt, aufgebaut.
7. Die Schreibweise Rieffel und Riffel wechselt. Die Bauakten schreiben Rieffel; die unten zitierte Schrift des Stadtgerichtes kennt nur die Schreibweise Riffel. Die Mainzer sprechen in beiden Fällen „Riffel".
8. Der folgenden Darstellung liegt zugrunde: Aktenmäßige Darstellung des im 5. Floreal 6 (den 24. April 1798) durch die erste Sektion des Civil-Tribunals zu Mainz

in erſter Inſtanz entſchiedenen Rechtsſtreites in Sachen der Franz Riffeliſchen Wittib gebornen Eulerin und des General-Einnehmers Hofmann als Vormundes der von dem verſtorbenen Franz Riffel, ehemaligem Gaſtwirthe zum König von England hinterlaſſenen minderjährigen Kinder zu Mainz Kläger an einem wider die Handelsmann Martin Melettaiſche Wittib Beklagte am andern ſo dann das ad litem mit vorgeladene Stadtgericht zu Mainz am dritten Theile puncto vindicationis des öffentlich und gerichtlich verſteigerten Gaſthauſes zum König von England. Herausgegeben von dem zitierten Stadtgericht.

9. Börckel, Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zu Mainz S. 16. Börckel, Aus der Mainzer Vergangenheit S. 51. Bockenheimer, Die Mainzer Klubiſten S. 276.

10. „qui ont été vexés pour cause d'attachement aux principes de la République française" a. a. O. S. 11.

11. Eine eingehende Beſchreibung bei E. Neeb, Verzeichnis der Kunſtdenkmäler der Stadt Mainz I S. 83—85.

12. Ein Aufſatz, den genannter Herr etwa 1879 in der Beilage einer Mainzer Zeitung über den König von England veröffentlichte, konnte trotz aller Bemühungen nicht mehr beſchafft werden.

13. Bereits in der Zeit der Zunftkämpfe gab es hier ein Haus zum heißen Stein (Hegel, Mainzer Chronik II 225); in ihm wurde dem Würfelſpiel gehuldigt und heiß dachte man ſich wohl die Steine, die in raſcher Folge über die Tiſche rollten, oder die Platten, auf denen die erregten Spieler ſtanden, in Ungeduld auf den Glückswurf wartend, der endlich alle fehlgeſchlagenen Hoffnungen ausgleichen ſollte. Vielleicht verdankte auch das alte Wirtshaus zum roten Kopf launiger Beobachtung ſeinen Namen; noch heute bemerkt man im Kreiſe fröhlicher Weinzecher mit Vergnügen denjenigen, dem zuerſt der köſtliche Rebenſaft die Begeiſterung in das Geſicht treibt.

14. Stamminger, Franconia Sacra, die Pfarrei St. Burkard in Würzburg S. 86/87. Archiv f. Geſch. von Unterfranken VIII 2. Heft. S. 114 f. Heffner, Würzburg und ſeine Umgebung S. XXXV.

15. Mainzer Vicedominatsakten Bd. 1660—1663 fol. 180[a] Sitzung vom 11. April 1663.

16. Ebenda Bd. 1670—74 fol. 41[b] Sitzung vom 13. Auguſt 1670 u. fol. 45[b] Sitzung vom 27. Auguſt 1670.

17. Ebenda Bd. 1664—69 fol. 94[a] Sitzung vom 30. Dezember 1665.

18. Königliches Kreisarchiv Würzburg; Mainz. Korridor XI 199, betreffend Kaufhaus und Stappel. Die neun Aktenſtücke ſowie ihr Umſchlag tragen die Nr. 114—123; nach letzteren werden ſie im folgenden angezogen. Auch an dieſer Stelle ſei den Beamten des Kgl. Kreisarchives in Würzburg, vor allem Herrn Reichsarchivrat Göbl, für weitgehendes Entgegenkommen herzlichſt gedankt.

VII.

Jahresbericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz für das Rechnungsjahr 1. April 1908 bis 1. April 1909.

DIE Tätigkeit des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums konnte ſich in dem verfloſſenen Jahre, wenigſtens in den Werkſtätten, wieder etwas mehr in der gewohnten Weiſe entfalten, da die Störungen durch bauliche Veränderungen und Wiederherſtellungen in dem Muſeumsgebäude ſich nur in verhältnismäßig geringem Maße geltend gemacht haben.

Die zum Teil von neuen Geſichtspunkten aus erfolgende Aufſtellung mehrerer Abteilungen in den durch die erſte Bauperiode geſchaffenen Räumen beſchäftigte hauptſächlich die Direktion und den wiſſenſchaftlichen Hilfsarbeiter.

Dieſe günſtigen Verhältniſſe zeigen ſich diesmal weniger in der Vermehrungsziffer der Kopien für die eigenen Sammlungen, als in der ſtattlichen Reihe der für auswärtige Muſeen und Lehranſtalten ausgeführten Arbeiten.

I. Vermehrung der eigenen Sammlungen durch Kopien und Originale

1. Durch *Kopien:* Die Geſamtzahl der in den Sammlungen des Römiſch-Germaniſchen Centralmuſeums vereinigten Nachbildungen und Modelle beläuft ſich jetzt auf 22 940 Nummern. Die Vermehrung gegenüber dem Vorjahre beſteht alſo in 783 Gegenſtänden, von denen 560 in den eigenen Werkſtätten hergeſtellt ſind, während 223 von anderen zum Teil ausländiſchen Muſeen durch Kauf oder im Austauſch erworben wurden.

Unſer *Hauptbeſtreben* war dahin gerichtet, in den bereits aufgeſtellten Abteilungen Lücken, die namentlich in entwicklungsgeſchichtlicher Beziehung bedauerlich ſind, nach Möglichkeit auszufüllen, und das Material für die demnächſt zu beziehenden neuen Räume möglichſt lückenlos vorzubereiten.

Von den vier bis jetzt zur Verfügung ſtehenden Räumen des Erdgeſchoſſes, welche die Funde aus der Stein- und Bronzezeit Deutſchlands und des Auslandes aufnehmen ſollen, erhielten in Saal I, II und in einem Kabinette von Saal III die *paläolithiſchen* und *neolithiſchen* Altertümer Deutſchlands und des Auslandes eine willkommene Ergänzung durch die Nachbildungen paläolithiſcher Funde aus Frankreich, namentlich der bekannten Knochenzeichnungen und Schnitzereien von Madelaine, Laugerie-Baſſe uſw. in der Dordogne und ähnlicher Funde aus dem Keßlerloch bei Thayingen (jetzt im Rosgarten-Muſeum in Konſtanz), welch letztere dem Entgegenkommen des Konſtanzer Muſeums zu verdanken ſind. Von neolithiſchen Materialien des Auslandes ſind beſonders zu erwähnen, eine Anzahl Gefäße der Spiralkeramik von Tourienne (Muſeum Lüttich), bemalte Gefäße uſw. vom Prieſterhügel bei Brenndorf und von Eröſd in Siebenbürgen (aus der Sammlung Teutſch in Kronſtadt) und Gefäße der Schnurkeramik aus den Grabhügeln von Oberwenningen in der Schweiz (Muſeum Zürich).

Für die neue *bronzezeitliche* Abteilung — im Saal III und IV —, welche auch die Vergleichsmaterialien aus dem ägäiſchen Kulturgebiet vorführen wird, ſind gewonnen worden u. a. Kopien der intereſſanten frühbronzezeitlichen Goldſachen des Fürſtengrabes von Helmsdorf (Muſeum Eisleben, Öſen- und Scheibennadeln, goldene Ringe uſw.), einige Kupferflachbeile aus dem Depotfund von Dederſtadt (Plümicke'ſche Sammlung), eine ſeltene Rudernadel aus Weißbronze, beiderſeits mit je drei Scheiben aus einem Moor bei Groß-Gerau (Heſſen-Starkenburg), ähnlich denen in Sigmaringen und Augsburg, aus der Paar bei Stätzling, Verchi im Kanton Waadt uſw. (vgl. Mitteilungen der anthrop. Geſ. Wien XXXII S. 115), ſowie einiges keramiſche Material der frühen Bronzezeit aus Rheinheſſen, Bayern uſw. Aus dem Auslande wurde bezogen ein frühbronzezeitlicher Gräberſchmuck aus Conthey im Wallis (Muſeum Zürich, Scheibennadeln, Armreifen, Gehänge uſw.), ferner die Abgüſſe einer größeren Anzahl Tongefäße aus Troja (vom Völkermuſeum in Berlin). Vor allem aber iſt hervorzuheben die Erwerbung der Gilliéron'ſchen Nachbildungen der neuen kretiſchen Funde, das große Freskogemälde eines Kreters im Federhut, eine Anzahl Vaſen, Lampen uſw. aus Marmor, Porphyr und Alabaſter.

Für den Ausbau der *Hallſtatt-* und *La Tène-*Abteilung konnte auch in dieſem Jahre wenig geſchehen, da ſie aus Mangel an Raum noch lange Zeit magaziniert bleiben muß, doch kann immerhin die Nachbildung der neuen frühhallſtättiſchen Funde von Gündlingen (Muſeum Freiburg i. B.), einiger Hallſtattgefäße des Kölner anthropologiſchen Muſeums, Früh-La Tène-Sachen aus dem Elſaß und der bayriſchen Pfalz und ein intereſſantes Früh-La Tène-Grabinventar von Praunheim (Hiſtor. Ver. in Frankfurt a. M.) verzeichnet werden.

Die Sammlung der *römiſchen Altertümer* und der *germaniſchen in römiſcher Zeit*, ſoweit ſie in acht neuen Räumen des I. Obergeſchoſſes neu aufgeſtellt iſt, hat in dieſem Jahre wieder eifrige Förderung erfahren. Für die Gruppe der römiſchen Kriegsaltertümer wurde eine Anzahl Reliefs von Grabſteinen techniſcher Truppen abgeformt, von Pionieren, Trainſoldaten, Schmieden uſw., welche die Geräte der Betreffenden zur Darſtellung bringen. Ferner wurden weitere Modelle von römiſchen Fahnen und Schilden angefertigt. In der keramiſchen Abteilung erhielt namentlich die Tonware aus dem Donaugebiet, die weſentliche Unterſchiede gegenüber der rheiniſchen zeigt, einige Vermehrung (aus den Muſeen von Günzburg, Regensburg, Reichenhall und Salzburg), desgleichen die Keramik vom oberen Neckar (Kräher-Wald, Rottweil) und aus der Schweiz (Windiſch). Auch wurde der Ausbau der Terrakottenſammlung begonnen, namentlich durch Abformung von Originalen aus dem Provinzial-Muſeum in Bonn.

Die zwei anſchließenden Säle, welche im Verlaufe des Sommers einzurichten ſind, ſollen umfaſſen die römiſche Keramik des Auslandes, ſowie römiſches Eiſen- und Bronzegerät. Für die erſte Abteilung, welche auch die helleniſtiſchen Vorbilder aufnehmen wird, wurde ſehr reiches neues Material zugeführt durch Ankauf ſüdruſſiſcher Originale der Sammlung Vogell, durch die Schenkung kleinaſiatiſcher Töpferware und die Erwerbung von Kopien pergameniſcher, reliefverzierter Scherben (Antiquarium Berlin), ſowie zahlreicher Sigillata-Gefäße aus Arezzo (im Muſeum

of fine arts in Boſton). Für den Saal der römiſchen Eiſen- und Bronzegeräte wurde namentlich eine Anzahl Gipsabgüſſe beſchafft, welche die Verwendung der betreffenden Geräte, ſowie verſchiedene Szenen des Handwerks zur Anſchauung bringen.

In der Abteilung, welche die *germaniſche Kultur zu römiſcher Zeit* vorführt, wurde namentlich die Sammlung der Germanen-Darſtellungen durch den bekannten Kopf der früheren Sammlung Somzée, zwei Reliefs der Trajansſäule, eine Herme von Welſchbillig, ſowie einige Kleinaltertümer mit Germanenbildniſſen (namentlich Münzen vom Kgl. Münzkabinett in Berlin) ergänzt, ſodaß die Geſchichte der Darſtellung des Germanen-Typus in der antiken Kunſt nunmehr im Zuſammenhang vor Augen ſteht. Auch die Abformung eines Germanen im Pelzmantel im vatikaniſchen Muſeum und von mehreren Bronzefigürchen in Neapel iſt in die Wege geleitet. — Von germaniſchen Grabfunden ſind beſonders zu nennen ein reiches Spät-La Tène-Gräberinventar (namentlich mit intereſſanten Gefäßen) von Flörsheim a. M. (Anthropologiſches Muſeum Frankfurt), frühkaiſerzeitliche Grabbeigaben der Suebi Nicretes von Ladenburg und Nauheim bei Groß-Gerau, ſowie Funde der ſpäteren Kaiſerzeit aus der Umgebung von Köln und Eisleben.

Während die germaniſche Kultur der mittleren und ſpäteren Kaiſerzeit wenigſtens einige charakteriſtiſche Vertreter aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands aufweiſt, zeigt die der früheren Kaiſerzeit noch große Lücken. Da die norddeutſchen Muſeen gerade aus dieſer Periode reichliches Dubletten-Material beſitzen, wenden wir uns an ſie mit der Bitte, durch Überlaſſung von Originalen, namentlich Gefäßen, uns in der Ausfüllung dieſer Lücken zu unterſtützen, doch iſt auch die Keramik der mittleren und ſpäteren Kaiſerzeit aus dem Oſten erſt ſchwach vertreten.

Von den Altertümern der *merowingiſchen und karolingiſchen Periode* konnte auch der bis jetzt in fünf verfügbaren Räumen untergebrachte Teil nicht endgültig und ſyſtematiſch aufgeſtellt werden. Der dieſer Abteilung angegliederten ſpätrömiſchen (frühchriſtlichen) Gruppe wurden zwei aus Gräbern in Ungarn ſtammende, reich mit figuralen, in Bronzeblech geſtanzten Darſtellungen verzierte Bronzetruhen und die mitgefundenen Glasgefäße zugeführt. Weitere Bereicherung erhielt die Abteilung durch einen Baumſarg aus dem Grabfeld von Oberflacht, durch die Nachbildung der zahlreichen Beigaben aus dem Boot-Kammergrab von Haithabe in Schleswig-Holſtein und durch Architekturteile aus dem Kloſter Lorſch a. d. Bergſtraße, aus dem Dom in Worms und der Kirche von Rüſſingen in der bayeriſchen Pfalz.

Kann die *kulturgeſchichtliche Abteilung*, welche die Entwicklung einzelner menſchlicher Betätigungen, wie des Haus-, Straßen-, Acker- und Bergbaues, der Gewerbe uſw. veranſchaulichen ſoll, wegen Mangels an Raum leider noch für längere Zeit nicht öffentlich zugänglich gemacht werden, ſo wurde ſie doch nach Möglichkeit gefördert durch Beſchaffung von Modellen, wie zweier römiſcher Töpferöfen (der eine geſchenkt von Herrn Kommerzienrat W. Ludowici in Jockgrimm), vorgeſchichtliche Bergbaugeräte vom Mitterberg bei Salzburg u. a. m. Auch ſei erwähnt, daß die Anfänge zu einer kleinen Sammlung keltiſch-germaniſcher Münzen (Regenbogenſchüſſelchen uſw.) gemacht ſind, wobei wir namentlich den Muſeumsverwaltungen in Klagenfurt und Trieſt für Abdrücke zu Dank verpflichtet ſind.

2. Die *Vermehrung von Originalen* betrug 675 Nummern. Unſere in den letzten Jahresberichten an die deutſchen Muſeen gerichtete Bitte, ſowie perſönliche Bemühungen um Überlaſſung von Originalmaterial beginnen allmählich den gewünſchten Erfolg zu erzielen. Wir erhielten:

Aus Deutſchland:

1. Spätpaläolithiſche und frühneolithiſche Feuerſteinobjekte von Rügen, zum Teil geſchenkt von Herrn Kunſtmaler Paul Quente in Heiligengrabe bei Techow i. d. Priegnitz;

2. einige neolithiſche Knochenartefakte aus Pfahlbauten des Bodenſees;

3. vier Halsketten mit verzierten Kieſeln aus neolithiſchen Gräbern bei Marköbel (Wetterau), geſchenkt von der Römiſch-Germaniſchen Kommiſſion in Frankfurt a. M.;

4. eine Kollektion neolithiſcher Steinwerkzeuge und Scherben, hauptſächlich der Spiralkeramik, von Helfta, vom Muſeum in Eisleben;

5. Gefäßproben aus Lauſitzer Urnenfeldern von Frau Dr. Riecken in Kottbus;

6. einige Urnen und Scherben aus germaniſchen Gräbern vorrömiſcher und römiſcher Zeit aus der Gegend von Köln und aus der Altmark, überlaſſen von dem anthropologiſchen Muſeum in Köln, dem ſtädtiſchen Muſeum in Braunſchweig und dem Muſeum in Stendal;

7. Terra-sigillata-Proben auguſteiſcher Zeit aus Haltern, vom dortigen Muſeum;

8. einige römiſche Gefäße von Hofheim, vom Muſeum in Wiesbaden;

9. eine Anzahl römiſcher Tongefäße von Regensburg, vom dortigen Muſeum;

10. einen alamanniſchen Baumſarg ans Oberflacht, im Austauſch mit dem Muſeum in Stuttgart;

aus Frankreich:

1. paläolithiſche Funde aus Gorge d'enfer, La Micoque, Le Grand-Preſſigny uſw., zum Teil geſchenkt von der anthropologiſchen Geſellſchaft in Köln;

2. Scherbenproben verſchiedener Perioden, von verſchiedenen Fundorten;

aus Belgien:

Paläolithiſche Steinwerkzeuge von Obourg und Spienne;

aus der Schweiz:

Scherben von Terra-sigillata und aus gewöhnlichem Ton, aus Vindoniſſa, geſchenkt vom Muſeum in Königsfelden-Brugg;

aus Öſterreich-Ungarn:

1. aus Böhmen Scherbenproben des Aunjetitzer und Lauſitzer Typus, ſowie der La Tène-Periode, übermittelt durch das prähiſtoriſche Inſpektorat für die deutſchen Landesteile Böhmens;

2. aus Ungarn Funde verſchiedener Perioden, Teile von frühchriſtlichen, reliefverzierten Käſtchen aus Sarkophagen;

3. römiſche Scherben aus Carnuntum, von Herrn Dr. F. Sprater-Speyer;

4. aus den Caſtellieri Iſtriens einige Scherben, geſammelt von Herrn Prof. Dr. Anthes-Darmſtadt;

5. aus der Gegend von Salzburg römiſche Scherben, von Herrn Prof. Dr. Kloſe-Salzburg;

aus Italien:

1. Sigillata-Scherben aus der Umgegend von Neapel, von Herrn Dr. G. Lippold-München;

2. eine größere Anzahl von Bruchſtücken von römiſchen Mille-fiori-Gläſern, ſowie Rohmaterial für die Fabrikation derſelben, aus Rom;

aus Kleinasien:
eine Anzahl Amphoren und unverzierte Tongefäße, geschenkt von Herrn Direktor Dr. Wiegand-Konstantinopel;
aus Südrußland:
eine größere Anzahl hellenistischer, römischer und völkerwanderungszeitlicher Tongefäße und Geräte aus Olbia usw., gekauft aus der Sammlung Vogell.

II. Arbeiten für fremde Museen

1. Wie alljährlich, fast seit seiner Begründung, hat das Museum auswärtigen Museen, namentlich Vereinssammlungen seine Arbeitskräfte und seine Erfahrung zur Konservierung und Wiederherstellung von Altertümern in selbstloser Weise geliehen. *Es sind 25 Museen, die in dieser Weise tatkräftig unterstützt wurden:*

Die Sammlung des historischen Vereins in Ansbach,
die Sammlung des historischen Vereins für den Netzedistrikt in Bromberg,
das Museum in Brugg,
das prähistorische Museum der Stadt Köln,
das westpreußische Provinzial-Museum in Danzig,
das Museum in Duisburg,
die Sammlung des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben,
das historische Museum in Frankfurt a. M.,
das städtische Museum für Völkerkunde in Frankfurt a. M.,
die Sammlung des historischen Vereins in Günzburg,
das städtische Museum in Haltern,
die Großherzoglich Badischen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe,
das Schleswig-Holsteinische Museum in Kiel,
das Museum Lübeckischer Kunst- und Kulturgeschichte in Lübeck,
das Museum in Mannheim,
das Museum in Mülhausen i. E.,
die Sammlungen der naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg,
die Sammlung des Gymnasiums in Offenbach,
die Sammlung des historischen Vereins für die Oberpfalz in Regensburg,
die Sammlung des Altertumsvereins in Rottweil,
das Saalburg-Museum auf der Saalburg bei Homburg v. d. H.,
das altmärkische Museum in Stendal,
das nassauische Landesmuseum in Wiesbaden,
das Paulus-Museum in Worms,
das kunsthistorische Museum der Universität Würzburg.

2. *Modelle und Abgüsse erhielten 19 Museen und verschiedene Private:*

Das Saalburg-Museum (Legionsadler, Manipelzeichen, Legionarhelm und Phalerae),
das deutsche Seminar der Universität Tübingen (zehn Modelle fränkischer Waffen),
das steiermärkische Joanneum in Graz (Nachbildungen vorgeschichtlicher Schlittschuhe aus Knochen),
das Museum des historischen Vereins in Mülhausen i. E. (die Nachbildung eines Fundes von Dornach),
das schweizerische Landesmuseum in Zürich (Nachbildungen schweizerischer Altertümer),
das prähistorische Museum der Stadt Köln (Nachbildung einer umfangreichen Gruppe germanischer Altertümer),
das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin (Architekturteile der fränkischen Torhalle in Lorsch an der Bergstraße),
das historische Museum der Stadt Frankfurt a. M. (Nachbildung der Platten eines dem Jupiter Dolichenus geweihten Altares aus Heddernheim),
die Großherzoglich Badischen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe (römische Tongefäße aus Riegel),
das deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München (die Hausurne von Königsaue und die Grubenurne von Polleben),
das Schleswig-Holsteinische Museum vaterländischer Altertümer in Kiel (Depotfund von Siewersdorf),
das altmärkische Museum in Stendal (ein vorgeschichtliches Tongefäß),
das Provinzialmuseum in Trier (Abgüsse der Reliefs von terra-sigillata-Gefäßen Trierer Fabrikate),
das städtische Gymnasium in Liegnitz (Modell eines Pilums),
die Kunstgewerbeschule in Pforzheim (Nachbildung des fränkischen Helms im Eremitage-Museum in Petersburg),
das städtische Museum für Völkerkunde in Frankfurt a. M. (eine Gruppe typischer Eisengeräte aus der La Tène-Periode),
das Museum in Duisburg (eine Gruppe charakteristischer Tongefäße aus verschiedenen Stufen der La Tène-Periode),
das Museum des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld in Eisleben (Helmsdorfer Goldfund),
das Museum des historischen Vereins für die Pfalz in Speyer (Zonenbecher von Frankenthal),
das landwirtschaftliche Institut der Universität Halle (paläolithische Knochenzeichnungen aus der Thayinger Höhle).

III. Die Sammlung von Photographien und Zeichnungen

ist namentlich durch Geschenke von Museen und Privaten vermehrt worden. Ein großer Teil dieses wertvollen Apparates wird durch Ausstellung in den Sammlungsräumen auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

IV. Die Bibliothek

hat durch Ankäufe und Geschenke eine beträchtliche Vermehrung erfahren, auch im Austausch gegen die Publikationen des Museums, namentlich von seiten des Auslandes. Wir lassen es uns angelegen sein, soweit das im Rahmen unserer beschränkten Mittel möglich ist, die einzelnen Abteilungen systematisch auszubauen, auch um auswärtigen Forschern bei ihren Besuchen die wünschenswerte Nachschlagmöglichkeit zu bieten.

V. Führungen und Vorträge

haben mit Unterstützung der Herren *Körber*, *Neeb* und *Wallau* für hiesige und auswärtige Schulen und Vereine mehrfach stattgefunden. Nach Eröffnung des Museums ist beabsichtigt, regelmäßige Führungen auch für das weitere Publikum einzurichten.

VI. Literarische Tätigkeit

Von dem großen Publikationswerk des Museums *„Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit"* ist Band V Heft X erschienen, von der gemeinsam mit dem Mainzer Altertumsverein herausgegebenen *„Mainzer Zeitschrift"* Heft 3. Außerdem ist von den Einzelkatalogen des Museums ein *„Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanen-Darstellungen"* im Druck. Ein Katalog der verkäuflichen wichtigsten Gipsmodelle und der römischen Keramik ist in Vorbereitung.

VII. Ausbildung jüngerer Arbeitskräfte

Als Volontäre waren am Museum tätig Herr Dr. *G. Lippold* aus Darmstadt und Herr Dr. *F. Behn* aus Rostock. Wegen regelmäßiger Ausbildung von Stipendiaten schweben mit einzelnen Regierungen Verhandlungen.

VIII. Reisen

im Interesse des Museums wurden von den Beamten unternommen in den Rheinlanden, in der Schweiz, in Holland, Mittel- und Norddeutschland, hauptsächlich zu dem Zwecke, um neues für das Museum nachzubildendes Material kennen zu lernen und die Unterlagen für die wissenschaftlichen Publikationen zu gewinnen. Die beiden Direktoren besuchten außerdem die Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Frankfurt a. M.

IX. Zur Geschichte der Anstalt

Von den neuen Räumlichkeiten der zweiten Bauperiode sind dem Museum im Verlaufe des Monats März zwei Säle im Erdgeschoß überwiesen worden, die sich an die beiden bereits eingerichteten Räume mit den paläolithischen und neolithischen Funden Deutschlands anschließen. Sie sind für die steinzeitlichen Altertümer des Auslandes, sowie die älterbronzezeitlichen des In- und Auslandes bestimmt und werden im Verlaufe dieses Sommers eingeräumt werden. Auch im ersten Obergeschoß werden wir im Laufe des Sommers fünf neue, allerdings meist kleinere Räumlichkeiten erhalten, für die die notwendigen Schränke noch zu beschaffen sind. Sie sollen Altertümer römischgermanischer Zeit aufnehmen. Die entsprechenden neuen Räume im zweiten Geschoß werden bis zur Vollendung der nächsten Bauperiode für Zwecke der städtischen Gemälde-Galerie in Anspruch genommen, sind alsdann aber für die dringend notwendige Erweiterung der merowingischen Abteilung vorgesehen. Unsere Eingaben um regelmäßige jährliche Geldbeiträge haben seitens der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine im ganzen eine freundliche Aufnahme gefunden, wenn auch naturgemäß nur eine verhältnismäßig bescheidene Summe ergeben. Doch stehen die in Aussicht gestellten Zusagen gerade einiger größerer Vereine und Städte noch aus. Eine Zusammenstellung am Schlusse gibt darüber nähere Auskunft. An das Reich, Hessen und die Stadt Mainz ist eine ausführliche Denkschrift abgegangen, welche die bedrängte finanzielle Lage des Museums zur Darstellung bringt. Von den *Beamten* des Museums ist Herr Dr. P. Reinecke ausgetreten, um einer Berufung als Konservator beim Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns in München zu folgen. Er war seit 1897 mit großem Eifer und Erfolg an der Anstalt tätig. Gelegentlich der Vorstandssitzung am 17./18. März 1909 hielt Herr Geh. Rat Prof. Dr. Behaghel-Gießen einen Vortrag über „Deutsche Ortsnamen und römische Siedelungen“.

X. Zusammenstellung der im Jahre 1908/09 dem Museum von Fürstlichkeiten, Regierungen, Städten, Vereinen und Privaten geleisteten Zuschüsse:

Bewilligung des Deutschen Kaisers	Mk.	600. —
„ „ Königs von Sachsen	„	450. —
Übertrag	Mk.	1 050. —

Übertrag	Mk.	1 050. —
Zuschuß des Reiches	„	30 000. —
Zuschuß des Großherzogtums Hessen	„	8 400. —
„ „ „ Baden	„	200. —
	Mk.	39 650. —

Jährliche Beiträge von Vereinen:

Bromberg, Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt	Mk.	10. —
Cassel, Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde	„	20. —
Coblenz, Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Regierungsbezirk Coblenz	„	10. —
Duisburg, Museumsverein	„	50. —
Friedberg (Oberhessen), Geschichts- und Altertumsverein	„	10. —
Gießen, Oberhessischer Geschichtsverein	„	20. —
Hall, Historischer Verein für das Württembergische Franken	„	10. —
Heilbronn, Historischer Verein	„	10. —
Homburg v. d. H., Verein für Geschichte und Altertumskunde	„	20. —
Karlsruhe, Altertumsverein	„	50. —
Landshut, Historischer Verein für Niederbayern	„	10. —
Mannheim, Altertumsverein	„	50. —
München, Historischer Verein v. Oberbayern	„	20. —
Oldenburg, Verein für Altertumskunde und Landesgeschichte	„	20. —
Regensburg, Historischer Verein für Oberpfalz und Regensburg	„	20. —
Saarbrücken, Historischer Verein für die Saargegend	„	30. —
Stade, Verein für Geschichte und Altertümer	„	10. —
Stendal, Altmärkischer Museumsverein	„	10. —
Thorn, Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst	„	10. —
Tübingen, Schwäbischer Alb-Verein	„	10. —
	Mk.	400. —

Einmaliger Beitrag von Vereinen usw.

Niederrheinischer Altertumsverein Xanten	Mk.	20. —
Schöffmann, Vorsitzender des historischen Vereins für Niederbayern	„	10. —
Firma Henkell & Co., Mainz	„	100. —
	Mk.	130. —

Jährlicher Beitrag von Privaten, 112 Mitglieder	Mk.	938. 50
Gesamtsumme	Mk.	41 118. 50

Ferner haben jährliche Beiträge zugesagt von 1909 ab:

Dillingen, Historischer Verein	Mk.	25. —
Worms, Altertumsverein	„	30. —
die Stadt Berlin	„	500. —

Die Leistung der Stadt Mainz besteht in der kostenlosen Überlassung der Museumsräume (jährlicher Mietwert veranschlagt zu Mk. 25 000) und in der Übernahme der Kosten für Beleuchtung, Heizung, Versicherung und Aufsicht.

K. Schumacher. L. Lindenschmit.

VIII.

Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland

von Dr. P. Reinecke

ALS ich vor Jahresfriſt in dieſer Zeitſchrift[1]) einige Darlegungen über die frühneolithiſche Kultur in Europa veröffentlichte, war es mir von vornherein klar, daß es ſich bei dieſer Arbeit nur um einen Verſuch handeln könne, im ganzen altweltgeſchichtlichen Kreiſe den Spuren dieſer nur in einigen Ländern mit Schärfe erkannten Kultur nachzugehen. Denn hinſichtlich der etwa in Betracht kommenden Funde herrſcht für viele Gebiete im Augenblick noch große Unklarheit, eine zuſammenfaſſende Behandlung der frühneolithiſchen Materialien aus Europa kann deshalb zurzeit noch nicht möglich ſein. Vielmehr bleibt es weiteren Funden und weiterer Forſchung vorbehalten, für dieſe Frühzeit unſeres Kontinentes weit über unſern Verſuch hinaus in den Einzelheiten Klarheit zu ſchaffen.

Meiner Arbeit über die frühneolithiſche Zeit in Deutſchland möchte ich hier nun einige Ergebniſſe neuer Studien zu dieſem Gegenſtande während des verfloſſenen Jahres nachtragen.

Ich hatte zeigen können, daß auf ſüddeutſchem Boden, insbeſonders im Rheinlande, diejenige jüngerſteinzeitliche Stufe, die an die Keramik vom „Bodenſee-Pfahlbautentypus", die „Michelsberger" Gattung, geknüpft iſt, im reichlichen Gebrauch von Hirſchhorn- und Knochengerät altertümlichen Charakters einigermaßen an die altneolithiſchen Erſcheinungen des Baltikums anklingt. Das gilt nun auch von einer anderen Gruppe unſeres ſüddeutſchen Neolithikums, für den ſogenannten Röſſener Typus.

Auf dem großen Wohngrubenfelde von Monsheim (Rheinheſſen) förderte Koehl in einer Anzahl Wohngruben neben typiſcher Röſſener Keramik ziemlich gut erhaltene Hirſchhornhämmer zutage, die nun völlig den namentlich aus den baltiſchen Kjökkenmöddingern bekannten Hämmern entſprechen.[2]) Da dieſer Hammertypus innerhalb Süd- und Mitteldeutſchlands durchaus nicht als jungneolithiſch zu erweiſen iſt, haben wir damit für die chronologiſche Beurteilung auch der Röſſener Gattung eine feſte Baſis gewonnen.

Aus dem Empfinden heraus, daß die großen keramiſchen Formen (Vorratsgefäße) der Röſſener Gruppe der allgemeinen europäiſchen Bandkeramik ſich viel mehr an die Michelsberger Gattung als an andere jüngerſteinzeitliche Vaſen anlehnen, hatte man bereits gefolgert, daß die Röſſener Gattung innerhalb unſeres Neolithikums verhältnismäßig alt ſein müſſe. Dieſe Auffaſſung erhält nun mit dem Nachweis von Hirſchhornhämmern hochaltertümlichen Charakters innerhalb dieſer Gruppe eine neue Beſtätigung.

Freilich wiſſen wir damit noch nicht, ob die Röſſener Stufe unſeres ſüd- und mitteldeutſchen Neolithikums[3]) zeitlich ungefähr mit der Kjökkenmöddingerſtufe des Baltikums, etwa mit ihrem Ende, zuſammenfällt. Da immer noch nicht mit voller Schärfe erkannt iſt, was im baltiſchen Norden unſern einzelnen jüngerſteinzeitlichen Stufen Süd- und Mitteldeutſchlands entſpricht, können wir hier über Vermutungen vorläufig allerdings nicht hinausgehen. Beachtung verdient freilich, daß von den ſüd- und mitteldeutſchen jüngerſteinzeitlichen Gruppen an der Oſtſee ſich in altneolithiſchen Schichten nur keramiſche Formen vom Michelsberger Typus vorfinden und der Röſſener Typus, von einigen ſchwachen Andeutungen abgeſehen, in der Randzone von Nord- und Oſtſee ſo gut wie ganz, in Skandinavien wohl gänzlich fehlt. Dieſer Umſtand läßt ja doch den Schluß zu, daß die Zeit der Röſſener Gattung dem Ausleben der altneolithiſchen Kjökkenmöddingerkultur im Baltikum nicht ſonderlich fernſtehen kann.

Ein zweiter wichtiger Punkt, der meiner Arbeit nachzutragen wäre, iſt das Vorkommen von Michelsberger Formen im nordböhmiſchen Neolithikum.[4]) Der Spitz- oder Tulpenbecher vom Pfahlbautentypus kehrt in der großen, über mehrere Stufen der Vorzeit ſich erſtreckenden, jedoch nicht ſyſtematiſch unterſuchten Siedelung an der Scharka nordweſtlich Prag in unſicherem Zuſammenhange wieder,[5]) zwei entſprechende Exemplare beſitzt das naturhiſtoriſche Hofmuſeum in Wien aus ſteinzeitlichen Siedelungsfunden von Kommern bei Brüx. Hingegen fehlt im nördlichen Böhmen wie auch in Mähren dieſe Form in gut unterſuchten bandkeramiſchen Wohngruben mit Funden einheitlicher Ausſtattung durchaus. Handelt es ſich hier im Augenblick auch nur um einige wenige Proben dieſer bisher nur vom Rhein und Neckar, und zwar als altneolithiſch bekannten keramiſchen Gruppe, ſo weiſen dieſe Stücke doch mit aller Schärfe für den Michelsberger Typus die ſo lange ſchon vermutete, bis jetzt jedoch nie recht greifbare Ausdehnung ſeines Verbreitungsgebietes nach Oſten nach, und es iſt nunmehr wohl klar, daß wir entſprechende Funde auch in Bayern am Main und an der Donau machen müſſen.

Wichtig iſt, daß die eben genannte Station von Kommern bei Brüx auch eine ſehr anſehnliche Ausbeute an großen geſchlagenen Feuerſteintypen alten Charakters ergab.[6]) Das Muſeum in Teplitz beſitzt von dieſem Punkte ein reiches Feuerſteinwerkſtätten-Material an Schabern, Spänen, Meſſern, Klopfſteinen, Nuclei uſw., meiſt in ſtattlich großen Exemplaren, freilich fehlen hier noch die typiſchen Spaltbeile. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß in Kommern die Spitzbecher wie das große Silexgerät einem älteren Abſchnitte des nordböhmiſchen Neolithikums angehören, im Gegenſatz zu den übrigen, überaus reichen jüngerſteinzeitlichen Beſtänden vom böhmiſchen Boden.

Aus Mähren oder weiter oſtwärts ſind mir analoge Dinge bisher nicht bekannt geworden.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß ſich für Böhmen und Mähren die Statiſtik der Hirſchhornhämmer altertümlichen Charakters noch ſtark vermehren läßt. Andere altneolithiſche Typen aus Hirſchhorn oder Knochen können wir jedoch nur in Spuren nachweiſen.

Anmerkungen

1. III, 1908, S. 44 f.
2. Stücke wie Abb. 4, k und 8, k meiner Arbeit (pag. 51, 58). Den erſten Hinweis auf dies Vorkommen verdanke ich F. Sprater, der vorigen Sommer die vorgeſchichtlichen Sammlungen des Paulus-Muſeums in Worms katalogiſierte.
3. Es ſei hier kurz erwähnt, daß die Röſſener Gruppe neuerdings in Süddeutſchland ſtark an Ausdehnung gewonnen hat. Wir kennen ſie jetzt mit teilweiſe eigenartiger Ornamentik auch von oberpfälziſchen Fundorten nördlich der Donau, aus dem bayeriſchen Donautal (Niederbayern und Oberpfalz), aus der Gegend von Landshut, endlich ſogar aus dem nördlichen Teile des oberbayeriſchen Iſartales. In Abbildungen publiziert iſt von dieſen Dingen freilich noch nichts.
4. Es war ja erſt vor kurzem bekannt geworden, daß dieſe Gruppe oſtwärts über das Rheintal noch bis an den Neckar ſich ausdehne (vergl. Röm.-Germ. Korr.-Blatt, I. 1908, S. 60, II. 1909, S. 17 f.).
5. Píč, Starož. země České I, 1, 1899, Taf. XI. 5.
6. Von dieſer großen Siedelung in Wien auch bandkeramiſche Scherben, in Teplitz ein geſchliffenes Flintbeil und bandkeramiſche Steinbeilformen.

Berichtigungen

IN der „Mainzer Zeitſchrift“ 1908 S. 67 1. Spalte, unter Nr. 74, bezweifelt Herr Dr. Paul Reinecke die Exiſtenz der Bemalung der Kieſel von Böhl bei Neuſtadt a. d. H. mit folgenden Worten:

> „Auf den im Muſeum zu Dürkheim a. H. 1907 ausgeſtellten Kieſeln vermag man beim beſten Willen keine Spur von Bemalung zu ſehen.“

Zur *Antwort* diene, daß *hier* vorläufig nur die entbehrlichen Objekte niedergelegt ſind, während die im „Globus“, 89. Band Nr. 11, 1906, auf der beigegebenen Tafel Nr. 1—18 *photographiſch* dargeſtellten Kieſel, mein Privateigentum, ſich noch zu vergleichenden Studien in meinen Händen zu *Neuſtadt a. d. H.* befinden, was ich ſeinerzeit eigens veröffentlicht habe.

Die *Bemalung* von letzteren geht aus den *photographiſchen Abbildungen*, die ohne mein Zutun im Herbſte 1905 von Herrn Dr. *Ludwig Wilſer* zu Heidelberg in einer dortigen bekannten Anſtalt beſorgt wurden, zur Genüge hervor. Die *Originale* können bis zu ihrer Aufbewahrung in einem Muſeum *jederzeit* bei *mir* geprüft werden.

Wenn die in Bad Dürkheim aufbewahrten Stücke Herrn Dr. Paul Reinecke kein Bild der Sache gaben, ſo trägt hieran Schuld, daß dieſer Herr dieſe Kieſel nicht in die Hand nahm und *ſo genau* unterſucht hat. Auch *dieſe Kieſel* tragen *Spuren* von *Bemalung*. Nun mag es der Fall ſein, daß ſie durch Zufall — der Schaukaſten iſt beweglich — auf die *unrechte* Seite zu liegen kamen.

Außer Herrn Dr. *Wilſer* hat die zuerſt erwähnten *bemalten Kieſel* auch Herr Sanitätsrat *Karl Köhl* in meiner Wohnung ſeinerzeit beſichtigt. —

Dies zur *faktiſchen Berichtigung* einer *unrichtigen Behauptung*, aus der *falſche Schlüſſe* gezogen werden könnten.

Neuſtadt a. d. H., am 4. März 1909. Dr. C. Mehlis.

Auf die vorſtehende Berichtigung erwidert Herr Dr. Reinecke folgendes:

AUS obiger „Berichtigung“ möchte ich meinerſeits berichtigen, daß ich die in Dürkheim ausgeſtellten „Begleitkieſel“ doch wohl geprüft habe, allerdings erſt, nachdem K. Mehlis von der Leitung der archäologiſchen Sammlungen Dürkheim aus Gründen, die hier nicht zur Sache gehören, zurückgetreten. Den Muſeumsfachmann wird aus obiger „Berichtigung“ freilich die Vermutung intereſſieren, daß die Begleitkieſel in ihrem Pultkaſten ſämtlich auf der nichts bietenden Rückſeite liegen müßten, wie es auch den Muſeumsfachmann heute, wo die Beſtrebungen der prähiſtoriſchen Denkmalpflege ſich in ganz anderer Richtung bewegen, verwundern wird, daß ein angeblich ſo eminent wichtiger Fund in ſeinen beſten Stücken ſich im Privatbeſitz eines Muſeumskonſervators befindet, ſtatt zur öffentlichen Beſichtigung dem zunächſt in Betracht kommenden Provinzialmuſeum überwieſen zu ſein. Von Bemalung habe ich auf den mir zu Geſicht gekommenen Begleitkieſeln nichts wahrnehmen können. Als vor zwei Jahren in der Preſſe der Fall beleuchtet wurde, hätte K. Mehlis doch ſehr wohl Gelegenheit gehabt, ſich eingehend zur Sache zu äußern.

Einen Beweis für die behauptete Bemalung und vor allem für das Alter der behaupteten Bemalung bringt auch dieſe „Berichtigung“ nicht, obſchon das in der Sache der Kernpunkt wäre. Was die beſſeren Kieſel des Fundes anbelangt, die zu prüfen ich noch nicht den Vorzug hatte, ſo genügt mir und mit mir wohl vielen anderen völlig das vernichtende Urteil Koehls. Im übrigen verweiſen wir noch auf die kurzen, aber bündigen Darlegungen „Aus dem Irrgarten Pfälziſcher Altertumsforſchung“ von Claus Morlau im II. Blatt zur Neuen Bürger-Zeitung etc., Neuſtadt a. d. H., 35. Jahrg., Nr. 265 vom 31. Oktober 1907, ſowie die ſich auf die „kurze Erwiderung“ vom 23. November 1907 anſchließenden Bemerkungen „Hat der Artikel ›Aus dem Irrgarten etc.‹ Erfolg?“ vom gleichen Autor.

München. Dr. P. Reinecke.

Nachträge

Mein Auſſatz: Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler (S. 1—13) war ſchon im März d. J. gedruckt. Inzwiſchen iſt der S. 1 Anmerkung angekündigte Katalog der Germanen-Darſtellungen des Römiſch-Germaniſchen Central-Muſeums erſchienen (ſiehe Anzeigen). Darin iſt auch der S. 8 erwähnte Cameo von Belgrad näher behandelt und auf Furtwänglers Erklärung hingewieſen, der in den Kämpfern Germanen und Daker ſieht (S. 8 Nr. 4). Auch der S. 2 erwähnte Germanenkopf des Bonner Muſeums hat inzwiſchen in den Bonn. Jahrbüch. Heft 118 S. 63 f. durch A. v. Salis Veröffentlichung gefunden. Hier iſt auch der germaniſche Haarknoten eingehend beſprochen. Die S. 5 erwähnten „Helmbruchſtücke" des Gießener Muſeums laſſen ſich, wie ich inzwiſchen ſelbſt nachgeprüft habe, ſchwerlich mit Beſtimmtheit Helmen zuweiſen.

Mainz, 14. Juni 1909. K. Schumacher.

S. 18 links iſt der auf der letzten Zeile beginnende Satz: „Bemerkenswert iſt — benutzt wurde" zu ſtreichen.

Mainz, 14. Juni 1909. Dr. Körber.

Veröffentlichungen des Röm.-Germ. Central-Museums sowie des Mainzer Altertumsvereins

Zu beziehen ſind:

A. durch die Buchhandlung von L. Wilckens, Mainz:

Mainzer Zeitschrift

(Gemeinſam herausgegeben vom Röm.-Germ. Central-Muſeum und vom Mainzer Altertumsverein. Neue Folge der Zeitſchrift des Mainzer Altertumsvereins)

I (1906), II (1907), III (1908), IV (1909) . . . . je Mk. 7.—

Kataloge des Röm.-Germ. Central-Museums

I (1909): K. Schumacher, Verzeichnis der Abgüſſe und wichtigeren Photographieen von Germanen-Darſtellungen . . . . . . Mk. —.50

B. durch die Buchhandlung von Victor von Zabern, Mainz:

Altertümer unserer heidnischen Vorzeit

(herausgegeben von der Direktion des Röm.-Germ. Central-Muſeums)

I und II unvollſtändig			
III	beide Bände werden nur vollſtändig abgegeben		Mk. 60.—
IV			„ 65.—
V, 1 und 2		je	„ 5.—
3, 4, 8 und 9		je	„ 8.—
5			„ 7.—
4, 7 und 10		je	„ 6.—

L. Lindenschmit, Das Röm.-Germ. Central-Museum in bildlichen Darstellungen, Mainz 1889, Mk. 15.—

Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Röm.-Germ. Central-Museums, 1902, Mk. 5.—

C. durch den Mainzer Altertumsverein, Mainz, Museum:

Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte u. Altert. zu Mainz (Mainzer Altertumsverein)

I. Band	(Hefte 1, 2, 3 vergriffen)	Heft 4	Mk. 1.—
II. „	(vollſtändig vergriffen)		
III. „	(Heft 1 vergriffen)	Heft 2—3	„ 3.—
		Heft 4	„ 2.—
IV. „	(Heft 1 vergriffen)	Heft 2—3	„ 3.—
		Heft 4	„ 3.—

[Der IV. Band iſt letzter Band dieſer Zeitſchrift, die neue Folge erſcheint unter dem Titel „Mainzer Zeitſchrift“ (ſiehe oben!)]

Becker, Katalog der Inschriften des Mainzer Museums

nebst den Nachträgen I—IV	Mk.	5.—
Einzeln: Becker nebst Keller Nachtrag I und II	„	2.—
Körber Nachtrag III	„	2.—
„ „ IV	„	1.—

Abbildungen von Mainzer Altertümern

Heft I Grabstein des Blusses	Mk.	—.50
„ II Schwert des Tiberius	„	—.50
„ III a. Gewandnadeln des 5. u. 6. Jahrh. n. Chr. (Tafel zu a. vergriffen) b. Nachtrag zu Heft II	„	—.50
„ IV Ein deutsches Hügelgrab (vergriffen)	„	—
„ V Der Palast Karls des Großen zu Ingelheim (vergriffen)	„	—
„ VI a. Die Römerbrücke bei Mainz b. Ausgrabungen auf dem Kästrich	„	—.50

L. Lindenschmit, Vermehrungsberichte der Sammlungen des Altertumsvereins

Jahrgänge 1893—1894, 1895—1896 bis 1903—1904 (durchschnittlich mit 8 bis 10 Tafeln) (Sonderabdrücke a. d. Corr.-Bl. der Westd. Ztschr.) je Mk. 1.50

Geissner, Kataloge der Mainzer Sigillata-Gefässe und ihrer Stempel

I. Gefäße der augusteischen Zeit	Mk.	1.50
II. Gefäße der nachaugusteischen Zeit	„	1.50
III. Nachtrag	„	—.50

D. durch Professor E. Neeb, Mainz, Pfaffengasse 16:

Juppitersäule

Photographieen der vier Seiten der Juppitersäule auf einem Blatte (Größe 30×40 cm) zusammengestellt . . . . pro Blatt Mk. 5.—

Verzeichnisse der römischen und fränkischen Waffen und Ausrüstungsstücke (ausgeführt in den Stoffen der Originale)

sind kostenlos von der Direktion des Röm.-Germ. Central-Museums zu beziehen.

Inhaltsverzeichnis der bis jetzt erschienenen Jahrgänge der Mainzer Zeitschrift



1



2



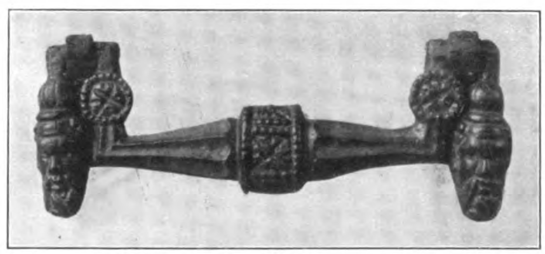
3



4



2a



7



5



6



8

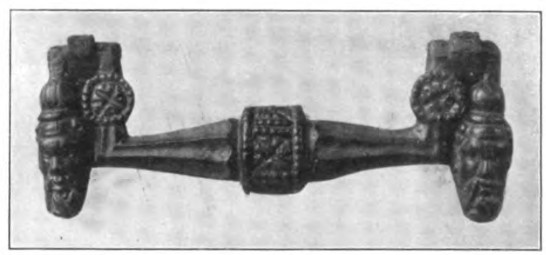

1


2


3


4


2a


7


5

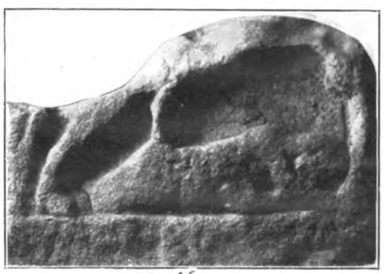

6


8

Tafel II.



17



16



15 a

el III.



ptische



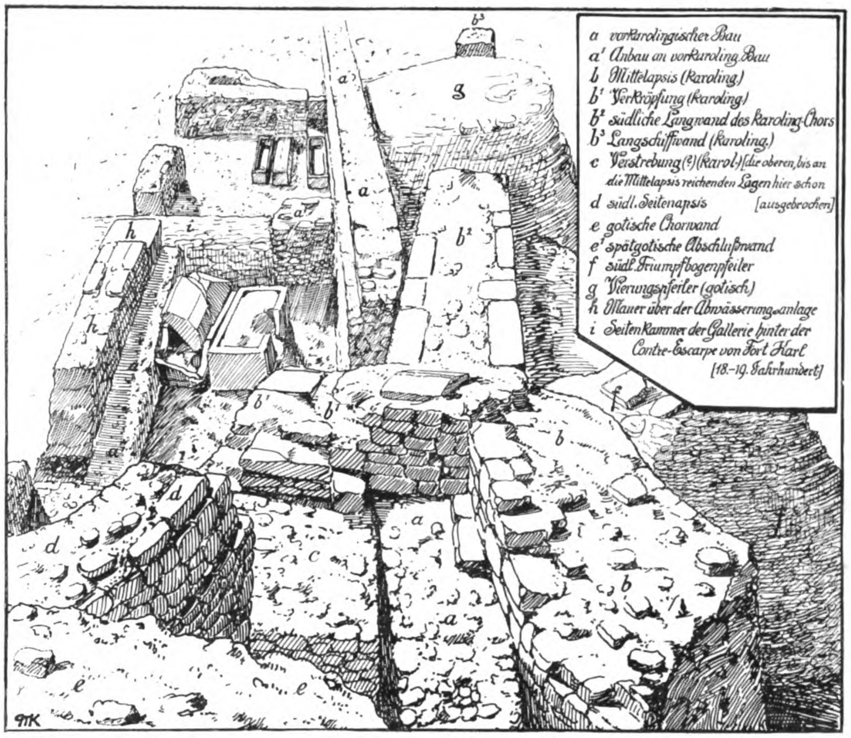


Abb. 4. Blick auf das unter dem südlichen Triumphbogenpfeiler freigelegte Mauerwerk. (Die Legende von Abb. 4 gilt auch für Abb. 1—3 und Tafel IV Abb. 1.)



Abb. 5. Griechisch-koptische Grabstelen.



Abb. 4a. Blick auf das unter dem südlichen Triumphbogenpfeiler freigelegte Mauerwerk.



Abb. 6. Grabstein der Munetrudis.



Abb. 4. Der südliche Triumphbogenpfeiler gegen Osten gesehen.



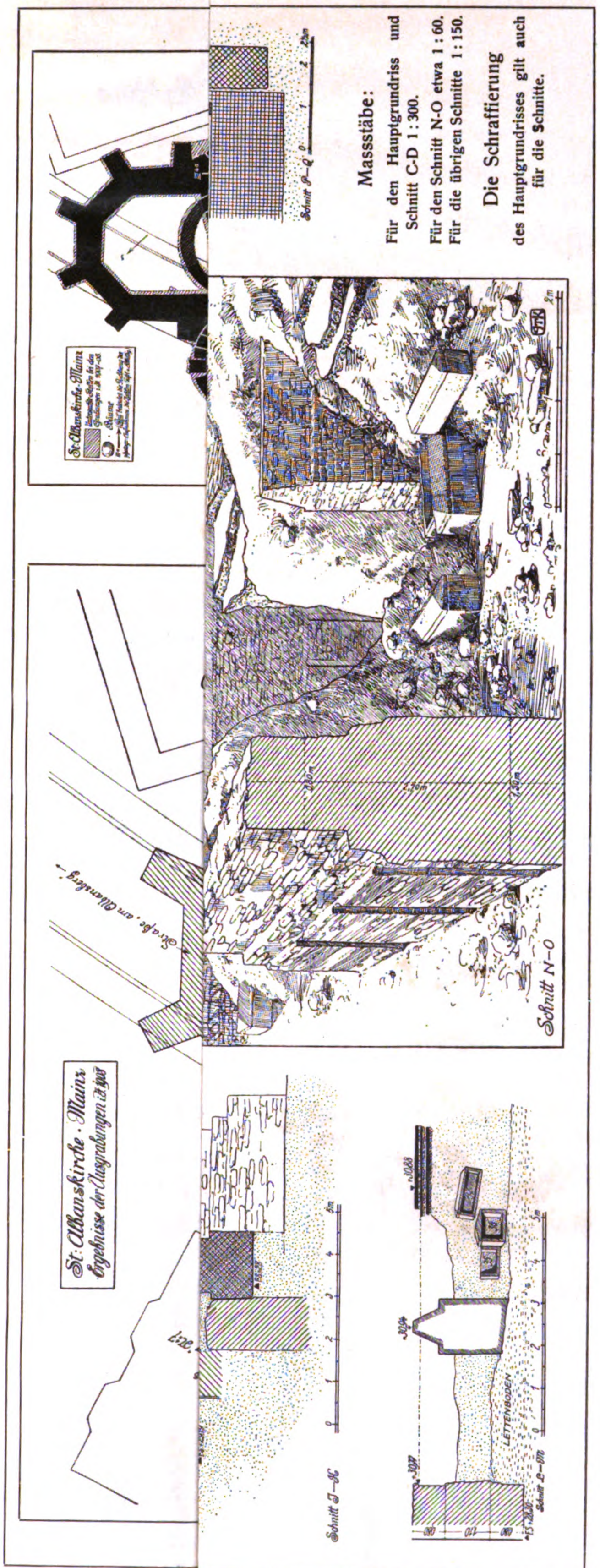
Abb. 5. Südwestecke des vorkarolingischen Baues mit zu Tage gehendem Mauerwerk; im Hintergrund das Fundament der Nordwand des Mittelschiffs des karoling. Baues; vgl. Taf. V, Schnitt N-O.



Abb. 7a. Der oberste Fussboden des vorkarolingischen Baues mit den Abdrücken des Ziegelbelags (vor der Abhebung).



Abb. 6a. Mauerwerk vor der Südwand des vorkaroling. Baues gegen Westen gesehen.


St. Albanskirche · Mainz
Ergebnisse der Ausgrabungen i. J. 1907
Schnitt N-O
Masstäbe:
Für den Hauptgrundriss und Schnitt C-D 1 : 300.
Für den Schnitt N-O etwa 1 : 60.
Für die übrigen Schnitte 1 : 150.
Die Schraffierung
des Hauptgrundrisses gilt auch für die Schnitte.



B. Im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Breslau.
Arbeit des Breslauer Goldschmieds Joachim Hiller.



A. Im Museum in Mainz.
Aus dem Vermächtnis des Herrn Josef Schick in Nackenheim.



C. Musées royaux des arts décoratifs et industriels. Brüssel.

Lindenschmit. Winzerfigur mit Bütte.

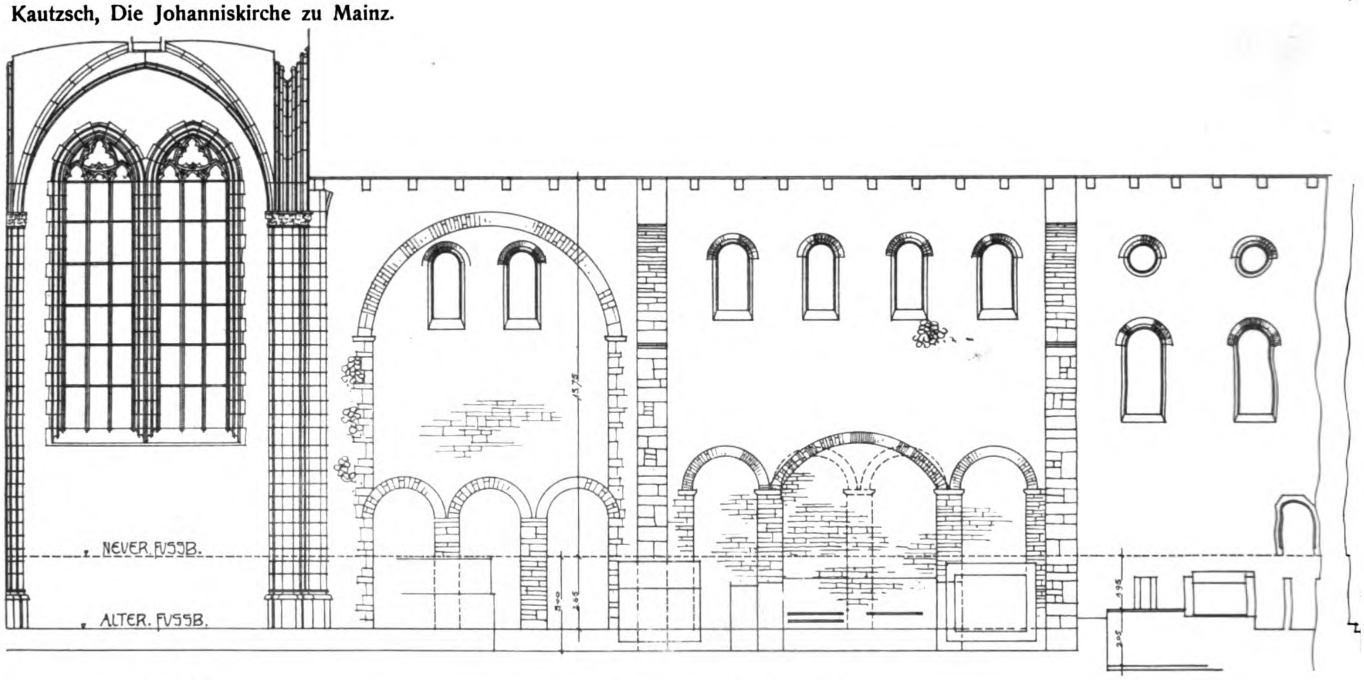


Abb. 2.
Schnitt: Befund bei der Herstellung.

Massstab 1:250.

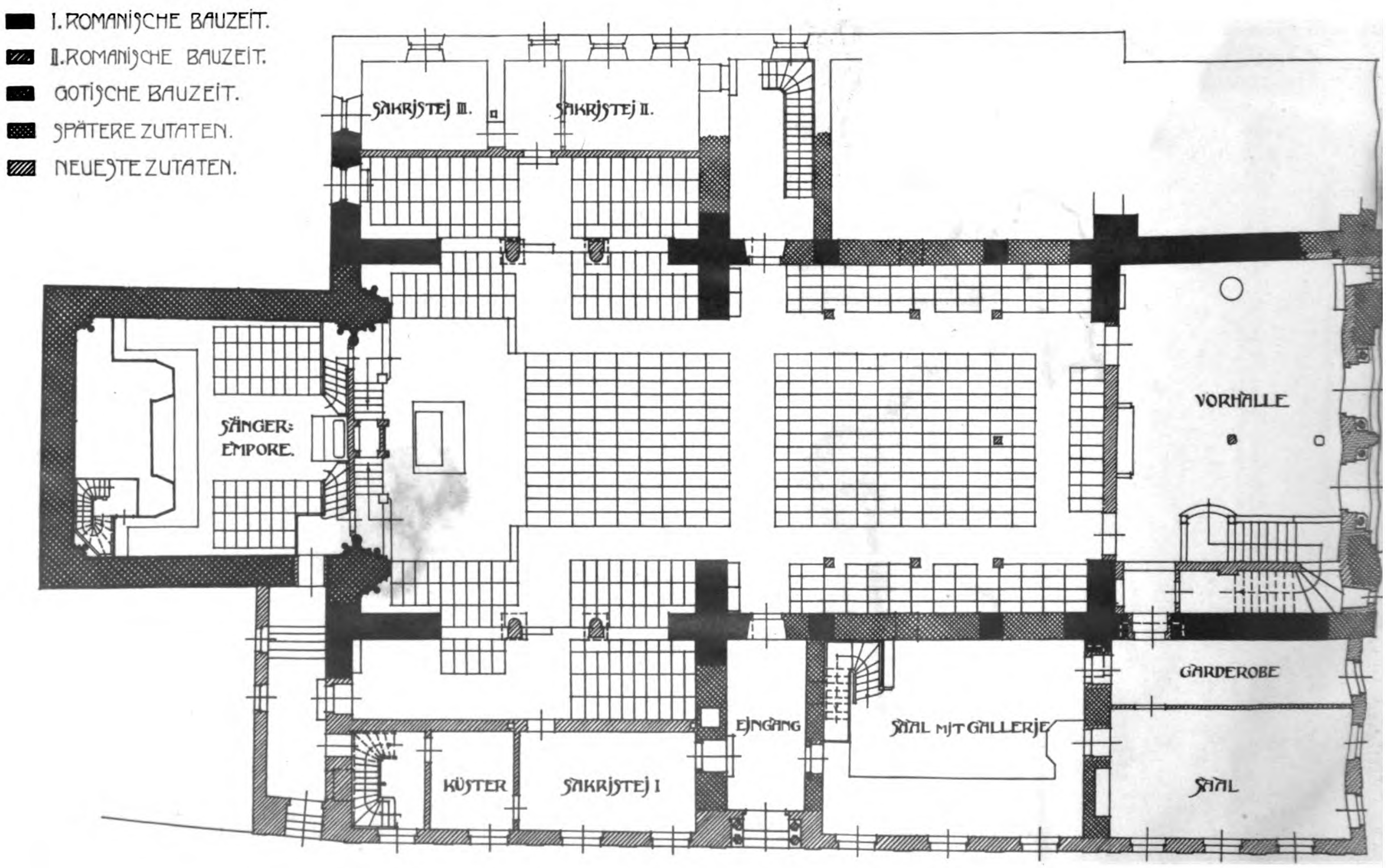


Abb. 1.

Grundriss: Heutiger Zustand.

Massstab 1:250.

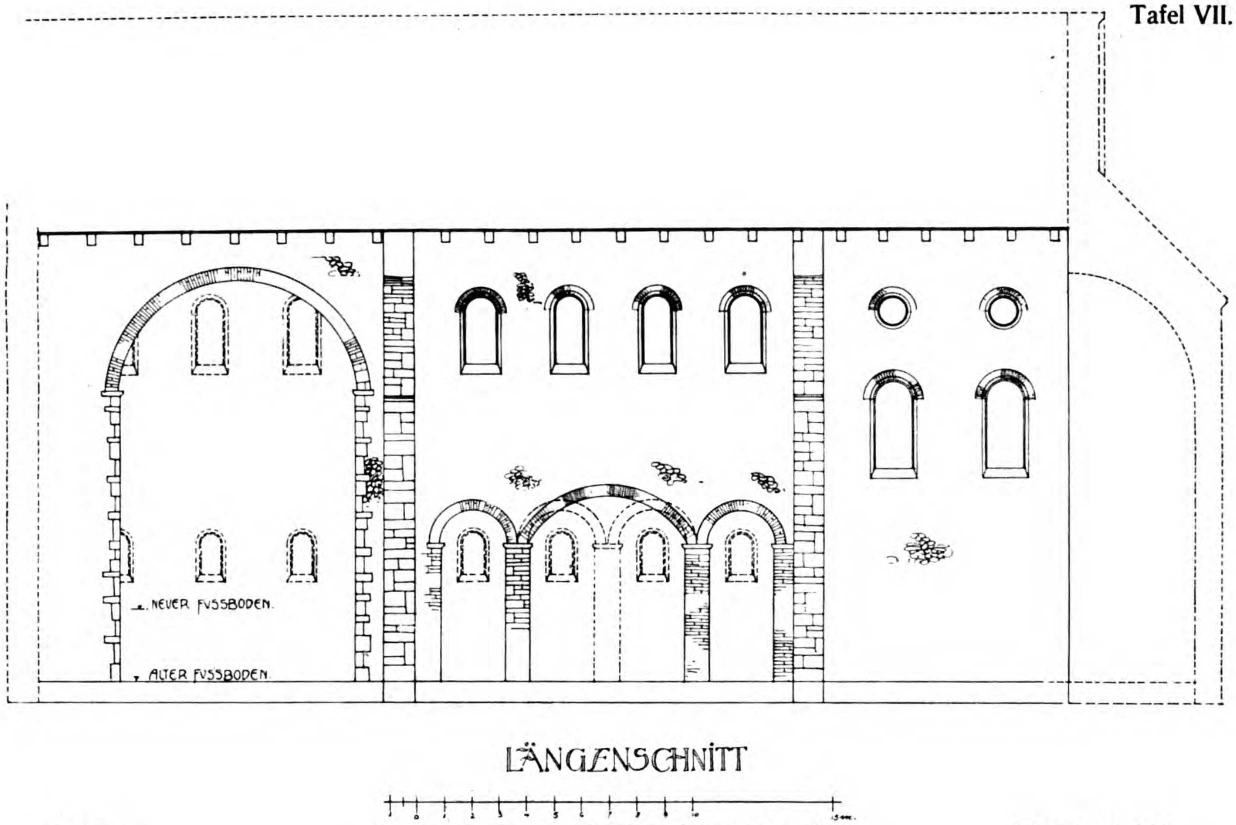


Abb. 3. Schnitt: Querhaus und Seitenschiff, rekonstruiert. Massstab 1:250.

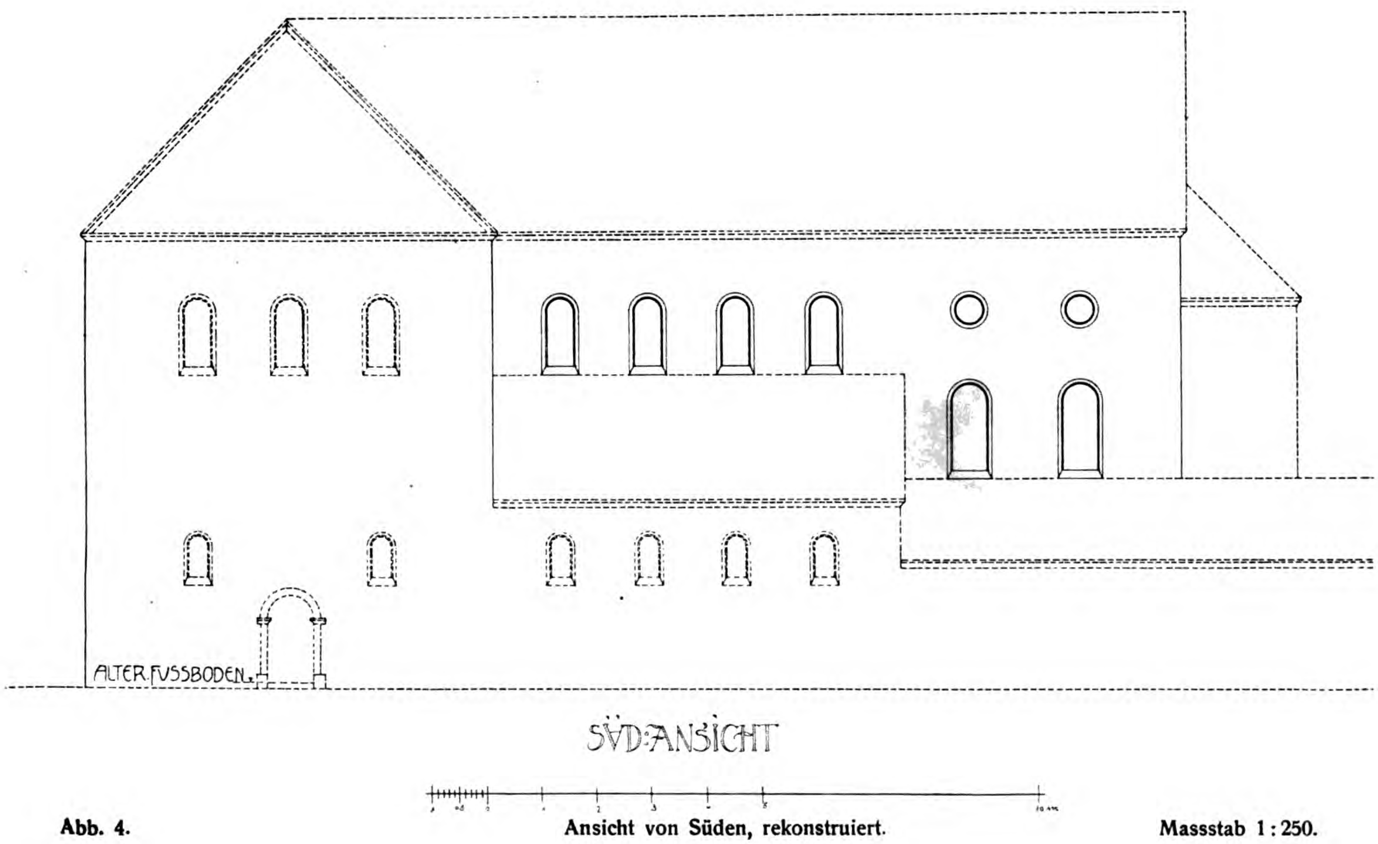


Abb. 4. Ansicht von Süden, rekonstruiert. Massstab 1:250.

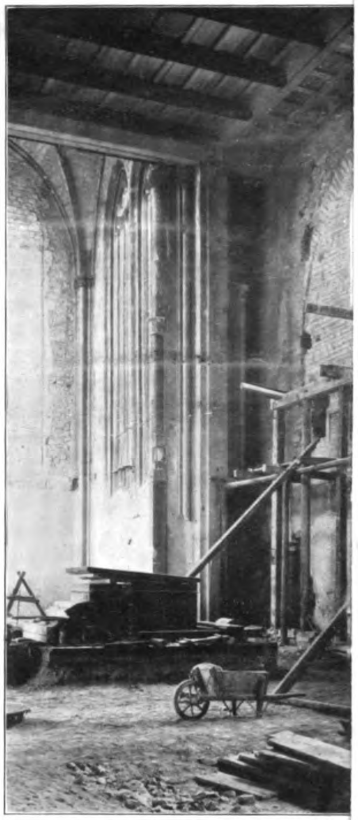


Abb. 1. Blick ins Querhaus un

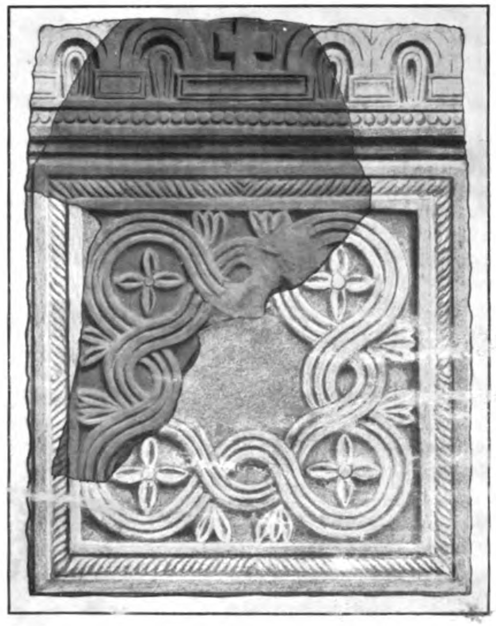


Abb. 7. Bruchstück einer Schranke.



Abb. 3. Arkadenpfeiler der L

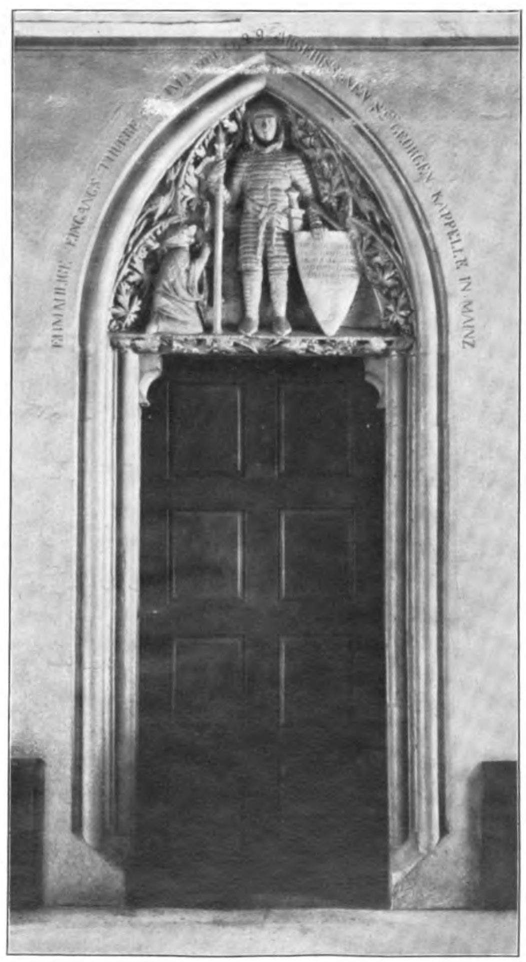


Abb. 8. Portal der ehem. Domdechaneikapelle St. Georg.

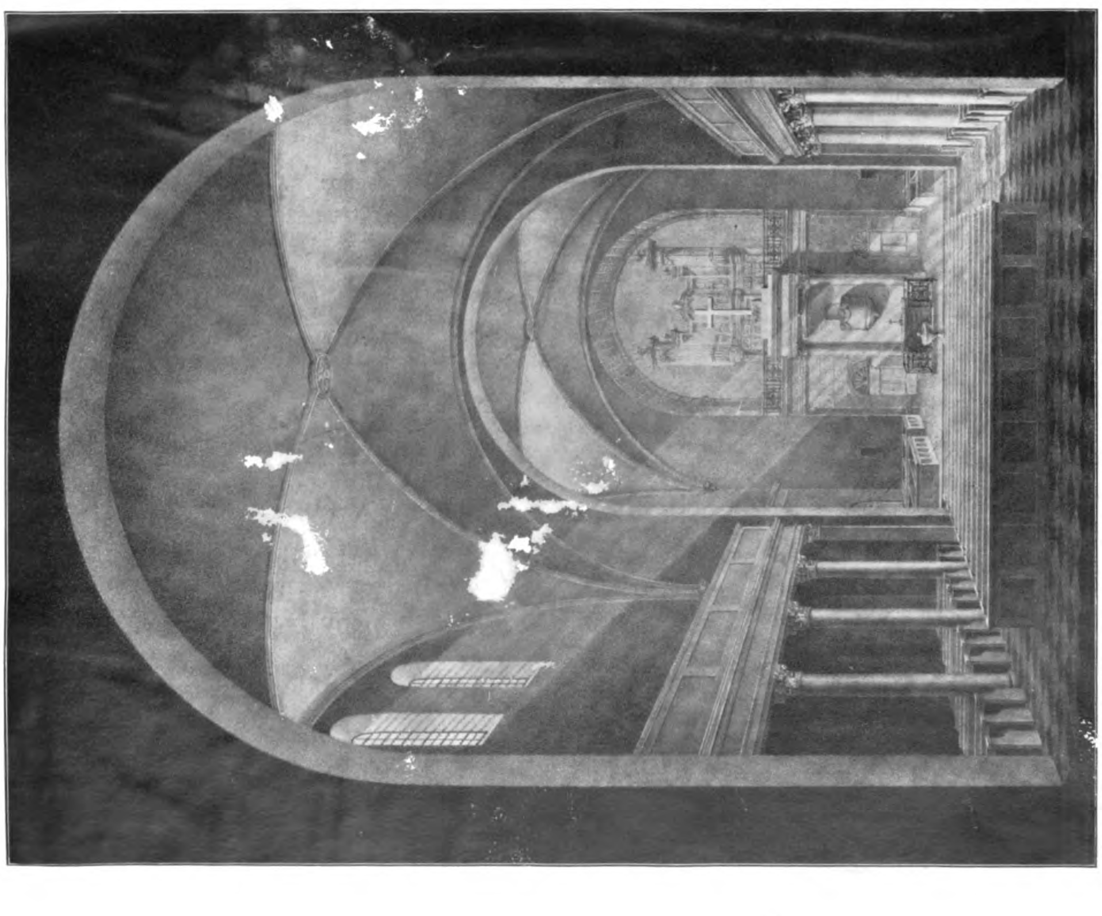


Abb. 1. Ansicht des Innern der Johanniskirche aus dem Jahre 1832. Blick gegen Westen nach dem Turme zu, in dem die Orgel untergebracht ist. Aufgenommen nach der Herstellung für den evangelischen Gottesdienst (1828). Gezeichnet von Heinrich Brühl. Lithographiert von L. Zimmermann. Druck von Theodor von Zabern.



Abb. 2. Fenster in der südlichen Hochmauer des Chores.

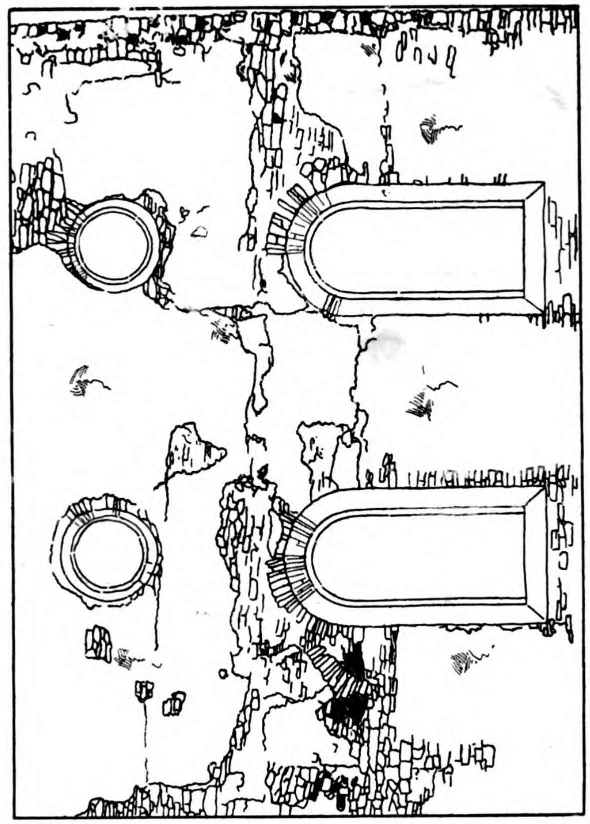


Abb. 3. Umzeichnung von Abbildung 2.